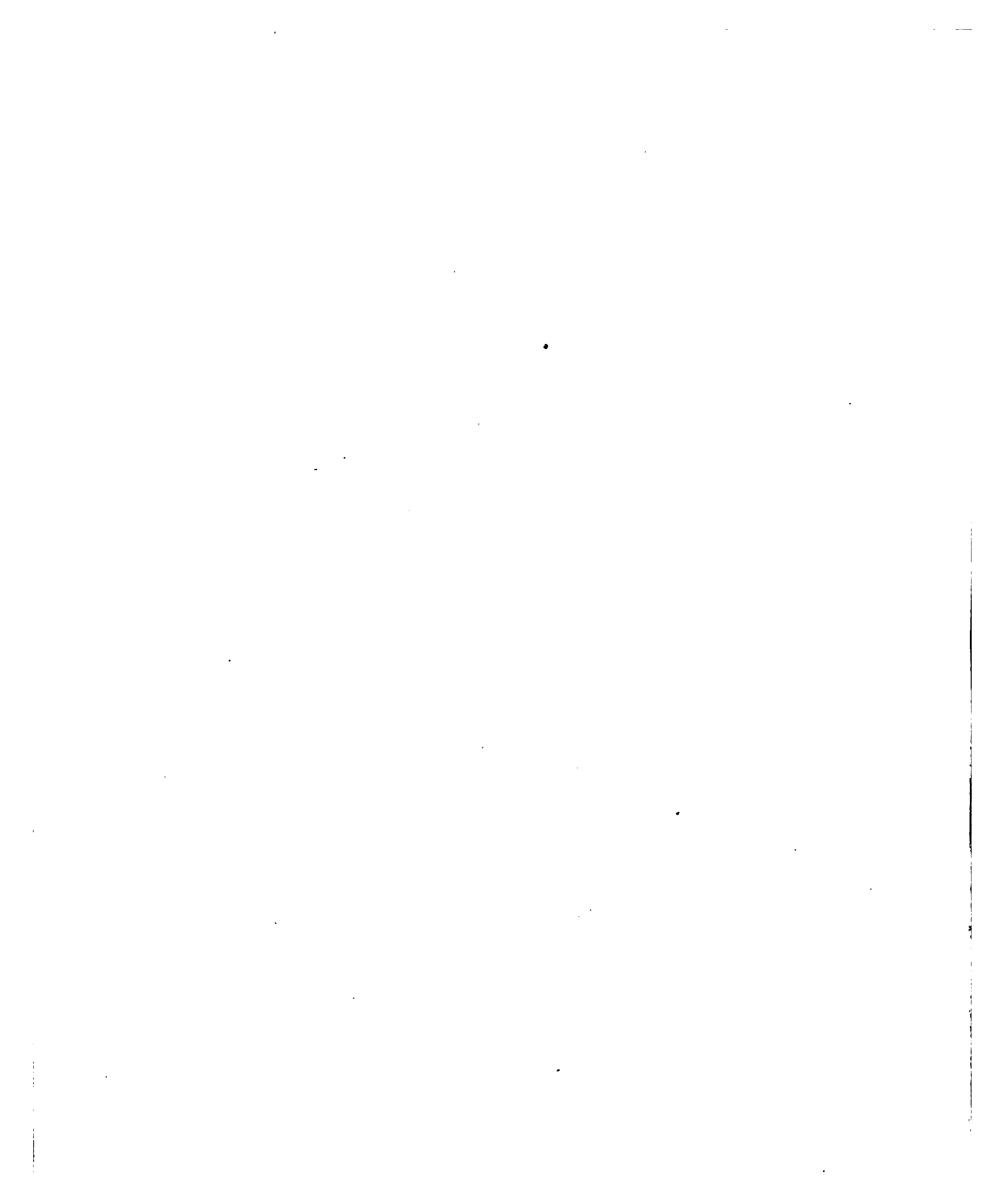


Jahrbücher

für

wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben

von der

Societät für wissenschaftliche Kritik

zu

Berlin.

Jahrgang 1837.

Zweiter Band.

Berlin,

Verlag von Duncker und Humblot.

1837.

Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

Jahrbücher

für

wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben

von der

Societät für wissenschaftliche Kritik

zu

Berlin.

Juli 1837.

Berlin,

Verlag von Duncker und Humblot.

1837.

Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

Mitglieder und Mitarbeiter.

Abegg, in Breslau.
Abeken, in Osnabrück.
Albrecht, in Göttingen.
Aschbach, in Frankfurt a. M.
v. Baer, in Petersburg.
Bartels.
Barthold, in Greifswald.
Baur, in Tübingen.
Bauer.
F. Benary.
A. Benary.
Bernhardy, in Halle.
Beseler, in Basel.
Bessel, in Königsberg in Pr.
Binder, in Heidenheim.
Blum, in Heidelberg.
* *Boeckh*.
v. Bohlen, in Königsberg in Pr.
Bonnell.
* *Bopp*.
v. Brandt.
Burmeister.
Capellmann, in Düsseldorf.
Carus, in Dresden.
Clarus, in Leipzig.
Damerow.
Dieterici.
Diez, in Bonn.
* *Dirichlet*.
Dirksen.
* *Dove*.
Drumann, in Königsberg in Pr.
Ellendt, in Eisleben.
Encke.
Erdmann, in Halle.
Ewald, in Göttingen.
v. Felgermann, in Annaburg.
Feuerbach, in Erlangen.
Förstemann, in Halle.
Fr. Förster.
Fricke, in Hamburg.
Friedländer.
* *Gabler*.
* *Gans*.
Gaertner, in Greifswald.
Gerhard.
Gloger, in Breslau.
Glückselig, in Prag.
Goldfuſs, in Bonn.
Göschel.
Göttling, in Jena.
Graff.
v. Griesheim.
v. Gruber, in Stralsund.
Haase, in Schulpforta.
v. d. Hagen.
Hagen II. in Königsberg in Pr.
Hahn, in Breslau.
Hahn, in München.
Hartung, in Erlangen.
* *v. Henning*.
* *Heffter*.
Heydemann.
Heyse.
Hiecke, in Merseburg.
Hinrichs, in Halle.
Homeyer.
Hornschuh, in Greifswald.
* *Hotho*.
* *Fr. Hufeland*.
Hunger, in Erlangen.
Ideler.
J. Ideler.
Johannsen, in Copenhagen.
v. Karajan, in Wien.
Kleine, in Duisburg.
Klöden.
Kosegarten, in Greifswald.
Krüger, in Quedlinburg.
Kufahl.
Kühne, in Leipzig.
Lange.
G. Lange, in Worms.
Lappenberg, in Hamburg.
Lehmann.
Lehnerdt, in Königsberg in Pr.
Lehrs, in Königberg in Pr.
Leo, in Halle.
Leupoldt, in Erlangen.
* *Link*.
Lisch, in Schwerin.
Lobeck, in Königsberg in Pr.
Lorinser, in Oppeln.
Lucas, in Königsberg in Pr.
* *Marheineke*.
Matthäi, in Verden.
Matthäi, in Göttingen.
Matthies, in Greifswald.
Mayer, in Bonn
Meinicke, in Prenzlau.
E. v. Meyer, in Frankfurt a. M.
G. v. Meyer, in Frankfurt a. M.
H. v. Meyer, in Frankfurt a. M.
Michelet.
Minding.
Mittermaier, in Heidelberg.
Moser, in Königsberg in Pr.
Mullach.
Mundt.
v. Müffling, in Münster.
J. Müller.
Müller.
Naumann, in Bonn.
Naumann, in Freiburg.
Nebenius, in Carlsruhe.
Nees v. Esenbeck, in Breslau.
Nöggerath, in Bonn.
Pelt, in Kiel.
Petermann.
Petersen, in Kreuznach.
v. Pfuel, in Neufchatel.
Phillips, in München.
Pinder.
Plaſs, in Verden.
Pohl, in Breslau.
Pott, in Halle.
Purkinje, in Breslau.
Ranke, in Quedlinburg.
Rathke, in Königsberg in Pr.
Ratzeburg.
v. Raumer, in Erlangen.
Rauter, in Straſsburg.
Reinganum.
v. Riese, in Bonn.
Carl Ritter.
v. Roon.
Rosenkranz, in Königsberg.
Rötscher, in Bromberg.
Fr. Rückert, in Erlangen.
Rühle v. Lilienstern.
v. Rumohr, in Copenhagen.
Rust, in Speier.
Sachs.
Schmidt, in Erfurt.
Schmidt, in Bielefeldt.
Schnaase, in Düsseldorf.
Schoell.
Schömann, in Greifswald.
Schön, in Breslau.
Schott.
Schubert, in Königsberg in Pr.
* *J. Schulze*.
* *C. H. Schultz*.
Sohncke, in Königsberg in Pr.
Spiker.
v. Stägemann.
Stannius.
Steffens.
Stern, in Göttingen.
Strauſs, in Tübingen.
Streckfuſs.
* *Toelken*.
Trendelenburg.
Uckert, in Gotha.
Ulrici, in Halle.
* *Varnhagen v. Ense*.
Vatke.
Voigt, in Königsberg in Pr.
Waagen.
Wachsmuth, in Leipzig.
Walter.
Weber, in Bonn.
Weiſse, in Leipzig.
Wendt, in Posen.
Wiegmann.
Wilda, in Halle.
* *Wilken*.
v. Willisen.
Wilmans.
Windischmann, in München.
v. Winterfeld.
Witte, in Halle.
Wolff, in Wien.
* *C. G. Zumpt*.
A. W. Zumpt.

Systematischer Index

zum

Jahrgang 1837 der Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

I. Philosophie.

II. Theologie.

III. Jurisprudenz.

IV. Staats- und Kameralwissenschaften.

V. Geschichte und Kriegswissenschaften.

VI. Philologie.

a) Allgemeines.

b) Orientalische Philologie.

VIII. Astronomie, Geographie, Physik und Chemie.

IX. Mineralogie, Botanik und Zoologie.

X. Physiologie und Medizin.

№ 1.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juli 1837.

I.

[illegible]gen über den Pentateuch von Dr. [illegible] Ranke. Erster Band. **S. X, 278. *[illegible], 1834. bei Heyder.***

Es ist neuerlich bei dem Streit für die Anerkennung der Aechtheit des Pentateuch von den Apologeten öfter der Vorwurf gegen die Kritik erhoben worden, [illegible] vorliegendes Werk gänzlich ignorirt habe. Dieses Schicksal, ignorirt zu werden, kann man [illegible] Hrn. Ranke noch für längere Zeit als [illegible] stellen, man kann dieses Schicksal [illegible] in seiner Anlage begründetes betrachten, ohne [illegible] seinen Werth im geringsten zu beschränken. [illegible] der eigentliche Kern, den es enthält, [illegible] für's erste noch in stillschweigender Weise von Seiten der Kritik angeeignet werden und [illegible] wenn dies vollständig geschehen ist, wird [illegible] Bedeutung gerade das *anerkannt* werden, [illegible] beiden Seiten gemeinsame Position zu [illegible] hat. Wenn es auch seinem wahren [illegible] nicht mehr bewirken konnte, so ist das [illegible] wesentliches Verdienst; denn ist eine gemeinsame Position mehr gewonnen, so ist der Streit [illegible] des historischen Glaubens vereinfacht [illegible] die Kräfte mit mehr Concentration [illegible] den Mittelpunkte der Untersuchung zu[illegible] Ranke wollte aber auch, in vorliegenden Bande wenigstens, noch nichts weiter liefern, als [illegible] Untersuchung der Aechtheit des Pentateuch [illegible] Grund und Boden bildet. Er will noch nicht [illegible] Beweis liefern, dafs der Pentateuch von [illegible], sondern nur die Ansicht beseitigen, welche, so [illegible] sie steht, die Authentie des Pentateuch zu [illegible] bringt. Er wendet sich nämlich gegen die Ansicht, [illegible] der Pentateuch aus verschiedenen, zum Theil einander widersprechenden *Fragmenten* zusammengestellt sei und sucht dagegen die Einheit des Werkes sicher zu stellen. Um hierüber zur Gewifsheit zu kommen, betrachtet Hr. Ranke im *ersten* Buch die *Struktur des Pentateuch*, zunächst in Hinsicht der *Genealogie* und *Chronologie*.

Die Fragmentenhypothese hat sich besonders an die genealogischen Reihen, die aus der grofsen Geschichtsmasse hervortreten, gehalten und aus ihnen die zusammenhangslose Compilation des Pentateuch erweisen zu können gemeint, dagegen ist es dem Hrn. Verf. auf's schönste gelungen, die Symmetrie und den Plan des Ganzen herauszufinden. Er zeigt auf evidente Weise, wie die genealogischen Tabellen in der vorangehenden Geschichtserzählung vorbereitet sind, wie sie selbst das Folgende einführen und so rückwärts und vorwärts in die Erzählung verwoben sind. Eine kurze Uebersicht wird die schlagende Kraft dieser Untersuchung anschaulich machen.

Die Genealogie Kain's Gen. 4, 17—24 weist zurück auf die genealogische Angabe von der Abstammung Kain's und setzt die Erzählung von Kain's Brudermord und Verbannung voraus. Den Uebergang zu Seth's Geburt und die Erklärung des Namens Seth c. 4, 25. setzt wieder die That Kain's voraus. Die Genealogie Kain's bildet somit einen integrirenden Theil eines gröfseren Ganzen, des Berichtes über Adam. Es befremdet nun nicht, dafs wir uns c. 5, 1—5. wiederum auf dem Standpunkt der Geschichte Adam's befinden, da wir im Vorigen noch nicht darüber hinausgekommen waren. Die Genealogie der Sethiten c. 5, 6—32. mufste vielmehr durch jene Einleitung eingeführt werden, weil sie der Anfang der grofsen genealogischen Linie ist, die sich durch einen bedeutenden Theil des Werks erstreckt, und die Geschlechter Israels zum Ziele hat. Es mufste hier ausdrücklich auf Adam, als das erste Glied in der grofsen Reihe zurückgegangen werden.

In der Genealogie der Sethiten wird berichtet, wie alt jeder war, da er seinen Sohn zeugte, wie lange er nach diesem Zeitpunkte lebte und endlich wird die Summe seiner Lebensjahre angegeben. Nur bei Noah c. 5, 32. vermissen wir den letzteren Theil der genealogischen Angaben, nämlich die Jahre, die er nach der Erzeugung seiner drei Söhne zurücklegte und die Summe seiner Lebensjahre. Diese Geschlechtstafel macht somit nicht Anspruch darauf, ein selbstständiges Ganzes zu sein. Wie der Anfang früher gegebene Erklärungen voraussetzt, so fordert das Ende eine folgende Ergänzung. Diese erfolgt wirklich, nachdem der Bericht von der Sündfluth gegeben ist. C. 9, 28. 29. werden die Lebensjahre Noah's nach der Fluth angegeben, wodurch die Jahre nach der Erzeugung der drei Söhne zugleich bestimmt sind und sodann wird sein ganzes Lebensalter angegeben. Die Völkertafel c. 10. setzt den Bericht von den drei Söhnen Noah's und von der Sündfluth voraus, sie legt der Linie Sem's die gröfsere Bedeutung bei und bezeichnet schon die Hauptrichtung derselben, da sie Sem vor den einzelnen Angaben den Vater aller Söhne Eber's nennt. Trotz dieser vorauseilenden Beziehung auf Eber, werden von dessen beiden Söhnen Peleg und Joktan nur die Nachkommen des Letzteren aufgezählt, die des Peleg aber übergangen. Die Tafel ist nicht vollständig, sie wird ergänzt, nachdem c. 11, 1—9. das Genauere über die Zerstreuung der Völker beigebracht ist. C. 11, 10—32. wird die Verzweigung der Semiten durch die Linie Pelegs fortgeführt bis auf Abraham. Aber auch diese genealogische Reihe hat keinen Abschlufs, der ihr den Charakter der Selbstständigkeit geben könnte. Nur von Tharah wird angegeben, wie alt er war bei der Geburt seiner Söhne und in welchem Alter er starb. Hingegen an die Erwähnung seiner drei Söhne werden mehrere Notizen geknüpft, welche in der speciellsten Beziehung auf das folgende stehen. Zuerst wird Lot's Abkunft von Haran gemeldet und Haran's Tod, dann die Verehlichung der beiden übrigen Brüder Abraham und Nahor sammt den Namen ihrer Frauen Sarai und Milka und endlich sogar die Notiz, dafs Sarai unfruchtbar war und kein Kind hatte. Und während die Abkunft der Milka berichtet wird, schweigt der Bericht von der der Sarai, um der Lösung einer späteren Verwicklung nicht vorzugreifen.

Nun zeigt Hr. Ranke, wie die angelegten Fäden im Folgenden Gen. c. 12. — c. 25, 18. sich zu einem zusammenhängenden Gewebe vereinigen. Wie bis Abraham von Adam an Eine Hauptlinie mit chronologischen Angaben vor den Seitenlinien hervortrat, so geschieht es nun mit der Linie Abrahams. An sie knüpfen sich die chronologischen Bestimmungen, sie ist der Mittelpunkt, um den sich ein gröfserer genealogischer Kreis bildet, durch Ismael, Isaak und die Söhne der Ketura und im Zusammenhange mit der Geschichte Abrahams wird die Genealogie Lots des Sohnes [illegible] 37. 38.) und des Nahor des Gemahls der M[illegible] 22, 20—24.) fortgeführt.

In derselben Weise zeigt Hr. Ranke, wie in der zweiten Hälfte der Genesis die chronologischen und genealogischen Bestimmungen das Gebäude der Geschichte zusammenhalten, wie sie spätere geschichtliche Parthien vorbereiten und durch diese nothwendig herbeigeführt und motivirt werden. Sehr schön bemerkt er endlich, wie im Bericht vom Leben Jacob's die Chronologie den Faden der genealogischen Folge verläfst, sich an die denkwürdigsten Begebenheiten, den Aufenthalt Josephs in Aegypten und die Einwanderung der ganzen Familie Jacobs in dieses Land anknüpft, um in den vier übrigen Büchern des Pentateuch die Reihefolge der einzelnen geschichtlichen Momente bei der Befreiung des Volks zu bestimmen.

Ein Buch, in dessen Composition ein so genauer Zusammenhang sich zeigt, der nicht etwa nur von selbst durch die natürliche Aufeinanderfolge herbeigeführt, sondern auch durch den Schriftsteller [illegible] bestimmten Rhythmus ausgebildet ist, ein solches Buch, schliefst nun Hr. Ranke weiter, mufs auch einen bestimmten Zweck verfolgen. Und nach dieser [illegible] des *Endzwecks* wird der innre Zusammenhang [illegible] Pentateuch im *zweiten* Capitel des ersten Buches geprüft p. 36—156.

Hr. Ranke unterscheidet bei der [illegible] der Genesis im ersten Abschnitt derselben c. [illegible] einen zwiefachen Zweck, der hier verfolgt wird. Der Gott, der Himmel und Erde geschaffen hat, solle als der Gott Israel's dargestellt werden. Im Bericht von der Schöpfung werde daher die Ruhe Gottes am siebenten Tage bedeutsam hervorgehoben, und die Feier des Sabbaths als ein göttliches Institut begründet. Die einzelnen Parthien des Bundes Gottes mit Noah seien

[illegible] auf das Gesetz Israels gearbeitet. Zu [illegible] Beziehung auf Israel gehöre auch der Umstand, [illegible] Völkertafel mit grofser Genauigkeit die Stämme [illegible] angebe, so wie der Fluch Noah's über Kanaan. Sodann sei es eine der ersten Tendenzen des Werks, das allgemeine Verhältnifs Jehovas zur Menschheit zu bezeichnen, da ja auch dem besonderen Verhältnifs Israels zu Jehova das allgemeine Verhältnifs der Menschheit zu dem Schöpfer zu Grunde liege. Zu dieser Rücksicht des Werks gehöre die Stellung, die [illegible] en als Ziel der Schöpfung gebe, ferner [illegible] ufs Jehovas, die Menschheit überhaupt [illegible] Falle wieder aufzurichten und zu ihrer Be- [illegible] ng zurückzuführen. Endlich gehöre zur Darle- [illegible] des Verhältnisses Jehovas zur Menschheit der [illegible] Gottes mit Noah nach der Fluth, ferner die Ver- [illegible] ler Völker durch ihre gemeinsame Ab- [illegible] Noah, ihre durch Jehovas Wort ent- [illegible] Scheidung in Völker verschiedener Zungen, [illegible] die Weissagung Noah's über seine Söhne, als [illegible] Menschheit.

[illegible] Genealogie Sem's werde auf Abraham [illegible] Stammvater Israels hingeleitet und von hier [illegible] übrigen Theilen der Genesis die Be- [illegible] Jehovas zu Israel vorbereitet, in den folgenden vier Büchern werde sie vollständig dargelegt.

[illegible] dem Uebergange zur Patriarchen-Geschichte [illegible] Hr. Ranke treffend darauf hin, dafs bei der Spe- [illegible] geschichtlichen Interesses die Beziehung [illegible] Verhältnifs Jehovas zur Menschheit überhaupt [illegible]. Im Gegentheil, wie aus dem Se- [illegible] Sem schon hindurch blickte, dafs es [illegible] Jehovas sei, sich den Semiten beson- [illegible] eisen und zwar so, dafs den ande- [illegible] Heil erwachse, so erscheine auch [illegible] Patriarchen als erster Schritt zur [illegible] dem ganzen Menschengeschlecht gel- [illegible]

[illegible] Abrahams seien es nun zwei Dinge, um [illegible] wesentliche bewege: das Land und das Volk der Verheifsung. Sehr sinnig verfolgt der Hr. Verf. die Beziehungen des Einzelnen auf diese beiden [illegible] Verheifsung in Isaak, Jakob und dessen Nachkommen ihr bleibendes Substrat erreicht hat. Auf gleich sinnige und meist glückliche Weise wie in der Genesis zeigt der Hr. Verf., dafs auch in den vier folgenden Büchern des Pentateuch der Zusammenhang des Einzelnen durch die gemeinsame Beziehung auf den Zweck der göttlichen Offenbarung und durch gegenseitige innerliche Beziehung des Folgenden auf das Vorhergehende, so dafs das Folgende den göttlichen Zweck gesetzmäfsig immer näher bestimme, ein stätiger sei.

Es fragt sich nun, wie weit die Untersuchung des Hrn. Verfs. für die Aechtheit des Pentateuch beweisende Kraft habe. Es ist sehr zu rühmen, dafs Hr. Ranke durch das Glück seiner Untersuchung sich nicht zu einem Schlufs für den mosaischen Ursprung des Pentateuch hat verleiten lassen, mit vieler Enthaltsamkeit sagt er p. 9 selbst, dafs durch die Sicherstellung der Einheit des Werks die Untersuchung der Aechtheit erst Grund und Boden gewonnen habe, also noch nicht entschieden sei. Dennoch möchte der Hr. Verf. die bisherige Nichtbeachtung seines Werks von Seiten der Kritik zum Theil gerade dadurch verschuldet haben, dafs er sich nicht noch bestimmter über die Bedeutung seiner Untersuchung ausgesprochen hat. Er hätte geradezu es zugestehen sollen, dafs durch die Einheit des Pentateuch noch nichts für die Authentie gewonnen sei, und dies hätte ausführlich der Kritik gegenüber motivirt werden müssen.

Wie die Unterlassung einer nothwendigen Handlung immer zugleich gegen eine Seite des Gesetzes auch wirklich anstöfst, so hat auch der Herr Verf. dadurch, dafs er den Leser über die Bedeutung seiner Untersuchung nicht hinlänglich orientirt hat, seinem sonst kerngesunden Werke einen Schaden zugefügt. Er glaubt die Hypothese von der Zusammensetzung des Pentateuch vollständig überwunden zu haben, er hat aber nur bewiesen, dafs das Buch in seiner *gegenwärtigen* Gestalt in sich durchaus einig sei. Nun müssen wir aber doch annehmen, dafs, wenn Moses der Vf. ist, ihm für die Genesis schriftliche Urkunden vorgelegen haben. Wenn er aber diese zu einem Ganzen verarbeitet hat, in dem sich die ursprünglichen Bestandtheile schlechterdings nicht mehr mit Bestimmtheit angeben lassen, so bleibt auch die Möglichkeit, dafs die vier übrigen Bücher aus Fragmenten sich gebildet haben. Das herrliche Resultat seiner Abhandlung kann Herr Ranke einer solchen Behauptung nicht entgegenstellen. Denn wendet er ein, es stehe doch jeder einzelne Zug der Geschichte und der Gesetzge-

bung in jenen Büchern im vollkommensten gegenseitigen Zusammenhang, so kann erwidert werden: ebenso wie die Vertheidiger des mosaischen Ursprungs annehmen müssen, dafs auch Moses die schriftliche und mündliche Tradition in der Genesis zu einem in sich harmonischen Werk vereinigt habe, so könnte dasselbe auch mit dem ganzen Pentateuch geschehen sein, so dafs ein weit späterer nach Moses vorhandene Materialien zu einem zusammenhängenden Ganzen umgegossen habe.

Die erwiesene Einheit des Pentateuch vermag auch nichts gegen die Vertheidiger der mythischen Auffassung. Denn wollte der Hr. Vf. gegen diese die Seite seines gewonnenen Resultates gebrauchen, dafs der Eine göttliche Zweck im Pentateuch jede einzelne Parthie der Geschichte durchdringe, dafs Alles zu ihm in Beziehung stehe, so kann erwidert werden, dafs das Volksbewufstsein, in dem sich der Mythus der Urgeschichte, der Geschichte der Patriarchen und der Gesetzgebung gebildet habe, auch ein in sich einiges und vom Gedanken des göttlichen Zwecks beherrscht gewesen sei. Die mythische Ausmalung der Vergangenheit habe sich daher mit ihren Bestandtheilen nothwendig an die Einheit des göttlichen Zweckes anknüpfen müssen, hieraus sei eine Geschichte entstanden, die im Volksbewufstsein an sich ein Ganzes war und als ein solches von einem höherstehenden Geiste auch herausgebildet werden konnte. Wollte man gegen die mythische Ansicht endlich das einwenden, was Herr Ranke gleichfalls trefflich entwickelt hat, dafs der göttliche Zweck in der Geschichte des Pentateuch in gesetzmäfsiger Weise sich immer näher bestimme und gestalte, so kann dagegen erwidert werden, dafs auch die mythische Produktivität sich nicht ohne innre Vernunft äufsere und ohne reflektirendes Bewufstsein von einem vernünftigen Gesetz geleitet werden könne.

Kann das Resultat der Arbeit des Herrn Verf. schon gegen obige Fassung der Urkunden- und Fragmentenhypothese nicht mehr feindlich auftreten, so möchte es noch schwerer bei folgender Betrachtung der ganzen Sache geschehen. Ref. glaubt nicht allein zu stehen, wenn er den mosaischen Ursprung des Pentateuch festhält, ebenso den Bericht bis in's Einzelne als historisch betrachtet und nur die Ur[illegible] bis zu Abraham hin als Mythus auffafst. D[illegible] dies kein Widerspruch sei, kann hier [illegible] werden. Referent will nur darauf hindeu[illegible] abgesehen von der Gefahr der mythische[illegible] doch die Gefahr einer fragmentarischen [illegible] den Inhalt des ganzen Pentateuch bedro[illegible] die-ser Gestalt noch weniger von dem Herrn [illegible] tigt ist. Denn ist die Urgeschichte [illegible] schein des innern Zusammenhangs u[illegible] der [illegible] bar vernünftigen Weise ihres Fortsch[illegible] meinen Interesse zu immer specielleren [illegible] bei ihrer innigen Verwebung mit der P[illegible] schichte und mit der ganzen Geschichte [illegible] schen Volkes doch nur im Volksbewu[illegible] zu gegenwärtiger Gestalt gelangt, [illegible] mehr die Fragmentenhypothese vom [illegible] tateuch abhalten zu können. So w[illegible] schichte, allmählig, also nachdem sie [illegible] verschiedene Stufen zurückgelegt hatt[illegible] monie ihrer gegenwärtigen Gestalt [illegible] so gut, scheint alsdann, konnte auc[illegible] Pen-tateuch allmählig in Form einzelner [illegible] kleinerer Fragmente sich bilden und [illegible] nen einzelnen Fäden zu einem na[illegible] verarbeitet sein.

Die Fragmentenhypothese kann sich d[illegible] Resultaten der Untersuchung, so weit [illegible] Verf. in diesem ersten Bande seine[illegible] hat, bekennen, es ist auch sehr wa[illegible] die Kritik nicht mehr auf lange Z[illegible] der Struktur des Pentateuch verke[illegible] Ranke wird durch seine Arbeit gro[illegible] ser Wendung des Streites habe[illegible] mit der Fragmentenhypothese wi[illegible] beendigt sein. Es bleibt noch üb[illegible] getik an der *Urgeschichte* sich [illegible] dafs ein Bericht bei aller inneren [illegible] nünftiger Bestimmtheit doch myth[illegible] entstanden sein kann; an dem [illegible] *triarchen* haben die Apologeten [illegible] wie aus fragmentarisch vorhandenen [illegible] zusammenhängendes Werk wie die [illegible] werden konnte.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 2.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juli 1837.

Untersuchungen über den Pentateuch von Dr. Fr. H. Ranke.

(Schlufs.)

Es bleibt dann noch zu bestimmen übrig, wie so *zusammenhängende Berichte*, als die von der Urgeschichte und vom Leben der Patriarchen sind, doch *der eine mythisch*, *der andre historisch* sein können. Und dann wird erst die Frage über den historischen Charakter und den mosaischen Ursprung auch der *vier letzten Bücher* des Pentateuch gelöst werden können. Ehe die Apologetik zu dieser reinen und bestimmten Fassung der Fragen gelangt, wird es noch lange dauern, da es einmal Gesetz der Geschichte ist, dafs jede Möglichkeit eines Standpunkts sich langsam in der Wirklichkeit ausbreiten und eben so langsam d. h. auf das gründlichste überwunden werden soll. Die Wahrheit wird zu ihrer Zeit doch vollständig an den Tag kommen, aber damit das Resultat durch die äufserste Anstrengung des Geistes vermittelt werde, darum geschieht es, dafs die Apologeten durch die anfängliche scheinbare Erfolglosigkeit ihrer Bemühungen geprüft werden. Es soll dadurch der Reiz zu erhöhter Thätigkeit in ihnen erweckt werden, noch mehr aber soll es ein Sporn zur Selbstprüfung werden, ob nicht zur Schlichtung des Streites eine reinere Fassung der Frage nothwendig sei. Es ist sehr zu wünschen, dafs auch Herr Ranke Zeit und Mufse finden möge, seine Untersuchung über die Einheit des Pentateuchs fortzusetzen und dafs das bisherige Schicksal seines Werkes sein Bewufstsein über das Verhältnifs zur Kritik schärfen möge.

Die Untersuchung über die Einheit des Pentateuch hat nämlich der Herr Verf. in vorliegendem Bande noch nicht zu Ende geführt. Nachdem er im ersten Buch die zusammenhängende Struktur des Pentateuch betrachtet hat, so widerlegt er im *zweiten Buch* die *Einwürfe* gegen die Einheit des Werks und hier hat er erst in Einem Kapitel die Einwürfe gegen die Einheit der Genesis behandelt, so dafs noch ein bedeutender Theil der Untersuchung unerledigt ist.

Auch in der ausdrücklichen Behandlung der Einwürfe gegen die Einheit der Genesis hat der Herr Verf. die Fragmentenhypothese nur soweit besiegt, als er wieder nur die gegenwärtige Gestalt des Buchs als in sich zusammenhängend erwiesen hat. Aber die Möglichkeit bleibt noch, dafs auch fragmentarische Anschauungen oder zerstreute schriftliche Notizen, die sich gegenseitig widersprechen, zu einem wohlgeordnetem Ganzen verwebt werden können. Ref. wird dies mit einem Beispiel belegen.

Durch gegenseitige Beziehung auf einander kann nichts mehr zusammenhängen, als die Weissagung Noahs über seine drei Söhne c. 9 v. 26, 27; sodann die Völkertafel c. 10 und der Bericht von der Sprachverwirrung c. 11, 1—9. Die Weissagung Noahs hat seine Söhne nicht nur als Individuen im Auge, sondern in ihnen zugleich ihre Nachkommen. Es darf uns daher nicht befremden, wenn c. 10 die Genealogie der Familie Noah's zugleich eine Völkergenealogie ist. Nun werden c. 10 die Völker nicht nur mit verschiedenen Sprachen vorausgesetzt, sondern auch ausdrücklich wird auf eine bestimmte Katastrophe der Sprachenscheidung hingewiesen, wenn c. 10, 25 gesagt wird, dafs zu Peleg's Zeit die Welt zertheilt ward. Mit Rücksicht hierauf geht der Bericht c. 11, 1 auf den Zustand der Menschheit zurück, wo die ganze Erde noch Eine Zunge und Sprache war, und motivirt, wie die Zertheilung der Völker und Sprachen entstand. Also gegenwärtig schliefst sich das Einzelne genau zusammen und sogar noch weiter zurück c. 9, 19 wird darauf hingewiesen, dafs von den drei Söhnen Noahs aus sich die ganze Erde d. h. ihre Bewohner ausbreiteten. Bei diesem formellen Zusammenhang des Be-

richts kann aber doch die andre Annahme bestehen, dafs er aus verschiedenen Fragmenten zusammengesetzt sei. Denn ein und dasselbe Faktum wird in ihm auf verschiedene Weise motivirt. Die Vertheilung der Völker nach ihrem Verwandtschafts- und Sprachenzusammenhang c. 10 giebt das Bild einer rhythmischen Continuität und einer Gruppirung, die nach einem einfachen übereinstimmenden Gesetz sich gebildet hat. Hingegen die Sprachverwirrung c. 11, 1—9 liefert eben ein verwirrtes Bild, so dafs die Völker, ohne ein bestimmtes Gesetz, nach ihren Sprachen auseinandergesprengt seien. Dieser Widerspruch kann nun zwar auch innerhalb Eines Bewufstseins sich vorfinden. Wir können uns des Gesetzes bemächtigt haben, nach dem die verschiedenen Sprachen unter sich zusammenhängen und wohlgeordnete Familiengruppen bilden und nach einer anderen Seite hin können wir dem Eindruck ihrer Verschiedenheit wiederum so grofse Gewalt einräumen, dafs die Völkervertheilung mit der Menge der verschiedenen Sprachen uns das Bild einer ungeregelten Verwirrung darbietet. Aber wenn, wie c. 11, 1—9 die Einheit der Sprache sich nur in das Bild der Verwirrung auflöst, der Gedanke der innern Ordnung gar nicht sich geltend macht, dann ist die höchste Wahrscheinlichkeit dafür, dafs diese Seite des Bewufstseins, welche nur die Verschiedenheit der Sprache beachtet, ohne Zusammenhang mit der andern Seite, die im Unterschied die Ordnung kennt, sich ausgebildet habe. Wir haben somit fragmentarische Anschauungen, die der Verf. der Genesis in gegenseitige Beziehung gesetzt hat und es thut nichts zur Sache, ob er sie durch mündliche Tradition erhielt oder schon schriftlich fixirt vorfand. Der Widerspruch beider Seiten des Berichts läfst sich noch weiter verfolgen z. B. dafs schon im Segen Noahs der Unterschied der Völker und ihre besondre Existenz als etwas in der ursprünglichen Bestimmung der Menschheit liegendes betrachtet, hingegen im Bericht von der Sprachverwirrung die Zerstreuung der Völker als eine göttliche Strafe durch den Thurmbau von Babel motivirt wird. Die gegenwärtige formelle Einheit aller dieser fragmentarischen Anschauungen läfst sich dennoch nicht läugnen.

Wenn daher die Einheit des Zusammenhangs durch den ganzen Pentateuch hindurch bewiesen ist, so steht noch ein zweiter Akt des Kampfes mit der Fragmentenhypothese bevor und dieser Kampf wird eine andre Gestalt annehmen müssen, je nachdem er über den Abschnitt der Urgeschichte oder der Patriarchengeschichte und endlich über die Geschichte der Befreiung des Volks aus Aegypten und der Gesetzgebung geführt wird.

B. Bauer, Lic.

II.

P. Ovidii Nasonis Metamorphoseon Libri XV. Mit kritischen und erläuternden Anmerkungen von E. C. Chr. Bach, Direktor am Gymnasium zu Schaffhausen u. s. w. Hannover. Erster Band 1831. *XII u.* 362. *Zweiter Band* 1836. *VIII u.* 632 *in* 8.

Die Behandlung der Metamorphosen des Ovid hat erst in neuster Zeit die beiden Richtungen genommen, die billigerweise jedem alten Autor zu Theil werden müssen. Den Grundsätzen, welche die jetzige Kritik aufstellt, konnte die Art, wie Heinsius mit dem Dichter geschaltet hat, nicht mehr genügen. Hr. Jahn hat einem fühlbaren Bedürfnifs begegnet, da er in rein kritischer Bearbeitung einen, so weit es bei den jetzt vorhandenen Hülfsmitteln möglich war, diplomatisch gesicherten Text herzustellen versuchte. Die andere der bis jetzt vernachläfsigten Richtungen ist die grammatische. Die früheren Erklärer, vornehmlich Lenz und Gierig, haben zwar für die sachliche Erklärung Erhebliches geleistet, allein die grammatische lag ihnen fern. Es ist dafür so gut, wie nichts geschehen. Vorliegende Ausgabe von Hrn. Bach, welche sich an die letzte der Gierigschen Ausgaben, die von Jahn besorgt ist, anschliefst, sucht diesem Mangel abzuhelfen. Umständliche Erörterung der Sachen, Deutung der Mythen und Aehnliches, das in jenen mit Vorliebe behandelt ist, schliefst sie aus und giebt hier nur das zum Verständnifs des Ganzen Nothwendigste. Vor jeder Mythe wird mit wenigen Worten angedeutet, was erzählt werden soll und auf andere, umfassendere Werke, in denen das Weitere nachzusehen, verwiesen. Selbstständig wollte Hr. B. das Sprachliche behandeln, sowohl das Eigenthümliche der dichterischen Einkleidung, als besonders die poëtische Grammatik und Versbildung.

Hr. B. bestimmte seine Arbeit „für Lehrer und reifende Schüler, die mit Liebe ihren Schriftsteller lesen und denen es Ernst ist in den Geist und die Sprache desselben einzudringen." Keinesweges, sagt er, habe er eine Schulausgabe im gewöhnlichen Sinne des Worts liefern wollen, in der etwa, wie es so häufig geschieht, die trivialsten Regeln der Grammatik besprochen und erläutert würden. Reifende Schüler sind ihm ungefähr die der ersten Klasse gelehrter Schulen, deren zwar nicht öffentliche, doch private Lektüre Ovid's Metamorphosen sind. Daher werden nur bei wirklichen grammatischen Schwierigkeiten oder besondern Eigenheiten des dichterischen und überhaupt lateinischen Sprachgebrauchs die Grammatiken von Zumpt oder Ramshorn und Grotefend citirt, etwas zufällig, wie es scheint, denn ein Prinzip der Auswahl ist nicht zu erkennen, nur dafs gegen die Mitte der Arbeit die Citate der erstgenannten Grammatik immer häufiger werden. Die zahlreichen deutsch abgefafsten Noten von vermischtem kritischen und exegetischen Inhalt, mit häufigen Parallelstellen zur Erläuterung von Sache und Ausdruck, verdienen im Allgemeinen das Lob der Richtigkeit und Präcision. Nur die ebenfalls häufig vorkommenden blofs citirten Parallelstellen aus andern zum Theil sehr entlegenen Autoren scheinen uns mit der Absicht, die er bei seiner Ausgabe hatte, nicht vereinbar. Z. B. zu 1, 35 *magni speciem glomeravit in orbis* heifst es: Ueber die Versetzung der Präposition statt in speciem vergl. 231, 706; Trist. 5, 2, 75; Tibull. 2, 1, 74; Virg. Eclog. 6, 19, Aen. 4, 257; auch bei Prosaikern zuweilen, Tac. Annal. 1, 60; Nep. Con. 2, 2; Rudd. 2. p. 335 sq.; Grotef. Grammat. I. p. 402; Ramshorn p. 380." Warum die Stellen nicht ausgeschrieben, wenn sie belehrend waren und zur Vervollständigung des in der Grammatik Enthaltenen nöthig schienen? So ferner zu 1, 72, wo Hr. Bach erwähnt, dafs *suum* das heifse, was einem Jeden eigenthümlich sei, und dann als Parallelstellen hinzufügt 1, 94, 96; Propert. 3, 5, 43; Senec. Hippol. 528. Und zu 1, 77. 193. 370. In solchen Fällen waren nur Citate aus dem Ovid, und zwar zunächst aus den Metamorphosen zweckmäfsig. Doch auch dergleichen Citate könnten entschuldigt werden, wenn nur alle das bewiesen, was sie sollen. Zu 1, 91, wo der Ausdruck *fixo aere* erklärt werden soll, heifst es: „fixo aere, eigentlich in tabulis aeneis, quae affigebantur Capitolio sive aliis locis publicis, Liv. 5, 57. Man sagte aera, aeneas tabulas figere, s. Cic. Cat. 3, 8, 19, dann auch von den Gesetzen selbst figere, refigere, Virg. Aen. 6, 622." Der Ausdruck *aes figere* ist allerdings sicher, besonders durch Plinius Epist. 8, 6, 13, aufser den bei Burmann angeführten Stellen; aber nicht durch Herrn Bach's Citate. Denn Livius an jener oben angeführten Stelle sagt nur von den Gesetzen der zwölf Tafeln: *in aes incisas in publico proposuerunt*, Cicero nur mit etwas poëtischem Ausdruck *legum aera*. Was beweisen also diese Citate? Zu 1, 546 ist davon die Rede, dafs man *aut-vel* sagen könne; es werden angeführt aufser Lachmann zu Propert. 4, 21, 25 noch Met. 9, 623; Ib. 463; Horat. Epod. 9, 34. Allein die Stelle aus den Metamorphosen ist offenbar anders zu erklären, die Stelle des Horaz schwankend wegen nicht sicherer Lesart; es bleibt also nur die Jb. 463 übrig. Uebrigens ist an der Stelle des Ovid, die erklärt werden soll, *aut* nur Lesart des Heinsius, die Codices geben *ait*. Dies nehme man und emendire aus *qua nimium placui* mit leichter Veränderung *quae* (i. e. mihi quae), und man wird diese jetzt nicht recht verständliche Stelle hergestellt haben.

Noch in anderer Beziehung wäre es erspriefslicher gewesen, wenn sich Hr. B. weniger weit nach Citaten umgesehen hätte. Was nutzt uns z. B. die Anmerkung zu 1, 150: „coelestum, wie mensum 8, 500; Prisc. 7, 16, 77; Rudd. I. p. 98; Schneider Formenlehre I. p. 244." Wäre es nicht weit interessanter gewesen, wenn Hr. B. uns gesagt hätte, wie es *Ovid* mit dieser Genitivendung der dritten Deklination halte, oder, wenn dies zu weitläufig war, wie es in den Metamorphosen damit stände? Diese grammatisch zu erläutern war ja seine Absicht, und sie wurde am besten erreicht, wenn er zeigte, was zunächst in ihnen gebräuchlich sei, nicht was vielleicht in der ganzen Latinität vorkomme. Hiermit hätte er bei seiner Absicht ein Schulbuch zu schreiben, zugleich für Gelehrte einen Schatz von Observationen gesammelt, die, wenn auch einzeln genommen vielleicht unbedeutend, doch mit denen der Interpreten anderer Schriftsteller vereinigt, zu interessanten Resultaten führen müssen. Man vergleiche die ähnlichen Anmerkungen zu 1, 420, 468, 554.

Im Einzelnen der Erklärung vermifst man zuweilen Genauigkeit und grammatische Schärfe. Es heifst z. B. 15, 1 *quaeritur interea qui tantae pondera mo-*

lis sustineat, was Hr. B. gegen die falsche Lesart *quis sustineat* rechtfertigt. Er sagt, es werde nicht sowohl nach Namen und Auswahl unter Mehreren gefragt, als nach Verdienst und Tüchtigkeit. Dadurch wird der Unterschied keinesweges klar. Denn wer nach der Auswahl unter Mehreren fragt, fragt doch zugleich nach der Tauglichkeit. Der Unterschied beruht vielmehr ganz allein auf der Verschiedenheit des relativen Erklärungssatzes und des abhängigen Fragesatzes. *Quaeritur qui sustineat* heifst: man sucht einen solchen, der trägt d. h. der von der Beschaffenheit ist, dafs er trägt, *quaeritur quis sustineat* ist nichts anders als die abhängige Form des Fragesatzes: wer trägt? fragt man oder man fragt, wer trage. Hr. B. verweist auf seine Anmerkung zu 10, 372, wo er aber auch den in die Augen springenden und nur in äufserst wenigen Fällen zweifelhaften Unterschied nicht scharf genug auf die grammatische Verschiedenheit zurückführt, obgleich die Sache selbst ihm nicht entgeht. Er sucht den Unterschied durch Ausdrücke, wie Sphäre der Allgemeinheit, Spezielles und Wirkliches zu bestimmen, was ihm nicht gelingen kann. Aehnlich wird zu 2, 74 *finge datos currus. Quid agas? poterisne rotatis etc.* gesagt: „die mehrsten Codd. *ages*. Den Conjunktiv verlangt aber sowohl das vorhergehende *finge*, als auch die ängstliche Unentschlossenheit in der Seele des Phaëthon, aus welcher gleichsam der Vater spricht." Wie soll dies im Conj. liegen? Hr. B. explicirt, als ob es *quid agam* hiefse. Im Gegentheil ist *quid agas* die gewöhnliche Form der hypothetischen Frage *si tibi currus datus sit, quid agas?* was willst Du thun, im Fall Dir der Wagen gegeben wird? ohne irgend einen Begriff von Aengstlichkeit, blofs zum Ausdruck der dahin gestellten Folgerung. Dies ist aber hier nicht der Sinn; die gefürchtete Rathlosigkeit des Phaëthon wird einzig durch das Futurum ausgedrückt: was wirst Du anfangen? — Ebendaselbst v. 92. *patrio pater esse metu probor*. Hr. Bach bemerkt dazu: „Griech. Construktion, 6, 208; 13, 141; Horat. Epist. 1, 7, 22 *vir bonus et sapiens dignis ait esse paratus*, dazu Schmid; Ramshorn S. 432 nr. 3.; Zumpt. §. 612." Von den citirten Stellen heifst die eine *an dea sim dubitor*; die andere *retulit Ajax esse Jovis pronepos*. Das sind aber ganz verschiedene Sachen. *Probor pater esse* ist keine griechische Construktion, sondern eine ächt lateinische, wie *dicor pater esse* und nur die Erweiterung dieses Gebrauchs von *videor*, *dicor* auf *probor* und die passive Construktion für *probo me patrem esse* verdiente eine Bemerkung. — In demselben Verse fährt Ovid fort: *adspice vultus ecce meos*. Hr. B. erklärt *ecce* für Wiederholung des *adspice*. Vielmehr hat es die Bedeutung der Bethätigung, wie es im spätern Latein immer häufiger wird für unser: „beispielsweise." Bald darauf v. 98 sagt Hr. B. „*deprecor* hat immer den Begriff ein Uebel oder auch ein Gut, *das aber als gefährdet gedacht wird*, mit Bitten von sich abwenden, es los zu werden suchen." Hier verstehen wir nicht, was er mit einem *gefährdeten Gut*, das man los zu werden sucht, meint; wenn man es gefährdet glaubt, so vertheidigt man es. Hr. B. scheint ein gefährliches oder Gefährde bringendes Gut verstanden zu haben. Er versichert ferner, dafs *deprecari* als verstärktes *precari* höchstens nur bei Spätern vorkomme. Dies ist aber nicht richtig, denn bei Cicero steht Epist. 12, 24 *ad pacem deprecandam* und pro Sulla 26 *vitam deprecari* in der That für erbitten, precari ut contingat. Ebenso ist p. Mur. init. *quae deprecatus a diis immortalibus sum* Lesart aller Codd. in demselben Sinne von erbitten, erflehen. Eben so wenig richtig ist es, wenn Hr. B. zu 2, 46 *vix bene desierat* sagt, *bene* diene zur Verstärkung des *vix*, da es doch vielmehr zum folgenden Verbo gehört: kaum hatte er vollständig ausgesprochen, oder 2, 62 *agat hos currus*, das ganz gewöhnlich gesagt ist, erklärt wie *egit habenas* bei Senec. Troad. 190, oder 2, 77 *delubra* für *Theile* des Tempels hält. Findet sich denn je delubrum templi, delubrum aedis sacrae, wie sich findet porticus templi, cella, adytum templi? Vielmehr ist *delubrum* ein Synonymum von *templum*, dessen näherer Sinn zu erklären war. — In einer Ausgabe, die vorzugsweise die grammatische Erklärung berücksichtigte, hätte dergleichen vermieden werden sollen.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 3.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.
Juli 1837.

P. Ovidii Nasonis Metamorphoseon Libri XV. Mit kritischen und erläuternden Anmerkungen von E. C. Chr. Bach.

(Schlufs.)

Wir kommen zur kritischen Behandlung des Textes und seiner Begründung in den Noten. Im Allgemeinen liegt dem Texte die Gierig-Jahnsche Ausgabe zu Grunde. Jahn's kritische Bearbeitung der Metamorphosen erschien erst ein Jahr später als der erste Theil von Hrn. B.'s Ausgabe, sonst hätte er ohne Zweifel den dort aufgestellten Text zu Grunde gelegt. Beim zweiten Theile seiner Ausgabe konnte er dies allerdings thun, allein er erklärt es der Gleichmäfsigkeit wegen nicht gethan zu haben. Gewifs war er von selbst zu der Ueberzeugung gekommen, dafs eine Menge Lesarten im gangbaren Texte stehen, die bald zu wenig beglaubigt, bald durch innern Gehalt zu wenig empfohlen mit Unrecht ihre Stelle behaupten. So nahm er also eine Recognition des Textes vor, die gröfstentheils darin bestand, dafs er Lesarten der alten Vulgata zurückrief. Jederman wird, bei dem gegenwärtigen Zustande der Kritik des Ovid, dies Prinzip billigen, nur wünschten wir, Hr. B. hätte es strenger durchgeführt. Es heifst z. B. 1, 38 *addidit et fontes immensaque stagna lacusque.* So Heinsius aus einigen wenigen Handschriften und seitdem alle Ausgaben. Früher war Vulgata *et stagna immensa lacusque*, das auch Lennep zum Terent. Maur. p. 415 für das richtige hält. Hr. B. folgt dem Heinsius aus demselben Grunde, den schon Burmann anführte, quod illud esset numerosius. Doch ein so allgemeines, auf keinen speziellen Grund gestütztes, Urtheil beweist wenig. In diesem Falle läfst sich sogar zeigen, dafs, abgesehen von aller Autorität der Handschriften und sonstigen Bedenken, nach dem genauen lateinischen Sprachgebrauch die alte Vulgata besser ist. Zwar findet sich sowohl bei Dichtern als auch bei Prosaikern nicht selten *et-que*, und so würde Heinsius Lesart schon vertheidigt werden können, aber genauer wird die Rede werden, wenn man *stagna lacusque*, als dem Begriffe nach zusammengehörend, mit einander verbindet, so dafs man auch zu letzterem *immensa* bezieht und dann beides dem *fontes* entgegensetzt. Ein ähnliches Beispiel ist 2, 126. Hier schrieb Heinsius aus Conjektur: *si potes hic saltem monitis parere parentis*, was sich dann auch in der editio princeps fand. Die Codices haben alle *his*, das Hr. B. abfertigt, als wahrscheinlich aus dem Folgenden entstanden, aber verwerflich wegen Mifsklang und Sinn, und demnach *hic* beibehält. Aber der Mifsklang ist gar nicht auffallend, und der Sinn vollkommen richtig, wenn *his* für *his meis ultimis monitis* steht. Noch weiter als Heinsius geht Hr. Bach 2, 11, wo er aus einem Baseler und einem Gothaer Codex, die höchstens zu den mittelmäfsigen gehören, schreibt: *quarum pars nare videntur, pars in mole sedens virides siccare capillos*, für das gewöhnliche *videtur*, und dadurch eine grammatische Unrichtigkeit in den Text bringt, da er schwerlich wird nachweisen können, dafs man sage *pars sedens siccare videntur* statt *sedentes*. Auch an der Parallelstelle, die er citirt, 1, 59 *cum sua quisque regant*, ist, wie 1, 92, der Plural nur Neuerung des Heinsius; die besten Codd. geben den Singular. Hr. B. scheint auch selbst gefühlt zu haben, dafs er den von ihm aufgestellten Grundsatz nicht streng genug befolgt, und in so fern, glauben wir, ist auch die neuere Jahnsche Ausgabe, die er nicht berücksichtigen zu dürfen meinte, nicht ohne Einflufs auf den Text des zweiten Bandes geblieben. Er gesteht in der Vorrede zu demselben, er habe noch strenger als im ersten Bande die Zeugnisse der Handschriften und ältesten Ausgaben berücksichtigt und noch häufiger die sogenannte Vulgata

zurückgeführt. Allein auch in diesem Theile bleiben noch viele alte Lesarten zurückzuführen übrig. Warum schrieb er z. B. 8, 30 *imposito patulos calamo*, da Heinsius so nur aus einem Mediceus änderte, die übrigen Codices aber, wenn sie auch sonst abweichen, alle die alte Stellung *imposito calamo patulos* darbieten? Heinsius hatte bei seiner Aenderung ohne Zweifel den Grund, dafs er es für poetischer hielt, das Substantiv von dem dazu gehörigen Participio zu trennen. Hr. B. folgt ihm schweigend. Bald darauf 8, 59 behält er ebenso die offenbar interpolirte Lesart *causamque tuentibus armis* bei, obwohl das durch die bessern Codd. gestützte *causamque tenentibus armis* auch von Heinsius wenigstens gebilligt wird, er selbst aber zu 13, 190 den publizistischen Ausdruck *causam tenere* erklärt; und 8, 73 *sibi quisque profecto fit deus*, was Heinsius aus einer Handschrift nur einer Stelle des Virgil zu Liebe aufnahm. Die von Heinsius gebilligte Conjektur älterer Interpreten 15, 39 *o cui jus coeli bis sex fecere labores* steht jetzt im Text, aber die herrschende Lesart der Codices *o cujus coelum* ist dem Sinn und der Grammatik nach unverwerflich. Denn man kann ja sagen *Hercules suum fecit coelum laboribus*, oder coelum Herculis factum est, d. h. wurde ein Eigenthum, Besitzthum des Hercules. Daher ist der Text der Bachschen Ausgabe zwar im Allgemeinen gegen den bisher gangbaren sehr verbessert, allein im Einzelnen würde er, wenn Heinsius glättende Hand noch häufiger, als es geschehen, zurückgewiesen worden wäre, an Richtigkeit und Gleichmäfsigkeit gewonnen haben.

Wir haben noch nicht der kritischen Hülfsmittel, die Hrn. B. zu Gebote standen, gedacht: und er hatte deren nicht unwichtige. Abgesehen von den älteren Collationen und Ausgaben benutzte er, wie wir aus einem seiner Ausgabe angehängten Verzeichnisse sehen, noch sieben Codices, einen Dresdener, zwei Gothaer und vier Baseler, von denen nur der letzteren einigemal bei Heinsius Erwähnung geschieht. Bei der Anwendung dieser Handschriften, glauben wir, hat Hrn. B. die Absicht eine Ausgabe zu liefern, die zwischen einer gelehrten und einer Schulausgabe in der Mitte stände, geschadet. Mit dieser Absicht nämlich schien es ihm nicht vereinbar, alle Varianten, die seine Handschriften darboten, zu erwähnen; nur auserlesene, bei denen etwa eine grammatische Erörterung oder sonstige Bemerkung angebracht werden könnte, sollten angegeben werden. Was für einen Nutzen haben wir also von jenen Codices? In der That wenig mehr als von dem Heinsius-Burmannschen Apparat, nur dafs in diesem sich Notizen aus unendlich viel bessern und zahlreicheren Handschriften, als überhaupt ein anderer Herausgeber des Ovid gehabt hat, finden. Ref. bedauert, dafs Hr. Bach, der bei der Erwähnung der Arbeiten des Heinsius und Burmann so sehr tadelt, dafs sie nicht überall, sondern nur an einzelnen Stellen ihre Handschriften verglichen, nun selbst in jenen Fehler verfallen ist. An den meisten der Stellen, die wir vorher aus andern Gründen angeführt haben, bleiben wir über die Lesart der Codices des Hrn. B. in Ungewifsheit, und doch ist es weder glaublich, noch uns im Allgemeinen von vorn herein versichert, dafs sie alle, wenn er schweigt, die von ihm aufgenommene Lesart bestätigen. Seine Ausgabe ist auch jetzt schon wegen jener zerstreuten Notizen für jeden Gelehrten, der sich mit den Metamorphosen des Ovid beschäftigt, unentbehrlich, aber einen weit gröfseren Dienst würde er demselben geleistet haben, wenn er eine genaue und vollständige Collation seiner Codices gegeben hätte. Von dem übrigen, schon vorhandenen kritischen Material genügte eine Auswahl, vielleicht eine etwas beschränktere, wodurch Raum genug etwa für einen kritischen, nur für den Gelehrten bestimmten, Appendix gewonnen wurde. Dann erst könnte man über den Werth der Codices urtheilen, und selbst wenn dieser nicht bedeutend wäre, so ist doch bei Ovid jede vollständige Collation von Wichtigkeit. — Vor Conjekturen sollte man sich bei Ovid, der daran Ueberflufs hat, hüten, doch giebt Hr. B. ihrer einige zwanzig, die er aber nicht in den Text aufgenommen, sondern nur in den Anmerkungen vorgeschlagen hat. Am meisten empfehlenswerth sind die zu 9, 650, wo er statt *duro positis tellure capillis* vorschlägt *passis*, und zu 11, 479, wo statt *longeque erat utraque tellus* emendirt wird *longe aeque*. Die meisten werden vielen Widerspruch finden, z. B. die zu 15, 407, wo statt *Hyperionis aede* gelesen werden soll *Hyp. igne*, andere kaum gebilligt werden, z. B. die zu 1, 602, wo nur falsche Interpunktion verleiten konnte, statt *sed nocet esse deum* emendiren zu wollen *sic nocet*, oder zu 11, 696, wo statt *at certe vellem, quoniam periturus abibas* vorgeschlagen wird *quantum periturus*,

das mit nicht richtig angewandten Beispielen als gleichbedeutend mit *quam periturus* erklärt wird.

Eine willkommene Beilage zu vorliegender Ausgabe bilden die am Ende hinzugefügten Bemerkungen des Hrn. Professor Ochsner. Es ist dies ein exegetischer Apparat, der theils in Parallelstellen besteht, die ebenso fleifsig als zweckmäfsig nicht nur aus den Metamorphosen, sondern auch aus andern lateinischen Schriftstellern zusammengetragen sind, theils in Nachweisungen, wo einzelne Stellen oder vorkommende Eigenheiten des Sprachgebrauchs von den Interpreten anderer Autoren behandelt sind. Auch finden sich einzelne gute Bemerkungen, z. B. dafs der Vers 1, 55 *humanas motura tonitrua mentes* sich wiederfindet bei Senec. Nat. Quaest. 2, 1, 2, was bis dahin kein Erklärer desselben gemerkt hatte, und zu 15, 173, dafs Ovid nur einmal, Heroid. 5, 59, *ergo* mit kurzem *o* gebraucht. Wo von *neque* statt *neu* im zweiten Satzgliede bei vorhergehendem *ne* gesprochen wird, zu 3, 116, hätte auf den Unterschied des Imperativ und Conjunktiv geachtet werden sollen. Die Emendation zu 15, 302, statt *nec pervia flatibus esset* nach Anleitung eines codex Bersmanni *quae pervia flat. esset* zu lesen, ist ohne Zweifel besser als die Vulgata oder Hrn. Bach's Conjektur *nec-essent*, wodurch, selbst wenn erwiesen werden könnte, dafs der Plural *pervia* substantivisch vorkäme, dennoch eine kaum zu billigende Tautologie entstände.

Wir schliefsen diese Anzeige mit der bereitwilligen Anerkennung, dafs Hrn. B's. Ausgabe sich den besten ihrer Art anschliefst. Ueberall ist der Fleifs, den er darauf verwandt, und sein Streben nach Gründlichkeit sichtbar. Wir wünschen nur, dafs ihm in einer nochmaligen Bearbeitung Gelegenheit gegeben werden möge, den Mängeln, die wir jetzt daran auszusetzen hatten, abzuhelfen.

Dr. A. W. Zumpt.

III.

Die Briefe des Apostels Paulus an die Korinthier. Erklärt von Dr. Hermann Olshausen, Prof. d. Theol. an der Univers. zu Erlangen. (Auch unter dem Titel: *Biblischer Commentar über sämmtliche Schriften des N. Test. u. s. w. Dritten Bandes erste Abtheilung u. s. w.*). *Königsberg*, 1836. *bei Unzer.* 449—820 S. 8.

Auf seinen Commentar zum Römerbrief (beurtheilt in diesen Jahrbüchern 1836. Nr. 113—115.) läfst der würdige Verf. sofort den über die Korintherbriefe folgen, welchen er in derselben Abtheilung mit fortlaufenden Seitenzahlen begreift. Rec. bezieht sich daher bei dieser Anzeige im Allgemeinen auf die vorige, und glaubt am besten zu thun, wenn er hauptsächlich nur anmerkt, was der Berichtigung zu bedürfen scheint.

Die Einleitung handelt ab den Charakter der korinthischen Gemeine, das Verhältnifs Pauli zu ihr, die Aechtheit und Integrität, den Inhalt beider Briefe und die Literatur. „Wenn im Briefe an die Römer," heifst es im Eingang, „das *dogmatische* Element aufs Entschiedenste vorwaltete, so tritt in diesen Briefen an die Korinthier dieses sehr zurück, dagegen aber das *praktische* Moment in den Vordergrund." — „Zur Kenntnifs der Persönlichkeit Pauli dient vor allen der *zweite* Brief, zur Kenntnifs der Verhältnisse in der alten Kirche besonders der *erste.*" — Die Gemeine zu Korinth wird dann mit Recht als diejenige geschildert, worin sich in Folge der Lage und Beschaffenheit dieser Stadt frühzeitig die verschiedenen Geistesrichtungen der Christen, vorbildlich für alle Zukunft, aussprachen. Nun wird aber die nähere Frage hierüber erörtert, und bemerkt, Paulus unterscheide ausdrücklich *vier* verschiedene Parteien in Korinth, die des Petrus, des Apollo [nicht *Apollo*, wie der Verf. durchgängig schreibt, sondern *Apollos* = *Apollonios*], des Paulus und *οἱ τοῦ Χριστοῦ.* Die welche sich nach Paulus nannten, seien der Lehre nach rechtglaubig gewesen, hätten sich nur zu sehr an seine Person angelehnt; ähnlich die Partei des Apollos, die sich nur etwa dessen eigenthümliche Behandlungsweise des A. T. angeeignet, wovon der Brief an die Hebräer ein Beispiel gebe, der, wenn nicht dem Apollos selbst, doch einer ihm analogen Geistesrichtung angehöre [die aber weder dem Paulus fremd war, s. 1 Kor. 10. 2 Kor. 3. Gal. 4., noch irgend einem Apostel fremd sein durfte, weil sie sonst das A. T. nicht verstanden hätten]; „jedenfalls werden sie ein Streben nach tieferer Erkenntnifs der evangelischen Wahrheiten gehabt haben, in der Form edlerer jüdischer Gnosis nach alexandrinischer Färbung." Die dritte Partei, die sich

nach Petrus nannte, sei ohne Zweifel die pharisäisch-jüdische Richtung, welche Paulus im Brief an die Galater bekämpfe, indem diese Judaisten die Stellung des Hauptes der Apostel Israels für ihre Bestrebungen benutzt. Die Christianer endlich seien schwerer zu erklären; gegen diese aber — „welche auf den entgegengesetzten Abweg einer falschen Freiheit geriethen" — scheine die eigentliche Polemik des Apostels, als gegen die gefährlichste Partei zu Korinth, gerichtet zu sein (s. S. 453). „Freilich unterscheidet Paulus diese Partei nicht ausdrücklich — das geschieht aber einzig und allein aus dem Grunde, um die Gemeine im Bewufstsein ihrer Einheit zu bewahren" u. s. w. Es wird hierauf weiter über die Bedeutung der Christuspartei discutirt, dabei bemerkt, dafs nach Andern, und selbst nach den Kirchenvätern (s. S. 456 Anm.), die Christuspartei die Neutralen oder Wohlgesinnten bezeichne, was jedoch „als hinlänglich widerlegt betrachtet werden könne," so wie dafs nach noch Andern die Christianer die Anhänger des Jakobus, des Bruders des Herrn, sein sollen. Der Apostel also, ist die Meinung, bekämpfe zusammen die Repräsentanten der beiden falschen Richtungen, die Petriner, als die judaisirende, und die Christianer, als die ethnisirende Partei. — So wenig nun geläugnet werden soll, dafs in den Spaltungen zu Korinth, und anderwärts in der ersten Christenzeit, ein Vorspiel aller spätern kirchlichen Trennungen liegt, und sie noch bis heute typische Bedeutung behalten: so kann doch Rec. keinen so entschiedenen historischen Nachdruck darauf legen, und ist der Meinung, dafs die Hypothese von der gefährlichen ethnisch-liberalistischen Partei der Christianer insonderheit, welche der Verf. sich angeeignet hat, unhaltbar und unerweislich sei. Erstlich ist von ausgesprochenen Secten oder Trennungen (*αἱρέσεις* im strengen Sinn) nicht die Rede; der Apostel warnt gegen Spaltungen (*σχίσματα*, C. 1, 10), und hat durch glaubhafte Privatnachrichten erfahren (vg. C. 11, 18.), dafs Zwistigkeiten (*ἔριδες*) zu Korinth seien, indem Jeder oder vielmehr der Einzelne (*ἕκαστος*, vg. über dieses Wort den Comm. S. 671), seine besondre Vorliebe für einen oder den andern Lehrer habe und sich gern nach ihm nenne, was er sehr mifsbilligt. Christi zu sein und sich nach ihm zu nennen, mifsbilligt er offenbar nicht, sondern heifst es ausdrücklich gut (C. 3, 23), im Gegensatz vom Paulisch-, Apollisch- oder Kephisch-sein (V. 22.). Wie? sollten in der Gemeine zu Korinth wirklich keine Neutrale in Bezug auf menschliche Lehrer haben sein können? Es ist vielmehr zu vermuthen, die Mehrheit (s. C. 1, 4—7.). Paulus verwahrt sich aber ganz besonders dagegen, dafs Jemand sich nach *ihm* nennen wolle (C. 1, 13 ff., C. 3, 4 ff.), und will Jedermann Christisch haben. Nun gab es ohne Zweifel zu Korinth wahre Christianer oder Universalisten (Katholiker), die sich den Particularisten widersetzten, wodurch eben Streit erwuchs. Waren aber darunter oder daneben auch heidnische Freigeister, die sich etwa mit einzelnen Lehren des Herrn rationalistisch begnügten, und die Dogmata der heidnischen Philosophen ihnen gleichschätzten, oder die sich mit aftergnostischen Phantasmen trugen (denn man sieht eigentlich nicht, welches Systems die „Christianer" gewesen sein sollen), so wird doch nirgends eine eigene Christuspartei getadelt, sondern nur solche, die sich an Menschen hielten. Mithin ist kein Grund, etwas zu suchen, wozu sich kein Stoff darbietet. Paulus weist im Folgenden des 1. Capitels gradezu auf das Kreuz Christi, wirft ganz im Allgemeinen rechts und links jüdische und griechische Afterweisheit bei Seite, und befiehlt vor Allem die tiefste Demuth. Für diese einfache Ansicht redet nicht nur die Natur der Sache und das Stillschweigen der Epistel, sondern auch, wie der Verf. einräumt, die Tradition, die in solchem Fall allerdings zu ehren ist. Denn es kommt hier auf einen historischen Umstand an, von dem die Nähern in der Vorzeit nichts wissen. — Bei §. 2., dem Verhältnifs Pauli zur korinthischen Kirche (S. 463), kann die Frage sein, ob Paulus schon in dem ersten, verlorenen Brief an die Korinther in Bezug auf den unerlaubten Umgang mit der Stiefmutter, wie der Verfasser annimmt, oder damals nur überhaupt vor der Gemeinschaft mit Hurern gewarnt habe. —

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 4.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1837.

Die Briefe des Apostels Paulus an die Korinthier. Erklärt von Dr. Hermann Olshausen.

(Fortsetzung.)

Die Aechtheit und Integrität der Korintherbriefe wird gegen Semler und spätere Chorizonten in Schutz genommen. Eben so richtig wird der Inhalt der Briefe zergliedert; nur tritt immer wieder die Hypothese von den gnostisch-spiritualistischen Christianern hervor, die doch in der That in der (S. 473) angeführten Stelle 1 Kor. 15, 12. genannt sein müfsten, während hier nicht einmal von einer Partei (wie etwa heut zu Tage den die Auferstehung läugnenden Swedenborgern), sondern von „Einigen" (*τινὲς ἐν ὑμῖν*) die Rede ist, wobei der Apostel verhüten will, dafs sie keine Partei machen. Gleicherweise verhält sichs mit der Vertheidigung gegen die falschen Lehrer 2 Kor. 10, wo der Verf. (S. 474) hinzusetzt: „namentlich unter den Christianern." Denn dieses aus den Worten V. 7. zu folgern: „Trauet Jemand sich zu, dafs er Christo angehöre, der denke solches auch wiederum aus sich selbsten, dafs, gleichwie er Christo angehöret, also auch wir" — ist gewagt, und der Verf. gibt hernach (S. 791) selber zu, dafs hier nicht auf die Christianer allein Rücksicht genommen sei. Vg. noch *οἱ τοῦ Χριστοῦ* C. 15, 23, wo Paulus, um nicht misverstanden zu werden, hätte hinzufügen müssen: *οὐχ' οἱ καλούμενοι, ἀλλ' οἱ ὄντως.*

Zu dem Commentar selbst bemerkt Rec. folgendes. C. 1, 2 läfst wohl verschiedene Auslegung zu. Wenn aber (S. 481) gesagt wird, die Worte seien nicht so zu verstehen, als schriebe Paulus erstlich an die Christen in Korinth, und zweitens auch an die in der übrigen Welt, so werden dadurch besonders die letzten Worte: „an allen ihren und unsern Orten," oder was der Verf. vorzieht: „an allen Orten," müfsig, und der Grufs scheint vielmehr wirklich alle Christen anzugehen, bei denen der Brief werde gelesen werden; vg. 2 Kor. 1, 1. Coloss. 4, 16. Das *αὐτῶν τε καὶ ἡμῶν* aber nicht mit *τόπῳ*, sondern mit *κυρίου ἡμῶν* zu verbinden (S. 482), widerräth eben dieses letzte Wort, das dann doppelt stünde. In diesem Fall würde Paulus gesagt haben: *σὺν πᾶσι τοῖς ἐν παντὶ τόπῳ ἐπικαλουμένοις τὸ ὄνομα τοῦ κυρίου αὐτῶν τε καὶ ἡμῶν, Ἰησοῦ Χριστοῦ.* — Bei V. 7—9 (S. 484 f.) wird in der Verbindung der Gnadengaben mit der Erwartung der Zukunft des Herrn „eine leise Hindeutung auf die Irrthümer der Christuspartei" vermuthet. Allein der Grund ist wohl erstlich der, dafs zu den Charismen auch der prophetische Blick in die Zukunft gehört, und zweitens dafs die Unvollkommenheit dieser und aller Gaben (das Stückwerk, C. 12, 9—13) sich bei der Apokalypsis des Herrn an den Gläubigen mit verklären wird, worauf sie denn warten. Zu dieser Vollendung der Charismen oder Wunderkräfte fügt der Apostel V. 8. die der Heiligung hinzu. Alsdann, mittelst des Uebergangs durch die „Gemeinschaft Jesu Christi" kommt er auf den Gegensatz der Einheit und Vollkommenheit in den vorhandenen Spaltungen, die stets theoretische und praktische Krankheit (*ἀβεβαιότης*) bis auf unsere Zeit verrathen. — V. 20 zielt offenbar auf Jesai. 33, 18, wiewohl nach andrer Wortübersetzung oder Anwendung, als namentlich die LXX darbieten, die jedoch für שקל *συμβουλεύοντες* haben (Vulg. legis verba ponderans) = *συζητηταὶ* des Apostels, nämlich die Disputirer (Zänker) der Jüdischen und Griechischen Schulen. Der bei Jesaias folgende V. 19. gibt noch weitern Grund der Anwendung, besonders hinsichtlich der Syzeteten oder Sophisten, und die מגדלים des Jesaias finden sich wieder 2 Kor. 10, 4; wobei überdem zu bemerken, dafs מגדל auch eine Rednerbühne bezeichnet, Nehem. 8, 4. — Zu V. 21 (S. 493) ist richtig bemerkt, dafs die *σοφία τοῦ Θεοῦ* nicht auf das Evangelium geht. Der Vers wird aber nur klar auf folgende Art: In der heilbringenden göttlichen Weisheit hat die Welt Gott nicht erkannt *durch die*

Weisheit (hierauf liegt der Nachdruck, und man kann zwar unmittelbar verstehen: durch *ihre* vermeinte Weisheit, aber besser: durch die wirkliche Weisheit, die Einzelne besafsen, verkündigten, und die der Welt offen stand, die aber verkannt wurde, auch selbst allmählig versank und zur Afterweisheit umschlug); darum gefiel es nun Gott, (das umgekehrte Mittel anzuwenden und) *durch die Thorheit* der Predigt eine Heilsanstalt zu eröffnen u. s. w. Denn, wie der Psalmist spricht, „mit den Verkehrten handelst du verkehrt." — Zu C. 2, 1. 2 (S. 500) wird sehr wahr von dem Wesen des Evangeliums und von der Wissenschaft geredet. V. 2 aber heifst ἔκρινα nicht: „ich hatte die volle, gewisse Ueberzeugung." Auch hat V. 4. ἀνθρωπίνης zwar Griesbach herausgeworfen, aber die Unächtheit ist nicht entschieden. Ferner hat zu V. 6 der Verf. darin völlig Recht, dafs die wahre höhere Weisheit nur in dem Evangelium wurzeln, sich nur auf dessen Boden entfalten kann, scheint sie aber (wie mehrere Neuern) mit der Predigt von dem Gekreuzigten für identisch zu halten, da der Apostel doch sagen will, er besitze auch eine ὑπεροχὴ der Weisheit, rede aber davon nur unter den τελείοις, den mündigen Christen, nicht vor Säuglingen (C. 3, 2); diese geheimnifsreiche Gottweisheit mit ihren wunderbaren Kräften reiche in die Ewigkeit hinüber zu unserer Verherrlichung, und sei lediglich dem Unterricht des heiligen Geistes zuzuschreiben. Sie kann aber um so weniger einerlei mit der einfachen Predigt vom Kreuz oder von Sünde und Erlösung sein, da sie als vor der Kreuzigung Christi schon vorhanden gedacht wird, und von den weltlichen Archonten hätte erkannt werden können, damit sie den Herrn nicht gekreuzigt hätten (V. 8), worauf auch das alttestamentliche Citat zielt. Noch ist (bei S. 506) zu erinnern, dafs die Redensart עלה על לב nicht das „Aufsteigen einer lebhaften Empfindung im Herzen" sondern „in den Sinn kommen" bedeutet. — Wenn (S. 513 zu C. 3, 1. 2) ein Bedenken darin gefunden wird, dafs Paulus in diesem Brief doch auch schon stärkere Speise auftrage, so ist wohl ein Unterschied zu machen zwischen dem, was er bei seinem ersten Auftreten zu Korinth gethan hatte, und was er jetzo zu thun wagt, um sie weiter zu führen, obgleich er sie mit den Worten niederschlägt: „auch könnet ihr jetzt noch nicht," und hiedurch auf ein Mehreres im Hintergrunde deutet. — Bei dem „Seligwerden als durchs Feuer" C. 3, 15 (S. 519 ff.) sucht der Verf. das Purgatorium auf die Art abzuweisen, dafs er einen Unterschied zwischen Feuer der Reinigung und Prüfung macht; der alte Mensch müsse sterben, eine allmähliche Reinigung desselben sei nicht möglich; der neue Mensch aber bedürfe keiner Reinigung, er sei als solcher absolut rein, es könne bei ihm nur von Graden der Entwickelung die Rede sein. Man könnte dieses gelten lassen, wenn von verschiedenen Personen die Rede wäre, während wenigstens in den allermeisten Gläubigen sich beide Menschen noch mehr oder weniger beisammen finden, und der alte eben dadurch abstirbt, dafs der neue sich von ihm reinigt. Vg. 1 Joh. 3, 3. Jak. 4, 8. Röm. 7, 24. 25. Koloss. 3, 9. 10, und im Comm. selbst S. 547 die Worte: „Ja in den wahren Gliedern" u. s. w. und S. 555: „Sodann aber bleibt" u. s. w. Der Verf. scheint überhaupt die „Wiedergeburt" nur in dem Sinne zu nehmen, wo sie eine plötzliche Gemüthsveränderung, die Bekehrung, anzeigt. Es giebt übrigens kein Probirfeuer, das nicht zugleich ein Läuterfeuer wäre; vg. noch Mal. 3, 2. 3. — S. 527 zu C. 4, 1: „Ἄνθρωπος steht nach dem Hebräischen אדם für ἕκαστος, vergl. 1 Sam. 8, 22. Sprichw. 14, 12. mit 1 Kor. 6, 18. C. 7, 1. Gal. 1, 12." Allein in den citirten Stellen des A. T. steht nicht אדם sondern איש, und nur dieses ist in der Regel = ἕκαστος. אדם heifst *der Mensch* überhaupt, bisweilen *Jemand*. Die LXX haben ἕκαστος für אדם nur Sprichw. 24, 12, wo es gleichgeltend ist, hingegen Sprichw. 14, 12 παρὰ ἀνθρώποις für לפני איש. Der Apostel gebraucht ἄνθρωπος für unser *Man*, allerdings auch Jedermann, aber mit Bezug auf menschliches Urtheil. — S. 529, zu C. 4, 6, möchte das Citat 5 Mos. 17, 20 nicht das passendste sein. — S. 530 zu V. 6: „In dem εἷς ὑπὲρ τοῦ ἑνὸς liegt ein sich Ueberbieten in Anmafsungen angedeutet, womit denn natürlich ein κατὰ τοῦ ἑτέρου εἶναι verbunden ist." Hier fragt sich also, ob ὑπὲρ mit dem Genitiv in dieser Stelle *supra*, oder, wie auch *super* und *über*, so viel als *wegen*, *für*, bedeutet. — Das. zu V. 7. Auf τίς γάρ σε διακρίνει; ist nicht die Antwort: „Niemand," sondern: Du selbst nicht, Gott allein. Denn es bedeutet nicht: „Wer erkennt höhere Vorzüge an dir an?" das thaten ja die Anhänger; sondern: wer giebt sie dir? Die folgende Frage ist der gleich, aber verstärkend. Wir würden

etwa sagen: Woher bist du etwas? und woher hast du etwas? Das δὲ ist hier nicht adversativ sondern copulativ. — S. 536 zu C. 5, 1. Dafs ὅλως *nur* „überhaupt, im Allgemeinen," heifsen könne, ist so ausgemacht nicht; es verhält sich damit wie mit dem etymologisch ähnlichen *omnino* und *allerdings* oder *allerdinge*. — S. 540 zu V. 5. Die Uebergabe an den Satan zum Verderben des Fleisches ist, wie auch der Verf. annimmt, als ein Ausflufs oder Zubehör der apostolischen und Gemeindemacht zu denken, wobei sich das Gebet von selbst versteht; die beste Erläuterung aber giebt 1 Petr. 4, 1. — S. 543 V. 10. Οὐ πάντως läfst nur zweierlei Bedeutungen zu: keineswegs, oder eben nicht, nicht schlechthin. — S. 549 C. 6, 2 kann das Komma nach κρινοῦσι nicht wohl gelöscht und die Frage auch von ὅτι abhängig gemacht werden. Auch kann Rec. nicht annehmen, dafs V. 4 die „Verachteten in der Gemeine" die heidnischen Obrigkeiten sein sollen. Dawider spricht der Ausdruck selbst und V. 5: „Euch zur Beschämung sage ich das." Καθίζετε ist Imperativ und ironisch, wie es längst Andre genommen haben; schon Vulg. richtig: contemtibiles, qui sunt in ecclesia, illos constituite ad judicandum. — S. 552 V. 11 ταῦτά τινες zusammen = τοιοῦτοι zu fassen, ist, wo nicht der Sprache, doch dem zarten Charakter der Ermahnung, sogar der historischen Wahrscheinlichkeit zuwider. — S. 552 ff. Der Uebergang auf V. 12 möchte kein weitläufiges Bedenken erfordern, wenn wir, was ganz nahe liegt, die leise Warnung suppliren: „Und hütet euch in dem schlüpfrigen Korinth (vg. C. 5, 9) vor jedem Rückfall" (selbst in Betreff der Mitteldinge, aus vermeinter christlicher Freiheit, wie viel mehr der Hurerei!). — V. 18 wäre zu den Worten: πᾶν ἁμάρτημα — ἐκτὸς τοῦ σώματός ἐστι, eine Erörterung zu wünschen gewesen. — Zu C. 7 über die Ehe (S. 560 ff.), wird zwar im Ganzen richtig von der γνώμη des Apostels in den Adiaphoris gehandelt, aber wieder die Partei der „hochmüthigen Christianer" als diejenige unterstellt, welche der falschen Askese der Ehelosigkeit und Enthaltung in der Ehe gehuldigt habe. Die Lehre des Apostels: „Es ist dem Menschen gut, dafs er kein Weib berühre", soll sich dann blofs auf die damaligen Zeitumstände (V. 26. 29) beziehen, und Paulus nur scheinbar von einer sehr niedrigen Ansicht der Ehe, als Verhinderungsmittel der Hurerei, ausgehen, während auch die positive Seite geltend zu machen sei, namentlich die Seelenverbindung, auf der die leibliche Vereinigung und die dadurch vermittelte Kindererzeugung als auf ihrer Basis ruhen solle. So wahr und ehrwürdig diese letztere Ansicht ist, so spricht doch Paulus V. 1. ganz allgemein ohne Zeitrücksicht, befiehlt auch eben so Ehe und Beiwohnung denen, die nicht ehelos leben können, hebt dagegen für die, welche ledigen Standes bekehrt worden, noch besonders die Bedenklichkeiten der vorwaltenden Noth hervor, wünscht überhaupt, die Christen könnten ledig bleiben, und sagt in der Hauptsache nichts Anderes, als was der Herr Matth. 19. andeutet, und was auf einem tiefern Grunde beruht. So nothwendig denn ferner für die Erhaltung des Menschengeschlechts und so empfehlungswerth die Ehe für den gröfsten Theil der Sterblichen ist (nämlich die geordnete leibliche Vereinigung der Geschlechter, die allein das „Specifische der Ehe" bildet, wie der Verf. S. 565 mit Recht anerkennt), so übersehe man doch nicht, dafs besonders in der Christenheit, und vollends in unserer abnormen Zeit, viele Menschen beiderlei Geschlechts an der rechtmäfsigen Befriedigung der Ehelust verhindert sind, oder ihr Elend, vielleicht grade die Unmöglichkeit der Befriedigung, heirathen müssen, und schlage den Werth der Ehe nicht idealisch höher an, als die Offenbarung (namentlich Matth. 19. und unser Capitel) der historisch-dogmatischen Wirklichkeit nach, zum Trost für mancherlei Leiden, und insonderheit für die, welche ohne Cölibatsgesetz die Ehe entbehren müssen, thun lehrt. Man geht aber hiebei meist nur flach zu Werke. — Zu V. 15 (S. 572) wird geläugnet, dafs in den Worten: οὐ δεδούλωται, die Erlaubnifs zur anderweiten Verheirathung liege. Zunächst wohl nicht; aber die Vorschrift ist absichtlich so allgemein gehalten, dafs sie auf die verschiedenen Fälle pafst (ἐν τοῖς τοιούτοις), die hier vorkommen können, und davon ihre Auslegung erhält. Z. B. wenn der ungläubige Theil mit Verlassung des ersten Gatten selbst eines Andern wird, so hat er die Ehe ganz gewifs gebrochen, und der Glaubige ist nicht gehalten, ledig zu bleiben (Matth. 19, 9). — V. 25. πιστὸς εἶναι heifst nicht (wie S. 576 mit Flatt angenommen wird): „des Glaubens, d. i. des Vertrauens, würdig sein." Der Sinn ist zu suchen C. 4, 2, und diese seine Treue nennt der bescheidene Apostel eine Gnade von Gott. Er äufsert, wie auch wir sagen:

seine treue Meinung. — Wenn ihm das. u. S. 577, auch S. 634, die Voraussetzung der Nähe des *αἰὼν ὁ μέλλων* zugeschrieben wird, die sich nicht verwirklicht habe, so nöthigt hiezu, sofern es im schliefslichen Sinn genommen werden soll, der Text nicht, obgleich als möglich gedacht werden kann, dafs die Apostel in solchem Fall *κατ' ἄνθρωπον* selbst nicht klar verstanden, was der heilige Geist sie *κατὰ Θεὸν* schreiben lehrte (vg. C. 13, 9. 12.); hiebei redet jedoch der Verf. richtig von der Bedeutung für die ganze Kirchenzeit. Es kam hernach schon wirklich eine neue Welt mit vorhergehenden Messiasschmerzen, als nach der Märtyrerperiode das Christenthum herrschende Religion der damaligen Oekumene wurde. Vg. den Plural *τὰ τέλη* C. 10, 11. — V. 35. (S. 580) ist der Strick weder Fallstrick noch schweres Joch, sondern Fangstrick, Bindung, im Gegensatz der Freiheit. — V. 36 (S. 581) möchte das *ἀσχημονεῖν* nicht blofs vom Standpunkt der Judenchristen aus zu erklären sein; es ist umfassender. — Warum C. 9, 22. (nach S. 599) die „Schwachen" eine Modification der Heiden sein müfsten, ist nicht einzusehn. Vg. was gesagt ist S. 615 zu C. 10, 25. 26: „Die Judaisirenden" u. s. w. — S. 602 zu C. 9, 27. ist zu bemerken, dafs die Herolde bei den Kampfspielen nicht blofs den Sieger verkündigten, und es zu dieser Anwendung der Worte der Conjectur *ἄλλους* nicht bedarf. Darum ist aber die andre Auffassung, welcher der Verf. folgt, nicht falsch. — S. 606 zu C. 10, 8.: „Entweder irrte sich Paulus in der Zahl" — was in diesen Worten den Anthropinisten eingeräumt wird, ist schwerer zu glauben, als dafs tausend mit dem Schwert Getödtete hinzuzurechnen sind. Paulus scheint die unmittelbare göttliche Strafe andeuten zu wollen, da die Hinrichtung durch Menschenhand für Fleischessünden nicht neutestamentlich ist. Auch die Verschweigungen haben in der h. Schrift ihren Sinn. — S. 616 V. 29. 30, wird verstanden: „warum sollte ich Veranlassung geben, gerichtet — verlästert zu werden?" Allein die im 29. V. vorausgehenden Worte rathen, die folgenden zunächst als Gegensatz davon zu verstehen. — Bei den Vorschriften der Kleidung C. 11. wird sachgemäfs über deren Sinn gehandelt, und die *ἐξουσία* V. 10. mit Recht als Zeichen der Unterwürfigkeit, als Symbol der Macht des Mannes über das Weib, verstanden, was einzig in die Demonstration pafst, nicht schlechthin als Kopfputz oder als Name eines besondern Kopfputzes. Allein wenn es daselbst (S. 624) von den Worten: „um der Engel willen" heifst: „Man darf nur die allgemeine Beziehung festhalten: um der Freude willen, welche die Engel an allen Heiligen und Guten haben (vergl. Lc. 15, 10.):" so vermifst man die zuvor gründlich festgehaltene specielle Beziehung; denn dieser Empfehlungsgrund würde auf alles und jedes Wohlverhalten der Menschen passen, und steht doch hier ganz allein als ein besondrer Wink. Rec. hat sich darüber in seinen Anmerkungen geäufsert, und will hier noch den Umstand hinzufügen, dafs die Engel, wie schon die Cherubsbilder der Stiftshütte und des Tempels andeuten, die Begleiter der Gegenwart Gottes und die unsichtbaren Repräsentanten seiner Macht, obgleich selbst unterthan sind, das Weib aber ganz eigenthümlich die schuldige Unterwürfigkeit des jetzigen Menschen gegen Gott vorstellt, wie der Mann die Gottähnlichkeit des ursprünglichen und des zukünftigen Menschen. Im Gegensatz also ist das Weib in der Versammlung „ohne Macht auf dem Haupt" ein Bild der Frechheit, der Empörung, und dadurch für die dienstbar-machthabenden Heerschaaren abschreckend (wobei zu vergl. Off. 8, 3. 4.). — V. 19. ist *καὶ* nicht an *ἐν ὑμῖν* zu schliefsen, sonst stünde es unmittelbar davor; es hängt entweder von *δεῖ* ab, oder unterscheidet (wider den Verf.) die *αἱρέσεις* von den *σχίσμασι*, beides im Sinn von *sogar*. — (S. 630 adstrictus teneri wird ein Schreib- oder Druckfehler für adstrictum sein, da kein Nominativ vorhergeht.) — Den Grundsatz S. 640: „Charismatisch wirkt der h. Geist seit der Apostelzeit gar nicht mehr in der Kirche; Alles, auch Weisheit und Erkenntnifs, mufs durch allmählige Uebung erworben werden, während es in der apostolischen Zeit eine Folge unmittelbarer göttlicher Wirkung in den Seelen war" — diesen Grundsatz kann Rec. nicht unterschreiben; er ist pelagianischer Natur, steht im Widerspruch mit den Verheifsungen, die das Gebet hat (Luc. 11, 13.), und ist der Erfahrung der ganzen Kirchenzeit zuwider, wenn auch die Gaben sich vermindert und einzelne scheinbar ganz aufgehört haben. Allein schon in der Apostelzeit waren die Charismen theilweise unvollständig (C. 13, 9.) und der Kritik unterworfen (C. 14, 29), und Sache der Uebung oder des eifrigen Bestrebens (C. 14, 1. 12.). —

(Der Beschlufs folgt.)

№ 5.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1837.

Die Briefe des Apostels Paulus an die Korinthier. Erklärt von Dr. Hermann Olshausen.

(Schlufs.)

Zu S. 641 ist zu erinnern, dafs wenn Weisheit und Erkenntnifs unterschieden werden, erstere nicht die praktische, letztere die theoretische Einsicht ist, sondern umgekehrt. Sie verhalten sich wie Wissenschaft und Erfahrung, und sind solches in höherm Bezug. Vg. den Verf. selbst S. 656: „Allein es ist dabei" u. s. w. — C. 13, 3. (S. 651) möchte weder die Lesart καυχήσωμαι vorzuziehen, noch παραδοῦναι τὸ σῶμα in der Bedeutung „das Leben aufopfern" zu fassen, sondern die LXX Dan. 3, 28. zu vergleichen gewesen sein: παρέδωκαν τὸ σῶμα αὐτῶν εἰς πῦρ. — Ueber die Sprachengabe ist S. 660 ff. im Allgemeinen richtig geredet. Nur wird unt. and. S. 664 etwas undeutlich νοῦς für den menschlichen Geist und S. 666 für die προφητεία genommen. Das Wort scheint hier kein Vermögen, sondern schlechthin den Verstand (Sinn) und die Verständlichkeit zu bezeichnen. Ferner die schwierige Stelle C. 14, 20 ff. (S. 667) wird sich am besten so erklären: Gott deutet im A. T. darauf hin, dafs er in fremden Sprachen werde reden lassen, um die Unglaubigen zu erschüttern, obgleich im Ganzen ohne gründlich eindringenden Erfolg; demnach sind die Zungen vielmehr als ein Wunder für die Unglaubigen gegeben, den Glaubigen selbst aber die Weissagung. Die Zungen, wiewohl anreizend, wirken jedoch jener Andeutung nach so wenig, dafs selbst die ganze versammelte Gemeine, mit Zungen redend, nur ein Gegenstand flacher Verwunderung oder des Spottes bei den Unverständigen und Unglaubigen werden würde, wie am ersten Pfingstfest; weissagend aber würde sie, wie damals durch Petrus geschah, wirkliche Bekehrung hervorbringen. — Daher kann hier μαίνεσθαι nicht (wie S. 669 angenommen wird) heifsen: „von einem Gott erfüllt sein." Diese gelinde Bedeutung hat das Wort nirgends im N. T., auch nicht Apostelg. 26, 24. (gegen Schleusner), wo Festus die Gelehrsamkeit des Paulus als Ursache seiner Ueberspannung oder Extravaganz ansieht, und kann daher höchstens mit „schwärmen" vertauscht werden; sogar beweisen hernach die Worte V. 25: ὅτι ὁ Θεὸς ὄντως (nicht etwa ὁ ἀληθινὸς Θεὸς) ἐν ὑμῖν ἐστί, ausdrücklich dagegen. — S. 673 zu V. 34. 35: „Die Abirrung der Korinthier vom rechten Wege im Gebrauch der Charismata zeigte sich endlich noch darin, dafs sie Frauen, welche solche Gaben hatten (denn an andere ist nicht zu denken), öffentlich reden liefsen." Rec. meint, dafs hier grade an andre Frauen zu denken sei, an unbegabte, wie V. 35. und C. 11, 5. zu verstehen gibt, und wogegen C. 14, 4. nichts beweist, an „Fragerinnen," welche in der Versammlung über Glaubenswahrheiten disputiren wollten, wozu die lebhaften, gebildeten Korintherinnen sehr geneigt sein mochten. — S. 688 f. erkennt der Vf. (gegen s. Commentar zum Römerbrief) die gänzliche Wiederbringung in der Stelle C. 15, 24—28 an, will nur, und das mit Recht, dafs sie so wenig Gegenstand des öffentlichen Unterrichts werden solle, als die Schrift sie offen und in bestimmter Lehrform ausspricht. Auf dergleichen deutet ja eben C. 2, 6 ff. — Die Taufe über den Todten V. 29. wird (S. 690 f.) so erklärt, dafs die Todten im Herrn Verstorbene sein sollen; ὑπὲρ sei nicht „anstatt", sondern „für, zum Besten", insofern als eine gewisse Zahl, ein πλήρωμα, der Glaubigen erforderlich sei, die erst vollzählig sein müsse, ehe die Parusie und mit ihr die Auferstehung erfolgen könne. „Jeder, der sich daher taufen läfst, thut es zum Besten der glaubigen Gesammtheit, der bereits im Herrn Verstorbenen." Nach diesem ganz eigenen Gedanken (zu dem aber schon Döderlein den Weg gebahnt hat), wären also wir und unsere Väter und Kinder allesammt ὑπὲρ τῶν νεκρῶν getauft, während der Ausdruck, einzig dastehend, etwas ganz Besonderes

bezeichnen mufs. Die zweimal wiederholten Worte ὑπ. τ. νεκρ. (oder das 2te Mal ὑπὲρ αὐτῶν) könnten nach jener Ansicht gradezu wegfallen. Wenn nun der Vf. glaubt, dafs „alle andre Erklärungen an wesentlichen Schwächen leiden", und die seinige weiter dahin ausbildet (S. 692), dafs die neuen Täuflinge „sich anstatt der durch den Tod der Gemeine entrissenen Glieder taufen liefsen und so die Lücken ausfüllten", so möchte eins wie das andre sich keiner gröfsern Stärke rühmen dürfen. Das Natürlichste, worauf die Stelle selbst führt, ist eine Taufe, welche, aber wohl nur hin und wieder, an den Neubekehrten auf deren Verlangen bei oder über den Gräbern Verstorbener vollzogen worden, um diese des Taufsegens mit theilhaftig zu machen. Dazu pafst die Frage des Apostels vollkommen, und dadurch kann allerdings das πλήρωμα als gemehrt gedacht werden. Eine genaue Erwägung des Grundes, warum Jesus sich taufen liefs (Matth. 3, 15.), spricht für diese Ansicht. Ist sie irrig, so bleibt kaum eine andre als die von Bengel oder ursprünglich Calvin übrig, nämlich die Taufe in der Nähe des Todes, worüber der Gnomon des erstern Rechenschaft gibt, und es ist nicht zu läugnen, dafs V. 30. sich sehr gut hieran anschliefst. Indessen hat sie auch Manches gegen sich. — S. 701 f. Bei der βασιλεία τοῦ Θεοῦ V. 50 ff. ist nicht schlechthin an die nächste Parusie zu denken, sondern nach dem prophetischen Styl werden zweierlei Ereignisse der Zukunft im Folgenden zusammengezogen, welche ihre Zurechtlegung in der, eben defswegen unentbehrlichen Apokalypse finden. Die Anmerkung S. 702 aber ist offenbar irrig und unbegründet; die Widerlegung würde zu weitläufig sein, und man will hier nur Eph. 4, 13. entgegenhalten, die keineswegs auf diese Welt allein geht.

In der 2ten Epistel ist C. 1, 5. bei dem Ausdruck παθήματα τοῦ Χριστοῦ das Leiden um Christi willen nicht ausgeschlossen, s. gleich den folg. V. mit der Erkl. des Vfs. und 1 Kor. 4, 10 ff. 2 Kor. 4, 11. C. 12, 10. Phil. 1, 29. C. 2, 30. Der Vf. sagt also sehr mit Unrecht (S. 715), es werde diese Auffassung „wohl schwerlich mehr Jemanden einfallen"; jenes und das Leiden Christi, „das sich an den Glaubigen wiederholt", gehören zusammen; es sind die חבלי משיח. — Vs. 13. (S. 719) macht ἀπὸ μέρους ganz ungezwungen einen Gegensatz mit ἕως τέλους, und ist Ausdruck der Bescheidenheit. — V. 17 (S. 721) erklärt sich, man mag das ναὶ und das οὔ verdoppelt lesen oder nicht, sehr leicht, wenn καὶ entweder = simul oder = etiam genommen wird. (Vulg. aut quae cogito, secundum carnem cogito, ut sit apud me Est et Non?) Daran schliefst sich natürlich V. 18.: Wenigstens ist meine Lehre nicht schwankend u. s. w. und V. 23.: Ich hatte aber auch guten Grund zur Aenderung meines Reiseplans u. s. w. — C. 2, 3. (S. 727) kann besonders nach V. 4. schwerlich auf den jetzigen Brief, vielmehr allein auf den vorigen gehen. Auch bei V. 5. ist Rec. nicht einverstanden, es sei denn, dafs man einen feinen Doppelsinn unterstelle, und V. 10. 11. bezieht sich nothwendig auf das Vorhergehende, wozu schon das copulative δὲ und 1 Kor. 5, 5. einlädt, nicht auf die korinthischen Spaltungen. — C. 3, 2. (S. 735) scheint der Plural. καρδίαις ἡμῶν die Wechselseitigkeit auszudrücken, s. V. 1. u. 3. — V. 12. (S. 741) hat das πρὸς nicht sowohl den Sinn der Absicht, *damit*, als den der Uebereinstimmung oder Folge, *so dafs* (ita ut, = ὥστε V. 7.), vgl. V. 16., womit bei diesem reinen Vorbild alle Bedenklichkeit hinwegfällt. Es kann höchstens auf die positive Handlung der Verstockung damit gedeutet, nicht aber der nähere Zweck der Verhüllung selbst ausgedrückt sein. — Ueber die schwere Stelle C. 5, 1 ff. wird (S. 755 ff.) im Ganzen gut geredet, obgleich für das Umfassende derselben in Betreff der verschiedenen Zustände der Abgeschiedenen aus dieser Welt Einiges übrig bleibt. Von der innern Wiedergeburt aus reift die Seele zu einer himmlischen Bekleidung schon vor, und dann zu der wirklichen verklärten Auferstehung des Leibes oder leiblichen Verwandlung. — V. 13. wird (S. 761) mit Andern vom Selbstlob verstanden; allein die Stelle wird aus V. 11. erklärt werden müssen, wozu V. 14 ff. am besten pafst, wie selbst aus dem Commentar zu V. 16. 17. (S. 762) zu ersehen ist. — V. 16. (S. 764) ist die Auffassung von der judaisirenden Messiasidee so verwerflich nicht; sogar kann in diesem Sinn κατὰ σάρκα entweder subjectiv auf ἐγνώκαμεν oder objectiv auf Χριστὸν ohne Artikel (*einen* Christus) bezogen werden. — S. 771 f. zu C. 6, 14. und C. 7, 1. findet sich wieder der oben getadelte Widerspruch gegen die fortwährende Reinigung der Seele. „Die katholische Vorstellung von einer stufenweisen Reinigung des Wiedergeborenen pafst zu dieser apostolischen Darstellung nicht. Diefs ist zur Erklärung von 7, 1. höchst wichtig." Allein eben hier wird ja

diese Reinigung zur Vollbringung der Heiligung empfohlen; der Verf. beruft sich umsonst darauf, dafs C. 6, 14. die Glaubigen schon „als durchaus rein", als „die Gerechtigkeit" und „das Licht", aufgefafst werden, da diefs weder in den Worten liegt, die er gradezu subjectiv nimmt, während erst V. 15. Glaubige und Unglaubige gegen einander gestellt werden, noch verschiedene Beziehungen im Wortgebrauch und verschiedene Stufen der Reinigkeit und Heiligkeit in der ganzen christlichen Erfahrung zu verkennen sind; und er will die selbstgemachte Schwierigkeit, indem er nur das sich rein *erhalten* gelten lassen will, eben so vergeblich (S. 773) mit den Worten lösen: „Der Erscheinung nach (?) gestaltet sich aber dieser Procefs des Wachsthums des neuen und des Sterbens des alten Menschen als ein Gereinigtwerden, weil dasselbe Individuum Träger des alten wie des neuen Menschen ist." In der That ein ganz leerer confessioneller Wortstreit! Grade das sich rein *erhalten* kann eine „Erscheinung" sein, die dem innern Weg der Bufse Gefahr droht. Mufs denn die göttliche Traurigkeit, von der C. 7, 10. redet, sich nicht oft an uns wiederholen? Welcher in Christo geheiligte Mensch hat sich für „durchaus rein" erklärt? Nicht dafs ichs schon ergriffen hätte u. s. w. sagt der Apostel Phil. 3, 12. Sprechen nicht beide Episteln dafür, dafs die glaubigen Korinther *nicht* „als durchaus rein aufgefafst werden?" S. besonders unten C. 12, 20. 21. Die Sache ist praktisch von grofser Wichtigkeit. — C. 7, 2. (S. 777) soll ἀδικηθεὶς der Vater des Blutschänders sein; allein man sehe C. 2, 5. — C. 9, 4. (S. 785) heifst ὑπόστασις schwerlich blofs „Wesen, Sache, Gegenstand", sondern Zuversicht, Erwartung; eben so C. 11, 17. (S. 802). — (Ebendas.) V. 5. ist unter πλεονεξία zunächst die Kargheit, Spärlichkeit, der Gabe selbst zu verstehen, s. V. 6. den Gegensatz von φειδομένως und ἐπ' εὐλογίαις. — C. 10, 7. möchte die Erklärung: „Sehet doch, was so klar vor Augen liegt", durch V. 1. u. 10. und durch die gleich folgenden Worte des 7. Verses widerlegt werden, die nicht vom Augenschein, sondern vom innern Bewufstsein reden. — V. 12. (S. 794) spricht gegen die participiale Auffassung des οὐ συνιοῦσιν, dessen ironischer Sinn schon an sich zweifelhaft ist, das folgende ἡμεῖς δὲ doch sehr stark; es müfste also nach der bekannten Variante beides wegfallen, wenn Paulus von sich redet. Denn die Participien μετροῦντες und συγκρίνοντες hängen sonst von keinem Verbo finito ab, welches nicht τολμῶμεν sein kann, und vom folgenden sind sie durch ἡμεῖς δὲ abgeschnitten. Dafs sie hebraisirend das Präsens ausdrücken sollten, würde bessere grammatische Begründung erfordern. — Vs. 29 (S. 806) soll nicht von der Theilnahme zu verstehen sein, sondern vergleichsweise: „Wer leidet, wenn ich nicht leide? wer wird versucht, wenn ich nicht im Feuer der Versuchung brenne? d. h. ich leide mehr als alle Andere." Diefs erlaubt schwerlich die Wortfügung und der Ausdruck. — C. 12, 4. (S. 809) ist der dritte Himmel oder das Paradies noch nicht „die erhabenste Lichtregion, die unmittelbarste Nähe Gottes." — Das. (S. 810) ist bei dem ἐξὸν freilich nicht an die ungrammatische Uebersetzung zu denken: „es darf einem Menschen nicht gesagt werden"; allein ἐξὸν ist nicht unmittelbar oder schlechthin δυνατόν. Vg. Off. 10, 4. — Welche Schwierigkeit (S. 818 f.) die Stelle C. 13, 6. 7. haben soll, ist nicht einzusehn. Allerdings ist vom „sittlichen oder unsittlichen Wandel" im Vorherigen die Rede, oder mit andern Worten, vom praktischen Christenthum. Wären sie dem nicht getreu, will Paulus sagen, so würden sie fühlen, dafs er ein tüchtiger Apostel sei. Er bitte aber Gott, dafs sie ihn nicht durch irgend ein Unrecht zu diesem Beweise nöthigen möchten, und bitte das nicht in der Absicht, dafs er, ihr Apostel, den Ruhm der Tüchtigkeit eines Meisters erntete, sondern dafs sie die Ehre eines edeln Wandels hätten (τὸ καλὸν mit Auswahl, wie vorhin φανῶμεν), und er, weil nichts an ihnen zu tadeln, wie ein untüchtiger, blofser Zeuge dastünde. — Schliefslich erlaubt sich Rec. noch die unbedeutendere Erinnerung, dafs nach den herkömmlichen Regeln der griechischen Rechtschreibung ein einzelnstehendes Oxytonon nicht mit dem Acutus, sondern mit dem s. g. Gravis, wie im Context, bezeichnet zu werden pflegt, wohl aber ein solches Wort mit ersterm am Ende einer griechischen ganzen Periode, oder wenn eine Enklitika folgt.

J. F. v. Meyer.

IV.

D. F. Eschricht und J. Müller: Ueber die arteriösen und venösen Wundernetze an der Leber des Thunfisches und einen merkwürdigen Bau die-

und warum ihn besonders sein Bruder nie anders als tadelnd erwähnte, und ihn sogar veranlafste, den considérations die Erklärung voranszuschicken, dafs J. B. Say von dem Buche vor seinem Erscheinen nichts gelesen habe. Unter diesen Umständen mufs man es etwas auffallend finden, dafs sich der Verf. in der Vorrede zu der vorliegenden Schrift den Depositar der Gedanken seines Bruders nennt *), der es dessen Andenken schuldig sei, die Entwickelung der wahren Principien der Wirthschaftslehre fortzusetzen und die Hauptirrthümer zu bezeichnen, welche beim Studium dieser Wissenschaft gleich von vorn herein auf Abwege führen. Zwar versichert er in einem der Vorrede vorausgehenden Avertissement, alle von J. B. Say getadelten Behauptungen seiner früheren Schriften in der vorliegenden geändert zu haben; wir zweifeln indefs, ob derselbe mit dieser Aenderung zufrieden sein würde. Denn während Hr. Louis Say früher noch Achtung für die ausgemachten Wahrheiten der Wissenschaft zeigte, und nichts verwarf, ohne wenigstens mit Sorgfalt, wenn auch nicht immer mit Consequenz, seine eigene Meinung zu entwickeln, verfällt er in der vorliegenden Schrift ganz in das Gerede des gemeinen Lebens, das sich so gern mit seinen Erfahrungen über wirthschaftliche Angelegenheiten breit macht, weil es vom ökonomischen Thun und Treiben so völlig durchdrungen ist. Die Kunstwörter sind die Maschinen der Wissenschaft, ohne sie denken zu wollen, ist geradeso als ob man auf Spaten und Pflug verzichtete, um den Boden mit den Händen umzugraben. Was läfst sich daher von einem Schriftsteller über politische Oekonomie erwarten, der in der Vorrede als einen Vorzug seines Werks rühmt, dafs er all die wissenschaftlich sein sollenden Ausdrücke, wie Tauschwerth, Grundrente, Kapitalgewinn, Arbeitslohn, fixes und umlaufendes Kapital, Arbeitstheilung und andere zum bessern Verständnifs der Sache ganz vermieden habe, da man sich mit dem Reichthum so allgemein beschäftige, dafs schon die Sprache des gemeinen Lebens zu seiner Betrachtung ausreiche? Die Durchsicht der Schrift zeigt denn auch, dafs hier nicht blos nichts Neues gegeben ist, sondern dafs ein Anfänger durch ihre Lectüre leicht für alle schärfere Auffassung wirthschaftlicher Verhältnisse verdorben werden kann. Es wird genügen, diefs aus den ersten Kapiteln nachzuweisen. Der Verf. beginnt mit einer Betrachtung des Reichthums im Allgemeinen. Er tadelt hier alle besseren Autoren darüber, dafs sie unter Reichthum Dinge von Tauschwerth verstehen; wie alle Welt, so nenne auch er denjenigen reich, der jährlich den gröfsern Theil der Dinge geniefsen könne, die dem Bedürfnifs dienen. Zwar führt er später von den getadelten Schriftstellern ganz ähnliche Erklärungen an, versichert aber, diese ständen im Widerspruch mit der Erklärung des Reichthums, als einer Fülle von Tauschgütern, was keineswegs der Fall ist. Fürs Erste nämlich beschäftigt sich überhaupt die Wirthschaft nicht mit allen Dingen, die dem Bedürfnifs dienen, sondern nur theils mit den Gütern, welche von der Natur in geringerer Menge dargeboten sind, als das Bedürfnifs erheischt, und die darum im ausschliefslichen Besitz gehalten werden, theils mit denen, welche die Thätigkeit des Menschen dem Menschen gewährt, und die für den, der sie leistet, mit einer Aufopferung verbunden sind: beide Arten aber erlangt man von Andern in der Regel nicht ohne Vergeltung; es sind daher nur Güter von Tauschwerth, die man unter dem Reichthum im wirthschaftlichen Sinne versteht. Fürs zweite bemerkt der Verf. ganz richtig, dafs es für eine Nation im Ganzen nicht blos auf die Summe der jährlich fürs Bedürfnifs disponibeln Güter ankommt, sondern zugleich auf deren Vertheilung an die einzelnen Wirthschaften: aber eben darüber giebt der Tauschwerth Aufschlufs, an dem allein sich der Anspruch auf die Gesammtmasse aller Güter bemifst, den man demjenigen zugesteht, der in diese Gütermasse irgend ein Gut einträgt. Nicht dafs viele Güter von grofser Brauchbarkeit im Ganzen sich zum Verbrauch darbieten, sondern dafs sie auch ohne grofse Aufopferung, oder, was dasselbe ist, zu mäfsigen Preisen zu haben sind, entscheidet über den Wohlstand einer Nation im Ganzen. Man kann also den Tauschwerth bei der Würdigung des wirthschaftlichen Zustandes einer Nation nicht entbehren.

Im zweiten und dritten Kapitel sucht der Vf. den Gebrauchswerth näher zu bestimmen und zu schätzen; er findet als unterscheidendes Merkmal die unmittel-

*) In den mélanges et correspondance d'économie politique, ouvrage posthume de J. B. Say, publié par Charles Comte, son gendre, Paris 1833. ist von dem Letzteren eine Biographie J. B. Say's, in welcher des Hrn. Louis Say nicht einmal erwähnt wird.

bare oder mittelbare Anwendbarkeit einer Sache für's Bedürfnifs, und als Mafsstab der ersteren die gröfsere oder kleinere Beschwerde, welche die Nichtbefriedigung der verschiedenen Bedürfnisse mit sich führt. Beides ist wichtig, aber nicht erschöpfend. Denn aufser der *Wichtigkeit* des Bedürfnisses, dem ein Gut dient, entscheidet über dessen Gebrauchswerth zugleich die Allgemeinheit des Bedürfnisses, die Anwendbarkeit desselben Guts für ein oder mehrere Bedürfnisse, die Möglichkeit einem gewissen Bedürfnis besser oder schlechter zu dienen als andere Güter.

Das vierte Kapitel handelt vom *Kapital*, das überhaupt als Grundlage jedes Einkommens bezeichnet wird, statt dafs nur *Vermögen*, das nicht zum Verbrauch, sondern zu dauernder Benutzung bestimmt ist, Kapital heifsen sollte. Unter jenen Begriff fällt dann auch die Arbeitskraft, die wohl eine Quelle wirthschaftlicher Güter, aber, als nicht vertauschbar, nicht selbst ein wirthschaftliches Gut ist. Nur für eine Nation im Ganzen ist sie *ähnlich* dem Kapital (etwa dem Boden); für den Einzelnen sind die Differenzen zu augenfällig, als dafs man die Arbeitskraft mit dem Kapital, die Arbeit mit der Nutzung, den Lohn mit dem Gewinn zusammenfassen könnte.

Der Verf. theilt die Kapitale ein in unbewegliche, bewegliche, industrielle Fähigkeiten und Geld, was offenbar zu keinerlei Einsicht in ihre ökonomischen Beziehungen führt und ergeht sich darauf in Tadel der tiefgegriffenen Scheidung Adam Smith's in fixes und umlaufendes Kapital. Er läfst Smith den Unsinn sagen: die Wolle und die Milch, welche man von einer Heerde gewinne und verkaufe, sei fixes Kapital und schliefst seine Kritik mit der Bemerkung: man habe über das fixe und umlaufende Kapital Bände geschrieben, die kein Mensch verstehe, was denn auch nach einer solchen Klassification nicht Wunder nehmen werde. Hätte freilich Hr. Louis Say aufmerksamer gelesen, so mufste er statt des angeführten Satzes, im 1. Kap. des 2ten Buchs von Adam Smith's Inquiry folgenden finden: „Eine Heerde, weder zur Arbeit, noch zum Wiederverkauf angeschafft, sondern um an ihrer Wolle und Milch zu profitiren, ist ein fixes Kapital". Vielleicht überzeugte ihn diefs, dafs Unverstand und Verwirrung nicht immer in den Schriften über politische Oekonomie, sondern oft auch in Lesern stecken, die sich, wie Hr. Louis Say, schon als Erwerbtreibende alle Kenntnifs, die sie suchen, von vornherein zutrauen. Mit welcher Gründlichkeit der Verf. die wichtige Lehre von der *Bodenrente* behandelt, geht zur Genüge aus folgendem Schlusse seiner Betrachtung hervor. „Hernach ist es einleuchtend, dafs man alle nützlichen Dinge, die unsern Reichthum ausmachen, der gleichzeitigen Anwendung der Productiv-Kräfte verdankt, welche die Natur der Erde und dem Menschen gegeben hat, und dafs es eine nutzlose Verschränkung der Wissenschaft ist, zu fragen, was hievon der Erde, was dem Menschen angehört." Nach dieser Aeufserung ist es wohl eben so unnöthig, die Prüfung der vorliegenden Schrift weiter fortzusetzen, als ein näheres Urtheil über ihren Werth auszusprechen.

F. B. W. Hermann.

VI.

Oesterreich unter K. Albrecht dem Zweiten. Von Franz Kurz, reg. Chorherrn und Pfarrer zu St. Florian. Zwei Theile. Wien, 1835. *Verlag von Kupffer und Singer. I. Vor. VIII.* 334 *S. II.* 389 *S. gr.* 8.

Herr Kurz hat in einer Reihe schätzbarer Monographieen die Geschichte der österreichischen Habsburger im Mittelalter bearbeitet. Schon im Jahre 1812 gab er zu Wien in zwei Bänden: *Oesterreich unter K. Friedrich IV.* heraus. Dann aber ging er auf die frühsten Zeiten der Habsburger in Oesterreich zurück und in chronologischer Reihenfolge erschienen zu Linz 1816: „*Oesterreich unter den Königen Ottokar und Albert dem Ersten*" 2 *Bände*; 1818: „*Oesterreich unter K. Friedrich dem Schönen*"; 1819: „*Oesterreich unter Herzog Albrecht dem Lahmen*"; 1821: „*Oesterreich unter Herzog Rudolf IV.*"; 1827: „*Oesterreich unter Herzog Albrecht III.*"; 1830: „*Oesterreich unter Herzog Albrecht IV.*" Von den beiden letztern Werken umfafst ein jedes zwei Bände. Den Schlufs dieser Monographieen, welche dem Geschichtschreiber des habsburgischen Hauses im Mittelalter höchst wichtige Beiträge und Materialien liefern, macht vorstehendes Werk der Geschichte des K. Albrecht des Zweiten.

Bei der Abfassung seiner historischen Schriften über Oesterreich setzt sich Hr. Kurz einen doppelten

Zweck: er wollte nicht nur die Kenntnifs der vaterländischen Geschichte dadurch unter seinen Landsleuten mehr verbreiten, sondern auch einen künftigen Geschichtschreiber Oesterreichs durch die Abfassung einzelner Regentengeschichten tüchtige Vorarbeiten liefern, worin man nicht nur die gedruckten Quellen nachgewiesen findet, sondern auch die an vielen Orten zerstreuten urkundlichen Nachrichten nicht vermisset.

Ist auch die Darstellung des Verfs. nicht musterhaft, die Erzählung nicht gedrängt und kraftvoll, die historische Kritik nicht tief eingehend, so bleiben ihm doch andere Vorzüge, die Anerkennung verdienen. Es gebührt ihm das Lob fleifsig und eifrig die Thatsachen aus den Quellen erforscht, mit einem gesunden Urtheil zusammengestellt und vor allem mit dem sichtbaren Streben nach Wahrheit und Unparteilichkeit erzählt zu haben.

Die Vertheilung und Anordnung des historischen Stoffes ist in der Weise getroffen, dafs der erste Theil in fünf Abschnitten die Geschichte Oesterreichs zur Zeit der Minderjährigkeit Albrecht's unter seinen Vormündern, den Herzogen Wilhelm und Leopold, und seine ersten Regierungsjahre und Streitigkeiten mit dem Herzoge Ernst enthält. Der zweite Theil umfafst in vier Hauptstücken die Geschichte des Herzogs Albrecht vom J. 1415—1437, besonders seine Theilnahme an den Hussitenkriegen, und im letzten Hauptstück (im zehnten) die Geschichte seiner kurzen Regierung über das R. Reich. Besonders schätzbar und wichtig sind die den beiden Theilen beigefügten Beilagen und Anhänge. Die in den Beilagen gegebenen dreifsig bisher ungedruckten Urkunden und Quellen enthalten nicht nur für die österreichische, sondern auch für die böhmische, mährische, ungarische, bairische Geschichte manche nicht unbedeutende Notizen. Die in den Anhängen zu den Beilagen mitgetheilten Urkunden der Städte Krems und Stein, 39 an der Zahl, sind zum Theil für die Geschichte der Herzoge Leopold und Ernst, zum Theil auch für die Sittengeschichte der Zeit wichtig.

Das Werk gibt aber nicht allein für die Darstellung des österreichischen Hauses, sondern auch für die gleichzeitige Geschichte der benachbarten Länder von Böhmen, Mähren, Ungarn, Baiern wichtige Aufschlüsse. Daher ist die Geschichte K. Albrechts II. ein schätzbarer Beitrag zur Geschichte Deutschlands über den gröfsern Theil der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts zu nennen. Um ihren Werth und das, was sie Bedeutendes enthält, einigermafsen darzulegen, wollen wir in einige Theile des Buches näher eingehen.

Wie der junge Albrecht nach dem Tode des Herzogs Leopold der Vormundschaft des Herzogs Ernst entzogen und obwohl erst 15 Jahre alt selbständig zur Regierung gelangt, wird in dem vierten Hauptstück S. 159 nach den Quellen und zum Theil aus ungedruckten Urkunden erläutert. Die vormundschaftliche Regierung der Herzoge Wilhelm und Leopold hatte das Land Oesterreich sehr ausgesogen und zu gleicher Zeit vielfältige Veranlassungen zu Bürgerkriegen unter den Habsburgern gegeben. Denn über viele Puncte schwiegen die Hausgesetze und der Willkühr und der Gewalt war ein grofser Spielraum gegeben. Hauptsächlich dem Schutze des Königs Sigmund von Ungarn, der damals auch auf den römischen Königsthron erhoben worden, verdankte Albrecht die Befreiung von der lästigen Vormundschaft. Sigmund verlobte ihn mit seiner Tochter, die damals erst einige Jahre alt war, und vertrat an seinem künftigen Schwiegersohne Vaterstelle. Ueber diese Verhältnisse hat Hr. Kurz einige wichtige Urkunden mitgetheilt, wie auch über die dadurch mit Herzog Ernst von Steyermark entstandenen Streitigkeiten. Zur Würdigung des feindlichen Benehmens gegen Albrecht und Sigmund wäre es jedoch nöthig gewesen die damaligen Verhältnisse des römischen Königs zu Polen und Venedig näher auzugeben. Offenbar wartete Ernst nur auf den Ausgang der Streitigkeiten zwischen dem deutschen Orden und Polen, welche Sigmund schlichten wollte, und auf die Wendung, welche der Krieg zwischen Venedig und Ungarn nahm, um gegen den römischen König zur günstigen Zeit loszubrechen. Allein weder von Polen noch von Venedig, sah Ernst bald ein, war Hülfe und Beistand zu erwarten; daher hielt er sich ruhig. Auf König Wenzel von Böhmen, mit dem er sich auch insgeheim verbunden hatte, konnte er allein nicht rechnen, weil dieser ungeachtet neuer Mifshelligkeiten mit seinem Bruder Sigmund, doch gegen diesen nicht die Waffen ergreifen wollte. Diese Verhältnisse hat Hr. Kurz nicht klar auseinander gesetzt.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 7.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juli 1837.

Oesterreich unter K. Albrecht dem Zweiten. Von Franz Kurz.

(Schlufs.)

Auch ist zu verwundern, dafs er die wichtige ungedruckte Urkunde von Sigmund (dat. zu der Burge des nächsten Samstag nach S. Katharina 1411) über den Streit der Herzoge Ernst und Friedrich und die angebotene Vermittlung des Königs, welche Urkunde sich ohne Zweifel in Wien befindet, nicht gekannt und mitgetheilt hat. Die spätere Friedensvermittlung zwischen Sigmund und den beiden genannten Herzogen (im J. 1413) ist S. 188 nach Urkunden von Hrn. Kurz zum erstenmal nachgewiesen worden.

In dem fünften Hauptstück handelt der Verf. von dem Concilium zu Constanz, jedoch nur nach den bekannten Quellen. Von Johann Hufs wäre nicht nothwendig gewesen in der Geschichte Albrechts so ausführlich zu handeln. Freilich nahm Herzog Albrecht sehr thätigen und eifrigen Antheil an den Hussitenkriegen; defshalb mufste aber die Geschichte des Johann Hufs auf dem Concilium zu Constanz nicht vollständig mitgetheilt werden: nöthiger wäre es gewesen die hussitischen Lehrsätze, welche nach Hussen's Tod in Böhmen verbreitet wurden und sehr von den Lehren Wiclef's und Hussens abwichen, anzugeben, weil Herzog Albrecht sich sehr bemühte dieselben in seinen Ländern auszurotten.

Der Darstellung der Schicksale des Herzogs Friedrich auf dem Concilium, welche Hr. Kurz unparteiisch beurtheilt und nicht unverschuldet findet, hätte dagegen eine gröfsere Ausführlichkeit gewidmet werden dürfen, da dieselben auf die habsburgischen Besitzungen so grofsen Einflufs ausübten. Handschriftliche Quellen sind dabei nicht benutzt worden. Sehr auffallend ist es, dafs Herzog Albrecht, der soviel bei König Sigmund galt, soviel bekannt ist, gar keine Schritte, wenn nicht für den unglücklichen Vetter, wenigstens doch für die Erhaltung der vorderösterreichischen Besitzungen in der Schweiz und am Rhein beim habsburgischen Hause that. Herzog Ernst von Steyermark, der nicht sehr freundschaftlich für seinen Bruder Friedrich gesinnt war, handelte doch mehr im Interesse seines Hauses: hauptsächlich seinem kräftigen Einschreiten, verdankte das habsburgische Haus, dafs ihm noch der gröfste Theil der vorderösterreichischen Besitzungen erhalten wurde. Das passive Benehmen des Herzogs Albrecht hätte der Geschichtschreiber nicht mit Stillschweigen übergehen dürfen. Es ist nicht unwahrscheinlich, dafs der Herzog von Sigmund, seinem künftigen Schwiegervater, durch grofse Versprechungen gewonnen war, in dieser Sache ruhiger Zuschauer zu bleiben.

Eigentlich handelt der erste Theil sehr wenig von Herzog Albrecht selbst: desto mehr aber ist der zweite dem Gegenstand gewidmet, welchen der Titel des Buches benennt. Bei weitem der gröfsere Theil dieses Bandes umfafst Albrecht's Theilnahme an den Hussiten-Kriegen. Unstreitig ist hier ein überaus schätzbarer Beitrag zur Darstellung dieser Kriege, insofern der Kriegsschauplatz Mähren und Oesterreich war oder insofern Oesterreicher am Kampf Theil nahmen, gegeben. Seitdem Herzog Albrecht Sigmund's Schwiegersohn geworden und Mähren zum Lehen erhalten, waren alle seine Interessen an die des römischen Königs geknüpft. Wichtige Urkunden und Verträge, welche bisher noch nicht gedruckt waren, theilt Hr. Kurz über diese enge Verbindung Sigmunds mit Albrecht mit; wir zählen dahin besonders den Vertrag vom 28. September 1421, wodurch dem Herzog Albrecht für die Hülfe gegen die Hussiten Städte und Festungen in Böhmen und Mähren eingeräumt werden (II. S. 39 u. S. 321) und die frühzeitigen Bemühungen des römischen Königs, dafs seinem Eidam die Nachfolge auf dem römischen Königsthrone von den Churfürsten zugesichert wurde (S. 110 fll.)

Sehr merkwürdig ist die Fortdauer des Hasses Friedrichs von Tyrol gegen den römischen König Sigmund und sein Bestreben auf der einen Seite mit den Hussiten in Verbindung zu treten, auf der andern Seite sich an den von dem Concilium in Basel bedrängten Papst Eugen IV. gegen König Sigmund anzuschliefsen, ungeachtet die frühere Verbindung mit Papst Johann XXIII. auf dem Concilium zu Constanz ihm so theuer war zu stehen gekommen. Was die Unterhandlungen mit den Hussiten betrifft, so weist Hr. Kurz aus zwei Original-Urkunden des fürstlich Schwarzenbergischen Archives in Wittingau vom 5. Sept. 1431 (sie sind Beilage Nr. XXVI. abgedruckt) nach, dafs Friedrich mit dem Oberburggrafen Ulrich von Rosenberg in Prag einen Vertrag abschlofs, um durch dessen Mitwirkung nach König Sigmunds Tod mit Ausschlufs des Herzogs Albrecht, die Nachfolge im Königreich Böhmen zu erwerben. Offenbar erwarteten die Böhmen, welche den gegen die Hussitische Lehre äufserst strengen Albrecht hafsten, von Friedrich mildere Ansichten. Hr. Kurz bemerkt über diese Unterhandlungen S. 186 noch Folgendes: „Ob H. Friedrich oder Ulrich von Rosenberg dieses Project entworfen und welche Schritte sie zur Ausführung desselben gethan, wissen wir nicht. Den gleichzeitigen Geschichtschreibern ist dieser Vertrag ein Geheimnifs geblieben. Sind K. Sigmund und H. Albrecht von demselben in Kenntnifs gesetzt worden, so sind beide wohl ganz gewifs über Friedrich's hinterlistiges Betragen sehr unwillig geworden. Sigmunds fortdauerndes Bestreben war schon seit mehreren Jahren dahin gerichtet, seinem Schwiegersohne die drei Kronen, die er selbst trug, zum Erbtheile zu hinterlassen; und nun wagte es Friedrich dem Könige zu widerstreben und seinen Vetter Albrecht von der Nachfolge in Böhmen zu verdrängen. Ob ihn Sigmunds Mifshandlungen in Constanz oder eine andere jüngere Unbild zu diesem Wagestück verleitet habe, können wir nicht angeben; und eben so ungewifs bleibt es, was für eine Ursache den Ulrich von Rosenberg verleitet habe, sich mit H. Friedrich zum Nachtheile H. Albrechts zu verbinden." Nicht weniger merkwürdig ist der Brief des Papstes Eugen IV. an eben diesen Herzog Friedrich von Tyrol v. 6. Jan. 1437 (zum erstenmal durch den Druck bekannt gemacht Beilage nr. XXVIII. S. 351). Wir erfahren daraus, dafs bei dem Ausbruch der Uneinigkeit zwischen dem genannten Papste und dem Basler Concilium der Herzog Friedrich sich für Eugen IV. erklärte und den zu der Kirchenversammlung Reisenden wie auch den von Basel Abreisenden das sichere Geleite verweigerte. Der Papst dankte dem Herzog für seine Anhänglichkeit nicht nur in sehr schmeichelhaften Ausdrücken, sondern schrieb ihm auch, dafs er von den zwei Bitten, welche ihm durch dessen Abgesandten Caspar Frowi vorgetragen, die eine, wie er gewünscht, sogleich bewilligt habe. Dann fährt Eugen fort: die zweite, welche die Vergröfserung deines Ansehens und der deinigen betrifft, sind wir mit herzlicher Zuneigung zu erfüllen bereitwillig, was wir auch dem vorgenannten Caspar gesagt haben (Super reliqua petitione et in ceteris rebus tuum et tuorum honorem respicientibus sicuti dicto Gaspari diximus, tua filialis devotio nostros favores honeste paratos cum sincera cordis affectione semper habebit).

Diese geheimnifsvolle Stelle bezieht Hr. Kurz (II. S. 260) auf den Wunsch des Herzogs Friedrich König in Böhmen zu werden nach Sigmunds Tod. Vielleicht ging der ehrgeizige Friedrich, der schon früher, in der Zeit des Anfangs des Constanzer Conciliums, nach der Kaiserkrone strebte und sich defshalb so eng mit Papst Johann XXIII. verband, noch weiter, und liefs sich von Eugen die Zusage geben, dahin zu wirken, dafs er auf den Kaiserthron, dessen Erledigung bei der Kränklichkeit und dem hohen Alter Sigmunds bald bevorstand, erhoben werde.

Was S. 264 fll. bei Gelegenheit der Verschwörung der Kaiserin Barbara gegen ihren Gemahl, den Kaiser Sigmund, von deren schändlichen Lebens- und Denkungsweise erzählt wird, ist nach des Aeneas Sylvius Bericht. Dafs derselbe aber nicht ganz unverdächtig ist, haben schon mehrere böhmische Geschichtschreiber bemerkt. Hr. Kurz meint zwar, weil Eberhard Windeck von der Kaiserin auch unsaubere Dinge erzähle, so wäre um so weniger an der Wahrheit des Berichtes des Aeneas Sylvius, der alle mögliche Verworfenheit und Schamlosigkeit von der Kaiserin angibt, zu zweifeln. Dafs aber Aeneas Sylvius in der böhmischen Geschichte nicht vorzügliche Quelle ist, dafs er manche grelle Farben den Thatsachen beigemischt, dafs er einseitig, schief, mangelhaft erzählt

und die Kaiserin Barbara über Gebühr verunglimpft, hat Palacky (Würdigung der alten böhmischen Geschichtschreiber) nicht mit Unrecht behauptet.

Erst das zehnte Hauptstück ist der Geschichte des römischen Königs Albrecht gewidmet. Da seine Regierung nicht zwei Jahre dauerte, so ist von derselben nicht viel zu erzählen. In Böhmen und Ungarn sah man ihn ungern auf dem Thron, und in ersterm Reiche mufste er gegen einen Theil der Unterthanen mit Gewalt der Waffen seine Rechte behaupten. Sigmund hatte seinem Schwiegersohne die Königreiche Ungarn und Böhmen mit Genehmigung der Stände dieser Länder als Nachfolger hinterlassen, und dabei nichts versäumt zu thun, was in seinen Kräften lag. Hr. Kurz tadelt Sigmund darüber heftig, dafs er die frühern Erbverbrüderungen zwischen Böhmen und Oesterreich, welche auch von den Landständen bekräftigt worden, vergessen und die Erhebung Albrechts auf den Thron Ungarns und Böhmens von den Grofsen dieser Reiche erbitten konnte. Hr. Kurz aber vergifst, dafs dazwischen nicht nur Kriege, sondern auch neue Erbverbrüderungen geschlossen wurden, wodurch die frühern schon von selbst sich auflösten. Was aber der Verf. S. 274 behauptet, ist offenbar unrichtig. Er sagt: „Seit den Regierungen der Prinzen aus dem Hause Anjou in Ungarn und der Prinzen aus dem Hause Luxemburg in Böhmen hat man in diesen beiden Ländern an keine Königswahl gedacht; es hat die Erbfolge des Regentenstammes allenthalben bestanden." Wenn wir auch nicht von den vorgenommenen Königswahlen in Böhmen zur Zeit der Hussitenkriege reden wollen, so pafst doch diese Behauptung auf Ungarn durchaus nicht: denn selbst Sigmund verdankte die Krone von Ungarn der Wahl: wäre dieses nicht der Fall gewesen, so mufste er nach dem Tode seiner Gemahlin Maria, der Tochter Ludwigs des Grofsen, die ihm keine Kinder gebar, die Krone entweder an seine Schwägerin, die Königin Hedwig von Polen, oder an den König Ladislaus von Neapel, den nächsten männlichen Erben aus dem Hause Anjou, abtreten. Da demnach Sigmund nicht vermöge eines Erbrechts auf dem ungarischen Thron safs, so konnte er auch denselben seinem Schwiegersohne nicht anders verschaffen, als dafs er dazu die Genehmigung der Grofsen einholte oder ihn zur Wahl förmlich vorschlug. Seiner Tochter Elisabetha, Albrechts Gemahlin, hatte er durch die ungarischen Stände schon auf dem Reichstage zu Presburg (4. Oct. 1411), als dieselbe zwei Jahre alt war, die Nachfolge zusichern lassen, wie man aus einer spätern Urkunde der Königin Elisabeth bei Kollar Analect. Vindobon. II. p. 919 ersieht.

Am Schlufs des Werkes S. 307 fl. entwirft der Verf. folgendes Bild von Albrecht: „Alle gleichzeitigen Schriftsteller stimmen in dem Urtheil überein, dafs Albrecht ein frommer, gerechter, gutmüthiger Landesfürst, im Kriegeskampf mit seinen Feinden ein tapferer Anführer der Truppen gewesen. Dafs er von Geburt kein Magyar, kein Slawe war, hat seinen Werth bei Manchen freilich vermindert; als Anhänger und warmer Vertheidiger der römischen Kirche wurde er von den Hussiten und Utraquisten gehafst und verfolget. Läugnen läfst es sich nicht, dafs seine Rechtgläubigkeit in Unduldsamkeit, ja sogar in Verfolgung Aller ausgeartet ist, die anders dachten, etwas Anderes glaubten, als er. Wer könnte sein grausames Verfahren gegen die Juden in Schutz nehmen, wer das Wüthen gegen die Hussiten in Böhmen und Mähren gutheifsen? — Dem K. Albrecht war ein unglückliches Loos beschieden. Während seiner Kindesjahre stritten sich in seinem Erblande die Vettern um die Vormundschaft und stürzten Oesterreich in ein fürchterliches Verderben. — Später wurde er in mancherlei Fehden mit den benachbarten Fürsten und ihrem raubsüchtigen Adel verwickelt; dann folgte der schreckliche Hussitenkrieg. — Die Unruhe stieg noch höher, als er drei Kronen auf seinem Haupte vereinigt hatte. Im deutschen Reiche hat man sich nach ihm gesehnet, aber seine Vorschläge zur Herstellung der Ruhe und Ordnung nicht angenommen. In Böhmen schwangen Hussiten und Utraquisten die Fahne des Aufruhrs und riefen aus Pohlen einen andern König herbei. Das Königreich Ungarn wollte er gegen den Andrang einer zahlreichen türkischen Armee vertheidigen, aber nur Wenige begleiteten ihn auf dem Zug, und selbst von diesen haben einige treulos das Lager verlassen, worauf sich die ohnehin kleine ungarische Armee gänzlich auflöste. Tief gekränkt, ruhmlos und todtkrank wollte Albrecht in sein getreues Oesterreich zurückkehren, — aber der Tod ereilte ihn auf dem Wege."

Als besondere Merkwürdigkeit von dem römischen König Albrecht ist noch anzugeben, dafs er wegen der Kürze seiner Regierung und der Kriege und Unruhen

in Ungarn und Böhmen nicht nur nicht die Krönung in Achen empfangen, sondern auch nie einem Reichstag in Deutschland als römischer König persönlich beigewohnt hat. Auf dem Reichstag in Nürnberg (13. Juli 1438) liefs er durch seinen Kanzler, den berühmten Caspar Schlick, den Plan zu einem allgemeinen Landfrieden vorlegen. Als dieser keinen Beifall fand, liefs er auf einem zweiten Reichstag (16. Oct. desselben Jahres) einen andern Entwurf, wornach Deutschland in vier Kreise eingetheilt werden sollte, den Reichsständen vorlegen; offenbar war es derselbe, den der römische König Sigmund schon früher vergeblich den Reichsständen vorgelegt hatte. Diese nicht unwichtigen Reichsverhältnisse hat Hr. Kurz S. 286 ff. nur kurz berührt: sie hätten aber eine ausführlichere Darstellung verdient.

Aschbach.

VII.

M. Vipsanius Agrippa. Eine historische Untersuchung über dessen Leben und Wirken. Von D. P. S. Frandsen, Prof. am Gymnas. in Altona. Mit Agrippa's Bildnifs. Altona, 1836. 260 *S.* 8.

Vorliegende Biographie hatte Hr. F. schon durch die im Decemberheft 1835 dieser Blätter angezeigte Probe angekündigt und durch dieselbe eine nicht geringe Erwartung erregt. Allein wenn auch diese Monographie gewifs zu den schätzbarsten unserer Tage zu zählen ist, so möchte doch wohl nicht leicht Jemand das ganze Werk mit derselben Befriedigung aus den Händen legen, als jene interessante Probe; und dies zum Theil durch die Schuld des Verfassers. Denn indem derselbe erstlich gerade den interessantesten und wichtigsten Abschnitt des ganzen Buches vorher mittheilte, in welchem ihn selbst die Einheit und Klarheit der Grundidee zu einer gelungenen Darstellung begeisterte; regte er eine gröfsere Erwartung auf, als er nachher zu befriedigen schon vermöge des Materials im Stande war; und dann befolgte er in der weitern Ausführung der Untersuchung eine Anordnung, die keineswegs geeignet ist das Interesse des Lesers zu fesseln, sondern das lebendige Bild, welches wir erst von Agrippa erhalten haben, durch die unzweckmäfsige Zerfahrung des Stoffes verwischt und verflacht.

Die Darstellung zerfällt nämlich in folgende 6 Abschnitte: 1) Agrippa als Staatsmann; 2) als Feldherr; 3) als Kunstfreund; 4) als Gelehrter; 5) öffentliche Anerkennung seiner Verdienste; 6) persönliche und Familienverhältnisse desselben. Wenn nun auch die Behandlung der einzelnen Abschnitte keineswegs mifslungen ist; so eignet sich doch diese Trennung der einzelnen Richtungen in der Thätigkeit Agrippa's nicht, uns sein Leben und Wirken in einem innern Zusammenhange und die verschiedenen Kreise desselben in ihrer wechselseitigen Bedingtheit darzustellen; sondern wir haben in jedem Abschnitte fast ein andres Individuum vor uns und statt mehrerer concentrischer Kreise um einen und denselben Mittelpunkt, mehrere gesonderte Kreise, deren Peripherien sich eben nur berühren. Selbst die einzelnen Kapitel stehen wegen ihrer chronologischen Trennung wieder als einzelne Fragmente aus Agrippa's Leben da und bei jedem derselben müssen wir erst selbst uns die Zeitverhältnisse im Allgemeinen und die persönlichen des Agrippa zusammenstellen, um *ihn* im Zusammenhang mit seiner Zeit und sein thätiges Leben in seiner Ordnung zu begreifen: und unstreitig wäre Beides durch eine chronologische Darstellung, die darum keine annalistische zu sein braucht, weit klarer vor Augen getreten. So giebt z. B. der fünfte Abschnitt in der Aufzählung seiner Ehren, eigentlich blofs einzelne Nachrichten, die sich zum Leben des Agrippa verhalten, wie Inschriften zu einer pragmatischen Geschichte; der dritte zählt und beschreibt seine Bauwerke einzeln, als ob wir in den Trümmern Rom's das Andenken eines geliebten Todten verfolgen wollten. Der letzte Abschnitt insbesondre verliert, so einzeln dastehend, wegen Dürftigkeit der Nachrichten über sein Privatleben gar sehr an Interesse, und der tragische Untergang seines Hauses ist weniger ergreifend, da man schon den halben Band hindurch Agrippa in kleineren Wirkungskreisen betrachtet hat, in denen das welthistorische Interesse desselben erloschen ist.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 8.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1837.

M. Vipsanius Agrippa. Eine historische Untersuchung über dessen Leben und Wirken. Von D. P. S. Frandsen.

(Schlufs.)

Alles dies kann uns natürlich nicht durch die kurze chronologische Tabelle am Ende des Buches ersetzt werden. Ja, selbst der Eindruck des ersten Abschnittes, der in 7 Kapiteln jene oben erwähnte gelungene Schilderung der Stellung und Bedeutsamkeit Agrippa's für seine Zeit enthält, wird durch die von Kap. 9. an beginnende Aufzählung seiner Aemter (Prätur, erstes Consulat, Aedilität u. s. w.) geschwächt. Der Verf. hätte dieselben, auch seinem eignen Plan zufolge, offenbar richtiger unter den Beweisen der öffentlichen Anerkennung seiner Verdienste aufgezählt; denn was waren solche Aemter für den, der *neben* Augustus stand als sein präsumtiver Nachfolger, anders als äufsere Ehren, die nicht ihm Macht verliehen, sondern durch ihn allein Bedeutsamkeit hatten? Alles dies würde wesentlich an Interesse gewonnen haben, wenn es in seiner natürlichen Folge, Verbindung und Abwechslung dargestellt worden wäre; dadurch hätte der Zusammenhang und die Bedeutung des Einzelnen an Klarheit gewonnen und am Ende des Ganzen wäre der Ort gewesen, die einzelnen Hauptrichtungen seines Wirkens übersichtlich darzustellen: obwohl wir anderseits ganz damit einverstanden sind, dafs der erste Abschnitt, jedoch innerhalb der oben bezeichneten Grenzen, die beste Einleitung bildet, weil er Interesse für Agrippa erregt, wie kein anderer.

Sehen wir aber von dieser verfehlten Anordnung des Stoffes ab, so verdient die Monographie das Lob gründlicher und klarer Darstellung und entbehrt auch nicht interessanter Resultate und Ideen, deren einige wir im Folgenden noch hervorheben, so wie auf Anderes, wo wir Hrn. F. nicht beistimmen, aufmerksam machen wollen.

In der Einleitung überhebt sich der Vf. einer Musterung sämmtlicher Quellen, weil diese nicht hieher, sondern in eine Literaturgeschichte gehöre. Allein hierin können wir demselben gar nicht beistimmen; denn einmal kann eine Literaturgeschichte gar nicht die Zuverläfsigkeit der Quellen in Bezug auf jeden einzelnen Specialpunkt angeben; und dann müssen eben diejenigen Gelehrten, welche einzelne Parthieen der Geschichte mit genauer Quellenprüfung behandeln, die Resultate der letztern darlegen, damit aus diesen speciellen Forschungen eine gründliche Literaturgeschichte hervorgehen und ein desto sichreres Gesammturtheil über die einzelnen Schriftsteller darauf gegründet werden könne. Wie denn z. B. die beiläufige Bemerkung des Verfs., dafs Dio, von seinem eignen Verhältnifs zu Alexander Severus ausgehend, in Agrippa ebenfalls nur einen so hochgestellten Beamten des Augustus erblicke, gar nicht ohne allgemeines Interesse ist: denn dieselbe Uebertragung späterer Verhältnisse auf die erste Kaiserzeit findet sich auch in andern Punkten, und man mufs daher den Standpunkt, von welchem aus Dio die erste Kaiserzeit darstellt, stets mit Vorsicht erwägen, um nicht seiner Anschauung ohne Prüfung zu folgen. Eine solche Quellenmusterung würde auch die weitläufigen Urtheile des Vfs. über die Schriftsteller entweder besser begründet, oder auch wohl unterdrückt haben. So z. B. dafs die grofse Wahrheitsliebe des Dio sich besonders 50, 12. verrathen soll, wo er es nämlich nicht wahrscheinlich findet, dafs Augustus Schiffe habe zu Lande auf eingeölten Fellen aus dem äufsern Meere in den ambrakischen Busen bringen lassen, indem er (Dio) nicht finden könne, dafs dieselben zu irgend etwas gebraucht seien. Berechtigt dieser unbedeutende Zweifel in einer gleichgültigen Sache zu solch' einem allgemeinen Lobe? So fer-

ner, wenn bald darauf (S. 115) die Angabe des Plutarch über die Streitkräfte des Antonius eine nicht zu bezweifelnde heifst, da doch S. 114 die Vermuthung ausgesprochen ist, dafs Plutarch seine Angaben aus Augustus selbst geschöpft habe.

Wenn Sueton im August. 35. *zwei* Senatsmusterungen, das Monumentum Ancyr. *drei*, Dio Cassius aber *fünf* angiebt: so weifs ich nicht, warum man annehmen soll, dafs im Monum. ein Fehler stecke und „Augustus am Ende seines Lebens selbst nicht mehr „gewufst habe, was er während seiner langen Regie„rung gethan; Dio hingegen viel zu bestimmt spreche, „um irren zu können." Die dritte Musterung mag schon unwichtiger gewesen und daher selbst dem Sueton entgangen sein: dem Augustus selbst aber war diese aufserordentliche Mafsregel zu wichtig, als dafs er hierin so leicht irren sollte. Wenn ferner das Monum. Ancyr. den Agrippa dabei nicht erwähnt, wohl aber gleich nachher bei dem census populi; so hat dies nichts Auffallendes; denn bei der Musterung des Senats war es Nebensache, ob es Augustus allein oder mit Agrippa that; der Census aber, damals noch nach republikanischer Form gehalten, erforderte zwei Beamte und Augustus nennt deshalb auch seinen Collegen dabei. — Gut gelöst ist der Widerspruch zwischen Dio, der den Agrippa 733 praefectus urbi sein läfst, und Eusebius der mit Tacitus den Messala 738 den ersten praefectus urbi nennt. Es habe nämlich Agrippa diesen Titel nicht amtlich geführt, sondern nur in einer schwierigen Zeit dessen Gewalt ausgeübt. Eben so heifse Messala bei Frontinus primus curator aquarum, während derselbe Schriftsteller von Agrippa sagt: primus M. Agrippa post aedilitatem, quam consularis gessit, operum suorum et munerum velut perpetuus curator fuit. Für jeden andern nämlich als den Schwiegersohn und präsumtiven Nachfolger des Augustus mufste das Amt seinen bestimmten Titel und Wirkungskreis haben, was bei Agrippa überflüssig war: hatte ja Agrippa auch gleich den Kaisern die potestas tribunicia, ohne den Titel tribunus zu führen. Messala aber, der schon nach 6 Tagen jenes Amt niederlegte, ist bei Dio gar nicht genannt, sondern gleich dessen Nachfolger Statilius Taurus als der des Agrippa angeführt. — Eben so scharfsinnig ist S. 135 die Stelle Vell. II, 96. erklärt: Subinde bellum Pannonicum, quod inchoatum Agrippa M. que Vinicio, avo tuo, coss. magnum atroxque et perquam vicinum imminebat Italiae per Neronem gestum est; woraus man entweder ein *viertes* Consulat des Agrippa machte, welches er als consul suffectus geführt haben mufste, oder nach Lipsius Conjectur annimmt, dafs Agrippa unter dem Consulat des Vinicius einen pannonischen Krieg geführt habe, was nicht möglich ist, weil er in diesem Jahre (735) mit den Cantabrern in Hispanien genug zu thun hatte. Hr. F. macht darauf aufmerksam, dafs an dieser Stelle nur vom Tode des Agrippa und der hierauf erfolgten Annäherung zwischen Augustus und Tiberius die Rede sei; welcher letztere auch sogleich den pannonischen Krieg übernommen habe, den Agrippa und Vinicius als Unterfeldherr, im Jahre vorher begonnen hatten. Vinicius sei aber von Vellejus nur aus Schmeichelei gegen den Enkel genannt, während Dio den unbedeutenden Unterfeldherrn nicht nennt. Die Note cos. oder coss. sei aber hier, wie auch sonst noch, nicht für consul, sondern für consularis zu lesen, indem es jetzt immer mehr Sitte wurde den Titel eines geführten Amtes zu einem beständigen zu machen; was Hr. F. aus mehreren Beispielen, die zum Theil Agrippa selbst betreffen, beweist: so dafs also Hirt's Behauptung, dafs die Titel auf den Inschriften in dieser Zeit nicht mehr für eine Zeitbestimmung gelten können, sich bestätigt. — Bei der Beschreibung des portus Julius wäre ein Kärtchen, wenn auch nur ganz einfach, sehr wünschenswerth gewesen, da ohne dasselbe die gegebene Beschreibung undeutlich ist; aber treffend ist die Bemerkung des Verfs., dafs kein Widerspruch darin sei, dafs die *Verbindung* des Avernus und Lucrinus mit dem Meere, von Einigen eine *Abschliefsung* desselben genannt werde; indem ein Damm dem zu ungestümen Andrang des Meeres wehrte, während zugleich der künstliche Durchbruch einen schiffbaren Ausgang gab. — Auf einem geographischen Irrthum scheint aber die Behauptung (S. 155) zu beruhen, dafs *μεταξύ* und *inter* in Bestimmung der Lage sehr ungenau gebraucht werde, wie man aus Tacitus Worten (Agric. 24.): Hibernia media inter Britanniam et Hispaniam sehen könne. Tacitus sagt c. 10. ausdrücklich, Hispanien liege im Westen von Britannien; also mufs Irland seiner Vorstellung nach dazwischen sein. Eben so wenig beweist der Ausdruck, Sardinien liege zwischen (*μεταξύ*) Italien und Sicilien, sobald Italien im weitern Sinne das cisalpinische Gallien mitumfafst. —

Agrippa's Verdienste um die Wissenschaften sind jedenfalls zu hoch angeschlagen, namentlich in dem Vergleiche mit Mäcenas. Er war ein Mann, der, von der Gunst der Zeitumstände gehoben, seine Stellung begriff und benutzte, sich aber so wenig als Augustus selbst über dieselbe erhob, sondern in seinem politischen Streben seine ganze Thätigkeit aufgehen liefs. Wenn Hr. F. nicht einmal zu bestimmen wagt, wieviel Antheil an seinen Bauten und Kunstwerken die Kunstliebe, wieviel die Politik hatte; so, können wir kaum zweifeln, wie es mit seiner Liebe zu den Wissenschaften stand, da das Schweigen der Zeitgenossen über diesen Punkt ein Zeugnifs gegen ihn ist, denn seine Stellung hätte Veranlassung selbst zu übertriebenem Lobe werden müssen. — Sinnreich ist die Vermuthung, dafs die Vereinigung der corona rostrata und turrita auf Agrippa's Haupt als allgemeine Bezeichnung seiner Land- und Seesiege gelten solle und letztere Krone ihm daher nicht für Besteigung einer Mauer, sondern als ornamentum triumphale terrestre für den cantabrischen Krieg gegeben sei. — Sehr wahrscheinlich macht es der Verf. im 32. Kapitel, dafs Agrippa aufser seinem Antheil an der Vermessung des römischen Erdkreises und der öffentlichen Aufstellung der Karte im porticus Europae, auch noch durch eine Schrift sich um die Geographie verdient gemacht habe; dafs aber diese Commentarien zu *geheimen* Staatszwecken gedient und nur im Staatsarchiv allein vorhanden gewesen seien, ist minder glaublich, da die Resultate derselben veröffentlicht wurden. — Was Agrippa's Geschlechtsnamen betrifft, so entscheidet sich Hr. F. für die Form Vipsanius, behält jedoch, wir wissen nicht warum? die Beweisführung einer andern Gelegenheit vor. Wie stimmt jedoch an dieser Stelle (S. 224) die Berufung auf die Autorität der Inschriften und Münzen, auf denen Vipsanius stehe, mit der Behauptung S. 254, dafs sich auf echten Inschriften und Münzen stets nur M. Agrippa ohne Vipsanius finde, so dafs das Vorkommen des Gentilnamens als ein sicheres Kriterium der Unechtheit gelte. — Der Verf. macht es ferner wahrscheinlich, dafs unser Vipsanius zuerst den Namen Agrippa geführt habe und zeigt durch genaue Zeitberechnung, dafs der Atticus Vipsanius in Seneca Controv. II, 13. nicht der Sohn, sondern der Vater unsers Agrippa sein könne, woraus sich dann auch die gemeinschaftliche Erziehung des Agrippa mit dem Erben Cäsar's bei Apollodor auf eine ungezwungene Art erklären würde. — Was endlich Agrippa's Charakter betrifft, so schliefst der Verf. mit Recht aus dem Schweigen, wie aus dem Lobe, der Historiker, dafs Agrippa sich von den Lastern seiner Zeit im Privatleben frei gehalten habe; allein der Vorwurf, dafs er seinen Namen Vipsanius als einen ignobilem vermieden, ist wohl von Seneca nicht grundlos ihm gemacht, da das Nichterscheinen desselben auf Münzen und Inschriften ihn bestätigt. Der Mangel an Religiosität aber kann nicht befremden, da wir nicht blofs bei Cäsar nichts mehr von Auspicien, Opfern, Gelübden in seinen Feldzügen lesen; sondern Cicero (de Nat. Deor. II, 3.) ausdrücklich diese Vernachlässigung als eine allgemeine anklagt.

Es ist der Tendenz dieser Blätter nicht angemessen, noch weiter in das Detail dieser Monographie einzugehen, und wir schliefsen hier, indem wir unser Urtheil begründet zu haben glauben, dafs diese Biographie ein sehr erfreulicher und wesentlicher Beitrag zur Specialgeschichte jener wichtigen Zeit sei, reich an einzelnen Untersuchungen; nur durch die Anordnung des Stoffes das Interesse an dem Gegenstande nicht so lebendig hervorrufend, als es die sonst klare, angenehme Darstellung des Verfs. vermöchte. —

Johannes v. Gruber.

VIII.

Conr. Steph. Matthies Propädeutik der Neutestamentlichen Theologie. Greifswald, 1836. *bei E. Mauritius. XII.* 386. *gr.* 8.

Es ist stets als ein grofser Gewinn geachtet worden, wenn eine Wissenschaft gegen die anderen und eine jede Disciplin innerhalb ihrer gegen die übrigen so hat abgegränzt werden können, dafs die Gebiets-Verwechselungen und Ueberschreitungen mit den daraus entspringenden Confusionen und Streitigkeiten immer seltener und unbedeutender werden und jede Disciplin auf dem ihr eigenthümlich zugewiesenen Gebiete sich einrichten, ausbreiten und darstellen kann. Nur darf man dabei nicht vergessen, dafs eben so gewifs alle einen *gemeinschaftlichen Boden* haben, als sie ein *gesondertes Gebiet* auf demselben besitzen, und dafs die Grenze eben so sehr *verbindet* als *scheidet*, ja dafs eine jede erst dadurch in ihrem selbstständi-

gen Besitzthum, wie in der freien Ausbildung und Ausübung ihrer Kräfte und Rechte gesichert ist, dafs sie die übrigen in gleicher Weise anerkennt und sich mit ihnen als die zusammengehörigen Momente eines Systems, als die untrennbaren Glieder eines beseelten Leibes begreift und weifs. Das Bewufstsein dieser organischen Zusammengehörigkeit der unterschiedenen Disciplinen einer Wissenschaft hervorzubringen und darzustellen, ist von jeher die Aufgabe und Bemühung der encyklopädischen Bearbeitungen derselben gewesen, nur dafs man bis auf die neuesten Zeiten darin mehr auf eine gewissenhafte Aufzählung des *Vorhandenen* und auf eine gefällige, übersichtlich-bequeme Anordnung des *vorgefundenen* Stoffes ausging, als auf eine durch die Idee der Wissenschaft und durch die lebendige Selbstbewegung ihres Inhalts hervorgebrachte, gliedliche Darstellung desselben. Daher glichen denn auch die besseren nur einer theils nach historischen, theils nach ästhetischen Gesichtspunkten geordneten Gemäldesammlung, während die schlechteren zu einem blofsen Katalog derselben zusammenschrumpfen. Seitdem aber die Methode für die Seele der Wissenschaft erkannt ist, hat auch ihre Form für nichts anders als für die Selbstdarstellung des Inhalts gelten können, wie deren Gliederung für den durch die Natur des Inhalts bedingten und durch dessen Selbstbewegung vermittelten Organismus.

Wenn wir defshalb die vorliegende Schrift als eine Encyklopädie oder einen Grundrifs der exegetischen Theologie des N. T. bezeichnen, so wollen wir sie mit dem Hrn. Vf. angesehen wissen für „ein propädeutisches Ganze, als systematische Entwickelung des N. T. Gesammtinhaltes", bei welchem es „keineswegs auf äufserliche Stoffhäufung und gefällige Anordnung verschiedenartiger Materien abgesehen ist, sondern auf Entwickelung des Gegenstandes in seiner gesetzmäfsigen Fortbestimmung und nothwendigen Selbstvermittelung durch die besondern Disciplinen, welche dem N. T. Gebiete angehören"; und stimmen mit der Erklärung desselben (S. 7) überein: „ein solcher propädeutischer Inbegriff mufs, wenn er anders den objectiven Anforderungen entspricht, das N. T. Gebiet im verei ten Stoffe und im gegenseitigen Verhältnisse sei Theile deutlich erkennen lassen, weil es bei der üb sichtlichen Beleuchtung der besondern Disciplinen s wohl auf den wesentlichen Inhalt, als auch auf d wissenschaftlichen Zusammenhang derselben ankomm

Wie nun die christliche Theologie überhaupt d Idee der geoffenbarten Religion zu ihrem substanti len Inhalte und Gegenstande hat, so hat die histo sche Theologie es ebenfalls mit dieser *Idee* zu th aber mit ihr wie sie als das Wesen *erschienen*, w sie in die Welt gekommen und in ihr sich dargest und verwirklicht hat. Sehen wir von der dreifac Verwirklichung derselben als That, Wort und Ha lung oder als Geschichte, Lehre und Cultus an die Stelle ab, so bleibet uns doch dieselbe hier in zw facher Hinsicht zu betrachten; 1) in Hinsicht auf *Eintreten* der geoffenbarten Religion in die Ersc nung, welches dann als beendigt zu betrachten wenn alle zu ihrer Constituirung erforderlichen M mente auf einfache Weise vorhanden sind; 2) in H sicht auf die allseitige *Ausbildung* der constituir durch alle Veränderungen und Verwickelungen sich sich selbst identisch erhaltenden, den Reichthum il Momente entfaltenden Religion. Dadurch theilt sich historische Theologie selbst in eine exegetische o biblische und in eine kirchenhistorische; von de die erstere, welche den Inhalt der vorliegenden Sc ausmacht, die Erkenntnifs von der Gestalt der a luten Religion in ihrer primitiven Existenz vermit Da nun das einzige authentische Dokument über selbe und damit auch die einzige sichere Quelle i Erkenntnifs in der Sammlung der N. T. Schriften liegt, so „ist und bleibt das N. T. der Gegens dieser Wissenschaft nur mit dem Unterschiede, derselbe zuerst in seiner ursprünglichen Totalge tung, zweitens in der Formentfaltung, und dritten der Lehrentwickelung sich darstellt." Demnach greift der erste Theil die Canonik, der zweite Grammatik, Texteskritik und Hermeneutik, der d die biblische Theologie des N. Testaments in s

(Der Beschlufs folgt.)

№ 9.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1837.

Conr. Steph. Matthies Propädeutik der Neutestamentlichen Theologie.

(Schlufs.)

Bei der Entschiedenheit, mit welcher der H. Vf. darauf dringt dafs jede dieser Disciplinen „um vom objectivwissenschaftlichen Gehalte und Bestande zu sein, in den Kreis der übrigen genetisch einzufügen, zur Rechtfertigung ihres selbständigen Begriffes und Inhaltes als frei aus der Sache sich erzeugendes und dadurch nothwendiges Moment des gesammten N. T. Studiums darzuthun, und zu den vorgehenden und nachfolgenden in ihr begriffsmäfsiges Verhältnifs zu stellen" sei, haben wir nur ungern den wissenschaftlichen Nachweis für die von uns kurz angedeutete Stellung, welche dieser ganze Kreis von Disciplinen in dem Systeme der Theologie einnimmt, in der Einleitung vermifst.

In dem ersten Theile mit der Ueberschrift „N. T. Schriften" werden zuerst die Sammlung, Authentie und Integrität derselben in der klaren und gediegenen Sprache, in der scharfen Charakteristik, und in der richtigen Hervorhebung des Wichtigen vor dem minder Bedeutenden, welche Vorzüge sich fast druchgängig in diesem werthvollen Buche finden, behandelt und dadurch der Kundige eben so sehr erfreut, als der Anfänger zu einer richtigen Einsicht in die Lage der Sache und den gegenwärtigen Stand der Untersuchung gebracht. Jedoch wünschten wir, dafs neben der Wirksamkeit Christi im Kreise der Jünger und der Befreiung ihres Bewufstseins, welche ihnen durch den Geist der Wahrheit zu Theil wurde, noch etwas bestimmter, als es geschehen ist, die Bedeutung der evangelischen Predigt und des apostolischen Zeugnisses *vor* seiner *schriftlichen* Fixirung hervorgehoben wäre, damit auch nicht einmal der *Schein* entstehe, als könne die christliche Gemeinde jemals ohne das geoffenbarte Wort gewesen sein, dessen Verkündigung vielmehr ein Factor ihrer Existenz ist. Aufserordentlich anziehend, lehrreich und eben so tief- als scharf-sinnig sind der zweite und dritte Abschnitt dieses Theiles behandelt, von denen jener den „besonderen Charakter der N. T. Schriften" der andere „das Verhältnifs des Evangeliums zur Vor- Mit- und Nachwelt" darstellt, dessen „besondere Gestaltung in der *Prophezeihung*, dem *Wunder* und der *Inspiration* begriffen wird." Die richtigen Bemerkungen über die sich selbst aufhebenden Unterschiede der historischen, didaktischen und poetisch-prophetischen Form, wie des geschichtlichen, dogmatischen und ethisch-paränetischen Momentes dieser Schriften, an denen wir nur ihre Kürze bedauern; die meisterhafte Entwickelung des evangelischen Gesichtspunktes in Ansehung der Person Christi, dessen „Lebensgeschichte das gemeinsame Grundelement bildet, von welchem jene gleich sehr in einander verschlungenen als von einander unterschiedenen Momente innigst durchdrungen werden und das „Bewufstsein der N. T. Schriftsteller zu einem wesentlich christlichen machen;" die an feinen und glücklichen Bemerkungen so überaus reiche Charakteristik der eigenthümlichen Darstellung, welche der gemeinsame objective Grund des Glaubens und der Lehre in den einzelnen Schriften erhalten hat; die lichtvolle Schilderung der Religion des A. T. in ihrem wesentlich prophetischen Charakter, die Entwickelung dieser Prophetie selbst in ihrem innern Unterschiede der Verheifsung, prophetischen Beziehung (Deutung) und Weissagung; die Beweisführung über die reale Möglichkeit, Wahrheit und Wirklichkeit des Wunders in der Zeit der Erfüllung, welche so gehalten ist, dafs man sieht, wie die „Anerkennung der göttlichen Geistesmächtigkeit in Christo keineswegs die naturgemäfse menschliche Lebensentwickelung desselben ausschliefst, durch welche Ausschliefsung das wirkliche leibhaftige Dasein Christi zu einem abstrak-

ten Scheine gemacht würde;" die Entfaltung des Begriffs der Inspiration in ihrem Zusammenhange *mit* und in ihrem Unterschiede *von* der Offenbarung überhaupt und der absoluten Manifestation Gottes in Christo insbesondere einerseits und der in der Kirche fortbestehenden evangelischen Begeisterung andererseits: — dies alles verlangt und verdient das ernsteste Studium und die gründlichste Berücksichtigung und wir hoffen, dafs diese Schrift durch die Macht ihrer aus der Sache geschöpften, begriffsmäfsigen Darstellung wesentlich dazu beitragen werde, der Unklarheit und Verwirrung zu wehren, in welcher die Mehrzahl der Zeitgenossen über diese Hauptfragen und Grundbegriffe der N. T. Theologie befangen ist, und den vagen, zwischen trübem Glauben und subjectiver Bedenklichkeit schwankenden, oft bis zur Indifferenz herabsinkenden Ansichten über die Theopneustie, Axiopistie und Stellung der Schriften des N. T. zu einander und zu denen des A. T. zur wissenschaftlichen Einsicht zu verhelfen. Welche Theilnahme diese Darstellung dem Ref. abgewonnen hat, glaubt derselbe dem H. Verf. am besten durch die Bemerkungen an den Tag legen zu können, welche derselbe sich gegen zwei Punkte derselben erlaubt. Der erste bezieht sich auf den Inhalt selbst. Die prophetische Wirksamkeit des evangelischen Geistes in der urchristlichen Zeit scheint nämlich dem Ref. nicht die ausdrückliche und gründliche Berücksichtigung empfangen zu haben, welche dieselbe als ein Moment in der Gesammtthätigkeit desselben verdient, und welche der Alttestamentlichen Prophetie und der Behandlung der Alttestamentlichen Weissagungen von Seiten der Neutestamentlichen Schriftsteller zu Theil geworden ist. Hiermit scheint auch die Ausschliefsung der Apokalypse in der Schilderung der jeder N. T. Schrift eigenthümlichen Darstellung des gemeinsamen Gegenstandes und Inhaltes zusammen zu hangen, so wie das ungünstige, bei der Untersuchung über die Authentie gefällte Urtheil über dieselbe als eine Schrift, in der sich „eine jüdisch-messianische Hoffnungssphäre kund" thue und „deren Verfasser, namentlich im Widerspruch mit dem Evangelisten Johannes, von welchem mehr als von den übrigen Neutestamentlichen Schriftstellern das Heil der Zeit und des Lebens nicht im prophetischen Sinne erst von der Zukunft abhängig gemacht, sondern vielmehr mit intuitiver Gewifsheit als in Christo geoffenbart und der Gegenwart einverleibt lebendig erfafst werde, stets in eine von der Gegenwart geschiedene Zukunft spähe und dadurch meist in Ueberspannung der evangelischen Anschauung sich fixire." Wir dürfen uns hier nicht in eine Untersuchung über diesen wichtigen, aber mit schwierigen Fragen und grofsen Weitläufigkeiten zusammenhangenden Gegenstand vertiefen; wir wollen nur an die Nothwendigkeit einer solchen erinnern und bemerken, dafs, wenn in den Evangelien, den Briefen und der Apostelgeschichte „der evangelische Geist nach der absoluten Wesenserscheinung, objectiven Lehrentfaltung und subjectiven Lebensbethätigung seinen substantiellen Inhalt allseitig ausgeprägt hat und in diesem durch Christum und die Apostel offenbar gewordenen Dasein zur Gegenwart wie zur Vergangenheit die engste Beziehung erweis't", derselbe in der Apokalypse eben dieses Dasein in die engste Beziehung zur Zukunft setzt und in unendlicher Selbstgewifsheit und Siegesfreudigkeit, im Commentar zu den Johanneischen Worten 1. Joh. 3, 2. seq. den Gang seiner factischen Verwirklichung zur „universellen Realisirung des absoluten Zweckes der Religion, wozu in der evangelischen Heilsverkündigung der substantielle Grund gelegt ist", beschreibt; so dafs *sie* erst wirklich die ursprüngliche Religionsentwickelung beschliefst und die Sammlung der kanonischen Schriften des Neuen Testaments nicht blofs zufällig beendigt. Der andere Punkt betrifft die Anordnung und Folge der Theile. Nach der Untersuchung über die Sammlung, Authentie und Integrität der N. T. Schriften als der *allgemeinen*, bei jeder Dokumentensammlung zunächst hervortretenden Seite erwarteten wir — und die Ueberschrift „*besonderer* Charakter der N. T. Schriften" bestärkte uns darin — eine Darlegung des specifischen Charakters zu finden, durch welchen sich diese Schriften aus der sonstigen Litteratur als heilige *aus*scheiden, wodurch sie ferner als Neutestamentliche sich von denen des A. T., welche den Charakter des Inspirirten mit ihnen theilen, *unter*scheiden, wodurch endlich die Glaubwürdigkeit derselben bei dem Wundervollen des Inhalts, Differenten der Darstellung u. s. w. begründet und vermittelt ist. Damit wäre zugleich als dritter Abschnitt die Entwickelung des allen diesen Schriften gemeinsamen evangelischen Gesichtspunktes nach der Besonderheit seiner historischen, didaktischen u. s. w. Auffassung in der concre-

ten Individualität der einzelnen Schriften eingeleitet und durch die Darstellung dieser *innern* Form ein sachgemäfser Uebergang zur Darstellung der *äufsern* Formentfaltung gegeben werden, wie sie der Verf. im zweiten Theile nach den drei Abschnitten „Sprache, Text und Auslegung" giebt.

Ausgezeichnet ist hier der erste Abschnitt „von der Neutestamentlichen Sprache", und darin wieder die erste Abtheilung „von der syntaktischen Wortfügung" am gelungensten behandelt; ohne dafs wir durch dieses Urtheil den übrigen ihren eigenthümlichen Werth verringern wollen. Die Entwickelung der gesetzmäfsigen Grundbestimmungen des Nomen, Verbum und der Partikeln, welche ein nothwendiges Moment einer wissenschaftlichen Grammatik und ein unentbehrliches Erfordernifs zum richtigen Verständnisse der vorliegenden Schriften bildet, ist mit solcher Gedankenschärfe aus dem Begriffe dieser Redetheile, mit solcher Berücksichtigung des N. T. Sprachmaterials und mit solcher Anschaulichkeit der Darstellung gegeben, dafs wir uns nur mit Mühe enthalten, einiges als Probe derselben hervorzuheben. Aber der Raum gebietet uns kurz zu sein. Wir sprechen deshalb nur noch unser Bedauern aus, dafs der Hr. Verf. nicht ausdrücklicher und tiefer, als es geschehen ist, bei der Schilderung der „bildlichen Redeform" auf die Untersuchung über das Verhältnifs der Sprache zum Geiste, des Bildes zur Vorstellung und beider zum religiösen Gefühl und Gedanken, sowie über den Unterschied des Mythischen und Symbolischen und seiner Bedeutung auf N. T. Gebiete eingegangen ist; und sparen uns für einen andern Ort auf, was wir über die Theorie der Auslegung auf dem Herzen haben.

Was sollen wir schliefslich noch von dem dritten Theile sagen, welcher, wie er an Umfang der bedeutendste ist, so auch an Gehalt die Krone des Ganzen bildet?! Sollen wir durch Hervorhebung der Glanzpunkte eine nähere Vorstellung von dem Werthe und damit zugleich von der Struktur des Ganzen geben? Dann müfsten wir von diesem Grundrisse des Neutestamentlichen Lehrbegriffs einen abermaligen Grundrifs liefern. Oder sollen wir die wenigen Punkte namhaft machen, in denen der Hr. Verf. der Tiefe und Fülle der N. T. Vorstellungen durch den Begriff, den er von ihnen giebt und worin er ihren geistigen Gehalt zusammenfafst, uns nicht ganz Genüge zu thun dünkt? Auch dies würde Untersuchungen erfordern, welche, um erspriefslich zu sein, nicht mit wenigen Worten abgemacht werden können. Wir sprechen lieber unsere unverholene Freude über diese wahrhafte Bereicherung der theologischen Litteratur, sowie unsere innige Ueberzeugung aus, dafs nur durch solche Arbeiten, welche mit der vollen Energie des Denkens und mit der ganzen Strenge der wissenschaftlichen Methode den gegebenen Stoff durchdringen und darstellen, die biblische Theologie im Wesentlichen gefördert und in ihrer Würde, wie in ihrem Einflusse befestigt werden kann; denn wenn sie als *historische* Wissenschaft allerdings einen gegebenen Stoff zu ihrem Inhalte hat, so ist doch dieser Stoff an sich selbst geistiger Natur, der gedankenreiche Vorrath der biblischen Vorstellungen; und die systematische Darstellung derselben als *Wissenschaft* kann sich des Gebrauches der Gedankenbestimmungen, der logischen Kategorien, nicht entziehen, deren Ausbildung wiederum mit der Entwickelung des Geistes überhaupt in einer gegebenen Zeit aufs innigste zusammenhängt. Eben so frei von dem Wahne, durch Enthaltung des eigenen Urtheils und durch Abstraktion von den bestimmten Denkformen, in denen sich die wissenschaftliche Bildung unserer Zeit bewegt, eine reinobjective Sachdarstellung geben zu können, als frei von der Einbildung, durch subjective Zuthaten den Gegenstand erst lebendig und interessant machen zu müssen, ist der Hr. Verf. auch frei von der Furcht geblieben, dafs er den N. T. Schriftstellern einen fremdartigen Sinn unterlegen möchte, dadurch, dafs er die Vorstellungen und Bilder, in denen sich ihr religiöses Selbstbewufstsein dargestellt hat, nicht blofs getreulich referirt und sachgemäfs geordnet, sondern auch durch Uebersetzung in die Form des Begriffes mit dem wissenschaftlichen Selbstbewufstsein unserer Zeit vermittelt hat.

Moll.

IX.

Grammatik der romanischen Sprachen von Friedrich Diez. I. Theil. Bonn, 1836. 334 S. 8.

Bei dem historischen Sprachstudium der jüngsten Zeit haben sich *zwei Hauptrichtungen* herausgestellt, die beide gleichmäfsig verfolgt werden müssen, wenn die Sprachwissenschaft zu den höheren Stufen der Vol-

lendung, deren sie eben so fähig als noch bedürftig ist, fortschreiten soll. Jede Sprache, als ein von ihm selbst geschaffenes oder zum mindesten umgeschaffenes Besitzthum eines Volkes, ist somit ein Nationales, d. h. in dieser ihrer Umgrenzung und Zurückziehung in sich selbst: Individuelles und Besonderes; aber *Besonderung* hat zur Voraussetzung ein im Besonderen liegendes und zu gleicher Zeit darüber hinausgreifendes *Allgemeines*, deren beider Kenntnifs, als solcher, sich nur durch *Vergleichung* er- und vermitteln läfst. So treten die *besondere* und *vergleichende* Grammatik, welche letztere sich mit der Zeit zu einer wahrhaft *allgemeinen* heranbilden wird, einander gegenüber, nicht aber, wenn sie anders ihr beiderseitiges Interesse verstehen, als Gegnerinnen, sondern wie zwei Liebende, die im sich kreuzenden Hinüber und Herüber wechselsweise ihren Halt und ihre Ergänzung finden. Sieht es jene auf Hervorhebung des *Unterschiedenen* und Charakteristischen einer Einzelsprache ab, so läfst umgekehrt letztere vielmehr den Unterschied fallen, hebt ihn theilweise als etwas Nichtiges oder doch Unwesentliches auf und sammelt im Hinübergreifen über eine Mehrzahl von Sprachen, insbesondere stammverwandter, deren Gemeinschaftliches in den immer mehr sich verdichtenden Brennpunct höherer *Einheiten*. Leicht ergiebt sich hieraus, wie die besondere Grammatik, falls sie sich nicht auf eine blofse, Art- und Gattungs-Merkmale ungesondert lassende *Beschreibung* einzuschränken oder innerhalb rein praktischer und sprachmeisterlicher Grenzen zu halten vornimmt, eben mit dem Aufzeigen des Unterschiedes *einer* Sprache von anderen, über jene eine hinausgehend, zu der aufser ihr gelegenen Mehrheit, zunächst genealogisch verwandter Sprachen sich wenden mufs. Gerade die Einsicht in die Nothwendigkeit, nicht bei Einzelsprachen, selbst wenn man nur die Ergründung solcher sich zum Ziele gesetzt hat, stehen bleiben zu dürfen, verbunden mit einer auf vernünftigen Principien beruhenden und gesetzmäfsig, nicht tumultuarisch und sprungweise sich fortbewegenden Methode, die, in nutzlose Gedankenspiele und in eine Skiamachie mit Lug- und Trugge-stalten, wie man sie der früheren Etymologie nur mit zu grofsem Rechte vorwerfen kann, auszuarten, ängstlich vermeidend, mehr im Zusammenhange der *Analogie* die Massen, als losgerissene und eben um ihrer Versprengung willen schwerer verständliche Einzelnheiten in den Sprachen zu flüssigen und durchsichtig zu machen strebt, dazu das unaufhörliche Zuströmen neuer Quellen haben der Sprachwissenschaft neuerdings einen solchen Stofs vorwärts gegeben, dafs sich nicht leicht ein Stillstand befürchten, wohl aber stets weiter um sich greifende und rasche Fortschritte hoffen lassen; und auch dahin werden wir auf dem nunmehr eingeschlagenen Wege gelangen, die Natur der Sprache und der Sprachen im Allgemeinen wie im Besonderen in ihrer durchgängigen Zweckgemäfsheit und Vernünftigkeit zu erfassen und wahrhaft zu begreifen, — wohin weder die empirische Beobachtung noch die philosophische Abstraction *allein*, jede für sich, führen können.

Es ist eine anerkannte Wahrheit, dafs die jüngeren Sprachen, je weiter vom Ursprunge, je mehr der Ursprünglichkeit entfremdet und *verdunkelt* sind, so dafs die Sprachgeschichte in einem gewissen Sinne mit der eigentlichen Historie in einem umgekehrten Verhältnisse steht, indem letztere, je tiefer in der Zeit zu uns herabwärts, desto lichter zu werden pflegt. In der historisch-comparativen Grammatik nun nimmt die *Morphologie* der Sprachen eine bedeutende und weit hin sich erstreckende Stelle ein; ihr nämlich liegt es ob, blutsverwandte Sprachen, welche durch den theils wirklichen, theils scheinbaren und blofs äufserlichen Unterschied, der sich allmälig in sie eindrängte, und durch ihren Entwickelungsgang, gleichsam ihre Dialektik, zu Dialekten (dies Wort im weiteren Sinne genommen) aus einander gefallen sind, auf ihre unmittelbare, anfängliche Einheit und gemeinschaftliche Grundlage wissenschaftlich wieder zurückzuführen. Buchstabe und Wort sind nur — *Schatten* des Gedankens; dieser selber aber ist nicht sichtbar, nicht hörbar, überhaupt keinem Sinne zugänglich; an und aus seinem Schatten aber müfst ihr ihn erkennen, wenn er sich nach aufsen drängt, und das ist es, was der aufmerksamen Betrachtung dieses Schattens, in so fern er auf das, was ihn umzeichnet und wirft, einen Rückschlufs erlaubt, insonderheit auch seines Wandels, den zu einem grofsen Theile eben der Gedanke, der nie ruhende, ewig bewegliche, hervorruft, ein so hohes Interesse leiht.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 10.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1837.

Grammatik der romanischen Sprachen von Friedrich Diez.

(Fortsetzung.)

Allein man übersehe es nicht: in den Sprachen gehen auch Veränderungen vor, an denen der Gedanke gar keinen oder wenigen Antheil hat; das sind die *blofs* phonetischen, welche lediglich in physischen Gesetzen der Harmonie und Disharmonie von Lauten unter einander begründet sind. Eben dies könnte mit Gleichgültigkeit gegen sie erfüllen, aber man sehe zu, wie weit man ohne eine genaue und eindringliche Kenntnifs derselben kommen mag. Ohne sie in der ganzen Formlehre nicht ein einziger sicherer Schritt! und, dies sehr wohl erkennend, hat der sehr verehrte Hr. Verf. diesem Gegenstande in Bezug auf die romanischen Sprachen mit Recht eine grofse Sorgfalt und einen breiten Raum, nämlich fast den ganzen, bis jetzt allein vorliegenden ersten Band seines Werkes, gewidmet.

Die *Lautlehre* der 6 romanischen Hauptsprachen, Portugiesisch und Spanisch, Provençalisch und Französisch, Italiänisch und Walachisch wird darin in vergleichender Darstellung, und zwar ungefähr in der Weise von J. Grimm's deutscher Grammatik, zusammengefafst, und, wären noch die romanischen Mundarten der Schweiz, über deren Nichtmitaufnahme sich der Hr. Vf. selbst erklärt, und das lateinisch-romanische Element im Englischen, dessen Berücksichtigung, ohne sie eigentlich fordern zu können, man dennoch einem so gelehrten und einsichtsvollen Forscher, wie Hr. Diez, als eine, gerade durch ihn leicht an das Publicum abtragbare Schuld aufzuerlegen nur zu geneigt ist, mit in den Kreis der Untersuchung gezogen, so hätte dieser dadurch nach aufsen seinen Abschlufs erhalten. Indefs, wir wollen uns nicht durch die Sehnsucht nach dem, was der nimmersatte Wunsch vermifst, den Genufs des grofsen Reichthums der schönsten Früchte, welche Hrn. Diezens fleifsige Hand in den Hesperidengärten der romanischen Sprachen gepflückt und zudem uns in der sinnigsten Anordnung freundlichst vorgesetzt hat, verkümmern lassen, und dem Danke, zu welchem ihm die Sprachforschung aufs Höchste verpflichtet ist, werde kein Jota geraubt.

Die romanischen Zungen blieben lange, eben weil man erst so spät sie *methodisch* unter einander und mit denjenigen Sprachen, aus denen sie hervorgingen oder doch ihr Material nahmen, in Beziehung zu setzen versuchte, wenigstens in ihrem tieferen Zusammenhange und Wesen unerkannt, und, wenn gleich neuerdings, namentlich durch Deutsche und Franzosen (das Werk von Lewis Oxf. 1835 kenne ich noch nicht aus eigner Ansicht), Vieles zur Aufhellung derselben geleistet worden ist, so hat doch bis jetzt niemand in so umfassender, gründlicher und auch für andere, über das Engere hinausliegende, Sprachgebiete fruchtbringender Weise den Gegenstand zu behandeln unternommen als Hr. Diez, was sich nach Vollendung des Werks, wie wir nicht zweifeln, noch schlagender herausstellen wird.

Wie schon von Vielen bemerkt worden, stehen die *Romanischen*, die *Romaïsche* oder *Neugriechische* und die *Prâkrit*-Sprachen nicht nur mit ihren zubehörigen Muttersprachen im ähnlichsten Verhältnisse, sondern bieten auch so viele analoge Erscheinungen dar, dafs eine vergleichende Betrachtung eben dieser Erscheinungen, da die äufsere Unabhängigkeit der Bildung jener drei jüngeren Sprachkreise von einander (ein paar Beziehungen des Romaischen zum Italiänischen und Rumunischen, s. Heilmaier, Entstehung der romanischen Spr. S. 34 ff., abgerechnet) keinem Zweifel unterliegt, nothwendig zu dem Schlusse führen mufs, es habe in ihnen ein gleichmäfsiges Princip gewaltet, und so mit Nothwendigkeit aus ähnlichen Umständen und Ursachen ähnliche Wirkungen erzeugt. Es handelt sich hier nicht um die Urschöpfung von Sprachen,

sondern um die Verjüngung alter, aus dem Gebrauche lebendiger Rede verschwundener. Aus dem Tode ist ein erneutes Dasein entsprossen, und, wie Tod und Zerstörung nicht aufserhalb des Naturgesetzes stehen, noch weniger eigentliche Vernichtung sind, so weht auch in der neuen Rede, zwar ein anderer als in der alten, aber doch auch ein schöpferischer Geist, der mit Lebensodem die durch ihn selbst niedergeworfenen Trümmer durchdrang und aus ihnen einen neuen Sprachleib wiedererstehen liefs.

Ein grofser Theil des Wortschatzes in den vorgedachten jüngeren Sprachen unterscheidet sich von dem der älteren *nur* durch den Buchstaben. Wir bemerken in allen jenen Sprachen namentlich 1) einen grofsen Hang zur *Wortverkürzung*, zu *Auslassungen* von Buchstaben, aus denen oft ein, im Sanskrit streng verpönter *Hiatus*, den sie nicht immer wieder zu tilgen vermochten, erst entstand; — wogegen blofs phonetische *Zusätze* hier, wie in allen Sprachen, nur unter ganz besonderen Umständen vorkommen. 2) Einen nicht minder grofsen Hang zur *Assimilation*, und zwar zu deren höchstem Grade, d. h. völliger Angleichung, während z. B. im Sanskr., Griech. und Lat. die niederen, welche den wahren, grobkörnigen und kantigen Charakter der Lautgruppen nur glätten, nicht abstofsen und verwischen, noch in überwiegendem Maafse vorwalten. 3) Zur Laut-*Herabsenkung* und *Abschwächung*, z. B. der Tenues zu Mediä (S. 250 vgl. mit Hoefer, Prakr. dial. p. 12), eines lat. f zu span. h (184), wie im Prakrit unzählige Male h für aspirirte Consonanten, von welcher Verderbung sich im Sanskr. erst spärliche Spuren zeigen; langer oder vollerer Vocallaute zu kurzen und dünneren u. s. w. 4) Theilweise eine grofse, aus dem alten sanskritischen und gothischen Dreiklange a, i, u hervorgegangene *Mannichfaltigkeit* und *Buntheit* zwielichtiger, aus der ursprünglichen scharfen Umgrenzung ausgewichener *Vocale* (vgl. Lepsius, Paläogr. S. 24), z. B. das kurze o im Bengalischen, welches im Sanskr. mangelt, für das ă des letzteren; frz. u, wie griech. υ, st. u; und die Menge romanischer Concretiva (nicht eig. Diphthonge), welche durch Vorschlag eines zur Consonanz hinneigenden Vocals, bes. des i und u, (namentlich auch im Slaw.) häufig entstehen. Uebrigens versteht es sich von selbst, dafs diese jüngsten Sprachen nur weiter als die zwischenliegenden Mittelstadien, z. B. Griech. und Lat., zum Extrem fortgetrieben sind, und auch einzelne, den vorigen entgegengesetzte Tendenzen (z. B. p—f S. 178; b—f 181) in ihnen sich finden.

Jene Idiome zeichnet ferner, aufser ihrem *modernen* Geiste, der in der neu-griechischen, wie in den neu-lateinischen Sprachen offen genug am Tage liegt, und aufserdem auch selbst den Prakritsprachen sammt dem Pali, und zwar dem letztgenannten schon als der Sprache der neologischen und reformatorischen Religionsrichtung in Indien, des Buddhismus, wiewohl in einem etwas abweichenden Sinne, zugesprochen werden mufs, namentlich noch ihr *regressiver* Charakter aus, welcher sich in der häufigen *Einbufs*- und *Rückauflösung* von Flexionen und Derivationen, die in den älteren indogermanischen Sprachen gröfstentheils synthetisch ausgedrückt sind, kund giebt, und zum Theil gewissermafsen ein Zurückfallen ist in den ursprünglichen, unkräftigen Zustand der Unverbundenheit, aus dem die einsylbigen Sprachen sich nie emporrafften. Zu diesem Allem kommt endlich bei den meisten jener Sprachen ihr Conflickt mit anderen verwandten oder unverwandten, der weniger belebend als destructiv auf sie einwirkte, ihnen dafür aber eine Menge *neuen Sprachstoffes* zuführte, ohne dafs dieser auf deren *grammatischen Bau* einen grofsen *positiven* Einflufs zu üben vermocht hätte.

Hr. Diez leitet sein Buch zweckmäfsig mit einer gediegenen und interessanten Abhandlung über die *Bestandtheile* der romanischen Sprachen ein; natürlich gilt ihm das *Latein*, namentlich in seiner späteren Gestaltung als romana rustica, für deren bei weitem vorwiegendes Element und einheitliche *Basis*; daneben wird den, von Gelehrten romanischer Zunge nur zu lange verkannten *germanischen* Bestandtheilen der *zweite* Platz, den wir ihnen nicht streitig machen wollen, eingeräumt; und beide sind nach ihrem Buchstabenwandel gesondert betrachtet, was ebenfalls unsern ganzen Beifall hat. Was nun aber dem Refn. sehr leid gethan, ist, dafs darin über die *iberische* und die von ihr, trotz solcher Mischungsverhältnisse, als im Keltiberischen vermuthet werden dürfen, streng verschiedenen *keltischen* Sprachen so eilig weggehuscht wird. Kelten haben gesessen, überall, wo man Romanisch oder *Wälsch* spricht; Wales, Cornwallis, Wallonen,

Churwallis, Welschland und selbst Walachei sind Namen, die sämmtlich auf ein romanisirtes oder reineres keltisches Geschlecht zurückdeuten; und noch heute grünen jene Sprachen, die keltischen in 4 Sprösslingen, als *Bas-Breton* in Frankreich, das ihm zunächst verschwisterte *Waltisische* (mit dem vorigen und der Sprache in Cornwallis zusammen unter dem Namen *Kymrisch* befafst) und sodann das abermals enger unter sich verbundene (eig. *keltische*) Schwesternpaar, *Erse* und *Gaelisch*, in Grofsbritannien; das iberische aber im *Waskischen* auf spanischem Gebiete fort. Wer möchte nun die kecke und nachweislich falsche Behauptung aufstellen, dafs in den romanischen Sprachen namentlich vom altkeltischen Wortvorrathe kaum eine Spur übrig geblieben sei? Auch thut es unser Verf. nicht; offenbar aber ist es ihm peinlich gewesen, die von ihm sehr verständig dargelegten Schwierigkeiten, welche eine Benutzung neukeltischer Sprachquellen zum Behufe der etymologischen Forschung innerhalb des romanischen Sprachgebiets allerdings darbietet, in so weit selbst zu überwinden, als es mit einiger Aufmerksamkeit schon jetzt möglich ist. Bei der Ueberfüllung neukeltischer Sprachen insbesondere mit lateinisch-romanischen und germanischen Elementen, während andrerseits auch die letzteren (namentlich zahlreich das Englische) Vieles aus ersteren herübergenommen haben, und wiederum alle diese Sprachen manches *Nichtentlehnte* gemeinschaftlich besitzen, hat freilich die Kritik in vielen Fällen das schwierige und mifsliche Geschäft, in ihnen erborgtes Gut vom erbeigenthümlichen auseinander zu halten; aber selbst, wenn hie und da, — oft kann man es aber ohne sonderliche Mühe —, jene Abscheidung nicht mehr gelingen will, bleibt auch so die Gegenüberstellung derjenigen neukeltischen Elemente mit romanischen, zu denen diese stimmen, höchst nützlich, weil nicht selten gerade dort dieselben in weniger oder doch anderswie angegriffenen und entstellten Gestalten geborgen sind. Ohnehin wird ja eine kritische Untersuchung der keltischen Sprachabkömmlinge durch eine solche Vergleichung erst möglich.

(Die Fortsetzung folgt.)

X.

Poesie filosofiche di Tomaso Campanella publicate per la prima Volta in Italia da G. G. Orelli, Professore all' Universita' di Zurigo. Lugano, 1834.

Von deutscher Hand gesammelt, Deutschen gewidmet, erscheinen hier, in Italien zum erstenmal, Thomas Campanella's Gedichte. Ihr äufseres Schicksal ist sich also gleich geblieben, von ihrer Entstehung an bis auf den heutigen Tag. Denn als Campanella noch bitter in seinem Gefängnifs zu Neapel schmachtete, lange vorher ehe Frankreich ihm Rettung und Sicherheit des Lebens, Richelieu ihm Ruhe und Pflege des Geistes gab — war es ein Deutscher, Adami, der von einer Reise aus dem Morgenlande kommend, ihm Trost brachte in seinen Martern, und Heil und Ehre, indem er aufser andern Schriften auch die Lieder des Gequälten, frisch wie sie erwachsen waren aus seinen Leiden, mit sich nahm nach Deutschland, und von dort aus, freilich in sparsamer aber doch bedeutungsvoller Auswahl, der Welt bekannt machte. Anderthalb Jahrhunderte vergingen, bis wieder ein Deutscher, Herder, sich dieser Poesieen, die im Laufe der Zeit in Vergessenheit gerathen waren, annahm. Wenn irgend einer voll gewesen ist von dem Beruf seiner Nation, — eine Roma des Geistes zu gründen, Alles was Geist ist zu ihrer Provinz zu machen, das einzige Weltreich das nicht zerfallen kann — so ist es Herder gewesen. Sein grofses Herz, sein allhegender Sinn wandte sich auch auf Campanella; aus der Adamischen Sammlung wurden ungefähr zwanzig Stücke in freier Uebertragung von ihm in der Adrastea mitgetheilt. Und diesen Landsleuten sich anschliefsend bietet nun Herr Orelli jene Auswahl philosophischer Gedichte Campanella's, den Mangel ihrer ersten ärmlichen Ausstattung „im barmherzigen Samariterlande" tilgend, der Heimath dar, die den merkwürdigen Mann geboren und in der sein Leib gelitten.

Eine ähnliche Bewandnifs, wie mit Campanella's philosophischen Bestrebungen, hat es auch mit seinen Poesieen. Wie er auf dem Felde der Philosophie mehr angeregt als geschaffen, mehr gewollt als geleistet hat, wie ihn der gährende Trieb Alles dessen, was das Menschengeschlecht jemals Grofses gedacht, bewegt hat, ohne dafs er des unendlichen Stoffes bildend Meister werden können; wie alle Elemente der philosophischen Vergangenheit und Zukunft gleichsam um ihn aufgebraust und er in der Geschichte der Philosophie doch nur eine kleine Stelle einnimmt — so fehlt auch seinen Gedichten jene Energie der Gestaltung, jene individualisirende Kraft, die das Eigenthümliche in den Productionen der Natur und Kunst ausmacht. Nicht sowol Schöpfungen der künstlerischen Phantasie, reine heitre Geburten der Schönheit sind es, sondern mehr Ergüsse eines gewaltigringenden Gemüthes, Denkwürdigkeiten eines erhabenen Geistes, ein Gedankentext von Vers und Reim einer schon an und für sich melodischen Sprache gleichsam musikalisch begleitet. Die poetische Form ist mehr das Gewand, in dem diese Seele einhergeht, als der eigne blühende Leib, mit dem zusammen aus *einer* Fülle seeligen Lebens sie empfangen und geboren worden. Nicht als selbstständige Wesen, in sich selber ruhend, wie aus sich selber hervorgewachsen, dafs man ihren Meister über ihnen vergäfse, wandeln sie vor unsern

Augen, sondern nur Verkündigungen seines Wesens sind sie, Worte, die Er zu uns spricht. Aber als solches ist jedes derselben interessant, bedeutend, grofsartig. Der Mensch, der Charakter ist es, der unsere Theilnahme und Bewunderung in höchsten Anspruch nimmt. Das erhebende Schauspiel wird uns dargeboten, einen freien Geist zu sehn, der seiner göttlichen Würde, der Kraft seines Ursprunges voll, ungebeugt, unerschüttert, unangreifbar im innersten Kerne, allen Schrecken der Tyrannei Trotz bietet und nach mehr als zwanzigjährigem Kampfe mit dem Grimm einer frevelnden Welt als ihr Sieger hervorgeht. Der höchste Muth und die höchste Kraft, der Muth der Wahrheit und die Kraft des reinen Willens sind die Pulse seiner Seele, und hochhinweg über Gewalt und Schmach der Zeitlichkeit wird er von ihnen getragen. So singt er: *)

„In Banden frei, nicht einsam und doch einsam,
Sitz' ich hier, stumm, doch meine Glocke klingt.
Der niedern Welt ein Thor, und doch dem Auge
Göttlichen Sinn's ein Weiser. Himmelwärts
Schweb' ich empor mit Schwingen, die die Erde
Daniederdrückt; von aufsen tief bedrängt,
Traurig gefangen; in mir frei und froh. —

Ein zweifelhafter Krieg bewährt den Muth,
Im Ewigen schwindet alle Zeit;
Die schwerste Last erträgt am leichtsten sich. —

Mir auf die Stirn ist meiner Liebe Bild
Gepräget; sicher führet mich die Zeit
Dahin, wo ohne Worte man versteht."

Und zum Eingang:

„Ich, entprossen von euch, Verstand und ewige Weisheit,
Ich, ein liebender Forscher des Wahren, Guten und Schönen,
Rufe die aberwitzige Welt, die im Kampfe mit sich ist,
Rufe sie freundlich zurück zur Milch der Mutter. Die nährte
Treu mich ihrem Gemahl. Sie gofs mich, schnell wie sie selbst ist,
Ein in alle Gestalten, ihr Ueberschauer und Künstler.
Ist das Ganze wie unsere Wohnung, o Freunde, so fliehet,
Flieht die zweiten Schulen! Ein Punkt, eine Linie, ein Halm
Führt zum Unendlichen euch. — Wenn Worten Dinge voran gehn,
Weit übertreffend sie, ach, so zerschmelze die stolze
Unwissenheit, die uns so viele Leiden gebracht hat,
Sie zerschmelz' an dem Feuer, das ich dem Himmel entwandte."

Was ihm fehlt, das ist das Höchste, was dem Philosophen wie dem Dichter zu Theil werden kann — jener Frieden der Vollendung, in dem der Genius das Vollkommne gebiert, den wir dem Kundigen mit einem Worte aussprechen können: die Form — die das Geheimnifs aller Meisterschaft enthält, sie, die des Dichters Hand so rein macht, dafs, wenn sie schöpft, das Wasser sich ballet.

Wer dieses höchsten Looses theilhaftig werden soll, über dessen Geschick müssen die freundlichsten Sterne leuchten. Dem Campanella waren eherne Lasten auf die Brust gewälzt; den Wust seiner Zeit und das Grauen seines Schicksals von seiner Seele loszulösen war der Drang und Zweck seiner Canzonen; jene Lasten ihn wegathmen zu sehn von seinem Busen, ist unser Interesse und Genufs an diesen Gedichten. Unter den Höllenqualen der Folterbank sind sie empfangen, in der Luft des Kerkers aufgekeimt, und die Glut des nahen Scheiterhaufens hat sie gezeitigt. Das ist ihre Schönheit.

Er ist ein Sohn einer Uebergangszeit, eins ihrer willigsten Organe, das sich in ihrem Dienst verzehrt. Hingegeben in aufopfernder Begeisterung rüttelt er an den verschlossnen Pforten der Zukunft, ihr Licht ahnend — in dem Fundamente unserer Freiheit liegen seine Thaten versenkt.

Er war ein Mann; so möchten wir Alles zu Allem genommen am liebsten von ihm sagen — das heifst, wenn wir es commentiren sollten, „ein Herr und König des eignen Lebens!" die Würde, die Jedem erreichbar und doch so hoch liegt, dafs nur wenige Häupter zu ihr hinanreichen.

Dies Wort aber mahnt uns, des Dichters, von dem wir es entlehnt, und des Werkes, das es charakterisirt und das in mannichfacher Hinsicht zur Vergleichung mit der vorliegenden Sammlung auffordert, zu gedenken — Leopold Schefer's und seines Laienbreviers.

In Campanella wie in Schefer lodert eine und dieselbe Lebensflamme — jene sittliche Glorie, sich zu fühlen als das Ebenbild Gottes. Was aus diesem Marke gedeihen, an diesem Stamme wachsen kann, das finden wir auch im Laienbrevier, nur Alles noch reiner, holder, schöner Alles, alle Früchte ganz süfs, unter der milden Sonne eines linden Schicksals gereift, Alles reicher und einfacher, tiefer und unschuldiger zugleich, und unendlich mehr noch. Aus der volleren Dichterbrust ist es entsprungen; die Farben- und Gestaltenfülle der Natur quillt in seinen Blättern, und die Grazie des Friedens ist darüber ausgebreitet. Ein wahrer Seelenschatz liegt es vor uns, so schwer von Liebe und Weisheit, von Seegen und Gnade, so durch und durch eine gute That und ein schönes Gedicht zugleich, dafs der rasche Erfolg, den es im Publikum gewonnen, als ein wahrhaft erfreuliches Ereignifs zu begrüfsen ist.

Eben dieser Erfolg läfst uns auch den Wunsch aussprechen, dafs von den verehrten Herren, denen der Herausgeber die vorliegende Sammlung auf so ausgezeichnete Weise gewidmet, wenigstens einer sich veranlafst fühlen möchte, der deutschen Nation diese Gedichte durch eine Uebertragung völlig zuzueignen.

Werder.

*) Nach Herders Uebersetzung.

№ 11.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juli 1837.

Grammatik der romanischen Sprachen von Friedrich Diez.

(Fortsetzung).

Ich habe nicht die Anmafsung, in den wenigen mir zugemessenen Zeilen den Beweis von dem eben Gesagten führen zu wollen; aber doch wünschte ich durch sie in einigen Beispielen es eindringlich zu machen, dafs wir verpflichtet sind, endlich das popanzartig umherschleichende Vorurtheil gegen die neukeltischen Sprachen, das leider Unwissenheit oder mehr noch eine gleich schmähliche als unsinnige Behandlung und Verwendung derselben, wodurch sich seither, mit Ausnahme weniger besonnener und würdiger Forscher, nicht blofs Einzelne, sondern sogar ganze keltische Akademieen an ihnen versündigten, mit Stahl und Eisen umwaffnet und gepanzert hat, zu Boden zu treten, und den mehr durch die Hand unberufener Arbeiter nutzlos umwühlten und durcheinander geworfenen, als durch sich selbst verwilderten Acker, der Natur zurückgebend in sorgfältige Pflege zu nehmen, um demnächst von ihm mit reichem Wucher, dessen er sich nicht weigern wird, den eingestreuten Fruchtsamen zurückerwarten zu dürfen. Trotz der Revision und Erweiterung, welche das von *Adelung* im Mithr. Bd. II. zusammengestellte Verzeichnifs alter, in den Schriften der Griechen und Römer uns aufbewahrten keltischen Wörter bedürftig ist, zeigt dasselbe doch, in Verein mit einer ruhigen Betrachtung der obigen von mir neukeltisch genannten Sprachen, zur Genüge, zwar nicht, was ein sonderbares und unvernünftiges Verlangen wäre, dafs letztere die altkeltischen Sprachen selber, wohl aber, dafs sie deren, wenn auch gewifs mehrfach entartete und verunreinigte Abkömmlinge seien, welche, der mannichfachsten Bedrückungen der Kelten durch andersredende Völker, sowie ihrer Einverleibung in die Herrschaft der letzteren ungeachtet, selbst heute noch eine unverkennbare Selbständigkeit und Unabhängigkeit athmen. Indem ich eine andere Gelegenheit suchen werde, um Adelungs vorgedachte Sammlung mit Hülfe besserer Quellen zu bestätigen oder zu berichtigen, beschränke ich mich jetzt auf wenige Beispiele jenen Sprachen entnommener Wörter, die zur Aufklärung der Herkunft oder sonstiger Erläuterung romanischer etwas beizutragen vermögen. Im BBret. *bada* v. n. Etre étourdi; badauder, und das damit verwandte *badalein* (l mouillé) v. n. Baailler, bâiller, das also d verloren hat. Altfr. bei Roquefort I. 122. *Badaier* (bayer, béer) Bâiller; être dans l'étonnement; *beduist* Étourdi, fat, womit auch fr. *badin* zusammenhängt. — Das fr. balai, welches Diez nicht erklären zu können gesteht S. 82, ist BBr. *balaen*, von *balan* (genêt), woraus man häufig Besen fertigt. Das Wort *Besen* ist allem Anscheine nach ebenfalls keltischen Ursprungs; altfr. „*bes* De la glue (vgl. Lat. viscum); et le bouleau, dont les menus brins (BBr. *briénen* f.) servent à faire des balais; en bas Bret. *bez*" Rqf.; nämlich im BBr. steht z häufig für eine Lingualmuta, und Welsch *bedwen* f., Gael. *beith*, Ir. *beith* u. *beth* ist Primitiv zu dem Lat. Dem. *betula* alba, (altfr. bool, beou bei Rqf., und mit doppelter Deminutivendung fr. bouleau), welches Wort Adelung Mithr. II. 48. unbegreiflicher Weise von der *rothen* (?) Rinde so benannt glaubt, was, selbst wenn couleur *bete*, sang *bete* bei Rqf. „roth" bedeuten und die rothe Beete daher den Namen haben sollte, der Natur zuwiderzulaufen scheint. Aehnlicher Weise kommt fr. tan, holl. taan, E. tan, Lohe, vom BBr. *tanne* (chêne; seltener in der Bedeutung: Lohe), nicht, wie fälschlich Diez 322 meint, vom Deutschen tanne (abies), und fr. ruche, BBr. *rusken* f., weil man die Bienenkörbe besonders aus Eichenrinde verfertigte, von *rusk* m., Ir. *rusg* m., mlat. *rusca* (Baumrinde), Gael. *rùsg* An external covering, a rind, skin or Rusk; the bark of a tree; a fleece of wool. — BBr. *bouzellen* (z. st. d) f., altfr. *budel*, *boel*, fr. boyau,

E. bowels, Diez 9., Lat. botulus bei *Freund*, der auch, jedoch vielleicht mit Unrecht E. *pudding* vergleicht, wie Welsch *poten* f. What bulges out; a paunch; a pudding; *poth* m. That swells out; a boss (vgl. E. puds) muthmafsen lassen. Aachenisch der puttes, Blutwurst; geputz, Kaldaunen, bei Müller u. Weitz (Aachener Mundart); altfr. baudan, pr. baoudan, Boyaux, tripes bei Rqf., fr. boudin, it. boldone, entweder durch Einschub, oder, wie im Aachen. noeld, Nadel, Umstellung des l, wofern sie sich nicht an das von Rqf. angeführte *bullâda* st. budellâda zunächst anschliefsen. — BBr. *botaoui* v. a. Faire ou mettre une chaussure, fr. botter; *botez* Chaussure en général, fr. botte, E. boot, poln. bót Diez 39. 316. Radlof, Bildungsgesch. S. 282; aber *bôtel foin* Botte de foin, E. bottle (Bündel Heu). Welsch *potel* What is puffed out; a leathern bottle; a bottle; mndl. bottelghier, E. *butler* (mlat. buticularius). Unter Voraussetzung, dafs „schwellen" Wurzelbedeutung dieser Wörter sei, lassen sie sich mit denen unter der vorigen Nummer, so wie auch mit Welsch *putan* m. A. button, bud, fr. bouton, mit Deutsch boot (scapha), ferner mit fr. pot, Lith. pûdas (Topf), vereinigen; in *πυτίνη*, *βοῦτις* bleibt meines Bedünkens zweifelhaft, ob τ radikal sei; jenes liefse sich z. B. zu πώ (potare) ziehen. — Fr. fol, fou; Welsch *fôl* Adj. Round; blunt, silly; simple, foolish; *fiôl* m. A blunt one, a fool; altn. folska (imprudentia) Grimm II. 374. — Fr. fringuer, BBr. *fringa* Sauter; gambader; se divertir. — BBr. *poulout* m. = fr. pelote (Dem. vom Lat. pila); *peûl* m. = fr. pieu, pilier, mndl. pilaer, mlat. pilarium, aus pilum, pila. — Ir. *pighe* A pie (pica), aber *pighe — feola* (*feol*, flesh) A pasty, auch pie im Engl., vielleicht fr. pie (auf dem Rost gebratenes Stück von dem Vordertheile eines Schöpsen). — Gael. *plum* v. n. *Plunge* like lead, fr. plonger, it. piombare, deutsch plumpen (plump, Lat. plumbeus), sämmtlich aus plumbum, altfr. plunc, plonc Diez 270. — Zum Schlusse hier noch einige zwar indecente Ausdrücke, an die sich aber doch, aus leicht einzusehenden Gründen, ein gewisses sprachliches Interesse knüpft: BBr. *piden* ou *biden* f. Verge (penis) Welsch *pid* m. A point; what tapers to a point; *pidyn* A pintle; unstreitig, obwohl v im Anlaute an die Stelle von p, b nur selten tritt, fr. vit und auch vielleicht mit einem Derivativsuffixe altfr. veille Nerf de boeuf. Sonst Welsch cal f. A stalk (Lat. cala, Diez 10, Lith. kûlas oder kólas, Russ. kól" Pfahl); a pricke; penis (wie Lat. contus, Ruthe); dagegen *caill* f. A testicle, altfr. coile, E. cullion, die sich an Lat. culeus (s. Freund's Lat. Lex.) = Russ. kýl' (Sack aus Binsenmatten), Lett. kulla Tasche, Reisebündel, Lith. kallys, lederner Sack, Schlauch, Hodensack, kulikĕlis, Klingsäckel, anlehnen. Vgl. ags. codd (pera), E. cod Schote; *Hode*; Stockfisch, in welchem letzteren Sinne das Erse *codog* m. Haddock aufweist. Im Esthnischen bedeutet *kel:* männliche Ruthe; Hode; aber auch Glocke, Uhr. — Dem franz. cul, Lat. culus entsprechen Gael. *cul* (The back of any thing; the hinder part, not the front: auch the hair of the head, in welchem Sinne es Verderbnifs aus Lat. capillus sein mag); Welsch *cil* f. A back; a recefs; a place to fly to; BBr. *kil* m. Le dos. Le revers. Le derrière, die, eben um der Uebereinstimmung der beiden kymrischen Sprachen im i willen, wohl schwerlich aus dem Lat. *entlehnt* sind. — Dies gilt auch unstreitig von Gael. *cac*, Welsch *caç* To cack (caccare), da auch im Pers. kak (qui se ipsum exonerat) vorkommt.

Unter den Lautveränderungen befindet sich eine, welche durch das *intellectuelle* Princip der Sprache in so fern herbeigeführt wird, dafs diese durch falsche Etymologieen oder Anklänge eines Worts an andere sich zu Umgestaltungen desselben in diesem Sinne verleiten läfst, die aus dem blofsen Lautprincipe durchaus unerklärlich wären; namentlich geschieht dies bei *Lehnwörtern*, welche natürlich, dem grofsen Haufen etymologisch unverständlich, am leichtesten Mifsverstand erzeugen. Es sind viele Pseudoetymologieen in den Sprachen, nicht blofs in den Köpfen ihrer Bearbeiter, current geworden, die man kennen zu lernen suchen mufs, weil sie oft nachtheilig auf die Wörter einwirkten und diese in eine falsche Richtung brachten; denn gerade die scheinbar am nächsten liegenden und *wahrscheinlichen* Etymologieen erweisen sich nicht selten als historisch unwahr. *Etymologie* ist das *Γνῶθι σεαυτόν*, das Selbstbewufstsein, dessen eine Sprache, welche dieses ihr Paradies mehr oder weniger verloren hat, mittelst jener sich wieder bemächtigen mufs. Viele Abweichungen von der gewöhnlichen Analogie, z. B. das b in It. brugna (prunum) wegen bruno, braun, bottega (apotheca) wegen Bude (von bauen); pipistrello neben vipistrello (vespertilio) wegen pipire Diez 248; sp. verdolaca (portulaca) wegen viridis Diez 177, be-

sondern aber mehrere ganz unorganische Buchstabenzusätze (Diez 263—269) erklären sich ohne Schwierigkeit auf diesem Wege. So z. B. sp. floresta (Wald), als enthalte es flores; it. fiavo (favus) wegen dessen gelber Farbe (flavus), fiaccola (facula) wegen flagrare, flackern; walach. octombrie, altfr. witembre wegen Septembre, Novembre, Decembre (Quatember, im It. quattro tempora ist mit jenen nicht analog) fr. sombre, wahrscheinlich aus sab umbra, und so auch sp. sombra (Schatten); das altsp. solombra hat entweder Dissimilations halber, oder weil man an sol (Sonne) oder sollus (ganz) dachte, l st. b, Diez 265, wie eben da n als präpositionaler Vorschub st. in vorkommt, den die Neugriechen namentlich in Ortsnamen z. B. Negroponte (aus ἐν Ἐγρίπῳ) lieben. It. bestemmiare = biasimare, lat. blasphemare Diez 21. mit Anklang an bestia und aestimare, altfr. aasmer 262.; übrigens haben altfr. blastenge, fr. blâme (blasphemia) sich dissimilirt, wie schon aus gleichem Grunde im Gr. βλασφημεῖν für βλαψι-φ. steht. MLat. palafrenus neben parafredus wohl wegen frenum. Mifsleitet durch die in lat. Suffixen häufige Gruppe tr haben romanische Sprachen öfters ein r hinter t angenommen; so schon Lat. culcitra st. culcita; It. balestra (balista); genestra, Ginster (genista); glastro und glasto; balausta, balaustra (balaustium); celestre (wie silvestris, campestris); inchiostra (encaustum; als läge claustrum, altfr. encloistre, was allerdings keinen Sinn giebt, darin), fr. encre, holl. inkt (noch mit t) und ink.

Es ist nicht zu verwundern, dafs viele Lautverhältnisse in sehr weit abliegenden Sprachen gleichmäfsig behandelt werden, indem dies in ihrer Natur, so wie in der Beschaffenheit der menschlichen Sprachorgane, tief begründet ist. Davon einige Beispiele. Um den Hiatus zu vermeiden, pflegt das Sanskrit unter gewissen Umständen i und u in die Consonanten j, v oder in ij, uv, und den zweiten Bestandtheil von Diphthongen ebenfalls in j, v zu verwandeln (Bopp, Gr. crit. r. 50 sqq.); ganz ähnlich verfährt auch häufig der Romane; aus i und dem nächstverwandten e wird oft j, das sich dann weiter zu g, zu Zischlauten (selbst z. B. in fr. fils aus filius, puits aus puteus, zu s st. des fr. j, was von Diez 158 übersehen ist) u. s. w. umgestaltet; z. B. Diez 156. it. librajo (arius); deutsch Latwerge aus electuarium (ἔκλειγμα, Sskr. lêhja von lih, lecken); deutsch durtich (Möser, patr. Phantas. I. S. 45 Ausg. 3.) = fr. dortoir (dormitorium) mit Auswurf des r und ch st. j = i. Ferner sp. scarabajo, it. scarafaggio aus scarabaeus, ganz ähnlich wie Achâja aus Ἀχαΐα u. s. w. (Ag. Benary, die römische Lautlehre Th. I. S. 296) und im Sanskr. âj aus âi. U-Laute entwickeln aus sich v (Diez 154. 162) z. B. it. fluvido (fluidus), wie Lat. fluvius, pluvia, fovere aus fô, lavere aus lau u. s. f.; it. piovere, fr. pleuvoir (pluere); it. rovina (ruina), belva (bellua), pg. ouvir (audire; nach Verlust seines d). It. ladico neben laïco Diez 154. erklärt sich, wie S. 219 diacere (jacere) diaspro (Jaspis), und der Einschub des y im sp. suyo, tuyo verhält sich wie der im Sanskr. yûyam Bopp Gr. crit. r. 265. — Merkwürdiger noch ist das Uebertreten eines Vocales in eine andere Sylbe Diez 157—161. z. B. pg. raiva (rabies), fr. muid (modius), selbst eines erst zu i, j erweichten Lat. g S. 167, besonders in den Endungen arius z. B. 1) it. primiero, fr. premier (primarius (S. 124. 2) fr. arbitraire (arbitrarius) und orius, woraus oire, z. B. repertoire, wird. Eben so namentlich in den griech. Feminalendungen τειρα st. τερ-ια; αινα st. αν-ια z. B. σώτειρα, μέλαινα u. s. w., was anderwärts bewiesen worden ist. Auch das Zend hat dieselbe Erscheinung, jedoch mit dem Unterschiede, dafs sie hier den Charakter einer Assimilation fest hält, indem der auf frühere Vocale einwirkende Buchstabe *nicht*, wie im Romanischen, schwindet; z. B. der Gentilname Airja (Lat. Arius) = Sanskr. arja (nobilis) Burnouf, Yaçna p. 460 und Bopp Vgl. Gr. §. 41.: bavaiti, stüidhi.

Statt l finden wir im Romanischen oft einen Vocal, wie im Pali und Prakrit statt des jedenfalls mehr consonantischen r-Vocals andere Vocale; es fragt sich nun, wie das zugehe. Die franz. Diphthongen au, eu, ou u. s. w., wie holl. oud (alt) u. s. w. statt eines voc. cum l sind aus diesen wohl so entstanden, dafs sich der Vocal vor l, wie z. B. im E. walk, verdumpfte und sodann das l allmälig ganz verdrängte z. B. falsus, fr. fauls, faus, faux; sollte wirklich das Element u Stellvertreter eines l sein, so müfste wohl der Halbvocal v (vgl. Sanskr. svap, goth. slêpan, altn. sofa) als Mittelstufe zwischen beiden angenommen werden, wie umgekehrt al sich aus au (wohl durch av hindurch) Diez 150. entwickelte. Vgl. port. diabo st. diáboo (diabolus) u. s. w. Diez 242. mit Serb. wô st. wůl (Ochs) Etym. Forsch. I. 119. Gleicherweise kann ich mir ein romanisches i st. l nur so denken, dafs sich l zu li, lj

mouillirte, dann aber schwand (wie z. B. r in It. librajo) und an seiner Statt i zurückliefs, ohne dafs man sagen könnte, l sei *direkt* zu i vocalisirt. Das virgulirte l im Lettischen steht für lj (Rosenberger, Lett. Gramm. S. 7); daher wird Lett. plaut (metere) mit virgulirtem l im Lith. zu pjáuti (schwinden), wie die Stadt Tapiau im Lith. Teplewa heifst; so ferner im Walach. iubire st. ljubiti (lubere) im Slaw. u. a. Diez 240. Was denn auch den umgekehrten Uebergang von j zu l z. B. it. luglio (Julius) Diez 221. und giglio (gli st. gli) 241. ins gehörige Licht setzt. —

Die *Mouillirung* von Consonanten, welche namentlich in slawischen und romanischen Sprachen, auch im Ungarischen, beliebt ist, hat eine Fülle von Lautveränderungen nach sich gezogen, die, ohne Achtsamkeit auf jene Mouillirung, im höchsten Grade räthselhaft bleiben würden, indem sie Laute vermittelt, die sich sonst ziemlich fremd sind. Das u hinter q und g (im Germanischen auch hinter h) ist so schwankender Art, dafs es sich eben so leicht bildet als wegfällt, sich oft in den Alleinbesitz des durch Verdrängung der Gutturalis leer gewordenen Platzes setzt, weder streng Vocal noch Consonant ist und mit gleichem Rechte sowohl Nachschlag der Gutt. als Vorschlag des folgenden Vocals heifsen kann; daher das häufige Wechseln von v, w mit gu, g (nicht unmittelbar, sondern höchstens in zweiter Stufe, mit qv, k, weil diese zu hart sind) in vielen Sprachen (Et. F. I. 122); namentlich auch im Romanischen (Diez S. 187. 294), und eben so im Bas Breton gw st. v z. B. *gwîn* (vinum); *gwiber* m. (écureuil; s. Et. F. I. 120. viverra, Lett. wâwerinsh, woraus sich wohl der zweite Theil des ags. âcvëru Grimm III. 360. erklärt); *gwîk* f. Bourg. Cité (vicus); *gwîr* Vrai (verus); *Gwasta* v. a. Gâter, it. guastare (entw. st. ahd. wastan Diez 294. oder lat. vastare); *gwan* Adj. Faible. Infirme. Malingre. Vain. Inutile. Vague; wahrsch. altn. *vanr* (inops, vanus) Grimm II. p. 56. *Gwagen*, *goagen* f. Vague (unda), dessen v, den Mifslaut zu verhindern, blieb, altn. vâgr. Grimm II. 28. vgl. Diez 295., während im Engl. wave v für g eintrat. *Gwaz* m. Vassal, vgl. mlat. vassus Diez 36., wie fr. garçon st. altfr. warçon Rqf., das man aus diesem Grunde mit Unrecht auf Pers. kerz (Puer, nec. qui prostituitur, scortum) beziehen würde. Gewinnt in Lautgruppen mit v dieser Buchstabe die Oberhand, so hat dieses den Wegfall des vorhergehenden Consonanten leicht zur Folge; daher z. B. wallach. p st. qu; im Zend und Lat. b st. dv, wie walach. eapĕ (equa) vgl. mit Gr. ἵππος (daher Lat. Epona) = S. açwa; apĕ (aqua), das dadurch wieder zum Sanskr. ap, dessen p im Lat. durch qv vertreten ist, zurückkehrt, u. a. Diez 213., und Lat. Zend. (Bopp, Abh. über Zahlw. S. 16) bis = S. dwis; v ward hinter dem dumpfen q (wie in S. çw = Zend sp) zur dumpfen, hinter dem tönenden d zur tönenden Labialis, worauf dann q und d abfielen. Dies Verhalten des u oder v klärt am ähnliche von i oder j, und da sich namentlich l gern mouillirt oder jerirt d. h. mit einem schnell nachtönenden i oder j verbindet (ital. gli, span. und fr. ll, pg. lh), auch des l. Man vgl. z. B. it. oreglia, sp. oreja (auricula) Diez 210., in denen hinter l sich i oder j bildete, welches letztere im Sp. ein gutturaler Laut ist, vor dem l erlosch. So erklärt sich leicht das portug. ch st. cl, pl, fl; es hat seinen Grund in dem hinter l entwickelten, deutschen j, welches sich in die Stelle aller jener Consonanten drängte, aber freilich nicht als j, welches, nach dem Sprachgebrauche der Sanskritgrammatik, ein *tönender Palatal*-Laut ist, sondern als *dumpfe* Palatalis: port. ch = engl. ch (tsch); defshalb nämlich, weil es durch den Einflufs der dumpfen Laute c, p, f selbst dumpf ward, ehe diese unterdrückt wurden. Vgl. oben p st. des v in qv; und das it. tönende palatale gi an der Stelle eines Lat. j. Z. B. port. chamar = sp. llamar (ll = lj) = Lat. clamare, wie it. giglio (lilium; deutsch Gilge, Lilje), giovane (juvenis). Umgekehrt hat der ostsüdliche Slawenstamm oft ein l, das sich aus den durch i afficirten Concretiven und dem Jer entwickelt. Dobr. Inst. p. 47. Wenn S. 200 einer Bemerkung des Referenten in Betreff der palatalen Natur des j, i und e gedacht wird, so ist die Anführung dahin zu berichtigen, dafs im Lettischen k vor i, e nicht blofs *„anlautend"* in den *„feinen"* (im Gegentheil sehr groben, ganz dem Deutschen z d. i. ts entsprechenden) Zischlaut z übertritt.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 12.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1837.

Grammatik der romanischen Sprachen von Friedrich Diez.

(Schluſs.)

S. 192 ff. hat Hr. Diez die feine Bemerkung, daſs Lat. c vor a (nicht vor andern Vocalen) zu dem zischenden fr. ch wird, und erklärt dies 196. aus dem Durchgange durch die Aspirate ch. Unseres Bedünkens sehr treffend; h steht zu a, als einem gutturalen Laute (s. die englischen Sanskritgrammatiken, Frank p. 10, und Schleiermacher l'Influence cet. p. 112), in ähnlichem Verhältnisse, als j zu i, w zu u; daraus begreift sich, warum die Aspiration gerade vor a und nicht vor u, o (e, i unterliegen ganz anderen Gesetzen) um sich griff. Nun vgl. man aber Deutsch sch st. des älteren sk, und Engl. sh = fr. ch, ferner den Wechsel χ st. sch im Slaw., kh in indischen Mundarten für sh; Pers. z (nach fr. Geltung) st. h, Lith. ż (= fr. je) st. h und Zend. h st. s im Sanskr., im Pali nh st. Sanskr. shn u. s. w. und man wird die nahe Lautverwandtschaft zwischen Zischen und Hauchen nicht miſskennen. Dies rechtfertigt auch ein span. x (spr. wie deutsches ch) oder it. sce (deutsch sch) an der Stelle eines Lat. s Diez 231. oder sc, st, x 259.; ganz ähnlich hat der Perser khw mit verstummendem w und das Zend kh (Bopp, Vgl. Gramm. §. 35.) für sw im Sanskr. Genau so im BBret. c'h mit einem o-Laute für s z. B. *c'hoar* f. Soeur = Erse *siur*, *sethur* = Arm. khuir, Zend khanha (abj. r) = swasâ im Nom. vom Thema swasṛi im Sanskr.; *c'houek* Suave (S. swâdu); *c'houéz* Sueur (z st. d; Lat. sudor von S. swid), und, was äuſserst merkwürdig ist, *c'houéach*, *c'houec'h* Six, indem dies Wort einzig noch im Zend. csvas (Oss. achsefs, Alban. γιά̈στι, v. Xylander S. 505) den Labiallaut hat, welcher im Sanskr. shash, Lat. sex und sonst fehlt (Bopp, Abh. über Zahlw. S. 9); auch *c'hoalen* m. En Vannes *halen* Sel und *c'hoalenner* m. Saunier, worin c'ho für ein bloſses s ohne v zu stehen scheint, wie auch hu st. swa z. B. *hûn* m. Sommeil, auch somme, Lat. somnus, poln. sen neben Lith. sápnas (somnium) = *suan* m. Sleep, im Erse für Sanskr. swapna.

Im Span. steht das palatale ch oft für Lat. sc, st, ct Diez 212. 226. 259.; dieser Erscheinung kommt sehr nahe ein Slaw. sh-tsh aus sk, st Dobr. Inst. p. 39, und aus kt z. B. noshtsh = Lith. naktis, wie sp. noche (nok); Sl. weshtsh (res) Dobr. Inst. p. 87 wahrsch. = Goth. waihts, Graff's Sprachsch. S. 730, die ich an Lith. weikti (thun, machen), Lett. weikt (gelingen, gedeihen) anzuknüpfen, kein Bedenken trage.

Dem romanischen Eintausch eines z st. d Diez 226 ff. hat der Vf. Parallelen aus anderen Sprachen gegenübergestellt; unbemerkt geblieben ist aber der kymrische, namentlich im BasBreton, das aber wiederum st. z in einigen Mundarten c'h darbietet. Beispiele: *névez* (En Vannes: *néoué*) = Gael. *nuadh* (novus); *neiz* m. En Vannes *nôac'h*, *noec'h*, *nuac'h* (nudus); *neiz* m. En Vannes *nec'h* ou *neic'h* (nidus); *néz*, *nîz* (En Vannes *né*, *néc'h*) m. Lente (altnord. nit, ahd. niz, Slaw. gnida Et. F. I. 107.); *Garz* f. clôture faite d'epines. En quelques endroits: jardin (altn. gerdi, sepes; ahd. karto, hortus Grimm II. 39.). Auch für die Lingualtenuis *Breiz* f. Bretagne; *Leaz* m. Lait (Lat. lact-); *nizez* f. Hors de Leon, *niez* Nièce (neptis).

Gar leicht lieſsen sich noch viele Analogieen zwischen den romanischen und sonstigen Sprachen in Betreff des Lautwandels nachweisen; wir begnügen uns aber, hier noch auf ein Gesetz aufmerksam zu machen, das von den Romanen oft befolgt wird, von Hrn. Diez aber nicht minder als von anderen Sprachforschern fast gänzlich übersehen scheint. Wir meinen die *Dissimilation*, welche sich am häufigsten unter den *Liquiden* geltend macht. Indeſs auch *sonst* z. B. altfr. tiephagne, tiephaine (la fête de l'épiphanie, it. befanía) Rqf.; blastenge (blasphemia) Diez 159. It. padiglione

(papilio) 16. 164., nämlich d für b, p, wie ahd. pêdemo (pepo) Grimm II. 147.; stinco Schienbein (ahd. scinco, crus) Diez 298.; fr. chartre 193. = goth. karkara (das ignoble Kerker neben dem lateinisch gebliebenen Carcer), aber ahd. charchella Grimm II. 317., sp. carcel, E. carcel mit einer anderen Dissimilation (l st. r). Fr. fournir (n st. m, wegen des labialen f), ahd. frumjan 328, wie walach. furnicë (formica) u. a. 188. Auch halte ich fr. sot, holl. zot nicht mit Diez 278. für altsächs. sôt (süfs; engl. sweet), noch für altnord. stoltr (superbus) 327, sondern für stultus (wo nicht stolidus) vgl. 145., indem mir Dissimilations halber t abgestofsen scheint; auch l dürfte unregelmäfsiger Weise, wie in doc, dolc bei Rqf., pg. doce (dulcis) 246., fr. mote, ahd. molta (pulvis, terra), untergegangen sein, ohne ou zu bilden. Lett. Didshis, Dihriks (Egn. Dieterich), aber Lith. witrikis (Dieterich d. i. Nachschlüssel). Häufig r — l, l — r st. l — l oder r — r: Calimala oder Calimara (d. i. der schlimme Weg, callis mala) in Florenz (Reumont, Reiseschilderungen S. 9); MLat. multrarius (meurtrier); faldestolium und -storium, it. faldistoro, fr. fauteuil Diez 278. (Goth. stôls, Stuhl); it. Beltran (Bertram; also auch n st. m, wegen b); Lett. Bahrbule, Barbe, Babbe, E. Bab (Barbara). It. albergo (ahd. heriberga) Diez 328.; sp. coronel, fr. colonel; sp. corcel, fr. coursier; altfr. flairie st. frairie (confrérie), wie Gr. φατρία st. φρατρία; sp. lirio (lilium, λείριον). Bei Diez S. 247—249: wal. curechiu (cauliculus); it. fragello, moltipricare, sp. almario, altfr. armaire, almaire cet. Rqf., mlat. almarium (armarium); sp. roble, plegária; altpg. alvidro (arbiter), sp. albedrio, prov. albir (arbitrium) S. 122. 162; prov. Alvernhe, fr. Auvergne (Arverni).

Dissimilations halber wird auch oft ein Buchstabe *weggelassen* z. B. S. 278: it. arato, propio; it. cirugiano, altfr. seorgien (chirurgus) 204; paraveredus und palafredus (auch l Diss.) 33., woher mhd. pfaerît, nhd. pferd, holl. paard, das von Reland diss. misc. II. p. 218. mit völligem Unrechte auf arab. farſs (equus) und hebr. parasch (eques) bezogen wird; mlat. belfredus, prov. beffroi, bierfroi, ital. battifredo (tt st. r; s. u.) 322 aus mhd. berchfrit, Benecke z. Wig. S. 530. — Altfr. keville, fr. cheville, sp. cabillon 210 (clavicula); fr. foible (flebilis), altfr. flave, (etwa daher deutsch flau), flebe, fleve, floive; fr. Licar (Glycerius) Weinhart S. 45, it. pasmo st. spasmo Diez 234.; sp. impla (ahd. wimpal) 296. — Merkwürdig in dieser Beziehung ist der Name der Wachtel, welcher in mehreren Sprachen ein reduplicirter, die Stimme dieses Vogels nachahmender Laut ist, der in einigen Fällen aber Dissimilation erleidet. Die Wachtel Grimm II. 52. heifst Aachen. „Quattel, die, Holl. kwartel, m. Engl. quail (coturnix)" Müller u. Weitz, Aachener Mundart S. 193, fr. caille aus mlat. quaquila, quasquila Diez 303.; Sardinisch la quaglia: *circuri*- Esthn. „rukki (Roggen) räak (κρέξ), putspassard, rev. wattulanne, watwalang, watwallane, watwalla lind (lind, Vogel)" bei Hupel, Esthn. Lex.; Croat. plepelitza, poln. przepiórka, aber serb. prepelitza, böhm. krzepelka (mit Diss. der Liq. u. Lab.) Dobr. Inst. p. 245; Lett. paipala, Lith. putpella; Alban. ποπολόσκα, Vask. pospolina s. v. Xylander Alb. Spr. S. 287.

Auch die it. Formen mit d st. r Diez 248: armadio, contradiare (contrariare, vgl. contradicere), porfido, alfido, proda, rado (rarus; Lith. rétas, Lett. rets, dünn, selten, liegt zu fern) möchten sich so deuten lassen, obwohl auch im Sanskr. zuweilen r, l mit cerebralem d und in polynesischen Sprachen r, d, l (v. Humb. Versch. d. menschl. Sprachk. S. 497) wechseln, und der Wechsel zwischen d u. l 229, 241. ganz analog ist; im Slaw. steht oft dl für l z. B. Poln. kadzidło = Lith. kodylas (thus).

Nasale dissimiliren sich gern. Beispiele: altfr. none (3 Uhr Nachmittags), nonner (faire un petit repas vers le soir) Rqf., Gael. *nòin* m. ind. Noon, mid-day, Holl. noon, Mittag, *na-noon*, E. after-noon (Nachmittag) erklären sich sämmtlich aus der hora nona, zu welcher Zeit die alten Römer ihre Hauptmahlzeit hielten. Dafür nun Esthn. *laun*, Mittag, Süden (wie Lith. pëtus, Mittags-Mahl und Gegend), launang, Mittag, Mittagsmahl, Süden, launanga tuul (Südwind), aber Lettisch launaga webjsh (Südwestwind), weil in dieser Sprache launags (Vesperbrot); also l st. n. Fr. Tirlemont d. i. Thienen, entstanden aus Thenae in montibus, s. v. Aufsefs, Anzeiger. Fr. Fulcrand (Volchnand) Diez 324, wie Lett. Werlands (Ferdinand); fr. magalaise st. maganaise (magnesia). Altfr. *velin* Rqf., it. veleno, pr. verê (wie serê aus serenus) = Lat. venenum Diez S. 127. Andere Beispiele eines r, l st. n wegen eines zweiten Nasals bei Diez 235. z. B. Lormanos altpg. st. Normanni. So auch pg. laranja st. sp. naranja (arab. narangah) S. 334, S. nâgaranga, nâranga.

Ref. hat an einem anderen Orte schon das Gesetz der Dissimilation zu begründen und auch für viele nichtromanische Sprachen (wie Lobeck in der diss. I. seiner Paralipomena für das Griechische) gültig darzustellen gesucht; eigentlicher Zwang zu dessen Befolgung ist nicht, wohl aber ein starker Drang dazu vorhanden. Wenn sich hie und dort den vorigen entsprechende Lautwechsel finden, ohne dafs diese unter die Dissimilation fallen, so heben derlei Einzelnheiten natürlich das Gesetz noch nicht auf. Wir finden sogar mitunter ein der Dissimilation schnurstracks zuwiderlaufendes Streben, mit Ueberhörung feiner Lautunterschiede einen Gleichklang, gewissermafsen einen Stabreim, unorganischer Weise erst zu schaffen. Z. B. it. Piperno (das Doppel-p) 187; sp. mimbre (vimen) 189.; wal. cununë (corona) 248., funingine (fuligo), asemenare (assimilare), pg. mungir, it. mungere (mulgere) 241. u. a. Beispiele von n 268; sp. enzina, mortandad 245. Beispiele von r 269: pr. refreitor (refectorium), appropriar (prope), fr. trésor (s. o.), remorquer (v. remulcum), perdrix, tristre, Rossôre (Luxorius) Weinhart S. 45, sp. ruiseñor (rossignol) Diez 241., pg. regra (regula), it. oristero 247. Nhd. Tölpel, mndl. dorper (villanus, rusticus) Hoffm. Hor. Belg. III. p. 132.

Welche tiefe Bedeutung ein Werk, wie das vorliegende, theils an sich, theils in seinen Folgen und Beziehungen habe, das noch ausdrücklich zu bemerken, dürfte fast überflüssig erscheinen: es ist ein Gewinn nicht blofs für die Sprachkunde überhaupt und für die Einsicht in die lateinischen Töchteridiome insbesondere, sondern ein Gewinn, zugleich für drei der europäischen Hauptsprachen, Latein, Germanisch und Keltisch, die, indem ohne sie natürlich die romanischen Sprachen nicht zu verstehen sind, ihrerseits von dort her wiederum, was Hr. Diez an mehreren Stellen seines Buches klar gezeigt hat, einiges Licht zurückgestrahlt empfangen; überdem aber, wie die Sprachen, welche sich nach Rom benennen, einer der hauptsächlichsten Träger und Fortleiter römischer Bildung bis in unsere Zeiten herab waren und sind, so mufs rückwärts mittelst eines genaueren und tieferen Eingehens in deren Kunde immer mehr die wahrhaft nur in der Einbildung unvermittelt dastehende Kluft zwischen der neueren und antik-römischen Bildung sich ausfüllen und zusammengehen. Aug. Fr. Pott.

XI.

Manuel des Consuls. Tome I. Auch unter dem Titel: *Tableau du developpement des institutions judiciaires et administratives créées pour l'utilité du commerce, ainsi que de la legislation commerciale et maritime des principaux états de l'Europe et des états unis de l'Amérique du Nord, par Alex. de Miltitz, Chambellan de S. M. le Roi de Prusse, ancien ministre près la porte Ottomane. Londres et Berlin,* 1837. *A. Asher.*

Das Völkerrecht, als eine Disciplin, welche eigentlich auf zweien Anhöhen, der Geschichte und dem Rechte erbaut ist, welche in sich einerseits die Festigkeit von Rechtsregeln enthalten möchte, andrerseits offen der Bewegung des Factischen und der Geschichte zugewandt bleibt, ist dieser verschiednen Standpunkte wegen von jeher von *Historikern*, *Rechtsgelehrten* und *Diplomaten* behandelt worden. Die Diplomaten sind hier gleichsam die Praktiker, und können über die Theoretiker um so mehr lachen, als sie einzig und allein sattelfest in Beziehung auf die lebendigen Erscheinungen sind, in welchen das Völkerrecht angewandt werden soll. In den übrigen Theilen der Rechtswissenschaft mufs die Praxis an der Theorie erstarken: im Völkerrecht ist die Theorie überhaupt nur der Praxis entlehnt.

Darum ist das Völkerrecht, von Hugo Grotius anzufangen, den Diplomaten stets für gute und dankenswerthe Beiträge verpflichtet gewesen. Der Hr. Verf., welcher eine geraume Zeit in Constantinopel den Posten eines Preufsischen Gesandten versah, und daselbst Gelegenheit hatte, grade die dort so wichtige Consularthätigkeit zu betrachten, beschenkt uns hier mit einem Buche, das in Beziehung auf Vollständigkeit, geschickte Zusammenstellung, und der daraus hervorgehenden Brauchbarkeit in der Litteratur des Völkerrechts stets bemerkenswerth bleiben wird.

Die früheren Bearbeiter des Consularrechts waren immer kurz gewesen, weil die Lehre im engern Sinne gefafst, eigentlich keine grofse Ausbreitung zuläfst. Herr von Steck, dessen *Essai sur les Consuls* im Jahre 1790 erschien, hat seine ganze Abhandlung in siebenzig Seiten vollendet, auf welchen er von der

Consularbenennung, von den Richtern und Consuln in den Handelsstädten, von den Consuln in fremden Ländern, von deren Ursprung, von den sie betreffenden Conventionen, und endlich von den Resultaten dieser Verträge, das heifst von der Theorie des Consulates handelt. Angehängt sind alsdann dieser Abhandlung die wichtigsten Schiffahrts- und Handelsverträge, so wie die Ordonnanzen des Königs von Frankreich über die Consulate in der Levante und Barbarei u. s. w. Der Nachfolger des Hrn. von Steck, Hr. Borel, dessen Buch ursprünglich in Petersburg 1807 und späterhin in einer Leipziger Ausgabe 1831. erschien, ist ausführlicher, sowohl rücksichtlich des Ursprungs der Consuln, über den recht gute historische Notizen und Studien sich vorfinden, andrerseits auch über das sogenannte Dogmatische der Lehre. Im Appendix finden sich zum Theil Aktenstücke, die schon bei Steck vorkommen, zum Theil andere recht interessante für die Geschichte der Lehre, z. B. die Urkunde König Jacob des ersten von Arragonien von dem Jahre 1266, wodurch er der Municipalbehörde von Barcellona erlaubt, Consuln für Syrien und Egypten zu bestimmen, und die von 1268, wonach derselbige Municipalrath zur Ernennung von Consuln für die Häfen der Levante für berechtigt erklärt wird. Die Schrift von Warden *on the origin nature progrefs and influence of consular establishments* ist mir weder im englischen Original, noch in der französischen Uebersetzung jemals zu Gesicht gekommen.

Hr. *von Miltitz* handelt nun in diesem ersten Theile seines Werkes von dem Ursprunge und der Entwickelung der Consularjurisdiction im Innern der Länder selbst, in welchen sie festgesetzt wurde, von den sowohl richterlichen, als administrativen Einrichtungen, die an die Stelle dieser Consularjurisdiction traten, und von der Handels- und Seegesetzgebung überhaupt. Er betrachtet im ersten Kapitel den Ursprung und die verschiedenartige Bedeutung des Titels Consul, sei es nun im Sinne regierender Staatsoberhäupter, oder blofser Handelsrichter, im zweiten Kapitel handelt er von den Handelsrichtern bei den Alten, bei den Egyptern, Phöniciern und Carthagern, bei den Griechen und Römern; im dritten Kapitel wird von der Seegesetzgebung von Europa und von der Levante vor dem siebzehnten Jahrhundert gesprochen und zwar sowohl von der der Römer, als von der der Barbaren, so wie von der mittelaltrigen überhaupt. Es wird von der Geschichte der *Rooles* oder *jugements d'Oleron*, von den Seegebräuchen der Niederlande und Holländer, von dem Seerecht von Wisby, von dem *consolato del mare* und von dem Werke gehandelt, welches *Guidon de la mer* genannt wird; nicht minder von dem Seerechte des hanseatischen Bundes. Das vierte Kapitel beschäftigt sich mit dem Ursprung der Consularjurisdiction vom 9ten bis zum 16ten Jahrhundert. Der Hr. Verf. geht hier die verschiedenen Länder, namentlich die handeltreibenden des Mittelalters durch, Italien, Frankreich, Spanien, die hanseatischen Städte und England, und setzt hier den Ursprung der inländischen Consulargerichtsbarkeit auseinander. Pisa, Amalphi, Pistoja, Messina, Siena, Venedig, Modena, Lucca, Genua, Florenz und Rom, dann Montpellier, Marseille, Rouen, endlich Barcellona, Valencia, Burgos, Bilbao, Sevilla, die Hansestädte u. s. w., werden hier vorübergeführt. Im fünften Kapitel wird von den richterlichen und administrativen Einrichtungen von der Mitte des 16ten Jahrhunderts bis auf unsere Zeit gehandelt. Auf Frankreich (S. 184—280) ist hier die meiste Aufmerksamkeit gewendet. Ausführlich wird erst von den richterlichen Institutionen, und dann von den administrativen dieses Landes gesprochen. Unter den richterlichen werden sowohl die alten Behörden, die *prevots des marchands*, die *Jurés et Gardes des communautés*, die *Juges conservateurs des Foires*, die *Juges consuls* betrachtet, als auch die neuen, die *tribunaux de commerce*, die *Prudhommes*, die Admiralitäts- und Prisenhöfe, und zwar wird sogar die Procedur vor den Handelstribunälen abgehandelt. Was die administrativen Einrichtungen betrifft, so wird zuerst von dem unter Heinrich IV. eingesetzten *Conseil du commerce* gesprochen: dann von dem von Ludwig dem funfzehnten 1716 unter der Regentschaft des Herzogs von Orleans instituirten: alsdann von dem *bureau de commerce*, welches im Jahre 1722 an die Stelle des *Conseil* trat, und dem die von der Revolution an beginnenden *Conseils de commerce, chambres de commerce*, ja das heute wiederum statt findende oft vorhandene, oft nicht vorhandene *Ministère du commerce et des travaux public* folgte.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 13.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1837.

Manuel des Consuls. Tome I. Auch unter dem Titel: *Tableau du developpement des institutions judiciaires et administratives créées pour l'utilité du commerce, ainsi que de la legislation commerciale et maritime des principaux états de l'Europe et des états unis de l'Amérique du Nord, par Alex. de Miltitz.*

(Schlufs.)

Daran schliefst sich nun drittens eine ausführliche Betrachtung der Seegesetzgebung (S. 261 u. fg.), des *Code de commerce*, und des Rechts in Beziehung auf Fremde. Es würde ermüdend sein, wenn wir eben so die Inhaltsanzeige des unter der Rubrik: Italien (Toscana, Sardinien, beide Sicilien), Spanien, Grofsbritannien, Dännemark, Schweden, Norwegen, Rufsland, Preufsen, Oesterreich, Deutsches Reich, Türkei und vereinigte Staaten von Nordamerica, Enthaltenen mittheilen wollten: wir können aber versichern, dafs Mühe, Arbeit und Fleifs in der Zusammenstellung ebenfalls nicht gespart sind. Den Addendis des zweiten Theils werden die portugiesischen Einrichtungen und ein Theil der Russischen vorbehalten bleiben. Aufserdem wird der zweite Theil den Ursprung, die Entwickelung und heutige Organisation der Consulate in der Fremde, die sich darauf beziehenden hauptsächlichen Conventionen seit dem sechszehnten Jahrhundert, die reglementarischen Gesetze der verschiedenen Staaten, und das Dogmatische, das heifst die darauf nun begründete Theorie des Consulats enthalten.

Wenn wir dieses nunmehr in seinem Umfange beschriebene Werk beurtheilen wollen, so darf allerdings nicht geläugnet werden, dafs es ungleich ausführlicher als seine Vorgänger ist, und dafs der Verf. sich bemühte der eigentlichen Lehre vom Consulate, die erst im zweiten Theile erwartet wird, den Unterbau aller Notizen über Handel und Handelsgesetzgebung, so wie über die sich darauf beziehenden administrativen Einrichtungen zu geben, die er sich verschaffen konnte. Dadurch tritt aber gleichsam das Buch aus dem Kreise des Völkerrechts in das Gebiet des Handelsrechts über, welches, wenn es auch denselben Umfang, wie das erste hat, das heifst den, allen Völkern anzugehören, doch bei jeder Nation besonderen und abweichenden Einrichtungen unterworfen bleibt, was man beim Völkerrecht nicht annehmen kann. Es giebt kein französisches, englisches, deutsches Völkerrecht, wohl aber ein dergleichen unterschiedenes Handelsrecht. Wir, die wir niemals jenen Abmarkungen und Trennungen hold waren, die viele gern in den Disciplinen geltend machen möchten, können in dieser Hineinziehung des Handelsrechts in das Völkerrecht keinen Grund der Beschwerde finden. Da ferner in einem Handbuche für Consuln diese Betrachtung der richterlichen und administrativen Einrichtungen für den Handel von Bedeutung ist, und auch der zweite Titel des Buches darauf hinweist, so hat man am allerwenigsten eine Ursach, hierüber einen Tadel auszusprechen. Trotz dem möchte es dem Referenten scheinen, als wenn bisweilen ein zu grofser Luxus von Gelehrsamkeit, das heifst von Etymologien, Worterklärungen und historischem Apparate zum Vorschein komme, was namentlich, da das Buch auch dem Kaufmann, und den meistens aus diesem Stande gewählten Consuln bestimmt ist, mehr hemmend für dasselbe, als förderlich sein dürfte.

Uebrigens ist die Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe des Verfs. höchlich anzuerkennen: er sagt in der Vorrede, dafs sein Werk der Natur der Sache nach nichts Anderes sein könne, als eine Compilation: er verschmäht es auf Rechnung etwaiger eigner Forschungen zu setzen, was er den von ihm citirten Schriftstellern entlehnte. Hauptsächlich sind zwei Autoren von dem Verf. benutzt worden: Pardessus, sowohl in seiner *Collection des lois maritimes*, als in seinem

Cours de droit commercial, ferner Schoell in seinem *Cours d'histoire des états Européens*, von dem die meisten der historischen Notizen in den Noten entnommen sind. Eigene Forschungen in Beziehung auf die Handelsgesetzgebung wären hier allerdings nicht an ihrem Orte gewesen; wo es bloſs darauf ankam für den folgenden Theil die Grundlage des Handelsrechts und der Handelsgeschichte zu legen.

Diesen folgenden Theil, als den welcher erst das Consulat in der Fremde, und dessen Theorie enthalten wird, erwarten wir mit groſser Begierde. Namentlich wird die Entscheidung der Fragen wichtig sein: welche Stellung ein Consul einzunehmen habe, ob er überhaupt zu den Diplomaten zu rechnen sei, oder nicht: und die andre, ob das Consulat den Kaufleuten zu ertheilen sei, oder besser, wie dies die Franzosen und Engländer thun, einer eignen Classe von Agenten.

Nach dem was dieser erste Theil verspricht, erwarten wir da, wo der Verf. sein eigenes Urtheil auftreten lassen kann, viel von den Resultaten der Untersuchung.

Eduard Gans.

XII.

Die Beredsamkeit eine Tugend oder Grundlinien einer systematischen Rhetorik. Von D. Franz Theremin. Zweite, verbesserte Ausgabe. Berlin, 1837. *XXIV u.* 206 *S.* 8.

Die Beredsamkeit, wie sie von der Philosophie und Poesie unterschieden ist, von ihrer sittlichen Seite, im Licht der Tugend und als eine solche zu zeigen, ist gewiſs eine hohe und würdige Aufgabe und niemand, der das Werk Theremins nur aus seiner ersten Ausgabe kannte, wird leugnen, daſs der Hr. Verf. sie auf eine würdige, edle und feine Weise gelöst habe. Die Anmuth seiner Darstellung selbst hat wesentlich ihren Grund in der schönen Ruhe und sittlichen Haltung und Würde, womit er sich auf diesem Felde bewegt, auf welchem wegen der Mannigfaltigkeit subjectiv bedingter Charaktere, Gemüthsarten und Grundsätze sehr viel darauf ankommt, nicht eine einseitige Stellung zu nehmen, sondern die gröſseste Vielseitigkeit der Bewegung zu gestatten, wenn sie nur von dem Geiste der Wahrheit und Sittlichkeit durchdrungen und getragen ist. Diese Gesinnung tritt besonders auch in der neuen Vorrede hervor, womit der Hr. Verf. die neue Ausgabe ausgestattet und worin er alles das zusammengefaſst hat, was er als nähere Bestimmung seines Grundgedankens nicht an die verschiedenen Plätze in dem Buch selbst vertheilen wollte. Da macht er es sich zum besondern Geschäft, uns an seinem Prinzip einen Maaſsstab zur Beurtheilung des Werthes einer Predigt zu geben, das Verhalten in Absicht auf Hervorbringen derselben, ihre Form und Sprache näher zu bestimmen. In Ansehung des ersteren Punctes beseitigt der Hr. Verf. mit Recht die mancherlei Vorurtheile, welche durch die einseitige Rücksicht auf den Zuhörer entstanden sind und widerlegt nicht ohne festen Grund besonders die Grundsätze von Tholuck und Harms, welche dem Gottesdienst und der Predigt insonderheit von jener Seite aufhelfen wollen. Gott und nicht den Menschen zu gefallen, ist das Prinzip, in welches der Hrf. Vf. den Hauptgedanken seiner Schrift übersetzt und welches man allerdings als bestimmteren Inhalt der sonst noch sehr formalen Bestimmung ansehen kann, welcher zufolge das Gesetz der Beredsamkeit ist, „daſs die sittlichen Ideen in dem Zuhörenden und eben deshalb zuvor in dem Redenden lebendig und kräftig sein sollen." Nicht gleichgültig soll, nach dem Hrn. Verf., dem Redenden die Bildung des Gedankens und der Form, die Begeisterung und die gesegnete Wirkung, selbst auch nicht der Beifall sein: aber der Werth der Predigt bestimmt sich allein nach dieser Intention und dem subjectiven Maaſs, in welchem der Redende sie verwirklicht: daſs er nach Gottes Willen sich verhalte, Gott gefalle. Müssen wir nun zwar bekennen, daſs diese Gedankenreihe ganz scharfsinnig und vielseitig entwickelt worden, so ist doch nicht zu leugnen, daſs auch dieſs angegebene Kriterium, als das Höchste, wonach der Redner streben soll, seinen Zuhörer und sich selbst nach Gottes Willen zu bilden, Gott zu gefallen, immer noch viel zu unbestimmt ist, als daſs sich die Eitelkeit und Heuchelei selbst nicht noch dahineinlegen oder dahinterverstecken, ja vielleicht selbst den rauschenden Beifall der Menge und schon die hohe Meinung, welche die Einbildung von sich selbst hat, als das sichere Zeichen ansehen werde, daſs doch ebendamit auch gewiſs Gottes Wille erfüllt, das Wohlgefallen Gottes erreicht (besonders vox populi auch

gewifs vor Dei) sei. Das Prinzip vom Willen und Wohlgefallen Gottes ist nur dann in allen Fällen zureichend und sicher leitend, wenn es concret und inhaltsvoll und das, was für Willen Gottes ausgegeben wird, auch in sich selbst als wahr, nothwendig, dem göttlichen Gesetz entsprechend gewufst und erwiesen ist. Die Sicherheit des subjectiven Kriteriums, welches, wenn es zureichend sein soll, diefs in allen Fällen verhüten mufs, dafs das Entgegengesetzte sich desselben in gleicher Weise bemächtige und bediene, ist somit wenigstens nicht in der jedesmaligen Anwendung zu entdecken. Der Hr. Verf. sagt dieses im Grunde selbst, indem er die Zufriedenheit mit der eigenen Leistung nicht mit Sicherheit für den Werth der Predigt entscheiden läfst; kann aber das Zeugnifs des Gewissens, die Ueberzeugung, dafs man Gottes Beifall gesucht oder erlangt habe, eine andere Form annehmen, als die der subjectiven Zufriedenheit, somit eine Form, welche die beste Predigt mit ihrem Gegentheil noch gemein hat? Ich möchte vielmehr die auch von dem Hrn. Verf. nicht unberücksichtigt gelassene innere, stets bleibende Unzufriedenheit mit sich selbst und allem, was man in diesem Fach geleistet, die Ueberzeugung, wie weit man selbst mit der redlichsten Bemühung, das Wort Gottes rein und kräftig zu verkündigen, von dem Ziel, Gott zu gefallen, noch entfernt geblieben, den tiefsten Schmerz, ja die Verzweifelung darüber, ohne dadurch die Kraftanstrengung zu immer neuen Versuchen und Fortschritten zu lähmen, — für ein weit mehr sicheres Kriterium halten, dafs die Predigt auf dem besten Wege sei, Gott zu gefallen; denn dieses Kriterium kann sich die Eitelkeit und Heuchelei wenigstens nicht aneignen. Und hat nicht der christliche Prediger in der Erfahrung, dafs ja das Tiefste und Gediegenste, was dem Worte Gottes, ja dem Innersten des Herzens der Zuhörer selbst entnommen ist und ihn selbst fast ganz hinnimmt und verzehrt, dennoch so oft über den gedankenlosen Köpfen, als wäre es nichts, hingeht, das Schaalste und Trivialste dagegen den besten Effect, ja ganz erstaunliches Glück macht — zu jener vollkommen eitelkeitslosen Demuth die schönste Veranlassung? Der Hr. Verf. hat, was der wahre Segen Gottes ist, von allem, was er nicht ist, treffend unterschieden; er macht ihn völlig unabhängig von der Erscheinung, von der entstandenen Rührung und dem Urtheil der Menge; so dürfen wir ja mit Recht nur in demjenigen, was *in sich selbst* gesegnet, was das rein und lauter verkündigte Wort Gottes und als solches *bestimmt* ist, zu wirken, auch wenn die Wirkung ausbleibt oder wenigstens nicht in grofsen Zeichen und Wundern zur Erscheinung kommt, die Gewifsheit des Beifalls Gottes suchen.

Noch viel anders handelt der Hr. Verf. in seiner klaren und überzeugenden Weise in der Vorrede ab über Concipiren und Extemporiren, wie auch über die Sprache der Predigt. Doch wir müssen zu der Schrift selbst übergeben. Aber auch da können wir nur darauf verzichten, den grofsen Reichthum trefflicher Gedanken und Entwickelungen vorzuführen oder auch nur die Ueberschriften der 14 Kapitel des ersten und der 9 Kapitel des zweiten Buchs zu wiederhohlen. Es würde auch zu nichts führen, wenn ich nur meine vollkommene Uebereinstimmung mit einzelnen Ansichten und Aussprüchen des verehrten Hrn. Verfs. erklären oder das alles hervorheben wollte, was von bleibendem Werth und als ein Gewinn für die Wissenschaft anzusehen ist. Zweckmäfsiger dürfte es sein, einigen Einwendungen und Bedenklichkeiten Raum zu geben, soweit die Schrift selbst dazu noch Gelegenheit giebt.

Dieser Widerspruch hätte sich freilich am meisten gegen den Hauptgedanken des Buchs, gegen die Allgemeinheit zu richten, womit darin die Beredsamkeit als eine Tugend dargestellt ist. Hören wir von der Beredsamkeit, so fragen wir gleich: was für eine? ist die der Alten, ihre politische und gerichtliche, oder die neuere, die parlamentarische in England und die in den französischen Kammern und Gerichtshöfen, oder die christliche Kanzelberedsamkeit ausschliefslich gemeint? Schwierig mufs es uns vorkommen, zu beweisen, dafs die Beredsamkeit in allen diesen Gestalten eine Tugend sei. Hiefse es: die Beredsamkeit unter dem Gesichtspuncte der Moral oder Sittlichkeit, so würden so verschiedene Gattungen, als die genannten, in einen Hauptgedanken einzuschliefsen sein. Gelänge es aber auch, wie der Hr. Verf. sich das gleich im 1. Kapitel zur Aufgabe macht, zu zeigen, dafs die Beredsamkeit überhaupt auf einer ursprünglichen Grundkraft der menschlichen Natur, auf einer sittlichen Anlage beruhe, so wäre doch damit noch nicht ein tugendhafter Gebrauch, sondern zunächst nur die Möglichkeit, wie einer tugendhaften, so auch einer untu-

gendhaften Anwendung gesetzt, also allerdings eine solche, welche der sittlichen Anlage auch widersprechen kann (was der Hr. Verf. nach S. 10 zu leugnen scheint). Sonach kann es leicht scheinen, als habe der Hr. Verf. einerseits zuviel, andererseits zu wenig bewiesen. Das erstere, indem er vom Streben nach einem äufsern Zweck, vom Wirken eines freien Wesens auf andere freie Wesen ausgehend dieses ganz richtig als ein durch das Sittengesetz bestimmtes darstellt, aber diese Fertigkeit, nach ethischen Gesetzen zu wirken, eine Tugend nennt. Sittlich bestimmt, *unter* dem Sittengesetz stehend ist allerdings auch die unmoralische Ausübung, aber sie ist deshalb noch keine Tugend, welche das Verhalten *nach* dem Sittengesetz ist. Es ist eben dieses Urtheil, welches uns bestimmt, die Beredsamkeit in *einzelnen Fällen* nicht eine Tugend zu nennen, indem wir einen sittlichen Maafsstab an diese Reden legen. Jede Art eines freien Wesens, auf andere zu wirken, ist ein sittlich bestimmtes und es ist kein Zweifel, dafs auch die Beredsamkeit, wie das erstere, so auch das andere sei; aber sie ist es weder allein, noch vorzugsweise, sondern sie steht darin allen andern Einwirkungen des einen auf den andern gleich z. B. auch dem Vortrag der Wissenschaft auf dem Katheder; denn ob er gleich auf Beredsamkeit keinen Anspruch macht, so ist er doch auch auf einen bestimmten, äufsern Zweck gerichtet und ein sittlich bestimmtes; doch ist er nicht nothwendig eine Tugend zu nennen, sondern nur, sofern er dem Sittengesetz gemäfs beurtheilt und zu seinem sittlichen Zweck *tauglich* befunden würde (nach Kantischer Etymologie). Sollte die Beredsamkeit eine Tugend sein, so müfste sie es sein durch ihren Begriff und in einem Sinne, wie es Anderes oder Aehnliches nicht sein kann. Ist sie es also nur in dem Sinne des allgemeinen moralischen Bestimmtseins, so ist, wird sie eine Tugend genannt, zuviel damit gesagt. Aber andererseits auch zu wenig, wenn mit dem Gedanken der Tugend nur ein Sollen bezeichnet werden sollte. Eine Tugend würde die Beredsamkeit nun mit Recht heifsen können, aber nur eine solche, die es doch auch nicht wäre durch ihren Begriff, sondern nur durch die ihr erst von aufsen gegebene Zweckbestimmung, der sie entsprechen soll, mithin eigentlich eine Pflicht, deren Befolgung Tugend ist. Dafs diefs die eigentliche Meinung des Hrn. Verfs. ist, geht wohl daraus hervor, dafs das von dem Redner zu Leistende oft auch als Pflicht, welche der reine Ausdruck des Sollens ist, wie es Gegenstand des Wollens ist, bezeichnet wird, wie S. 29. Es beziehen sich darauf die bestimmtesten Vorschriften, dafs der Redner darauf ausgehen soll, seine jedesmalige Idee, sei es die Pflichtidee oder Tugendidee oder Glücksidee (S. 29) auf die nothwendigen Ideen der Zuhörer zurückzuführen, als worin der Hr. Verf. das höchste Gesetz der Beredsamkeit findet, wodurch er denn auch die Theorie derselben für einen Theil der Ethik erklärt (S. 23). Auf solche sittliche Zweckbestimmung hat der Hr. Verf. scharfsinnig die wesentlichsten rhetorischen Vorschriften aufgetragen und dagegen, was die Beredsamkeit in sich selbst constituirt, nur als Erleichterung ihrer moralischen Ausübung in den Hintergrund gestellt. So sagt er unter andern: „Wen der hohe Wunsch beseelt, mit der politischen Beredsamkeit der Griechen zu wetteifern und mit Demosthenischer Kraft von der Kanzel herab zu sprechen, dem möchte ich zurufen: Wissenschaft, Kenntnisse, Styl, Vortrag, das alles erleichtert dir die Ausübung der Beredsamkeit, aber es macht dich nicht zum Redner." S. 66. Nur ist doch nicht zu übersehen, dafs solche sittliche Zweckbestimmung mehr eine gleichsam nur von aufsen an den Begriff der Beredsamkeit herangebrachte, als aus ihm selbst hervorgegangene ist. Was gleich daraus unmittelbar folgen würde, wäre, dafs manche gerade der höchsten und bewundertsten Gestalten der Beredsamkeit aufhören müfsten, es zu sein und der Kreis der geschichtlich berühmten Meisterwerke in dieser Art sich sehr verengen würde, wenn man sie nach den Grundsätzen der Moral allein beurtheilen wollte. Es müfste doch zugegeben werden, dafs Beredsamkeit wenigstens *sein könnte*, wenn auch nicht *sein sollte*, ohne eine Tugend zu sein. Ist es also durchaus zweckmäfsig, nothwendig, unerlafslich, wenn die Beredsamkeit eine christlich-kirchliche sein soll, sich alsdann in den Dienst der strengsten Sittlichkeit zu stellen, so bringt das nicht sowohl der Begriff der Beredsamkeit, als vielmehr der der christlichen Religion mit sich.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 14.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juli 1837.

Die Beredsamkeit eine Tugend oder Grundlinien einer systematischen Rhetorik. Von D. Franz Theremin.

(Schlufs)

Ich halte es daher für ganz unmöglich, „durch die Beredsamkeit (der Hr. Verf. meint die subjective Ausübung) zum Christenthum geführt zu werden" S. 67, sondern es kann nur der schon vorhandene Glaube an die christliche Wahrheit sein, der zur Beredsamkeit begeistert. Mit der Beredsamkeit ist es überhaupt, wie mit der Natur und Natürlichkeit, welche in sich selbst durchaus indifferent ist gegen alle Sitte und Sittlichkeit und sich in gleicher Weise in den Dienst der Tugend und Untugend stellt; sie ist gegen das Gute und Böse, wie gegen das Wahre und Falsche ganz gleichgültig. Wird der Fleifs der Biene oder Ameise, die Treue des Hundes als Beispiel, ja sogar als Muster für den Menschen aufgestellt, so ist eine solche moralische Beziehung eine ganz nur subjective und zufällige. Das Nämliche gilt selbst von vielen Erscheinungen auf dem geistigen und moralischen Gebiet, wie vom Scharfsinn, von der Gelehrsamkeit, von Reichthum und Armuth, deren keins an sich eine Tugend oder Untugend ist, sondern das eine oder andere wird es nur durch die sittliche Gesinnung und das Verhalten darin. Die sittliche Werthgebung bestimmt sich auch geschichtlicherweise mannigfaltig durch die Nationalität, den politischen Geist und Character des Volkes und würde z. B. da, wie bei den Griechen, wo alle Sittlichkeit im Staat aufgegangen war, die Beredsamkeit, sollte sie einer sittlichen Würdigung unterliegen, auch nur nach diesem ethischen Princip zu beurtheilen sein, wie der Hr. Verf. auch nicht ermangelt, zu thun. Nach unsern Begriffen können wir freilich die von den alten Rednern befolgten und von den alten Rhetoren vorgetragenen Grundsätze von der Erregung der Leidenschaften, von der Ueberredung, von der Pfiffigkeit des Redners, der captatio benevolentiae und s. f. dem Sittengesetz nicht sehr angemessen oder für uns nachahmungswürdig finden (das πιθανον des Aristoteles ist für uns die Sache selbst, die göttliche Wahrheit); dennoch werden wir nicht leugnen, dafs ihre Befolgung mit wirklich grofser Beredsamkeit nicht nur vereinbar, sondern auch verbunden war. Dafs die Beredsamkeit auch etwas für sich und von der sittlichen Idee unabhängig sei, zeigt sich auch oft genug darin, dafs das entschieden Unsittliche mit wahrhaft grofser Beredsamkeit empfohlen werden kann. Haben wir es nicht noch ganz neuerlich erlebt, dafs der französische Advocat Parquin in der Vertheidigung seines Bruders mit grofsem rhetorischen Aufwand und unleugbarer Beredsamkeit darauf hinwirkte, die Strasburger Geschworenen zu ihrem bekannten, *so* unsittlichen Urtheil zu bewegen, dafs deshalb ein lauter Schrei durch ganz Europa ging? Denn solche Macht hat allerdings das Christenthum in *seiner* Welt errungen, dafs, man sei öffentlicherweise und anerkanntermaafsen so beredt, als man wolle, man sich doch nicht so verhalten kann, wie in der heidnischen. Der Hr. Verf. selbst sagt: „Wer wird leugnen, dafs ein geübter Redner, der die Leidenschaften zu entflammen weifs, über einen minder geübten, der nur sittliche Ideen erzeugen will, den Sieg davon tragen könne?" S. 45. Was auch der Hr. Verf. Schönes und Richtiges beibringe, diefs Dilemma aufzulösen, so reicht es doch alles nicht so weit, um zu beweisen, dafs wahre Beredsamkeit gar nicht sein könne, ohne grofse tugendhafte Wirkungen hervorzubringen, sondern es kann nur die auf diese bestimmt ausgehende und sie bezweckende Beredsamkeit sein, der das gelingt. Die Selbständigkeit der Beredsamkeit scheint der Hr. Verf. selbst zuzugeben, wenn er S. 91 sagt: die Befolgung aller der gegebenen rhetorischen Vorschriften sei *nicht*

gendhaften Anwendung gesetzt, also allerdings eine solche, welche der sittlichen Anlage auch widersprechen kann (was der Hr. Verf. nach S. 10 zu leugnen scheint). Sonach kann es leicht scheinen, als habe der Hr. Verf. einerseits zuviel, andererseits zu wenig bewiesen. Das erstere, indem er vom Streben nach einem äufsern Zweck, vom Wirken eines freien Wesens auf andere freie Wesen ausgehend dieses ganz richtig als ein durch das Sittengesetz bestimmtes darstellt, aber diese Fertigkeit, nach ethischen Gesetzen zu wirken, eine Tugend nennt. Sittlich bestimmt, *unter* dem Sittengesetz stehend ist allerdings auch die unmoralische Ausübung, aber sie ist deshalb noch keine Tugend, welche das Verhalten *nach* dem Sittengesetz ist. Es ist eben dieses Urtheil, welches uns bestimmt, die Beredsamkeit in *einzelnen Fällen* nicht eine Tugend zu nennen, indem wir einen sittlichen Maafsstab an diese Reden legen. Jede Art eines freien Wesens, auf andere zu wirken, ist ein sittlich bestimmtes und es ist kein Zweifel, dafs auch die Beredsamkeit, wie das erstere, so auch das andere sei; aber sie ist es weder allein, noch vorzugsweise, sondern sie steht darin allen andern Einwirkungen des einen auf den andern gleich z. B. auch dem Vortrag der Wissenschaft auf dem Katheder; denn ob er gleich auf Beredsamkeit keinen Anspruch macht, so ist er doch auch auf einen bestimmten, äufsern Zweck gerichtet und ein sittlich bestimmtes; doch ist er nicht nothwendig eine Tugend zu nennen, sondern nur, sofern er dem Sittengesetz gemäfs beurtheilt und zu seinem sittlichen Zweck *tauglich* befunden würde (nach Kantischer Etymologie). Sollte die Beredsamkeit eine Tugend sein, so müfste sie es sein durch ihren Begriff und in einem Sinne, wie es Anderes oder Aehnliches nicht sein kann. Ist sie es also nur in dem Sinne des allgemeinen moralischen Bestimmtseins, so ist, wird sie eine Tugend genannt, zuviel damit gesagt. Aber andererseits auch zu wenig, wenn mit dem Gedanken der Tugend nur ein Sollen bezeichnet werden sollte. Eine Tugend würde die Beredsamkeit nun mit Recht heifsen können, aber nur eine solche, die es doch auch nicht wäre durch ihren Begriff, sondern nur durch die ihr erst von aufsen gegebene Zweckbestimmung, der sie entsprechen soll, mithin eigentlich eine Pflicht, deren Befolgung Tugend ist. Dafs diefs die eigentliche Meinung des Hrn. Verfs. ist, geht wohl daraus hervor, dafs das von dem Redner zu Leistende oft auch als Pflicht, welche der reine Ausdruck des Sollens ist, wie es Gegenstand des Wollens ist, bezeichnet wird, wie S. 29. Es beziehen sich darauf die bestimmtesten Vorschriften, dafs der Redner darauf ausgehen soll, seine jedesmalige Idee, sei es die Pflichtidee oder Tugendidee oder Glücksidee (S. 29) auf die nothwendigen Ideen der Zuhörer zurückzuführen, als worin der Hr. Verf. das höchste Gesetz der Beredsamkeit findet, wodurch er denn auch die Theorie derselben für einen Theil der Ethik erklärt (S. 23). Auf solche sittliche Zweckbestimmung hat der Hr. Verf. scharfsinnig die wesentlichsten rhetorischen Vorschriften aufgetragen und dagegen, was die Beredsamkeit in sich selbst constituirt, nur als Erleichterung ihrer moralischen Ausübung in den Hintergrund gestellt. So sagt er unter andern: „Wen der hohe Wunsch beseelt, mit der politischen Beredsamkeit der Griechen zu wetteifern und mit Demosthenischer Kraft von der Kanzel herab zu sprechen, dem möchte ich zurufen: Wissenschaft, Kenntnisse, Styl, Vortrag, das alles erleichtert dir die Ausübung der Beredsamkeit, aber es macht dich nicht zum Redner." S. 66. Nur ist doch nicht zu übersehen, dafs solche sittliche Zweckbestimmung mehr eine gleichsam nur von aufsen an den Begriff der Beredsamkeit herangebrachte, als aus ihm selbst hervorgegangene ist. Was gleich daraus unmittelbar folgen würde, wäre, dafs manche gerade der höchsten und bewundertsten Gestalten der Beredsamkeit aufhören müfsten, es zu sein und der Kreis der geschichtlich berühmten Meisterwerke in dieser Art sich sehr verengen würde, wenn man sie nach den Grundsätzen der Moral allein beurtheilen wollte. Es müfste doch zugegeben werden, dafs Beredsamkeit wenigstens sein *könnte*, wenn auch nicht *sein sollte*, ohne eine Tugend zu sein. Ist es also durchaus zweckmäfsig, nothwendig, unerlafslich, wenn die Beredsamkeit eine christlich-kirchliche sein soll, sich alsdann in den Dienst der strengsten Sittlichkeit zu stellen, so bringt das nicht sowohl der Begriff der Beredsamkeit, als vielmehr der der christlichen Religion mit sich.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 14.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1837.

Die Beredsamkeit eine Tugend oder Grundlinien einer systematischen Rhetorik. Von D. Franz Theremin.

(Schlufs.)

Ich halte es daher für ganz unmöglich, „durch die Beredsamkeit (der Hr. Verf. meint die subjective Ausübung) zum Christenthum geführt zu werden" S. 67, sondern es kann nur der schon vorhandene Glaube an die christliche Wahrheit sein, der zur Beredsamkeit begeistert. Mit der Beredsamkeit ist es überhaupt, wie mit der Natur und Natürlichkeit, welche in sich selbst durchaus indifferent ist gegen alle Sitte und Sittlichkeit und sich in gleicher Weise in den Dienst der Tugend und Untugend stellt; sie ist gegen das Gute und Böse, wie gegen das Wahre und Falsche ganz gleichgültig. Wird der Fleifs der Biene oder Ameise, die Treue des Hundes als Beispiel, ja sogar als Muster für den Menschen aufgestellt, so ist eine solche moralische Beziehung eine ganz nur subjective und zufällige. Das Nämliche gilt selbst von vielen Erscheinungen auf dem geistigen und moralischen Gebiet, wie vom Scharfsinn, von der Gelehrsamkeit, von Reichthum und Armuth, deren keins an sich eine Tugend oder Untugend ist, sondern das eine oder andere wird es nur durch die sittliche Gesinnung und das Verhalten darin. Die sittliche Werthgebung bestimmt sich auch geschichtlicherweise mannigfaltig durch die Nationalität, den politischen Geist und Character des Volkes und würde z. B. da, wie bei den Griechen, wo alle Sittlichkeit im Staat aufgegangen war, die Beredsamkeit, sollte sie einer sittlichen Würdigung unterliegen, auch nur nach diesem ethischen Princip zu beurtheilen sein, wie der Hr. Verf. auch nicht ermangelt, zu thun. Nach unsern Begriffen können wir freilich die von den alten Rednern befolgten und von den alten Rhetoren vorgetragenen Grundsätze von der Erregung der Leidenschaften, von der Ueberredung, von der Pfiffigkeit des Redners, der captatio benevolentiae und s. f. dem Sittengesetz nicht sehr angemessen oder für uns nachahmungswürdig finden (das πιθανον des Aristoteles ist für uns die Sache selbst, die göttliche Wahrheit); dennoch werden wir nicht leugnen, dafs ihre Befolgung mit wirklich grofser Beredsamkeit nicht nur vereinbar, sondern auch verbunden war. Dafs die Beredsamkeit auch etwas für sich und von der sittlichen Idee unabhängig sei, zeigt sich auch oft genug darin, dafs das entschieden Unsittliche mit wahrhaft grofser Beredsamkeit empfohlen werden kann. Haben wir es nicht noch ganz neuerlich erlebt, dafs der französische Advocat Parquin in der Vertheidigung seines Bruders mit grofsem rhetorischen Aufwand und unleugbarer Beredsamkeit darauf hinwirkte, die Strasburger Geschworenen zu ihrem bekannten, *so* unsittlichen Urtheil zu bewegen, dafs deshalb ein lauter Schrei durch ganz Europa ging? Denn solche Macht hat allerdings das Christenthum in *seiner* Welt errungen, dafs, man sei öffentlicherweise und anerkanntermaafsen so beredt, als man wolle, man sich doch nicht so verhalten kann, wie in der heidnischen. Der Hr. Verf. selbst sagt: „Wer wird leugnen, dafs ein geübter Redner, der die Leidenschaften zu entflammen weifs, über einen minder geübten, der nur sittliche Ideen erzeugen will, den Sieg davon tragen könne?" S. 45. Was auch der Hr. Verf. Schönes und Richtiges beibringe, diefs Dilemma aufzulösen, so reicht es doch alles nicht so weit, um zu beweisen, dafs wahre Beredsamkeit gar nicht sein könne, ohne grofse tugendhafte Wirkungen hervorzubringen, sondern es kann nur die auf diese bestimmt ausgehende und sie bezweckende Beredsamkeit sein, der das gelingt. Die Selbständigkeit der Beredsamkeit scheint der Hr. Verf. selbst zuzugeben, wenn er S. 91 sagt: die Befolgung aller der gegebenen rhetorischen Vorschriften sei *nicht*

gendhaften Anwendung gesetzt, also allerdings eine solche, welche der sittlichen Anlage auch widersprechen kann (was der Hr. Verf. nach S. 10 zu leugnen scheint). Sonach kann es leicht scheinen, als habe der Hr. Verf. einerseits zuviel, andererseits zu wenig bewiesen. Das erstere, indem er vom Streben nach einem äufsern Zweck, vom Wirken eines freien Wesens auf andere freie Wesen ausgehend dieses ganz richtig als ein durch das Sittengesetz bestimmtes darstellt, aber diese Fertigkeit, nach ethischen Gesetzen zu wirken, eine Tugend nennt. Sittlich bestimmt, *unter* dem Sittengesetz stehend ist allerdings auch die unmoralische Ausübung, aber sie ist deshalb noch keine Tugend, welche das Verhalten *nach* dem Sittengesetz ist. Es ist eben dieses Urtheil, welches uns bestimmt, die Beredsamkeit in *einzelnen Fällen* nicht eine Tugend zu nennen, indem wir einen sittlichen Maafsstab an diese Reden legen. Jede Art eines freien Wesens, auf andere zu wirken, ist ein sittlich bestimmtes und es ist kein Zweifel, dafs auch die Beredsamkeit, wie das erstere, so auch das andere sei; aber sie ist es weder allein, noch vorzugsweise, sondern sie steht darin allen andern Einwirkungen des einen auf den andern gleich z. B. auch dem Vortrag der Wissenschaft auf dem Katheder; denn ob er gleich auf Beredsamkeit keinen Anspruch macht, so ist er doch auch auf einen bestimmten, äufsern Zweck gerichtet und ein sittlich bestimmtes; doch ist er nicht nothwendig eine Tugend zu nennen, sondern nur, sofern er dem Sittengesetz gemäfs beurtheilt und zu seinem sittlichen Zweck *tauglich* befunden würde (nach Kantischer Etymologie). Sollte die Beredsamkeit eine Tugend sein, so müfste sie es sein durch ihren Begriff und in einem Sinne, wie es Anderes oder Aehnliches nicht sein kann. Ist sie es also nur in dem Sinne des allgemeinen moralischen Bestimmtseins, so ist, wird sie eine Tugend genannt, zuviel damit gesagt. Aber andererseits auch zu wenig, wenn mit dem Gedanken der Tugend nur ein Sollen bezeichnet werden sollte. Eine Tugend würde die Beredsamkeit nun mit Recht heifsen können, aber nur eine solche, die es doch auch nicht wäre durch ihren Begriff, sondern nur durch die ihr erst von aufsen gegebene Zweckbestimmung, der sie entsprechen soll, mithin eigentlich eine Pflicht, deren Befolgung Tugend ist. Dafs diefs die eigentliche Meinung des Hrn. Verfs. ist, geht wohl daraus hervor, dafs das von dem Redner zu Leistende oft auch als Pflicht, welche der reine Ausdruck des Sollens ist, wie es Gegenstand des Wollens ist, bezeichnet wird, wie S. 29. Es beziehen sich darauf die bestimmtesten Vorschriften, dafs der Redner darauf ausgehen soll, seine jedesmalige Idee, sei es die Pflichtidee oder Tugendidee oder Glücksidee (S. 29) auf die nothwendigen Ideen der Zuhörer zurückzuführen, als worin der Hr. Verf. das höchste Gesetz der Beredsamkeit findet, wodurch er denn auch die Theorie derselben für einen Theil der Ethik erklärt (S. 23). Auf solche sittliche Zweckbestimmung hat der Hr. Verf. scharfsinnig die wesentlichsten rhetorischen Vorschriften aufgetragen und dagegen, was die Beredsamkeit in sich selbst constituirt, nur als Erleichterung ihrer moralischen Ausübung in den Hintergrund gestellt. So sagt er unter andern: „Wen der hohe Wunsch beseelt, mit der politischen Beredsamkeit der Griechen zu wetteifern und mit Demosthenischer Kraft von der Kanzel herab zu sprechen, dem möchte ich zurufen: Wissenschaft, Kenntnisse, Styl, Vortrag, das alles erleichtert dir die Ausübung der Beredsamkeit, aber es macht dich nicht zum Redner." S. 66. Nur ist doch nicht zu übersehen, dafs solche sittliche Zweckbestimmung mehr eine gleichsam nur von aufsen an den Begriff der Beredsamkeit herangebrachte, als aus ihm selbst hervorgegangene ist. Was gleich daraus unmittelbar folgen würde, wäre, dafs manche gerade der höchsten und bewundertsten Gestalten der Beredsamkeit aufhören müfsten, es zu sein und der Kreis der geschichtlich berühmten Meisterwerke in dieser Art sich sehr verengen würde, wenn man sie nach den Grundsätzen der Moral allein beurtheilen wollte. Es müfste doch zugegeben werden, dafs Beredsamkeit wenigstens *sein könnte*, wenn auch nicht *sein sollte*, ohne eine Tugend zu sein. Ist es also durchaus zweckmäfsig, nothwendig, unerlafslich, wenn die Beredsamkeit eine christlich-kirchliche sein soll, sich alsdann in den Dienst der strengsten Sittlichkeit zu stellen, so bringt das nicht sowohl der Begriff der Beredsamkeit, als vielmehr der der christlichen Religion mit sich.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 14.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.
Juli 1837.

Die Beredsamkeit eine Tugend oder Grundlinien einer systematischen Rhetorik. Von D. Franz Theremin.

(Schlufs)

Ich halte es daher für ganz unmöglich, „durch die Beredsamkeit (der Hr. Verf. meint die subjective Ausübung) zum Christenthum geführt zu werden" S. 67, sondern es kann nur der schon vorhandene Glaube an die christliche Wahrheit sein, der zur Beredsamkeit begeistert. Mit der Beredsamkeit ist es überhaupt, wie mit der Natur und Natürlichkeit, welche in sich selbst durchaus indifferent ist gegen alle Sitte und Sittlichkeit und sich in gleicher Weise in den Dienst der Tugend und Untugend stellt; sie ist gegen das Gute und Böse, wie gegen das Wahre und Falsche ganz gleichgültig. Wird der Fleifs der Biene oder Ameise, die Treue des Hundes als Beispiel, ja sogar als Muster für den Menschen aufgestellt, so ist eine solche moralische Beziehung eine ganz nur subjective und zufällige. Das Nämliche gilt selbst von vielen Erscheinungen auf dem geistigen und moralischen Gebiet, wie vom Scharfsinn, von der Gelehrsamkeit, von Reichthum und Armuth, deren keins an sich eine Tugend oder Untugend ist, sondern das eine oder andere wird es nur durch die sittliche Gesinnung und das Verhalten darin. Die sittliche Werthgebung bestimmt sich auch geschichtlicherweise mannigfaltig durch die Nationalität, den politischen Geist und Character des Volkes und würde z. B. da, wie bei den Griechen, wo alle Sittlichkeit im Staat aufgegangen war, die Beredsamkeit, sollte sie einer sittlichen Würdigung unterliegen, auch nur nach diesem ethischen Princip zu beurtheilen sein, wie der Hr. Verf. auch nicht ermangelt, zu thun. Nach unsern Begriffen können wir freilich die von den alten Rednern befolgten und von den alten Rhetoren vorgetragenen Grundsätze von der Erregung der Leidenschaften, von der Ueberredung, von der Pfiffigkeit des Redners, der captatio benevolentiae und s. f. dem Sittengesetz nicht sehr angemessen oder für uns nachahmungswürdig finden (das πιθανον des Aristoteles ist für uns die Sache selbst, die göttliche Wahrheit); dennoch werden wir nicht leugnen, dafs ihre Befolgung mit wirklich grofser Beredsamkeit nicht nur vereinbar, sondern auch verbunden war. Dafs die Beredsamkeit auch etwas für sich und von der sittlichen Idee unabhängig sei, zeigt sich auch oft genug darin, dafs das entschieden Unsittliche mit wahrhaft grofser Beredsamkeit empfohlen werden kann. Haben wir es nicht noch ganz neuerlich erlebt, dafs der französische Advocat Parquin in der Vertheidigung seines Bruders mit grofsem rhetorischen Aufwand und unleugbarer Beredsamkeit darauf hinwirkte, die Strasburger Geschworenen zu ihrem bekannten, *so* unsittlichen Urtheil zu bewegen, dafs deshalb ein lauter Schrei durch ganz Europa ging? Denn solche Macht hat allerdings das Christenthum in *seiner* Welt errungen, dafs, man sei öffentlicherweise und anerkanntermaafsen so beredt, als man wolle, man sich doch nicht so verhalten kann, wie in der heidnischen. Der Hr. Verf. selbst sagt: „Wer wird leugnen, dafs ein geübter Redner, der die Leidenschaften zu entflammen weifs, über einen minder geübten, der nur sittliche Ideen erzeugen will, den Sieg davon tragen könne?" S. 45. Was auch der Hr. Verf. Schönes und Richtiges beibringe, diefs Dilemma aufzulösen, so reicht es doch alles nicht so weit, um zu beweisen, dafs wahre Beredsamkeit gar nicht sein könne, ohne grofse tugendhafte Wirkungen hervorzubringen, sondern es kann nur die auf diese bestimmt ausgehende und sie bezweckende Beredsamkeit sein, der das gelingt. Die Selbständigkeit der Beredsamkeit scheint der Hr. Verf. selbst zuzugeben, wenn er S. 91 sagt: die Befolgung aller der gegebenen rhetorischen Vorschriften sei *nicht*

gendhaften Anwendung gesetzt, also allerdings eine solche, welche der sittlichen Anlage auch widersprechen kann (was der Hr. Verf. nach S. 10 zu leugnen scheint). Sonach kann es leicht scheinen, als habe der Hr. Verf. einerseits zuviel, andererseits zu wenig bewiesen. Das erstere, indem er vom Streben nach einem äufsern Zweck, vom Wirken eines freien Wesens auf andere freie Wesen ausgehend dieses ganz richtig als ein durch das Sittengesetz bestimmtes darstellt, aber diese Fertigkeit, nach ethischen Gesetzen zu wirken, eine Tugend nennt. Sittlich bestimmt, *unter* dem Sittengesetz stehend ist allerdings auch die unmoralische Ausübung, aber sie ist deshalb noch keine Tugend, welche das Verhalten *nach* dem Sittengesetz ist. Es ist eben dieses Urtheil, welches uns bestimmt, die Beredsamkeit in *einzelnen Fällen* nicht eine Tugend zu nennen, indem wir einen sittlichen Maafsstab an diese Reden legen. Jede Art eines freien Wesens, auf andere zu wirken, ist ein sittlich bestimmtes und es ist kein Zweifel, dafs auch die Beredsamkeit, wie das erstere, so auch das andere sei; aber sie ist es weder allein, noch vorzugsweise, sondern sie steht darin allen andern Einwirkungen des einen auf den andern gleich z. B. auch dem Vortrag der Wissenschaft auf dem Katheder; denn ob er gleich auf Beredsamkeit keinen Anspruch macht, so ist er doch auch auf einen bestimmten, äufsern Zweck gerichtet und ein sittlich bestimmtes; doch ist er nicht nothwendig eine Tugend zu nennen, sondern nur, sofern er dem Sittengesetz gemäfs beurtheilt und zu seinem sittlichen Zweck *tauglich* befunden würde (nach Kantischer Etymologie). Sollte die Beredsamkeit eine Tugend sein, so müfste sie es sein durch ihren Begriff und in einem Sinne, wie es Anderes oder Aehnliches nicht sein kann. Ist sie es also nur in dem Sinne des allgemeinen moralischen Bestimmtseins, so ist, wird sie eine Tugend genannt, zuviel damit gesagt. Aber andererseits auch zu wenig, wenn mit dem Gedanken der Tugend nur ein Sollen bezeichnet werden sollte. Eine Tugend würde die Beredsamkeit nun mit Recht heifsen können, aber nur eine solche, die es doch auch nicht wäre durch ihren Begriff, sondern nur durch die ihr erst von aufsen gegebene Zweckbestimmung, der sie entsprechen soll, mithin eigentlich eine Pflicht, deren Befolgung Tugend ist. Dafs diefs die eigentliche Meinung des Hrn. Verfs. ist, geht wohl daraus hervor, dafs das von dem Redner zu Leistende oft auch als Pflicht, welche der reine Ausdruck des Sollens ist, wie es Gegenstand des Wollens ist, bezeichnet wird, wie S. 29. Es beziehen sich darauf die bestimmtesten Vorschriften, dafs der Redner darauf ausgehen soll, seine jedesmalige Idee, sei es die Pflichtidee oder Tugendidee oder Glücksidee (S. 29) auf die nothwendigen Ideen der Zuhörer zurückzuführen, als worin der Hr. Verf. das höchste Gesetz der Beredsamkeit findet, wodurch er denn auch die Theorie derselben für einen Theil der Ethik erklärt (S. 23). Auf solche sittliche Zweckbestimmung hat der Hr. Verf. scharfsinnig die wesentlichsten rhetorischen Vorschriften aufgetragen und dagegen, was die Beredsamkeit in sich selbst constituirt, nur als Erleichterung ihrer moralischen Ausübung in den Hintergrund gestellt. So sagt er unter andern: „Wen der hohe Wunsch beseelt, mit der politischen Beredsamkeit der Griechen zu wetteifern und mit Demosthenischer Kraft von der Kanzel herab zu sprechen, dem möchte ich zurufen: Wissenschaft, Kenntnisse, Styl, Vortrag, das alles erleichtert dir die Ausübung der Beredsamkeit, aber es macht dich nicht zum Redner." S. 66. Nur ist doch nicht zu übersehen, dafs solche sittliche Zweckbestimmung mehr eine gleichsam nur von aufsen an den Begriff der Beredsamkeit herangebrachte, als aus ihm selbst hervorgegangene ist. Was gleich daraus unmittelbar folgen würde, wäre, dafs manche gerade der höchsten und bewundertsten Gestalten der Beredsamkeit aufhören müfsten, es zu sein und der Kreis der geschichtlich berühmten Meisterwerke in dieser Art sich sehr verengen würde, wenn man sie nach den Grundsätzen der Moral allein beurtheilen wollte. Es müfste doch zugegeben werden, dafs Beredsamkeit wenigstens *sein könnte*, wenn auch nicht *sein sollte*, ohne eine Tugend zu sein. Ist es also durchaus zweckmäfsig, nothwendig, unerlafslich, wenn die Beredsamkeit eine christlich-kirchliche sein soll, sich alsdann in den Dienst der strengsten Sittlichkeit zu stellen, so bringt das nicht sowohl der Begriff der Beredsamkeit, als vielmehr der der christlichen Religion mit sich.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 14.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1837.

Die Beredsamkeit eine Tugend oder Grundlinien einer systematischen Rhetorik. Von D. Franz Theremin.

(Schlufs.)

Ich halte es daher für ganz unmöglich, „durch die Beredsamkeit (der Hr. Verf. meint die subjective Ausübung) zum Christenthum geführt zu werden" S. 67, sondern es kann nur der schon vorhandene Glaube an die christliche Wahrheit sein, der zur Beredsamkeit begeistert. Mit der Beredsamkeit ist es überhaupt, wie mit der Natur und Natürlichkeit, welche in sich selbst durchaus indifferent ist gegen alle Sitte und Sittlichkeit und sich in gleicher Weise in den Dienst der Tugend und Untugend stellt; sie ist gegen das Gute und Böse, wie gegen das Wahre und Falsche ganz gleichgültig. Wird der Fleifs der Biene oder Ameise, die Treue des Hundes als Beispiel, ja sogar als Muster für den Menschen aufgestellt, so ist eine solche moralische Beziehung eine ganz nur subjective und zufällige. Das Nämliche gilt selbst von vielen Erscheinungen auf dem geistigen und moralischen Gebiet, wie vom Scharfsinn, von der Gelehrsamkeit, von Reichthum und Armuth, deren keins an sich eine Tugend oder Untugend ist, sondern das eine oder andere wird es nur durch die sittliche Gesinnung und das Verhalten darin. Die sittliche Werthgebung bestimmt sich auch geschichtlicherweise mannigfaltig durch die Nationalität, den politischen Geist und Character des Volkes und würde z. B. da, wie bei den Griechen, wo alle Sittlichkeit im Staat aufgegangen war, die Beredsamkeit, sollte sie einer sittlichen Würdigung unterliegen, auch nur nach diesem ethischen Princip zu beurtheilen sein, wie der Hr. Verf. auch nicht ermangelt, zu thun. Nach unsern Begriffen können wir freilich die von den alten Rednern befolgten und von den alten Rhetoren vorgetragenen Grundsätze von der Erregung der Leidenschaften, von der Ueberredung, von der Pfiffigkeit des Redners, der captatio benevolentiae und s. f. dem Sittengesetz nicht sehr angemessen oder für uns nachahmungswürdig finden (das πιθανον des Aristoteles ist für uns die Sache selbst, die göttliche Wahrheit); dennoch werden wir nicht leugnen, dafs ihre Befolgung mit wirklich grofser Beredsamkeit nicht nur vereinbar, sondern auch verbunden war. Dafs die Beredsamkeit auch etwas für sich und von der sittlichen Idee unabhängig sei, zeigt sich auch oft genug darin, dafs das entschieden Unsittliche mit wahrhaft grofser Beredsamkeit empfohlen werden kann. Haben wir es nicht noch ganz neuerlich erlebt, dafs der französische Advocat Parquin in der Vertheidigung seines Bruders mit grofsem rhetorischen Aufwand und unleugbarer Beredsamkeit darauf hinwirkte, die Strasburger Geschworenen zu ihrem bekannten, *so* unsittlichen Urtheil zu bewegen, dafs deshalb ein lauter Schrei durch ganz Europa ging? Denn solche Macht hat allerdings das Christenthum in *seiner* Welt errungen, dafs, man sei öffentlicherweise und anerkanntermaafsen so beredt, als man wolle, man sich doch nicht so verhalten kann, wie in der heidnischen. Der Hr. Verf. selbst sagt: „Wer wird leugnen, dafs ein geübter Redner, der die Leidenschaften zu entflammen weifs, über einen minder geübten, der nur sittliche Ideen erzeugen will, den Sieg davon tragen könne?" S. 45. Was auch der Hr. Verf. Schönes und Richtiges beibringe, diefs Dilemma aufzulösen, so reicht es doch alles nicht so weit, um zu beweisen, dafs wahre Beredsamkeit gar nicht sein könne, ohne grofse tugendhafte Wirkungen hervorzubringen, sondern es kann nur die auf diese bestimmt ausgehende und sie bezweckende Beredsamkeit sein, der das gelingt. Die Selbständigkeit der Beredsamkeit scheint der Hr. Verf. selbst zuzugeben, wenn er S. 91 sagt: die Befolgung aller der gegebenen rhetorischen Vorschriften sei *nicht*

ohne sittliche Kraft des Characters, *nicht ohne* Tugend und bei dem geistlichen Redner *nicht ohne* das innere Leben des Glaubens möglich; denn hiemit ist offenbar die sittliche Beziehung der Beredsamkeit nur als eine ihr selbst äufsere, nur als negative Bedingung bestimmt, wobei die Frage noch zu beantworten übrig bleibt: was ist sie aber positiv in sich selbst? Selbst die nothwendigen Ideen, welche der Hr. Verf. entwickelt, als solche, von denen alle Beredsamkeit sich leiten zu lassen habe, sind wohl, wie der Hr. Vf. selber sagt, der Ethik angehörend, aber nicht von der Art, dafs sie durch den Begriff der Beredsamkeit gesetzt, oder nicht ebensowohl auf mancherlei anderen Wegen, als dem der Beredsamkeit, zu erreichen oder zu fördern wären z. B. durch eine philosophische Deduction oder Vorlesung oder durch das Werk des Schriftstellers; es ist nicht gezeigt, dafs der Zweck lediglich und allein auf rednerischem Wege zu erreichen sei. Der Hr. Verf. nennt sie zwar auch rhetorische Ideen, aber nur überhaupt in der Voraussetzung, dafs die Rhetorik ein Theil der Ethik sei. Sicherer und gewisser wäre wohl, zu beweisen, dafs die Beredsamkeit allein auf psychologischen Gesetzen beruhe oder noch bestimmter auf logischen und die Rhetorik der Philosophie oder Logik angehöre; sie ist Beantwortung der Frage: wie spricht der Geist zum Geiste, um eine tiefe lebendige Wirksamkeit über ihn auszuüben. Die Rhetorik ist in Bezug auf das gesprochene Wort, was die Hermeneutik ist in Bezug auf das geschriebene. Der Zweck kann immer ein sittlicher sein; aber das Mittel, die Beredsamkeit, ist noch andern Gesetzen und Bedingungen unterworfen, die auch ohne moralische Beziehung für sich gelten, z. B. auch intellectueller, selbst technischer Art sind. Ist durch das Mittel der Zweck in bestimmten Fällen, z. B. auch in der geistlichen Rede nicht zu erreichen ohne sittliche Gesinnung, so fehlt doch viel, dafs die Beredsamkeit nur in der sittlichen Gesinnung *bestehe*, oder, wie der Hr. Verf. sagt: der Redner *nur* durch wahrhaft sittliche Gesinnung zur Ausrichtung seines Geschäfts fähig werde, oder, der sittliche Character allein den Redner mache S. 183. Zuerst müssen wir doch gestehen, dafs Viele auch bei der edelsten sittlichen Gesinnung und dem besten Willen der Beredsamkeit völlig unfähig sind, weil ihnen entweder von Seiten der Natur oder des Geistes unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg gelegt sind; sodann, dafs die, welche es wirklich zur Beredsamkeit, zumal in den heiligen Dingen, bringen, vieles besitzen, was ihnen gegeben, was eine Gabe ist und dafs die Beredsamkeit, ehe sie eine Tugend wurde, zuvor eine Gnade war (2 Mos. 4, 10—12); ferner, dafs eine reiche Mannigfaltigkeit von Mitteln und Umständen vorhanden sein mufs, ohne welche Beredsamkeit, selbst bei der günstigsten Anlage, nicht entstehen kann, wie denn z. B. das öffentliche Leben in England und Frankreich der Ausbildung dieses Talents günstig, da hingegen, wo die Büreauschreibseligkeit herrscht, höchst ungünstig ist; endlich, dafs Vieles auch in dieser Beziehung ist, was durch freie Thätigkeit, Uebung und Anstrengung erworben werden mufs, was auf treuer Benutzung der vorhandenen Mittel beruht und zu sittlichen Zwecken wirksam gemacht werden kann und mufs, in welchen letzteren Beziehungen d. h. also ihrem Gebrauch, ihrer Anwendung nach, dann allerdings die Beredsamkeit Erfüllung von Pflichten d. h. eine Tugend ist.

D. Marheineke.

XIII.

De aetate articuli, quo in Symbolo Apostolico traditur Jesu Christi ad inferos descensus. Scripsit G. H. Waage, Theol. Dr., ad aedem b. virg. verbi divini minister. Hauniae, 1836. 174. 8.

Die näheren Erörterungen der evangelischen Lehre von der *Heiligen Schrift* haben es nicht unterlassen können, sich auf das Verhältnifs derselben zu der in kirchlicher Tradition überlieferten *Glaubensregel* bestimmter einzulassen, den Unterschied und die Einheit beider zum deutlichen Bewufstsein zu bringen. Wie einerseits die Hervorhebung des Unterschieds zu einer unprotestantischen Herabsetzung der Bibel fortgeschritten ist, so ist andrerseits das starre Festhalten einer abstrakten Einerleiheit nicht zu verkennen gewesen in derer Meinung, die sich eine apostolische Glaubensregel nur als eine aus dem geschriebenen Worte ausgezogene Sentenzsammlung haben vorstellen können. Es ist die Sache der Wissenschaft, solche subjectiven Richtungen der Einseitigkeit in ihrer Falschheit und in ihrer Wahrheit aufzuzeigen.

Gehen wir aus von dem protestantischen Prinzip — das Wort Gottes in heiliger Schrift Alten und Neuen Bundes ist die Regel und Richtschnur christlichen Glaubens — so ist in und mit diesem Prinzip zugleich die Nothwendigkeit näherer Bestimmung über das Verständnifs und die Auslegung der heiligen Schrift gegeben. Denn nur als verstanden und ausgelegt kann das göttliche Wort die Lehre regeln und richten. Ausge-

legt aber soll es nur werden durch die eigene Bewegung, wodurch es in die Schrift ist hineingelegt worden: es ist der Geist, der sich selbst erklärt, manifestirt, für den Geist ist. Darum ist es eine eingestandenermaſsen nothwendige Forderung, daſs die Erklärung heiliger Schrift in christlichem Geiste geübt werde, daſs der christliche Glaube die subjective Bedingung alles Interpretirens sei. Im Geiste legt sich die Schrift aus: im Glauben an den Geist legt sie der Theologe aus. Gott ist der Geist: so ist der Glaube näher der Glaube an Gott als Vater, Sohn und Geist, dieser Glaube ist die Glaubensregel, und diese Glaubensregel ist auch die Regel aller gläubigen Auslegung.

Der Glaube an den dreieinigen Gott ist das christliche, apostolische, biblische Symbolum: die uralte Entfaltung derselben ist unser Symbolum Apostolicum. Es sind die Sätze dieses Bekenntnisses zu begreifen, wie als ihrem Wesen nach gegeben in den Worten der christlichen Taufformel, so als allmälig sich herausstellend aus dem unmittelbaren Bewuſstsein in die Vermittelung einzelner Glieder, deren in die Zeit fallende Sonderung sich erst im vierten Jahrhundert, fast gleichzeitig mit der äuſserlichen Darstellung der christlichen Kirche als der allgemeinen, und mit dem Abschluſs des Kanons in Weise allgemein gültiger Vorstellungen vollendet. Die Wahrheit der einzelnen Sätze des apostolischen Symbolums hat ihren ewigen Grund im christlichen Glauben, die Erscheinung derselben ihren zeitlichen Anfang im Verlauf der christlichen Kirche.

Es ist damit schon gesagt, daſs das Bestreben mancher Theologen, einen einzelnen Satz des Symbolums als später entstanden aufzuweisen, es dadurch noch keinesweges erreicht, denselben als einen wiederum auszustoſsenden darzulegen. Denn ist dessen Hervortreten in der geschichtlichen Entwickelung, der zunächst menschliche Ursprung, nicht eine äuſserliche und zufällige, sondern eine aus dem sich entfaltenden Wesen des christlichen Glaubens nothwendig hervorgehende Bestimmung, so ist sie, als in dem ursprünglichen Symbolum an sich enthalten, ächt apostolischen und göttlichen Ursprungs.

Die historische Untersuchung also über das Alter irgend eines apostolisch-symbolischen Satzes hat wie ihren Grund, so ihr Interesse einzig an dessen eigenem Inhalt, muſs sich daher auch durch eine theologische ergänzen, die dem inneren Gange des im Inbegriffe des christlichen Bekenntnisses sich fortbewegenden Begriffs nachdenkt und nachforscht und so das äuſserlich Gegebene dem Gebiete des Geistes innerlich aneignet. Diesen Zusammenhang erkennt auch der hochwürdige Verfasser der anzuzeigenden Schrift als einen nothwendigen an, indem er am Schlusse seiner historischen Untersuchung den Vorsatz ausspricht, eine theologische Erörterung desselben Glaubenssatzes nachfolgen zu lassen. —

Der Herr Verf. (jetzt Direktor der Akademie zu Soröe) sagt uns selbst, daſs diese seine Arbeit durch die in unserer Zeit, auch in Dänemark, verschiedentlich angestellten Untersuchungen über die Bedeutung und Autorität des Symbolum Apostolicum veranlaſst worden sei, und es ist diese gelehrte und interessante Schrift ein erfreulicher Erweis des sich in kirchlichen Bewegungen durchkämpfenden ächt theologischen Geistes, erhaben über das geistlose und unwissenschaftliche Gerede sich in einseitiger und allseitiger Befangenheit gefallender Polemiker. Wir wenden uns an die Schrift selbst, um ihren Inhalt und ihren Gehalt darzulegen.

Daſs der Satz des zweiten Artikels: „descendit ad inferna" zur Widerlegung der Apollinaristischen Ketzerei im vierten Jahrhundert dem Symbolum einverleibt worden sei, ist eine von King aufgestellte Hypothese, die sich, obgleich nicht ganz unbezweifelt, bis auf die neueste Zeit groſsen Beifall zu verschaffen gewuſst hat. Unser Verf. hat es sich zur Aufgabe gemacht, diese Meinung zu widerlegen, das symbolische Alter jenes Satzes aufzuweisen und die — erst später erfolgte — allgemeine Aufnahme desselben zu erklären.

Die Kingsche Hypothese hat zu ihrer Voraussetzung die Annahme, daſs jenes Glaubenssatzes als eines in das Symbolum Apostolicum, und zwar der Kirche zu Aquileja, aufgenommenen erst gegen das Ende des vierten Jahrhunderts, von Rufin, erwähnt werde: in dem Symbolum der römischen Kirche, berichtet Rufin, und in dem der orientalischen Kirchen finde es sich nicht. Es schien mithin am natürlichsten die Ursache dieser, wie anderer Erweiterungen in einer zu bestreitenden Häresie zu suchen, und man suchte sie in der Apollinaristischen, da, wie King behauptet, die Höllenfahrt Christi von den Kirchenvätern als das vorzüglichste und entscheidendste Argument gebraucht wurde, um Christo eine vernünftige Seele zu vindiciren. Nun zeigt der Herr Verf., wie diese letzte Behauptung — worauf sich ja die ganze Hypothese stützt — in der Geschichte des Apollinaristischen Streites so gar nicht begründet sei, und geht zu dem Ende mit der gröſsten Genauigkeit die für die Geschichte des Dogmas so lehrreichen Acten desselben durch, woraus es unwidersprechlich hervorgeht, daſs die Berufung auf Christi Höllenfahrt den Bestreitern des Apollinaris (und zwar nicht einmal allen) nur unter vielen Argumenten eins und zwar weder das gewöhnlichste noch das wichtigste war, so daſs in der angeblichen Wichtigkeit dieses Satzes die (alleinige) Veranlassung zur Aufnahme desselben nicht dürfe gesucht werden. Wir können den sorgfältigen Untersuchungen des Herrn Verfs. (p. 6—86), die sich auf die hier zu berücksichtigenden polemischen Schriften des Athanasius, Epiphanius, beider Gregore, des Ambrosius, Chrysostomus, Theodoret, Theophilus von Alexandrien, Philastrius, Rufinus Syrus, Augustinus, Cyrillus von Alexandrien und Cassiodorus erstrecken, nicht ins Einzelne folgen, sondern müssen uns hier auf das dadurch ermittelte Resultat beschränken. Doch müssen wir es dem Verf. nachrühmen, daſs er uns durch seine zweckmäſsigen Auszüge den geistigen Kampf der kirchlichen Lehrer recht treu und lebendig dargestellt hat. Es zeigt sich denn auch hier, daſs die Polemik der christlichen Kirche sich keinesweges auf einen einzelnen traditionellen Satz gestützt hat, um solche Häresien zu widerlegen, sondern daſs sie sich ihrem Begriffe gemäſs durch das Ganze des christlichen Glaubens, durch dessen schrift- und vernunftgemäſse Auseinandersetzung begründe.

Nun geht der Verf. zur Prüfung des Rufinischen Berichts über und zeigt, wie in demselben nichts enthalten sei, was den Ursprung unsres Glaubenssatzes aus dem genannten Streite wahrscheinlich machen könnte. Darauf werden die öffentlichen Verhandlungen während dieses Streites, namentlich die Acten des Alexandrinischen Conzils von 362, die der römischen des Damasus und die des zweiten ökumenischen, ferner die öffentlichen und privaten Glaubensformeln jener Zeit in den Kreis der Untersuchung gezogen. In diesen Documenten des kirchlichen Glaubens hätte zufolge der Kingschen Hypothese vorzugsweise der Höllenfahrt erwähnt, und dieser Satz selbst dem Symbolum einverleibt werden müssen: von dem Allen zeigt sich aber nicht nur keine Spur, sondern es läſst sich sogar höchst wahrscheinlich machen, daſs auf dem letztgenannten Conzil zu Constantinopel eine andre symbolische Erweiterung — nämlich die im Constantinopolitanischen Symbolum zu dem Nizänischen hinzugefügten Worte: ἐκ πνεύματος ἁγίου καὶ Μαρίας τῆς παρθένου — zur Widerlegung des Apollinaris sei aufgenommen worden, eine Bestimmung, die das Symbolum Apostolicum schon hatte, welches also um so weniger eines anderweitigen Zusatzes bedurfte.

Es hätte sich auch, wäre jene Hypothese wahr, ein unverkennbarer Eifer aller orthodoxen Väter jener Zeit für die Ueberlieferung und Verbreitung eines solchen Schutzmittels offenbaren müssen, wovon aber nichts zu merken, da vielmehr die Nichterwähnung desselben als eines symbolischen Bestandtheiles sehr gewohnlich ist.

Nachdem sich nun der Herr Verf. in so gründlicher Weise des ersten Theiles seiner Aufgabe erledigt und gezeigt hat, es könne die Aufnahme dieser Bestimmung ins apostolische Symbolum keinesweges aus deren polemischer Brauchbarkeit im Apollinaristischen Streite erklärt werden, geht er in seiner Untersuchung weiter, um zu erweisen, dafs dieser Artikel schon vor jener Zeit hin und wieder ins kirchliche Symbolum recipirt worden sei. Zunächst kommen hier die drei arianischen Glaubensformeln aus den Jahren 359 und 360 (die dritte Sirmische, die Nicänische und die Constantinopolitanische) in Betracht, die alle diesen von den Arianern nicht unbenutzt gelassenen Satz, doch verschiedentlich ausgedrückt, enthalten: obgleich nun dieser Artikel von den orthodoxen Conzilien nicht so aufgestellt wird, ja sogar jene drei Formeln wegen ihrer Neuheit von der orthodoxen Kirche verworfen wurden, so scheinen doch diese Formeln dem Herrn Verf. für eine frühere symbolische Gültigkeit des Artikels zu sprechen, da in Beziehung auf ihn kein Widerspruch der Orthodoxie Statt fand, ja diese ihn sogar nachher selbst als symbolisch aufführt. Wollte man nun dieser Annahme die Autorität des Rufin entgegenstellen, so beruft der Verf. sich nicht nur auf dessen eigene Worte, die die Annahme, dafs in occidentalischen Kirchen unser Artikel irgendwo vor seiner Zeit könne recipirt gewesen seyn, keinesweges ausschliefsen — sondern er bemerkt auch, wie man gar nicht berechtigt sei, dem Rufin so unbedingten Glauben beizumessen, da sich wohl mancherlei Data finden möchten, die namentlich dies Zeugnifs sehr entkräfteten. Der Verf. bezieht sich hier erstlich auf die Edessenische Sage bei Eusebius (hist. eccl. 1, 13). Es geht aus ihr freilich so viel hervor, dafs die Lehre von der Höllenfahrt Christi mitgerechnet wurde zu dem Kreise der allgemeinen christlichen Lehrsätze; doch über die bestimmte Fassung des öffentlichen Symbolums läfst sich daraus schwerlich etwas Sicheres ermitteln, und der Herr Verf. hat sich hier verleiten lassen, mehr in dieser Stelle zu finden, als sie, genau besehen, enthält. Uns scheint sie nicht viel mehr zu beweisen, als wir aus Irenäus und Tertullian weit sicherer nachweisen können. Dann stützt sich der Verf ferner auf die Katechesen des Cyrillus von Jerusalem, in welchen der Höllenfahrt Christi sowohl in der kürzeren, als in der längeren Entwickelung auf eine solche Weise erwähnt werde, dafs man genöthigt sei anzunehmen, sie sei ein Glaubenssatz im Symbolum der Kirche zu Jerusalem gewesen. Wollen wir nun aber auch dem Verf. die Wahrscheinlichkeit dieser Annahme nicht streitig machen, so können wir doch nicht umhin, sie — wie er auch selbst p. 128 dies gesteht — für keineswegs historisch erwiesen zu erklären, da sie nicht nur dem Zeugnisse Rufins, der doch die Katechesen des Cyrillus kennt, offenbar widerspricht, sondern auch darum dem Zweifel Raum läfst, weil der Höllenfahrt weder in den Ueberschriften der Katechesen erwähnt, noch sie in den Erklärungen beide Mal auf dieselbe Weise den andern Artikeln angeknüpft wird. Auch über die vom Verf. angezogenen Stellen des Epiphanius müssen wir anders urtheilen; man vergleiche nur seine Symbole bei Walch (bibl. symb. p. 50 ff). Uebrigens gehört ja Epiphanius schon zu der Apollinaristischen Periode. Die vom Verf. aufserdem noch berücksichtigten Glaubensformeln (nach Walch bibl. symb. p. 58, 61, 71 ff.), worin unser Satz vorkommt, ermangeln wegen ihres unsichern Alters in dieser Untersuchung der gehörigen Beweiskraft: den ausführlichen Erörterungen des Herrn Verfs in Beziehung auf die letzte derselben, nämlich die altlateinische — deren pseudoathanasianische Exposition von Blanchini dem Vigilius Tapsitanus, von dem Verf. aber einem ältern Schriftsteller der afrikanischen Kirche, etwa ums Jahr 360, zugeschrieben wird — können wir nicht beistimmen und mit ihm behaupten, dafs sich dadurch die symbolische Reception unseres Artikels vor dem apollinaristischen Streite als erwiesen darstellen möchte: denn es hat der Herr Verf nicht darauf geachtet, dafs die in jener Exposition citirte Stelle 1 Joh. 5, 7 dieser seiner Meinung ein schwerlich zu beseitigendes Hindernifs entgegenstellt. Eine andere Stütze seiner Ansicht findet der Verf. noch in Aeufserungen des Augustinus (namentlich in der ep. ad Euod.) und in dem Bestreben der Väter, dieses Faktum durch allegorische und typische Erklärungen in die verschiedensten Schriftstellen hineinzulegen: endlich auch in den alten Liturgien der orientalischen Kirche, sowohl der orthodoxen als der häretischen, worin ihm dieser Satz in symbolischer Weise hingestellt zu sein scheint. Obgleich der Mangel entscheidender Beweise in diesen Nachweisungen nicht zu verkennen ist, wie ihn denn auch der Verf. nicht hat verhehlen wollen, so sind wir doch mit dem Verf in dem Resultat einig, wozu er am Ende dieser historischen Untersuchung gelangt, es sei nämlich dieser Satz schon vor dem apollinaristischen Streite (schon in alten Zeiten) ein Theil des apostolischen Symbolums gewesen: wann er dies geworden, lassen wir unentschieden, wie dies auch unser gelehrter Verf. hat thun müssen, wenn er es gleich schon vor Irenäus und Tertullians Zeiten (!) geschehen sein läfst: für eine übereilte Aeufserung aber müssen wir es halten, dafs der Verf. meint, er habe gezeigt, diesem Artikel „non minorem quam ceteris articulis tribuendam esse antiquitatem" (p. 168).

Wird nun aber auch eingeräumt, es sei dieser Satz schon früher symbolisch geworden, so ist es dennoch unläugbar, dafs ihm diese symbolische Autorität keinesweges überall und gleichmäfsig vom Anfange an gewesen, sondern er ist vielmehr erst weit später allgemein als solcher anerkannt worden. Diese spätere allgemeine Reception desselben sucht nun zuletzt noch der Verf. durch eine Conjectur zu erklären, indem er die Ursache dazu in der seit Gregors des Grofsen Zeiten verbreiteten Lehre vom Fegfeuer findet, einer Lehre, deren Beziehung auf und Verwandtschaft mit der Lehre von der Höllenfahrt, die dadurch auch in ihrer Fassung modificirt ward, nicht zu verkennen sei. Wenn nun aber der Verf. meint, erst aus dieser Lehre von der Höllenfahrt lasse sich der Ursprung jener Fegfeuerstheorie begreiflich machen, und darum sei auch jene dieser letzteren wegen weit mehr beachtet worden, so können wir nicht umhin, dieser Ansicht des verehrten Verfs zu widersprechen, da es uns ganz klar ist, dafs die Lehre vom Fegfeuer ihren eigenthümlichen Grund habe in der späteren katholischen Kirchenlehre von der Sündenvergebung und Bufse (vgl. Marheineke System des Katholicismus. 3 Th. Kap. 5 und 12); so dafs wenigstens die Wichtigkeit der Lehre von der Höllenfahrt in dieser Beziehung von dem Verfasser gar zu hoch angeschlagen sein dürfte, obgleich eine gewisse Verwandtschaft beider Lehren, die der Verf. mit anzuerkennender Sorgfalt als von den Kirchenlehrern anerkannt und verschiedentlich ausgesprochen aufzeigt, nicht in Abrede gestellt werden kann.

Ist es eine ausgemachte Sache, dafs die Hollenfahrt Christi von der apostolischen Zeit an in der christlichen Kirche geglaubt und gelehrt wurde, dafs ihre Bedeutung für die orthodoxe Auffassung der menschlichen Natur und der Person Christi in der Gesammtheit aller Momente seines göttlichen und menschlichen Lebens immer mehr und mehr zum Bewufstsein gebracht und in den kirchlichen Streitigkeiten der ersten Jahrhunderte hervorgehoben wurde, so scheint es uns keiner anderweitigen Erklärungen bedürftig, sondern nach dem sachgemäfsen Gange der auf symbolische Fixirung gerichteten kirchlichen Entwickelung ganz begreiflich, dafs der Satz: descendit ad inferos sich allmälig dem kirchlichen Bewufstsein als ein integrirender Bestandtheil des allgemeinen christlichen Glaubens erwies, und als solcher dem uralten Taufbekenntnisse einverleibt wurde. So wie es unrichtig ist, in einer äufserlichen Veranlassung den alleinigen Grund einer solchen Reception zu finden, so ist es nicht minder unrichtig, sich jede symbolische Veränderung als eine unerträgliche Verfälschung vorzustellen, oder an eine wörtliche constante Uebereinstimmung der kirchlichen Symbole bei der sich in symbolischer Entwickelung bewegenden kirchlichen Thätigkeit denken zu wollen. Was an sich dem allgemeinen christlichen *Glauben* angehörte, ward durch Vermittelung des Zweifels dem allgemeinen christlichen *Bekenntnisse* allmälig angeeignet.

Lic. Kolthoff.

№ 15.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juli 1837.

XIV.

Le livre des récompenses et des peines, en chinois et en françois; accompagné de quatre cents légendes, anecdotes et histoires, qui font connaître les doctrines, les croyances, et les moeurs de la secte des Tao-ssé. Traduit du chinois par Stanislas Julien. Paris und London (Oriental Translation Fund). 1835. *Ein Band. XVI u.* 531 *S.* 8.

Das *Buch der Belohnungen und Strafen*, oder wörtlicher — *der Vergeltung* (*Kan-ing-phian*), welches bei den *Tao-ssö*, dieser alten und merkwürdigen chinesischen Sekte, in gröfstem Ansehen steht, war uns zuerst durch Abel-Remusat bekannt geworden. Dieser Gelehrte lieferte in einer 1816 erschienenen kleinen Brochüre eine Uebersetzung des *Kan-ing-phian* mit zerstreuten Anmerkungen und *sechszehn* Anekdoten oder Histörchen. Er hatte einen chinesischen Text des Buches zum Grunde gelegt, den, aufser einem fortlaufenden Wort- und Sach-Commentar, *vierhundert* Anekdoten begleiteten. Die Wichtigkeit dieser Zugaben der chinesischen Edition war es hauptsächlich, was Hrn. Stanislas Julien bestimmte, die vorliegende vollständige Uebersetzung zu unternehmen, in der er zugleich manchen Mifsgriff Abel-Remusat's verbessert.

Man weifs, dafs es im chinesischen Reiche drei Haupt-Religionen giebt, die, ursprünglich scharf geschieden, durch Anbequemung und Eklekticismus einander befreundeter geworden sind. Dasjenige System, welches man *Tao-kiao* (Lehre von der Urvernunft) nennt, wird auf den alten Philosophen Lao-dsö oder Lao-kiün zurückgeführt, der 604 vor Ch. das Licht erblickte. Diesen Lao-kiün halten seine Schüler für den Verf. des Buches *Tao-te-king* (Kanon der Vernunft und der Tugend), dessen aufserordentlich dunkle Schreibart noch jetzt den gelehrtesten Sinologen viel zu schaffen macht.

Lao-kiün lehrte, dafs Himmel und Erde aus dem Chaos entstanden seien. Vor dem Chaos war nach ihm Ein höchstes unwandelbares Wesen, die *Mutter des Weltalls* oder die *Urvernunft* (*Tao*) genannt. Das Abbild dieses Urwesens ist der Himmel, und das Abbild des Himmels, die Erde, welche letztere wieder ihr Abbild im Menschen findet. Die Seelen der Menschen sind Ausflüsse des ätherischen Urseins, und kehren nach ihrem Tode in dasselbe zurück.

Als Lebens-Philosoph verlangte Lao-dsö die Bändigung und Unterdrückung aller heftigen Begierden und Leidenschaften. Der Weise erhebt sich nach ihm über allen Schmerz und Verdrufs. Um aber diesen vollkommenen Seelenfrieden — das höchste der Güter — zu erlangen, ist es nothwendig, dafs man sich die Vergangenheit eben so wenig als die Zukunft, zu Herzen gehen lasse. Wer grofse Pläne schmiedet, und den verzehrenden Sorgen des Ehrgeizes oder der Habsucht sich hingiebt, der arbeitet mehr für seine Nachkommen, als für sich selbst. Es ist Thorheit, wenn man seine Ruhe und sein Lebensglück zum Besten Anderer hinopfert; und auch jedes eigne Glück, das mit vielen Sorgen erkauft wird, gilt Lao-dsö für kein wahres Glück.

So weit der angebliche Stifter dieser Sekte, dessen Epikureismus die strengen Confucianer so empörte, dafs Einer derselben nicht ganz mit Unrecht sagt: „Indem Lao-dsö von Vernunft und Tugend spricht, macht er aller edleren Humanität und sogar der Gerechtigkeit das Garaus." Untersuchen wir aber die Lehr-Meinungen und das praktische Treiben der Tao-ssö, so gerathen wir auf Manches, das mit dem Systeme des Lao-kiün, so weit uns ein Blick in dasselbe vergönnt ist, nicht harmoniren will. Nach vie-

len chinesischen Angaben soll die Religion der Tao-Sekte in ein weit höheres Alterthum als die Zeit des Lao-kiün, hinaufreichen; dem sehr interessanten Foe-kue-ki zufolge, breitete sie sich zuerst in den westlich von China belegenen Ländern aus, und bildete den Inhalt der uralten, durch den Buddhaismus verdrängten Landes-Religion von Tübet. Vielleicht schliefst sie sich an das untergegangene Schamanenthum Hochasiens, und Lao-dsö war nur ein Reformator mit philosophischem Geiste, dessen System aber seinen Nachfolgern, trotz des in selbigem waltenden epikureischen Princips, zu wenig praktisch und Verbreitungs-fähig erscheinen mochte. Sie holten die alte Dämonologie, mit Zauberei und Geister-Beschwörung verbunden, wieder hervor, und würzten sie mit indischen, besonders buddhaistischen Elementen. Daher die starke indische Färbung, welche das neuere Tao-System unverkennbar an sich trägt *). Von den kanonischen Büchern der Reichs-Religion zogen sie besonders das mysteriöse Y-king, in dem Jeder finden kann, was er sucht, in den Kreis ihrer metaphysischen Grübeleien, und commentirten es nach eignem Plane. Ueberhaupt kann man sagen, dafs sie von den andern Sekten fast Alles annahmen und nur zu anderem Gebrauche verwendeten. Diese jesuitische Accommodation wirkte im Vereine mit Zauberkünsten sehr zu ihrem Vortheil; und besonders war es die Aussicht, kraft eines mystischen Trankes, auf Erden unsterblich zu werden, was ihnen viele Anhänger erwarb.

Unter Kaiser Wu-ti von der Dynastie Han eröffnete sich die Glanz-Periode dieser Sekte. Das Loosen, das Anrufen der Geister und die Zauberei machten damals rasche Fortschritte. Unter der weit späteren Dynastie Thang wurden sie *himmlische Lehrer* (Thisn-saö) genannt; und man errichtete dem Lao-kiün prächtige Tempel. Gegenwärtig hat diese Sekte auch in Anam und in Japan viele Anhänger: ihre Bekenner wohnen getrennt in einer Art von Klöstern; doch verheirathen sie sich. Obschon sie, gleich den Buddha-Priestern, heutzutage nur *tolerirt*, und, was ihren Unterhalt betrifft, auf eigne Fonds oder milde Gaben angewiesen sind: so hat man doch höhern Ortes eine gewisse ehrerbietige Scheu vor ihnen, und der Kaiser selbst schämt sich nicht, in Zeiten öffentlicher Noth auch durch die Ordens-Obern der Tao-ssö zum Himmel beten zu lassen. In der Provinz Kiang-si haben die Tao-ssö ein bedeutendes Etablissement, dem von allen Seiten Menschen zuströmen, die von körperlichen Gebrechen geheilt sein, oder die Zukunft erfahren wollen.

*) So behaupten sie von ihrem Stifter, dafs er vor Himmel und Erde existirt habe, und zu verschiednen Malen, auch unter verschiednen Namen, auf Erden erschienen sei. Er ist das Dritte ihrer *drei Reinen Wesen* (*San-Zing*), welche die höchsten himmlischen Intelligenzen sind, und an die Trimurti der Hindu's erinnern u. s. w.

Die vornehmsten, zu der sehr umfassenden Litteratur dieser Sekte gehörigen Werke sind in der grofsen Sammlung *Tao-dschang*, welche im Jahre 1567 begonnen und 1620 vollendet ward, vollständig enthalten. Keines derselben steht — wie schon bemerkt — in gröfserem Ansehen, als das *Buch der Vergeltung*: es wird dem Lao-kiün zugeschrieben, ist aber offenbar eine weit spätere Compilation, und dabei von geringem Umfang. Seinen Hauptinhalt bilden moralische Sentenzen, die den kanonischen Büchern oder den ältern Philosophen theils wörtlich, theils mit einiger Modification entlehnt sind. Nur die ersten sieben, als Einleitung dienenden Sentenzen und noch etwa ein Dutzend anderer weisen mit Bestimmtheit darauf hin, dafs die Compilation von einem Tao-ssö veranstaltet ist. Das Werthvollste zur näheren Kenntnifs der Tao-Lehre, die hier im Ganzen recht harmlos erscheint, sind die Commentare, und der reiche Schatz von Legenden und Anekdoten, welche als praktische Belege für die Wahrheit dessen dienen, was im Texte gelehrt wird. Der unbekannte Commentator zeigt die musterhafteste Toleranz: er lebt mit den anderen Sekten im besten Einverständnifs, und beweist die Wahrheit manches Spruches unbedenklich mit Citaten aus Confucius oder Buddhaistischen Büchern. In einer Vermahnung, die dem Lao-dsö selbst in den Mund gelegt ist, wird der Cultus des Gottes *Foë* (Buddha's) neben anderen guten Werken empfohlen (S. 517), und auf der 223sten Seite heifst es sogar ausdrücklich: „Obgleich die Religion der Gelehrten (des Confucius), die der Buddhaisten, und die der Tao-ssö unter einander verschieden sind, so streben doch die Principien aller drei Religionen gleichmäfsig dahin, den Menschen tugendhaft zu machen."

Der französische Uebersetzer giebt jede Sentenz einzeln für sich, in chinesischer und französischer Spra-

che, und dann folgen, nur Französisch, die dazu gehörigen Wort-Erklärungen und als Sittenspiegel dienenden Erzählungen. Wir geben nun eine Uebersicht dessen, was man aus diesem reichen Material abstrahiren kann:

Glück und Unglück sind keinem Sterblichen vorher bestimmt: er selbst verdankt sie seinem Betragen und Wandel. Wer Gutes thut, empfängt das Gute zum Lohn, und wer Böses thut, wird unglücklich. Lohn und Strafe sind dem Grade der tugendhaften oder lasterhaften Handlungen genau angemessen. Dem Einen wird unmittelbar nach seiner That vergolten; des Anderen harrt die Vergeltung erst spät. Belohnung und Strafe werden um so gröfser, je später sie eintreffen. Die Geister des Himmels und der Erde durchwandern bei Tag und bei Nacht das Weltall, um die Fehler der Menschen zu beobachten, und streichen, je nach der Gröfse dieser Vergehen, gröfsere oder kleinere Perioden aus dem menschlichen Leben. In unserer unmittelbaren Nähe, ja selbst in dem menschlichen Körper wohnen Geister, die unsere Handlungen prüfen und Eine nach der Anderen in ihr Buch eintragen. An jedem 60sten Tage wird in jener Welt Gericht gehalten; alsdann steigen die Genien, während der Mensch schläft, zum Himmel empor, und berichten mit diplomatischer Genauigkeit über seine Gedanken und Handlungen in dem verflossenen Zeitraum.

Wer schwere Verbrechen begeht, dessen Dasein wird einem grofsen Theile nach verkürzt. Sobald diese Verkürzung erfolgt ist, kommt Unglück und Elend von allen Seiten über sein Haupt. Stirbt er, so mufs sein unsterbliches Theil eine der drei Unglücksbahnen durchlaufen: er wird ein Lastthier, ein hungernder Dämon, oder ein höllischer Verdammter. Selbst unschuldige Nachkommen müssen öfter, wenigstens in diesem Leben, die Sündenstrafe ihrer Väter theilen. Ein langes Leben auf Erden nimmt unter den fünf Arten des Glückes die erste Stufe ein. Wer tugendhaft ist, den fürchten die bösen Geister und wagen nicht, ihm ein Leid anzuthun; himmlische Genien stehen ihm schützend zur Seite. Sogar eine selige Unsterblichkeit und den Rang eines Genius darf der Tugendhafte hoffen; um aber ein *Unsterblicher auf Erden* zu werden, mufs er 300, um ein *Unsterblicher des Himmels* zu werden, wenigstens 1300 gute Werke verrichtet haben. Von einem *Tranke der Unsterblichkeit* ist in dem ganzen Buche nicht die Rede.

Der Geisterbannung wird mifsbilligend gedacht, namentlich unter den Textes-Worten: „die Menge durch falsche Lehren irre führen" (S. 423). Die Genien der Tao-ssö sind nicht besser ausgestattet, als man von der phantasielosen chinesischen Anschauung erwarten kann. Oft erscheinen sie den Menschen warnend, tadelnd oder verheifsend im Traume, oft aber auch bei hellem, lichtem Tage, wie gemeine Sterbliche, mit allen Formen der chinesischen Etikette, und verschwinden, sobald sie sich zu erkennen gegeben. Auch Todte erscheinen im Traum, oder kehren ins Leben zurück, um den Ueberlebenden etwas Wichtiges mitzutheilen, auch wohl, um ein unentdecktes Verbrechen zu bestrafen, und bequemen sich dann wieder zur ewigen Ruhe. Einzelne sind mit dem Erdenleben wieder begnadigt worden, weil sie an dem Orte der Pein Besserung gelobt hatten u. s. w.

Das Buch der Belohnungen und Strafen specificirt die grofsen und kleinen Fehler, deren man sich enthalten soll. Selbst Insekten, Pflanzen und Bäumen darf der gewissenhafte Tao-ssö nicht muthwillig Schaden zufügen; und das Zerstören von Vogelnestern oder Ameisenhaufen wird eben so gut, wie die Beleidigung eines Mitmenschen, als Sünde angerechnet. Viele dieser Vorschriften verrathen einen abergläubischen oder am Kleinlichen hangenden Geist, während viele andere von der edelsten Humanität zeugen: jeder unmoralische Gedanke, jede sträfliche Begierde ist verpönt, selbst dann, wenn sie ganz ohne Einflufs auf unser Handeln bleiben. Einen schönen Beleg dazu giebt besonders die Geschichte des Yü-kong (S. 18—27), in welcher einem warnenden Genius folgende Worte in den Mund gelegt sind: „Es ist wahr, dafs Du (Yü-kong) keine unehrbare Handlung begehst; so oft Du aber ein schönes Weib siehst, verschlingst Du sie mit den Augen; Du fühlst Dich innerlich beklommen, und kannst sie Dir nicht aus dem Kopfe schlagen. Von dem Augenblick an hast Du im Grunde Deines Herzens einen Ehebruch begangen; Du hast ihn nur nicht zur Ausführung gebracht." Der Tugendhafte wird zwar schon in diesem Leben Belohnung die Fülle (besonders Ehre und Würden) einärndten; allein er darf nie mit der Aussicht auf solche irdische Vortheile das Gute thun.

Die ganze typische Ausstattung dieses interessanten Werkes ist vortrefflich. Wir schliefsen mit dem lebhaften Wunsche, dafs Hr. St. Julien, dessen litterarisches Wirken schon seit längerer Zeit auf Uebersetzungen werthvoller chinesischer Texte sich concentrirt, mit frischer Kraft, und derselben Meisterschaft, die er bisher beurkundet, auf dieser Bahn fortschreiten möge.

Wilhelm Schott.

XV.

Ueber die Herabsetzung der Zinsen der öffentlichen Schulden mit Rücksicht auf die Zeitverhältnisse und insbesondere auf die öffentlichen Verhandlungen über die Reduction der französischen Schuld, von Fr. Nebenius. Stuttgart u. Tübingen, 1837. *VIII u.* 140 S.

Unter den verschiedenen Arten der neuern Staatsanlehen kommt am häufigsten diejenige vor, wobei dem Darleiher eine fixe Ewigrente um eine gewisse Summe unter dem Vorbehalt zugesagt wird, sie zu festgesetztem Preise zurückzukaufen, falls sie der Besitzer nicht freiwillig wohlfeiler abgiebt. Zwar hat das Geschäft in der Regel nicht die Form eines Rentenverkaufs; sondern man hält sich an den Darlehensvertrag, mit der Beschränkung, dafs der Darleiher das Kapital nicht aufkünden, wohl aber der Borger es heimzahlen kann: sobald indefs ein Darleiher auf sein Aufkündigungsrecht verzichtet, und sich begnügt, jährlich einen fixen Zins zu beziehen, giebt er sein ursprüngliches Kapital auf und dessen Zins wird eine Rente, deren Kapitalwerth forthin mit dem Credit des Schuldners und dem allgemeinen Zinsfufs schwankt. Noch mehr fallen diese Darlehen mit dem Rentenkauf zusammen, wenn der Schuldschein das wirklich eingezahlte Kapital gar nicht erwähnt, sondern blos ein Nominalkapital, als dessen Zins die Rente betrachtet wird. Dieses scheinbar quittirte und verzinste Kapital, eben da es der Gläubiger nicht aufkünden kann, giebt dann nur das Maximum des Werthes an, zu welchem sich der Rentenbesitzer den Rückkauf der Rente gefallen lassen mufs, und damit zugleich den Punkt, über welchen sich der Curs der Rente nur wenig heben kann. In Bezug auf das Verhältnifs dieses Nominalkapitals, oder der Summe, zu welcher der Gläubiger seine Rente abgeben mufs, zu dem wirklichen Darlehen oder dem Ankaufswerth der Rente giebt es drei Fälle. Sind beide gleich, so ist das Anlehen zu demselben Zins aufgenommen, den man fortwährend vom Nominalkapital zahlt und nach welchem man sich in maximo die Wiedereinlösung der Rente vorbehält: hier ist das Anlehen al pari contrahirt. Ist das eingezahlte Kapital kleiner als das Maximum des Rückkaufswerthes, so hat man *unter pari* geborgt. Verzichtet endlich der Staat, wenigstens eine Zeit lang, auf das Rückkaufsrecht, so ist noch ein dritter Fall möglich, der zwar bisher, unseres Wissens, noch nirgend in Anwendung gekommen ist, der indefs doch Beachtung verdient: man kann nämlich auch das Nominalkapital, zu welchem man sich nach Verflufs einer gewissen Zeit den Heimkauf der Rente vorbehält, höher verzinsen als gerade der laufende Zinsfufs ist, zu welchem man al pari zu borgen vermöchte, und dieser höhere Zinsfufs kann entweder nur so lange währen, als das Kapital unaufkündbar ist, oder auch nach dem Eintritt des Aufkündigungsrechts fortdauern. Im ersten Falle ist die Rente zusammengesetzt aus einer al pari abgegebenen Ewigrente und einer Zeitrente auf die Dauer der Unaufkündbarkeit des Kapitals, so grofs als die Differenz des angebotenen und des laufenden Zinsfufses. Das Anlehen wird daher um den baaren Werth dieser Zeitrente über pari stehen; vielleicht etwas mehr, wenn der laufende Zinsfufs, bei dem man während der Unaufkündbarkeit geschützt ist, hoch steht, und ein baldiges Sinken vorauszusehen. Ist der höhere Zinsfufs für immer zugesagt, so fragt es sich, wie grofs die Wahrscheinlichkeit ist, dafs nach Ablauf der Unaufkündbarkeit der laufende Zinsfufs höher, gleich hoch oder tiefer stehen werde, als der Nominalzinsfufs des Anlehens. Je sicherer sich der letzte Fall erwarten läfst und je länger das Aufkündigungsrecht aufgehoben ist, desto weniger Werth kann jener spätere Fortbezug der höheren Zinsen für den Darleiher haben und desto mehr wird ein solches Anlehen im Curs dem vorigen gleichstehen.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 16.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1837.

Ueber die Herabsetzung der Zinsen der öffentlichen Schulden mit Rücksicht auf die Zeitverhältnisse und insbesondere auf die öffentlichen Verhandlungen über die Reduction der französischen Schuld, von Fr. Nebenius.

(Schlufs.)

Kann man dagegen voraussehen, dafs der laufende Zins später höher stehen werde als jetzt, und braucht man nach dem Eintritt des Aufkündigungsrechts eine Reduction der Zinsen nicht zu fürchten, so wird der spätere Fortbezug der höheren Zinsen allerdings den Curs eines solchen Papiers noch weiter über pari steigern. Borgt z. B. ein Staat al pari zu $3\frac{1}{2}$ %, so hätte ein 20 Jahre lang mit 5 % und von da an mit $3\frac{1}{2}$ % verzinsliches Anlehen einen baaren Werth von etwa 122 %; eine 20 Jahre hindurch unaufkündbar, dann aber um das Nominalkapital einlösbare fünfprocentige Ewigrente würde dagegen vielleicht 128—130 %, jedenfalls aber etwas mehr werth sein als 122 %.

Uebergehen wir indefs diesen Fall, der blos zur Vervollständigung der Theorie hier beigefügt wurde und fassen wir die beiden ersten und gebräuchlicheren Arten ins Auge, so ist klar, dafs wenn al pari geborgt wird, der Staat, sobald die Leihzinsen sinken, unbeschränkt den Vortheil geniefst, ein Anlehen zu niedrigeren Zinsen zur Tilgung von höher verzinslichen Schulden aufzunehmen, oder, was dasselbe ist, den Zinsfufs dieser älteren Schulden herabzusetzen. Wurde dagegen unter pari geborgt, d. h., zahlt der Staat von dem Nominalkapital niedrigere Zinsen als üblich, so macht ihm der Darleiher einen Abzug bei der Einzahlung des Darlehens. Hat er dann auch vielleicht das wirklich empfangene Vorlehen etwas niedriger zu verzinsen, als wenn er al pari borgte, so entschädigt ihn diefs doch nie für den Verlust, sobald der laufende Zinsfufs sinkt, mehr Kapital heimzahlen zu müssen, als er empfangen hat. Dazu kommt, dafs er so lange an der Herabsetzung der Nominal-Zinsen gehindert ist, bis dieser Kapitalverlust der höchst mögliche geworden, oder die Papiere auf pari gestiegen sind. Diese Herabsetzung der Zinsen der öffentlichen Schulden ist es denn, was Hr. Staatsrath Nebenius in der angezeigten Schrift mit dem Scharfsinn, der Gründlichkeit und dem tiefen praktischen Blick betrachtet, welche die Arbeiten dieses Gelehrten auszeichnen. Das *Recht* des Rückkaufs der Rente findet er, auch wo es nicht ausdrücklich erwähnt ist, vornehmlich in dem Nominalkapital begründet, das der Staat schuldig zu sein bekennt und zu verzinsen verspricht. „Wozu die Benennung eines Kapitals, das weder der Gläubiger, wie anerkannt ist, noch auch der Schuldner künden darf?" Der Staat hat aber nicht blos das Recht, sondern, den Steuerpflichtigen gegenüber, auch die Verpflichtung den Zinsfufs der öffentlichen Schuld so niedrig zu stellen, als es ohne Verletzung des Rechts und der Billigkeit und unbeschadet aller Staatszwecke geschehen kann. Bei den Nutzungen der Kapitale, die er für die öffentlichen Zwecke nöthig hat, darf von der allgemeinen Regel der Sparsamkeit in der Anschaffung des Staatsbedarfs nicht abgegangen werden, und der Kapitalist kann so wenig fortwährend dieselben Leihzinsen verlangen, als der Grundbesitzer unveränderlichen Pachtzins, der Arbeiter fixen Lohn. Mit Unrecht hat man die Herabsetzung der Schuldzinsen als dem Staatscredit gefährlich geschildert: schlagend bemerkt dagegen der Hr. Verf., dafs eine Regierung, welche es unterlassen, in günstiger Zeit ihre Zinsen zu mindern, in der Noth, ihrer fortdauernd höheren Zinsenlast wegen, den Kapitalisten weniger Garantie der Verzinsung und Tilgung neuer Darlehen biete, also ihren Credit geradezu schwäche. Die Gröfse der Schuld hindert die Reduction nicht; doch kann sie es räthlich machen, die Kapitale, deren Besitzer sich nicht zur Herabsetzung des Zinsfufses verstehen, nach dem Loose

heimzuzahlen. Dabei räth der Hr. Verf., immer alle Gläubiger gleichzeitig über ihre Bereitwilligkeit zur Schuldumwandlung zu vernehmen und dann erst die Kapitale, deren Heimzahlung verlangt wird, falls ihrer zu plötzlicher Abtragung zu viele wären, in Serien zu ordnen und nach dem Loose zurückzuzahlen. Offenbar werden hierbei sämmtliche Staatsgläubiger gleicher behandelt und der Staat hat weit früher eine bedeutende Ersparnifs an den Zinsen, als wenn man eine Schuld nur theilweise der Zinsreduction unterwirft, etwa so, dafs immer nur die Inhaber einer gewissen, durchs Loos bestimmten, Serie sich über ihre Einwilligung in die Reduction zu erklären haben, die übrigen die höheren Zinsen fortbeziehen. Dabei verlangt er mit Recht, dafs der Staat die Gelegenheit zur Reduction ohne langes Säumen benutzen und schon im Voraus dem Steigen der zu hoch verzinslichen Papiere über pari durch die ausdrückliche Erklärung über seine Absicht Grenzen setzen solle. Hat eine Finanzverwaltung durch ihr Schwanken die Gläubiger in der Hoffnung bestärkt, es werde keine Reduction statt finden, und dadurch den Curs der Papiere beträchtlich über pari steigen lassen, so verfährt sie unbillig, wenn sie ihm nicht einige Entschädigung für den Kapitalverlust gewährt, den er bei der Zinsherabsetzung erleidet. Diesen Fall ausgenommen, wäre eine Erhöhung des forthin den jetzt *üblichen* Zins abwerfenden Nominalkapitals eine Liberalität, zu welcher eigentlich keine Staatskasse befugt ist. Dagegen kann man fragen, ob nicht das neue Anlehen, das bei der Reduction an die Stelle des bisherigen tritt, lieber unter als al pari aufgenommen werden solle? Im ersten Falle könnte der Staat wegen Erhöhung des Rückkaufspreises der Rente die Zinsen seiner bisherigen Schuld vielleicht etwas unter den jetzt üblichen Satz herabdrücken: da indefs bei einer Zinsminderung vornehmlich die Gläubiger zu beachten sind, denen an der regelmäfsigen Verzinsung mehr liegt, als an dem möglichen Gewinn beim Verkauf der Papiere, so räth er, wenigstens nicht allen Gläubigern die Alternative zu setzen, entweder die Heimzahlung anzunehmen, oder sich gegen Erhöhung des Nominalkapitals einen Verlust an Zinsen gefallen zu lassen. Nur wenn der Zinsfufs noch nicht ganz entschieden auf den Punkt des reducirten gefallen ist, will er eine Erhöhung von ein paar Procenten zugestehen; in jedem anderen Falle würde man durch die Erhöhung des Nominalkapitals gerade die wichtigste Folge der Zinsherabsetzung, nämlich die Minderung der Schuldenlast, wieder aufheben. Denn in der That gewährt die Zinsreduction von 5 auf 4 % den Steuerpflichtigen dieselbe Erleichterung und Befreiung ihres eigenen Kapitals, als eine wirkliche Schuldentilgung um 20 %; nur dafs jene ganz ohne Aufopferung vor sich geht. Wo ein bestimmter Tilgungsfond auf den Rückkauf der Staatsschuld verwendet wird, und keine älteren Schulden zu niedrigeren Nominalzinsen (die also unter pari stehen) vorhanden sind, hält es übrigens der Hr. Vf. für nothwendig, wenigstens theilweise die der Reduction unterworfene Schuld in eine solche zu verwandeln, für deren (erhöhtes) Nominalkapital ein niedrigerer Zinsfufs angenommen wird. Eine solche Schuld steht dann unter pari und kann fortwährend rückgekauft werden, während man die auf pari stehende Schuld durch den Rückkauf bald über pari treiben wird, was beim Rückkauf einen Kapitalverlust verursacht. Wir erlauben uns indefs die Bemerkung, dafs sobald ein unter pari negozirtes neues Papier über dem Curs heimgekauft wird, zu welchem es emittirt worden, ein ganz ähnlicher, nur in der Regel weit höherer Kapitalverlust die Folge ist, als beim Rückkauf über pari bei solchen Papieren eintritt, die al pari ausgegeben worden. Ist das Steigen des al pari gemachten neuen Anlehens lediglich eine Folge des Aufkaufs der Papiere, so kann ihm leicht Grenze gesetzt werden durch Beschränkung des Rückkaufs, oder durch Tilgung der Heimzahl baarer Kapitale nach dem Loose, wie diefs auch der Hr. Vf. selbst ausführt. Will man von allen diesen Wegen keinen einschlagen, so kann man den Darleihern anbieten, das *bisherige* Nominalkapital forthin unter dem laufenden Zinsfufs zu verzinsen; zur Entschädigung aber für den Verlust am Kapitale irgend einen andern Vortheil, etwa eine Zeitrente einzuräumen. Will z. B. eine Regierung ihre Schuldzinsen von 4 auf 3½ % reduciren, so könnte sie den Gläubigern statt 3½ % Papiere, die al pari stehen, auch 3 procentige ohne Erhöhung des Nominalkapitals, aber verbunden mit einer Jahrrente von 1 % auf 10 Jahre anbieten. Sie bewilligt damit 10 Jahre lang einen höhern Zins als den gegenwärtig laufenden, für die Wahrscheinlichkeit das Kapital nach Ablauf dieser Zeit niedriger als üblich zu verzinsen. Hieran schliefst sich dann der von uns oben angeführte, bisher noch ungebräuchliche Fall des Borgens über pari an. Hat man nämlich 5 procentige Ka-

pitale in 4 procentige al pari zu verwandeln, so könnte man die 5 Procente Zinsen noch eine Reihe von Jahren hindurch *von einem kleineren Nominalkapitale* anbieten, nach welcher Zeit entweder nur das freie Aufkündigungsrecht des Staats wieder einträte, oder der Zins von selbst auf einen voraus bestimmten niedrigeren Satz fiele. Die Zinsherabsetzung würde auf solche Weise gleich zu einer effectiven Schuldentilgung benutzt, was sich um so mehr empfehlen möchte, als die Herabsetzung der Schuldzinsen bisher selten den Steuerpflichtigen wirklich zu gut gekommen, das Ersparnifs vielmehr nur zu oft wie ein unerwarteter und die Steuerzahler nicht berührender Finanzgewinn auf Bedürfnisse verwendet worden ist, die ohne die Zinsminderung unbefriedigt geblieben wären. Die Erörterung der Zinsreduction beschliefst Hr. Staatsrath Nebenius noch mit einem neuen, eben so interessanten als wichtigen Vorschlag zur Verminderung der Kapitalschuld eines Staats. Steht nämlich eine Staatsschuld unter Verhältnissen, die dem öffentlichen Credit minder günstig sind, tiefer als der Curs, zu welchem sie contrahirt worden, so verwandle man sie unter verhältnifsmäfsiger Zinserhöhung in eine Schuld, die al pari steht. Dabei gewinnt der Staat an Kapital nothwendig die ganze Differenz des laufenden und des Emissions-Curses der umgewandelten Schuld: er verliert zwar an Zinsen so viel als man für ein Baarkapital, das auf Ankauf eines al pari stehenden Papiers gewendet wird, mehr Zinsen verlangt, als für dasselbe beim Ankauf eines Papiers, das unter pari steht und Aussicht auf Gewinn am Kapital bietet; aber dafür hat er die Hoffnung, mit dem Eintritt friedlicherer Verhältnisse den hohen Zinsfufs fallen zu sehen und von der verminderten Kapitalschuld nur mehr niedrigere Zinsen zu zahlen. Die $3\frac{1}{2}$ procentige Schuld, die al pari contrahirt worden, stehe z. B. auf 75, während der Staat zu 5 $\frac{0}{0}$ als pari borgt, so hat der Staat nach der Umwandlung der $3\frac{1}{2}$ procentigen in 5 procentige Papiere zwar $\frac{1}{14}$ mehr an Zinsen zu zahlen als bisher; dafür ist er aber $\frac{1}{4}$ weniger Nominalkapital schuldig. Sänke dann später der Zinsfufs wieder von 5 auf 4 oder $3\frac{1}{2}$ Procent, so würde er, abgesehen von der Minderung der Kapitalschuld um 25 $\frac{0}{0}$, im ersten Falle $\frac{1}{7}$, im anderen $\frac{2}{7}$ des ursprünglichen Zinses gewinnen und er befände sich besser als wenn er das anfängliche Kapital nur zu 3 oder $2\frac{1}{2}$ $\frac{0}{0}$ zu verzinsen hätte. Als ein Beispiel dieser Mafsregel führt der Hr. Vf. den Rückkauf 3 procentiger Stocks an, den der Tilgungsfond in Grofsbritannien mit Kapitalien vornahm, die der Staat zu 5 $\frac{0}{0}$ borgte, und die spätere Herabsetzung der letztern.

Wir übergehen die Zinsreductionen, welche während der gegenwärtigen Friedensperiode in verschiedenen Ländern ausgeführt wurden, und die Rentenreduction in Frankreich, welche in den Abschnitten II. und III. betrachtet werden, um noch einen Augenblick zu verweilen bei der Schlufsbemerkung über die wahrscheinlichen Fortschritte der Reduction der europäischen öffentlichen Schulden. Nachdem der Hr. Vf. die Gründe ausgeführt, welche es wahrscheinlich machen, dafs der Leihzins noch tiefer herabgehen und zu weiterer Zinsreduction Gelegenheit geben werde, erwähnt er auf der anderen Seite des Einflusses, den neue gewinnversprechende Unternehmungen, die plötzlich viel Kapital an sich ziehen, auf die Erhöhung des Zinsfufses haben können. Dahin gehören denn vor allem die Eisenbahnen, welche in der Zahl begonnen, in welcher sie der Schwindel des vorigen Jahrs projectirte, gewifs diese Wirkung gehabt hätten, bei der Schwierigkeit aber, das Actienspiel zu verhüten, und das Interesse des Publicums gegenüber den Unternehmern zu wahren, wohl nur so langsam und vereinzelt zu Stande kommen werden, dafs an eine Steigerung des Zinsfufses nicht zu denken ist. Theils um diese Unternehmungen in dem Umfang und Zusammenhang sicher zu Stande zu bringen, in welchem allein sie ein Frachtmittel für den Weltverkehr werden und die Staatsverwaltung im Innern selbst unterstützen, theils um die Kapitale, welche sie erfordern, zu dem jetzigen, so niedrigen Leihzins zu erhalten, schliefst er auch hier mit dem Rathe, den er in dem Bericht des Eisenbahn-Comité's im Grofsherzogthum Baden, Karlsruhe, 1837 näher begründet, die Staaten des Continents sollen die Bahnen auf eigene Rechnung bauen, und es ist von Interesse dieselbe Ansicht gleichzeitig in der trefflichen Schrift von David Hansemann (*die Eisenbahn und deren Actionäre in ihrem Verhältnifs zum Staat*, 1837) ausgesprochen zu finden, was zugleich als Beweis dienen mag, dafs in ökonomischen Dingen, die dem Anschein nach sehr verschiedene Meinungen mit gleichem Gewichte zulassen, gründliche und vollständige Unter-

suchungen, wie sie in Baden und in Preufsen über diese Angelegenheit angestellt worden, im Wesentlichen auf dasselbe Resultat führen.

F. B. W. Hermann.

XVI.

Schulgrammatik der griechischen Sprache von Raphael Kühner. Hannover, 1836. im Verlage der Hahnischen Hofbuchhandlung.

Zwei Dinge mufs derjenige, welcher eine Schulgrammatik verabfassen will, vornehmlich besitzen: erstens völlige Herrschaft über den Stoff, aus welcher allein der freie Ueberblick, die Unterscheidung des Wichtigeren und Unwichtigeren und die nöthige Klarheit der Anordnung und Darstellung hervorgehen kann; zweitens Uebung im Lehren, um die Bedürfnisse der Lernenden und Lehrenden ermessen zu können. Das erstere läfst sich nur von demjenigen erwarten, der nicht nur in den Schriftwerken zu Hause ist, sondern auch der Erforschung der Sprache an sich einen grofsen Theil seines Lebens gewidmet hat; zum zweiten gehört nicht minder ein erfahrner Schulmann: beide Eigenschaften aber werden selten in Einem Individuum vereinigt gefunden werden, und darum wird man sich, wie bisher, auch noch fernerhin mit einseitigen Leistungen begnügen müssen. Buttmann z. B. ist ausgezeichnet in dem Ersteren, und minder stark in dem Anderen. Denn nicht blos fehlen überall Paradigmen, die zur Veranschaulichung und Einprägung dienen, sondern man vermifst auch gerade in den schwierigsten Parthieen die nöthige Scheidung und Auseinanderhaltung, worin ja allein die Deutlichkeit besteht, und wodurch allein der Muth des Lernenden belebt wird, wenn er jedesmal das Dargebotene seinen Kräften angemessen findet und nicht durch eine verwirrende Masse des neu Zudringenden aufser Fassung gebracht wird. Denn da ist z. B. keine Sonderung der verba pura und muta, keine Trennung der tempora prima und secunda zu finden, und der Schüler soll in Einem Paragraphe ἔτυψα, ἔπραξα, ἐκόμισα, ἐφίληсα, ἔβαλον, ἔκραγον, ἔφυγον, ἔτραπον bilden lernen, wo doch bei jedem etwas Anderes zu beobachten ist. Sodann sind oft weitläuftigere Deductionen gegeben, wo der Lehrer, zumal wenn die Schüler zum ersten Mal mit einer Sache bekannt gemacht werden sollen, ganz kurze Angabe der Verhältnisse und des Thatbestandes fordern mufs, und überhaupt findet er die Abfassung der Bemerkungen nicht immer so präcis und bündig, wie diefs bei Regeln, die buchstäblich dem Gedächtnisse eingeprägt werden müssen, wohl nicht minder als weiland bei den spartanischen Sprüchen nothwendig ist. In allen diesen Fällen ist er gezwungen, zu thun, als ob keine Grammatik vorhanden wäre, und das Vermifste zu dictiren, wobei nicht nur Zeit verloren wird, sondern auch unrichtige Auffassung von Seiten der Schüler unvermeidlich ist.

Dieser Mangel des allgemein gebrauchten und geschätzten Schulbuches hat mancherlei Aushülfsbücher hervorgerufen, und allmählig hat neben ihm Rost's Grammatik Eingang gefunden, deren Verf. die Erfahrungen des Schulmanns gegen den freien Standpunkt des Gelehrten geltend machte. Nun hat sich aber mit der Zeit noch ein zweiter Uebelstand erzeugt, dafs nämlich der Inhalt jenes Buch mit den Fortschritten des betreffenden Unterrichtszweiges nicht mehr Schritt hält. Zwar mit der Formenlehre, worin Buttmann seiner Zeit vorausgeeilt war, hätte es noch keine grofse Noth: wiewohl auch hier das Bedürfnifs durchgreifender Umgestaltung immer fühlbarer wird, indem z. B. (um nur Eines zu erwähnen) jenes bunte Gemisch sogenannter unregelmäfsiger Zeitwörter, in deren Bildung man doch allenthalben die gröfste Uebereinstimmung gewahrt, in der griechischen Grammatik fürder so wenig als in der deutschen die Aufführung der Verba der starken Conjugation als Anomala geduldet werden kann. Aber die Satzlehre, obwohl klar und einfach, wie kaum eine andere, hat wegen ihrer stiefmütterlichen Begabung schon gleich von Anfang nicht genügen können, geschweige jetzt, wo durch mehrere nicht unbedeutende Untersuchungen über das Einzelne und Ganze vieles Neue hinzugekommen, Vieles anders gestaltet und berichtigt worden ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 17.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juli 1837.

Schulgrammatik der griechischen Sprache von Raphael Kühner.

(Fortsetzung).

Denn so ist, um uns auch hier nicht bei Einzelnheiten aufzuhalten, die Casuslehre auf ganz andere Grundsätze, als früher galten, basirt worden, und diese Umgestaltung ist so gut wie allgemein recipirt: in der Moduslehre kennt Buttmann sowohl bei den Bedingungssätzen als auch im Uebrigen keinen anderen Gebrauch des Conjunctivs als den der *Aussicht auf künftige Entscheidung*, wodurch der Lernende, der mit dieser Regel die Erfahrung in Uebereinstimmung bringen will, in endlose Verlegenheit kommt, weil der bei weitem häufigere Gebrauch in die Rubrik einer *unbestimmten Frequenz* fällt, und dieser Begriff unter jenen unmöglich subsummirt werden kann. Nicht minder liegen der Tempus- und Genuslehre manche unrichtige Ansichten zu Grunde, und vollends sind die Angaben über die Functionen der Präpositionen und die Bedeutung der meisten Partikeln nicht mehr stichhaltig. Rost's Grammatik hilft diesen Uebelständen nicht vollständig ab, weil ihr Verf. mit den betreffenden Leistungen nur halb und halb bekannt geworden ist, wozu noch der Nachtheil kommt, dafs der Stoff durch allmählige Anhäufung angeschwollen ist, ohne dafs das Neue mit dem Alten immer gehörig verschmolzen und zur Einheit verarbeitet worden wäre.

Dafs unter solchen Umständen, und da auch von Thierschens Grammatik längst keine neue Auflage mehr erschienen ist, die Ausarbeitung eines neuen Lehrbuches nichts Ueberflüssiges war, ist einleuchtend: es fragt sich nun ferner, wie der Verf. seiner Aufgabe entsprochen habe. Ohngeachtet sein Bestreben sichtbarlich auf die Schule gerichtet ist, so wollte er sich doch nicht damit begnügen, vorhandene gröfsere Werke auszuziehen und sodann diesen in die Enge gezogenen Stoff nach Gutdünken anzuordnen, sondern suchte vielmehr des ganzen Vorrathes erst selbstständig Meister zu werden durch Ausarbeitung einer ausführlichen Grammatik zum Gebrauch für Lehrer. Dieses Werk sollte ihm offenbar nur als eine umfassende Vorarbeit für die Schulgrammatik dienen, zu deren Verabfassung er hinstrebte, und darum verweilte er kürzere Zeit dabei, als die Schwierigkeit des Gegenstandes es erfordert hätte. Wie man aber auch über dasselbe urtheilen mag, dessen Mängel wir keineswegs verkennen, so hilft es doch gegenwärtig einem dringenden Bedürfnifs ab, indem es den Schulmännern die Resultate mancher Untersuchungen der letzten Decennien nahe legt, und sie mit den Quellen, aus denen sie Belehrung schöpfen können, bekannt macht: auch verdient der Versuch, die mannichfaltigen Ergebnisse jener Forschungen zu vereinigen, wenn er auch nur unvollständig gelungen ist, doch Anerkennung. Das Gleiche gilt denn auch von diesem kleineren Lehrbuche, das dabei an Inhalt so vollständig ist, dafs wohl schwerlich irgend ein Punkt, worüber man nur immer in der weitläuftigsten Grammatik Auskunft zu finden hoffen kann, hier übergangen ist. Jedoch auch die Fehler sind in dieser zweiten Arbeit noch nicht völlig besiegt: denn noch ist der Werth des Werkes in den einzelnen Theilen ungleich, noch herrschen in mehreren wichtigen Punkten unrichtige Ansichten, noch fehlt es hie und da an der nöthigen Klarheit und Einfachheit. Wir wollen nun dieses allgemeine Urtheil durch Betrachtung des Besonderen zu bestätigen suchen.

Am wenigsten kann wohl der erste Abschnitt, die *Lautlehre* (die mit einem fremden und unpassenden Namen Fundamentallehre genannt ist) befriedigen, und hier fehlt offenbar in des Verfs. eigner Kenntnifs der tiefere wissenschaftliche Hintergrund. Weder durch die Anordnung noch durch irgend eine Andeutung wird man, um sich heimisch zu fühlen, an inneren Zusam-

menhang der Erscheinungen oder an Analoges in der Muttersprache erinnert, und dem Schüler mufs, wenn er in diese Vorhalle tritt, Alles so wildfremd und seltsam vorkommen, dafs er je eher je lieber wieder von dannen sein möchte. Am meisten vermifst man hier jenes Durchschimmernlassen eines tieferen Wissens, das so geheimnifsvoll anregt und festhält, und wodurch sich die Buttmannische Grammatik in allen Theilen auszeichnet. Hätte der Verf. die natürlichen Veranlassungen zur Contraction, Krasis und Synizese, zum Hiatus und der Elision, so wie auch deren gegenseitiges Verhältnifs richtig darzulegen gesucht, so würde von ihm unter anderem Ungenügenden nicht πὰρ ποσὶ zur Elision gerechnet worden sein. Wenn bei οὕτως das ς blofses Anhängsel ist, warum soll dann nicht auch bei ὀρθῶς u. s. w. derselbe Fall stattfinden? Weder diese Bemerkung noch auch die Angabe, dafs die stummen Buchstaben in ὅππως und ὅττι willkührlich verdoppelt seien, machen dem jetzigen Stande der etymologischen Kenntnisse Ehre, indem diese Verdoppelung vielmehr eine Erinnerung ist an die ehemalige Zusammensetzung jener Wörter mit der vollständigen und unveränderten Form des Relativums, so dafs z. B. ὁππόσος aus ὅσπόσος verändert erscheint. Bei der Tabelle über die Contraction der Vokale hat der Verf., wie auch sonst oft, vergessen, dafs eine Grammatik nicht zum Nachschlagen, sondern zum Lesen und Auswendiglernen bestimmt ist: sonst würde er die Laute nicht nach dem Alphabet, sondern nach ihrer Verwandtschaft zusammengestellt haben. So wäre es auch besser gewesen, den Wandel der Laute in den Mundarten nach den Mundarten auszuscheiden, damit man deren Eigenthümlichkeiten leichter übersehen könnte, und diese abgesonderte Darstellung ihrer Abweichungen vom gemeinsamen Dialekte durch die ganze Formenlehre durchzuführen, damit der Lehrer, wenn er die Schüler auf die Lesung Homers, Herodots, Theokrits vorbereiten will, das Nöthige beisammen fände. §. 45, a. ist unnöthiger Weise eine neue Regel gemacht: der Fall gehört zur Regel über muta cum liquida.

Von der *Formenlehre* wird gesagt, sie betrachte die verschiedenen Wortarten erstens in Hinsicht des *Begriffes* und dann in Hinsicht der *Form.* Hier hätte sich der Verf. williger vom Namen führen sollen lassen, um keinen solchen Widerspruch zu begehen. Der *Begriff* von den Wortarten ergiebt sich lediglich nur aus ihrem gegenseitigen Verhältnisse im Satze: der Satz aber ist als organisches Erzeugnifs etwas Ursprüngliches, das man wohl, so wie es vorliegt, seciren, aber nicht stückweise machen und zusammensetzen kann: die Sprache beginnt mit dem Satze, und nicht mit dem Worte. Dafs man trotz dem die Formenlehre der Satzlehre voranschickt, geschieht darum, weil der Verstand, vom Einfachsten beginnend und zum Zusammengesetzten aufsteigend, den umgekehrten Weg der Natur nehmen mufs, indem er ihre Spur verfolgt. Daraus folgt nun ferner, dafs der Verf. nicht recht gethan hat, das Verbum früher als das Nomen zu behandeln: und auch das ist falsch, dafs schon im Verbum ein ganzer Satz enthalten sei. Zum Satz gehören immer zwei Dinge, Nomen und Verbum oder Subject und Prädikat: und ein Wort wie scribit *er schreibt* ist so weit entfernt, die ursprünglichste Form des Satzes darzustellen, dafs es vielmehr eine abgeleitete Erscheinung desselben erkennen läfst, indem zu seiner Vollständigkeit etwas von draufsen herein bezogen werden mufs, und solche Hindeutung nach aufsen zum Wechselbezug verbundener Sätze den Uebergang bildet. Was den Inhalt und die Einrichtung der Formenlehre des Verfs. betrifft, so scheint sie uns das Beste im ganzen Buch zu sein. Sie ist gründlich, vollständig, wohlgeordnet, bietet überall bequeme Zusammenstellungen und reichliche Paradigmen nebst Beispielen zur Uebung dar. Bei den Zeitwörtern machen die nicht zusammengezogenen pura und das Paradigma βουλεύω den Anfang: dann werden die drei Klassen der muta nach einander und endlich die liquida dargestellt, auch die Stammverstärkung durch Vokale und Consonanten, der Umlaut und die Bildung der tempora secunda abgesondert betrachtet. Die sogenannten Anomalien sind auf die Erscheinungen der Synkope, Metathesis, Stammverstärkung, Reduplication, Bildung aus der Perfektform, Ansetzung besonderer Endsylben, verrtärkte Formen und Mischung der Wurzeln zurückgeführt. Eben so lichtvoll und zweckmäfsig ist auch die Behandlung der Conjugation auf μι. Zum Schlufs ist statt des herkömmlichen Anomalenverzeichnisses ein Register über alle Zeitwörter, bei denen irgend etwas zu bemerken ist, mit Hinweisung auf die betreffenden Paragraphen beigegeben. Gleiche Gründlichkeit leitet den Verf. auch bei den Declinationen: aber bei der Comparation hat er sich dasjenige nicht

genug zu Nutzen gemacht, was neuere Untersuchungen zu Tage gefördert haben.

Um uns nicht bei Einzelnheiten aufzuhalten, gehen wir sogleich zur *Syntax* über. Wenn diese hinter der Formenlehre an Werth zurücksteht, so verdient der Verf. bei dem Mangel an umfassenden Vorarbeiten einige Entschuldigung. Denn das vollständigste Werk der neueren Zeit ist bekanntlich das von *Matthiä*, und dieser Mann entbehrt so sehr des Sinns für die Regelmäfsigkeit der Sprache und der Schärfe des Urtheils, dafs von seinem Werke fast nichts als die Beispiele zu gebrauchen sind. *Bernhardy* aber, welcher dieses Chaos mit Geist zu durchdringen gestrebt hat, bietet bei vielem Guten und Brauchbaren doch oft statt klarer Begriffe nur fremde, hochklingende Worte dar. Wir betrachten zuerst die Anordnung und dann den Inhalt dieser Syntax. Sie besteht aus einer Einleitung, einer Lehre vom einfachen Satz, einer Lehre vom zusammengesetzten Satz und der Beschreibung einiger Spracheigenthümlichkeiten. Hiebei ist der Name zusammengesetzter Satz nicht richtig: es sollte heifsen die verbundenen Sätze. In der Einleitung findet sich die Abhandlung über die Arten (genera) des Verbums, über den Numerus des Nomens, über die Comparation der Adjectiva und über den Gebrauch der Pronomina. Die Lehre vom einfachen Satz stellt dar die Zustände des Subjects und Prädikats und ihre Congruenz, womit die Lehre über Tempus und Modus des Verbums sammt der Partikel *ἄν* verbunden ist, sodann den Gebrauch des Artikels, die Apposition und den Genitiv, als zum attributiven Satzverhältnifs gehörig, die Lehre von den Casus, den Präpositionen, der Infinitiv- und Participialconstruction und endlich den Adverbien oder Partikeln, als Bestandtheilen des objectiven Satzverhältnisses. In der Lehre von den verbundenen Sätzen ist fürs Erste eine Beschreibung der copulativen, disjunctiven und argumentativen Partikeln enthalten, dann kommen die mit den Conjunctionen *dafs*, *damit* eingeleiteten Sätze sammt denen mit Fragwörtern, mit relativen Fürwörtern und deren Adverbien, die sich auf Ort, Zeit, Grund u. s. w. beziehen, ferner die Bedingungssätze, Folgesätze, Vergleichungssätze u. s. w., und bei jeder Rubrik ist der Gebrauch der Modi besonders abgehandelt. Dafs diese Anordnung einfach und zweckmäfsig sei, wird niemand sagen können, und die Erfahrung beweist auch ihre Unzulässigkeit nur zu deutlich, indem, abgerechnet die Wiederholungen, überall das Fremdartigste gelegentlich, um es nur unterzubringen, angeklebt werden mufste. Es wird daher niemand leicht in dieser Syntax einheimisch werden, so dafs er ohne Beihülfe der Register die einzelnen Regeln an ihrem Platze finden lernte. Dafs sie aber auch nicht natürlich und richtig sei, darf man, ohne weiter nach den tieferen Gründen zu forschen, sogleich beim ersten Anblick behaupten, da sie das Zusammengehörende dergestalt auseinander reifst und das Ungleichartige mengt. Die Einleitung zur Syntax ist von jeher nur zur Entwickelung der Verhältnisse des Satzes und seiner Bestandtheile bestimmt gewesen, und nachdem man so das Ganze zur Anschauung gebracht und den wissenschaftlichen Forderungen Genüge gethan hatte, konnte man wieder ungestört der Deutlichkeit fröhnen, und das Nomen, das Verbum sammt den übrigen Redetheilen nach einander, abgesondert und vollständig nach allen ihren Beziehungen beschreiben. Diese Ordnung lehrt die Natur, und eine bessere wird niemand je erfinden können. Die Lehre von den in Wechselbezug stehenden und verbundenen Sätzen hat allerdings bis jetzt in den Grammatiken meistens gefehlt, und statt ihrer war höchstens eine lexikographische Beschreibung der wichtigsten Partikeln gegeben: der Verf. würde jedoch mehr Dank für ihre Ausarbeitung verdienen, wenn er dabei entweder besseren Gewährsmännern gefolgt oder selbst tiefer in die Sache eingedrungen wäre. Zu zeigen, wovon hiebei auszugehen sei, mufs Verf. auf eine andere Zeit versparen. Hier genügt es, zu bemerken, dafs die Lehre von den verbundenen Sätzen mit anderem Namen nur die Lehre vom Gebrauch der Pronomina und Partikeln ist, wozu noch Berücksichtigung des Modusgebrauches kommt, und somit durch sie der Grammatik nichts Neues sondern nur bessere Ordnung des schon bisher behandelten Stoffes zugemuthet wird.

Auch über den übrigen Inhalt können wir nicht immer mit dem Verf. einverstanden sein. Wir heben daher noch einige Punkte, die von durchgreifender Bedeutung sind, heraus. Arten der Verba werden drei aufgestellt: Transitiva, Passiva und Intransitiva. In der Natur aber finden sich Transitiva und Intransitiva in Einer Form vereinigt, und es giebt kein Transiti-

vum, das nicht irgend einmal als Intransitivum gebraucht worden wäre, oder doch gebraucht worden sein konnte, und kein Neutrum, das nicht auf irgend eine Weise ein Object im Accusativ zu sich nehmen könnte, und wäre es auch nur ein Object des nämlichen Stammes und Sinnes, wie *πισεῖν πτῶμα*, *βῆναι πόδα*, *ἀστράψαι σέλας*. Ferner kann man erkennen, dafs sich das Medium zum Passivum ähnlich, wie das Intransitivum zum Transitivum verhalte. Also mufste der Verf. entweder zwei oder vier Classen machen und in keinem Fall drei. Die active Form enthält jedenfalls den Begriff einer Thätigkeit, sei es auch nur einer unwillkührlichen, z. B. wenn ich sage *die Bäume schlagen aus*, und die passive immer den eines passiven Vorganges, er beruhe nun im Subject oder rühre von aufsen her. Bei jenem ist die Beziehung auf ein Object, bei diesem die Beziehung auf einen Urheber, wenn auch nicht der Wirklichkeit, doch der Möglichkeit nach überall vorhanden: und sobald diese Wirklichkeit eintritt, nennen wir die erstere Form activ, die andere passiv. Die Scheidung der medialen und passiven Formen der Zeitwörter, die nur bei den Aoristen und Futuren stattfindet, ist in der That nicht gar viel weiter als die der transitiven und intransitiven (man denke z. B. an *ἔβησα* und *ἔβην*) durchgeführt, und man thut unrecht, von jener so viel Aufhebens zu machen, während man diese ganz ignorirt. Dafs aber das Medium, trotz dem dafs es einen passiven Vorgang bezeichnet, mit Objecten wie das Activum verbunden werden kann, ist sehr natürlich, da ja nichts hindert, dafs nicht das Bewegte zugleich ein Bewegendes sei.

Was die Modi betrifft, so ist es gewifs ein unglücklicher Gedanke, den Optativ einen Conjunctiv der Vergangenheit zu nennen. Denn da der Conjunctiv augenscheinlich mit dem Futur verwandt und gewissermafsen als eine Art von Futur zu betrachten ist, so lautet jene Behauptung ohngefähr so, wie wenn man den Aorist ein Futur der Vergangenheit nennen wollte. Das Richtige davon ist, dafs die Vorstellung einer Sache, die sich über deren Verwirklichung hinwegsetzt (gleichsam hinter dieselbe zurückweicht) zu derjenigen Vorstellung, welche der Verwirklichung entgegensieht oder strebt, sich eben so wie die Vergangenheit zur Zukunft verhalte, und somit der Optativ allerdings in der nämlichen Beziehung zu den Präteritis wie der Conjunctiv zum Futurum steht, dergestalt dafs z. B. *εἴθε ἔχοιμι* mit *εἴθε εἶχον*, und dagegen *ἴδοιμι* (lafs sehen) mit *ὄψομαι* synonym und parallel erscheinen. Diefs konnte aber einfacher und einleuchtender gesagt werden, als diefs S. 241 und sonst geschehen ist. Gelegentlich mufs bemerkt werden, dafs es unrichtig ausgedrückt ist, wenn man lehrt, dafs für den Conjunctiv der Aufforderung in der dritten Person der Optativ eintrete (S. 245), während man sagen sollte, was in der ersten Person als Aufforderung und berathende Frage erscheine, könne in der zweiten nur als warnendes Verbot und in der dritten nur als berathende Frage stattfinden.

Die Behandlung der *Casus* und der Präpositionen gehört zu dem Besten was diese Grammatik enthält. Indefs verleitet es zu falschen Vorstellungen, wenn man lehrt, dafs der zweite Nominativ, welchen gewisse Passiva und Intransitiva zu sich nehmen, die objective Beziehung einer *Wirkung* der Thätigkeit ausdrücke (S. 264). Der Verf. hätte fast besser gethan, diese Verba für lauter Copulae auszugeben, da es ihm doch einmal beliebt hat, dem alten Irrthume von der Copula zu huldigen. Sodann ist beim Genitiv die Angabe zu unbestimmt, dafs er auch gebraucht werde, um gewisse Wechselbeziehungen anzuzeigen: denn Wechselbeziehung findet bei jedem gegenseitigen Verhältnisse Statt.

Das Wesen des Particips und Infinitivs kann nicht eher begriffen werden, als bis das Verhältnifs des abhängigen Satzes (denn dessen Stelle vertreten sie) zum Hauptsatze entwickelt ist. Wie konnte also ihre Behandlung der Lehre vom einfachen (für sich stehenden) Satze einverleibt werden? Dieses Versehen hat theils Irrthümer erzeugt, theils auch dem Richtigen Anfechtungen zugezogen. Unrichtig behauptet nämlich der Verfasser von den Substantivsätzen, dafs sie als Subjecte der Hauptsätze auftreten können (§. 639.): denn wenn ich z. B. sage, *dafs du kommst ist mir lieb*, so ist das Subject keineswegs in den Worten, *dafs du kommst*, sondern vielmehr in dem ausgelassenen *das* (das ist mir lieb) zu erkennen, gleichwie auch in *wer kommt ist mir lieb* nicht *wer kommt* für das Subject zu halten ist.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 18.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1837.

Schulgrammatik der griechischen Sprache von Raphael Kühner.

(Schlufs.)

Der mit *dafs* eingeleitete Satz aber ist jedesmal einem accusativus absolutus gleichzuachten, und auch ganz so wie die bekannten accusativi absoluti *δόξαν, προσῆκον, ἐξόν, ἀδύνατον ὄν* u. s. w. (vgl. §. 580.) zu deuten. Nun kann aber jeder solcher Satz mit einem Infinitive vertauscht, und umgekehrt jeder Infinitiv mit *dafs* aufgelöst werden: also ist jeder Infinitiv mit seiner Zubehör einem absoluten Accusativ gleich zu achten, und dafs dem so sei, wird gleichergestalt von der Vernunft und Erfahrung bestätigt, so wie es auch der Verf. selbst eingesehen hat.

Die responsiven Partikeln, die der Verf. irrig für Adverbia ansieht, werden von ihm gut und zweckmäfsig beschrieben, doch fehlt es auch hier nicht an Inconsequenzen, indem z. B. *οὐ μή* §. 607. als elliptisch erkannt wird, was §. 398. noch nicht gewesen ist. So ist auch die Darstellung der conjunctiven Partikeln (d. h. der copulativen, disjunctiven und argumentativen) löblich, wenn nur die Einsicht in die Satzverhältnisse klarer wäre. Wie kommt z. B. das comparative *ἤ* und vollends gar der dessen Stelle vertretende Genitiv unter die Zweiheit der Sätze hinein? Ueber das Einzelne wollen wir mit dem Verf. nicht rechten, und begeben uns sofort zum letzten Abschnitte, der Lehre von den abhängigen oder untergeordneten Sätzen, den wir am wenigsten loben können, indem er auf unklaren Vorstellungen ruht, welche allenthalben Weitschweifigkeit, unnöthige Zersplitterung, Vermengungen und Inconsequenzen herbeigeführt haben. Es giebt nur zweierlei Arten von abhängigen Sätzen, substantivische und adjectivische, die dem Infinitiv und dem Particip parallel sind; und sie haben entweder besondere oder mit dem Hauptsatz gemeinsame Subjecte. Jede andere Eintheilung als diese herkömmliche und von der Sprache selbst gebotene ist vom Uebel. Will man sich aber hier ein neues Verdienst erwerben und etwas leisten, was noch keiner geleistet hat, so kann es dadurch geschehen, dafs man die Grade der Innigkeit im Abhängigkeitsverhältnifs der Sätze, nach welchen der Gebrauch der Tempora, Modi und Partikeln sich ändert, genau und im Zusammenhang mit allen analogen Erscheinungen bestimme und auf allgemeine Grundsätze zurückführe. Es ist z. B. nicht durch den Inhalt des betreffenden Satzes an sich veranlafst, dafs in Absichtssätzen (bei der Gegenwart) der Conjunctiv stehen mufs, dafs in indirecten Fragen immer *μή* und meistens *ὅστις* gebraucht wird, dafs bei Zeitsätzen der Lateiner zu quum den Conjunctiv zu setzen pflegt; sondern diefs rührt von dem regierenden Satze her, der dem beherrschten so und so zu sein gebietet. In welchem Zusammenhang stehen diese Erscheinungen mit anderen gleichartigen und in welchem Verhältnisse unter einander? Klare Uebersichten dieser Verhältnisse würden dem Unterricht mehr genützt haben, als solche Entfremdung und Zersplitterung, bei welcher es jedem Schüler wirr im Kopfe werden mufs.

Die Darstellung, welche in diesem Buche herrscht, ist zwar im Ganzen lobenswerth, aber doch nicht überall klar und einfach genug. Gesuchter und philosophischer Ausdrücke hätte sich der Verf. ganz enthalten sollen: denn was nicht mit gewöhnlichen Worten gesagt werden kann, gehört auch nicht in die Schulbücher. Die übermäfsig vielen Eintheilungen müssen mit zunehmender Richtigkeit der Ansichten gleichfalls verschwinden.

Haben wir an diesem Buche auch mancherlei zu tadeln gefunden, so mögen die Leser dagegen bedenken, dafs Vieles davon auf Rechnung der Umstände zu setzen ist: denn die griechische Grammatik ist dermalen in einer Gährung und Krisis begriffen und die

Zeit des Niederschlags und der Läuterung ist noch zu ferne. Dasselbe enthält dennoch des Guten und dessen was bisjetzt keine andere Grammatik gewährt, so viel, dafs kein Lehrer, zumal wenn ihm die Quellen, aus welchen das Neue geschöpft ist, nicht gegenwärtig sind, auf seinen Besitz verzichten kann.

J. A. Hartung.

XVII.

Lais inédits des XIIe et XIIIe siècles, publiés pour la première fois, d'après les manuscrits de France et d'Angleterre, par Francisque Michel. Paris, Techener. Londres, W. Pickering. 1836. 8. *V et* 144 *pag.*

Auch die vorliegenden Gedichte, deren Bekanntmachung wir abermals der unermüdlichen Thätigkeit des um die altfranzösische Literatur schon so vielfach verdienten Hrn. Fr. Michel verdanken, gehören zu jenen, die sich unter dem Namen der „*Lais*" als eine eigene Gattung der nord-französischen Poesie geltend gemacht haben. Wir haben bei ähnlicher Veranlassung schon früher in *diesen* Blättern (1834. August, No. 30. u. 31.) unsere Ansichten über diese Dichtungsgattung mitgetheilt, und werden nächstens an einem anderen Orte Gelegenheit haben, sie zu berichtigen und zu ergänzen, so dafs wir uns hier darauf beschränken wollen, den Inhalt der in vorliegender Sammlung enthaltenen Lais zu besprechen.

Sie enthält *drei* solcher Gedichte: das „*Lai del Désiré*"; das „*Lai de l'ombre*" und das „*Lai du Conseil*"; alle drei in den üblichen kurzen Reimpaaren der höfischen Kunst.

In der kurzen „Préface" erwähnt Hr. M. bei Aufzählung der Handschriften, die er zu seiner Ausgabe benutzt hat, auch einer, das „Lai du Conseil" enthaltenden Handschrift aus dem Anfang des 14ten Jahrh. (früher im Besitz des Hrn. Techener, seitdem nach Belgien verkauft), die schon früher Hr. *Paulin Paris* im „Bulletin du Bibliophile" (Paris. Techener. 2e Série. 1836. No. 7.; p. 243—248) ausführlich beschrieben hatte. Da diese Hdschft. für die Geschichte der Literatur und der Erfindungen merkwürdige, die bisherigen Ansichten berichtigende Aufschlüsse gewährt, so wollen auch wir uns etwas dabei aufhalten. Sie enthält nämlich, aufser dem *zuletzt* stehenden Lai du Conseil, noch folgende (alle von *derselben* Hand) Stücke: 1°. eine besonders wichtige Abschrift des „Roman de la Rose", woraus sich folgende, die gewöhnlichen Angaben über diesen berühmten Roman berichtigende Resultate ergeben: 1) dafs Jean de Meung nicht, wie man früher glaubte, seine Fortsetzung unter der Regierung Carl's IV, sondern schon in *den letzten Jahren des* 13*ten*, *oder höchstens in den ersten des* 14*ten Jahrh.* vollendet habe; denn am Ende dieser Abschrift, die auch die Fortsetzung Jean de Meung's *vollständig* enthält, steht von derselben Hand: „Explicit liber speculorum amantium. — Chis livres fu escris l'an mil CCC..XX et neuf (1329), ou mois de octobre le vendredy après le saint Denis de Franche." In einigen (17) darauf folgenden Versen von seiner Fabrik nennt sich der Abschreiber: „On m'apele *Robechonnet* (Robert) *De Gonmecourt* par men surnom." 2) geht daraus hervor, dafs *Guillaume de Lorris* nicht, wie man bisher noch fast allgemein angenommen findet, *sein Werk unvollendet* gelassen, und *deſshalb Jean de Meung es fortgesetzt und beendet habe* *); denn nach den beiden Versen in Guillaume's Gedicht:

Car jou n'ai mie ailleurs fiance
Se je pers vostre bien veuillance

findet sich hier noch *von ihm* eine in allen bisher bekanntgewordenen Hdschr. weggelassene Tirade von 78 Versen, worin er erzählt, dafs „dame Pitié", erweckt durch die Verzweiflung des Liebenden, diesem in Begleitung von „dame Beauté", „Bel-Accueil" und „Loyauté" erscheine. „Malebouche und Jalousie", spricht sie, „haben zwar die Pforte des Thurmes wohl verschlossen:

Mais amours, la bele et la blonde,
Embla les clés; hors nous a mises.

---

*) Zwar hat *Raynouard*, schon vor mehr als zwanzig Jahren (bei Anzeige von Méon's Ausgabe des Roman de la Rose im *Journal des Savans*, Octobre, 1816; p. 69—70) gegen diese, so lange für ausgemacht geltenden Angaben gewichtige Zweifel erhoben; nichts destoweniger wurden sie seitdem noch oft wiederhohlt, als wäre nichts dagegen vorgebracht worden; man kann daher die Berichtigung solch eingerosteter Irrthümer nicht laut und eindringlich genug verkündigen, damit sie endlich auch zu den Ohren des nachschreibenden Heeres der Compendien- und Encyklopädien-Macher durchdringe! — (vgl. den gutgeschriebenen Artikel über den Roman de la Rose von *Le Roux de Lincy*, in der *Revue de Paris*, Livr. du 5 Mars 1837.).

Tantost delez moi les a mises.
Lors si fu la douleur passée:
Dame biauté a recelée
Le biau bouton m'a presenté,
Et je le pris de volenté....
J lueq fusmes à grant delit
D'erbe fresque furent no lit,
De beles roses de rosier
Fumes couvers, et de baisier
A grant soulas, à grant deduit
Fumes trestout à cele nuit
Mais mout me sembla la nuit briève.....
Et sans faille la douche rose
Au departir ne fu pas close;
Mais anchois que se departissent,
Ne que de moi congié présissent
S'en vint biauté humeliant
Vers moi et dit tout en riant....
Biau dous amis, iche me dites
En tex services, tex merites
Pensez de servir sans trichier.
Se cuer avés bon et entier
Tous jours serez du bouton maistre....
A tant m'en pars et pris congié,
C'est li songes que j'ai songié.
„*Explicit primus.* —
„*Incipit secondus.*"

Durch die Auffindung dieser Schlufsverse ist daher die so lange für ausgemacht geltende und so oft wiederhohlte Behauptung: dafs Guillaume de Lorris durch den Tod verhindert worden sei, sein Werk *selbst zu vollenden*, hinlänglich widerlegt; und es steht kaum mehr zu bezweifeln, dafs Jean de Meung *eigenmächtig diesen Schlufs seines Vorgängers unterdrückt habe*, um *seinen* anreihen zu können! — Aufserdem enthält diese Recension des Roman de la Rose zahlreiche wichtige Abweichungen von der gewöhnlichen Lesart und dürfte daher bei einer neuen Ausgabe derselben vorzüglich zu berücksichtigen sein. — Hierauf folgt in der in Rede stehenden Handschrift 2°. ein unedirtes, und, nach der Versicherung der Hrn. M. und P., sonst nirgend vorkommendes, aber sehr unzüchtiges fabliau „*Du Moigne*". — 3°. Der ebenfalls noch ungedruckte „*Bestiaire divin*" des *Guillaume le Normand*, eines Trouveres aus dem Ende des 12ten und Anfange des 13ten Jahrh. *); 4°. „*Les deux Besans*", nach Hrn. P. von demselben Dichter *). 5°. endlich eine „*Complainte d'amour*", die Hr. P., freilich aus dem ziemlich schwachen Grunde, weil sie unmittelbar auf die beiden erst angeführten, von ihm dem Guillaume le Normand beigelegten Werke folge, ebenfalls *diesem* Dichter zuschreibt, von dem allerdings auch schon *La Borde* (Essais sur la musique; Tom. II. p. 199), aber ebenfalls ohne alle Belege, angeführt hatte, dafs er mehrere Chansons verfafst habe. Doch dem sei nun, wie ihm wolle, jedenfalls ist diese „Complainte" nicht aus viel späterer Zeit, und daher die darin vorkommende Stelle, in der der Dichter seine Herzensdame mit dem Nordsterne („tresmontaigne") vergleicht und dabei von dem *nautischen Gebrauche der Magnetnadel* eine noch ausführlichere Beschreibung, als die berühmte Stelle der „*Bible Guyot*", macht, für die *Geschichte des Compasses* **) so merkwürdig, dafs auch wir sie hier ganz mittheilen wollen ***):

La tesmontaine (sic) est de tel guise
Qu'ele est el firmament asisse
Où ele luist et reflambie.
Li maronier qui vont en Frise,
En Gresse, en Acre ou en Venisse,
Sevent par li toute la voie:

*) Vgl. über ihn und seine zahlreichen Werke: *De La Rue*, Essais historiques sur les Bardes, les Jongleurs et les Trouvères normands et anglo-normands. Caen, 1834. Vol. III. p. 12—32.

*) Hr. P. bemerkt selbst, dafs er hier die vom *Abbé De La Rue* (l. c. p. 24—31) aus einer anderen Hdschr. (ms. de la Bibl. du Roi no. 2560.) ausgezogenen Stellen nicht habe finden können; allein er scheint übersehen zu haben, dafs das von De La Rue angeführte Werk des Guillaume den Titel hat: „*Le Besant de Dieu*"; daher stimmen wir ihm allerdings bei, wenn er sagt: „Je serois donc tenté de croire que se sont deux ouvrages *entièrement distincts*"; müssen aber seine Behauptung: dafs *auch das oben angeführte* Werk von Guillaume le Normand sei, auf sich beruhen lassen.

**) Vgl. hierüber, aufser den älteren bekannten und oft angeführten Schriften und dem Art. *Compafs* in der *Ersch-Gruber'schen Encyklopädie*, besonders: *Hüllmann*, Städtewesen des Mittelalters. Thl. I. S. 123—137; und *Capmany*, Questiones criticas sobre varios puntos de historia economica, politica, y militar. Madrid. 1807. 4to. p. 73—132.

***) Hr. *Paris* und Hr. *Michel* haben diese Stelle aus *derselben* Hdschr. mitgetheilt; aber mit *abweichenden* Lesarten, wir werden sie daher nach Hrn. M.'s Lesung geben, und die wesentlichen Abweichungen bei Hrn. P. in den Noten bemerken, wiewohl sie meist nur *willkürliche* Verbesserungen des von Hrn. M. *urkundlich-treuer* gegebenen Textes zu sein scheinen.

Pour nule riens ne se desvoie,
Tout jours se tient en une moie,
Tant est de li grans li servisse,
Se la mers est enflée ou Koie
Jà ne sera c'on ne le voie *)
Ne pour galerne ne pour bise.

Pour bise ne pour autre afaire
Ne laist sen dout **) *servise à faire*
La tresmontaigne clere et pure:
Les maroniers par son esclaire
Jete souvent hors de contraire
Et de chemin les asséure;
Et quant la nuis est trop oscure
S'est ele ***) *encor de tel nature*
Cà l'aimant fait le fer traire,
Si que par forche et par droiture
Et par ruille qui tous jours dure
Sevent le liu de son repaire.

Son repaire sevent à route
Quant li tans n'a de clarté goute
Tout chil qui font ceste maistrise,
Qui une aguille ****) *de fer boute*
Si qu'ele pert presque toute
En .j. poi de liége et l'atise
A la pierre d'aimant bise, †)
S'en .j. vaissel plain d'yaue est mise,
Si que nus hors ne la deboute,
Si tost com l'iaue s'aserise;
Car dons ††) *quel part la pointe vise*
La tresmontaigne est là sans doute.

Doch es ist Zeit, dafs wir nach dieser Abschweifung, welche die relative Wichtigkeit der darin besprochenen Gegenstände entschuldigen mag, zu unseren Lais zurückkehren.

Das „*Lai del Désiré*" theilt Hr. M. nach einer Hdschr., im Besitze des Sir Thomas Phillipps, Baronet von Middlehill in der Grafschaft Worcester, mit, die er ausführlicher in seinem „Tristan. Recueil de ce qui reste des poëmes relatifs à ses aventures" etc... (Londres, 1835. Tom. I. p. LXIV—LXVI) beschrieben hatte, und die aufser diesem noch die „*Lais de Haveloc*" und „de *Nabaret*" (letzteres noch unedirt) enthält. Dieses Lai ist ein ächt *bretonisches*, und die ihm zu Grunde liegende Sage bildet ein interessantes Gegenstück zu der in den Lais von Lanval oder Graelent behandelten. Der (anglo-normandische) Trouvere berichtet, wie gewöhnlich, im Eingange, dafs er sich bemühen wolle (nämlich nach den Regeln der höfischen Kunst) ein Abenteuer *nachzuerzählen*, dessen Andenken sich in einem alten *Volksliede* (lai) erhalten habe:

Entente *) *i mettrai e ma cure*
A recunter un aventure
Dunt cil qui à icel tens vesquirent
Par remembrance un lai firent,
Çe est li lais del Dessiré
Ki tant par fu de grant beuté.
En Escoce a une cuntrée
Ki Calatir est apellé[e],
Encoste de la Blanche Lande **),
Juste la mer Ki tant est grande.
Jluec est la neire chapelle
Dunt l'en cunte, Ki mult est bele.

Dort lebte einst ein im Lande hochgeachteter Kronvasall des Königs von Schottland mit seiner Frau, die ihm nicht nur ebenbürtig, sondern auch sehr verständig war. Doch war ihre Ehe nicht ganz glücklich; denn sie blieb kinderlos. Diefs machte ihnen schweres Herzleid; umsonst hatten sie oftmals Gott flehentlich um diesen schönsten Segen der Ehe gebeten. Eines Nachts sagt die Frau zu ihrem Eheherrn, sie habe gehört, in der *Provence*, jenseits des Meeres, ruhe der Körper eines Heiligen, zu dem viele Frauen mit ihren Gatten wallfahren; denn er habe von Gott die Wunderkraft erhalten, die Ehe aller jener, die sich aus der Nähe oder Ferne hinbegäben und seine Fürbitte anflehten, fruchtbar zu machen; dahin sollten auch sie pilgern! —

*) contre la voie.
**) son dous.
***) Est-ele.
****) Quar une aguille.
†) La piere d'aïmant bien bise.
††) Gardons.

*) Wahrscheinlich ist der Raum für den Anfangsbuchstaben in der Handschrift leer gelassen, und es dürfte wohl zu lesen sein:
*M'*entente.

**) Ueber „Blanche Lande" vgl. *Michel*, Tristan. II. p. 173—174.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 19.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1837.

Lais inédits des XII[e] et XIII[e] siècles, publiés pour la première fois, d'après les manuscrits de France et d'Angleterre, par Francisque Michel.

(Fortsetzung.)

Der Ritter willigt natürlich ein; sie brechen daher ungesäumt auf und begeben sich zum Grabe des h. Aegidius (Saint-Gile), dem sie zur kräftigeren Unterstützung ihrer Bitte ein Kind ganz von Silber (Sis marz i out, men essient) opfern. Diefs wirkt; denn kaum haben sie ihren Rückweg angetreten:

La dame est d'un fiz enseintée
*Ainz que à mesun seit repeire[e] *).*
Li sire en est joius e lez,
Il ne fud unkes si haitez,
Jà si fud tut sun parentez.
Al terme qui lur fiz fud nez
Apeler le funt Désiré
Pur ço que tant unt demoré
K[e] il enfant n'urent éu,
Ore ad seint Gile fet vertu.

Désiré wuchs heran, ein schöner Knabe, zur Freude seiner Aeltern und von ihnen zärtlich geliebt und wohl gehütet. Als er das gehörige Alter erreicht hatte, wurde er von ihnen an den Hof des Königs gesandt, um ihm zu dienen, und sich in allen adlichen Sitten zu vervollkommnen. Vom Könige ausgezeichnet und zum Ritter geschlagen, begibt er sich alsbald übers Meer nach der Normandie und Bretagne:

En Normendie conversa
E en Bretaine turneia
Des Franceis fu mult alosez
E de tuz altres amez;
Dunc ert chevalerie en pris.
Se uns chevaler d'autre païs
Alast ailurs pur sun pris quere,
Ou à turnement ou à guere,
N'ert mie en travers féruz
Ne de ses compaignuns vendus.

Nach zehnjähriger Abwesenheit kehrt Désiré in sein Vaterland und an den Hof seines Königs zurück, der den durch Schönheit und Tapferkeit weitberühmten Ritter so sehr ehrt und liebt, dafs er sich gar nicht mehr von ihm trennen will. Nur auf die dringende Einladung seiner Aeltern, sie zu besuchen, erhält Désiré Urlaub.

Am vierten Tage nach seiner Heimkehr nach Calatir, an einem schönen Sommermorgen, läfst sich Désiré zierlich und reich, wie es einem Ritter geziemt, ankleiden, und sein Pferd satteln, um einen Spazierritt zu machen:

Ben s'est vestuz e aturnez,
Chausez s'esteit mult richement
Cum à chevaler apent,
*Braiz, chemise ot de chensil *)*
Plus blanche que n'est flur en avril;
D'un mantel vert ert afublez,
Ses esporuns ad demandez,
Sun bon cheval fet demander,
Pur sei déduire volt munter.

Auf seinem herrlichen, makellosen Gaule so sich mit Reiterkünsten, in denen er Meister war, ergötzend, und, ganz ohne Gefährten, sich der frischen, sangreichen Waldeslust überlassend, vertieft er sich immer mehr in das Gehölze von Blanche Lande. Da erinnert er sich, dafs in diesem Walde ein heiliger Siedler hause, von dem er oftmals als Knabe, wenn er mit seinem Vater dem Waidwerk oblag, mit Früchten ge-

*) Wallfahrten in *dieser* Absicht und mit *gleichem* Erfolg zu den Gräbern der Heiligen, vorzüglich zu dem des heil. Jacob von Compostella, kommen häufig in den Erzählungen des Mittelalters vor, wie in Flore und Blanchefleur; Triamoure, u. s. w. —

*) „*Chensil*" oder „*cainsil*", feines Weifszeug aus Lein oder Hanf, und im Mittelalter sehr geschätzt. Vgl. hierüber: „*Roman de la Violette*" publ. p. M. *Fr. Michel*; p. 122—123; note 1); — und *Raynouard*, Lexique roman; s. v. *Canebe*; 3. *Cansil*, toile de chanvre.

labt wurde. Den beschliefst er aufzusuchen. Als er sich der Kapelle nähert, erblickt er eine reizende Jungfrau, zierlich gekleidet; aber ohne Schleier und mit zerzausten Haaren *), die nackten Fufses durch den Thau auf eine unter einem grofsen Baume hervorsprudelnde Quelle zuschritt, in jeder Hand ein goldenes Becken haltend.

> *Li chevalers n'ert pas vileins:*
> *A pié desent, si l'a saisie,*
> *Jl en vodra fere s'amie;*
> *Sur la freche herbe l'ad cochée;*
> *Jo quid qu'il l'éust asprivée*
> *Quant ele li cria merci:*

Sie beschwört ihn, ihrer Ehre zu schonen, und verspricht ihm dafür, ihn zu ihrer Dame zu führen, die an Schönheit nicht ihres Gleichen habe; er möge sich nur in Acht nehmen, dafs sie ihm nicht entwische, sie sage auch was sie wolle; denn wenn er ihre Liebe erringe, so werde er an nichts Mangel leiden und Gold und Silber, so viel er wolle, ihm zu Gebote stehen. Um ihm zu beweisen, dafs diefs keine leeren Ausflüchte seien, verpflichtet sie sich, im Fall er sich getäuscht fände, ihm zu Willen zu sein, und verspricht, ihm in allen Nöthen stets hülfreich beizustehen. Désiré läfst sich von dem Mädchen bereden und zu ihrer Gebieterin führen. Diese ruht in einer blühenden Laube auf einem kostbaren Küssen, aus zwei, künstlich geschachten Stoffen verfertigt **); an ihrer Seite sitzt eine Jungfrau. Die, welche den Ritter führte, bleibt schon von weitem stehen, zeigt ihm die Dame, macht ihn auf ihre aufserordentliche, ihre Beschreibung noch weit übertreffende Schönheit aufmerksam, und ermahnt ihn, nun muthig sein Glück zu versuchen. Désiré steigt vom Pferde, und geht auf die Dame los. Als diese ihn erblickt, flüchtet sie in das Dickicht des Waldes. Der Ritter verfolgt sie so feurig, dafs er sie bald erreicht; und, indem er ihre Rechte ergreift, bittet er sie, ihm Rede zu stehen, sagt, dafs er ein Ritter aus dieser Gegend sei und für Minnelohn ihr treuer Dienstmann werden wolle. Die Schöne dankt ihm, sich züchtiglich verneigend, für sein Anerbieten und nimmt es an:

> *Ottri[ée] est la druerie:*
> *Jl fait de li cum d'amie;*

Lange verweilt er bei ihr; endlich mufs er scheiden. Als sie ihm Urlaub gibt, sagt sie ihm, wo und wie er sie wieder finden und sprechen könne.

> *„Ami, fet ele, Désirez,*
> *Al Calatir vus en irez;*
> *Un anel d'or vus baillerai* *)
> *E une chose vus dirai.*
> *Or vus garder de méserrer,*
> *Si vus penez de ben amer;*
> *Si vus meffetes de nent,*
> *L'anel perdrez hastivement;*
> *E si ço vus seit avenu*
> *Ke vus aiez l'anel perdu,*
> *A tuz jorz mès m'avez perdue*
> *Sanz recoverer e sanz véue.*
> *Gardez ke mult le facez ben,*
> *Ne vus targez, pur mei de ren.*
> *Ainz ke vus éussez m'amur,*
> *Futes-vus de mult grant valur:*
> *N'est mie dreiz à chevaler*
> *Ke pur amur deive enpeirer."*

Sie steckt ihm den Goldring an den Finger; er küfst

---

*) *„Sanz guimple esteit échevelée"*
gerade so erscheint im *Partenopeus* Urrake, die Schwester Melior's, nach jener verhängnifsvollen Nacht, noch halb im Morgen-Negligé:
„Et vient sains guimple, eschievelée"
(*Partenopeus de Blois*; publ p. Crapelet Paris. 1834. Tom. I. p. 166, v. 4891). — Die hier angeführte Jungfrau ist offenbar eine *Schwanjungfrau*, die ihr Schwanhemd abgelegt (sanz guimple), um in der Quelle zu baden (vgl. *J. Grimm*, deutsche Mythologie. S. 241).

**) *„Sur un bon lit s'ert apuiée;*
La coilte fu à eschekers
De deus pailles ben faiz e chers;
E tut pareit la flur novele."
„à eschekers", échiqueté, geschacht, schachbretförmig gewirkt oder verbunden; ebenso heifst es in der erst aus dem *Partenopeus* (l. c. p. 167, v 4896—4898) angeführte Stelle von Urrake's kostbarem Mantel:
„La pene (fourrure) en est à eschiechiers,
A poins menus, blans et sanguins,
D'ermine et de bons sebelins".

*) So hat im *Roman de Brun de la Montagne* (oder „du petit Tristan le restoré") die *geneigte Fee* dem Kinde einen *Goldring* angesteckt, der es schützen soll:
„L'enfant desvelopa qui li fist maint dous ris;
Quant desvelopé l'ot, l'anel vit d'or massis
Que ses cors proprement li ot en son doi mis,
Et quant choisi l'anel, ses cuers fu esjouis
Et li dit doucement: mes amoureus chiers fils,
Encore te sera cis aniax bons amis."
(Le Livre des Légendes par *Le Roux de Lincy*. Paris, 1836. p. 283). — Ueber das *Ringgeben*, von Seite des Weibes, als Zeichen „von *eingegangenem Liebesbund*", vgl. *J. Grimm*, deutsche Rechtsalterthümer; S. 177.

sie, besteigt sein Pferd und kehrt heim. Hier lag er nun fleifsig allen ritterlichen Uebungen ob, und zeichnete sich vorzüglich durch Freigebigkeit aus, ja er verschenkte mehr in einem Monat als der König in einem halben Jahre.

Oft aber führt ihn die Liebe in die Arme seiner Dame zurück.

> *Tant s'entre-amèrent lungement*
> *Ke un fiz e une file en out;*
> *Ele ne li dit ne il nel sout.*

Einst mufste er den König auf einem Zuge nach fremden Ländern begleiten; kaum aber sind sie heimgekehrt, als er Urlaub nimmt, nach Calatir eilt, und schon des andern Morgens sein Rofs besteigt, um nach Blanche Lande zu reiten, wo er seine süfse Freundin zu finden gewohnt ist. Bei der Hütte des ihm wohlbekannten Einsiedlers angelangt, fällt ihm plötzlich ein, dem heiligen Manne zu beichten. Er findet ihn in der Kapelle, beichtet ihm und bekennt ihm auch unter anderen sein Verhältnifs zu seiner Freundin. Nach erhaltener Absolution besteigt er wieder sein Rofs:

> *Par les estrus munte e tent le frein;*
> *Les deiz esgarde pus sa mein,*
> *N'aveit mie de sun anel.*

Heftig betroffen und tief betrübt über diesen unerwarteten Verlust eilt er hastig nach dem Orte, wo seine Freundin ihn sonst zu erwarten pflegte. Diefsmal aber zeigt sie sich nicht; umsonst harrt er den ganzen Tag, beschwört sie, ihm die Ursache ihres Zürnens kundzugeben, betheuert seine Treue und Unschuld; umsonst bereut und verwünscht er nun, dem Einsiedler sein Verhältnifs zu ihr in der Beichte gestanden, und sie etwa dadurch beleidigt zu haben:

> *„Si jo ai fet ultre raisun,*
> *Bele, ne vus en corucez:*
> *Ma pénitence m'en chargez.*
> *Co ke li hermites me dit*
> *E les enjinnes qu'il m'aprit,*
> *A vostre pleisir le lerrai,*
> *E vos comandemenz f[e]rai."*

Sie bleibt taub gegen seine Bitten, seine Reue, seine Verwünschungen. Schmerzgebeugt kehrt er endlich nach Calatir zurück. Gram und Verzweiflung werfen ihn auf das Krankenlager; ein ganzes Jahr siecht er; alle geben ihn verloren, und er selbst erwartet den ersehnten Tod.

Eines Tages erwacht er nach langem Schlafe; alle seine Knappen und Dienstmannen hatten sich entfernt, um seine Ruhe nicht zu stören; mit Verwunderung und Verdrufs sieht er sich ganz allein gelassen. Da erscheint ihm seine Freundin; er sieht, er erkennt sie; vor Freude richtet er sich auf; sie ruft ihn, sie spricht zu ihm: „Désiré, Du bist übel berathen; warum beschleunigst Du, ein Verzweifelter, Wahnsinniger, selbst Deinen Tod? Ermanne Dich! — Ich habe Dich lange gehafst, und Du hast es wohl verdient. Du hast Deine Liebe zu mir als eine Sünde gebeichtet, und *das* werde ich Dir nie vergessen. Was war auch sündhaft dabei? — Ich war nie einem Anderen vermählt, noch angetraut, noch verlobt; Du bist meinetwegen keiner Gattin, keiner Braut untreu geworden. — Du hast wohl öfter geglaubt, dafs ich Dich bezaubert hätte (ke jo te eusse *enfantesmé*); aber ich will Dir beweisen, dafs Du nichts Arges bei mir zu fürchten hast (Ne sui mie de male part). Wenn Du wirst in das Münster gehen, die Messe zu hören und Dein Gebet zu verrichten, sollst Du mich an Deiner Seite stehen und die Hostie geniefsen (E le pain bénéit user) sehen *). — Wohl hast Du Dich schwer an mir vergangen; weil ich Dich aber so sehr geliebt habe, will ich Dir meine Gunst wieder so weit zuwenden, dafs Du mich wieder sollst täglich sehen, mit mir lachen und kosen können (Ensemble od mei rire e juer). Lafs daher Deinen Schmerz; fürder sollst Du, fürwahr, in Deinem Verhältnifs zu mir keine Ursache mehr dazu haben, nur mufst Du das nicht wieder beichten wollen!" —

Diese tröstenden, verzeihenden Worte seiner Freundin geben dem Ritter neues Leben, und die Aussicht auf eine fröhliche Zukunft beschleunigt seine Genesung so sehr, dafs er bald wieder gänzlich hergestellt ist.

---

*) Ebenso mufs *Mélior* den *Partenopeus* (l. c. Tom. I. p. 53, vers 1529 sq.) beruhigen:

> *„Mais je sai bien que vos cremés*
> *Que jo ne soie aucuns maufés*
> *Qui tant vos face par losenge*
> *Qu'en aucun mal pechié vos prenge*
> *Por faire vostre arme périr;*
> *Mais ne vos voel de ce servir.*
> *Je croi en Deu le fil Marie,"* etc.

Est trespassé de grant turment.
Quant il vait al muster pur orer,
S'amie vait lès lui ester
E le pain bénéit manger
E la croiz fere e lui seigner;

Er sieht nun seine Freundin wieder so oft wie früher, und lebt, wie bevor er ihren Hafs sich zugezogen hatte, wieder in Freude und Ueberflufs. Auch ist er wieder der unzertrennliche Gefährte des Königs geworden. Einst gingen sie zusammen auf die Jagd, mit Bogen und Pfeil ausgerüstet, um im Gehege zu bürschen (As aceintes volent berser). Der König und Désiré schiefsen zu gleicher Zeit auf einen grofsen Hirsch; aber weder tödten noch verwunden sie ihn; sie sehen ihre Pfeile in geringer Entfernung von ihnen auf das Gras hinfallen. Voll Schaam und Aerger über ihre Fehlschüsse, werfen sie den Bogen um, lassen absitzen, und eilen an den Ort, wo sie ihre Pfeile niederfallen sahen, um sie wiederaufzunehmen; wie grofs aber ist ihr Erstaunen, als sie sie nicht finden können! — „Bei Gott, rief der König dem Ritter zu, wir sind alle verzaubert (enfantesmé); fast vor meinen Augen sah ich die Pfeile hier niederfallen; und nun ist keine Spur von ihnen zu entdecken. Kömmt euch das nicht auch höchst wunderbar vor?" — Während sie noch also sich besprachen, sahen sie plötzlich einen wunderschönen Knaben vor sich stehen, von einnehmendem, blühendem Antlitz, mit schön gelocktem Haupte, zierlich und schlank gewachsen, in einem scharlachrothen, enganschliefsenden Ueberkleide; dieser trug die Pfeile in seinen Händen. Er grüfste zuerst den König, und gab ihm seinen Pfeil zurück; dann that er mit Désiré desgleichen und redete ihn also an: „Herr, ihr seid mein Vater. Meine Mutter hat mich hiehergesandt; sie will, dafs ich bei euch bleibe und meine Verwandten kennen lerne. Als ihr sie zuerst spracht in Blanche Lande, wo ihr mich erzeugtet, hat sie euch einen Goldring gegeben, den ihr später verlort, was euch grofses Leid machte; hier bring ich ihn euch wieder; steckt ihn, Herr, an euren Finger." Désiré erkannte den Ring sogleich; schlofs den Jüngling in seine Arme und überdeckte ihn mit Küssen. Auch der König und seine Gefährten, denen Désiré nun sein Abenteuer erzählte, empfingen den Junker aufs freundlichste. Désiré nahm seinen Sohn mit sich, und liebte ihn so zärtlich, dafs er sich weder bei Tag noch bei Nacht von ihm trennen konnte. Nachdem der Jüngling so zwölf Monate bei seinem Vater geweilt und alle seine Verwandten kennen gelernt hatte, besteigt er eines Morgens, völlig ausgerüstet, sein Jagdpferd, und reitet seinem Vater entgegen, der eben aus dem Münster heimkehrt. Er begehrt Urlaub von ihm, indem er zu seiner Mutter rückkehren müsse. Désiré ist darüber aufser sich vor Schmerz, und will ihn durchaus nicht von sich lassen. Doch der Sohn ist genöthigt, seinen Vorsatz auszuführen, gibt seinem Pferde die Sporen und sprengt gestreckten Galopps davon. Désiré, in der gröfsten Angst, seinen Sohn zu verlieren, wirft sich schnell auf ein Pferd, und, oft den Theuren beim Namen rufend und beschwörend, ihm Rede zu stehen, jagt er ihm mit verhängtem Zügel nach. Aber umsonst war sein Rufen, umsonst all seine Anstrengung; schon hatten sie den Wald erreicht, schon neigte der Tag sich zu Ende, und Désiré hatte seinen Sohn noch immer nicht einhohlen können; sein treffliches Rofs war zu Schanden geritten, es stolperte, rannte an einen Baum an und stürzte rücklings über. Nachdem sich der Ritter wieder aufgerafft, um, sein Rofs an der Hand führend, zu Fufse seinen Weg zu verfolgen, war der Jüngling ihm schon ganz aus dem Gesichte gekommen, ja er wufste nicht einmal mehr, welchen Weg er genommen hatte.

Kaum war der Ritter so auf gut Glück eine kurze Strecke durch den Wald gegangen, als er zu seiner Rechten unter einer dichtbelaubten Eiche ein Feuer erblickt. In der Meinung, Jäger hätten es angezündet und sich darum gelagert, schreitet er auf dasselbe los; findet aber dort niemand als einen Zwerg, der, in ein kurzes Mäntelchen gehüllt (Vestu de paille estreitement), Pfeffer in einem Mörser stiefs, und ein Stück von einem grofsen, fetten Eber über der Gluthpfanne schmorte. Désiré grüfst den Zwerg; dieser aber, ohne ein Wort zu erwiedern, läuft sogleich von seiner Arbeit weg nach des Ritters Pferde, führt es bei Seite, zäumt und sattelt es ab, und gibt ihm frisches Futter; dann bereitet er aus Gras, Binsen und Laub, worüber er einen Teppich deckt, einen Sitz, und bedeutet dem Ritter, sich darauf niederzulassen, immer aber, ohne ein Wort zu sprechen, vielmehr fuhr er fort, wieder Pfeffer zu stofsen.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 20.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1837.

Lais inédits des XIIe et XIIIe siècles, publiés pour la première fois, d'après les manuscrits de France et d'Angleterre, par Francisque Michel.

(Schlufs.)

Als er das Essen bereitet hatte, nahm er in jede Hand ein goldenes Becken und hing sich ein Handtuch um den Hals *). Der Ritter erkannte sogleich die Becken als dieselben, welche jene Jungfrau trug, die er zuerst an der Quelle im Walde von Blanche Lande traf; doch liefs er diefs dem Zwerge nicht merken.

Cil (li neims) li mist un dobler devant
E la salere e les cutels
E pus après dous simenels.
En une grant coupe d'or fin
Li ad li neims porté le vin,
En un esquele d'argent
Li met le hastés en présent.
Li chevalers prist un cotel,
Del lard tailla un morsel,
En la peivere l'amoilla,
Al neim l'ofri: il le manga.
Le hanap ad descoverdé,
Del vin l'a primes enbeivré;
Unkes n'i manga un morsel
Ne li donast autre si bel **).

Diefs adelich-zierliche, und doch dabei so herablassend-höfliche Benehmen des Ritters schien auf den Zwerg einen grofsen Eindruck zu machen, und als wenn er deshalb nicht länger in seinem Schweigen hätte verharren können, sprach er zu ihm: „Herr Ritter, Ihr seid weder übermüthig noch gemein; auch seid Ihr, fürwahr, hier höchlich willkommen! — Ich mufs, und sollte ich auch für die Uebertretung dieses Gebotes Schläge bekommen, ich mufs mein Schweigen brechen, um es Euch zu sagen; seid frohen Muthes! — Ich will Euch nur bekennen, dafs man mich eigens deshalb hiehergesandt hat, um Euch zu beherbergen und zu bedienen; denn wir wufsten sehr wohl um Eure Hieherkunft!" — Der Ritter antwortete: „Freund, habt grofsen Dank; auch Jenen bin ich sehr verpflichtet, die euch hiehergesandt und mich dadurch so sehr erfreut haben." — „Ei, das that ja eben Eure Freundin!" entgegnete der Zwerg, „die Euch mehr liebt als ihr eigenes Leben." — „Wie, meine süfse Freundin?" rief Désiré, „dann bin ich allerdings wohl aufgehoben!" — „Traun, edler Herr, Ihr sprechet wahr! — Auch will ich mein Möglichstes thun, damit Ihr sie sprechen könnt; wenn Ihr mit mir kommen wollt, werde ich Euch bis zu ihrem Schlafgemach führen, so dafs Ihr sie ruhen sehen sollt." — Der Ritter war natürlich gleich dazu bereit und liefs sich von dem Zwerge zu dem Schlosse führen, in dem sich seine Dame aufhielt. Als sie aber zu ihrem Schlafgemach gekommen waren, konnten sie keinen anderen Eingang finden, aufser durch ein Fenster. Durch dieses sahen sie in das Gemach, das durch viele Wachskerzen spiegelhell erleuchtet war; in der Mitte desselben standen zwei kostbar geschmückte Betten, auf denen zwei Damen ruhten. Der Zwerg zeigte sie dem Ritter, sagte ihm, dafs eine davon seine Freundin, und die andere deren Schwester sei, und ermunterte ihn, ohne Umstände einzusteigen; er werde da nur

*) Bekanntlich war es im Mittelalter Sitte, sich auch *vor* dem Essen die Hände zu waschen, aus dem guten Grunde, weil man meist paarweise (gewöhnlich ein Herr und eine Dame) aus einem Teller afs (vergl. *Legrand d'Ausy*, Hist. de la vie privée des François. Paris. 1815. Tom. III. p. 312 et 313).

**) Es war, nach der Sitte des Mittelalters, ein Zeichen besonderer Gunst und grofser Herablassung, wenn ein Höhergestellter zuerst aus dem Becher trank und dann ihn einer Person niedereren Ranges reichte; hier treibt der Ritter die Höflichkeit so weit, mit dem Zwerge jeden Bissen zu theilen.

noch ein ihm wohlbekanntes Mädchen wachend und an einem Oberkleide (bliaud) der Herrin nähend finden. Désiré ist sogleich dazu bereit, und springt mit beiden Füfsen durch das Fenster; verliert aber das Gleichgewicht und stürzt vor den Betten nieder, so dafs er sich in der Seite schwer verwundet und von dem harten Falle das ganze Gemach wiederhallt. Die Schwester seiner Freundin erwacht darüber und schreit vor grofsem Schreck laut auf; sie ruft die Ritter herbei und heifst sie sich schnell waffnen. Da ergreift das Mädchen, das gewacht und an dem Kleide genäht hatte, den Ritter bei der Hand und zieht ihn fort, indem sie sagt: „Edler Herr, nun trage ich Euch meine Schuld ab; denn wenn Ihr in diesem Zimmer wäret ergriffen worden, so hättet Ihr wahrlich den Tod davon gehabt. Von Eurem Edelmuthe erwarte ich, dafs ich meinen Dienst an keinen Unwürdigen verschwendet habe, und dafs Ihr, könnt Ihr mir je vergelten, meiner eingedenk sein werdet." — Als sie aber an dem Zwerge vorbeikamen, schlug das Mädchen nach ihm, warf ihm seinen boshaften Verrath an dem edlen Ritter vor, und befahl ihm, sich alsogleich zu packen *). Eilig geleitet nun die Jungfrau den Ritter zum Feuer zurück, wo er in dem doppelt schmerzlichen Gefühle, das ihm seine schwere Wunde und der Verdrufs über den erlittenen Schimpf verursachen, den noch übrigen Theil der Nacht zubringt; kaum aber graut der Tag, so sattelt und besteigt er sein Rofs, und kehrt nach Hause zurück.

Einige Zeit darnach kam der König nach Calatir und entbot alle Barone dieser Gegend, seine Vasallen, zu einem Hoftage, den er nächste Pfingsten hier halten wollte. Natürlich fand sich auch Désiré, der Liebling des Königs, dabei ein. — Das Hochamt war vorüber; der König war mit seinen Baronen bereits aus dem Münster zurückgekommen und wollte sich eben zur Tafel setzen, als eine Dame mit einem Mädchen, auf Maulthieren reitend, in dem Saale erschien;

Vestues furent richement:
Lur dras valent cent marz d'argent,
Dous blancs mulz chevauchèrent
E dous blancs espereveres portèrent.

Der König und alle, die sie sahen, konnten sich nicht genug verwundern ob ihrer aufserordentlichen Schönheit und zierlichen Haltung; ihnen folgte ein Junker (damaisel), der ebenfalls an Schönheit alle übertraf. Vor dem Könige hielten sie, und die ältere der beiden Damen verneigte sich züchtiglich und sprach also zu ihm: „Sire, ich habe Euch diese beiden jungen Leute zugeführt, damit Ihr den Junker zum Ritter schlaget, und das Mädchen vorsorget. Das wird Euch Ehre bringen; denn, in Wahrheit, *ich* bin ihre Mutter, und *Désiré* ist ihr Vater. Mit Fug mögt Ihr daher Euch *der* Kinder annehmen, die einen so ausgezeichneten Ritter und eine Dame meines Gleichen zu Aeltern haben. Grofse Ehre habe ich Euch heute erzeugt, dafs ich mein Gebiet verlassen und hieher zu Euren Hof gekommen bin." — Der König erklärt sich bereit, das Begehren der Dame nach besten Kräften zu erfüllen, und ladet sie ein, an der Tafel Platz und Theil an dem Feste zu nehmen. Sie lehnt jedoch diese Einladung ab, und verlangt von ihm, ihr nur noch eine Bitte zu gewähren: er möge sie nämlich nach feierlichem Brauche (lealment) mit ihrem Freunde vermählen lassen; denn sie wolle ihn mit sich führen,

„Od mei vivera tut sun eé,
Jà n'en quera confessiun
Ne pénitence ne pardon."

Der König läfst nun den Junker mit reichen Waffen ausrüsten (aduber), gürtet ihm selbst das Schwert um, und ertheilt ihm eigenhändig den Ritterschlag;

De Moreis e de Leoneis
Aveit à la feste dous reis,
Ç'à li chauçat les espèruns
Par grant honur à genuluns.

Dann erklärt der König vor der ganzen Versammlung, dafs er selbst die wunderschöne Jungfrau zur Gemahlin nehmen und zur Königin machen wolle. — Endlich wird Désiré mit seiner Freundin in dem Münster feierlich getraut. Kaum ist diefs geschehen, so erklärt die Dame, nicht länger weilen zu wollen; sie begehrt Urlaub, um sogleich in ihr Land zurückzukehren, und fordert den Ritter auf, ihr zu folgen; denn sie hätten nun ihre Kinder hier reich versorgt, die, sobald sie könnten, sie gewifs besuchen würden.

Désirez munte, si s'en va
Od s'amie ki l'enmena.

*) Es braucht wohl kaum bemerkt zu werden, dafs der *Zwerg* auch hier ganz den *elbischen* Charakter zeigt; er ist kunst- und dienstfertig; aber boshaft und hinterlistig, weil er wider seinen Willen dienen mufs (vgl. *Grimm*, Irische Elfenmährchen; S. LXXXVII—LXXXIX; und Deutsche Mythologie; S. 259 ff.).

Od li remeist en tele manere
Ke pus ne repeira arere,
De returner n'et-il mès cure.
Pur remembrer cest aventure,
En (ont) ancient un lai trové,
Si l'apel[er]ent Désiré.

Ueber die beiden anderen Lais können wir uns kürzer fassen. Zwar erscheint der Text derselben auch hier zum erstenmale nach der Hdschr. 7218 der k. Bibliothek, wozu der Herausg. die Varianten aus der Hdschr. 7615, die sie ebenfalls beide enthält, im Anhange gegeben hat (zu dem Lai du Conseil sind noch überdiefs die abweichenden Lesarten aus der Eingangs ausführlich besprochenen Hdschr. des Hrn. Techener beigegeben); ihr Inhalt aber ist auszugsweise bereits bekannt gemacht worden; nämlich vom „*Lai de l'Ombre*" durch *Le Grand d'Aussy* (Fabliaux et Contes. Edition de Renouard, Paris, 1829. Tom. I. p. 255—257) und besser durch Hrn. *Amaury Duval* (in der *Histoire litt. de la France*; Tom. XVIII. p. 777—779; Art. *Jehan Renax*); Hr. Michel hält jedoch den „*Jehan Renart*", wie sich der Bearbeiter dieses Lai nennt, nicht für dieselbe Person mit jenem Renax oder Renault, dem Verf. eines Theils des „Roman du Chevalier au Cygne" und des „Lai d'Jgnaurès"? *); und vom „*Lai du Conseil*" ebenfalls durch *Le Grand d'Aussy* (l. c. Tom. III. p. 240—245) und durch Hrn. *Paulin Paris* (im „*Bulletin du Bibliophile*"; 2e. Série, 1836. No. 7. p. 247—248) **). Ueberdiefs unterscheiden sich diese beiden Lais schon sehr merklich, und sehr zu ihrem Nachtheile, von dem „del Désiré", und tragen, wenn ihnen auch ächte Volkslieder zu Grunde gelegen haben sollten, schon *durch und durch das Gepräge höfischer Künstelei*; denn ihren Bearbeitern war es, wie sie ganz nach höfischer Art ausdrücklich und mit breiter Selbstgefälligkeit gleich im Eingange erklären, hauptsächlich darum zu thun, *ihren Witz* (sens) zu zeigen, *ihre subjektiven Ansichten* anzubringen, und durch *zierliche Rede* (bien dire; biaus diz) ein *den Freunden höfischer Kunst gefälliges* Werk zu liefern (Se ma *cortoisie* s'aoevre A fere aucune *plesant oevre*); daher ist auch in diesen Lais das stoffliche Interesse schon durch endlose Dialogen, spitzfindige Liebesdialektik und breites Moralisiren geschwächt und zurückgedrängt. Doch enthalten auch sie mehrere, für die Sittengeschichte interessante Details, und jedenfalls ist schon in sprachlicher Hinsicht ihre Bekanntmachung im Originale ein wahrer Gewinn, wodurch sich Hr. Michel, der noch aufserdem eine ziemlich lange, eine Anspielung im Lai de l'Ombre erläuternde Stelle aus dem noch ungedruckten „*Roman de l'Escouffle*" im Anhange mitgetheilt hat, neue Ansprüche auf den Dank aller Freunde der altfranzösischen Literatur erworben hat.

Ferdinand Wolf, in Wien.

*) Wenigstens ist das Lai de l'Ombre aus derselben Zeit, *dem Ende des XII. Jahrh.*, wie das Lai d'Jgnaurès, wie aus folgender Erwähnung *Salaheddin's* (st. 1193) in dem *ersteren* (p. 51) hervorgeht:

Je voudroie estre en la prison
Salahadin .V. anz ou .VI.

**) Der Verf. des „Lai du Conseil" nennt sich zwar nicht; gibt aber im Epiloge folgende Auskunft über sich:

Uns chevaliers qui ne vout mie
Que l'aventure fust périe
Nous a cest lai mis en romanz
Por enseigner les vrais amanz;
Le plus bel que il pot l'a fet,
L'un mot après l'autre retret;
Mès moult se puet esmerveillier
Que il ne se set conseillier
D'une amor dont il est sorpris,
Ainz dit qu'il est autressi pris
Com cil qui en la bée maint.
Or prions Deu que il l'amaint
A droit port et à droit rivage,
Qu'en la fin se tiegne por sage.

XVIII.

***Adolphi Eduardi Grube, Dr. Phil., de Pleione carunculata Diss. zootomica cum tabula aënea. Regiom. Boruss.* 1837. 30 *S. gr.* 4.**

Von den im Meere lebenden Anneliden, die den Arten nach in nicht geringer Zahl vorkommen, sind bis jetzt nur höchst wenige auf ihren innern Bau näher untersucht worden. Ein jeder Beitrag, der diesen kennen lehrt, mufs daher den Zootomen und Zoologen recht sehr erwünscht sein. In der angeführten Schrift nun ist einer der gröfsern Seewürmer, den der Verfasser an der Küste von Sicilien in Menge erhielt, und im noch frischen Zustande zu zergliedern Gelegenheit hatte, ausführlich beschrieben, die Beschreibung aber auf sorgfältige und, wie es scheint, sehr genaue Untersuchungen begründet worden; weshalb denn diese Schrift wohl als eine erfreuliche Bereicherung der Literatur über die Würmer betrachtet, und einer besondern Beachtung werth sein dürfte. Als Einleitung ist eine Beschreibung des Aeufsern gegeben und unter andern die Bemerkung gemacht worden, dafs die Zahl der Leibesringel sehr stark variirt, und kleinere Exemplare mitunter derselben weit mehr, als gröfsere besitzen. Darauf folgt die Be-

schreibung der Hautdecken, der Muskeln und Borsten, des Nervensystemes, der Augen, des Darmkanales, des Blutgefäſssystemes, der Kiemen und der Geschlechtswerkzeuge. Am ausführlichsten sind das Nervensystem, das Gefäſssystem und der Darmkanal abgehandelt worden.

Die Anordnung der Muskelfasern ist nach der davon gegebenen Schilderung eine ähnliche, wie bei Nereis; nur scheinen seitliche Längsbündel zu fehlen. Die Borstenbündel dagegen besitzen nicht blos, wie bei Nereis, hervorziehende, sondern auch zurückziehende Muskel-Fasern. Die beiden Stränge des Bauchmarkes sind in *jedem* Leibesringe ganglienartig angeschwollen, und liegen, wie gewöhnlich bei den Anneliden, mit Ausnahme ihres vordersten, oder des den Schlundkopf umfassenden Theiles in einer gemeinsamen Scheide: dicht hinter dem Schlunde aber sind sie durch eine aus zwei Nervenfäden bestehende Brücke untereinander verbunden, was an manche Crustaceen erinnert. Auſser dem Bauchmarke kommen, was Stannius früher schon bei Amphinome rostrata bemerkt hatte, noch zwei Ganglienketten vor, die nach der ganzen Länge des Körpers an den Seitenwänden verlaufen, durch nervöse Querfäden mit dem Bauchmarke verbunden sind, und vorzüglich für die Borstenbündel bestimmt zu sein scheinen: eine jede besteht nur aus einer einfachen Reihe von Ganglien und Längscommissuren. Das rundliche Gehirn schickt zwei, der vorderste Theil eines jeden Stranges des Bauchmarkes vier zarte Nerven zum Schlundkopfe, die aber in diesem bald verschwinden. Die vier sehr kleinen Augen enthalten eine Schichte purrothen Pigmentes (Choroidea) und besitzen eine Pupille. Wie das Nervensystem, ist auch das Gefäſssystem weit zusammengesetzter, als bei Nereis. Von Längsgefäſsen der Leibeswand kommen nicht, wie bei dieser zwei, sondern sieben vor. Vier von ihnen liegen auf der Bauchwand, und zwar so, daſs die des einen Paares dem Bauchmarke, das sie zwischen sich haben, dicht anliegen, die des andern Paares aber in geraumer Entfernung von ihm verlaufen. Die drei übrigen Längsgefäſse gehören der Rückenwand des Leibes an. Jene unteren haben eine venöse, diese obern, die übrigens eben so, wie jene, durch einfache quere Anastomosen unter einander zusammenhängen, eine arterielle Function. Das mittlere obere Längsgefäſs sendet einen starken Ast zum Darmkanale, der sich in einen hintern gröſsern Zweig, der auf der gröſsern hintern Hälfte des Darmes nach hinten verläuft, und zwei bis drei kleinere Zweige theilt, die auf dem vordern kleinen Theile des Darmes sich nach vorne begeben, und von denen der eine in zwei paarige Wundernetze übergeht. Diese haben auf dem Magen und Schlundkopfe ihre Lage, und hängen durch zwei Kanäle mit den beiden äuſsern untern Längsgefäſsen zusammen. Nach den Beschreibungen und Abbildungen zu urtheilen, ist bei Amphinome die transverselle Strömung des Blutes über die longitudinelle bei weitem vorherrschender, als bei Nereis, überhaupt aber die Strömung bei ihr bedeutend von der verschieden, welche Referent bei Nereis pulsatoria zum Theil wirklich beobachtet hat, zum Theil annehmen zu müssen sich aus physiologischen Gründen genöthigt sah. Ob sich dieselbe jedoch ganz so verhält, wie der Verfasser angegeben hat, wird sich künftig nur erst durch Beobachtung lebender jüngerer Exemplare der Amphinome entscheiden lassen. Durch welche Vorrichtung der sogenannte Rüssel hervorgezogen werden kann, ist von dem Verfasser nicht angegeben worden. Ob zwischen Darm und Leibeswand häutige Diaphragmen vorkommen, wie bei manchen andern Anneliden, geht aus der Schrift nicht hinreichend hervor: doch scheint es, daſs sie fehlen, und daſs nur allein Muskelfasern von der Leibeswand zu dem Darm herübergehen. Daſs die Kiemen nur aus Blutgefäſsen und sie bekleidender Epidermis bestehen sollten, ist nicht gut möglich; ein Corium ist gewiſs auch in ihnen vorhanden, wenn gleich vielleicht von groſser Zartheit. Eier fand der Verfasser in groſser Menge zwischen Darm und Leibeswand, desgleichen äuſserlich an den Borsten: auch zwischen Epidermis und dem übrigen Theile der Haut fand er dieselben; hierhin jedoch konnten sie wohl nur durch widernatürliche Oeffnungen gelangt sein. Die Eierstöcke sind ansehnlich groſs, und von ihnen liegt in je einem Leibesringel immer ein Paar: ihren Bau konnte der Verfasser nicht genau erkennen: männliche Geschlechtswerkzeuge lieſsen sich nicht auffinden. — Druck und Papier sind zu loben. Die Kupfertafel ist, was den Stich anbelangt, ausgezeichnet schön: Hinsichts der Zeichnung aber wäre zu bemerken, daſs in Fig. 1. die Faltung des Darms viel zu stark angegeben und widernatürlich zu sein scheint.

H. Rathke.

№ 21.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1837.

XIX.

Die Pest des Orients, wie sie entsteht und verhütet wird: drei Bücher von Dr. C. J. Lorinser. Berlin, 1837. *Verlag von Th. Chr. Fr. Enslin. XII. u.* 461 *S.* 8.

Seit langer Zeit hat Ref. kein Buch gelesen, das einen so angenehmen Eindruck der Befriedigung zurückgelassen hätte. Klarheit und Einfachheit der Darstellung, Genauigkeit der Thatsachen, Richtigkeit der Folgerungen, Beschränkung derselben auf das, was aus den Vordersätzen unmittelbar und unbestreitbar folgt, Vermeidung völlig willkürlicher Voraussetzungen sind Eigenschaften, die man nur selten von den neuern Untersuchungen über Gegenstände der Medicin zu rühmen sich berechtigt halten kann. Freilich kann eine Untersuchung, wie der Verf. sie unternahm, ihrer Natur nach die Aufstellung von Hypothesen nicht entbehren. In grofser Anzahl finden sie sich auch hier entwickelt. Allein es sind nicht, wie so oft, Vermuthungen, die ihre Begründung erst von zukünftigen Untersuchungen, Beobachtungen und Versuchen erlangen sollen, sondern, was sie nur sein können und sein müssen, Voraussetzungen, durch welche Einheit und Zusammenhang in die bis jetzt bekannten Thatsachen gebracht wird. Sie müssen in einer Erfahrungswissenschaft so lange als gültig und für fernere Untersuchung als leitend angesehen werden, als sie mit keiner bestimmten Thatsache im Widerspruch stehen. Führt die Erweiterung des Wissens auf Thatsachen, die mit ihr nicht zu vereinigen sind, so mufs die Voraussetzung erweitert, oder verändert werden, bis auch die sich ihrer Herrschaft fügen. Gelänge dies nicht, so müfste sie als unwahr verlassen, und eine neue gebildet werden. Denn entbehrlich sind nun einmal solche Hypothesen nicht, wenn das Gebiet unseres aus der Beobachtung geschöpften Wissens nicht ein unzusammenhängendes Chaos von vereinzelten Thatsachen bleiben soll, wo wohl die Masse verworren aufgehäuft ist, aber der Geist fehlt, der sie entwickelt und ordnet. Diese Ansichten hat auch der Vf. immer im Auge behalten, und selbst bestimmt ausgesprochen (p. 271).

Die vorliegenden Untersuchungen gehen nach zwei Richtungen, die nur wenig mit einander in Verbindung stehen. Die erste ist eine rein historische, das wiederholend, was Andere vor und mit ihm beobachteten, und welche Vorschriften sie darauf baueten, um die Verheerungen der Pest abzuhalten, zu vermeiden, zu unterdrücken. Der Natur der Sache nach können diese Mittheilungen nur Bekanntes enthalten. Das Verdienst kann nur in der Art der Darstellung liegen. Ist diese zweckmäfsig, der Absicht gemäfs, erschöpfend, deutlich, einfach und edel gehalten; was kann man mehr fordern? Und wer könnte diese Eigenschaften der Darstellung unseres Verfs. absprechen? Ohne sich in ermüdende und unwesentliche Einzelnheiten zu verlieren, beschränkt er sich mit Recht allein auf diejenigen Beobachter, die als die Repräsentanten der herrschend gewordenen Ansichten einer bestimmten Zeit über die Entstehung, Verbreitung, Abhaltung, Beschränkung, Unterdrückung und Behandlung der einzelnen Formen der Pest angesehen werden müssen. So blieben alle die Schriftsteller unberücksichtigt, die nur wiederholten, was schon früher bekannt und benutzt war. Im ersten Buche bis pag. 110 werden die Grundsätze über Entstehung und Behandlung der Pest, sowohl als Seuche, wie bei Einzelnen, von Thucydides, bei dem sich die erste Pestbeschreibung (430 v. Chr.) findet, bis auf Russel am Ende des 18ten Jahrhunderts in den wichtigsten Zügen genügend nachgewiesen. Das dritte Buch (pag. 307—461) ist den Vorschriften gewidmet, die man in den verschiedenen Ländern Europas in Ausübung brachte, um dem Eindringen der Pest einen Damm entgegen zu setzen, und war sie einmal aus-

gebrochen, ihre Verbreitung entweder völlig zu unterdrücken, und war auch dies nicht mehr ausführbar, doch möglichst zu beschränken. Die Einfachheit und Klarheit des Vortrages sowohl, wie die Bemerkungen, womit der Verf. ihn durchwebt, machen diesen Abschnitt höchst beachtenswerth, nicht blos für die Aerzte, die berufen sind als Kunstverständige ihre Meinung abzugeben, sondern hauptsächlich für die Mitglieder der Regierungsbehörden, denen die Entwerfung und Ausführung der erforderlichen Mafsregeln in letzter Instanz zusteht.

Das zweite Buch (p. 115—306) enthält die Entwickelung und Begründung derjenigen Erfahrungssätze, von denen alle im dritten Buche dargelegten Mafsregeln abgeleitet werden müssen. So sehr man nun auch im Allgemeinen den Ansichten des Verfs. beistimmen mufs, so darf man sich doch auch nicht verhehlen, dafs die aufgestellten nicht die unbedingte Gültigkeit in Anspruch nehmen können, die der Vf. ihnen zugesteht, und dafs man mehrere beschränkende Zweifel ihnen mit Recht entgegensetzen kann. Allein wo fände sich in einer Erfahrungswissenschaft vollkommene Gewifsheit der abgeleiteten Sätze? Es mufs genügen, wenn diese nur keiner Thatsache widersprechen; ein Ziel, das zu erreichen auch dem Verf. genügte. Doch darf dies keinen mit dem Gegenstande Bekannten abhalten, diese Zweifel ohne Scheu auszusprechen, selbst wenn er sich auch nicht im Stande fühlt ein Besseres mehr Begründetes an die Stelle zu setzen: eine Bemerkung, die das Folgende zur Entschuldigung in Anspruch nimmt.

Aus der bedeutenden Reihe von hypothetischen Sätzen, die in den Kreis der Untersuchung gezogen sind, sollen hier die wichtigsten herausgehoben werden. Wenn sie einzeln beschränkt wurden, so konnte das nicht in der Absicht geschehen, sie zu entkräften. Nur sollte nachgewiesen werden, dafs sie nicht berechtigt sind, ihren hypothetischen Ursprung zu verläugnen, und sich in dem Gebiete der keinem weitern Zweifel unterliegenden Wahrheiten zu behaupten. Eine Stellung, die der Vf. vielfältig für sie in Anspruch nimmt.

I. *Die Pest wird ursprünglich in Egypten erzeugt.* Hier treffen alle Umstände zusammen, die geeignet sein können ein Miasma zu bilden, das so verderblich auf die in seinem Bereiche lebenden Menschen einzuwirken im Stande ist. Das Nilthal ist aus dem Wasser selbst erst nach und nach gebildet; es war ursprünglich nicht vorhanden. Später war es ein Sumpf, den die Kunst bewohnbar machte. Wie das Land unter die Herrschaft der Mahomedaner kam, wurden die zur Regulirung der Ueberschwemmung errichteten Bauwerke vernachläfsigt. Mit ihrem Verfall verminderte sich die bisherige aufserordentliche Fruchtbarkeit. Die Ausdünstung der vielen faulenden vegetabilischen und animalischen Substanzen wirkte krankmachend auf die Bewohner. Freilich erfolgt die Anschwellung des Nils auch jetzt noch regelmäfsig. Das Wasser steigt mit Anfang des Junius, und erreicht seine gröfste Höhe am Ende des Septembers. Das ganze Nilthal ist dann von Wasser bedeckt. Dies dauert 14 Tage. Mitte Novembers ist das Wasser wieder zur Hälfte abgelaufen, am Ende Mai völlig. Die letzten drei Monate sind die ungesundesten. Dann wehet der heifse Südwind fast unausgesetzt (Chamsin). Der Thermometer steigt oft bis auf 40 Grad R., und wechselt wohl in einem Tage zwischen 14 und 40 Graden. Der reichlich sich verbreitende Staub ist mit Salmiac und Salpeter vermischt. Dieser Ueberflufs von Wärme, Feuchtigkeit und Licht bedingt einen wuchernden Bildungstrieb, nicht blos zum Guten, auch zur Erzeugung schädlicher Stoffe (p. 124). Vom September bis Junius herrscht die Pest regelmäfsig, wenn auch nicht immer als Seuche, doch einzeln, oder in geringerer Kraft als ein Faulfieber mit Drüsen-Anschwellungen (Bäulenfieber). Vom Junius an verschwindet sie vollkommen, selbst die mit Pestkranken in Berührung gewesenen Sachen verlieren die ansteckende Kraft (p. 240). In diesen freien Monaten wehen Winde, die einen nördlichen Strich halten, früher Etesien genannt (Diodor I. 39.), jetzt die elisäischen. Die durch die Ueberschwemmung und die grofse Hitze herbeigeführten schädlichen atmosphärischen Einwirkungen verschwinden mit dem Eintritt und als Folge dieser kühlen regelmäfsig denselben Strich wehenden Winde. Der Einwurf, dafs die alten Schriftsteller die Eigenthümlichkeit des Klimas von Egypten die Pest zu erzeugen nicht erwähnen, kann die Folgerung, dafs dies jetzt der Fall sei, nicht entkräften. Denn der auf dies Nicht-Erwähnen gestützte Schlufs ist eines Theiles nicht richtig, da in der Bibel so oft, wenn auch nur in allgemeinen Ausdrücken, von der Pest die Rede ist, da das dem April entsprechende Sternbild nur aus dem Grunde Scorpion

genannt sein konnte, und da die Thiere, die sich von Insecten und Leichen nähren, göttlich verehrt wurden; andern Theils ist die Art zu leben, zu wohnen der jetzigen Einwohner weit weniger der Gesundheit gemäfs. Sie sind jetzt gezwungen in niedrigen, feuchten Hütten zu wohnen, sich mit groben Speisen zu nähren, sich schlecht zu kleiden, und die durch die nicht mehr gut geregelte Ueberschwemmung verdorbene Luft einzuathmen. — Dies sind in zusammen gedrängten Zügen die Thatsachen und Gründe, die von dem Verf. mit Gewandheit benutzt sind, um den egyptischen Ursprung der Pest nachzuweisen. Man wird einräumen, dafs die Eigenthümlichkeit des Klimas in Egypten hinreichend die Bedingungen liefert zur Erzeugung einer Luftverderbnifs (Miasma), die bei gleichfalls begünstigenden Bedingungen in den Bewohnern eine krankhafte Reaction hervorbringt, die unter den Erscheinungen der Pest sich ausspricht. Doch die Möglichkeit ist immer noch nicht Wahrheit. Der Einwurf, dafs früher in Egypten die Pest nicht bekannt war, wie noch 18000 Städte, und selbst zu den Zeiten Diodors (I. 31.) noch 3000 den Raum bedeckten, wie man 20000 Einwohner auf einer Quadrat-Meile zählte, kann nicht durch die angeführten Umstände beseitigt werden. Herodot sagt bestimmt, Egypten sei ein gesundes Land (III. 77.), Plinius der jüngere schickte seinen freigelassenen Zosinus, der am Blutspeien litt, des gesunden Klimas wegen nach Egypten (V. 18). Auch Galen empfiehlt seinen an der Brust leidenden Kranken den Aufenthalt in Alexandrien, Alpin widmet ein eignes Kapitel den Ursachen: cur longaevi sint Aegyptii (I. 9.). Auch ist der erbärmliche Gesundheits-Zustand der jetzigen Bewohner gewifs mit zu starken Farben gezeichnet. Alpin bemerkt ausdrücklich, viele erreichten ein sehr hohes Alter. Auch redet der Umstand, dafs der jetzige Regent eine Armee von 100,000 Mann bei einer Bevölkerung von etwa 2 Millionen daurend unterhalten kann, dieser Ansicht nicht das Wort. Dafs aufserdem die Gründe für den immer lokalen Ursprung der Pest in Egypten nicht von der Stärke sind, die Beobachter an Ort und Stelle zur Ueberzeugung zu zwingen, ist aus vielen Aeufserungen derselben ersichtig (Alpin, Volney, Wolmar etc.).

II. *Aufser Egypten erzeugt sich die Pest in keinem Lande.* Jedes Land ist die Bildungsstätte eines eigenthümlichen Seuchen-Giftes. Amerika erzeugt das gelbe Fieber, Indien die Cholera, Europa den Typhus, die Steppen zwischen der Donau und der Wolga die Rinder-Pest; Afrika die eigentliche Beulen-Pest (p. 128). Es läfst sich von keiner einzigen Pestseuche beweisen, dafs sie in Europa ursprünglich oder von selbst entstanden sei (p. 261); im Gegentheil hat man den Ursprung immer auf die Levante zurückführen können. — Wenn man nun auch die erste Hypothese als hinreichend begründet einräumen mufs, so erscheinen doch offenbar die Gründe, die für die zweite vorgebracht werden können, zu schwach, um auch sie einzuräumen. Die zu Beweisen benutzten historischen Umstände haben nie allgemeine Anerkennung gefunden, und konnten es ihrem zweifelhaften Ursprunge nach auch nicht. Und um die Behauptung geltend zu machen, es habe bei Entstehung und Unterhaltung der Pestseuche in Europa an den Bedingungen der Erzeugung gefehlt, müfste man die Bedingungen, die wesentlich zur Erzeugung in Egypten erforderlich sind, mit Bestimmtheit angeben können. Das ist aber nicht thunlich. Nur zwei sah man jedesmal dem Ausbruch der Pest in Egypten vorhergehen, und ihre Verbreitung begleiten: Feuchtigkeit und Wärme in einem bestimmten, jedoch unbekannten Verhältnifs verbunden. Diese finden sich aber auch in vielen andern Gegenden, wo man die Pest entstehen sah, und auch da, wo sie nie beobachtet wurde, wenn schon die Oertlichkeit viele Aehnlichkeit mit der des Nilthals zeigte, wie die Niederungen an den Ausflüssen mehrerer Ströme. Was mufs nun in Egypten noch hinzukommen, um die zur Erzeugung der Pest nothwendigen Bedingungen zu vervollständigen? Freilich zählt man viele Einflüsse auf; allein keiner kann für einen jedesmaligen Begleiter, oder Vorläufer eines Pest-Ausbruches erkannt werden; und einzeln findet man auch jeden in andern Gegenden. Jede Gegend, wo die Pest ausbrach, weiset daher auch die ursprüngliche Erzeugung, wie einen unbegründeten Vorwurf zurück, und beschuldigt eine andere, woher sie eingeschleppt sei. So beschuldigt man in Constantinopel Egypten und umgekehrt hier jenes (p. 263). Aus den bisher bekannt gewordenen Thatsachen läfst sich der Satz, nur allein in Egypten habe sich die Pest ursprünglich erzeugt, und alle übrigen Gegenden der Welt könnten nur von Egypten aus durch Verschleppung sie erhalten, nicht ableiten; und wenn auch keine Beobachtung dieser Behauptung gradezu wider-

spricht, so darf man derselben doch keine höhere Stellung einräumen, als die einer unerwiesenen und nicht zu erweisenden Voraussetzung.

III. *Die Pest, wenn erloschen, erzeugt sich unter den zurückkehrenden begünstigenden Bedingungen jedesmal wieder von neuem.* Die Behauptung, das einmal erzeugte Contagium der Pest sei fortbestehend, nur schlummernd, nie vertilgt, bei zufälligen Begünstigungen wieder zur Thätigkeit erweckt, ist gänzlich grundlos, und willkürlich (p. 128). Das Gegentheil wird durch den Gang, den die Pest in Egypten regelmäfsig nimmt, hinreichend erwiesen. Vom Juni bis September herrscht sie daselbst nie, selbst die von Pestkranken getragenen Kleidungsstücke verlieren die ansteckende Eigenschaft. Das Zurückkehren der erloschenen Bedingungen erzeugt sie im September wieder. Für diese Hypothese spricht die Analogie vieler andern Seuchen, wie das gelbe Fieber, der Typhus, die Cholera, selbst die Blattern, Masern u. s. w.

IV. *Die Pest entwickelt sich aus niedern Krankheits-Formen desselben Ursprungs.* Die Analogie redet dieser Ansicht das Wort. Allen Seuchen gehen gelindere Fälle voraus, ehe die bestimmte Form in einzelnen und mehreren völlig ausgebildet erscheint, so dem Wechselfieber, dem gelben Fieber, dem Typhus (p. 141). Ein eigenthümlicher Lebens-Procefs liegt ihnen zum Grunde, der entstehet, blühet, vergeht. Anfangs fehlen noch die charakteristischen Erscheinungen, oder sind erst in der Anlage, der eigentlichen ausgebildeten Form mehr oder weniger ähnlich. In Egypten beobachtet man einzeln, oder auch häufiger, doch dann nur an einzelnen Orten ein Faulfieber, in dessen Verlauf auch Bubonen zum Vorschein kommen. Wer könnte hier die auf einer niedern Stufe stehende Pest verkennen? (p. 148, 245) — Allerdings wohl niemand aus dem einfachen Grunde, weil dies wirkliche Pestfälle sind. Welche andere bestimmte Erscheinungen um die Pest zu karakterisiren, könnte man wohl aufstellen, als Fieber mit gesunkenen Lebenskräften und Bubonen? Das Fieber kömmt unter den mannigfaltigsten Gestalten und Formen vor, nur allein der Ausbruch der Bubonen berechtigt zu dem Namen derjenigen Pest, deren Schilderung Vorwurf der ganzen Untersuchung ist. Wenn nun auch im Verlaufe einer Pest-Seuche öfterer Fälle beobachtet wurden, wo entweder der Tod früher erfolgte, ehe die Bubonen sich ausbildeten, oder wo eine günstige Reaction des Organismus die Ausbildung der vollendeten Form verhinderte, und folglich Fieber in Folge der Pest-Ansteckung entstanden ohne Bubonen, so darf man sich doch nicht berechtigt halten, einem Fieber mit tief gesunkener Lebenskraft und Entmischung des Blutes, wenn Bubonen unter die Zahl der Symptome gehören, den Namen der Pest zu verweigern. Wenn in solchen Fällen sich die Pest nicht auf andere Menschen verbreitet, so darf man nicht vergessen, dafs die Ausbildung eines Contagiums nicht in jedem einzelnen Falle eine nothwendige Eigenschaft der Pest ist. Dies hängt von Bedingungen ab, die sich in jedem Kranken begünstigend gestalten müssen; und auch selbst dann, wenn das Contagium sich wirklich vollkommen ausbildet, so ist die Uebertragung desselben auf andere Menschen, die in dessen Bereich kommen, wieder kein nothwendiger Erfolg. Auch dies hängt von Bedingungen ab, die begünstigend für den Uebertritt und für die Empfänglichkeit dessen sein müssen, den es erreicht. Unmittelbar vor Ausbruch der Pest hat man die verschiedenartigsten Krankheitsformen beobachtet, und als Vorläufer der Seuche erklärt, bald die Blattern, die mannigfaltigsten katarrhalischen Beschwerden, bald sogenannte Gallen- und Faulfieber, bald Ruhren u. s. w. Es erscheint demnach auch hier, wie bei allen allgemein in einer Gegend verbreiteten Krankheiten die Behauptung, die unmittelbar vor Ausbruch derselben beobachteten Krankheiten hingen von denselben Ursachen ab, oder wären, wie man sich ausdrückt, niedere Formen derselben, wie eine nicht hinreichend begründete. Die Krankheiten sind Folge des Streites des Organismus gegen die schädlichen, auf seine Zerstörung ausgehenden Einflüsse. Die Erscheinungen müssen wechseln, je nachdem einer dieser Krankheitsfactoren sich verändert, sei es der Quantität oder Qualität nach. So ist jede Krankheit, als Resultat dieses Streites eine andere, eigenthümliche, keine eine niedere Form der andern.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 22.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

August 1837.

Die Pest des Orients, wie sie entsteht und verhütet wird: drei Bücher von Dr. C. J. Lorinser.

(Schlufs.)

V. *Nicht allein das erste Entstehen, auch die Fortdauer der Pest hängt von dem Zustande der Atmosphäre ab.* Die Art der Einwirkung der Atmosphäre auf die animalische Natur ist im Allgemeinen das Resultat der Veränderung, die in ihrer chemischen Mischung sich ausgebildet hatte. Wurde diese herbeigeführt und unterhalten durch Einflüsse, die der Oberfläche des Erdbodens entsteigen, so sprechen sich die Gegenwirkungen im Organismus in dessen vegetativer Sphäre aus. Die Energie des Lebens sinkt herab, und die krankhaften Aeufserungen bestehen in Ausleerungen und Blutverderbnifs. Oder die Atmosphäre erleidet die Veränderung durch Kräfte höherer Art, durch Wärme, Licht, Electricität u. s. w. Die irritabile Sphäre wird dann ergriffen. Entzündliche Tendenzen sind die Aeufserungen, Ausschläge die Produkte. Verbinden sich beide Einflüsse, so werden alle Systeme im Organismus zur Gegenwirkung gezwungen, auch das sensibile. Dann erst erfolgen die pestartigen Seuchen. Jede Veränderung in der Thätigkeit der die Atmosphäre bildenden und unterhaltenden Kräfte bildet ein Miasma, das so lange dauert, als jene (p. 220), und mit demselben entstehen dann nicht blos die Seuchen unter begünstigenden in den Menschen selbst hinzutretenden Bedingungen; auch ihre Verbreitung und Fortdauer hängt von ihm ab. Der Organismus tritt mit ihm in Kampf, sucht es sich zu assimiliren und auszuscheiden; geschieht beides nicht vollkommen, so wirkt das Product wohl nachtheilig auf andere Menschen, allein ohne bestimmte Formen krankhafter Thätigkeit hervorzurufen (Mephitis). Ist diese Assimilation aber vollkommen, so ist die Wirkung auf andere auch eine bestimmte, im Wesentlichen unter denselben Erscheinungen wiederkehrende (Contagium). Jedoch bedürfen beide zu ihrer Wirksamkeit das Fortbestehen des Miasmas als der einen Bedingung ihrer Erzeugung, als ihrer Mutter (p. 229). Diese aus dem Conflicte des Lebens mit dem Miasma entsprungenen Effluvien können sich auch an leblose Gegenstände hängen, ihre ansteckende Kraft behalten, und so verschleppt werden. Treffen sie dann in mehr oder weniger entfernten Gegenden ein begünstigendes Miasma, so erfolgt eine Reaction in einzelnen oder mehreren Menschen, die sich in Erscheinungen ausspricht, die denen gleich oder ähnlich sind, unter denen sich dieser Stoff ausgebildet hatte. Treffen sie dieses nicht, so zerstreuen sie sich ohne weiteres (p. 235). Durch eine umständliche Untersuchung nach allgemeinen Principien der Naturphilosophie sucht der Verf. im 20sten Kapitel die zur Bildung dieses Miasmas erforderlichen Abweichungen in der Thätigkeit der die Atmosphäre bildenden Kräfte zu verdeutlichen. Ref. gesteht offen, dafs er eine solche subtile Untersuchung nicht zu würdigen weifs. Die dadurch gewonnenen Resultate haben seine Zweifel nicht gelöst. Es ist zu fürchten, dafs die meisten Leser nicht weniger unbefriedigt das Buch niederlegen werden. Im Allgemeinen gebührt dem Verf. das Lob sich immer bestrebt zu haben, den Kreis der Thatsachen nicht zu verlassen, seine Schlüsse nicht weiter zu führen, als diese reichen. Allein hier ist er in ein Gebiet gerathen, wo ohne willkürliche Voraussetzungen keine Fortschritte gemacht werden können. Doch hiervon abgesehen ist die obige Hypothese eine nothwendige Folgerung aus allen bei der Entstehung und dem Verlaufe der Pest vorkommenden Erscheinungen und Nebenumständen. Ohne sie würde es nicht begreiflich sein, warum die Pest, selbst unter anscheinend begünstigenden Bedingungen sich nur auf einen Ort, vielleicht

eine Strafse beschränkt, sich nicht weiter verbreitet, warum sie in Egypten im Juni aufhört, warum dann die mit dem Contagium geschwängerten Sachen ohne Gefahr benutzt werden können, warum bei einer allgemein verbreiteten Seuche auch diejenigen sich mehr oder weniger unwohl befinden, die von der herrschenden Krankheitsform nicht ergriffen wurden (p. 275) und viele andere Beobachtungen.

VI. *Die in einer Gegend ursprünglich oder durch Verschleppung ausgebrochene und verbreitete Pest wird immer sich selbst überlassen wieder verschwinden.* Alle Beobachtungen stimmen hiermit überein. Noch nie sah man eine Pestseuche länger dauren, als höchstens 2 bis 3 Jahr (p. 258). Die eine Bedingung zur Wirksamkeit des Contagiums ist unerläfslich nothwendig das Miasma. Nie wird sich die Pest verbreiten können, wenn dieses fehlt, nie wird sie fortdauren, wenn es verschwindet. Wie oft sah man, dafs ein Pestkranker, oder auch mehrere in eine Gegend kamen, daselbst starben, ohne dafs andere Menschen befallen wurden, wie oft sah man die Pest unerwartet ihre Verheerung einstellen, wenn noch Individuen genug übrig waren, und alle erkennbaren begünstigenden Bedingungen sich nicht verändert hatten, nicht verschwunden waren. So mufs nothwendig die Verbreitung der Pest mit dem Grade der Stärke des Miasmas im Verhältnifs stehen. So wird sich die Pest in den Ländern, wohin sie verschleppt wurde, anders gestalten, als da, wo sie ursprünglich erzeugt war. Sie verschwindet in diesen im Sommer, und herrscht in jenen dann am heftigsten, verschwindet daselbst auch mit Eintritt des Winters nicht (p. 251). Wie häufig auch die Verbindung einer Gegend, wo das Miasma fehlt, mit einer andern, wo die Pest herrscht, sich wiederholt, die Pest wird nicht entstehen, und erkrankte auch ein Einzelner unter den charakteristischen Erscheinungen, sich nicht verbreiten. Constantinopel liefert hierzu hinreichend die Belege (p. 253). Diese Beobachtungen und viele andere, die der obigen Hypothese zum Grunde liegen, sind ohnstreitig wahr und hinreichend. Allein sie drückt im Grunde die Thatsache nur mit veränderten Worten aus, und weiset zur weitern Erklärung auf ein Unbekanntes in der Atmosphäre. Was ist hiermit gewonnen? Hippokrates nannte es vor 2000 Jahren das Göttliche. Wie nennen wir es jetzt?

VII. *Das Contagium der Pest zeichnet sich durch bestimmte Eigenthümlichkeiten aus.* Die hier aufgeführten sind meistens Wiederholungen dessen, was in der ganzen Untersuchung entwickelt ist, wie: dafs es sich nicht daurend erhalten kann, sich immer wieder erzeugt, sich verschleppen läfst, sich dann verändert, nur bei begünstigender eigenthümlicher Luftverderbnifs thätig sein kann, durch freie gesunde Luft zerstreuet oder zerstöret wird u. s. w. Nur gegen die Eigenthümlichkeit, die der Verf. ihm beilegt, es könne durch Vermittelung der Luft ohne unmittelbare Berührung übertragen werden, lassen sich begründete Zweifel erheben. Bestimmte Thatsachen können nicht hierfür aufgestellt werden. Dafs sich die Pest in kleinen, engen Räumen, die von Armen bewohnt werden, häufiger und schneller verbreitet, kann unmöglich als Stütze gelten (p. 273). So weit es erlaubt ist aus negativen Beobachtungen zu schliefsen, und, da nicht eine positive widerspricht, hier mit vollem Recht, mufs man sich berechtigt halten, dem Pest-Contagium die Eigenschaft, sich durch eine Luftschicht ohne unmittelbare Berührung mitzutheilen, völlig abzusprechen.

Diese und viele andere weniger wichtige Sätze sind von dem Verf. umständlich, klar und meistens befriedigend entwickelt, mit Thatsachen belegt, und zu Folgerungen benutzt, die den wesentlichsten Einflufs auf die Mafsregeln haben müssen, die zur Vermeidung und Unterdrückung der Pest erforderlich sind.

C. Matthäi.

XX.

Paroemiographi Graeci quorum pars nunc primum ex codicibus manuscriptis vulgatur. Edidit Thomas Gaisford. Oxonii, e typographeo academico. 1836. *XXIV u.* 432 *S.* 8.

Unter den Schriften des griechischen Alterthums, welche subsidiären Werth für die Philologie haben, nehmen *die Sammler der Sprüchwörter*, wenn man ihre innere Bedeutung in Anschlag bringt, nicht den letzten Platz ein; wenn wir aber die bisherige Nutzung derselben erwägen, welche wenig über das gelegentliche Bedürfnifs hinausgeht, so mögen sie kaum einen Platz behaupten. Eine solche Gleichgültigkeit, welche mit dem grofsen und allgemeinen Interesse des Objekts in offenbarem Widerspruch steht, darf wohl be-

fremden; und vielleicht sind manche geneigt den Grund in einer nahe liegenden Voraussetzung, in der Seltenheit jener Parömiographen zu finden. Allerdings haben sie sich gewöhnlich in den Händen nur weniger und fast als beiläufiges Gut erhalten; und der Herausgeber des Arsenius, welcher die (keineswegs übertriebene) Bemerkung macht, dafs sie nicht einmal in jeder öffentlichen Bibliothek angetroffen würden, sprach seine Verwunderung aus, weshalb bei der grofsen Betriebsamkeit unserer Tage, die viele ziemlich überflüssige Dinge aufzufrischen geschäftig sei, gerade so treffliche Denkmäler des griechischen Geistes im Hintergrunde blieben. Indessen sind nicht die Exemplare noch anderer gelehrter Hülfsmittel (namentlich keine geringe Zahl Byzantiner) gleich selten gewesen, ohne darüber gänzlich vergessen zu werden? Vielmehr kann man versichern, dafs selbst wenn die Sprüchwortsammler eine gröfsere Verbreitung und überdies einen beträchtlichen Zuwachs an neuen Stücken erlangt hätten, die Ansicht und Neigung wenig verrückt wäre, so lange für das Objekt kein lebhafterer Sinn sich bildete. Es ist wol hinlänglich bekannt, dafs z. B. nach den attischen Rednern, welche nothdürftig in etlichen alten Texten bestanden, ehemals gar spärliche Nachfrage war, und auch die Aufopferung von Reiske wenig Frucht trug, ehe das Studium der verwandten Zeit- und Sachverhältnisse sich ein eifriges Publikum erwarb; und wieviel Empfänglichkeit soll man für Plato voraussetzen, der bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts in alten, unsicheren, nicht jedem zugänglichen Folioausgaben genügte. Vielleicht also würde, was die uns vorliegenden Schriftsteller betrifft, die Schuld nicht in äufserliche Thatsachen zu setzen sein; aber es steht um sie bei weitem einfacher, woraus die Beurtheilung ohne weiteres sich ergibt. Diese *Paroemiographi Graeci* sind überhaupt keine *Autoren* und besitzen keine Tradition, die wie sonst üblich um ihrer selbst willen in einer gewissen Unabhängigkeit durch Kritik und Erklärungskunst zu gestalten und zur Lesbarkeit zu bringen wäre; sondern ihr etwaniger Text mufs in ein Gemeinsames verschmolzen und in einem höheren Ganzen aufgewandt werden. Geht mithin die Gesammtmasse in einer wissenschaftlichen Bearbeitung auf, so mag man sich nicht länger wundern, dafs was Mittel zum Zweck, und zwar zu einem gering geachteten Zweck war, keine Theilnahme zu erwecken vermochte. Dies zu erläutern und im gehörigen Lichte zu fassen ist eine nähere Betrachtung des litterarischen Stoffes nöthig.

Was wir noch gegenwärtig von nationalgriechischen Sammlungen der Proverbien besitzen, ist weder in einer Gesammtausgabe vereinigt noch auf einmal bekannt gemacht worden; übrigens aber durch die alphabetische Anordnung und den Mechanismus von Centurien, welcher das Inventarium der Sprüchwörter fast Schockweise beisammen hält, ziemlich gleichartig. Zuerst erschien *Zenobius*, in einem der seltensten Drucke, *Florenz* 1497. welcher sonst, nach den angeführten Varianten zu urtheilen, nichts eigenthümliches verräth. Hieraus zog *Aldus* seine Ausgabe, worin hinter dem Aesopus (Venet. 1505.) eine Zugabe von allerwärts gesammelten Proverbien sich findet. Nach einem umfassenden Plan unternahm der gelehrte Jesuit *Andreas Schott* ein Kollektivwerk, das zu Antwerpen 1612. unter dem Titel Παροιμίαι Ἑλληνικαί. *Adagia sive Proverbia Graecorum* erschien und im Ganzen mehr als viertausend Nummern (worunter freilich viele Wiederholungen derselben Redeweise, so dafs kaum tausend als wahrer Bestand verbleiben) aus den verschiedensten Quellen lieferte. Diese sind erstlich der vulgäre *Zenobius*, wie man ihn bereits in der Aldine las; dann ein Ueberschufs von mehr als dreihundert funfzig Sprüchwörtern, welche der vollständigere römische Codex des Zenobius enthielt, hier *Vaticana Appendix* genannt; ferner zum ersten Male *Diogenianus*; die Sprüchwörter aus dem Lexikon des *Suidas*, zu denen sich die des *Hesychius* gesellen, vierzehnhundert an Zahl, und eine nicht viel geringere Menge grofsentheils versifizirter Parömien, welche schon *Joseph Scaliger* in seinem *Stromateus* vereinigt hatte: dies insgesammt ausgestattet mit einer lateinischen Uebersetzung und immer nützlichen, wenn auch öfters leicht gearbeiteten und aus Erasmus gezogenen Noten, sowie die griechischen Texte manche Verbesserung aufgenommen und für den Gebrauch durch Register die nöthige Uebersichtlichkeit gewonnen haben. Gleichwohl dachte Schott von seinen Bemühungen nicht zu hoch, sondern er forderte die Freunde des Alterthums auf die von ihm gelassenen Rückstände — *quae a nobis in argumento prope infinito sunt relicta*, *re-*

licta autem fateor plurima — nach Kräften zum Besten der Wissenschaft zu beseitigen. Dieser Wunsch war vergeblich, nur dafs die vollständige Ausgabe des früher schon zu Basel gedruckten *Michael Apostolius*, welche des Schott Zeitgenosse *Petr. Pantinus* begonnen hatte, von *Daniel Heinsius* besorgt wurde. Der ehrliche Apostoles hatte sich's in seiner Trübsal angelegen sein lassen, freilich ohne ängstliche Scheidung des eigentlichen Sprüchworts von der Sentenz und dem Apophthegma, das Material auf mehr als zwanzig Centurien zu bringen, und die zerstreuten Formeln in einem bequemen Ueberblick zu sammeln, den die ausführlichste Komposition des Vortrags empfiehlt; wenn er aber manches gelehrte Detail abstreift, so darf man noch zweifeln, ob ihn selber die Schuld treffe, worüber wir von denen Auskunft erwarten, welche Gelegenheit haben Codices zu vergleichen, z. B. den *Rehdigeranus* in Breslau. Denn auch der magere Anhang des *Gregorius Cyprius* findet sich in Pantinus Edition minder vollständig als in der Leydener Handschrift: s. *Catalog. Codd. Darvill.* p. 28. Uebrigens beabsichtigte Apostoles noch eine zweite Miscellansammlung, Ἰωνιὰ genannt, zu veranstalten, worin moralische Sprüche, mythologische, historische und litterarische Notizen unter Rubriken aufgespeichert würden; doch erlebte er die Vollendung nicht, und erst spät redigirte sein Sohn *Arsenius* diesen Nachlafs des *Violetum*, doch nach einem verschiedenen Plan, indem er namentlich eine Auswahl von Sprüchwörtern hineinzog. Wiewohl wir nun selbst den Arsenius, durch dessen Herausgabe *Walz* die Parömiographen erheblich bereichert hat, nicht in allen Beziehungen kennen, da seine Codices von einander abweichen sollen, so gewährt er doch einen kritischen Nutzen, vorzüglich zur Berichtigung oder Ergänzung der Darstellungen bei Suidas. Aehnlich, obgleich verdünnt ist die Abfassung der Sprüchwörter, welche *Macarius Chrysocephalus* (von ihm *Villoison Anecd.* T. II. p. 4.) in sein anthologisches Repertorium aufnahm. Ebenso wenig kann es an Stoff mangeln, wenn man Lust hätte die handschriftlichen Kollektaneen reicher Bibliotheken zu durchlaufen (wie unter anderen dergleichen ein *Codex Florentinus* bietet, *Plut.* 59. *cod.* 30.); und auch in unseren Tagen herausgekommene *Anecdota*, wie die von *Boissonade*, sind nicht arm. Selbst unter dem Namen von *Plutarch* besteht ein kleines Register alexandrinischer Parömien.

Soweit reichte der Vorrath von Sammlungen, ehe *Thomas Gaisford*, der neulich durch seinen *Suidas* sich hinlänglich bekannt gemacht hat, mit der vorliegenden Ausgabe hervortrat, die gewissermafsen ein Supplement des Oxforder Suidas abgibt. Denn die Beschäftigung mit jenem Lexikographen liefs ihn wol häufig genug einen Blick auf Zenobius mit seinen Genossen werfen; wenigstens verräth die Einrichtung des Buches keinen tieferen Grund, der in einem vieljährigen Verkehr mit diesem Stoff und in irgend einer wissenschaftlichen Neigung seine Quelle gehabt hätte. In einem kurzen Vorwort bezeichnet er sowohl die neuen Hülfsmittel, welche ihm hauptsächlich die reiche Bodlejanische Bibliothek, meistentheils aus dem nach Oxford verkauften Nachlafs von *Bast*, gewährte, als auch die Bestandtheile seiner Sammlung. Erstlich *Proverbia* (959) *e codice Bodleiano*, häufig im Texte (doch nicht so zuverläfsig als man erwartet, s. deshalb *Bast. Ep. Crit. p.* 134.) und gegen Ende von 859. an durch e. Pariser Codex ergänzt: übereinstimmend mit Zenobius und der sogenannten *Vaticana Appendix*. Die Fassung ist gewöhnlich kürzer als sie dort gefunden wird, trifft wohl auch mit Diogenian zusammen, leidet überdies an vielen Schreibfehlern (merkwürdig 450. Ζεύδου τῶν unter Z für Εὐδόντων) und gröfseren oder kleineren Lücken: z. B. in n. 44. 106. Die hin und wieder vorkommenden kleinen Defekte sind zuweilen ausgefüllt, dann auch beibehalten, wie in 7. ἀλλὰ. κρατος, wo Zenobius εὔκρατος darbot. Etwas empfindlicher ist das Verfahren des Herausgebers darin, dafs er sich begnügt die parallelen Stellen in Zenobius und der Appendix, einigemal im Diogenian und Suidas blofs namhaft zu machen, ohne die erheblichen Differenzen anzugeben: und doch sieht man leicht, noch abgesehen vom zeitraubenden Blättern, dafs die Bodlejanische Sammlung einzig kritischen Vortheil, in anders gestalteten Worten und nicht in sachlichen Notizen, schaffe. Neue Redensarten, die sogleich zu nennenden Kleinigkeiten abgerechnet, trifft man nicht an; eher völlig fremdartige Dinge, wie die Glossen Μέδιμνον (633), Νεάτη und Ῥέας πόντος: selbst die gar nicht seltene Stellung nackter Artikel ohne Erklärung läfst vermuthen, dafs dieser Auszug nicht bis zum Ende gebracht sei.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 23.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

August 1837.

Paroemiographi Graeci quorum pars nunc primum ex codicibus manuscriptis vulgatur. Edidit Thomas Gaisford.

(Fortsetzung.)

Bemerkenswerth dürften also nur die folgenden Einzelheiten sein, wenn man gewisse metaphorische Wendungen ausschliefst, wie 289. *Γῆ θάλατταν συναναμίγνυσιν*, 581. *Κατὰ ῥοῦν φέρεται* oder 674. *Μελάντερος ζόφου, μελάντερος πίσσης*, vollends blofse Memorabilien wie 531. *Κάμπιος δρόμος*, und grammatische Lehren, z. B. über *ἤτοι* 490. In 139. *Ἄπερ τὴν γλαῦκα θηρᾶν*, Ausdruck des geringfügigen Treibens: allem Anschein nach aus einem Schriftsteller gezogen. In dieselbe Klasse gehört 715. *Οὐκ ἄσκιον* (l. *ἀσκίῳ*), von schreckhaften gesagt (eine falsche Deutung, die sich wohl auf *Ἀσκίῳ μορμολύττεσθαι* anwenden läfst), und bestätigt durch einen Vers, *Κράτης Ἥρωσιν· Οὐκ ἀσκίῳ γ' ἐμορμολύττετ' αὐτούς*. Hiedurch wäre mindestens ein Name für das Fragment gefunden, welches bei *Hesychius* anonym steht: *Οὐκ ἀσκίῳ μενταρ' ἐμορμολύττετ' αὐτούς, εἰ ταδ' ἐστ' ἀληθῆ*: man kann zweifeln, ob dies Trümmer von zwei jambischen Versen oder einem iamb. tetrameter seien. Ferner hat alterthümliche Farbe 146. *Ἀργυρᾶν λιμόν*: mit solchem bedrohte das Orakel ungehorsame, *ὡς μέλλουσιν ἀργυρίου σῖτον ὠνήσεσθαι*. Bekannter kündigt sich an 243. *βουλήσεταί τις μᾶλλον ἢ κιμήσεται*, wenn es irgend unter dieser Form vorkam: verwiesen ist aber auf die weiterhin zu suchende Erläuterung des berühmten Ausspruchs, *μωμήσεταί τις μᾶλλον ἢ μιμήσεται*, die in der Bodlejanischen Abtheilung fehlt. Auch steht im Stromateus (wie sonst manches, das Gaisford ohne Nachweisung läfst, mit einigen Abänderungen bei Parömiographen sich findet) 354. *Δρυὸς πεσούσης πᾶς ἀνὴρ ξυλεύεται*, nebst der Variante *ξυλοχίζεται Δωρικῶς*. Auf der anderen Seite bleiben als populäre Sprüche: 178. *Αἰγῶν ὀνόματα*, Bezeichnung des Unnützen; 180. *Ἄλλα μαρτυρεῖ τρία καὶ ἄλλα λήψει* (besser *κλητεύει Prov. Coisl.* 4.) *τρία*, Charakteristik der um Gewinnes willen zu jeder That bereitwilligen; 189. *Ἀλλ' εἰ λύκος καλεῖ τὰς αἶγας μολών* (besser in *Prov. Coisl.* 325. *λύκος αἶγας ἐκκαλῶν* gefafst), von hinterlistiger Täuschung gesagt; 218. *βόσκουσι τοὺς κάμνοντας* (wo mindestens *ἐλπίδες* zu denken), auf diejenigen, welche sich am Anblick des fremden Wohllebens weiden; 746. *Ὅ,τι κακὸν* (sollte heifsen *εἴ τι κακὸν* mit *Zenob.* IV, 2. und *Coisl.* 161.) *εἰς Πύῤῥαν*, eine aus der Feindschaft, welche zwischen den Pyrrhäern und ihren Nachbarn stattfand, entstandene Formel; 879. *τὸν αὐλητὴν αὐλεῖν*, seltsam von Leuten gesagt, die den Takt verfehlen; unverständlich ist 856. *συμβαλούμενος*, mit der vermeinten Ellipse *εἰς ἔρωτα*, geschöpft aus *Ἀλέξανδρος*, vielleicht *Ἀναξανδρίδης*. Auf Kritik des einzelen, die meistentheils schon aus Vergleichung mit den übrigen Texten sich ermitteln läfst (wie z. B. 29. *Κορίνθου θυσίαν τελοῦντος* mit anderen zu lesen *Κορίνθιοι θ. τελοῦντες*, oder 445. *ἐκκεκόφθω μουσική* in *ἐκκέκοφθ' ἡ μ.* umzuändern), haben wir nicht einzugehen.

Zweitens ***Proverbia*** (398) ***e codice Coisliniano.*** Bekannt ist durch Montfaucon's Beschreibung der ***Codex Coislinianus*** n. 177. welcher den grammatischen Gehalt des Suidas, nicht ohne eigenthümliche Zusätze, darstellt und für einen Auszug jenes Lexikographen gelten kann. Später hat ***Bast Epist. Crit.*** p. 39. von neuem auf ihn die Aufmerksamkeit hingelenkt, besonders auf den Abschnitt der Proverbien, der so vorzüglich sei, dafs man seiner für eine neue Bearbeitung der Schottischen Parömiographen nicht entbehren dürfe. Derselbe Bast nahm hiervon eine Abschrift, und aus ihr liefs Gaisford den vorliegenden Abdruck machen. Da nun jeder den vermeinten Schatz prüfen kann, so wird man ohne zu grofse Mühe begreifen, was die Ansicht von etlichen Seiten darthut, dafs der Gewinn des Coislinianus überschätzt sei, und dafs man noch we-

niger seine mangelhafte Gestalt, insofern er beim Buchstaben π abbricht, zu bedauern habe. Selbst Gaisford, welcher genöthigt ist fast überall auf Suidas zu verweisen, läfst einen nicht geringen Theil ungedruckt, weil der Codex bis auf kleinere Zusätze mit jenem übereinstimmt. Im wesentlichen gilt aber von dieser Sammlung, was von der Bodlejanischen bemerkt ist: sie besitzt keinen unmittelbaren Werth, sondern den Rang eines Supplements. Wenn einmal die verschiedenen Autoren des Proverbien-Faches als selbständige Glieder einer Kette figuriren sollen, so war *Suidas* zum Grunde zu legen, wie bei Schott bereits geschehen ist, und was der Coislinianus von Abänderungen oder Erweiterungen darbietet, bald einzuschalten bald in dem ohnehin unvermeidlichen Apparate von Varianten anzuführen; während jetzt das alles, losgerissen von seinem Texte, kaum seinen eigenthümlichen Nutzen und das Verhältnifs, in welchem es zum Suidas steht, ahnen läfst. Ueberdies hat der Urheber der Coislinianischen Sammlung für seinen Zweck zusammengetragen, was ihm bei Diogenian, Zenobius und anderwärts brauchbares entgegentrat: wodurch von neuem ein Ueberflufs an Wiederholungen entsteht. Auch ist nicht zu übersehen, dafs Redeweisen und Formeln, selbst historische Denkwürdigkeiten hier Platz gefunden haben, welche den Sprüchwörtern fremd sind und von Bast fortgelassen sein sollten; bisweilen gibt der Kompilator sogar einen falschen Ausdruck an. Letzteres z. B. 214. Ἔστι καὶ Δούλων πόλις: wenig besser *Bodl.* 675. Μὴ ἔνι Δούλων πόλις, wo bald darauf der Trimeter folgt, Οὐκ ἔστι δούλων οὐδ' ἐλευθέρων πόλις. Dagegen 349. Νεμέας αὐλητρίδος, wie Suidas lehrt, ebenso zweckwidrig als 310. die Phrase λήθαργος κύων, 300. λάβρακας Μιλησίους, 263. die Bemerkung über das Adverbium θύραθεν (wo der Schlufssatz, εἴληπται δὲ ἀπὸ τῶν αἰτούντων πτωχῶν καὶ ἔξω τῆς θύρας ἱσταμένων, zum vorigen Θύραζε Κᾶρες gehört), oder die über βύας 61. Ohnehin erleidet die Masse einen Abzug an denjenigen Wendungen des Aristophanes, welche zum Theil schon bei Suidas seltsam genug als Parömien ausgesprochen werden, ohne deren Komposition und Bedeutung irgend an der Stirn zu tragen: so 50. Βδελύττομαι τὸν Λεπρεὸν ἀπὸ Μελανθίου (mit der schlechten Nutzanwendung, λήψῃ δὲ τὸν λόγον ἐπὶ τῶν ὁμοίων κακῶν), 115. Δοῦλον οὐκ ἄγω, εἰ μὴ νεναυμάχηκε περὶ τῶν κρεῶν, 201. Ἐοίκασι τοῖς ἐκ Πύλου ληφθεῖσι τοῖς Λακωνικοῖς, 134. Εἴπερ ἐκ πεύκης κἀγὼ ἐκ ξύλων ἐπηγνύμην, 206. Ἕπεσθε μητρὶ χοῖροι, 280. Καὶ ταῦτ' ἔχοντες κυμάτων ἐν ἀγκάλαις, wozu noch ein Vers des Euripides 282. hinzukommt. Kurz, eine leichte Sichtung wird aus diesen bunten Kollektaneen einen mäfsigen Haufen zurücklassen, von dem Gebrauch zu machen wäre: und allerdings gestattet der Pariser Codex einen häufigeren Gebrauch als der Bodleianus, in Zusätzen wie in eigenthümlichen Sprüchen. Unter den Zusätzen ist keiner so merkwürdig als der in 248. auf Anlafs des bei Zenobius ähnlich erklärten ἠλιθιώτερος τοῦ Πραξίλλης Ἀδώνιδος, bestehend in drei (zuletzt von *Rossignol* im ersten Stück des diesjährigen *Journal des Savans* besprochenen) Hexametern der Sikyonischen Dichterin *Praxilla:* diese liefs (ἐν τοῖς ὕμνοις, ein Problem für Kombinationen) ihren Adonis in der Unterwelt, auf die Frage, welche Güter des Lebens ihm vor andern schön däuchten, ganz naiv antworten,

> Κάλλιστον μὲν ἐγὼ λείπω φάος ἠελίοιο,
> δεύτερον ἄστρα φαεινὰ σεληναίης τε πρόσωπον,
> ἠδὲ καὶ ὡραίους σικύους καὶ μῆλα καὶ ὄχνας.

Oefter trifft man ausführliche und vollständigere Erläuterungen für die Proverbien bei Suidas an: darunter zu bemerken 91. für γυμνῷ φυλακὴν ἐπιτάττεις: dies sei entstanden, als die bei Arginusä geschlagenen Spartaner ihrem Anführer Eteonikus, der sie ermahnte auf der Hut zu sein, Bescheid gaben und hiedurch die Hülflosigkeit ihrer Lage als hinreichenden Antrieb zur Wachsamkeit bezeichneten. Dann 124. für den Spruch ἐγὼ ποιήσω πάντα κατὰ Νικόστρατον: Nikostratus ein tragischer Schauspieler habe vielen Beifall gefunden, namentlich in den erzählenden Theilen, ἐν ταῖς τῶν ἀγγέλων ἐπαγγελίαις. Weit bedeutender ist jedoch der Zuwachs an neuen oder wesentlich modifizirten Sprüchwörtern, deren einige den Witz des gemeinen Volks verrathen, andere von der besten Quelle des korrekten Vortrags abstammen; Gaisford würde daher den billigen Forderungen eher genügt haben, wenn er sich die Mühe gab die Neuheit im Ausdruck kurz anzudeuten oder in einer vergleichenden Analyse zu charakterisiren, statt uns mit dem Zusatz „*Cf. Suid.*" „*Cf. Zenob.*" abzufertigen; sogar mangelt seinem (ohnehin nirgend vollständigen) Register mehr als eine Nummer. Auch wird etliches der Emendation weichen müssen: z. B. 54. Βουλίας δικάζει, das anderweitig Βούνας δικάζει heifst; und das nächste Βοῦς ἐνάλιος, wo letzteres

nur Variante von ἐν αὐλίῳ ist. Dennoch bleibt genug, was Beachtung verdient; am meisten lohnt es die Formeln zu erwähnen, welche durch historische Bezüge, poetischen Anklang und Eigenthümlichkeit des Gedankens anziehen. Unter den metrischen 189. ἐν παντὶ μύθῳ καὶ τὸ Πέρδικος σκέλος, von Flickwörtern gesagt, wie der bekannte Parode *Hegemon* in Ermangelung eines besseren auf die Lahmheit des Krämers Perdix zu spotten pflegte; Parodie des bekannten Verses von Euripides 239. ἡ γλῶττ' ἀνέγνωχ', ἡ δὲ φρὴν οὐ μανθάνει, auf einen harten Kopf; 253. ἤτοι κρίνον ἢ κολοκύντη, dem *Menander* zugeschrieben, während *Zenob.* IV, 18. ἢ κρίνον ἢ κολοκύντην mit Trimetern von Diphilus belegt; auch 125. ἔθυσας, ἀντιθύσῃ mag aus einem Komiker herrühren, da *Bodl.* 456. sagt, τοῦτο ὁ Κύκλωψ λέγει πρὸς τὸν Ὀδυσσέα: und 343. wird zu μόχθος οἱ τηλοῦ φίλοι angeführt, vermuthlich aus einem Tragiker, Τηλοῦ φίλοι ναίοντες οὐκ εἰσὶν φίλοι. Trivial klingt aber 75. γέρων ὁ βοῦς (sonst γηρᾷ β.), τὰ δ' ἔργα πολλὰ τῷ βοΐ, 76. γέρων ἐρινὸς (l. Ἐργῖνος, s. *Valck. Diatr. p.* 275.) εὐφραίνει τοὺς γείτονας ist wol nie metrisch gewesen; eher wol 323. λύκος ἐν αἰτίᾳ γίνεται, κἂν φέρῃ κἂν μὴ φέρῃ: ausdrücklich wird genannt *Pherekrates* 172. bei der Wendung Ἐκποτέον καὶ τὴν τρύγα, welche der Aristophanischen *Plut.* 1086. gleicht; ferner ein Hexameter 173. ἔκ τε φέρει γενεή τ' ἀγαθὴ καὶ πατρὶς ἄρουρα, dessen bedenkliche Fassung auf unser „der Apfel fällt nicht weit vom Stamm" hinausläuft; sonst sprechen nur gewöhnliches aus die Verse oder Versglieder, 85. γλώττης δ' ἔνεστι καὶ παρ' αὐληταῖς ψόφος, 106. Δελφοῖσι θύσας αὐτὸς οὐ φαγῇ κρέας, von denen die beim Schmause leer ausgehen, 123. ἐγώ τοι πάντα ποιήσω θέρος, von denen die goldene Berge verheifsen, 322. λύκος λέοντι συμβάλλει (συμβαλεῖ) πεφραγμένῳ. Für geschichtliche Notizen: 157. εἰς τὴν Ἡροδότου σκιάν, ein schon von *Montfaucon Bibl. Coislin.* p. 609. mitgetheiltes, auf Herodots Olympische Vorlesung bezügliches Sprüchwort; in der Erklärung ist behauptet, dafs Herodot nicht zum Vortrag kam, weil er keinen schattigen Platz im besonnten Olympia finden konnte; und 182. ἐν αὔριον τὰ σπουδαῖα, dafs der Aufschub wichtiger Geschäfte Verderben bringen wird aus dem bekannten Schicksale des Archias in Theben begründet. Vonseiten gewisser moralischer Gemeinplätze: für den Ausdruck des geringfügigen, 34. ἀντ' ἰσχάδος, 101. δέκα τοῦ ὀβολοῦ, 110. δοίδυκος σκιά, und für irgend Verhältnisse des Erwerbs, der Geschicklichkeit und Klugheit, 26. ἃ μὴ κατέθου, μὴ ἀνέλου (l. ἀνέλῃ), 58. βοῦς ἐπὶ φάτνην, 120. ἑαυτῷ νουμηνίας κηρύττει, von denen die mühelos ein behagliches Leben suchen, 137. εἰς βέλον ἐλθεῖν vom glücklichen Treffer, 139. εἰσὶ καὶ κυνῶν ἐριννύες, auch der schwache sei nicht zu verachten, 144. εἰς Κορυβάντιον von frommen Leuten, 150. εἴ σοι Μυσὸν ἥδιον καλεῖν, von denen die fremdes dem einheimischen vorziehen, umgekehrt 162. ἕκαστος τὸν ἑαυτοῦ ὀβελίσκον τρέφει, seltsam 163. ἐκ βορβόρου φιλολογεῖς (ähnlich *Diogenian.* I, 9. ἀπὸ νεκρῶν φορολογεῖν), von einem schlechten Handwerk, 174. ἐκ τῆς πληρεστάτης εἰς τὴν κενοτέραν, nach Plato's *Symp.* p. 175. gebildet, 202. ἔοικα τῷ τοὺς ἅλας καὶ τὸ ἔλος πριαμένῳ, von denen die unverträgliches aus Habsucht paaren, 220. εὖ μέν, ἀλλ' οὐδὲν πρὸς τὴν Παρμένοντος ὗν abgeleitet vom trefflichen Bilde eines sonst unbekannten Malers *Parmenon*, 297—99. κύων ἐν προθύρῳ, κύων ἐν ῥόδοις, κύων κυνὸς οὐχ ἅπτεται, 336. μηδὲν ὑπὲρ τὸν καλάποδα *sutor ne ultra crepidam*, 361. ὁ Λυδὸς τὸν ὄνον ἐλαύνει, von unwürdigem Treiben, 369. ὄνος τὰ Μελιταῖα, von unglücklichen Nachahmern, 381. ὅταν τὸ ὕδωρ πνίγῃ, τί δεῖ ἐπιπνίγειν; dunkel bleibt 62. Βύβλινον τοὐμὸν μέθυ (παροιμία πρὸς τοὺς διαφθείραντάς τινα ἔργα). und 166. ἐκ μητρὸς αὐλεῖς.

Ein dritter Bestandtheil der Sammlung ist *Diogenianus*: unter einer Ueberschrift, welche blofse Auszüge zu versprechen scheint, Παροιμίαι δημώδεις ἐκ τῆς Διογενιανοῦ συναγωγῆς, der man jedoch füglich eine andere Deutung beilegen darf, wenn man bedenkt, dafs neben mancherlei Massen im Lexikon jenes Grammatikers auch Sprüchwörter aufgezählt wurden. Schott gab Diogenian's Proverbien aus zwei Handschriften, von denen der *cod. Pantinianus* vieles ergänzen half; Gaisford gebrauchte noch drei, zwei Bodleysche und eine Vatikaner nach Bast's Kollation, deren Ergebnisse sich auf die Abänderung einer und der anderen Kleinigkeit ohne Resultate für das Ganze beschränken; nicht nachgetragen sind die Varianten eines Codex der *Bibl. Mazarinea*, dessen *Boissonade* in den *Notices et Extraits* und sonst gedenkt: z. B. *in Herodiani Epim.* p. 271. wo er für I, 61. συνευναστικὰ statt συνδυαστικὰ erwähnt, oder *in Aristaen.* p. 440. die Bemerkung, dafs VI, 91. die Schlufsworte ὁμοία τῇ ὄνος εἰς ἄχυρα dem MS. fehlen. Immer leidet noch der Text an Lücken, die nicht immer wahrgenommen sind, wie VIII, 50. Wer nun auch nur einen flüchtigen Blick

auf das magere Büchlein wirft, mufs sogleich auf das Bedenken gerathen, ob dieser Diogenian ein ursprüngliches Werk sei: denn kaum wagt man zu glauben, dafs ein Gelehrter von Rang und Ruf aus der regsamen Zeit Kaisers Hadrian einen so nüchternen Abrifs werde verfertigt haben. Es mag doch seltsam scheinen, dafs das Ganze sich hauptsächlich durch sein Maximum von Sprüchwörtern empfiehlt; die Erklärungen selber sind halb und geben namentlich bei historischen Thatsachen wenig über die ersten Andeutungen hinaus, die zum Theil wol zu errathen gewesen wären, häufig ist auch blofs der Sinn mit drei Worten (zuweilen noch bündiger durch φανερὸν und δῆλον) ausgesprochen; was endlich dem ungelehrten Ton etwas nachgeholfen hätte, Citationen erlesener Namen und Autoritäten, das nimmt sich vollends kärglich aus.

(Der Beschlufs folgt).

XXI.

Ὁ Ἐξόριστος τοῦ 1831, κωμικοτραγικὸν ἱστόρημα ὑπὸ Ἀλεξάνδρου Σούτσου. Ἐν Ἀθήναις, 1835.

Wenn gleich das vorliegende Buch bereits im J. 1835 erschienen, und nun auch schon in einer, in gegenwärtigem Jahre (Berlin, Herbig) gedrückten Verdeutschung, unter dem Titel: „Der Verbannte von 1831," dem deutschen Publikum näher gerückt worden ist, so dürfte es doch nicht unpassend und zu spät sein, folgende kritische Bemerkungen über dasselbe hier kurz zusammenzustellen.

Der Verf., bereits vor 1835 in der neugriechischen Literatur vielfach und namentlich durch seine „Histoire de la révolution grecque" (Paris, 1829) und sein „Πανόραμα τῆς Ἑλλάδος" (Nauplion, 1833, 2 Bde) vortheilhaft bekannt, bezeichnet sein Buch als ein κωμικοτραγικὸν ἱστόρημα, und es wäre also darnach eine Art von komisch- (oder satirisch-) tragischem Roman, wenn gleich es, seiner Form und der Erfindung nach allerdings Roman, in Ansehung des Hauptgegenstandes und der wesentlichen Tendenz des Ganzen, mehr in das Gebiet der Geschichte hinüberstreifet. Etwas Anderes war auch von Alexander Sutsos, wenn man sein bisheriges Auftreten auf dem Felde der neugriechischen Literatur und seine erste Haltung, besonders in den politischen Satiren wider die Kapodistrianische Herrschaft im ersten Bande des obgedachten Πανόραμα, erwägt, in der That kaum zu erwarten. Nach der ganzen Anlage des Planes und dessen Durchführung stellt sich das Buch als ein historisch-politischer Roman, als eine politische Satire dar, und auch hier sind die Pfeile auf den Präsidenten Joannis Kapodistrias und dessen Anhang gerichtet. Es erscheint in dieser Hinsicht gleichsam als ein Ausflufs der früheren politischen Grundsätze des Verfs., wozu ihn eben diese selbst drängten, und es war ihm, schon nach demjenigen, was er in dem Vorworte ausspricht, jedenfalls mehr darum zu thun, zu belehren und zu nützen, so wie zu züchtigen und zu strafen, als nur zu unterhalten. Zum blofsen Kitzel der Phantasie sollte das Buch eben so wenig dienen, als auch ihm selbst die Dichtkunst in den obenerwähnten Satiren nur zu ernstem Kampfe die Waffen darbot. Ob er sich mit Glück auf diesem Gebiete des Romans bewege, ist freilich eine andere Frage, die man, unbefangen prüfend, eher verneinen, als bejahen möchte; wie es denn auch nicht minder die Frage ist, ob derselbe in einem anderen, als griechischem Gewande besonderen Eindruck zu machen im Stande sei. Für Griechen, die zum Glück noch nicht die Pest der gewöhnlichen Romanenliteratur kennen, war er berechnet, und namentlich nach dem Sturze der Kapodistrianischen Herrschaft, auf die er sich bezieht und den er schildert, konnte es um so weniger fehlen, dafs das Buch in Griechenland Beifall fand, je mehr Stoff zu ähnlichen Satiren auch nachher noch in Griechenland sich zeigte. Uebrigens lassen sich aus obangedeuteter Tendenz nicht nur die vielen Uebertreibungen und Unwahrscheinlichkeiten erklären, auf welche der Leser stöfst, sondern auch die langen Raisonnements, die nicht selten den Gang der zum Grunde liegenden Erzählung auf unangenehme Weise unterbrechen, wenn gleich diese Längen in gewisser Hinsicht auch durch die, der ganzen Darstellung eigenthümliche Einfachheit gleichsam bedingt sind. Die politische Gesinnung dagegen, welche sich in der ganzen Darstellung kund giebt, und welche trotz jener Uebertreibungen nicht verkannt werden kann, verdient als eine ächtgriechische, die jede einseitige, die griechische Nationalität in ihrer freien Entwickelung nicht anerkennende Fremdherrschaft zurückweiset, in demselben Grade Achtung und von jeder Seite thatsächliche Anerkennung, als auch namentlich in den komischsatirischen Stellen, die besonders gelungen sind, das poetische Talent des Verfs., gleich feurig schäumendem Champagner, hervorsprudelt. Ein gleiches Lob läfst sich jedoch von der Charakteristik der einzelnen politischen Personen, die im Buche, mehr oder weniger hervortretend, dem Leser vorgeführt werden, nicht aussprechen, während es der Schilderung einzelner Sitten und Zustände des griechischen Volkes an Leben und Witz keineswegs fehlt. Als eine Frucht des in der neugriechischen Literatur sich regenden Lebens ist der „Ἐξόριστος" jedenfalls eine interessante Erscheinung; denn er beweist von Neuem, dafs, wenn Vieles versucht werden mufs, ehe das Ziel selbst erreicht werden kann, den neuen Griechen die Kraft nicht fehlt, zu versuchen und nach dem Ziele zu streben. In Ansehung der sprachlichen Darstellung ist es erfreulich, wahrzunehmen, dafs Sutsos gewagt hat, nach dem Sprachreinigungssysteme des A. Korais auch für das Volk in einem reineren Neugriechisch zu schreiben.

№ 24.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

August 1837.

Paroemiographi Graeci quorum pars nunc primum ex codicibus manuscriptis vulgatur. Edidit Thomas Gaisford.

(Schluſs.)

Denn was wollen bei fast achthundert Proverbien ein Paar alltäglicher Anführungen aus Sophokles (nichts aus Aeschylus oder Euripides), Aristophanes, Plato, einzele Stellen von Solon, Pindar, Epicharmus und Menander, von anonymen Dichtern (wie VI, 24.), mehrere von Lucian bedeuten? Das Citat nämlich des *Lysias* in IV, 77. ist ohne Zweifel aus Suidas eingeschoben, wie überdies die falsche Stellung der Formel Ἐμπεδοκλέους ἔχθρα Verdacht erregt; ja sogar dünkt Lucian, welcher jünger als Diogenian und aufs Höchste gleichzeitig war, dieser spärlichen Gesellschaft fremd zu sein. Indessen schildert *Hesychius*, welcher das Lexikon des Diogenian zum Grunde legte, und von den darin aufgespeicherten Glossen in Verbindung mit Parömien erzählt, in seiner Dedikations-Epistel die Proverbiensammlung wenig anders als wir sie noch gegenwärtig finden: die Sprüche seien meistentheils nackt und sonder Erläuterungen aufgestellt, ψιλῶς καὶ ἄνευ τῶν ὑποθέσεων, er aber habe mit gröſstem Fleiſs diese Lücken auszufüllen versucht. Damit steht es jedoch nicht besser als mit anderen Verheiſsungen und lexikalischen Elementen des Hesychius: wer ihn mit Diogenian zusammenhält, kann sich nur über die Menge der Sprüchwörter, mitunter der interessantesten, verwundern, welche jenem mangeln, und anderseits genug antreffen, wo Diogenian nicht minder Erklärungen gibt als sein Nachfolger, ohne daſs beide gehörig übereinstimmen (z. B. bei Ἀράβιος αὐλητής, Αἴξ τὴν μάχαιραν, Ἀμαλθείας κέρας, Ἄρνα προβάλλει etc.), und es mögen wol noch mehr die übrigen Parömiographen mit der Form des Hesychius sich vereinigen; kurz, die Differenz ist ungefähr dieselbe, die uns bei so vielen Glossen des Diogenian begegnet, von denen dort, wo man sie vorzüglich suchen sollte, keine oder geringe Spuren wahrzunehmen sind. So scheint also auch dieses Moment die sonstige Ueberzeugung zu bestätigen, daſs wir im Hesychius einen stark interpolirten Auszug besitzen, der mit dem Inhalt der *Epistola ad Eulogium* im Widerspruch steht; man darf aber annehmen, daſs er selber keinen vollständigen Diogenian las, da *Suidas* nächst dessen Lexikon ein Buch anführt περὶ παροιμιῶν, ἐπίτομον ἀναγραφήν. Ohne Nutzen ist auch ein von Gaisford p. V. mitgetheiltes Excerpt, Διογενιανοῦ περὶ παροιμιῶν, das aus einem anderen Codex etwas weniger vollständig schon in *Rhett. Graec. ed. Walz.* T. II. p. 10—12 gedruckt war und Definitionen wie die Grammatiker sie lieben über die Klassen der Fabel vorträgt; genannt sind darin besonders *Timokreon* der Meliker und *Simonides* ἐν τῷ εἰς Ὄριλλαν ἐπινικίῳ, und Μαισωνικὴ παροιμία, nach dem Megarischen Dichter *Maeson* benannt. Demnach bleibt es unverwehrt den jetzigen Diogenian als Abriſs eines gröſseren und innerlich reicheren Corpus anzusehen, das vieles eingebüſst hat (vgl. etwa VII, 26. mit *Zenob.* V, 41.), dem manche Nachträge von später Hand zugewachsen sind: dahin rechnen wir die so häufige Zusammenstellung ähnlicher Sprichwörter, die nicht alle Mss. anerkennen; auch liefert der *Vaticanus* vereinzelte Nachträge. Zum Schluſs hält Ref. eine kurze Nachweisung historischer Notizen, die sich irgend durch Eigenthümlichkeit empfehlen, für angemessen; denn das Verzeichniſs der Redensarten, welche man dem Diogenian verdankt, würde mehr Raum erfordern als dieser Anzeige zugedacht ist. Diese wenigen Notizen, die nicht beim Zenobius vorkommen, sind nur folgende: II, 50. ἀεὶ Λεοντῖνοι περὶ τοὺς κρατῆρας: die Leontiner, stets den Bechern zugethan, wurden von Phalaris ihrem Sieger an denselben gestraft (die unvollständige Rede ergänzt *Bodl.* 168. ἐκέλευσεν ὠμῶς εἰς τοὺς τῆς Αἴτνης

ἀποῤῥιφῆναι κρατῆρας). II, 71. ἀρχαιότερος Ἰβύκου: einfältiger als Ibykus: welcher seine Tyrannis freiwillig aufgab (ἀπεδήμησεν εἰς Ἰωνίαν sagt *Bodl.* 203.). II, 74. Ἄκις ποταμός: von frostigen Dingen gleich dem Gewässer des Sicilischen Akis. II, 80. Ἀττικὴ πίστις: weil die Treue zu Athen einen Tempel hatte, gegenüber die spöttische Charakteristik eines gewinnsüchtigen III, 12. Ἀττικὸς ὑπέχει τὴν χεῖρά ἀποθνήσκων. IV, 57. Ἐρετριέων ῥῶ: den Rhotacismus der Eretrier bezeugt auch Plato. Der Hexameter IV, 93. εἰς Σκῶλον μήτ' αὐτὸς ἴμεν μήτ' ἄλλῳ ἕπεσθαι, vom unwegsamen Skolus entnommen, steht schon bei Strabo. V, 79. Κολοφωνία ὕβρις, genauer auseinander gesetzt in *Bodl.* 578. V, 92. Κρὴς πρὸς Αἰγινήτην, vom Verkehr der Schlauköpfe; ähnlich VIII, 19. Σύροι πρὸς Φοίνικας: dagegen auf die Beschränktheit der Megarer VI, 57. μηδέποτε μηδεὶς Μεγαρέων γένοιτο σοφώτερος, wo umzustellen σοφώτερος Γένοιτο. VII, 34. ὅς [αὐτὸς] αὐτὸν οὐκ ἔχει, Σάμον θέλει: die Veranlassug erzählt Plutarch *Apophth. Lac.* 5. Dann 52. Προμέρου κύνες (cf. *Bodl.* 782.): Promerus wird als Anlafs zum Tode des Euripides genannt. Endlich finden sich VIII, 28. τὸ Ἐπιμενίδειον δέρμα, 31. τὸ Μηλιακὸν πλοῖον, 41. τὸ βασιλικὸν βοίδιον umständlicher in der Bodleyschen Sammlung und zum Theil von Suidas erläutert.

Den Beschlufs macht *Zenobius*, welcher als Grund und Mittelpunkt unserer Parömiographen, auch des Suidas, wie früher den ersten Platz hätte behaupten sollen. Seine Quellen sind in der Ueberschrift bezeichnet: Ἐπιτομὴ τῶν (lies mit dem Paris. ἐκ τῶν) Ταῤῥαίου καὶ Διδύμου παροιμιῶν συντεθεισῶν (l. mit demselben συντεθεῖσα) κατὰ στοιχεῖον. *Tarrhaeus*, eigentlich *Lucillus* aus Tarrha in Kreta, kennt man als Kommentator des Apollonius von Rhodus; und seiner Aeufserung über den Begriff des Spruches und Sprüchworts im ersten Buche παροιμιῶν gedenken Ammonius, Apostolius und Arsenius in ihren Einleitungen und *Eustathius in Il.* p. 855. Beiläufig citiren ihn wenige (wie *Schol. Plat.* p. 496), dafs er aber Grammatiker vom Fach war zeigen *Bekk. Anecd.* p. 652 (wo Λούκιος ὁ Ταῤῥαῖος fehlerhaft) und seine Ansicht über eine Homerische Stelle beim *Etym. M.* p. 302. *Didymus*, ohnehin der berühmtere, mag länger gelesen sein; wie *Helladius* sagt, hatte er 13 Bücher Proverbien zugleich mit einer Kritik der Parömiographen hinterlassen; bei Zenobius selbst wird er zweimal genannt, und nach anderen führt ihn zuletzt an *Apostol.* 19, 41. Dieser Auszug nun des Zenobius, welcher unter Kaiser Hadrian schrieb, ist von seiner Ursprünglichkeit sehr entfernt. Dafs *Suidas* ihn gerade in drei Büchern angiebt, streitet mit der jetzigen Eintheilung in sechstehalb Centurien wenig oder gar nicht. Denn die Unordnung, welche verbunden mit mäfsigen Lücken einige Stellen zerrüttet hat (s. I, 30. II, 59. VI, 15.), geht auf Zufall und verschiedene Gründe zurück: dahin gehört die Interpolation aus *Apollodor*, woher z. B. in I, 18. zwei zusammengeflickte Bruchstücke stammen; ferner ist aus diesem geschöpft I, 33. 41. II, 6. 48. 68. 87. vollends IV, 92. V, 33. VI, 26. und andere mythologische breit gezerrte Digressionen. Eher dürfte man die Ungleichheit, die in den Erklärungen stattfindet, als ein Zeichen starker Veränderungen ansehen; denn während keine geringe Zahl derselben sich ausführlich und mit gelehrten Beiwerken in allem Detail bewegt, ein grofser Theil mindestens eine gewisse Sachkenntnifs darlegt, und fast durchaus der Vortrag von Gewandtheit zeugt, bleibt doch ziemlich viel aphoristisches übrig, welches sehr an den mageren Diogenian erinnert. Ein so berühmtes und fleifsig erläutertes Wort wie z. B. Διὸς Κόρινθος, ist III, 21. mit zwei Worten abgethan. Indefs liegt ein entscheidender Beweis dafür, dafs Zenobius mehr Völligkeit in seinem Umfang und gröfsere Dehnbarkeit in den Erläuterungen besessen habe, in der sogenannten *Appendix Vaticana* oder im oben besprochenen *Bodleianus* war; und die Nachträge beider Codices müssen, allenfalls durch eigene Zeichen ausgeschieden, zum hergebrachten Stamm des Textes herzutreten, um ein übersichtliches Bild des ehemaligen Zenobius leidlich herzustellen. Denn die Hülfe der Handschriften ist hier von keinem Belang, sondern sie betrifft, wie jeder den Varianten der beiden von Gaisford benutzten MSS. des Pariser, dem allein eine Bedeutung zukommt, und des Londoner ansieht, blofs Einzelheiten im Ausdruck. Der britische Kritiker hat sich mit Konjekturen und Einsetzung der statthaften Emendationen begnügt, und kurze Nachweisungen wie sonst beigefügt, die öfters mit den Noten zum Suidas übereinkommen. Von Zenobius selber ist es bekannt, dafs er einen Schatz gelehrter antiquarischer Tradi-

tionen verbunden mit erlesenen Citationen und Fragmenten bewahre; das Detail derselben geht über das Mafs einer gedrängten Anzeige hinaus.

Es bedarf nunmehr kaum eines flüchtigen Rückblickes auf die erörterten Momente, um zu begreifen, dafs die griechischen Parömiographen zu viel gleichlaufendes und überflüssiges besitzen, um in ihrer jetzigen Breite sich nützlich zu behaupten. In diesem Augenblick hat auch Hr. Prof. *Schneidewin* (Gött. Anz. v. Mai d. J. Stück 85. 86.) das Vorhaben angekündigt, in Verein mit Hrn. *v. Leutsch* eine praktische Ausgabe zu veranstalten, so dafs den Kern derselben Zenobius und Diogenian, die übrigen Sammler, soweit sie den beiden genannten sich anschliefsen, den kritischen Apparat bilden, und tüchtig revidirt werden; eine *Appendix* derjenigen Sprüchwörter aufnimmt, welche bei jenen beiden fehlen; aufserdem Anmerkungen den Inhalt des Textes kommentiren. Ein solches Unternehmen, welches die Parömiographen jederman zugänglich macht, und ihnen mehr Leser gewinnen mufs als sie vielleicht seit zwei Jahrhunderten hatten, verdient in der That allen Dank des philologischen Publikums; indessen bleibt manches Bedenken, ob gerade dieser Plan zu dem erwünschten Ziele führe. Nehmen wir zuvörderst Zenobius und Diogenian: haben nicht beide vollauf Wiederholungen, die uns nirgend fruchten aufser etwa um irgend eine Lesart zu berichtigen oder zu bestätigen? und wie sehr mufs dieser Wust variirender Redensarten noch durch die beabsichtigte *Appendix* wachsen? sollen wir auch dergleichen Auswuchs wie die mythologischen Geschichten bei Zenobius mitnehmen? weit erheblicher aber ist die Thatsache, dafs wir mit den Proverbiensammlern viele Sachen bekommen, die aufser Gemeinschaft mit Sprüchwörtern stehen, von deren Natur jene gar keinen klaren Begriff kannten, und die bald Phrasen bald Gnomen oder Apophthegmen darstellen. Unter diesen Verhältnissen wird der obige Ausspruch des Ref., dafs die genannten Schriftsteller keine *Autoren* gleich anderen, sondern mittelbar zu verarbeitende Subsidien seien, nicht so paradox erscheinen. Alles was wir aus den Reichthümern des Zenobius und seiner Genossen lernen, ist ein mäfsiger Beitrag zur Kenntnifs der griechischen Sprüchwörter, welche zu mannigfaltig sind und zu vielfältig in allen literarischen Perioden der Nation seit Hesiodus entwickelt, um sie nach den kargen Mittheilungen der Kompilatoren und zwar aufser ihren geistigen Kreisen in der mechanischen Folge des Alphabets zu ermessen. Referent müfste sehr weitläuftig in einer an sich evidenten Sache werden, wenn er nach dem was anderwärts (Grundr. d. griech. Litt. p. 56.) erinnert worden, nochmals an die Pflicht und die Nothwendigkeit mahnen wollte, jenen Schatz hellenischer Lebensweisheit, in dem Aristoteles die Ueberreste einer alten volksthümlichen Philosophie sah, welchen Dorier und Attiker mit scharfer Charakteristik und heiterer Grazie, dann jedes Zeitalter, jede Schule, überhaupt jede Gesellschaft geistvoller Männer von den Alexandrinern bis zu den äufsersten Byzantinern förderten und in so erstaunlicher Fülle ausprägten, dafs kaum ein langwieriges Studium ihrer mächtig wird, — auf einen Punkt zu sammeln und sowohl historisch als systematisch, ergänzt durch die Analogieen dessen, was andere Nationen bieten, zum Wissen und zum Genufs zu bringen. Das philologische Interesse des Fachgelehrten ordnet sich hier billig einem allgemeineren Gesichtspunkt unter; und die alten Parömiographen, ein Theil gröfserer Materialien, können nur in einer Monographie, wie wir sie wünschen, als Zeugen oder Erklärer verarbeitet und dem Ganzen einverleibt werden. Vorläufig wäre schon viel gewonnen, wenn die gelehrten Herausgeber der *Paroemiographi Graeci*, wofern sie bei dem angedeuteten Plane beharren, doch sorgfältig trachten die breiten Wiederholungen der Texte einzuschränken, welche uns nicht an Gedanken und anziehenden Wahrnehmungen, sondern an eitlen Worten reicher machen.

Bernhardy.

XXIII.

Grundrifs der Seelenheilkunde von Dr. Karl Wilh. Ideler, Privatdocenten u. Lehrer der psychiatrischen Klinik an der Friedrich Wilhelms-Universität, technischem Mitgliede des K. Curatorii für die Krankenhausangelegenheiten, dirigirendem Arzte der Irrenabtheilung in der Charité u. s. w. Erster Theil. Berlin, 1835. *Enslin. X u.* 809 *S.*

Unstreitig ist Hauptgegenstand der Heilkunde — der *Mensch.* Dieser bietet den doppelten Charakter

eines natürlich-organischen und eines geistig-persönlichen Wesens dar. Nun sind zwar seine Gesundheit, Krankheit und Heilung, durch welche er zunächst Gegenstand der Heilkunde ist, an und für sich Sache seines natürlich-organischen Wesens. Allein sowohl die tägliche Erfahrung im Kleinen und Einzelnen als die Geschichte der Gesundheit und Krankheiten des Menschengeschlechts im Grofsen und Ganzen lehren deutlich genug, wie mannichfach und grofs der Einflufs der geistigen Persönlichkeit des Menschen auf jene sei. Schon darin liegt Grund genug für die Heilkunde, sich mit ihrem Forschen und Handeln auch auf diese zu beziehen. Aber es ist auch überhaupt Eine Seite eines mehrseitigen Ganzen gehörig nicht zu erkennen und zu behandeln, ohne Rücksicht auf die anderen Seiten und ohne jede einzelne Seite in Beziehung auf das Ganze zu betrachten.

Anstatt nun zu erkennen, dafs psychische Krankheiten wirklich *Krankheiten* und keinerlei andere Abnormitäten sind, dafs sie aber an und für sich ebenso auch wirklich *psychische* Krankheiten sind, d. h. Krankheiten der eigenthümlichen Sphäre eines menschlichen Individuums, die, im Gehirn- und Nervensystem palpabel-materiell erscheinend, ohne selbst ganz nur ihre Erscheinung zu sein, dergestalt ein Mittelglied zwischen dem Physischen (Somatischen, Leib im engeren Sinne) und der *freien*, wesentlich erst religiös-sittlich beurtheilbaren geistigen Persönlichkeit bildet, dafs sie mit ihrer vorzugsweise *willkührlichen* Lebensführung über ersterer als nächstes Principales steht und zugleich in das Gebiet der letzteren als Basisches erhebbar erscheint — und anstatt damit zugleich zu erkennen, dafs bei diesen eigenthümlichen Krankheiten, sowohl in Bezug auf ihre Ursache als ihre Wirkungen, theils und bald mehr das unterste Glied dieser Trias theils und bald mehr das oberste mitbetheiligt sei — — wollen die Einen sie nur als Abnormitäten des persönlichen Lebens, die Andern sie nur als solche physische Krankheiten angesehen wissen, welche gelegentlich mit vorstechender symptomatischer Störung des Seelenlebens vorkämen. So läfst man aber im Grunde von beiden Extremen aus die wirklichen eigenthümlichen psychischen Krankheiten fast unberührt in der Mitte liegen. Doch auch wo man es anders mit ihnen vorhat, erscheint man nur zu oft all' zu sehr in einem abstrakten Dualismus der Auffassung des Menschen als aus Leib und Seele oder Körper und Geist bestehend befangen und führt mit diesen Bezeichnungen, sowie mit den Namen Organismus, Organisch, Materiell, Somatisch u. dergl. um so mehr blofse Wortgefechte, aus welchen weder für noch gegen die Wahrheit viel folgt, als man damit gar oft nur sehr unbestimmte und abweichende Vorstellungen oder blos abstrakte Begriffe verbindet, einer all zu wenig gesicherten wissenschaftlichen Methode sich erfreut und den Menschen ohne eine wahrhaft und vollständig anthropologische Basis zu häufig blos als Naturding betrachtet. Und so sind denn auch Vermittelungsversuche zwischen den streitenden Parteien zum Theil wunderlicher ausgefallen als das Zuvermittelnde. —

Diesen Kampfplatz betritt nun Hr. Ideler durch den anzuzeigenden ersten Band eines umfassenden Werkes jedenfalls in ziemlich eigenthümlicher Weise. Er erscheint dabei mit einer Fahne, welche die Bilder G. E. Stahl's und Langermann's führt, indem der erste Abschnitt des Werkes bis S. 94 unter Aufschrift „Langermann und Stahl als Begründer der Seelenheilkunde" eine Charakteristik dieser Männer mit besonderer Beziehung auf die Sache der Psychiatrie gewährt. Wenn man daraus schliefst, dafs im Werke, soweit es vorliegt, die psychologische Haltung vorwalten werde, so irrt man nicht wesentlich. Man hat zwar gegen diese Einleitung bereits namentlich bemerkt: Stahl komme als Psychiater von Profession kaum in Betracht. Allein diefs selbst zugegeben, so handelt sich's bei einem Werke über Psychiatrie wesentlich auch um medicinische Grundlagen überhaupt und dergleichen können zu diesem Behufe sicherlich aus der Stahl'schen Lehre wenigstens zum Theil vortheilhafter entnommen werden als aus irgend einer gleichzeitigen, früheren oder späteren. Man vergleiche defshalb nur, was S. 85 u. f. über die Pathologie Stahl's beigebracht wird. Und was Langermann anlangt, so ist aufser seiner praktischen Wirksamkeit im Felde der Psychiatrie und seiner bekannten Dissertation zu bedenken, dafs vielleicht das Meiste, was die Psychiatrie Reil's vortheilhaft auszeichnet, zugleich als Langermannisch betrachtet werden mufs, indem L.'s Erfahrungen und Ansichten mittels häufiger Correspondenz eine Hauptquelle für R. waren.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 25.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

August 1837.

Grundrifs der Seelenheilkunde von Dr. Karl Wilh. Ideler.

(Schlufs.)

Wir verweisen jedoch aus diesem Abschnitte, mit Uebergehung manches Trefflichen, nur auf das, was derselbe S. 72 über das Halten Stahl's und Langermann's an der Idee des Einklangs zwischen dem Geistig-Sittlichen und dem Physischen des Menschen, S. 68 über die allerdings viel zu wenig beachtete Unterscheidung Langermann's zwischen idiopathischen und sympathischen psychischen Krankheiten, S. 79 über die Antipathie mancher heutiger Psychiater nicht blos gegen alles höhere eigentlich Geistige im Menschen, sondern auch gegen Psychologie im engeren Sinne, sowie über Fehlschätzung sogenannter Evidenz und Exactheit und der pathologischen Anatomie in der heutigen Medicin, über die Würdigung der Kraft des Willens in Bezug auf Physisches, über Verwandtschaft zwischen Leidenschaften und psychischen Krankheiten u. s. w. enthält.

Der nächste Abschnitt „zur Methodologie der Psychologie" bringt zuerst Betrachtungen über verschiedene Verhältnisse der Erkenntnifskräfte in den einzelnen Beobachtern und Forschern, wesentlich mit der Absicht, auf Versöhnung zwischen den streitenden Parteien und zwar besonders durch die Anerkenntnifs hinzuwirken, „dafs Jeder vermöge seiner eigenthümlich gearteten Sinnesweise genöthigt ist, den gemeinsam behandelten Gegenstand von seiner Seite anzusehen" — eine Liberalität, die auch andererseits zu Liberalität auffordert. Dann werden in besonderen §§. die metaphysische, mystische, ethische, logische, empirische und materialistische Psychologie zu charakterisiren gesucht. Hier, sowie im folgenden Abschnitte „Quellen der Psychologie", als welche gleichfalls in besonderen §§. specieller in Betracht gezogen werden: innerer Sinn, Menschenkenntnifs, Weltgeschichte, praktische Philosophie, Poesie und Seelenheilkunde — giebt sich die Eigenthümlichkeit des Hrn. Vfs. immer deutlicher und vollständiger zu erkennen. Es kann nur Achtung für denselben einflöfsen, ihn sich in einer sehr nachahmungswürdigen edlen Sprache auf diesen verschiedenen Gebieten mit der Wissenschaft allein nur würdigem Ernste und mit grofser Gewandtheit bewegen und eine reiche Fülle von Leben und Wissen in vorzüglicher Form äufsern zu sehen. Was die dabei in Betrachtung gezogenen Gegenstände anlangt, so wird man schwerlich siegreich darthun können, dafs sie an sich und durchaus nicht hieher gehörten. Eher möchte man mit Recht, auch in Anbetracht des weiteren Fortganges des Werks, manches Andere vermissen. So vorzüglich eine Darstellung der Grundgliederung des menschlichen Individuums nach seinem organischen und persönlichen Sein, nach Körper und Geist, Leib und Seele oder Physischem (Somatischem) und Psychischem, Gemüth u. s. w., sowie deren Grundverhältnisse zu einander und zur Einheit des Individuums. Nach solchen Grundbestimmungen sucht man allerdings vergeblich. Und es gehört zur Charakteristik des Hrn. Verfs., dafs, wie er vorherrschend psychologisch verfährt, er geflissentlich allen derartigen mehr speculativen Grunderörterungen und Begriffsbestimmungen ausweicht und solche dahin gestellt sein läfst. Im verhältnifsmäfsigen Gegensatze hiezu geht er vielmehr überall empirisch-praktisch in einem höheren und edleren Sinne zu Werke. Im Uebrigen ist sein philosophischer Standpunkt vorzugsweise der Kantische, und es lautet schon defshalb ziemlich sonderbar, wenn er, wie mit besonderer Rücksicht auf vorliegendes Werk geschehen ist, ein Mystiker gescholten wird. Vielmehr wäre ihm vom mystischen Elemente im besseren Sinne zur Berichtigung und Ergänzung des religiösen Fundamentes seiner Grundansichten etwas Mehreres zu wünschen. Was sich übrigens in Bezug auf eine in diesem Abschnitte gelegentlich

und vorläufig vorkommende Definition von psychischer Krankheit aufdrängt, versparen wir mit Anderem auf den Schluſs dieser Anzeige.

Der folgende Abschnitt ist den „Gemüthstrieben" gewidmet. Darunter wird das Streben des geistigen Lebens noch den ihm förderlichen Reizen, diese aufzusuchen und mit ihnen in Conflict zu treten, verstanden. Es werden sodann drei Grundtriebe, nämlich in Bezug auf Gott, auf die eigene Person und auf andere Menschen, anerkannt und aus jedem derselben eine Reihe untergeordneter entwickelt und charakterisirt.

Der nächste hat das Verhältniſs der Gemüthstriebe zum Verstande (und zur Phantasie) zum Gegenstande, wobei zugleich von Besonnenheit, Gewissen, Begeisterung und Schwärmerei gehandelt wird.

Der nächstfolgende Abschnitt handelt vom Verhältniſs der Gemüthstriebe zu den Gefühlen, die als subjektive Ausdrücke der Zustände ersterer bezeichnet werden. Es werden solche der Lust, des Schmerzes und eine Reihe gemischter geschildert und wird dabei mannichfach an Pathologie und Therapie der psychischen Krankheiten angeknüpft.

Demnächst ist von der verschiedenen Beschaffenheit des Gemüths, ihren Bedingungen und Folgen die Rede, wobei unter den „physischen" Bedingungen besonders die Lebensalter, das Geschlecht und die Temperamente zur Sprache kommen, als ob diese nur etwas Physisches wären, indeſs doch die beiden ersteren ebensowohl eine psychische als eine physische Seite haben, die letzteren aber vollends gar nur Sache der psychischen Sphäre sind, denen in der physischen die Leibesconstitutionen entsprechen. Doch dieser Fehlgriff kommt auch anderwärts noch immer nur zu häufig vor.

Der nächste Abschnitt sucht die Gesetze der Gemüthsthätigkeit zu entwickeln, als welche sich jedoch wenigstens zum Theil solche des organischen Lebens überhaupt wiederfinden — und der darauffolgende die Leidenschaften aufzuzählen und zu schildern, unter welchen je ein so übermäſsig vorherrschend gewordener Gemüthstrieb verstanden wird, daſs der Mensch dadurch der Möglichkeit beraubt wird, die übrigen frei zu entfalten und mit jenem ins Gleichgewicht zu setzen. Affekte gelten als mehr nur vorübergehende Bruchtheile von Leidenschaften, letztere aber selbst schon als Seelen- oder Gemüthskrankheiten, die jedoch gerade nur bei gutartigeren Gemüthern und bei noch unvollkommenerer Reife zu psychischen Krankheiten im gewöhnlicheren engeren Sinne des Worts vollends gediehen, weil dann noch mehr Widerstreit der übrigen Triebe mit dem leidenschaftlichen und dadurch eine gröſsere innere Zerfallenheit und Zerrissenheit Statt finde, als bei andersartigen Individuen und vollendeter Leidenschaft. Aehnlich bei Lasterhaften. Auch hierauf sollen sich die Schluſsbemerkungen zurückbeziehen.

Der letzte Abschnitt endlich handelt vom „Verhältniſs des geistigen Lebens zum körperlichen" (und umgekehrt), und schildert den Einfluſs des ersteren überhaupt, besonders aber mittels der Affekte und Leidenschaften, auf das letztere, sowie umgekehrt von diesem in gesunden und krankhaften Zuständen auf jenes, umständlich und groſsentheils treffend und anschaulich. —

Was sogleich der Anfang dieses Werkes, von dem dieser erste Band freilich nur erst Vorbereitung, Grundlage und Vorhof zur Psychiatrie selbst enthält, von welcher aber eben deshalb um so mehr zu erwarten ist — zu erkennen gab, das findet sich auch nach dem Ueberblicke dieses ganzen ersten Bandes bestätigt: daſs Hr. I. sich's nämlich zur Aufgabe gesetzt habe, die Psychiatrie möglichst ab ovo und vollständig vom Grunde und Boden der (empirischen) Psychologie aus an- und aufzubauen. Nehmen wir dabei Psychologie im weitesten Sinne, so wird hier die Aufgabe nicht, wie es in Deutschland schon geschehen ist, ausschlieſslich von der religiös-sittlichen Höhe des freien Geistes aus zu lösen gesucht, sondern vorherrschend von einer mittleren und niedrigeren Region des Gebietes der Psychologie aus, besonders vom Gemüthe im engeren Sinne des Worts.

Und dieses Unternehmen erscheint vor Allem schon deshalb erwünscht, weil dieser Gesichts- und Ausgangspunkt in neuster Zeit wenigstens verhältniſsmäſsig mehr als je vernachlässigt, ja proscribirt ist. Und warum das Letztere? In der That groſsentheils nur wegen theoretischer Vorurtheile und Miſsverständnisse. Weil ein blos abstrakter Begriff von Seele vorschwebt, auf welchem sie unter Anderem als etwas absolut Immaterielles, ja, wohl selbst jeder Veränderung Unfähiges erscheint; weil man unter der Benen-

nung Seele Verschiedenes als Eins zusammenfasst — Geist, Seele und das gewisser Mafsen von beiden noch zu unterscheidende Gemüth — auf welches Ganze dann Manches nicht passen will, was eben nur von einem Theile gilt, sowie umgekehrt, und weil man überdiefs noch insbesondere entfernte Ursachen und Wirkungen von psychischen Krankheiten oder mit ihnen auch überhaupt mehr nur Coëxistirendes zum Theil mit ihrer nächsten Ursache und ihr selbst verwechselt: so findet man Veranlassung, die Eigenthümlichkeit und relative Selbständigkeit psychischer Krankheiten zu bezweifeln und zu leugnen. Zum Theil ist man dem Seelenleben überhaupt auch durch eine allzu einseitige Zuneigung für das Physische abgewendet. Würde man aber dagegen Blick und Interesse nur mehr über den ganzen Menschen ausdehnen, die bezeichnete Verwechselung vermeiden und das Seelenleben concreter und im engeren Sinne auffassen, wornach es selbst als besondere Sphäre des Organismus mit eigenthümlicher materieller Erscheinung sich kund giebt, die nur beim Menschen zugleich bestimmt erscheint, seine Persönlichkeit constituiren zu helfen: so würde man weiter keine besondere Schwierigkeit finden, eigenthümliche psychische Krankheiten anzuerkennen, und zugleich gewahr werden, wie dieselben einerseits sowohl von anderweitigen nicht eigentlich oder wenigstens nicht blos krankhaften Abnormitäten des Seelen- und Geisteslebens (Irrthum, Leidenschaft, Thorheit, Sünde u. dergl.) als von entschieden physischen oder somatischen Krankheiten gar wohl zu unterscheiden seien, und andrerseits doch auch sowohl mit der freien geistigen Persönlichkeit als mit der physischen Sphäre des Organismus mannichfach und innig zusammenhängen. Dann würde man auch das Unternehmen unseres Hrn. Verfs. besser würdigen, da ja jeder besondere Gegenstand vor Allem von seinem eigenen Standpunkte aus betrachtet sein will.

Indessen kann andrerseits nicht verhehlt werden, dafs Hr. I. durch den nur erst vorliegenden Band seines Werkes Gegnern auch selbst manche Handhabe darzubieten scheine. Durch geflissentliche Zurückweisung aller „metaphysischen Dialektik" unterläfst auch er grofsentheils eine wissenschaftliche Begriffsbestimmung und concretere Betrachtung von Seele, schwebt auch ihm mehr nur ein abstrakter Begriff davon vor, wefswegen zu wenig Anknüpfung an den Organismus überhaupt, das Gehirn- und Nervensystem aber insbesondere Statt findet, und unterscheidet auch er Geist, Seele (und Gemüth) nicht, ein Unterschied, an den sich doch grofsentheils besseres Einverständnifs und Versöhnung unter den Psychiatern wesentlich anknüpft. Desgleichen dürfte sich Hr. I. die Sache selbst schwierig zu machen Gefahr laufen dadurch, dafs er einen zu weiten Begriff von psychischer Krankheit zuläfst. Es ist diefs zu nicht geringer Erschwerung und Verwirrung mehr oder weniger auch anderwärts der Fall, wenn man gewisse, obwohl krankhafte Gemüths-Störungen und Verstimmungen, ferner Hallucinationen und Illusionen für sich, desgleichen gewisse Abnormitäten des Geschlechtslebens u. dergl. allzu unbedingt als den Hauptformen psychischen Krankseins ebenbürtig und coordinirt betrachtet. Hr. I. erklärt vollends die Leidenschaften sammt und sonders und ziemlich unbedingt für psychische Krankheiten, indefs sie gar wohl als Abnormes, zum Theil selbst als Krankhaftes angesehen werden können, ohne dafs sie deshalb Krankheiten sein müssen. Letzteres sind nun einmal nicht alle Abnormitäten überhaupt, sondern nur eine besondere Gattung dieser, nur an sich ganz und blos Abnormitäten eines *Organischen*, die einmal zu Stande gekommen einen naturnothwendigen und naturgesetzlichen Bestand, entschiednere und vollständigere Analogie mit ganzen Organismen und insbesondere in einer bestimmten nächsten Ursache, in der palpabel-materiellen Erscheinung ihres Sitzes, gleichsam ihre besondere eigenthümliche Leiblichkeit haben. Von Leidenschaften gilt diefs aber keineswegs hinreichend und diese sind namentlich auch der Freiheit keineswegs ganz entzogen und entfremdet. Der dabei von Hrn. I. zugelassene Begriff von Krankheit, wornach solche Alles wäre, was dem Progressus zu unendlicher und zuletzt wesentlich auch sittlicher Entwickelung widerstrebt und zuwider ist, ist gewifs zu weit.

Auch dasjenige, was aufserdem gemeinhin nur als psychische Krankheit gilt, erscheint bei Hrn. I. von der Pathogenie und Aetiologie zu einseitig auf die Leidenschaften zurückgeführt. Eine so grofse Rolle auch unleugbar die Leidenschaften bei Erzeugung psychischer Krankheiten spielen, so kann man letztere doch nicht so unbedingt „das Werk tiefer Selbstzerrüttung durch zurückgehaltene und unbefriedigt im Innern tobende Leidenschaften" nennen. An manchen hat wohl

von Seiten ihrer Entstehung auch mehr der Kopf mit seinen Vorstellungen, Begriffen u. s. w., oder die physische Organisation Theil.

Wir wünschen daher auch in dieser Beziehung sehr, dafs die Fortsetzung des Werks namentlich an Einen Punkt mehr anknüpfen möge, der auch in der That in diesem ersten Bande gelegentlich schon in Betracht kommt und für die ganze Psychiatrie von grofser Wichtigkeit ist. Wir meinen das Selbstbewufstsein als solches, so zu sagen, die centrale Spitze und Hauptsumme des ganzen Seelen- und zugleich des Geistes-Lebens, die gesammte eigentliche Ichheit des Individuums, die über allem einzelnen Inhalte der psychischen Sphäre beherrschend stehen soll. An sie scheint wenigstens Hr. Ideler namentlich Behufs der Erklärung der Umwandlung des Charakters von Wahnsinnigen angeknüpft zu haben, wenn dieselbe S. 432 daraus erklärt wird, dafs der Wahnsinn das ganze Bewufstsein erfülle und so ihm widerstreitende Interessen gar nicht aufkommen lasse.

Hieran haben glücklicher Weise neuerlich auch Andere die Definition von psychischer Krankheit im Grunde wohl angeknüpft, wenn sie dabei an die Stelle des entfernteren negativen Merkmals der Unfreiheit das Unvermögen des Psychischkranken setzten, sich selbst als solchen zu erkennen. Diefs ist aber eben weiter wohl nur daraus zu erklären, dafs bei psychischer Krankheit als solcher wesentlich das Selbstbewufstsein des Individuums in einem andauernden oder zeitweise öfter wiederkehrenden fieberlosen Kranksein mitbefangen ist. Und in der That giebt es psychische Krankheit im eminenten Sinne, wie sie der persönlichen und Eigenthums-Rechte, der Zurechnungsfähigkeit u. s. w. entschieden verlustig macht, überall nur da, wo dieses Schicksal der Einheit des eigentlichen Selbstbewufstseins gegeben ist.

Dieser Gesichtspunkt gewährt aber noch manchen andern ergiebigen Blick und führt auf eine fruchtbare Weise weiter. Namentlich weist er unausweichlich auf das Gehirn als den eigentlichen Sitz und das die wirkliche nächste Ursache entschiedener psychischer Krankheit Enthaltende hin, wo auch entferntere Ursachen derselben und sonst mit ihr Zusammenhängendes zu suchen sein mögen; denn überall zeigt sich das Selbstbewufstsein vorzugsweise an das Gehirn geknüpft. Sodann wird von selbst begreiflich, dafs jenes Schicksal des Selbstbewufstseins bei psychischer Krankheit bald mehr von ihm selber, bald mehr von Anderem bedingt sein könne. Ein schon im relativ normalen und gesunden Zustande schwaches und wenig consolidirtes oder stärker desorientirtes und einseitig fixirtes oder allzu reizbares und heftig reagirendes Selbstbewufstsein kann von denselben ursächlichen Momenten zu Kranksein und und von diesem selber vollends so aus den Angeln gehoben und in ihr Spiel gezogen werden, dafs entschiedene psychische Krankheit zu Stande kommt, was da nicht der Fall ist, wo ein anders geeigenschaftetes Selbstbewufstsein besteht. Aber auch ein ziemlich gut beschaffenes, namentlich auch von Leidenschaften eben nicht ausgezeichnet bestochenes und zerrüttetes, kann der Uebermacht von Krankhaftem zur Constituirung psychischer Krankheit unterliegen. Und eben so leicht ersichtlich ist, dafs solches Resultat übrigens bald mehr von oben herab und innen heraus aus der Sphäre der eigentlichen Persönlichkeit, bald mehr von unten herauf und aufsen herein aus dem Gebiete der eigentlich nur physischen Organisation, bald endlich aber auch mehr aus der psychischen Sphäre im engeren und concreteren Sinne selbst, bedingt sein könne, nie aber wohl nur von Einer dieser Seiten her.

Diesen pathogenetischen und pathologischen Verhältnissen ist aber natürlich je und je genau auch die Behandlung zu accommodiren. Auch deren Elemente, die persönliche und organische, therapeutische oder arzneiliche und diätetische, sowie die psychische Behandlung im engeren Sinne, sind einander nicht nur so im Allgemeinen neben-, unter- und überzuordnen, sondern je nach Maafsgabe der verschiedenen ätiologisch-pathogenetischen und pathologischen Verhältnisse zu mischen und sonst zu ordnen. Ein Gesichtspunkt, der mehr als manches Andere zur gegenseitigen Ergänzung, Berichtigung und Versöhnung in den Zerwürfnissen der Psychiatrie beizutragen geeignet erscheint. Insbesondere aber sichert die bezeichnete Betheiligung des Selbstbewufstseins als solchen, des Ich, bei psychischer Krankheit der psychischen oder moralischen und eigentlich persönlichen Behandlung im Allgemeinen ihr gutes Recht, das jedoch allerdings so wenig überschätzt, als zu gering geschätzt werden soll und nach mehrfachen Rücksichten näher zu bemessen ist.

Möge diesen Punkt auch Hr. Ideler bei Fortsetzung seines schätzbaren Werkes gehörig beachten, das sich jedoch selbst im anderen Falle, bei durchgreifender einseitig psychologischer Haltung, als ein sehr ehrenwerthes Element in's Ganze einfügen würde.

In Bezug auf gar Vieles, was der Unterzeichnete als Ref. bei dieser Gelegenheit von Seiten des vorliegenden Werkes nur flüchtig andeuten konnte, ladet er zuversichtlich zu näherer Kenntnifsnahme im Buche selbst ein, und in Beziehung auf Manches, was er als Rec. nur allzu kurz anregen konnte, erlaubt er sich auf sein kürzlich erschienenes Lehrbuch der Psychiatrie zu verweisen.

Leupoldt.

№ 26.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

August 1837.

XXIII.

1) *Anfangsgründe der Erd-, Völker- und Staatenkunde. Ein Leitfaden für Schüler von Gymnasien, Militair- und höheren Bürgerschulen. Für einen stufenweisen Unterrichtsgang berechnet und entworfen von Albrecht von Roon. Drei Abtheilungen. 2te, verbesserte Auflage. Berlin,* 1835. *bei G. Reimer.* 280 *S. gr.* 8.

2) *Lehrbuch der allgemeinen Geographie. Von Karl von Raumer, Professor in Erlangen. Zweite vermehrte Auflage. Mit 6 Kupfertafeln. Leipzig,* 1835. *bei F. A. Brockhaus.* 488 *S. gr.* 8.

Die Erdkunde im Verhältnifs zur Natur und zur Geschichte des Menschen, wie sie ihr berühmter Begründer, C. Ritter in seinen classischen Worten und Werken hinstellt, mufs, als die wissenschaftliche und wahre Erdkunde, als welche sie zur Erforschung des innigen Zusammenhangs der physischen Individualität unseres Planeten und der geistigen Entwickelung des Menschengeschlechts die Anwendung der Gedanken erheischt, und bei der Fülle von einander bedingenden, auf die historische Entfaltung bezüglichen, irdischen Erscheinungen zu combiniren nöthigt, in einer systematischen Zusammenstellung ihrer elementaren Prinzipien die Fähigkeit in sich tragen, nicht nur auf eine humane, sondern auch auf eine formelle Bildung des Geistes hinwirken zu können, und dadurch einen höheren Rang unter den übrigen Schul-Disziplinen einzunehmen, als der Geographie in ihrem alten Zuschnitt gebührte. Im Bewufstsein dieses Vorzugs der neuen und höheren Lehre haben schon vor einigen Jahren einzelne von C. Ritters Zuhörern schätzbare geographische Unterrichts-Schriften dargeboten, die sich aber gleichwohl, bei näherer Prüfung, mehr die Verbreitung der geistreichen Ansichten des Meisters unter den weniger begünstigten, entfernteren Freunden der Erdkunde zur Aufgabe gestellt zu haben scheinen, als die gründliche Befriedigung des Schulbedürfnisses.

Mit pädagogischer Erfahrung ausgerüstet und in näherer, amtlicher Beziehung zu dem verehrten Lehrer und Meister verfafste dann, vor etwa fünf Jahren, Hr. von Roon ein Lehrbuch unter dem Titel: Grundzüge der Erd-, Völker- und Staatenkunde, nebst statistischen Tabellen, welches nicht allein die verschiedenen Zweige der geographischen Wissenschaft in ihrer Stellung als Schul-Disziplin, zum erstenmal in ein richtiges Verhältnifs unter sich und zu dem gemeinschaftlichen Object zu setzen bemüht war, sondern auch die geistige Bildungsstufe der Schüler einsichtsvoll berücksichtigte. Die, der Geographie in den Unterrichts-Anstalten noch immer nur kärglich zugemessene Zeit machte aber bald einen Auszug aus den Grundzügen nothwendig, welchen Hr. von Roon, mit noch schärfer äufserer Sonderung des Materials und mit Beachtung der geographischen Systematik in drei Abtheilungen und mit wesentlichen Verbesserungen unter dem Titel: Anfangsgründe der Erd-, Völker- und Staatenkunde entwarf, und welcher jetzt in der, schon seit länger als einem Jahre, nothwendig gewesenen zweiten Auflage zur Bericht-Erstattung vorliegt.

Insofern aber die Geographie nicht blos ihrer Tendenz nach, durch ihre erkannte Beziehung zur Geschichte, sondern auch durch die glänzenden Resultate, die aus den Forschungen in den Gebieten ihrer vorzüglichsten Hülfswissenschaft, der Naturwissenschaft, besonders seit Alexander von Humboldt's lichtverbreitender, grofsartiger Thätigkeit, welcher stets eine Physik des ganzen Erdkörpers ins Auge fafste, hervorgegangen sind, eine andere, tiefer begründete Erdkunde geworden ist, insofern müssen wir bei Beurtheilung von

geographischen Elementar- und Lehrbüchern auch nach ihrem Verhalten zu jenen Resultaten und zu den Lehren der Naturwissenschaft überhaupt fragen; und diese Frage ist um so nothwendiger, als einerseits die neue Lehre eine grofse Anzahl neuer, reingeographischer Begriffe eingeführt hat, welche den, mit der Naturwissenschaft nicht hinlänglich vertrauten geogr. Schriftsteller wichtige, ihr entlehnte Daten leicht übersehen lassen und andererseits der, vermittelst der philosophirenden Erdkunde kaum geahnte, höhere Zusammenhang tellurischer Verhältnisse mit historisch-localen Erscheinungen zu Versuchen geführt hat, schon im Elementar-Unterricht und Schulbuch die Geographie mit der Geschichte zu verbinden und darüber den gründlichen Anbau der Erdkunde nach physikalischen Beziehungen verabsäumen läfst.

Eine Schrift, welche nicht allein von diesen Mängeln frei ist, sondern auch in ihren mathematisch-geographischen und physikalischen Abtheilungen eine vorzügliche, dem Standpunkt der Naturwissenschaften entsprechende Belehrung darbietet, ist dem geogr. Publicum von einem Gelehrten vom Fach, dem Hrn. von Raumer in seinem Lehrbuch der allgemeinen Geographie, welches ebenfalls zur Beurtheilung vorliegt, geschenkt worden. Aber wie erstere, die v. Roon'sche Arbeit, in denjenigen Abschnitten, welche wir so eben als die vorzüglichsten des Lehrbuchs von Hrn. v. Raumer bezeichneten, nicht ganz ausreichend erscheint, so vermissen wir in diesem die pädagogisch wichtige Anordnung des Lehrstoffs für den ersten Unterricht in der Geographie, so wie auch das richtige Verhältnifs zur neuen und ächten Lehre, wodurch die Schrift des Hrn. v. Roon ausgezeichnet ist; wie sich auf solche Weise die beiden vorliegenden Arbeiten trefflich unterstützen, zu einander ergänzen und gemeinschaftlich eine gründliche Belehrung zu gewähren vermögen, wird ihre gesonderte Beurtheilung noch näher nachzuweisen versuchen.

1) Die Anfangsgründe der Erd-, Völker- und Staatenkunde zerfallen nach der geistigen Entwickelungsstufe der Schüler in drei Abtheilungen; für die unterste Classe: die topische Geographie, mit vorläufigen Erläuterungen aus der mathematischen und physikalischen Geographie; für die mittlere Classe: die physikalische Geographie mit ferneren Erläuterungen aus der mathematischen und physikalischen Geographie, den oro- und hydrographischen Umrissen der Continente und climatischen Umrissen der Erde, und für die obere Classe: die dritte Lehrstufe oder Völker- und Staatenkunde.

Die topische Geographie hat es nur mit der Benennung unter Gruppirung geogr. Objecte, unter steter Berücksichtigung ihres Orts zu thun, nimmt daher das frische Gedächtnifs der jüngeren Schüler besonders in Anspruch. Schon in dieser Abtheilung wird auf die construirende Selbstthätigkeit des Lernenden Rücksicht genommen, alle Angaben sind darauf berechnet, und die Anführung der Flüsse, nach Namen und astronomischer Lage, geht daher sehr zweckmäfsig der Gebirgsbeschreibung, die erst in der zweiten Abtheilung erfolgt, voran. Die häufige Angabe der astronomischen Lage, der namhaft gemachten Gegenstände, wodurch sich Hr. Verf. der vortrefflichen Methode des Swen Ågren nähert, ist ein besonders wichtiges Verdienst dieser Abtheilung, denn die Geographie darf über die Würdigung orographischer und anderer physischer Verhältnisse nicht, wie es bisher geschehen, die der astronomischen oder absoluten Lage übersehen; auch wird durch solche Angaben ein leichtes Orientiren, ein Einheimischwerden auf der Erdkugel erreicht, worauf dann der beschreibende Vortrag mit Nutzen folgen kann. Ein anderer bedeutender Vorzug dieses topischen Theils beruht in der Betrachtung der räumlichen Verhältnisse der Unebenheiten, getrennt von den plastischen derselben, welche in der zweiten Lehrstufe beschrieben werden; bisher hatte man, alter Gewohnheit folgend, bei Gebirgen nur die Höhe, Richtung und nur die Dimensionen des Haupttheils berücksichtigt, und doch ist, sobald es auf bedingenden Einflufs ankommt, oft die Ausdehnung des Flächenraumes, der von Gebirgen, Hoch- oder Tiefebenen eingenommen wird, ein wichtigeres geographisches Moment.

Ihre wahre Bedeutung erhält die erste Lehrstufe durch den innigen Zusammenhang, in welchem sie mit der zweiten Abtheilung oder Lehrstufe steht, welche sich vorzüglich eine anschauliche, charakteristische Beschreibung der plastischen Gestaltung der Unebenheiten und der Gewässer, die im topischen Theil nur nach Namen, Gröfse oder astron. Lage vorgeführt wurden, angelegen sein läfst, so dafs die Einzeichnung derselben in, nach den Angaben der vorigen Abtheilung von den Schülern entworfene Flufsnetze und Umrisse

unter einiger Anleitung des Lehrers, dem wir zu dem Ende die schätzbaren Grundzüge u. s. w. des Hrn. v. Roon und den im Sinne derselben entworfenen Atlas von Theodor v. Liechtenstern empfehlen, sehr leicht ausführbar ist. Eben so vortrefflich ist die Behandlung der climatischen Umrisse der Erde, welche den Schlufs dieser zweiten Abtheilung bilden und zu deren Veranschaulichung sich in der Karte von der Verbreitung der nutzbarsten Pflanzen von Philipp v. Canstein ein sehr werthvolles Hülfsmittel darbietet.

Nach System und Gehalt weniger zweckmäfsig und vollständig, als die oben genannten Abschnitte, erscheinen, wie wir schon andeuteten, die mathematische und eigentlich physikalische Geographie, welche beide in dieser zweiten Lehrstufe beendigt werden. Die gewählte Benennung: vorläufige und fernere Erläuterungen, deutet schon darauf hin, dafs Hr. Vf. nicht die Absicht hatte, diese Zweige der geogr. Wissenschaft systematisch gründlich zu behandeln, und doch bedürfen die mathematische und physikalische Geographie vorzugsweise einer solchen Behandlung, wenn sie verständlich gemacht werden sollen; ob dies hinsichtlich der mathemat. Geographie auf vierzehn Seiten, die ihr in den Grundzügen gestattet sind, möglich, bezweifeln wir, und noch weniger scheinen uns sieben Seiten in den Anfangsgründen hinreichend, sobald nicht blos Stichwörter gegeben werden sollen. Möchte sich der Hr. Vf. für den Fall einer neuen Auflage, die seinen so sehr brauchbaren Schriften gewifs bevorsteht, zu einer Verbesserung der genannten Abschnitte bewogen finden und dann bei der Entfaltung der Prinzipien der math. Geographie dem histor. Entwickelungsgange folgen, den dieselbe genommen hat, und zugleich auch das Verhältnifs und die Stellung unseres Planeten zu den Gestirnen und besonders zur Sonne, so wie unsern Trabanten mit seinen eigenthümlichen Erscheinungen, Bewegungen, und seinem Einflufs durch reflectirtes Licht mehr berücksichtigen; dann würden unbefriedigende Erklärungen, wie die der Weltgegenden, welche nur für die Bewohner der nördlichen Halbkugel richtig sind, der Wendekreise, zu deren Bezeichnung nur gesagt wird, dafs sie diejenigen Parallelkreise seien, welche 23½ Grad nördlich und südlich vom Aequator entfernt sind, vervollständigt werden. Aehnliche Wünsche erlauben wir uns in Betreff der phys. Geographie auszusprechen, und dürfte vielleicht bei ihrer Verbesserung eine gröfsere Rücksicht auf die Veranschaulichung zu nehmen sein, damit der Schüler auch zu graphischen Darstellungen rein physischer Verhältnisse des Erdkörpers, nach den Angaben der Anfangsgründe oder der Grundzüge, genöthigt werden könnte; dazu würde die genauere Nachweisung der Localität gewisser geogr. Objecte, z. B. der Passate, der Windstillen, der Westströmung, isothermischer Linien u. s. w. nothwendig sein.

Ueber die dritte Lehrstufe, die Völker- und Staatenkunde, mufs wieder dasselbe günstige Urtheil ausgesprochen werden, zu welchem wir schon so oft Veranlassung gefunden haben; Rec. tritt zwar dadurch der Meinung Einiger entgegen, welche besonders diesen Abschnitt, wegen Mangel an historischer Beimischung, zu mager und trocken finden, glaubt aber, dafs eine so unzeitige Zuthat im Compendium dem gründlichen Studium der Geographie und daher der Erzielung von reiferen Früchten, wie sie uns in neuster Zeit Meinicke, in einer Monographie von Australien, Mendelssohn, in der geistvollen Arbeit: das Germanische Europa, und Müller, in seinen Untersuchungen: der Ugrische Volksstamm, dargeboten haben, hinderlich ist; der Lehrer aber mufs freilich im Felde der geschichtlichen Erdkunde hinlänglich bewandert sein, um den Vortrag durch Reflectionen aus diesem Gebiete zu beleben.

2) Lehrbuch der allgemeinen Geographie von Carl v. Raumer. Diese, der Wissenschaft aus den oben angeführten Gründen ebenfalls sehr willkommene Schrift ist zwar nicht eigentlich im Sinne der neueren Erdkunde verfafst, welche schon in ihrem elementarsten Theile ihrer Aufgabe: die Erde als das grofse Erziehungshaus des Menschen, des Schauplatzes seiner historischen Entwickelung, unter unzähligen, in Wechselverkehr stehenden, cosmisch-physischen Einwirkungen kennen zu lehren sich bewufst ist, und daher schon frühzeitig die Grenzlinien, nach den Gebieten ihrer Hülfswissenschaften hin, zieht, um sich vor divergirender Richtung und Abirrung zu schützen; dafür entschädigt aber diese inhaltsschwere, aus der Feder eines eben so durch das Studium der Alten, als naturwissenschaftlich gebildeten Gelehrten entsprossene Arbeit durch eine Fülle geogr. Materials, durch die Klarheit der Darstellung, die Benutzung der neuesten und besten Hülfsmittel und deren Nachweisung in vielen Anmerkungen. Wenn nun Ref. im Verfolg seiner beurtheilen-

den Bemerkungen auch in Betreff dieser Schrift noch einige Wünsche ausspricht, so geschieht dies, um aus dem seltenen, sehr günstigen Umstand, dafs ein mit der Natur so vertrauter Schriftsteller sich der Ausarbeitung eines geogr. Lehrbuchs unterzieht, für die Wissenschaft alle mögliche Vortheile zu gewinnen.

Die erste Abtheilung des Lehrbuchs, die mathematische Geographie, ist, auf allerdings 130 Seiten, sehr anschaulich und umfassend behandelt; sie führt, dem Entwickelungsgange der Wissenschaft folgend und die Beobachtung des Himmels von einem freien Punkt, der scheinbar im Mittelpunkt desselben ruhenden Erde, beginnend, durch Irrthum zur Wahrheit, und enthält viele interessante Citate aus Plinius, Cicero's, Seneca's, Copernicus u. a. Werken. Bei §. 38. vermissen wir jedoch mehrere Beweise für die Axendrehung der Erde, die zwar unwichtiger wie die in diesem §. angeführten, aber bei einer so ausführlichen Behandlung doch nicht fehlen dürfen; dahin gehört die Abplattung der Erde, und die Verschiedenheit der Schwere auf derselben, der Fall der Körper von gröfseren Höhen herab, die beständigen Ostwinde, die Rotation anderer Himmelskörper, wovon in andern §§. aber in anderer Beziehung die Rede ist; ebenso wünschten wir auch das zweite Kepplersche Gesetz mit gröfserer Ausführlichkeit vorgetragen und erläutert zu sehen, wie auch die Anführung des daraus hervorgehenden, für die Physik des Erdkörpers interessanten Resultats, dafs auf der nördlichen Halbkugel der astronomische Sommer 8 Tage länger dauert, als auf der südlichen; die Erklärung und figürliche Darstellung der Mondsbahn und Mondsphasen befriedigt uns auch nicht ganz, weil dabei keine Rücksicht auf die eigenthümliche, wahre Gestalt dieser Bahn, ihre sanft gekrümmten Ausweichungen nach beiden Seiten der Ekliptik hin, genommen ist. Die einem Rückblick auf die astronomischen Wahrheiten, S. 115, gewidmeten Schlufsbemerkungen, dürften vielleicht noch eher einige wissenschaftliche Erläuterungen über die Stellung und das Verhältnifs der Erde im Sonnensystem, als religiöse Betrachtungen enthalten, welche beim Studium der mathemat. Geographie, ohne absichtliches Hervorheben angeregt werden. — Wenn die klare, lichtvolle Darstellung schon vorhin als ein besonderer Vorzug dieses Lehrbuchs genannt worden ist, so findet dies Urtheil vorzüglich auch auf diese erste Abtheilung Anwendung, der man überall ansieht, dafs sie auf dem Wege des Unterrichtens entstanden und bemüht ist, jedem Zweifel, jeder Unklarheit des Zuhörers zu begegnen. Die 2te Abtheilung, Beschreibung der Erdoberfläche, ist als der topische Theil des Lehrbuchs zu betrachten, und enthält die Meere und Meerbusen nach Namen, Gröfse und astronomischer Lage, dann die Erdtheile nach folgenden Gesichtspunkten, und diese in nachstehender Ordnung: Grenzen, Gröfse, Gebirge, Vorgebirge, Flüsse und Flufsseen, Seen, Niederungen und Ebenen und Inseln; die Gründe, warum wir weder mit der Anordnung, noch mit der Ausführung dieses Theils, namentlich nicht mit den Gebirgsbeschreibungen, einverstanden sein können, dürften vielleicht aus unserer Beurtheilung der v. Roon'schen Schrift zu erkennen sein.

Die dritte Abtheilung: die physische Geographie, und die vierte: Pflanzen und Thiere, sind dagegen wieder vorzüglich empfehlenswerth. Aus allen Zweigen der Naturwissenschaft werden eine Menge interessanter Daten auf belehrende Weisen mitgetheilt, die dem Lehrer und Freunde der Erdkunde sehr willkommen sein müssen, zumal die neuesten Resultate berücksichtigt sind. Vielleicht fügt Hr. Verf. in einer neuen Auflage noch einige Bemerkungen über die geographisch wichtigen, chemischen Einwirkungen des Wassers auf die Veränderung der Erdoberfläche hinzu; z. B. die verschiedenartige Zersetzung oder Auflösung verschiedener Gebirgsarten, ferner über die geognostische Beschaffenheit der europäischen Gebirge, über die Eintheilung der Erde nach der Form des Niederschlags und in Pflanzenzonen; auch die numerische Vertheilung der natürlichen Pflanzenfamilien auf dem Erdkörper, wie sie Alexander von Humboldt durch Verhältnifszahlen so lehrreich ausgedrückt hat und welche als ein wichtiges physikalisches Moment zu betrachten, findet dann vielleicht noch Raum, damit dies Lehrbuch ein ebenso vollständiger als zuverlässiger Rathgeber für die grofse Anzahl solcher Lehrer der Geographie sei, welche, mit Unterricht aus anderen Lehrgegenständen überladen, dieser Wissenschaft nicht Zeit und Mittel widmen können, um durch eigene Nachforschung in gröfseren Werken sich die nöthige Belehrung zu verschaffen. Dafs der Hr. Verf. sich auch diese Aufgabe zum Theil schon gestellt hatte, scheint aus der Aufnahme mancher Gegenstände, z. B. der geologisch wichtigen Beschreibung der Höhle zu Kirkdale, mehrerer vulkanischer Eruptionen, zoologischer und botanischer Systeme, des vergleichenden Verzeichnisses der Sanskrit-Wörter mit denen sechs anderer Sprachen u. s. w. hervorzugehen.

Eine politische Geographie giebt der Hr. Vf. nicht; die letzte Abtheilung handelt vom Menschen nach Gattung, Sprache, Religion und Staat im Allgemeinen; nach unserer Ansicht über die Stellung dieses Lehrbuchs zur Wissenschaft vermissen wir die eigentliche statistische Geographie in demselben nicht, wir würden aber dann den Mangel dieses wichtigen Theils beklagen, wenn der Hr. Verf. sich überhaupt die Aufgabe gestellt hätte, direct auf ein philosophisches Studium der Geschichte und Politik, soweit es dem Geographen möglich ist, vorzubereiten.

von Bennigsen-Förder.

№ 27.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

August 1837.

XXIV.

Die spartanische Staatsverfassung in ihrer Entwickelung und ihrem Verfalle, von Dr. Karl Heinrich Lachmann. Mit einer Einleitung über die Anfänge der griechischen Geschichte und einer Beilage über die Epochen des Eratosthenes und Apollodoros von der Zerstörung Trojas bis zur ersten Olympiade. Breslau, 1836. in Comm. bei Grafs, Barth u. Comp. VIII u. 324 S. 8.

Dafs auch nach K. O. Müller's Meisterwerke die Geschichte der lykurgischen Staatseinrichtungen nach Entstehung und Entartung noch vielen Forschungen Raum gebe, noch viele Einzelfragen zu beantworten, Dunkelheiten zu erhellen und Lücken zu füllen übrig lasse, davon hatte sich Ref. durch eigene Erfahrung dergestalt überzeugt, dafs vorstehendes Buch, solange er es nur erst noch dem Titel nach kannte, recht freudige und gespannte Erwartungen in ihm erregte; aber so wenig auch diese rücksichtlich der Neuheit und Selbständigkeit der Forschung getäuscht worden sind, so kann er doch das traurige Endergebnifs nicht verhehlen, dafs ein Verfahren wie das hier beobachtete, nur dazu dienen kann, die Wissenschaft in endlose Verwirrung zu stürzen, der Subjectivität Thor und Thüre zu öffnen, und die schönste Ausstattung von Talent und gelehrtem Fleifse, welches beides wir in unserm Verfasser in vollem Maafse anerkennen, dem endlichen Schicksale des Ikarus preiszugeben. Ref. kann es überhaupt nicht billigen, wenn ein junger Mann seine gelehrte Laufbahn sofort mit der Behandlung eines *Ganzen* beginnt, das zwar dem Begriffe nach stets vor dem Einzelnen vorhanden sein und dieses organisch beleben und vergeistigend durchdringen soll, gleichwohl aber selbst der Vermittelung durch viele Einzelforschungen bedarf, um in der Reife concreter Allgemeinheit ans Tageslicht des Bewufstseins treten zu können; und dafs wir deren hier nicht etwa mehr stillschweigend voraussetzen dürfen, zeigt schon die Anlage des Buches selbst, in welchem Hr. L. offenbar mit jugendlicher Freigebigkeit die ganze Ausbeute von Combinationen und Hypothesen, die sein mit der Milch der neuesten Forschungsmethode genährter Geist von seinem ersten Ausfluge in das Gebiet der griechischen Vor- und Urgeschichte mitgebracht hat, vor uns ausschüttet, und statt seinen Gegenstand aus dieser Hülse blank und eben herauszuschälen, ihn mit einer Wolke von Ansichten über ionisches, achäisches, athenisches Alterthum umgibt, worunter sein eigentliches Thema, um uns eines gemeinen Gleichnisses zu bedienen, wie das Küchlein mit der Eierschaale auf dem Kopfe herumirrt. Vielen von Hrn. L.'s Vermuthungen oder Einwürfen gegen die hergebrachte Auffassungsweise wollen wir zwar Tiefe und Scharfsinn, manchen auch Glück und unumstöfsliche Richtigkeit nicht absprechen; aber so wenig man um einiger gelungenen Conjecturen willen sofort einen ganzen Schriftsteller ediren soll, so wenig berechtigen einige Lücken und Risse, die ein feines Auge an dem Gebäude der überlieferten Geschichte wahrnimmt, sofort an seiner Stelle ein neues aufzuführen, das jedenfalls die Spuren seiner übereilten Entstehung an sich tragen wird: wie es nur wenigen Bäumen einer schöneren Zone verliehen ist, Blüthe und Frucht zugleich zu tragen, so ist es auch einer besonderen Begünstigung des Genies vorbehalten, Kritik und Darstellung dergestalt zu verbinden, dafs in demselben Augenblicke, wo jene die Felder von den alten Stoppeln säubert, eine neue Saat unter ihren Füfsen aufspriefst; und doch geht auch bei jenen in der Regel eine lange Saatzeit stiller Pflege und eine Selbstverläugnung voraus, die nach Niebuhr's grofsem Ausspruche die Forschungen ganzer

Monate in eine Zeile zusammenzudrängen weifs, während unsere jungen Forscher, sobald sie gesäet, auch ärndten zu dürfen glauben, und dann begreiflicherweise die Mehrzahl der Früchte unreif in ihre Scheunen sammeln. Wer diesen Gegensatz nicht berücksichtigt, wird allerdings zwischen den Werken eines Böckh, Müller, Niebuhr, [illegible]eines Lachmann, Plafs, Uschold auf den äufseren [illegible]ck keinen wesentlichen Unterschied wahrnehmen: [illegible] sind dieselben Formeln der höheren Kritik, dieselben Kategorien des historischen Pragmatismus, dieselben Auskunftmittel zur Beseitigung unhistorischer Widersprüche oder Unwahrscheinlichkeiten, dieselbe Anwendung von Analogien und Parallelen, dasselbe combinatorische Verfahren in Zahlenverhältnissen, Namens- oder Begriffsvergleichungen und Benutzung fragmentarischer Einzelspuren, dieselbe Geltendmachung entlegener oder in den Hintergrund gedrängter Localsagen oder gelehrter Zeugnisse gegen die hergebrachte Ueberlieferung — und wenn daher die Ergebnisse bei weitem nicht so befriedigend und allgemein überzeugend ausfallen, als es dort der Fall ist, so kann der Grund nur in dem Mangel desjenigen Factors liegen, den erst Uebung, Erfahrung und Lebensreife zu geben vermag, nämlich des historischen Tactes und jener *σωφροσύνη*, ohne welche nach Sokrates ewig wahrer Lehre alle die guten Eigenschaften, die mit jener gepaart die herrlichsten Früchte tragen würden, nur den gröfsten Schaden anrichten können. Was die niedere philologische Kritik längst eingesehen hat, dafs das nämliche Verfahren, das zwanzigmal gute Dienste geleistet hat, an der einundzwanzigsten Stelle doch verkehrt sein kann, und so gewifs es ist, dafs die Abschreiber oftmals die schwerere Lesart mit der leichteren vertauscht, Worte eingesetzt oder ausgelassen, ähnliche Züge oder Laute unter einander verwechselt haben, es doch sehr gewagt sein würde, aus jeder Möglichkeit eines solchen Versehens sofort auf die Wirklichkeit desselben zu schliefsen — dessen scheint die höhere Kritik noch keineswegs in dem gebührenden Maafse inne geworden zu sein, wenn sie, weil allerdings nicht selten Anticipationen geschichtlicher Ereignisse für die vorgeschichtliche Zeit oder Verwandlung vorgeschichtlicher in geschichtliche, Uebersiedelungen von Mythen und Culten mittelst Colonien oder Zurückverpflanzungen solcher in das Mutterland, Vergötterungen verdienter Männer oder Umdeutungen localer Gottheiten in Landeskönige und Helden, Vermischungen von Zeiten, Geschlechtern u. s. w. in der älteren Sage nachweislich statt gefunden haben, sich sofort berechtigt glaubt, bei jeder Ueberlieferung, die sich nicht sofort in ihr Prokrustesbette schicken will, ein solches Reagens in Anwendung zu bringen; und je seltener es gleichwohl einem Kritiker gelingt, einen rein objectiven Standpunct zu gewinnen, desto verschiedener müssen begreiflicherweise bei der Mannichfaltigkeit und dem Gleichgewichte der entgegengesetzten kritischen Kategorien die Ansichten über einen und den nämlichen Gegenstand ausfallen, sobald der Forscher noch nicht bis zum Mittelpunkte der Sache vorgedrungen, sondern erst noch auf dem Wege nach demselben Begriffe ist, wo denn, um der Seitenwege oder Sehnen noch gar nicht zu gedenken, selbst der Radien eben so viele sein müssen, als es individuelle Ausgangspunkte an der Oberfläche gibt. Recht deutlich beurkundet sich diese subjective Verschiedenheit der Resultate bei anscheinend völlig gleicher Methode gerade an den beiden jüngsten ganz gleichzeitig und unabhängig von einander erschienenen Werken dieser Art, von welchen das eine, Uschold's Geschichte des trojanischen Kriegs, zwar bereits in diesen Blättern angezeigt worden ist, von uns aber wenigstens in so fern noch einmal wird berührt werden dürfen, als es mit dem andern, dessen Beurtheilung uns hier obliegt, trotz eines gemeinschaftlichen Hauptgedankens, nämlich der schon von Völcker behaupteten Antedatirung der Eroberung Ilions in der gewöhnlichen Sage und der ursprünglichen Unabhängigkeit derselben von dem Pelopidenhause, gleichwohl in so vielen ander[illegible] selbst innig damit verknüpften Punkten in so diametralen Gegensatz tritt, dafs eine Vergleichung beider fast allein schon zur Würdigung dieser ganzen Verfahrungsweise hinreicht, wie sie von Hrn. L. namentlich in dem ersten Abschnitte seines Buchs oder [illegible]der Einleitung über die Anfänge der griechischen Geschichte (S. 1—86) beobachtet worden ist. Nach Hrn. Uschold (S. XXVII und 177) sind Kadmos und Jasion [illegible] Namen des thracischen Hermes, während sie unser Verf. (S. 7 und 10) mit dem griechischen Zeus identi[illegible]ficirt und (S. 63) Jasion einen minyeischen Gott nenn[illegible]t; jenem sind die Kadmeonen Thraker (S. XVIII und [illegible] 44), während sich nach diesem der Dienst des Kadm[illegible]os an das

pelasgische Dodona anknüpft (S. 41); jener erklärt Pelops für einen Kurer (S. XVII und 171), dieser hält seinen Dienst für uralt pelasgisch (S. 50), findet ihn nur bei Achäern (S. 52) und vermuthet, dafs erst die Aeoler ihn nach Kleinasien gebracht hätten (S. 53); jenem gilt Erichthonius als Symbol der aufsprossenden Saat (S. 277), diesem als menschliches Abbild Apoll's (S. 41); jener schliefst aus dem Vorkommen des ächt hellenischen Apollodienstes in Troja auf Vermischung der Teukrer mit pelasgischen Colonisten (S. 47), dieser glaubt ihn den Achäern eigenthümlich (S. 39); die Trojaner selbst sind jenem Thraker (S. 262), diesem tyrrhenische Pelasger minyeischen Stammes (S. 63); die Minyer nennt jener den vorzüglichsten Zweig der Aeoler (S. 215), während dieser nicht die geringste Stammverwandtschaft zwischen beiden erblickt (S. 39) und vielmehr Minyer und Jonier verbindet (S. 37); jenem gilt Odysseus als Repräsentant des äolischen Stammes, so wie Achill für die myrmidonischen Achäer (S. 62), diesem scheint der Name der Aeoler erst durch Uebertragung auf die Achäer in Asien zur Stammbezeichnung geworden zu sein (S. 39), während er die Myrmidonen mit in dem Kreise des ionischen Stamms begreift (S. 38); jener erblickt in den Pelasgern einen Hauptzweig der Achäer (S. 215), dieser läfst gerade mit den Achäern das Hellenische in einen bestimmten Gegensatz mit dem Pelasgischen treten (S. 45); jenem ist Herakles ein pelasgischer Heros und die Herakliden ein Zweig der Pelasger (S. 44 und 215), bei Hrn L. heifst er einmal der achäische Nationalgott (S. 63), ein anderesmal der erste und älteste dorische Nationalheros (S. 88) mit dem nachträglichen Zusatze (S. 98): „die Vermischung beider Gottheiten, welche vielleicht auch ursprünglich dieselben waren, liegt so ganz in dem Wesen alter Sagenverbindung, dafs es zu ihrer Erklärung nicht der Annahme einer besonderen politischen Ursache bedarf"; eben so rechnet Hr. Uschold Tyndareus mit seiner ganzen Sippschaft zum lelegisch-thracischen Volkstamme oder vielmehr unter dessen Gottheiten (S. 116 fgg.), Hrn. L. dagegen gilt Tyndareus für minyeisch, seine Söhne, die Dioskuren, für dorisch (S. 57), die Leleger aber als ein pelasgischer Volkstamm, der von den Minyern in Unterthänigkeit gebracht worden sei (S. 81) u. s. w. Ref. überläfst es seinen Lesern, sich selbst aus dieser kurzen Parallele ein Urtheil über die alle Begriffe übersteigende Schwindelei dieser jüngsten Geschichtforschung zu bilden, und fügt seinerseits nur die Bemerkung bei, dafs, so wenig er auch das strenge Gericht mifsbilligen kann, das in diesen Jahrbüchern über das Uscholdische Buch ergangen ist, ihm letzteres gleichwohl in den hier berührten Pa[illegible]n noch bei weitem den Vorzug vor dem Lachmanni[illegible]en zu verdienen scheint, insofern es theils den Aeolern, [illegible]iesem Hauptvolke der heroischen Zeit Griechenlands, wenigstens einige Berücksichtigung angedeihen läfst, theils das unbestreitbare Verdienst hat, auf die noch lange nicht genug erwogene Wichtigkeit der Lelegerherrschaft für Griechenlands Vorgeschichte und Mythenbildung zuerst aufmerksam gemacht zu haben, während Hr. L. diese, obschon sie gerade für Lakonika den Anfangspunkt geschichtlicher Erinnerung bilden, mit drei Zeilen abfertigt, die Aeoler aber, wie es scheint, ursprünglich auf die einzigen Böoter beschränkt und statt deren den ganzen Zwischenraum zwischen der pelasgischen Periode und der dorischen Wanderung mit Joniern und Achäern ausfüllt, von welchen die letzteren deutlichen Spuren zufolge selbst nur ein Zweig des äolischen Stamms zu nennen sind *), die erstern aber für die vorgeschichtliche Zeit Nichts vor den Doriern voraus haben und die Bedeutung, die sie hier gewinnen, nur durch die willkürlichsten Voraussetzungen und Combinationen erhalten können. Die Geschichtskundigen unter unsern Lesern haben sich gewifs schon verwundert, als wir vorhin anführten, dafs Hr. L. Myrmidonen und Minyer von ihren überlieferten Stämmen trenne und dem ionischen beigeselle; je überraschender aber eine Behauptung ist, desto näher liegt der Gedanke, dafs ein Mann von Geist und Kenntnissen sie doch nicht ohne Gründe aufgestellt haben werde, und defshalb wollen wir wenigstens an diesem Beispiele die Verfahrungsart beleuchten, durch welche Hr. L. auf die in dieser Einleitung aufgestellten unerhörten Resultate gekommen ist; auf die Theokrasien, mit welchen er das Buch beginnt, auf seine Hypothesen über den Entwickelungsgang der griechischen Religion von Dodona bis Kreta, auf seine Ansichten von den Kure-

*) S. Lehrbuch d. griech. Staatsalterth. §. 8, n. 11, wozu ich noch Pindar's Zeugni füge, der Nem. XI. 45. den Zug, den der Achäer Pisander mit Orestes von Amyklä aus führt, *Αἰολέων στρατιὰν χαλκεντέα* nennt.

ten und Kabiren, von der Urgeschichte Theben's u. s. w. werden wir dann nicht näher einzugehen brauchen. Nur einen Punkt müssen wir auch in der letztgenannten Beziehung hier berühren, weil er sowohl mit der dem ionischen Stamme gegebenen Ausdehnung, als auch mit Sparta's Vorgeschichte enger zusammenhängt; nämlich die Art und Weise, wie Hr. L. die tyrrhenischen Pelasger, die bekanntlich nach der Eroberung Theben's durch die Böoter über Attika nach Lemnos gezogen sein und dort die Minyer zur Auswanderung nach Lakonika genöthigt haben sollen (Herod. IV. 145), mit diesen nämlichen Minyern identificirt und daraus S. 79 folgende Schlüsse zieht: „es ist *also* sicher, dafs die tyrrhenischen Pelasger oder Minyer, mit welchen Philonomos Amyklä bevölkert haben soll, nicht von Lemnos abzuleiten sind; *also* müssen sie schon vor der dorischen Wanderung in diesen Gegenden gewohnt haben, sie müssen *also* damals in einem untergeordneten Verhältnisse zu den Achäern gestanden haben — vor der Ankunft der Achäer können *demnach* nur sie allein die Herrschaft des Landes besessen haben;" woraus dann der minyeische Tyndareus und die ganze Bedeutung, die er Pausanias und allen Zeugnissen entgegen diesem Volke auf Kosten der Leleger in Spartas Geschichte gibt, nothwendig folgt. Doch auf diese kommen wir erst später; was aber die genannte Identität der Minyer und Tyrrhener betrifft, so stützt sie sich nur auf eine ähnliche Schlufsfolgerung, wie sie auch seiner Identificirung der Minyer und Jonier zu Grunde liegt, weil letzterer Name den ganzen Gegensatz des Nichtachäischen umfasse (S. 45): eben so schliefst er auch jene Stammeinheit daraus (S. 74), dafs die Tyrrhener in demselben Gegensatze zu den kadmeischen Königen erscheinen, wie die Sparten, die er nach Müller's Vermuthung (Orchom. S. 230) für einen minyeischen Volkstamm hält; die Rückkehr der Kadmeer mit den Böotern aber sei spätere Erdichtung, *folglich* auch ihre Vertreibung durch die Tyrrhener, und wenn *also* die Tyrrhener die früheren Bewohner Thebens gewesen seien, so könnten sie auch wohl schwerlich ein anderes Volk als die in Theben befindlichen Phlegyer oder Minyer gewesen sein! Wie sich Hr. L. dabei ihr Verhältnifs zu den Kadmeern denkt, wollen wir gar nicht fragen; denn wenn (S. 32) die Kadmeer, von welchen nach Herod. I. 56. die Dorier aus ihren Sitzen in Histiäotis vertrieben wurden, keine andern als die Böoter gewesen sein sollen, so müfste Kadmus selbst und sein Dienst erst mit der böotischen Eroberung in Theben einheimisch geworden und das ganze Kadmeerreich mit allen seinen Mythen antedatirt sein, wie er denn auch S. 33 die nachherige Flucht zu den Böotern mit der früheren zu den Encheleern zusammenwirft: gleichwohl aber sollen (S. 75) die tyrrhenischen Pelasger oder die Minyer (S. 44) durch langen Aufenthalt in Theben den kadmeischen Cultus angenommen haben, und müfste dieser demnach schon vor der Vertreibung der Tyrrhener durch die Böoter dort vorhanden gewesen sein, wie denn auch (S. 102) Eteokles und Polynices als Vertreter zweier königlichen Familien dargestellt werden, deren letzterer als Minyer gelten *müsse*, während ersterer, der ältere, als Kadmeer erscheine — man sieht, es geht dem Vf. wie dem Zauberlehrling, der, nachdem er alle Schleusen mythischer Deutungsweise auf einmal aufgezogen, sich am Ende selbst nicht mehr vor ihren Consequenzen zu retten weifs! So viel ist jedenfalls gewifs, dafs die Verwechselung der Tyrrhener und Minyer in Lakonika bei späteren Schriftstellern (nicht in den lacedämonischen Colonialsagen, wie es S. 75 heifst) Niemanden berechtigt, sie in Böotien zu identificiren, wo von allen Schriftstellern die Minyer als altansäfsige, die Tyrrhener als eingewanderte betrachtet werden, und wenn wir auch zugeben, dafs das Verhältnifs beider zu den thebanischen Kadmeern gleich feindselig erscheine, so findet doch erstens das Gleiche auch zwischen Sparten und Phlegyern statt (Welcker kret. Colonie S. 82) und zweitens mufs den Spuren der Sage nach in der Zeit, wo die Tyrrhener übermächtig gegen die Kadmeer auftreten, die Kraft der Minyer bereits als gebrochen betrachtet werden (Diodor. IV, 10; Strabo IX, p. 401).

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 28.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1837.

Die spartanische Staatsverfassung in ihrer Entwickelung und ihrem Verfalle, von Dr. Karl Heinrich Lachmann.

(Fortsetzung.)

Ueberhaupt findet der Schlufs, dafs zwei Gröfsen, die einer dritten entgegengesetzt sind, unter sich gleich sein sollen, in der Geschichte noch weniger Anwendung als der mathematische, der aus ihrer Gleichheit mit einer dritten ihre eigene folgert; mit demselben Rechte dürfte ein anderer Forscher, Parther und Perser, Sarazenen und Osmanen, Gallier und Franken, Britten und Angelsachsen assimiliren, die ja auch manchmal mit einander verwechselt worden sind, und wenn auch Hr. L. aus diesen Beispielen selbst wenigstens für seine Verknüpfung der Minyer und Jonier Analogien einer allmähligen weiteren Ausdehnung eines ursprünglich besonderen Stammnamens herleiten könnte, so bliebe ihm doch immer noch gerade diese mifsbräuchliche Ausdehnung für das griechische Mutterland, um das es sich hier allein handelt, zu beweisen übrig, während nach Herod. I, 146. erst in den kleinasiatischen Colonien die Verschmelzung dieser ursprünglich stammverschiedenen Völker, und zwar NB. eben sowohl Kadmeer als Minyer mit den eigentlichen Joniern vor sich ging. Auch sind seine weiteren Gründe für diese letztberührte Verwandtschaft von der Art, dafs sie, richtig erfunden, vielmehr ein inneres als ein äufseres Band andeuten würden, indem er sich namentlich auf Gleichheit des Poseidoncultus zwischen Joniern und Minyern stützt. Doch was diesen letzteren betrifft, so finden wir Poseidon entweder nur in solchen Städten Böotiens, wo keine nachweisliche Spur von Minyerherrschaft vorkommt, wie in Onchestos, oder in Genealogien, wie die bei Pausan. IX. 36. 3., wo Chrysogoneia, die Tochter des Halmos, mit Poseidon den Chryses und dieser den Minyas erzeugt, und wo sein Name offenbar nicht der Stammgott, sondern das personificirte Meer ist, auf welchem die Minyer Reichthümer und Gold erwarben; ja das Schönste ist, dafs dieselbe Genealogie, nach welcher die Königsreihe von Orchomenos ihren Ursprung von Poseidon abgeleitet haben soll (S. 37), uns durch Sisyphus und Athamas auf Aeolus hinausleitet, mit welchem Hr. L. die Minyer schlechterdings nicht verbunden wissen will (S. 39), und ebenso sind die Meliden in Pylos, die Nachkommen von Aeolos Enkelin Tyro mit Poseidon, gleichfalls Aeoler, während der Zusammenhang, worin sie mit den Minyern gesetzt werden (Müller Orchom. S. 370) für Hrn. L. um so weniger Beweiskraft haben durfte, je geneigter derselbe sonst ist, sagenhafte Zustände als rückdatirt aus späteren geschichtlichen zu betrachten. Dafs die pylischen Könige bei Pausan. IV. 3. 3. Minyer heifsen, hat Hr. L. S. 190 sich freilich ohne weiteres angeeignet, doch durfte er nicht übersehn, dafs jene Lesart auf blofser Conjectur beruht und aus dem handschriftlichen ὁμιλίαι sich ebensowohl mit Sylburg auf Νηλεΐδαι schliefsen läfst; wäre es freilich richtig, was er S. 75 sagt, dafs, wo ein bestimmtes Volk unter dem Namen Pelasger vortrete, es fast immer die Tyrrhener seien, so könnte er auch Paus. IV. 36. 1. zu Hülfe rufen, wo diese nämlichen Neliden Pelasger aus Jolkos heifsen, was denn nach ihm = Tyrrhener und diese = Minyer sein würden; doch werden sie dort offenbar nur als griechische Aeoler (Lehrbuch §. 8. u. 10.) den barbarischen Lelegern entgegengesetzt, und wenn man jenen Schlufs in Hrn. L.'s Weise weiter fortsetzen wollte, was würde dann aus jener Trennung von Joniern und Pelasgern, die Hr. L. so weit ausdehnt, dafs er die religiöse Cultur der Minyer ganz von Dodona unabhängig macht (S. 42) und selbst die Aegialeer den ionischen Namen erst in Attika angenommen haben sollen (S. 35), während doch hier, wenn irgendwo, der Cultus des helikonischen

Poseidon (Herod. I. 148.; Strabo VIII, p. 384.) auf uralte ionische Stammsitze deutet! Nach diesen Proben können unsere Leser bereits entnehmen, wie es mit des Vfs. Annahme bestellt ist, dafs der ionische Stamm vor dem achäischen im Besitze des Peloponnes gewesen sei (S. 45); ihre Verwunderung wird aber noch zunehmen, wenn sie hören, dafs darunter auch die Myrmidonen in Aegina und die Danaer begriffen sind, von welchen in der gewöhnlichen Sage die ersteren Achäer, die andern ägyptische Kolonisten, nach Müller die ersteren Hellenen, die letzteren bereits Achäer waren. Ref. will sich hier über diese kitzliche Puncte nicht weiter aussprechen, da er jedenfalls auch nur Hypothesen bieten könnte; aber so viel weifs er, dafs Hrn. L.'s Gründe hier wo möglich noch unhaltbarer als bei seiner Ansicht von den Minyern sind. Denn dafs die Amphiktyonie von Kalaurea, als deren Theilhaber Hr. L. die Aegineten ebensowohl als die Orchomenier zu Joniern macht, eben so wenig als jede andere Amphiktyonie eine Stammverwandtschaft voraussetzt und vielmehr gerade den Mangel eines verwandtschaftlichen Bandes zwischen verschiedenen in Berührung tretenden Stämmen zu ersetzen bestimmt war, ist seine feste auch im Lehrbuch d. griech. Staatsalterth. §. 11. niedergelegte Ansicht; der Name *Aktor* d. h. *Führer* aber, den die Genealogie der Myrmidonen mit der orchomenischen, lapithischen, elischen gemein hat, beweist um so weniger, als der ionische Ursprung aller dieser Völker selbst noch mehr als problematisch ist, während der athenische *Aktäus* einer ganz andern Sprachwurzel angehört; und was die Aufnahme der salaminischen Aeantiden oder der pylischen Alkmäoniden in den athenischen Adel betrifft, so kann diese eben so wenig als die der kadmeischen Gephyräer (Her. V. 57.) oder die der Agiden in Sparta als Zeugnifs einer Stammverwandtschaft gelten in einer Zeit, wo der Adel sich gern mit den zersprengten Resten fremder edler Geschlechter verschwistert und verstärkt zu haben scheint. Gleiches gilt von der Ausdehnung des ionischen Reichs über alle diejenigen Städte, die der homerische Schiffskatalog B. 559 fgg. dem Diomedes gibt (S. 46), während es doch Hrn. L.'s eigenen Grundsätzen weit angemessener gewesen wäre, auch hier eine Rückdichtung aus der Zeit, wo Homer lebte, in jene trojanische anzunehmen, wo Epidaurus und Trözen leicht noch eben so getrennt von Argos gewesen sein mögen, als Mycenä und Korinth, die der Dichter unter Agamemnon's Scepter vereinigt; der Schlufs von dem ionischen Charakter einzelner dieser Städte auf alle ist um so mifslicher, als Homer sie ausdrücklich unter dem Namen κοῦροι Ἀχαιῶν zusammenfafst, und die Willkür des Vfs. um so gröfser, als sowohl Diomedes als auch sein Grofsvater Adrastus, von dem er sein Reich geerbt haben soll, in der überlieferten Sage mit Aeolus zusammenhängen, und man urtheile von dieser Genealogie was man wolle, jedenfalls der äolische und ionische Stamm im Alterthume so getrennt erscheinen, dafs eine spätere Verwechselung beider kaum denkbar ist; ja wäre eine solche erfolgt, so hätte sie gewifs mehr Aeolisches auf ionischen Namen geschrieben als umgekehrt, weil der letztere geschichtlich in demselben Maafse wuchs als der erstere einschrumpfte. Dafs nun aber diese ionische Herrschaft von Argos und Tiryns sich selbst bis auf die Danaer hinauferstrecken soll, beruht auf keinem andern Grunde, als auf der mythischen Feindschaft der beiden Brüder Akrisius und Prötus, die nach Hrn. L. zwei entgegenstehende Dynastien von Joniern und Achäern repräsentiren, gleichwie er auch in dem Bruderzwiste von Eteokles und Polynices (S. 102) und in dem Zwiespalte der beiden spartanischen Königshäuser (S. 137) sofort den Gegensatz zweier ursprünglich getrennter Stämme ausgeprägt sieht; für seine Ansicht freilich, die, wie Ref. schon anderswo gerügt hat (de vestig. instit. vett. in Plat. Legg. p. 26), den modernfeudalen Grundsatz der Majorate in's griechische Alterthum hinüberträgt (S. 172 fgg.), ist diefs ein sehr willkommenes Auskunftmittel, um die Erbtheilungen oder Gesammtregierungen der griechischen Sagengeschichte zu beseitigen; uns hingegen, die wir der Sage zwar häufig eine allzugrofse Annäherung an den geschichtlichen Charakter, aber niemals eine auffallende Abweichung von der herrschenden Anschauungsweise des Volkes zutrauen, scheint ein solcher Pragmatismus weder den Ansprüchen der Geschichte noch der Mythendeutung zu entsprechen, von welchen jene zu viele Beispiele feindseligen Hasses stammverwandter Städte kennt, um aus jeder Feindschaft sofort auf Stammverschiedenheit zu schliefsen, diese aber in Danaus ganzer Genealogie zu viele symbolische Stoffe enthalten findet, um ihr nicht vielmehr eine rein mythologische als eine halb historische Bedeutung beizulegen (Völcker's

Mythol. d. iapet. Geschl. S. 192). Namentlich wundern wir uns billig, dafs Hr. L. in Perseus lieber hat den Erbauer Mycenä's und mythischen Gründer der achäischen Herrscher als ein Sonnensymbol (Creuzer's Symbol. B. IV, S. 59) oder eine andere derartige Beziehung erblicken wollen, wozu er hier wenigstens eben sowohl als bei Kadmus berechtigt war; aber auch abgesehn hiervon ist es die gröfste Willkür, ihn von dem Namen der Danaer abzulösen, der in seiner Mutter Danae noch in ganz specielles Verhältnifs zu ihm tritt, und ihn dem achäischen, jene dem ionischen Stamm zuzuweisen, die Hr. L. gerade, je richtiger er sie im Principe getrennt hat, hier in der Anwendung nicht hätte wieder so nahe an einander bringen sollen. Dafs die Jonier sich im alten Argolis auf den östlichen Küstenstrich, die s. g. ἀκτὴ beschränkten, dafs Danaus und sein Geschlecht für jeden, der sie nicht zu Aegyptern macht, schon durch die Thesmophorien (Herod. II. 171.) zu Pelasgern werden müssen, dafs der Name der Achäer sich im Peloponnes auf's Engste an die Atridendynastie anknüpft, sind bekannte Dinge, und wenn Hr. L. diese Annahme blofs defshalb verwirft, weil er sie durch ein künstlicheres System ersetzen zu können glaubt, so findet hier, wenn irgendwo das Sprüchwort *le mieux est l'ennemi du bon* seine Anwendung; genauer betrachtet aber hat seine Ansicht auch nicht einmal das Verdienst gröfserer Consequenz als die allerdings wunderlich verschränkte Tradition; denn da er die Atridenherrschaft in Argolis ganz läugnet und auf Lakonika allein beschränkt, während er dort die Persidenherrschaft bis auf den Heraklideneinfall fortbestehn läfst und Eurystheus mit dem letzten Pelopiden gleichzeitig denkt (S. 59), so fällt aller Grund weg, wefshalb er überhaupt Achäer in Mycenä anzunehmen berechtigt wäre, und man weifs doch am Ende nicht, welcher Stammunterschied in jenem Streite der beiden Brüder enthalten sein könnte! Auch Pelops, der ihm, wie oben bereits bemerkt, ein achäischer Heros ist, scheint ihm in Argolis nicht verehrt worden zu sein (S. 61); gleichwohl aber läfst er den Cultus desselben durch die Aeoler nach Kleinasien bringen (S. 58), und diese Aeoler gingen nach Angaben, die er selbst als auf sicherem geschichtlichen Grunde stehend bezeichnet (S. 60), gerade unter Penthilos von Argolis aus und Hr. L. macht selbst darauf aufmerksam, wie dieser Penthilus nach der Dichtung aus dem den Atriden feindlichen Hause des Thyestes dargestellt werde (S. 61) — so schwimmt und gährt hier Alles durch einander, und obschon wir nach den reichen Elementen, die diese Gährung darbietet, nicht zweifeln, dafs sie bei Hrn. L. selbst dermaleinst zu edlem Weine gedeihen werde, so müssen wir doch für die Wissenschaft die hier mitgetheilte Probe als verloren betrachten, weil sie viel zu frühe aus dem Fasse geschöpft ist, als dafs sie irgend Klarheit und Consistenz haben könnte.

Dieselbe Erscheinung haben wir nun auch in dem eigentlichen Hauptheile des Buchs, der Entwickelungsgeschichte des dorischen Stamms und der spartanischen Verfassung insbesondere zu verfolgen, wo sie zwar durch die Concentrirung auf einen bestimmten Gegenstand nicht in so sichtbarer Mengerei des Verschiedenartigsten hervortritt, für den tieferen Blick dagegen sich nur um so intensiver und unbegreiflicher kund gibt. Gleich der erste Satz, auf den wir hier stofsen, bestätigt diefs auf merkwürdige Weise. Hr. L. spricht von den drei Phylen der Hylleer, Dymanen und Pamphylen, und fährt, nachdem er mit Recht in den Hylleern als Nachkommen des ältesten dorischen Nationalheros Herakles den vornehmsten Stamm erkannt hat, S. 89 wörtlich so fort: „Wir kennen aber kein anderes Volk der Hylleer, als das in den akrokeraunischen Bergen in dem äufsersten Norden von Epirus, wo Hyllos in *selbständiger* Gestalt als einheimischer Stammheros verehrt wurde; wir müssen dieses Volk um so mehr für die Stammväter der späteren Dorier halten, da aus diesen Gegenden, wie oben wahrscheinlich gemacht worden ist, der den Doriern und Achäern eigenthümliche Apollocult überhaupt herstammt."

(Die Fortsetzung folgt.)

XXV.

Lehrbuch der christlichen Religion für Schule und Haus. Erster Theil: Der christliche Glaube nach den Grundsätzen der katholischen Kirche. Zweiter Theil: das christliche Leben, dargestellt für höhere Unterrichtsanstalten und gebildete Christen überhaupt. Von Dr. Joseph Beck, Professor am Gymnasium zu Freiburg und Mit-

glied der histor. Gesell. daselbst. Hannover, 1835 *und* 36.

Nur eine kurze und gedrängte mehr den Charakter, als das Einzelne des vorliegenden Buchs in Anspruch nehmende Beurtheilung kann nach der Bestimmung der Jahrbücher hier gegeben werden. Es gereicht dem würdigen Verfasser dieses Buchs nicht zum geringen Verdienst, dem auch in der kathol. Kirche neu erwachten Bedürfnisse, nehmlich eine im gebildeten Geiste der theologischen Behandlung verfaſste Glaubens- und Sittenlehre für höhere Unterrichtsanstalten besitzen zu wollen, entgegen gekommen zu sein. Wie die protestantische Kirche fast an einer Ueberfülle solcher Schriften leidet: gab sich bisher in der katholischen Kirche ein auffallender Mangel kund. Nehmen wir das Beck'sche Buch als das erste, welches in dieser Beziehung einen erfreulichen Aufang macht: so kann die Kritik weniger strenge sein, und das um so eher, als Schriften dieser Art durch die Mitte, welche sie zwischen einer Dogmatik und einem Katechismus einnehmen, nicht nur eine tüchtige theologische Bildung, sondern, was fast noch mehr sagen will, eine gewisse pädagogische Popularisations-Kunst des eigentlich theologischen speculativen Inhalts voraussetzen. Denn nothwendig ist die Forderung zu stellen, daſs ein solcher Schriftsteller auf dem Höhepunkte der philosophisch-theologischen Bildung unserer Zeit stehe, um sowohl den veralteten Kategorien bereits verschollener Philosophien, als auch den einseitigen Gegensätzen des sogenannten Rationalismus und Supernaturalismus auszureichen. Zwar könnte man geltend machen, daſs hier wohl die concrete unmittelbare Einfachheit eines biblischen Christenthums die sicherste Stellung gewähren würde; aber wir wissen und sehen es täglich, wie auch eine biblische Theologie, will sie anders nicht ein geistloses Convolut von Bibelstellen sein, des theologischen und darum auch des philosophischen Gedankens nicht entbehren kann. Daher denn auch die sogenannte biblische Dogmatik, so partheilos sie erscheinen will, immer eine bestimmte Stellung zur Philosophie kund giebt.

Nach diesen Vorbemerkungen müssen wir bei aller lobenden Anerkennung eines gebildeten in diesem Buche herrschenden Geistes doch auch bedauern, daſs der Verf. nur einer Philosophie im Sinne eines *Fries* anhängt und dadurch nicht bloſs in der formellen Einleitung dieses Werks, sondern auch in der Behandlung der dogmatischen und ethischen Bestimmungen den eigentlichen Lebenspunct der theologischen Sätze an so vielen Stellen in seinem frischen Pulsiren aufhält, so daſs sehr oft bleiche Schatten statt seelenvoller Bilder uns vorgeführt werden. Es muſs dieſs Hinneigen zu einer aplanirenden Generalisirung der Sätze um so mehr in einer Kirchengemeinschaft auffallen, welche immer ein Eigenthümliches und Bestimmtes in ihren Dogmen, Symbolen und Ritualien aufrecht zu halten, so eifrig bemüht gewesen ist. Wüſste man nicht durch den Titel, so wie durch die Erwähnung der dem Katholicismus eigenthümlichen Sacramente, daſs der Verf. dieser Schrift Glied der genannten Kirche wäre: man würde das Buch sicherlich für ein Product eines gebildeten protestantischen Supernaturalisten halten. Warum sagte der Verf. auf dem Titel „nach den *Grundsätzen* der kath. Kirche?" Doch darüber mögen sich katholische Beurtheiler näher erklären. Wir erwähnen und tadeln die abstracte und fast aller confessionellen Bestimmtheit entkleidete Allgemeinheit nur in so fern, als dieselbe mehr eine Frucht eines verständigen, als vernünftig speculativen Anschauens und Denkens ist. Eine nothwendige Folge der zu groſsen Hingabe an diese verständige Richtung war es auch, daſs in dem in Rede stehenden Buche der christliche Glaube und die Sitte gänzlich gesondert wurden.

Sollte das Buch, was wohl zu erwarten steht, eine zweite Auflage erleben: so möchten wir den Herrn Verf. dringend ermahnen, die formelle Einleitung ganz wegzulassen, da sie auſser allem Zusammenhang mit der Glaubens- und Sittenlehre selbst steht. Die aus der gewöhnlichen Schullogik und Psychologie entlehnten Sätze werden ja auf Gymnasien füglicher in eigenen Unterrichtsstunden zum Gegenstande der Lehre gemacht. Auch noch aus dem Grunde möchten wir dazu rathen, da zu auffallend veraltete Ansichtsweisen uns hier begegnen. Denn die *Vernunft* unter die Kategorie der Unmittelbarkeit zu stellen, (S. 8 ff.) dagegen nur dem *Verstande* ein vermitteltes Wissen zuzuschreiben, ist doch einestheils eine willkürliche Verwirrung des auf Etymologie gegründeten philos. Sprachgebrauchs, als es auch beim Verf. aus der Neben-Absicht geschah, um von Vorn herein den Streit der Vernunft mit der Offenbarung als unstatthaft zu bezeichnen. Hatte der Verf. eine Kenntniſs von der Dialektik des Unmittelbaren und Mittelbaren, des Objectiven und Subjectiven; so möchte er nicht so steif an Sachen hängen, über die der Gedanke längst Gericht gehalten hat.

Ungeachtet dessen wird die höchst achtbare christlich-religiöse Gesinnung, die bescheidene Milde, die gediegene Schriftkenntniſs, die gehaltene würdevolle und hin und wieder auch geistreiche Darstellungsgabe des Verfs. alle Anerkennung verdienen und seinem Buche den Weg bahnen zu vielen Schulen und Häusern. Und so wie nun auch in neuerer Zeit aus den theologischen Schriften der protestantischen Kirche immer mehr die einseitige negative Stellung gegen den Inhalt der Schrift- und Kirchenlehre verlassen worden, und nicht minder gebildete zur Pflege der Wissenschaft berufene Katholiken sich von dem lebensvollen Geiste der protestantischen Kirche haben bewegen lassen: so deuten gewiſs diese Vorzeichen auf eine bessere Zukunft unsers christlichen und kirchlichen Lebens. In diesem Sinne schenken wir dem Verf. alle Anerkennung und wünschen, das das Buch von Vielen mit Nutzen gebraucht werde.

Klöpper.

№ 29.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1837.

Die spartanische Staatsverfassung in ihrer Entwickelung und ihrem Verfalle, von Dr. Karl Heinrich **Lachmann.**

(Fortsetzung).

Hier fällt uns ein, dafs wir oben zu erwähnen vergessen haben, was hier bereits als erwiesen vorausgesetzt wird, dafs nämlich nach Hrn. L. (S. 39) wie den Joniern Poseidon, so den Achäern Apollon eigenthümlich ist; — wie er es dann auch den Doriern sein soll, die so entschieden feindselig gegen jene auftreten und im Uebrigen gar nichts mit ihnen gemein haben, begreifen wir freilich eben so wenig, als wir Apoll's Verfahren gegen die Achäer im trojanischen Kriege mit dieser Annahme einer ursprünglichen Beziehung desselben zu jenem Stamme vereinigen können; aber prüfen wir Hrn. L.'s Gründe für seine Behauptung, so finden wir auch nur solche Spuren apollinischen Cultus bei Achäern, die sich eben so wohl und noch besser auf spätere Aneignung beziehen lassen. Denn das Bundesfest, welches die achäisch-äolischen Städte Kleinasiens beim Tempel des gryneischen Apoll gefeiert haben sollen, ist eine durch nichts bestätigte ganz unhaltbare Vermuthung von St. Croix, wie ich diefs in meinem Lehrbuche §. 76, n. 12 längst bemerkt habe; die zahlreichen Weiheplätze Apoll's an der äolischen Küste aber rühren aller Wahrscheinlichkeit nach bereits von den älteren Einwohnern her, die hier, wie die Ilias zeigt, einen dem hellenischen Apoll analogen Gott verehrt haben müssen, und nicht besser steht es auch mit der Nachweisung dieses Cultus im Achaja des Mutterlandes; in Aegeum wenigstens ist Apoll nach Pausanias VII. 23. 7 (nicht VII. 27. 7) in keinem andern Sinne *Stadtgott* als die übrigen dort genannten Hera, Athena, Dionysos, Zeus Soter u. s. w., die doch nicht alle werden den Achäern eigenthümlich sein sollen; in Pallene erinnern die Theoxenien (Paus. VII. 27. 2) aufs Deutlichste an delphischen Ursprung (Boeckh ad Pind. Ol. IX. 102), und wenn wir auch anderswo ein höheres Alter dieses Cultus voraussetzen wollen, so leiten wir ihn am Besten bereits von der vorachäischen Bevölkerung der Jonier her, die Hr. L., wie wir oben sahen, ganz ohne Grund in Abrede stellt. Zwar sind wir völlig mit ihm einverstanden, wenn er (S. 40) den ionischen Apoll ursprünglich als verschieden von dem dorischen betrachtet, dafs aber beide nachmals verwechselt würden, zeigt Athen's Beispiel (s. Lehrbuch §. 96, n. 8 fgg.) und was das Schönste ist, Hr. L. hat sie an der Stelle, von der wir ausgingen, selbst verwechselt, wenn er seinen dorisch-achäischen Apoll aus der Gegend von Dodona herleitet; denn nach S. 10 kann es wohl nicht bezweifelt werden, dafs der Gott, welcher in Dodona als Apoll erwähnt wird, ganz eigentlich der dodonäische Zeus, der Kadmilos selbst ist (*sic*), der auch ein Sohn des Hephästos genannt wird, und gerade dieser Sohn des Hephästos oder die niedere Potenz desselben (*sic*), das altpelasgische Sonnensymbol, ist ihm der ionische (S. 40), dessen Vorkommen in Dodona folglich, auch alles Uebrige zugegeben, doch nichts für die Ursitze der *Dorier* beweisen würde! Auch die „Verehrung des Hyllos in selbständiger Gestalt als einheimischen Stammheros" ist ein reines Phantasiebild des Verfs.; die Alten erzählen ganz einfach von einem illyrischen Volke der Hylleer, dessen Stifter Hyllus, Herakles Sohn von der Melite, gewesen sei, und wie nahe lag hier nicht nach Hrn. L.'s eigenen Principien die Vermuthung, dafs die Griechen, durch einen ähnlichen Klang verleitet, wie sie die Meder von Medea, die Perser von Perseus ableiteten, ein barbarisches Volk mit einem bekannten Namen ihrer Mythologie in Zusammenhang

gesetzt haben? Ohnehin hat jener Hyllus nicht einmal die nämliche Mutter mit dem Stammvater der dorischen Hylleer, weſshalb auch der Scholiast zu Apollon. Rhod. IV. 1149 geradezu zwei Heraklessöhne dieses Namens annimmt; und gesetzt auch man wollte dieses Auskunftsmittel verschmähen und jene Hylleer wirklich mit diesen für stammverwandt halten, könnten sie nicht eben sowohl ein versprengter Zweig des dorischen Gesammtvolkes sein, der, wie Scymnus Chius v. 409 sagt, mit der Zeit barbarisirt worden wäre? Doch das Etymologicum Magnum nennt diese angeblichen Stammväter der Dorier schlechtweg *ἔθνος κελτικὸν* und so ergibt sich, wenn wir Hrn. L. folgen, das Unerhörte, daſs das ächteste und ursprünglichste aller hellenischen Völker ein Conglomerat von Celten, Illyriern und einem gemischten Haufen namenloser Fremdlinge sein würde; denn dieſs ist, um nun weiter in unserm Berichte fortzufahren, mit kurzen Worten des Verfs. Ansicht von jenen drei Stämmen, daſs die Pamphylen (S. 94) erst auf dem Zuge in den Peloponnes durch die Menge von fremden Genossen, die sich demselben anschlossen, entstanden, die Dymanen aber (S. 95) nur als ein und derselbe Stamm mit den Makedonern zu betrachten seien, deren Namen nach Herodot I. 56 die Dorier am Pindus angenommen haben sollen, die er aber nach Müller (über die Makedoner S. 42) zu Illyriern macht und aus ihrer Vereinigung mit den Hylleern in Histiäotis das dorische Volk entstehen läſst; dieses, meint er dann S. 97 fgg., habe sich darauf bis nach Trachis ausgedehnt, welches die Lacedämonier noch später als ihre Metropole betrachtet hätten (S. 98), und was Herodot von den Kadmeern erzähle, die es aus Histiäotis vertrieben hätten, gehe vielmehr auf die Böoter, deren Aufbruch aus Arne es zuerst in Attika, dann im Peloponnes neue Sitze zu suchen genöthigt habe! Welche Willkürlichkeiten und Entstellungen, nicht bloſs der überlieferten Sage, sondern auch der darin enthaltenen geschichtlichen Spuren auch in diesen wenigen Seiten enthalten sind, bedarf kaum der Andeutung; daſs Hr. L. Herodot's Erzählung nicht unbedingt annimmt, wollen wir zwar keineswegs schelten, aber wenn er, um sie zu widerlegen, noch andere Sagen hereinzieht, wie die von Deukalion's Wohnsitzen am Parnaſs, an die Herodot nicht gedacht hat und die er selbst als spätere Rückdichtung anerkennen muſs, so fällt der Vorwurf, den er den Logographen macht, verschiedene Sagen ohne Rücksicht auf ihren Ursprung zu einem Ganzen verbunden zu haben, auf ihn selbst zurück, und wenn wir den anmaſslichen Leichtsinn, mit welchem er die geschichtlichen Thatsachen bald verschmäht bald verdreht, mit Herodot's anspruchloser Treuherzigkeit vergleichen, die gerade in ihrer losen Verknüpfung wenigstens den Verdacht absichtlicher Entstellung von sich fern hält, so müssen wir bekennen, daſs uns Hr. L. nur aus dem Regen in die Traufe bringen würde. Phthiotis, wo schon der Name der Stadt Hellas an den dorischen Hellen erinnert, unter dessen und seines Vaters Regierung das Volk nach Herodot daselbst gewohnt hätte, bleibt nach des Verfs. Hypothese von der ganzen Wanderung unberührt, die sich nur an dem Gebirge entlang, nie in das Innere des Landes erstreckt haben soll (S. 92); eben so leichtfertig beseitigt er (S. 91 Note) die Gründe, die der fortdauernde Apollocult in Larissa und der Nachbarschaft für die ehemaligen Wohnsitze der Dorier zwischen Olymp und Ossa abgiebt, die ihnen Herodot anweist, der Verf. aber abspricht, weil Histiäotis später nur das nordwestliche Thessalien bedeute, als ob dieser Name nicht auch auf der benachbarten Nordspitze von Euböa vorkäme und erst nachmals eben so hätte beschränkt werden können, wie wir die einstigen Bewohner des pelasgischen Argos zuletzt nur in einem Winkel des nördlichen Thessaliens als Perrhäber wieder finden; — dagegen ist es wieder viel zu weit gegangen, wenn aus Diodor XII. 59, wo Trachis die Lacedämonier seine *ἀποίκους* zu nennen scheint *), sofort gefolgert wird, daſs diese es nun auch wirklich als Metropole betrachtet hätten, was ohnehin nur für die Herakliden gelten würde und auch dann keine gröſsere historische Beweiskraft hätte, als wenn bei Tacitus Annal. IV. 55 die Gesandtschaft der Ilienser *parentem urbis Romae Trojam* vorbringt oder die Sardianer *decretum Etruriae recitavere ut consan-*

*) Ich sage *scheint;* denn wenn es nicht gälte Hrn. L. gegenüber hier allen Schein ähnlicher Willkür zu vermeiden, so würde ich statt *ἐρήμου δ' οὔσης τῆς πόλεως ἠξίωσαν Λακεδαιμονίους ὄντας ἀποίκους ἐπιμεληθῆναι τῆς πόλεως* unbedenklich corrigiren *πέμποντας ἀποίκους:* denn der Grund, weſshalb es die Lacedämonier thun, folgt erst nachher.

guinei; und eben so gewagt finden wir es, aus der Sage von dem Wohnen der Herakliden in der Tetrapolis stracks auf dorische Einwanderung in Attika zu schliefsen. Freilich ist Hrn. L. hierin gewissermafsen schon Müller vorangegangen (Dorier I, S. 56 und 438); aber wie er in den meisten Punkten nur einzelne hingestreute Andeutungen und Vermuthungen seines Vorgängers aufgelesen und darauf weiter gebaut hat, ohne sich um Quelle und Grund derselben zu bekümmern, so hat er auch hier die wichtige Bemerkung übersehn, dafs jene Sage sich aller Wahrscheinlichkeit nach an den Heraklescult in Marathon und den benachbarten Demen anknüpfte, und da diesen ausdrücklichen Angaben zufolge in Attika auf ähnliche Art wie der delisch-ionische Ἀπόλλων πατρῷος der Athener in den delphisch-dorischen überging, nur an die Stelle des früheren Theseuscults getreten war (s. Lehrbuch §. 96, n. 12), so ist es ganz erklärlich, wie gerade in jener Gegend, die ein Ursitz der Jonier und besonderer Schauplatz von Theseus Heldenkraft war, Heraklesmythen einheimisch werden konnten, ohne dafs darum jemals Dorier dort gewohnt zu haben brauchen; die Schonung der Gegend im archidamischen Kriege möchte wohl eher in der abgeschiedenen Lage der Oertlichkeit ihren Grund haben, und was die Vierzahl betrifft, die Hr. L. allerdings sehr scharfsinnig mit seinen zwei dorischen Urstämmen in Verbindung bringt, während in Lakonika, nachdem die Pamphylen hinzugekommen, die Sechszahl vorgeherrscht habe, so brauchen wir uns zum Beweise, wie trügerisch dieses Argument sei, nur auf die Tetrakomie, Piräeus, Phaleus, Xypete und Thymötadae zu berufen, wo Hr. L. freilich ganz consequent (S. 142) auch Dorier hinverpflanzt; aufserdem kommt die attische Tetrapolis bereits unter den cekropischen Zwölfstädten vor, und selbst die dorische könnte, nach Strabo IX, p. 434 zu schliefsen, bereits von den Dryopern auf die Dorier übergegangen sein. Auch können wir jene späte Entstehungszeit der Pamphylen keineswegs in der von dem Verf. aufgestellten Weise zugeben; lassen wir uns auch der in dem Namen liegenden Andeutung zufolge eine Entstehungsart, wie sie derselbe will, aus allerlei Volk gefallen, so mufs diese doch nothwendig einer solchen Zeit angehören, aus der die Erinnerung sich nur noch in mythischer Form erhalten hatte, wie diefs aus der Anknüpfung des Pamphylus an den gemeinschaftlichen Vater Aegimius hervorgeht, und jedenfalls vor die Eroberung des Peloponnes fallen, wo wir bekanntlich in Argos und Sicyon jene drei, als längst bestehend noch mit einer vierten Phyle ursprünglicher Landeseinwohner vermehrt finden, während Hr. L. in Sparta gerade die alte Bevölkerung der Minyer bereits als Hauptbestandtheil seines dritten neu errichteten Pamphylenstamms annimmt (S. 103), so dafs schwer zu begreifen ist, was dieser denn anderswo soll enthalten haben, wenn Aegialenser, Hyrnathier u. s. w. erst den vierten bildeten? Ueberhaupt müssen wir es als einen Grundfehler der vorliegenden Forschung betrachten, dafs Hr. L., sobald er den Peloponnes berührt, den übrigen Zweigen des dorischen Stamms nur noch eine accessorische Berücksichtigung angedeihen läfst, und statt von der gemeinschaftlichen Entwickelung des letzteren nach der Eroberung ausgehend, wozu namentlich Plato de Legibus III, p. 683 fgg. schätzbare Anleitung geben konnte, Sparta's Eigenthümlichkeiten im Verhältnifs zu jenen zu betrachten und zu begründen, diese gleichsam als Typus des dorischen Staatslebens auffafst und mit seinen allgemeinen Vorstellungen von demselben dergestalt combinirt, als ob es aufserdem gar keine Dorier mehr gegeben hätte; zwar scheint er sein Verfahren damit rechtfertigen zu wollen, dafs er Sparta für den ersten Staat, den die Dorier im Peloponnes errichteten (S. 58), für den dorischen Hauptstaat von Anfang an (S. 99) erklärt, aber auch abgesehn von den geographischen und militärischen Schwierigkeiten dieser Annahme widerspricht ihr schon der Vorzug, den Argos als Sitz des ältesten Herakliden Temenus in der frühesten Geschichte erhält und auch später wenigstens in seinen fortwährenden Protestationen gegen Sparta's Hegemonie zu behaupten sucht, und wenn er sich darauf beruft, dafs sich in Sparta allein die dorische Eigenthümlichkeit in ihrer Reinheit erhalten habe (S. 100) und dort allein es den Doriern gelungen sei, ihren ursprünglichen Stammcharakter in dem neuen Verhältnisse auf selbständige Art auszubilden (S. 72), so kann diefs die Geschichte für die vorlykurgische Zeit nicht gelten lassen, wo sich Sparta vor seinen Bruderstaaten höchstens nur durch das Gegentheil des dorischen Charakters, innere Zerrüttungen und Gesetzlosigkeit ausgezeichnet haben soll (Herod.

gesetzt haben? Ohnehin hat jener Hyllus nicht einmal die nämliche Mutter mit dem Stammvater der dorischen Hylleer, wefshalb auch der Scholiast zu Apollon. Rhod. IV. 1149 geradezu zwei Heraklessöhne dieses Namens annimmt; und gesetzt auch man wollte dieses Auskunftsmittel verschmähen und jene Hylleer wirklich mit diesen für stammverwandt halten, könnten sie nicht eben sowohl ein versprengter Zweig des dorischen Gesammtvolkes sein, der, wie Scymnus Chius v. 409 sagt, mit der Zeit barbarisirt worden wäre? Doch das Etymologicum Magnum nennt diese angeblichen Stammväter der Dorier schlechtweg ἔθνος κελτικὸν und so ergibt sich, wenn wir Hrn. L. folgen, das Unerhörte, dafs das ächteste und ursprünglichste aller hellenischen Völker ein Conglomerat von Celten, Illyriern und einem gemischten Haufen namenloser Fremdlinge sein würde; denn diefs ist, um nun weiter in unserm Berichte fortzufahren, mit kurzen Worten des Verfs. Ansicht von jenen drei Stämmen, dafs die Pamphylen (S. 94) erst auf dem Zuge in den Peloponnes durch die Menge von fremden Genossen, die sich demselben anschlossen, entstanden, die Dymanen aber (S. 95) nur als ein und derselbe Stamm mit den Makedonern zu betrachten seien, deren Namen nach Herodot I. 56 die Dorier am Pindus angenommen haben sollen, die er aber nach Müller (über die Makedoner S. 42) zu Illyriern macht und aus ihrer Vereinigung mit den Hylleern in Histiäotis das dorische Volk entstehen läfst; dieses, meint er dann S. 97 fgg., habe sich darauf bis nach Trachis ausgedehnt, welches die Lacedämonier noch später als ihre Metropole betrachtet hätten (S. 98), und was Herodot von den Kadmeern erzähle, die es aus Histiäotis vertrieben hätten, gehe vielmehr auf die Böoter, deren Aufbruch aus Arne es zuerst in Attika, dann im Peloponnes neue Sitze zu suchen genöthigt habe! Welche Willkürlichkeiten und Entstellungen, nicht blofs der überlieferten Sage, sondern auch der darin enthaltenen geschichtlichen Spuren auch in diesen wenigen Seiten enthalten sind, bedarf kaum der Andeutung; dafs Hr. L. Herodot's Erzählung nicht unbedingt annimmt, wollen wir zwar keineswegs schelten, aber wenn er, um sie zu widerlegen, noch andere Sagen hereinzieht, wie die von Deukalion's Wohnsitzen am Parnafs, an die Herodot nicht gedacht hat und die er selbst als spätere Rückdichtung anerkennen mufs, so fällt der Vorwurf, den er den Logographen macht, verschiedene Sagen ohne Rücksicht auf ihren Ursprung zu einem Ganzen verbunden zu haben, auf ihn selbst zurück, und wenn wir den anmafslichen Leichtsinn, mit welchem er die geschichtlichen Thatsachen bald verschmäht bald verdreht, mit Herodot's anspruchloser Treuherzigkeit vergleichen, die gerade in ihrer losen Verknüpfung wenigstens den Verdacht absichtlicher Entstellung von sich fern hält, so müssen wir bekennen, dafs uns Hr. L. nur aus dem Regen in die Traufe bringen würde. Phthiotis, wo schon der Name der Stadt Hellas an den dorischen Hellen erinnert, unter dessen und seines Vaters Regierung das Volk nach Herodot daselbst gewohnt hätte, bleibt nach des Verfs. Hypothese von der ganzen Wanderung unberührt, die sich nur an dem Gebirge entlang, nie in das Innere des Landes erstreckt haben soll (S. 92); eben so leichtfertig beseitigt er (S. 91 Note) die Gründe, die der fortdauernde Apollocult in Larissa und der Nachbarschaft für die ehemaligen Wohnsitze der Dorier zwischen Olymp und Ossa abgiebt, die ihnen Herodot anweist, der Verf. aber abspricht, weil Histiäotis später nur das nordwestliche Thessalien bedeute, als ob dieser Name nicht auch auf der benachbarten Nordspitze von Euböa vorkäme und erst nachmals eben so hätte beschränkt werden können, wie wir die einstigen Bewohner des pelasgischen Argos zuletzt nur in einem Winkel des nördlichen Thessaliens als Perrhäber wieder finden; — dagegen ist es wieder viel zu weit gegangen, wenn aus Diodor XII. 59, wo Trachis die Lacedämonier seine ἀποίκους zu nennen scheint *), sofort gefolgert wird, dafs diese es nun auch wirklich als Metropole betrachtet hätten, was ohnehin nur für die Herakliden gelten würde und auch dann keine gröfsere historische Beweiskraft hätte, als wenn bei Tacitus Annal. IV. 55 die Gesandtschaft der Ilienser *parentem urbis Romae Trojam* vorbringt oder die Sardianer *decretum Etruriae recitavere ut consan-*

*) Ich sage *scheint;* denn wenn es nicht gälte Hrn. L. gegenüber hier allen Schein ähnlicher Willkür zu vermeiden, so würde ich statt ἐρήμου δ' οὔσης τῆς πόλεως ἠξίωσαν Λακεδαιμονίους ὄντας ἀποίκους ἐπιμεληθῆναι τῆς πόλεως unbedenklich corrigiren πέμποντας ἀποίκους: denn der Grund, wefshalb es die Lacedämonier thun, folgt erst nachher.

gunci; und eben so gewagt finden wir es, aus der Sage von dem Wohnen der Herakliden in der Tetrapolis stracks auf dorische Einwanderung in Attika zu schliefsen. Freilich ist Hrn. L. hierin gewissermafsen schon Müller vorangegangen (Dorier I, S. 56 und 438); aber wie er in den meisten Punkten nur einzelne hingestreute Andeutungen und Vermuthungen seines Vorgängers aufgelesen und darauf weiter gebaut hat, ohne sich um Quelle und Grund derselben zu bekümmern, so hat er auch hier die wichtige Bemerkung übersehn, dafs jene Sage sich aller Wahrscheinlichkeit nach an den Heraklescult in Marathon und den benachbarten Demen anknüpfte, und da diesen ausdrücklichen Angaben zufolge in Attika auf ähnliche Art wie der delisch-ionische Ἀπόλλων πατρῷος der Athener in den delphisch-dorischen überging, nur an die Stelle des früheren Theseuscults getreten war (s. Lehrbuch §. 96, n. 12), so ist es ganz erklärlich, wie gerade in jener Gegend, die ein Ursitz der Jonier und besonderer Schauplatz von Theseus Heldenkraft war, Heraklesmythen einheimisch werden konnten, ohne dafs darum jemals Dorier dort gewohnt zu haben brauchen; die Schonung der Gegend im archidamischen Kriege möchte wohl eher in der abgeschiedenen Lage der Oertlichkeit ihren Grund haben, und was die Vierzahl betrifft, die Hr. L. allerdings sehr scharfsinnig mit seinen zwei dorischen Urstämmen in Verbindung bringt, während in Lakonika, nachdem die Pamphylen hinzugekommen, die Sechszahl vorgeherrscht habe, so brauchen wir uns zum Beweise, wie trügerisch dieses Argument sei, nur auf die Tetrakomie, Piräeus, Phaleros, Xypete und Thymötadae zu berufen, wo Hr. L. freilich ganz consequent (S. 142) auch Dorier hinverpflanzt; aufserdem kommt die attische Tetrapolis bereits unter den cekropischen Zwölfstädten vor, und selbst die dorische könnte, nach Strabo IX, p. 434 zu schliefsen, bereits von den Dryopern auf die Dorier übergegangen sein. Auch können wir jene späte Entstehungszeit der Pamphylen keineswegs in der von dem Verf. aufgestellten Weise zugeben; lassen wir uns auch der in dem Namen liegenden Andeutung zufolge eine Entstehungsart, wie sie derselbe will, aus allerlei Volk gefallen, so mufs diese doch nothwendig einer solchen Zeit angehören, aus der die Erinnerung sich nur noch in mythischer Form erhalten hatte, wie diefs aus der Anknüpfung des Pamphylus an den gemeinschaftlichen Vater Aegimius hervorgeht, und jedenfalls vor die Eroberung des Peloponnes fallen, wo wir bekanntlich in Argos und Sicyon jene drei, als längst bestehend noch mit einer vierten Phyle ursprünglicher Landeseinwohner vermehrt finden, während Hr. L. in Sparta gerade die alte Bevölkerung der Minyer bereits als Hauptbestandtheil seines dritten neu errichteten Pamphylenstamms annimmt (S. 103), so dafs schwer zu begreifen ist, was dieser denn anderswo soll enthalten haben, wenn Aegialenser, Hyrnathier u. s. w. erst den vierten bildeten? Ueberhaupt müssen wir es als einen Grundfehler der vorliegenden Forschung betrachten, dafs Hr. L., sobald er den Peloponnes berührt, den übrigen Zweigen des dorischen Stamms nur noch eine accessorische Berücksichtigung angedeihen läfst, und statt von der gemeinschaftlichen Entwickelung des letzteren nach der Eroberung ausgehend, wozu namentlich Plato de Legibus III, p. 683 fgg. schätzbare Anleitung geben konnte, Sparta's Eigenthümlichkeiten im Verhältnifs zu jenen zu betrachten und zu begründen, diese gleichsam als Typus des dorischen Staatslebens auffafst und mit seinen allgemeinen Vorstellungen von demselben dergestalt combinirt, als ob es aufserdem gar keine Dorier mehr gegeben hätte; zwar scheint er sein Verfahren damit rechtfertigen zu wollen, dafs er Sparta für den ersten Staat, den die Dorier im Peloponnes errichteten (S. 58), für den dorischen Hauptstaat von Anfang an (S. 99) erklärt, aber auch abgesehn von den geographischen und militärischen Schwierigkeiten dieser Annahme widerspricht ihr schon der Vorzug, den Argos als Sitz des ältesten Herakliden Temenus in der frühesten Geschichte erhält und auch später wenigstens in seinen fortwährenden Protestationen gegen Sparta's Hegemonie zu behaupten sucht, und wenn er sich darauf beruft, dafs sich in Sparta allein die dorische Eigenthümlichkeit in ihrer Reinheit erhalten habe (S. 100) und dort allein es den Doriern gelungen sei, ihren ursprünglichen Stammcharakter in dem neuen Verhältnisse auf selbständige Art auszubilden (S. 72), so kann diefs die Geschichte für die vorlykurgische Zeit nicht gelten lassen, wo sich Sparta vor seinen Bruderstaaten höchstens nur durch das Gegentheil des dorischen Charakters, innere Zerrüttungen und Gesetzlosigkeit ausgezeichnet haben soll (Herod.

gesetzt haben? Ohnehin hat jener Hyllus nicht einmal die nämliche Mutter mit dem Stammvater der dorischen Hylleer, weſshalb auch der Scholiast zu Apollon. Rhod. IV. 1149 geradezu zwei Heraklessöhne dieses Namens annimmt; und gesetzt auch man wollte dieses Auskunftsmittel verschmähen und jene Hylleer wirklich mit diesen für stammverwandt halten, könnten sie nicht eben sowohl ein versprengter Zweig des dorischen Gesammtvolkes sein, der, wie Scymnus Chius v. 409 sagt, mit der Zeit barbarisirt worden wäre? Doch das Etymologicum Magnum nennt diese angeblichen Stammväter der Dorier schlechtweg *ἔθνος κελτικὸν* und so ergibt sich, wenn wir Hrn. L. folgen, das Unerhörte, daſs das ächteste und ursprünglichste aller hellenischen Völker ein Conglomerat von Celten, Illyriern und einem gemischten Haufen namenloser Fremdlinge sein würde; denn dieſs ist, um nun weiter in unserm Berichte fortzufahren, mit kurzen Worten des Verfs. Ansicht von jenen drei Stämmen, daſs die Pamphylen (S. 94) erst auf dem Zuge in den Peloponnes durch die Menge von fremden Genossen, die sich demselben anschlossen, entstanden, die Dymanen aber (S. 95) nur als ein und derselbe Stamm mit den Makedonern zu betrachten seien, deren Namen nach Herodot I. 56 die Dorier am Pindus angenommen haben sollen, die er aber nach Müller (über die Makedoner S. 42) zu Illyriern macht und aus ihrer Vereinigung mit den Hylleern in Histiäotis das dorische Volk entstehen läſst; dieses, meint er dann S. 97 fgg., habe sich darauf bis nach Trachis ausgedehnt, welches die Lacedämonier noch später als ihre Metropole betrachtet hätten (S. 98), und was Herodot von den Kadmeern erzähle, die es aus Histiäotis vertrieben hätten, gehe vielmehr auf die Böoter, deren Aufbruch aus Arne es zuerst in Attika, dann im Peloponnes neue Sitze zu suchen genöthigt habe! Welche Willkürlichkeiten und Entstellungen, nicht bloſs der überlieferten Sage, sondern auch der darin enthaltenen geschichtlichen Spuren auch in diesen wenigen Seiten enthalten sind, bedarf kaum der Andeutung; daſs Hr. L. Herodot's Erzählung nicht unbedingt annimmt, wollen wir zwar keineswegs schelten, aber wenn er, um sie zu widerlegen, noch andere Sagen hereinzieht, wie die von Deukalion's Wohnsitzen am Parnaſs, an die Herodot nicht gedacht hat und die er selbst als spätere Rückdichtung anerkennen muſs, so fällt der Vorwurf, den er den Logographen macht, verschiedene Sagen ohne Rücksicht auf ihren Ursprung zu einem Ganzen verbunden zu haben, auf ihn selbst zurück, und wenn wir den anmaſslichen Leichtsinn, mit welchem er die geschichtlichen Thatsachen bald verschmäht bald verdreht, mit Herodot's anspruchloser Treuherzigkeit vergleichen, die gerade in ihrer losen Verknüpfung wenigstens den Verdacht absichtlicher Entstellung von sich fern hält, so müssen wir bekennen, daſs uns Hr. L. nur aus dem Regen in die Traufe bringen würde. Phthiotis, wo schon der Name der Stadt Hellas an den dorischen Hellen erinnert, unter dessen und seines Vaters Regierung das Volk nach Herodot daselbst gewohnt hätte, bleibt nach des Verfs. Hypothese von der ganzen Wanderung unberührt, die sich nur an dem Gebirge entlang, nie in das Innere des Landes erstreckt haben soll (S. 92); eben so leichtfertig beseitigt er (S. 91 Note) die Gründe, die der fortdauernde Apollocult in Larissa und der Nachbarschaft für die ehemaligen Wohnsitze der Dorier zwischen Olymp und Ossa abgiebt, die ihnen Herodot anweist; der Verf. aber abspricht, weil Histiäotis später nur das nordwestliche Thessalien bedeute, als ob dieser Name nicht auch auf der benachbarten Nordspitze von Euböa vorkäme und erst nachmals eben so hätte beschränkt werden können, wie wir die einstigen Bewohner des pelasgischen Argos zuletzt nur in einem Winkel des nördlichen Thessaliens als Perrhäber wieder finden; — dagegen ist es wieder viel zu weit gegangen, wenn aus Diodor XII. 59, wo Trachis die Lacedämonier seine *ἀποίκους* zu nennen scheint *), sofort gefolgert wird, daſs diese es nun auch wirklich als Metropole betrachtet hätten, was ohnehin nur für die Herakliden gelten würde und auch dann keine gröſsere historische Beweiskraft hätte, als wenn bei Tacitus Annal. IV. 55 die Gesandtschaft der Ilienser *parentem urbis Romae Trojam* vorbringt oder die Sardianer *decretum Etruriae recitavere ut consan-*

*) Ich sage *scheint;* denn wenn es nicht gälte Hrn. L. gegenüber hier allen Schein ähnlicher Willkür zu vermeiden, so würde ich statt *ἐρήμου δ' οὔσης τῆς πόλεως ἠξίωσαν Λακεδαιμονίους ὄντας ἀποίκους ἐπιμεληθῆναι τῆς πόλεως* unbedenklich corrigiren *πέμποντας ἀποίκους*: denn der Grund, weſshalb es die Lacedämonier thun, folgt erst nachher.

guinei; und eben so gewagt finden wir es, aus der Sage von dem Wohnen der Herakliden in der Tetrapolis stracks auf dorische Einwanderung in Attika zu schliefsen. Freilich ist Hrn. L. hierin gewissermafsen schon Müller vorangegangen (Dorier I, S. 56 und 438); aber wie er in den meisten Punkten nur einzelne hingestreute Andeutungen und Vermuthungen seines Vorgängers aufgelesen und darauf weiter gebaut hat, ohne sich um Quelle und Grund derselben zu bekümmern, so hat er auch hier die wichtige Bemerkung übersehn, dafs jene Sage sich aller Wahrscheinlichkeit nach an den Heraklescult in Marathon und den benachbarten Demen anknüpfte, und da diesen ausdrücklichen Angaben zufolge in Attika auf ähnliche Art wie der delisch-ionische Ἀπόλλων πατρῷος der Athener in den delphisch-dorischen überging, nur an die Stelle des früheren Theseuscults getreten war (s. Lehrbuch §. 96, n. 12), so ist es ganz erklärlich, wie gerade in jener Gegend, die ein Ursitz der Jonier und besonderer Schauplatz von Theseus Heldenkraft war, Heraklesmythen einheimisch werden konnten, ohne dafs darum jemals Dorier dort gewohnt zu haben brauchen; die Schonung der Gegend im archidamischen Kriege möchte wohl eher in der abgeschiedenen Lage der Oertlichkeit ihren Grund haben, und was die Vierzahl betrifft, die Hr. L. allerdings sehr scharfsinnig mit seinen zwei dorischen Urstämmen in Verbindung bringt, während in Lakonika, nachdem die Pamphylen hinzugekommen, die Sechszahl vorgeherrscht habe, so brauchen wir uns zum Beweise, wie trügerisch dieses Argument sei, nur auf die Tetrakomie, Piräeus, Phaleros, Xypete und Thymötadae zu berufen, wo Hr. L. freilich ganz consequent (S. 142) auch Dorier hinverpflanzt; aufserdem kommt die attische Tetrapolis bereits unter den cekropischen Zwölfstädten vor, und selbst die dorische könnte, nach Strabo IX, p. 434 zu schliefsen, bereits von den Dryopern auf die Dorier übergegangen sein. Auch können wir jene späte Entstehungszeit der Pamphylen keineswegs in der von dem Verf. aufgestellten Weise zugeben; lassen wir uns auch der in dem Namen liegenden Andeutung zufolge eine Entstehungsart, wie sie derselbe will, aus allerlei Volk gefallen, so mufs diese doch nothwendig einer solchen Zeit angehören, aus der die Erinnerung sich nur noch in mythischer Form erhalten hatte, wie diefs aus der Anknüpfung des Pamphylus an den gemeinschaftlichen Vater Aegimius hervorgeht, und jedenfalls vor die Eroberung des Peloponnes fallen, wo wir bekanntlich in Argos und Sicyon jene drei, als längst bestehend noch mit einer vierten Phyle ursprünglicher Landeseinwohner vermehrt finden, während Hr. L. in Sparta gerade die alte Bevölkerung der Minyer bereits als Hauptbestandtheil seines dritten neu errichteten Pamphylenstamms annimmt (S. 103), so dafs schwer zu begreifen ist, was dieser denn anderswo soll enthalten haben, wenn Aegialenser, Hyrnathier u. s. w. erst den vierten bildeten? Ueberhaupt müssen wir es als einen Grundfehler der vorliegenden Forschung betrachten, dafs Hr. L., sobald er den Peloponnes berührt, den übrigen Zweigen des dorischen Stamms nur noch eine accessorische Berücksichtigung angedeihen läfst, und statt von der gemeinschaftlichen Entwickelung des letzteren nach der Eroberung ausgehend, wozu namentlich Plato de Legibus III, p. 683 fgg. schätzbare Anleitung geben konnte, Sparta's Eigenthümlichkeiten im Verhältnifs zu jenen zu betrachten und zu begründen, diese gleichsam als Typus des dorischen Staatslebens auffafst und mit seinen allgemeinen Vorstellungen von demselben dergestalt combinirt, als ob es aufserdem gar keine Dorier mehr gegeben hätte; zwar scheint er sein Verfahren damit rechtfertigen zu wollen, dafs er Sparta für den ersten Staat, den die Dorier im Peloponnes errichteten (S. 58), für den dorischen Hauptstaat von Anfang an (S. 99) erklärt, aber auch abgesehn von den geographischen und militärischen Schwierigkeiten dieser Annahme widerspricht ihr schon der Vorzug, den Argos als Sitz des ältesten Herakliden Temenus in der frühesten Geschichte erhält und auch später wenigstens in seinen fortwährenden Protestationen gegen Sparta's Hegemonie zu behaupten sucht, und wenn er sich darauf beruft, dafs sich in Sparta allein die dorische Eigenthümlichkeit in ihrer Reinheit erhalten habe (S. 100) und dort allein es den Doriern gelungen sei, ihren ursprünglichen Stammcharakter in dem neuen Verhältnisse auf selbständige Art auszubilden (S. 72), so kann diefs die Geschichte für die vorlykurgische Zeit nicht gelten lassen, wo sich Sparta vor seinen Bruderstaaten höchstens nur durch das Gegentheil des dorischen Charakters, innere Zerrüttungen und Gesetzlosigkeit ausgezeichnet haben soll (Herod.

gesetzt haben? Ohnehin hat jener Hyllus nicht einmal die nämliche Mutter mit dem Stammvater der dorischen Hylleer, weſshalb auch der Scholiast zu Apollon. Rhod. IV. 1149 geradezu zwei Heraklessöhne dieses Namens annimmt; und gesetzt auch man wollte dieses Auskunftsmittel verschmähen und jene Hylleer wirklich mit diesen für stammverwandt halten, könnten sie nicht eben sowohl ein versprengter Zweig des dorischen Gesammtvolkes sein, der, wie Scymnus Chius v. 409 sagt, mit der Zeit barbarisirt worden wäre? Doch das Etymologicum Magnum nennt diese angeblichen Stammväter der Dorier schlechtweg ἔθνος κελτικὸν und so ergibt sich, wenn wir Hrn. L. folgen, das Unerhörte, daſs das ächteste und ursprünglichste aller hellenischen Völker ein Conglomerat von Celten, Illyriern und einem gemischten Haufen namenloser Fremdlinge sein würde; denn dieſs ist, um nun weiter in unserm Berichte fortzufahren, mit kurzen Worten des Verfs. Ansicht von jenen drei Stämmen, daſs die Pamphylen (S. 94) erst auf dem Zuge in den Peloponnes durch die Menge von fremden Genossen, die sich demselben anschlossen, entstanden, die Dymanen aber (S. 95) nur als ein und derselbe Stamm mit den Makedonern zu betrachten seien, deren Namen nach Herodot I. 56 die Dorier am Pindus angenommen haben sollen, die er aber nach Müller (über die Makedoner S. 42) zu Illyriern macht und aus ihrer Vereinigung mit den Hylleern in Histiäotis das dorische Volk entstehen läſst; dieses, meint er dann S. 97 fgg., habe sich darauf bis nach Trachis ausgedehnt, welches die Lacedämonier noch später als ihre Metropole betrachtet hätten (S. 98), und was Herodot von den Kadmeern erzähle, die es aus Histiäotis vertrieben hätten, gehe vielmehr auf die Böoter, deren Aufbruch aus Arne es zuerst in Attika, dann im Peloponnes neue Sitze zu suchen genöthigt habe! Welche Willkürlichkeiten und Entstellungen, nicht bloſs der überlieferten Sage, sondern auch der darin enthaltenen geschichtlichen Spuren auch in diesen wenigen Seiten enthalten sind, bedarf kaum der Andeutung; daſs Hr. L. Herodot's Erzählung nicht unbedingt annimmt, wollen wir zwar keineswegs schelten, aber wenn er, um sie zu widerlegen, noch andere Sagen hereinzieht, wie die von Deukalion's Wohnsitzen am Parnaſs, an die Herodot nicht gedacht hat und die er selbst als spätere Rückdichtung anerkennen muſs, so fällt der Vorwurf, den er den Logographen macht, verschiedene Sagen ohne Rücksicht auf ihren Ursprung zu einem Ganzen verbunden zu haben, auf ihn selbst zurück, und wenn wir den anmaſslichen Leichtsinn, mit welchem er die geschichtlichen Thatsachen bald verschmäht bald verdreht, mit Herodot's anspruchloser Treuherzigkeit vergleichen, die gerade in ihrer losen Verknüpfung wenigstens den Verdacht absichtlicher Entstellung von sich fern hält, so müssen wir bekennen, daſs uns Hr. L. nur aus dem Regen in die Traufe bringen würde. Phthiotis, wo schon der Name der Stadt Hellas an den dorischen Hellen erinnert, unter dessen und seines Vaters Regierung das Volk nach Herodot daselbst gewohnt hätte, bleibt nach des Verfs. Hypothese von der ganzen Wanderung unberührt, die sich nur an dem Gebirge entlang, nie in das Innere des Landes erstreckt haben soll (S. 92); eben so leichtfertig beseitigt er (S. 91 Note) die Gründe, die der fortdauernde Apollocult in Larissa und der Nachbarschaft für die ehemaligen Wohnsitze der Dorier zwischen Olymp und Ossa abgiebt, die ihnen Herodot anweist, der Verf. aber abspricht, weil Histiäotis später nur das nordwestliche Thessalien bedeute, als ob dieser Name nicht auch auf der benachbarten Nordspitze von Euböa vorkäme und erst nachmals eben so hätte beschränkt werden können, wie wir die einstigen Bewohner des pelasgischen Argos zuletzt nur in einem Winkel des nördlichen Thessaliens als Perrhäber wieder finden; — dagegen ist es wieder viel zu weit gegangen, wenn aus Diodor XII. 59, wo Trachis die Lacedämonier seine ἀποίκους zu nennen scheint*), sofort gefolgert wird, daſs diese es nun auch wirklich als Metropole betrachtet hätten, was ohnehin nur für die Herakliden gelten würde und auch dann keine gröſsere historische Beweiskraft hätte, als wenn bei Tacitus Annal. IV. 55 die Gesandtschaft der Ilienser *parentem urbis Romae Trojam* vorbringt oder die Sardianer *decretum Etruriae recitavere ut consan-*

*) Ich sage *scheint;* denn wenn es nicht gälte Hrn. L. gegenüber hier allen Schein ähnlicher Willkür zu vermeiden, so würde ich statt ἐρήμου δ' οὔσης τῆς πόλεως ἠξίωσαν Λακεδαιμονίους ὄντας ἀποίκους ἐπιμεληθῆναι τῆς πόλεως unbedenklich corrigiren πέμποντας ἀποίκους: denn der Grund, weſshalb es die Lacedämonier thun, folgt erst nachher.

gusnei; und eben so gewagt finden wir es, aus der Sage von dem Wohnen der Herakliden in der Tetrapolis stracks auf dorische Einwanderung in Attika zu schliefsen. Freilich ist Hrn. L. hierin gewissermafsen schon Müller vorangegangen (Dorier I, S. 56 und 438); aber wie er in den meisten Punkten nur einzelne hingestreute Andeutungen und Vermuthungen seines Vorgängers aufgelesen und darauf weiter gebaut hat, ohne sich um Quelle und Grund derselben zu bekümmern, so hat er auch hier die wichtige Bemerkung übersehn, dafs jene Sage sich aller Wahrscheinlichkeit nach an den Heraklescult in Marathon und den benachbarten Demen anknüpfte, und da diesen ausdrücklichen Angaben zufolge in Attika auf ähnliche Art wie der delisch-ionische Ἀπόλλων πατρῷος der Athener in den delphisch-dorischen überging, nur an die Stelle des früheren Theseuscults getreten war (s. Lehrbuch §. 96, n. 12), so ist es ganz erklärlich, wie gerade in jener Gegend, die ein Ursitz der Jonier und besonderer Schauplatz von Theseus Heldenkraft war, Heraklesmythen einheimisch werden konnten, ohne dafs darum jemals Dorier dort gewohnt zu haben brauchen; die Schonung der Gegend im archidamischen Kriege möchte wohl eher in der abgeschiedenen Lage der Oertlichkeit ihren Grund haben, und was die Vierzahl betrifft, die Hr. L. allerdings sehr scharfsinnig mit seinen zwei dorischen Urstämmen in Verbindung bringt, während in Lakonika, nachdem die Pamphylen hinzugekommen, die Sechszahl vorgeherrscht habe, so brauchen wir uns zum Beweise, wie trügerisch dieses Argument sei, nur auf die Tetrakomie, Piräeus, Phalerus, Xypete und Thymötadae zu berufen, wo Hr. L. freilich ganz consequent (S. 142) auch Dorier hinverpflanzt; aufserdem kommt die attische Tetrapolis bereits unter den cekropischen Zwölfstädten vor, und selbst die dorische könnte, nach Strabo IX, p. 434 zu schliefsen, bereits von den Dryopern auf die Dorier übergegangen sein. Auch können wir jene späte Entstehungszeit der Pamphylen keineswegs in der von dem Verf. aufgestellten Weise zugeben; lassen wir uns auch der in dem Namen liegenden Andeutung zufolge eine Entstehungsart, wie sie derselbe will, aus allerlei Volk gefallen, so mufs diese doch nothwendig einer solchen Zeit angehören, aus der die Erinnerung sich nur noch in mythischer Form erhalten hatte, wie diefs aus der Anknüpfung des Pamphylus an den gemeinschaftlichen Vater Aegimius hervorgeht, und jedenfalls vor die Eroberung des Peloponnes fallen, wo wir bekanntlich in Argos und Sicyon jene drei, als längst bestehend noch mit einer vierten Phyle ursprünglicher Landeseinwohner vermehrt finden, während Hr. L. in Sparta gerade die alte Bevölkerung der Minyer bereits als Hauptbestandtheil seines dritten neu errichteten Pamphylenstamms annimmt (S. 103), so dafs schwer zu begreifen ist, was dieser denn anderswo soll enthalten haben, wenn Aegialenser, Hyrnathier u. s. w. erst den vierten bildeten? Ueberhaupt müssen wir es als einen Grundfehler der vorliegenden Forschung betrachten, dafs Hr. L., sobald er den Peloponnes berührt, den übrigen Zweigen des dorischen Stamms nur noch eine accessorische Berücksichtigung angedeihen läfst, und statt von der gemeinschaftlichen Entwickelung des letzteren nach der Eroberung ausgehend, wozu namentlich Plato de Legibus III, p. 683 fgg. schätzbare Anleitung geben konnte, Sparta's Eigenthümlichkeiten im Verhältnifs zu jenen zu betrachten und zu begründen, diese gleichsam als Typus des dorischen Staatslebens auffafst und mit seinen allgemeinen Vorstellungen von demselben dergestalt combinirt, als ob es aufserdem gar keine Dorier mehr gegeben hätte; zwar scheint er sein Verfahren damit rechtfertigen zu wollen, dafs er Sparta für den ersten Staat, den die Dorier im Peloponnes errichteten (S. 58), für den dorischen Hauptstaat von Anfang an (S. 99) erklärt, aber auch abgesehn von den geographischen und militärischen Schwierigkeiten dieser Annahme widerspricht ihr schon der Vorzug, den Argos als Sitz des ältesten Herakliden Temenus in der frühesten Geschichte erhält und auch später wenigstens in seinen fortwährenden Protestationen gegen Sparta's Hegemonie zu behaupten sucht, und wenn er sich darauf beruft, dafs sich in Sparta allein die dorische Eigenthümlichkeit in ihrer Reinheit erhalten habe (S. 100) und dort allein es den Doriern gelungen sei, ihren ursprünglichen Stammcharakter in dem neuen Verhältnisse auf selbständige Art auszubilden (S. 72), so kann diefs die Geschichte für die vorlykurgische Zeit nicht gelten lassen, wo sich Sparta vor seinen Bruderstaaten höchstens nur durch das Gegentheil des dorischen Charakters, innere Zerrüttungen und Gesetzlosigkeit ausgezeichnet haben soll (Herod.

I. 65.; Isocrat. Panathen. §. 177.; Plut. V. Lycurg. c. 2.). Freilich sind, wie sich unten zeigen wird, auch über diesen Punct wie über Lykurg's ganze Gesetzgebung, die Ansichten des Verfs. von allem was alte Ueberlieferung und neuere Forschung lehren, wesentlich verschieden; so viel bleibt jedoch gewifs, dafs der Maafsstab jener frühern Zeit ein anderer als der späteren ist, und je weniger sie darum ihren eigenen in sich trägt, desto nothwendiger war die Vergleichung mit andern Staaten, die sich aus gleicher Wurzel unter ähnlichen Bedingungen entwickelt haben; für die äufseren Bedingungen hat er es auch, nur, wie wir sogleich sehn werden, mit allzu grofser Kühnheit gethan, um so unbegreiflicher aber ist die Vernachläfsigung dieser höchst nöthigen Rücksicht für das Innere, die ihn namentlich zu dem unerhörten Mifsgriffe geführt hat, das spartanische Doppelkönigthum seiner urkundlichen Geschlechtsverwandtschaft zu berauben (S. 138) und aus der ursprünglichen Trennung der beiden Hauptstämme Hylleer und Dymanen herzuleiten, in welchem Falle es doch auch bei allen andern Doriern, die aus der Vereinigung jener hervorgingen, wiederkehren müfste, während es Plato de Legibus III, p. 691 D. als einen besonderen Vorzug Sparta's und eine Fügung der Gottheit preist, ὅς τὰ μέλλοντα προορῶν, δίδυμον ὑμῖν φυτεύσας τὴν τῶν βασιλέων γένεσιν ἐκ μονογενοῦς, εἰς τὸ μέτριον μᾶλλον συνέστειλε! Denn die übrigen Gründe, die Hr. L. beibringt, sind so beschaffen, dafs sie gegen eine geschichtliche Thatsache gar nicht in Betracht kommen können: dafs jene Zwillingsherrschaft eine Abweichung von der alten geheiligten Regierungsform gewesen sein würde, ist eine *petitio principii*, die wir bei einem Volke, das Untheilbarkeit der Güter und sogar Weibergemeinschaft unter Brüdern kannte, gar nicht von vorn herein zugeben können, wenn gleich Lykurg auch in dieser Hinsicht später eine Ausnahme zu Gunsten der königlichen Erstgeburt eingeführt haben mag, wie diefs rücksichtlich der Erziehung des Thronfolgers bekannt ist (Plut. V. Ages. c. 1.); und wenn sich der Vf. weiter darauf beruft, dafs die Könige in der Gerusia zwei verschiedene Oben repräsentirt hätten, so ist weder die Zahl der dreifsig Oben, welcher die achtundzwanzig Geronten sammt beiden Königen entsprechen sollen, exegetisch sicher (vgl. Krebs lectt. Diodor. p. 145) noch überhaupt die Besetzung der Gerusia nach Oben, wie sie Hr. L. auch S. 256 ohne Weiteres als gewifs voraussetzt, auch abgesehen von dem Schweigen aller Zeugen, dem Begriffe dieser Behörde als νικητήριον τῆς ἀρετῆς für den Würdigsten gemäfs, so dafs wir auch hier wieder nur einen Beleg für unsere obige Bemerkung finden, dafs der Vf. auf hingeworfene Vermuthungen seines Vorgängers (s. Müller's Dorier B. II, S. 78) Schlüsse gegründet hat, die das Gebäude der gewöhnlichen Tradition an Unhaltbarkeit noch weit übertreffen *). Dafs aber in Argos nur ein einziger König war, bezeugt, wenn es dessen überhaupt noch bedürfte, Herodot VII, 149. ausdrücklich, und was Messenien betrifft, so bestätigt der vereinzelte Fall eines Doppelregiments zweier Brüder bei Pausan. IV. 4. 3. nur die lacedämonische Sage, während Hr. L., indem er ihn zur Unterstützung seiner Ansicht verallgemeinert, sich selbst so wenig gleich bleibt, dafs er dort dorische und minyeische Fürsten neben einander annimmt (S. 193), die dem Obigen zufolge vielmehr Hylleern und Pamphylern entsprechen würden, der Unglaublichkeit zu geschweigen, dafs diese Herrschaft minyeischer Fürsten unter der Rückkehr des *Herakliden* Aegyptus verborgen liegen soll, zu welcher nach Pausan. IV. 3. 5. die übrigen *dorischen* Könige mitwirkten!

---

*) Wie trügerisch überhaupt alle solche namentlich durch Niebuhr in die alte Geschichtsforschung eingeführten Zahlencombinationen sind, kann Ref. an einem neuern Beispiele zeigen: seine Vaterstadt Frankfurt a. M. hat 14 Quartiere und 42 Senatoren, wenn nun aber nach 2000 Jahren ein Historiker daraus schliefsen wollte, dafs jedes Quartier drei Mitglieder zum Rathe gegeben habe, so wissen wir, dafs er sich gröblich irren würde.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 30.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

August 1837.

Die spartanische Staatsverfassung in ihrer Entwickelung und ihrem Verfalle, von Dr. Karl Heinrich Lachmann.

(Fortsetzung.)

Von solchen Inconsequenzen ist übrigens seine ganze Eroberungsgeschichte voll, und wenn wir schon vorhin gesehn haben, welche unbegründete und willkürliche Vorstellungen er sich von der älteren Bevölkerung dieser Länder macht, so erreicht diefs hier seinen Gipfel, wenn er die Idee durchzuführen sucht, dafs die Dorier allerwärts an der früheren Einwohnerschaft einen Stützpunct gegen die Achäer oder sonstigen Oberherren des Landes gefunden hätten: so soll sich in Argolika (S. 101) die dorische Herrschaft auf die Jonier gestützt haben und darauf bei Paus. II. 13. 1. die Worte *ὡς πολλὰς μὲν τῶν πόλεων συνοίκους ἐκ τοῦ Δωρικοῦ προςλαβεῖν*, zu beziehen sein, wo doch wahrlich eben sowohl an achäische Städte gedacht werden kann, während die einzige Stelle, die etwa hier angewendet werden konnte, Aristoteles apud Strab. VIII, p. 374 übersehn ist; in Messenien sind es, wie vorhin bemerkt, minyeische Fürsten, die früher durch die Neliden zurückgedrängt jetzt neben den Doriern als zweites Königshaus fortbestehn (S. 193), obschon nach S. 37 die Neliden selbst Minyer sein sollten, so dafs sie ihre eigenen Stammverwandten verdrängt und diese gegen sie bei den Doriern Schutz gefunden hätten; und wenn auch in dieser Hinsicht in Lakonika, wo Hr. L. erwähntermafsen von den Achäern unterdrückte Minyer annimmt, gröfsere Consequenz herrscht, so verwickelt er sich doch auch hier in so viele Unklarheiten und Widersprüche, dafs nicht einmal ein deutliches Bild von seiner Gesammtansicht zu gewinnen möglich ist. Schon von vorn herein bleibt es ein Räthsel, wie er (S. 179) Amyklä und die übrigen Burgen des Periökenlandes erst nach Jahrhunderten durch Taleklos und Archelaos einnehmen läfst und eine zweimalige Eroberung ausdrücklich für unstatthaft erklärt (S. 110), gleichwohl aber (S. 101) von einem *schnellen Siege* der Dorier mit Hilfe der unterworfenen Minyer spricht und zu diesem Ende sich namentlich auf den Verrath von *Amyklä* durch Philonomos beruft; eben so lesen wir S. 244 von jahrhundertlangen Kämpfen, durch welche der Periökenadel in Lakonien habe unterjocht werden müssen, während S. 112 die einzige Veränderung, die durch die Ankunft der Dorier in Lakonien veranlafst worden sei, darein gesetzt wird, dafs der spartanische König an die Stelle der Pelopiden zu Amyklä trat, die übrigen Fürsten aber, welchen es gleichgültig sein mochte, ob der Atride oder der dorische König den Oberbefehl führte, zu diesem in dasselbe Verhältnifs wie zu dem achäischen Herrscher kamen; und wenn wir nach dieser Stelle die Bevölkerung der Periökenstädte im Gegensatze der Achäer für *Minyer* nehmen müssen (vgl. S. 111), während die *Heloten* als Bewohner der Gegenden am Eurotas, die schon früher das Eigenthum der *achäischen* Herrscher gebildet hatten, und daher *ohne Beeinträchtigung der Periöken* auf die Spartaner übergehn konnten (S. 113), einer noch ältern Bevölkerungsschichte angehören sollen *), so begreift man wieder nicht, wie jene Mi-

*) So scheint es wenigstens nach S. 124, wo es von diesen Bewohnern der Umgegend von Sparta heifst: „Pausanias bemerkt von ihnen als etwas besonderes, dafs ihnen der Kult der Artemis Orthosia, einer *ohne Zweifel* weder minyeischen noch dorischen, sondern *pelasgischen* Landesgottheit eigenthümlich gewesen sei, und diefs bestätigt unsere Ansicht", die also mit der von Lewis im Cambridger Philol. Museum T. II. p. 45 u. 55 übereinkommen würde; nur ist dieser besonnen genug, nicht von Pelasgern zu reden, wo deren vielleicht nie gewohnt haben, oder gar diesen einen Cultus zuzuschreiben, der mit den achäischen Stammsagen innig verschmolzen ist, und wenn doch ja einmal gedeutet werden soll, tausendmal eher Karern und Thrakern angehört; s. Uschold S. 191.

nyer gleichwohl mit den Doriern selbst als dritter Stamm der Pamphyler verschmolzen sein und dann erst mit diesen gemeinschaftlich die Heloten geknechtet und die Periöken unterworfen haben sollen (S. 260); auch bei der Helotie scheinen Reminiscenzen früherer von ihm selbst verworfener Ansichten nichtsdestoweniger seine Hypothesen zu durchkreuzen, wenn er zwar die Entstehung derselben wie ihren Namen von der erst durch Alkamenes eroberten Stadt Helos unabhängig macht (S. 113); dennoch aber ihre Unterdrückung durch wiederholte Aufstände motivirt (S. 147), für die gar kein urkundlicher Grund vorhanden ist, sobald man nicht mehr mit Ephorus bei Strabo VIII, p. 365 eben die Eroberung von Helos dahin ausdeutet und *Εἵλωτας* mit dem Vf. für Sumpfbewohner nimmt, so dafs der *εἱλωτικὸς πόλεμος* bei Polyän und Plutarch auch schon die erste Unterwerfung der Sumpfebene bedeuten kann; und gehn wir erst in's Einzelne, so lassen sich die Uebereilungen und Willkürlichkeiten kaum zählen. Um gleich bei dem letztberührten Gegenstande anzufangen, ist es gewifs eine grofse Uebereilung, aus der Analogie der Eroberung Messeniens den Schlufs zu ziehen, dafs auch die lakonischen Heloten anfänglich nur Zinsbauern ohne Leibeigenschaft gewesen seien (S. 114), weil diese dort erst nach dem zweiten Kriege eintrat — welche Modificationen Messeniens ursprüngliche Stammverwandtschaft mit Sparta hier im Gegensatze mit stammverschiedenen Feinden für die Strenge des Kriegsrechts hervorbrachte, hat Ref. in seinem Lehrbuche §. 31. angedeutet; und eben so schief ist die Annahme eines fortwährenden Rechtszustandes zwischen ihnen und dem Staate, der sie als Ganzes unterjocht und ihnen dadurch die Unveränderlichkeit ihrer dermaligen Lage und die Verbindung mit dem väterlichen Boden gewährleistet habe (S. 148); *ἐπὶ ταχτοῖς τισὶν* (nicht *ἐπὶ τάχτοις*) bei Strabo ist nicht so viel als *ἐπὶ ῥητοῖς*, sondern bezeichnet bestimmte Auflagen und Anordnungen rücksichtlich ihrer, also ein ganz einseitiges Rechtsverhältnifs, das vom Staate nur um seiner innern Bürgerpolitik willen eingeführt war, so wie auch die Bestimmung, dafs jeder Spartiate, auch ohne dafs sie unmittelbar zu seinem Ackerloose gehörten, ihren Dienst in Anspruch nehmen konnte (S. 149), nicht aus dem öffentlichen Charakter ihres Sclaventhums, sondern aus der laxen Begränzung des Eigenthumsrechts in Sparta überhaupt herrührte, die ja auch Pferde und Hunde eines jeden zur Disposition des andern stellte, ohne dafs sie darum Staatseigenthum gewesen wären (Aristot. Politic. II. 2. 5). Was dagegen die Periöken betrifft, so möchten wir die Bezeichnung *Kronbauern*, die Hr. L. S. 180 tadelt, nicht gerade zu verwerfen, da theils die Trauer, wozu sie für einen jeden verstorbenen König verpflichtet waren, theils der *βασιλικὸς φόρος οὐκ ὀλίγος, ὃν τελοῦσιν οἱ Λακεδαιμόνιοι τοῖς βασιλεῦσι* (Plat. Alcib. I, p. 123 A) ein näheres Verhältnifs zwischen ihnen und der Krone anzudeuten scheint *); jedenfalls ist die Berufung auf Aristoteles, der mit den in diesem Verhältnifs stehenden kretensischen Periöken nicht die lacedämonischen, sondern die Heloten vergleiche, unstatthaft, da in Kreta bekanntlich auch die Staatscasse von ihren auf der Abgabe der Periöken beruhenden Einkünften zu den Syssitien beisteuerte (Aristot. Politic. II. 7. 4.), so dafs jene allerdings rücksichtlich ihrer Mitwirkung zur Subsistenz der Bürger mit den lacedämonischen Heloten verglichen werden konnten, ohne dafs darum ihr Tribut (*φόρος*, nicht *ἀποφορά*) dem der letzteren ähnlicher als dem der dortigen Periöken wäre; und für den Unterhalt der Könige wenigstens scheint es, dafs auch in Lacedämon mittelbar die Periöken sorgten, insofern die Annahme besonderer königlicher Domainen, die Hr. L. S. 116 seiner Gewohnheit nach als zweifellos voraussetzt, oder gar von Staatsländereien, die von Neodamoden unter ähnlichen Bedingungen wie die Privatgüter von den Heloten bewirthschaftet worden wären (S. 128), gar keinen urkundlichen Grund hat, und im Gegentheil das *δημόσιον* oder die öffentliche Casse, aus welcher die Könige verköstigt wurden (Herod. VI. 57) und den der Vf. mit *τέμενος* oder Staatsdomaine verwechselt, aller Wahrscheinlichkeit nach hauptsächlich auf eben jene Periökenabgabe angewiesen war. Bei kleineren Ungenauigkeiten, wie S. 112 die Uebersetzung von *χάραδρος* durch *Wasserfall* ist, wollen wir nicht verweilen; doch fragen wir billig an eben dieser Stelle, mit welchem Rechte Hr. L. die Abgränzung der Spartiaten-

*) Hr. L. hat zwar S. 117 richtig bemerkt, dafs die gewöhnliche Meinung, wornach die Periöken im Gegensatze der spartiatischen Bürger *Λακεδαιμόνιοι* hiefsen, irrig sei; da inzwischen von einem Tribute der Bürgerschaft keine Rede sein kann, so wird man bei obiger Stelle doch zunächst an jene denken müssen.

merk nach der Ländervertheilung des letzten Agis ohne Weiteres auf den Zeitpunkt der ersten Eroberung überträgt, was Müller (Dorier B. II, S. 48) mit gewohnter Besonnenheit nur als wahrscheinlich andeutet, Hr. L. aber ohne weder seinen Vorgänger zu nennen noch den problematischen Charakter der Sache auch nur mit einem Worte zu bezeichnen, zum Fundamente weiterer Vermuthungen nimmt; und wenn wir auch selbst diese Annahme nicht unwahrscheinlich finden, so ist doch das Verfahren des Verfs. eben so unverzeihlich, wie wenn er S. 115 für die obengenannte Ansicht von dem ursprünglichen Zinsbauernverhältnifs der Heloten das Beispiel von Chalcis in Euböa anführt, nach dessen Eroberung die Einwohner nur einen Tribut an die athenischen Kleruchen entrichtet hätten, während Herodot V. 77 und Aelian V. H. VI. 1 nur erzählen, dafs das Land der Hippoboten vertheilt und nach Ausscheidung des Tempelguts für die Gottheit der Rest verpachtet worden sei (*τὴν δὲ λοιπὴν ἐμίσθωσαν*); wollte Hr. L. auch vielleicht nach seiner Combinationsmethode das Lösegeld von zwei Minen, das bei derselben Gelegenheit die gefangenen Chalcidenser und Böoter zahlen mufsten, zu einem jährlichen Grundzinse umdeuten, wie ihn nach Thucyd. III. 50 die Lesbier nach ihrer Unterjochung in gleichem Betrage zahlten, so mufste er diefs wenigstens sagen, obschon der Preis von zwei Minen als Lösegeld so gewöhnlich gewesen zu sein scheint (Müller's Dorier B. I, S. 139), dafs kein Grund vorhanden ist Herodot's Worte anders als sie dastehn zu nehmen. Höchst ungründlich und widersprechend ist endlich auch S. 111 und 131 die Behandlung der beiden wichtigen Stellen aus Ephorus bei Strabo VIII, p. 364 u. 366, wo der Augenschein lehrt, dafs die *ἐπήλυδες ἄνθρωποι*, durch deren Aufnahme Eurysthenes und Prokles sich mächtig und dadurch verhafst gemacht haben sollen, und die *ξένοι*, die sie *διὰ τὴν λειπανδρίαν συνοίκους δέχεσθαι ἐπέτρεψαν*, eine und dieselbe Menschenclasse ist und Ephorus nur den Ausdruck *ξένοι*, den er wahrscheinlich in seiner Quelle gefunden hatte, durch *ἐπήλυδες* erklärt, obschon *ξένοι* nach spartanischem Sprachgebrauche (Xenoph. Hellen. V. 3. 9; Plutarch. Instit. Lacon. T. VIII, p. 252; vgl. de Homoeis p. 11) auch jeden eingeborenen Nichtspartiaten und namentlich Heloten bedeutet zu haben scheint, und auch hier der Artikel *τοὺς βουλομένους τῶν ξένων* auf eine bestimmte Menschenclasse dieser Art deutet; Hr. L. dagegen übersetzt gerade hier ganz unbestimmt: „*fremde Ankömmlinge aufzunehmen, so viel als ihrer immer wollten*" und bezieht es auf die Sage von der Ankunft der *Minyer* aus Lemnos, während er die *ἐπήλυδες* in der andern Stelle mit der Bildung eines *niederen Demos*, wie er ihn sich denkt, *aus freigelassenen Heloten* in Zusammenhang setzt; und wenn man auch von diesem seinem Widerspruche absehend beide Stellen auf diese seine letztere Ansicht anwenden wollte, so dafs sie etwa das nämliche wie Aristot. Politic. II. 6. 12 bedeuteten: *λέγουσι δὲ ὡς ἐπὶ τῶν προτέρων βασιλέων μετεδίδοσαν, τῆς πολιτείας, ὥστε οὐ γίνεσθαι τότε ὀλιγανθρωπίαν πολεμούντων πολὺν χρόνον*, so würde doch eine nähere Vergleichung lehren, dafs Ephorus nur von der Bevölkerung der *Periökenstädte* spricht, während die aristotelische Stelle ganz bequem auf die Recrutirung der Bürgerschaft durch Mothaken gedeutet werden kann, die Hr. L. begreiflicherweise erst unten bei der Geschichte des Verfalls (S. 294) mit zwei Worten beiläufig erwähnt, weil sie in seinem Systeme vom Charakter des spartanischen Bürgerthums allerdings nur ein *hors d'oeuvre* und eine Ausnahme sein können *).

Doch hier sind wir an einem Punkte angekommen, der trotz des Umfangs, den diese Anzeige bereits gewonnen hat, dennoch als Kern und Ziel des ganzen Buchs noch einer besonderen Erörterung bedarf, um den zahlreichen Mifsverständnissen und Entstellungen, die sich der Verf. auch hier und namentlich rücksichtlich des lykurgischen Verfassungswerkes

*) Dafs die Adoption der Mothaken seltener als das Bedürfnifs sie verlangte, angewendet worden sei, wird Hr. L. für die Zeit, von der Aristoteles spricht, durch nichts beweisen können, und dafs dessen Stelle auf sonstige Bürgeraufnahmen gehe, steht mit Herod. IX. 35 und Dionys. Hal. II. VI in directem Widerspruche. Auch in der scheinbar gründlichen Unterscheidung von Mothaken und Mothonen hat sich Hr. L. eine arge Blöfse gegeben; denn was er von den ersteren sagt: „es war Sitte, dafs Spartaner Kinder ihrer Leibeigenen mit ihren Kindern in die Agelen schickten, wo sie dieselbe Erziehung als jene genossen" sagt Harpocration von den andern: *μόθωνας δὲ καλοῦσι Λάκωνες τοὺς παρατρεφομένους τοῖς ἐλευθέροις παῖδας*: und wenn es auch richtig ist, dafs *μόθων* allgemein jeden *verna* bedeutete, so konnte es doch so gut wie *τρόφιμος* bei Xenoph. Hellen. V. 3. 9 (vgl. Olearius ad Philost. p. 558) auch auf solche Adoptivkinder übergetragen werden.

hat zu Schulden kommen lassen, nach Kräften entgegenzuarbeiten; über den Rest und insbesondere die Darstellung der älteren athenischen Verfassung, welcher derselbe eine eigene Episode S. 244—283 gewidmet hat, behalten wir uns bei einer andern Gelegenheit zu sprechen vor, zumal da die Parallele, die Hr. L. zwischen beiden Staaten zieht, für Ref. schon den Principien nach bei weitem nicht die Bedeutung hat, die sie für jenen nach seiner Auffassungsweise gewinnt. Während nämlich der Verf. nicht blofs ionische, sondern auch vorionische Einwanderungen in Attika annimmt (S. 247) und daraus Analogien mit spartanischen Periöken- und Helotenverhältnissen ableitet, von denen die Geschichte entweder gar nichts oder wenigstens in ganz anderem Sinne weifs *), glaubt sich Ref. nach Thucydides I. 2 und andern Zeugen berechtigt, die ionische Herrschaft und die mit ihr verknüpften oder aus ihr hervorgegangenen Veränderungen vielmehr als Folge innerer Bewegung als äufserer Eroberung zu nehmen, und wundert sich nur, wie Hr. L. trotz jener äufseren und folglich nothwendig störenden Einflüsse von einer *sehr naturgemäfsen und allmähligen* Entwickelung aller Dinge in Griechenland spricht und den Ref. tadelt, dafs er den Uebergang des vorgeschichtlichen Zustandes in den geschichtlichen im Allgemeinen mit einer „Zertrümmerung älterer Formen" verbinde, während er selbst S. 105 die frühere Bevölkerung durch die Hellenen *mit der Gewalt des Schwerdtes*

*) Hr. L. bedient sich in dieser Beziehung mehrmals auch der allerdings merkwürdigen Stelle des Dicäarchus (vgl. Creuzeri Melett. T. III, p. 182), um den Gegensatz zwischen Lacedämoniern und Spartiaten mit dem zwischen Attikern und Athenäern zu parallelisiren (S. 118, 126); er bemerkt ganz richtig, dafs man eher das umgekehrte Verhältnifs erwarten sollte, und leitet die Verdrängung des Namens des Landes durch den der Stadt in Attika mit grofser Wahrscheinlichkeit von dem frühen Synoikismos her; doch befremdet uns, dafs er nicht bemerkt hat, wie dort *Ἀθηναῖοι* und *Ἀττικοὶ* nothwendig ihre Stellen vertauschen müssen, was namentlich durch die Vergleichung der Stadt- und Landbewohner bei Philostr. 8. Sophist. II. 1. 7 klar wird.

in Unterthänigkeit bringen läfst *); auf der andern Seite aber trägt derselbe auch die Aristokratie, die wir in der früheren Zeit von Attika und den meisten andern griechischen Staaten finden, auch auf die spartanisch-dorische Staatsgemeinde über, wo wir vor den Zeiten ihrer Entartung schlechterdings kein solches Verhältnifs anerkennen können (vgl. de Homoeis p. 3), und hier bedarf es denn allerdings um so mehr einer näheren Prüfung, als in dieser Annahme eigentlich der Schlüssel und Angelpunct des ganzen neuen Systems enthalten liegt. Ist ja doch der Zweck der lykurgischen Staatseinrichtungen selbst dem Vf. zufolge kein anderes als Vereinigung des Volkes und Adels zu einem gemeinschaftlichen Staatsbürgerthume (S. 153), und so sehr uns auch hierin schon die Aehnlichkeit mit athenischen oder römischen Verhältnissen auffallen und auf die Wahrscheinlichkeit hinweisen mufs, dafs Hr. L. ohne Rücksicht auf das ganz verschiedene Auftreten dieser Staaten in der Geschichte nur die Analogie eines allerdings im Alterthume ziemlich allgemeinen politischen Bildungsgesetzes auf ein Volk übergetragen habe, das gerade nur als eine Ausnahme und besonderer Contrast mit den übrigen dargestellt zu werden pflegte, so ist doch diese Abweichung von der gewöhnlichen Auffassung wichtig genug, um auf ihre Gründe etwas tiefer einzugehen; zu diesem Ende aber müssen wir vorher noch einen Blick auf seine Ansicht von den Periöken zurückwerfen, weil sich hier die Grundlage und der Charakter seines Verfahrens an einem recht deutlichen Beispiele zeigen läfst.

*) Von der Genauigkeit des Vfs. in Beziehung auf den Ref. gibt dieselbe Seite noch ein anderes Beispiel, das wir hier zur Selbstvertheidigung mit zwei Worten berühren müssen. Nach Hrn L. hätte zuletzt noch Hermann die Ansicht behauptet, die attischen *Stämme* als *Stände* zu betrachten, obschon sich diefs nur auf ihre *Namen* gründe, die auch bei dem *Adel* ihre Anwendung finden könnten; in meinem Lehrbuche aber wird man finden, dafs ich §. 98. *mit demselben Grunde* Phylen und Stände *unterscheide*, und obschon ich erstere für die älteste Zeit mit Strabo als Kasten (βίους) nehme, gleichwohl §. 5. (N. A. §. 6.) u. 9. ausdrücklich vor der Verwechselung von *Stand* und *Kaste* warne!

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 31.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

August 1837.

Die spartanische Staatsverfassung in ihrer Entwickelung und ihrem Verfalle, von Dr. Karl Heinrich Lachmann.

(Fortsetzung.)

Denn während in Sparta selbst wenigstens das Bild, das Aristoteles von den dortigen Zuständen nach seiner Beobachtung entwirft, einen urkundlichen Schein für jene Trennung der Stände und die darauf basirte Verfassungsgeschichte des Vfs. darbietet, so fehlt es dagegen bei den Periöken an jeder auch nur irgend annehmlichen Spur, dafs hier eine Analogie, sei es mit der Hauptstadt oder mit auswärtigen Staaten stattgefunden habe; gleichwohl aber nimmt Hr. L. nicht nur einen Adel unter ihnen an, der allein die Stellen der Municipalverwaltung besetzt habe (S. 182), sondern gestaltet sich auch diese Municipalverfassung ganz nach dem Muster derjenigen, die Lysander im peloponnesischen Kriege in den eroberten oder unterworfenen Städten einführte, und gibt demnach jedem Periökenorte Dekaduchen, die aus dem Ortsadel genommen worden seien und unter dem Schutze und der Beaufsichtigung spartanischer Harmosten die sämmtliche Regierungsgewalt geübt hätten (S. 181); und da er nun hinwiederum vermuthet, dafs die Verfassungen der Periökenstädte mit Sorgfalt nach dem Vorbilde der spartanischen eingerichtet gewesen seien (S. 180), so geht er sogar soweit, von jenen eroberten Städten auf Sparta selbst zurückzuschliefsen und auch hier theils die Dekadarchie für die ursprüngliche Verfassung zu halten (S. 145), theils den Adel von dreitausend Mitgliedern, die Kritias in Athen, als dort nach Gründung der Herrschaft der Dreifsig Alles streng nach spartanischem Muster umgestaltet worden sei, aus den wohlhabenderen Bürgern ausgewählt habe, auf Sparta's älteste Bürgereintheilung überzutragen (S. 132), indem kleinere Orte nach den Periöken, gröfsere, welche selbst andere Städte unter sich hatten, nach Sparta selbst eingerichtet worden seien (S. 181). Nach solchen Principien wird es wohl klar, wie Hr. L. dazu gekommen ist, ähnliche aristokratische Elemente, wie in den von Sparta begünstigten Verfassungen, in Sparta selbst aufzusuchen, indem er die Politik der athenischen Demokratie auch hier voraussetzte und die Sympathie der Spartaner für das oligarchische Princip aus keinem andern Grunde als heimischer Gewöhnung ableiten zu dürfen glaubte; hier aber möchten wir erstens einmal fragen, ob er sich denn aus derjenigen Art von Demokratie, wie sie die Athener in der Zeit des peloponnesischen Kriegs beförderten, einen Rückschlufs auf die solonische getraue? und wenn er darauf vielleicht zu der gerühmten Stabilität der spartanischen Verfassung seine Zuflucht nehmen sollte, die anders als die athenische auch aus spätern Zuständen Schlüsse auf frühere gestatte, so fragen wir, auch ohne dieses unbedingt einzuräumen, nur weiter, wie es möglich gewesen wäre, dafs die Ephoren, wie wir aus Xenophon's Hellen. III. 4. 2. lernen, die von Lysander eingerichteten Dekarchien wieder auflösten, wenn diese wirklich altspartanisches Regierungssystem und nicht vielmehr eine ähnliche Neuerung gewesen wären, wie sie jener ja in Sparta selbst, wenn er es vermocht hätte, beabsichtigte? Ueberhaupt glauben wir dem politischen Axioma des Vfs. mit Fug und Recht das andere entgegensetzen zu können, dafs Sparta gewifs zu eifersüchtig auf die Eigenthümlichkeiten seiner geschichtlich begründeten Verfassungsform war, und den Grund seiner Herrschergröfse, der in dieser lag, zu klar einsah, um ein solches Geschenk auch andern und noch dazu gedemüthigten und verachteten Staaten aufzunöthigen und nicht vielmehr dadurch die nöthige Sympathie in diesen zu erzeugen, dafs es auch dort das Hergebrachte, τὰς πατρίους πολιτείας, wie Xenophon sagt, aufrecht hielt, während Athen's neugeschaffene Demokratie in

ihrer νεωτεροποιΐα (Thucyd. I. 70.) auch überall wohin sich ihr Einfluſs erstreckte, neue Verhältnisse herstellen muſste; und daſs dieſs nicht bloſses Postulat von unserer Seite ist, sondern Lacedämon's ächte und ursprüngliche Politik auch in dieser so wie in den meisten andern Rücksichten nicht nach der Analogie, sondern im Gegensatze Athen's beurtheilt werden muſs, mögen zum Ueberflusse noch die bedeutsamen Worte beweisen, die Thucydides IV. 86. seinem Brasidas in den Mund legt: οὐ γὰρ συστασιάσων ἥκω οὐδὲ ἀσαφῆ τὴν ἐλευθερίαν νομίζω ἐπιφέρειν, εἰ τὸ πάτριον παρεὶς τὸ πλέον τοῖς ὀλίγοις ἢ τὸ ἔλασσον τοῖς πᾶσι δουλώσαιμι· χαλεπώτερα γὰρ ἂν τῆς ἀλλοφύλου ἀρχῆς εἴη, οἷς τε τοὺς Ἀθηναίους ἐγκλήμασι καταπολεμοῦμεν, αὐτοὶ ἂν φαινοίμεθα ἐχθίονα ἢ ὁ μὴ ὑποδείξας ἀρετὴν κατακτώμενος. Auch im Einzelnen leidet Hrn. L.'s Begründung seiner obigen Sätze an so vielen Blöſsen, daſs diese schon allein hinreichen würden ihre Beweiskraft zu zerstören: Athen soll keinen Rath von Zehn, sondern von Dreiſsig erhalten haben, weil es eine gröſsere Stadt gewesen sei, die andere Städte unter sich gehabt habe (S. 181), als ob die Lacedämonier ihm nicht gerade alle diese Städte genommen hätten; oder sollen die *Demen* des attischen Landes vielleicht *Städte unter* Athen gewesen sein, wie Hr. L. selbst den Piräeus in das Verhältniſs einer Periökenstadt zu Athen setzt? und waren denn die Dreiſsig ein *Rath*, nach dem Vorbilde der kretischen oder spartanischen Gerusia *), und nicht vielmehr ursprünglich eine Verfassungscommission zur Wiederherstellung der πάτριοι νόμοι selbst (Xenoph. Hellen. II. 3. 2.), später eine angemaſste Regierungsbehörde *neben* und *über* dem Rathe (Lehrbuch §. 168, n. 8.), die Diodor XIV. 3. ἁρμόζοντας nennt und die bei weitem eher mit den spartanischen Ephoren oder den kretischen Kosmen verglichen werden kann! Freilich hält Hr. L. in dieser ganzen Sache die Unterschiede so wenig fest, daſs er selbst die kretischen Kosmen, die neben der Gerusia von dreiſsig Mitgliedern bestanden, als Beweis für seine vermeintliche anfängliche Dekadarchie bei den drei spartanischen Stämmen aufführt, aus deren Verschmelzung dann die bekanntlich ganz der kretischen entsprechende Gerusia entstanden sei (S. 145), und der ähnliche Fall ist auch mit den Harmosten, die er, wie bemerkt, auch auf die Periökenstädte überträgt und namentlich hier den Κυθηροδίκης in diese Kategorie wirft (S. 183), obschon von einer Gerichtsbarkeit und überhaupt Civilgewalt der wirklichen Harmosten, wie sie Hr. L. S. 182 den römischen Proconsuln und Proprätoren vergleicht, nach Kortüm's richtiger Bemerkung (zur Gesch. hellen. Verf. S. 69) nirgends eine Spur ist; aber wie kann auch überhaupt davon die Rede sein, wie es Hr. L. S. 181 mit beispielloser Anmaſslichkeit unterstellt, daſs nach spartanischem Begriffe die unterthänigen Städte auſserhalb der peloponnesischen Symmachie, die fortwährend mit Waffengewalt im Zaume gehalten werden muſsten, sogleich in die Reihe der Periöken getreten seien, die bekanntlich einen wesentlichen Theil der lacedämonischen Kriegsmacht selbst bildeten? Hr. L. bemerkt richtig S. 180, daſs die Periöken in dem Heere als Hopliten und zwar in den spartanischen Heeresabtheilungen selbst gedient hätten — wir bitten ihn dieſs von den Contingenten der genannten Bundesgenossen nachzuweisen; wir lernen aus Xenophon's Hellen. III. 5. 12, daſs selbst Heloten zu Harmosten bestellt wurden — glaubt der Vf., daſs solche auch in den Periökenstädten regiert hätten? Und wie willkürlich ist nicht die ganze Zahlencombination, durch welche er die Analogie der Hauptstadt im Periökenlande durchführen will! Weil irgendwo (die Stelle Schol. Pind. Ol. VI. 145. ist falsch citirt) zwanzig Harmosten erwähnt werden, so bezieht er dieſs auf Lakonika und seine fünf Landdistricte, die Ephorus bei Strabo schon von den ersten Königen ableitet und Hr. L. selbst S. 112 von minyeischen Unterkönigen regiert glaubt, S. 184 aber erst nach den Eroberungen der Könige Archelaos und Teleklos nach dem Vorbilde der fünf Bezirke der Stadt Sparta gebildet darstellt; nach der Eroberung Messeniens sei diese Zahl verdoppelt worden, und da nun jedem Bezirke *zwei* Harmosten, den beiden Königen Sparta's entsprechend vorgesetzt worden seien, so gewinnt er die obige Zahl zwanzig, so wie die wiederholte Zerlegung des Bezirks eines jeden dieser Harmosten in fünf Theile nach dem Muster der Hauptstadt die ἑκατόμπολις Λακωνική des Strabo (VIII, p. 362) ergibt — gewiſs ein Meisterstück von Rechenkunst, wobei es nur Schade ist, daſs wir von Doppelharmo-

*) Vgl. was Lewis a. a. O. p. 54 gegen eine ähnliche Vermuthung Müller's erinnert hat.

sten in den unterthänigen Städten, woher doch diese ganze Behörde bei Hrn. L. übertragen ist, kein Wort wissen, dafs die spartanischen Könige, auf deren Analogie seine ganze Annahme beruht, nicht jeder einen besonderen Bezirk regierten, und dafs man so gut, wie Hr. L. von den sechs Provinzen Lakonika's bei Strabo, um seine fünf Periökenbezirke zu gewinnen, die Hauptstadt wegläfst, auch von den fünf Bezirken der Hauptstadt, wie er sie S. 124 nach Müller u. A. annimmt, die eigentliche πόλις als Mittelpunkt des Ganzen weglassen mufs, für die sich doch unter den völlig gleichen Periökenbezirken kein Analogon nachweisen läfst, so dafs weder die sechs Theile des ganzen Landes mit den fünfen der Hauptstadt, noch die fünf Periökenbezirke mit den vier κώμαις oder προάστειοι jener irgend eine Zahlenähnlichkeit darbieten! Doch genug von den Periöken, zumal da uns die Erwähnung der πόλις im Gegensatze der vier κῶμαι den besten Uebergangspunkt zu Hrn. L.'s spartanischer Verfassungsgeschichte selbst darbietet; denn von jener sollen nach S. 123 fgg. die *Spartiaten* im engeren Sinne oder die *Homöen*, der Geburtsadel der Spartaner, wie die Eupatriden in Athen, ihren Namen haben, während in den Komen die *eigentlichen* Lacedämonier wohnten, wie sie der Verfasser zum Unterschiede von den *dorischen* Herren in der Stadt nennt, eingeborenes Volk, welches entweder ursprünglich in den benachbarten Ortschaften gewohnt hatte, oder von den Doriern erst daselbst angesiedelt, später zu dem Bürgerrechte zugelassen wurde; und diefs ist denn jener niedere Demos, dessen Verschmelzung mit dem Adel Lykurg bewerkstelligt haben soll, dessen Ursprung aber der Verf. gleichwohl nicht anders zu erklären weifs, als durch die Annahme freigelassener Heloten oder Neodamoden (S. 127), die schon in den ersten Jahrhunderten nach der Dorierwanderung der Stadtgemeinde gleichsam als Vorhut beigefügt worden seien (S. 131) und sich allmälig zu solcher Bedeutung erhoben hätten, dafs sie die Grundlage für die dorische Macht in Lakonien wurden (S. 125). Man sieht, wie diese Annahme ganz nach der Analogie der ältesten römischen Geschichte gebildet ist, zumal wenn man sich dort mit Cicero ursprünglich *plebem in clientelas principum descriptam* denkt, und wenn sich auch der Verf. genöthigt sieht, den griechischen δῆμος nicht sowohl mit der *plebs* als mit dem *populus* im römischen Sinne des Wortes zu vergleichen (S. 129 und 240), so hilft er sich doch durch eine andere Analogie, die jenes Verhältnifs freigelassener Heloten ganz mit den Wirkungen der römischen *manumissio per vindictam* gleich setzt (S. 130: „denn der Leibeigne gehörte bereits als solcher mittelbar durch seinen Herrn zu dem Demos; wenn sich also das Verhältnifs der Hörigkeit allmälig löste, so trat er hierdurch unmittelbar neben denselben als Genosse derselben Gemeinde"); noch deutlicher tritt dieser Einflufs römischer Vorbilder in den Theilen des Adels selbst hervor, wo niemand in den Hylleern, Dymanen und Pamphylen des vorliegenden Buchs die römischen Ramnes, Tities und Luceres verkennen wird, von welchen die letzten ja auch nach Niebuhr erst später als *patres minorum gentium* zur Rechtsgleichheit gelangen, und wir würden dem Verf. Unrecht thun, wenn wir ihm das Zeugnifs versagten, dafs er ein würdiges Seitenstück Niebuhrischen Scharfsinnes und combinatorischen Talentes geliefert habe; wenn wir es aber schon oben mifslich fanden, dafs er auf Müller's Vermuthungen so oft ohne Weiteres fortbaut, so mufs uns die Waffe Niebuhrischer Kritik in seinen Gründen noch viel gefährlicher dünken, und wenn es überhaupt bei der Verschiedenheit der Völkerindividualitäten im Allgemeinen und hohen Eigenthümlichkeit des dorischen Volkes und seiner Geschichte insbesondere mit solchen Analogien eine gewagte Sache ist, so steigert sich diefs noch bei der Nachbildung eines Systems, das selbst noch in vielen seiner Theile gegründeten Bedenken Raum gibt. Aufserdem hat Hr. L. wenigstens in einem Punkte, der gerade ein Hauptverdienst Niebuhr's ausmacht, seinem Vorbilde zu folgen verschmäht: wir meinen die Kritik der Quellen, die noch neuerlich einem viel besseren Buche aus der alten Geschichte mit viel gröfserer Härte, als es hier geschieht, vorgerückt worden ist, und ohne welche sein ganzes Gebäude auf Sande ruht; wenn Beaufort nur umgestürzt, Niebuhr umgestürzt und gebaut zugleich hat, so hat Hr. L. eigentlich nur ein neues Gebäude neben dem alten errichtet und seine Auctorität der eines Xenophon und Plutarch zur Seite gestellt, als ob nun auch kein Zweifel übrig bleiben könnte, dafs jeder, der beide nebeneinander sähe, sich sofort für

das seinige entscheiden, und jene alten Götzenbilder von freien Stücken vor seiner Herrlichkeit in den Staub sinken müfsten; und so schön er auch selbst in dieser Hinsicht einen Anfang gemacht und im Anhange die Unhaltbarkeit der älteren Ueberlieferung in chronologischer Hinsicht herausgerechnet hat, so sind doch Apollodor und Eratosthenes keine Quellen für die überlieferte Verfassungsgeschichte, so dafs mit ihrer Auctorität auch diese ohne Weiteres erschüttert wäre. Fast sollte man meinen, der Verf. habe sich durch einige Partien des Niebuhrschen Werkes, die gewifs zu den scharfsinnigsten, aber defshalb noch nicht zu den gelungensten desselben gehören, verleiten lassen, die ganze Geschichte für ein Rechenexempel zu nehmen, wovon wir schon vorhin bei den Periöken ein Beispiel gesehen haben und auch bei dieser ältesten Stadtgeschichte selbst in den allerdings frappanten Zahlencombinationen die Bestätigung finden: nach Isokrates (Panathen. §. 255) sollen die Spartiaten (nicht die Dorier) anfänglich nur zweitausend Mann stark gewesen sein; diefs sind begreiflicherweise die beiden Stämme der Hylleer und Dymanen, nach deren Vereinigung mit den Pamphylen die Zahl auf 3000 wuchs, wie wir sie oben bereits Hrn. L. mit den 3000 athenischen Privilegirten unter Kritias vergleichen sahen (S. 132); dann soll Lykurg 4500 oder nach andern 6000 Ackerloose gemacht haben, womit er also die Bürgerschaft zum Drittheil oder zur Hälfte aus dem niederen Demos verstärkte (S. 170), und nachdem dann Polydor die Zahl der 9000 vollgemacht hatte, denkt sich Hr. L. die ganze Bürgereintheilung so, dafs jede der drei Phylen zehn Oben, jede Obe dreifsig Geschlechter (τριακάδες, Herod. I. 65.), jedes Geschlecht zehn Häuser enthalten habe (S. 133); dafs er ferner den dreifsig Oben die Geronten entsprechen läfst, haben wir gleichfalls schon berichtet, und da nun in Lykurg's Geschichte zwanzig Männer erwähnt werden, welchen Lykurg seine Plane vorgelegt habe (S. 155), so deutet er diefs auf die Geronten der beiden ersten Phylen, zu welchen „gewifs" auch die Pamphylen damals erst hinzugetreten seien (S. 145), so wie er aus den 300 Rittern schliefst, dafs der Adel 300 Geschlechter gehabt habe und jedem von diesen zwei Damodengeschlechter hinzugefügt worden sein, um die Zahl der 900 Geschlechter oder 9000 Häuser zu gewinnen (S. 133); — aber so schön sich auch alles das rundet, so können wir doch nur darauf erwi[e]dern, was Jean Paul an seinen künftigen Sohn schreibt (sämmtl. Werke B. XXXV, S. 113): „Lies — ich sage nicht einmal die verschiedenen Hypothesen der Geolo[gen], deren jede mit tausend Factis zusammen trifft — oder jene Beweise, dafs Homer nur eine Allegorie sei — oder die Alten, dafs die Göttergeschichte nur eine versteckte biblische — oder die Neuern, dafs sie nur eine verhüllte Sternkunde sei — ich sage, lies nicht einmal das, sondern lies die spafshaften Aufsätze, die du von deinem Vater geerbt, und worin der Mann für tolle Lügen die Stützen aus allen Wissenschaften zu seinem eignen Erstaunen zusammentreibt; und dann wag' es einmal, aus der blofsen Harmonie und Analogie eines Systems sogleich dessen vorherbestimmte Harmonie mit der Wahrheit zu schliefsen!" Die grofse Bedeutung der Zahlenverhältnisse in der alten Geschichte verkennt auch Ref. nicht, weil in der Gestaltung des alterthümlichen Staatslebens dem Zufalle und der ungefähren Willkür weit weniger Macht als bei uns eingeräumt werden darf; gleichwohl aber gilt auch hier, was Hegel (Logik B. I, S. 166) von dem Gebrauche der Zahlen in der Philosophie sagt: „die Gedanken, das Lebendigste, Beweglichste, nur im Beziehen Begriffene, werden in diesem Elemente des Aufsersichseins zu todten, bewegungslosen Bestimmungen; je reicher an Bestimmtheit und Beziehung die Gedanken werden, desto verworrener einerseits und desto willkürlicher und sinnleerer andererseits wird ihre Darstellung in Zahlen", und so wichtig die Zahlen als Verbindungsmittel des Inhaltes sind, so bleiben sie doch immer zu äufserlich gegen diesen, um uns durch ihre scheinbare oder wirkliche Verknüpfung unter sich der Prüfung der sachlichen Gründe selbst zu überheben; hier aber steht es sowohl um die urkundliche Bestätigung als um die innere Uebereinstimmung der Ansicht des Verfs. nicht besser als bei den vorhergehenden Puncten auch an

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 32.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1837.

Die spartanische Staatsverfassung in ihrer Entwickelung und ihrem Verfalle, von Dr. Karl Heinrich Lachmann.

(Fortsetzung.)

Was zuerst den niederen Demos betrifft, so haben wir oben bereits beiläufig bemerkt, daſs der Cultus der Artemis Orthia in den Vorstädten Sparta's noch kein Zeugniſs für einen vordorischen oder gar vorachäischen Ursprung ihrer späteren Bewohner abgibt; daſs er nicht pelasgisch ist, zeigt der Name Orest's, der ihn selbst nach den meisten andern Cultusstätten hinbegleitet (vgl. Schneidewin's Diana Phacelitis et Orestes, Gott. 1832. 8.); daſs er ferner auf ähnliche Art, wie es Hr. L. selbst rücksichtlich des karneischen Apoll anerkennt (S. 84), auch von den dorischen Spartanern angeeignet war, erhellt aus der berüchtigten Geiselung an dem Altare jener Göttin, die man ja so häufig als Beispiel spartanischer Zucht und Strenge aufgeführt findet; und wenn zum Ueberflusse Pausanias gerade an der Stelle, die Hr. L. zum Belege anführt, daſs die Bewohner jener Komen, *wie ihr Namen zeige*, eingeborene Lacedämonier gewesen seien (S. 124), *οἱ Λιμνᾶται Σπαρτιατῶν καὶ Κυνοσουρεῖς* u. s. w. sagt (III, 16, 6.), so verschwindet auch jeder Schatten eines Beweises für den verschiedenen Ursprung der Bewohner der Burg und ihrer Vorstädte; könnte man gleich auch dieſs mit Hrn. L. so erklären, daſs der Name der Hauptstadt *später* auf alle Bewohner derselben im Gegensatze mit den Perioken übergegangen sei, so wie er den ursprünglichen Volksnamen des niederen Demos mit der gröſseren Bedeutung des letzteren zur allgemeinen politischen Bezeichnung der Landesbürger erhoben denkt (S. 125), so wäre dieſs doch eben so willkürlich als wenn derselbe S. 121 fgg. Brasidas, der bald ein Lacedämonier (Thuc. IV. 70.) bald ein Spartiate heiſst (Thuc. II. 25.), jenen Namen im Gegensatze der Homöen, diesen im Gegensatze der Periöken führen läſst, als ob Thucydides hier so genau den Verhältniſsausdruck beobachtet hätte, während er in den Worten V. 15.: *ἦσαν γὰρ οἱ Σπαρτιᾶται αὐτῶν πρῶτοί τε καὶ ὁμοίως σφίσι συγγενεῖς*, gegen besseres Wissen dem Sprachgebrauche seiner Landsleute gefolgt wäre, die mit der engeren Bedeutung des Wortes unbekannt, es dem Zufalle zugeschrieben hätten, daſs sie lauter angesehene Spartiaten gefangen genommen hatten! Es läſst sich überhaupt kein ärgeres Prokrustesbett denken, als jene engere und weitere Bedeutung, nach welcher diese Namen bei Thucydides, Xenophon und Aristoteles auſser der allgemeinen Beziehung auf Stadt und Land noch als besondere Bezeichnung bestimmter Stände in Sparta selbst erscheinen sollen (S. 119), und wenn wir auch einräumen, daſs bei den zwei letztern Schriftstellern, zu deren Zeit sich allerdings schon im Innern der Spartiatengemeinde selbst ein Unterschied zwischen Voll- und Minderberechtigten gestaltet hatte, wo Spartiaten erwähnt werden, in der Regel nur an die erste Classe zu denken sei, so folgt doch daraus nicht, daſs dieser Name an sich schon als Zeichen einer privilegirten Bürgerclasse oder gar eines Stammunterschiedes betrachtet werden dürfe; ja die angeführten Worte des Thucydides werden für jeden, der nicht erst geflissentlich die späteren Homöen hineinträgt, gerade den Beweis enthalten, daſs alle Spartiaten im Gegensatze der Periöken als gleich und verwandt unter sich betrachtet wurden, da der Ausdruck *πρῶτοι ἄνδρες* sie keineswegs anderen Spartiaten, sondern eben nur den übrigen Gefangenen entgegenstellt, worunter sich jedenfalls auch Periöken befanden; und eben so wenig können wir in der andern Stelle Thuc. IV. 108, die Hr. L. vergleicht, *τὰ μὲν καὶ φθόνῳ ἀπὸ τῶν πρώτων ἀνδρῶν οὐχ ὑπηρετοῦντες*, den Beweis einer besonderen Spartiatenclasse im Gegensatze des Brasidas als Lacedämonier finden, da erstens jener Aus-

druck überhaupt nur die regierenden Behörden oder was Hr. L. S. 202 die ἐκκλησία nennt, bezeichnen könnte, zweitens aber gesetzt auch er bezeichnete, wie in der obigen Stelle alle Spartiaten, Brasidas darum nicht mehr auszuschliefsen wäre, als z. B. bei Cicero ad Famil. I. 6. Lentulus aufhört Consular zu sein, weil diese ihm aufser Hortensius und Lucullus *partim obscurius iniqui, partim haud dissimulanter irati* genannt werden. Noch unhaltbarer erscheint diese ganze Vermuthung verschiedener Elemente im Innern der spartanischen Bürgerschaft, wenn man sieht, aus welchem Ursprunge Hr. L. seinen niederen Demos ableitet: Neodamoden sollen es sein, von welchen er selbst sagt (S. 127), dafs sie unter allen lacedämonischen Ständen den leibeigenen Heloten am nächsten standen, und gleichwohl den Hauptbeweis für seine Ansicht aus ihrem Namen hernimmt, der junge Bürger im Gegensatze der alten dorischen Gemeinde bezeichne; diese freigelassenen Heloten sollen schon mittelbar durch ihre Herren zum Demos gehört haben (S. 130), und gleichwohl vermuthet Hr. L., dafs sie sich auf den Staatsländereien befunden und diese unter ähnlichen Bedingungen wie die Heloten die Privatgüter bewirthschaftet hätten (S. 128); ja auch darin bleibt er sich wieder so wenig gleich, dafs er anderswo (S. 170) nur von einem Viertheile oder der Hälfte derselben annimmt, dafs sie zu Staatsländereien gehört und demzufolge schon unter Lykurg das Bürgerrecht empfangen hätten, während die *übrigen* noch im Stande der Neodamoden geblieben seien und sich mit der Hoffnung eines späteren Landerwerbs hätten begnügen müssen, und verbindet damit ebendaselbst noch den andern Widerspruch, dafs er sagt, es sei demnach nur ein Viertheil oder die Hälfte des *Demos* schon damals in den Genufs des Bürgerrechts gekommen (S. 171), obschon er es S. 128 als *sicher* erkannt hatte, dafs die Neodamoden *nicht* zu dem spartanischen Demos gehörten! Von der Unwahrscheinlichkeit, dafs die Spartaner dieselbe Menschenclasse binnen wenigen Menschenaltern erst zu Zinsbauern, dann zu Leibeigenen, dann zu Freigelassenen, dann zu Bürgern gemacht hätten, wollen wir gar nicht reden; aber das bleibt jedenfalls unbegreiflich, wie entweder die Dorier sich aus einer Race hätten recrutiren, ja dieser zuletzt die Grundlage ihrer Macht (S. 125) verdanken sollen, die nach Hrn. L.'s Systeme bereits zum drittenmale den Herren gewechselt hatte, oder diese selbst nach ihrer Befreiung sich zu Ansprüchen erheben konnten, wie sie anderwärts nur das Bewufstsein ursprünglicher Gleichheit oder die nie verlöschende Erinnerung früherer Selbständigkeit veranläfste — blofse Clienten hätten in Rom eben so wenig als in Etrurien je die Patricierherrschaft geschmälert! — und fragen wir zuletzt, wozu denn Hr. L. diesen ganzen Aufwand der gewagtesten und halsbrechendsten Vermuthungen gemacht hat, so kann es nur sein, um entweder das Dasein eines Geschlechtsadels in Sparta zu beweisen, das einen solchen im gewöhnlichen Sinne des Wortes nie besessen hat, oder die lykurgische Gesetzgebung zu erläutern, deren Wesen und Geist in den Schriften des Alterthums so klar vor uns liegt, dafs wir ihn nur aus diesen zu ermitteln, keineswegs aus zerstreuten Bruchstücken und Spuren mühsam neu zu construiren brauchen. Rücksichtlich des ersteren Punktes läugnen wir geradezu, dafs Sparta auch nur den Namen eines Geschlechtsadels, wie er in andern Staaten des Alterthums vorkommt, gekannt habe; dafs die 300 Ἱππεῖς nichts damit zu thun haben, hat Ref. de Homoeis p. 5 auf eine Art dargethan, die er von Hrn. L. nicht widerlegt glaubt, weil dieser gar keine Rücksicht darauf genommen hat; der Ausdruck Homöen aber bezeichnet keineswegs ein patricisches Hervorragen *über* der gleichen Linie der Gesammtheit, sondern nur ein Vollbürgerthum im Gegensatze mit denjenigen, die *unter* die gleiche Linie heruntergedrückt sind, wie diefs auch in dem urkundlichen Correlativum ὑπομείονες ausgedrückt ist, während Hrn. L.'s Neodamoden vielmehr zu dem Adel heraufgezogen und in aristokratischem Sinne constituirt werden (S. 153), ja jeder Bürger in gewissem Sinne ein Adeliger ist (S. 167), und wenn wir noch obendrein sehen, wie dieses Standesunterschieds erst in den Zeiten nach dem peloponnesischen Kriege gedacht wird, wo sein Entstehen in der Art, wie es Ref. in seinen beiden Abhandlungen *de Homoeis* und *de causis turbatae apud Lacedaemonios bonorum aequalitatis* versucht hat, wenigstens erklärt werden *kann*, so bedurfte es ganz anderer Beweise, als sie hier gegeben sind, um sein Dasein auch der frühesten Zeit zu vindiciren; Hr. L. erkennt es selbst an (S. 158), dafs der Name δῆμος, mit dem Aristoteles dem Sprachgebrauche seiner Zeit zufolge die Geringeren im Gegensatze der Homöen bezeichnet, ursprüng-

lich nach dem urkundlichen Zeugnisse der lykurgischen Rhetra die gesammte souveraine, folglich dorische oder spartanische Bürgerschaft bezeichnet habe (vgl. Höck's Kreta Bd. III, S. 79 fgg.) und darauf führt auch die Glosse bei Hesychius p. 884: δαμώδεις οἱ ἐντελεῖς παρὰ Λάκωσι, obschon diefs nicht *Vornehme*, wie Hr. L. S. 131 übersetzt, sondern nur *Vollbürger* bedeutet; wenn er aber nun gleichwohl diesen Namen *Damoden*, der ohnehin bei Hesychius selbst auf blofser Conjectur beruht, schon zu Lykurg's Zeiten (S. 170) und später mehrmals (vgl. namentlich S. 296 Note 2) zur Bezeichnung seiner eingebürgerten Neodamoden als *Plebejer* im Gegensatze der Homöen gebraucht, so ist das eine Sprachverwirrung, der nichts gleichkommt, als die Unklarheit, in der wir ihn rücksichtlich dieses Adels selbst und seiner Entstehung befangen sehn. „Jeder ursprüngliche Adel, heifst es 1. 124, beruhete wie bei allen Völkern, so bei den Griechen auf dem Rechte der Eroberung", ebenso S. 130: „nur auf einen erobernden Adel gründete sich das heroische Leben; wie konnte nach der Unterwerfung gleiches Recht zwischen Siegern und Besiegten stattfinden"? und dafs zwischen den Doriern einerseits, den Periöken und Heloten andererseits ein Rechtsunterschied stattgefunden habe, hat noch Niemand geläugnet; soll aber daraus sofort ein Clientelarverhältnifs abgeleitet werden, wie es z. B. in Attika wahrscheinlich nur aus dem patriarchalischen Regimente der Eupatriden hervorgegangen war, so ist das ein Sprung, den wir nicht unbedingt einräumen können, und gesetzt auch es hätte sich in eroberten Landen etwas dem Analoges gebildet, so ist darum noch kein Tadel im Innern der Bürgerschaft selbst gegeben, zumal da Hr. L. S. 108 ganz richtig den Einfall Kortüm's von Gefolgschaften u. s. w. abweist, und die dorische Eroberung als ein Nationalunternehmen darstellt; es ist vollkommen wahr, was der Verf. S. 151 sagt, dafs die frühere Verfassung der griechischen Stämme rein demokratischer Natur unter Stammesältesten gewesen sei, erst in ihren neuen Sitzen die Hellenen durch das Verhältnifs zu den Urbewohnern zu einem Adel wurden, und diese Aristokratie auf einem um so festeren Grunde ruhte, je mehr sie den hörigen Bauernstand zur dauernden Leibeigenschaft hinabdrückte; wie diefs aber *nur* durch die Bildung eines niederen Bürgerstandes aus dem hörigen Stande selbst *möglich* geworden sein soll, gesteht Ref. nicht zu begreifen, und wo aufserdem ein so ewiger *Kriegszustand* zwischen den Siegern und Besiegten vorausgesetzt wird, wie es hier S. 149 rücksichtlich der Spartaner und Heloten geschieht, da kann eigentlich selbst in dieser Hinsicht nicht von einem Adel, geschweige denn Patronats- und Clientelverhältnissen die Rede sein. Sollen wir noch irgend eine Consequenz in dieses Chaos hereinbringen, so scheint sich Hr. L. die Sache so gedacht zu haben, dafs die dorischen Eroberer, um sich gegen ihre schwierigen Hörigen zu verstärken, einen Theil derselben in ihr Interesse gezogen, zuerst frei gemacht und dann gar in's Bürgerrecht aufgenommen, also (S. 258) von Staatswegen einen niederen Demos gebildet hätten, um (S. 158) dem Adel dadurch „einen ethischen und politischen Einflufs auf denselben zu eröffnen, welcher früher nur in geringem Maafse stattfinden konnte", und so wenig wir auch glauben, dafs hierdurch „der alte Glanz des Adels noch höher gestiegen sei", so könnte sich hier ein solches *divide et impera* allerdings in der Geschichte des römischen Bundesgenossenkriegs oder dem Gebrauche, den die Patricier früher von ihren Clienten zur Paralysirung plebejischer Uebermacht machten, eine Analogie ergeben, wenn sich nur für die Sache selbst irgend eine geschichtliche Bestätigung fände; dafs aber ein solcher Gang *nothwendig* angenommen werden müsse, um die lykurgische Gesetzgebung und die spartanische Verfassung in der classischen Zeit zu erklären, wird niemand dem Vf. einräumen, und die Art, wie er diefs seinem eigenen Geständnisse nach im Widerspruche mit bewährten Zeugen S. 222 fgg. durchzuführen sucht, ist nicht geeignet seiner Ansicht Vorschub zu leisten. Gleich der erste Grund, dafs man nicht begreife, wie sich eine aristokratische Verfassung ohne Adel bilden könne, zeigt auf's deutlichste die oben gerügte Begriffsverwechselung; denn wenn Hrn. L.'s eigener Erklärung nach, der spartanische Adel erst durch die Eroberung entstanden war, so genügte ja der Gegensatz gegen Periöken und Heloten, ohne dafs darum noch eine niedere Bürgerclasse nöthig wäre; eben so begeht er eine unbegreifliche *petitio principii*, wenn er die Ansicht des Ref., dafs der Unterschied zwischen Homöen und Nicht-Homöen auf der Theilnahme an der ἀγωγή und den συσσιτίοις beruht habe, durch die einzige Bemerkung zu beseitigen glaubt, diefs sei nicht Bedingung des Homöenthums, sondern des Bürgerthums

überhaupt gewesen (S. 224), als ob der Gesetzgeber schon zwischen Homöen oder vollberechtigten und minderberechtigten Bürgern einen anderen Unterschied gemacht hätte, als den welchen Xenophon de Republ. Lac. X. 7 ausdrücklich angibt, dafs derjenige von den Gleichen ausgeschlossen sein solle, der die Mühe des gesetzlichen Lebens scheue; und die Gründe, mit welchen er diesen Zeugen selbst bekämpft, sind so beschaffen, dafs man deutlich sieht, wie er weder ihn noch Lykurg selbst verstanden hat: „war die Ehre vom Verdienste abhängig, sagt er S. 225 *fg.*, wer wäre derselben würdiger gewesen als der edle Brasidas?" — als ob gesetzmäfsige Erziehung und hinlängliches Einkommen zur Theilnahme an den Syssitien ein Verdienst wäre! — „in keinem Lande, lesen wir S. 229, mufste die persönliche Würdigung unabhängiger von der Vermögenschätzung sein" — als ob er nicht selbst so eben eingeräumt hätte (vgl. auch S. 167), dafs die Beisteuer zu den Syssitien Bedingung des Bürgerthums selbst gewesen sei! — „nur der sittliche Charakter der spartanischen Aristokratie sei es, behauptet er S. 233, den Xenophon in seiner Erklärung der Homöen hervorgehoben habe" — als ob nicht dieser sittliche Charakter, wie ihn die Staatserziehung aufprägte, nach Lykurg's ausdrücklicher Willensmeinung (vgl. de Homoeis p. 11) eben das ausschliefsliche Zeichen und den wesentlichen Berechtigungsgrund des ganzen spartanischen Bürgerthums ausgemacht habe; und wenn er sich wundert (S. 225), wie nach allem diesem von einem erblichen Stande der Homöen die Rede sein könne, so ist die Antwort ganz einfach die, weil die Erziehung doch wahrlich nicht vom freien Willen eines Jeden und die Beisteuer zu den Syssitien ganz von dem Erbe abhing, das der Vater dem Sohne hinterliefs, so dafs auch ohne ein eigentliches Vorrecht der Geburt doch die künftige Stellung des Mannes unter seinen Mitbürgern schon durch die Umstände seiner Aeltern prädestinirt sein konnte. Wie wenig aber Hrn. L.'s System auch dem übrigen, was wir von Lykurg's Gesetzgebung aus dem Alterthume wissen, entspricht, erhellt schon aus dem einzigen Umstande, dafs er ihm zu Liebe genöthigt ist, wie Kortüm die Nachricht von der gleichen Ackervertheilung des Gesetzgebers zu verwerfen, weil (S. 168) der mächtige dorische Adel gewifs nicht seine Familiengüter hergegeben hätte, um die neuen Bürger damit auszustatten, gleichwie er auch (S. 195) Plutarch's Angabe von dem monatlichen Ertrage der spartanischen Bürgerbesitzungen auf die messenischen Loose beschränkt, welche nach ihm das einzige Grundeigenthum eines grofsen Theils der Damoden bildeten, weil er für die Adelsgüter offenbar zu gering sei! Gegen Kortüm hat nun zwar Ref. schon anderswo das Nöthige bemerkt; da diefs jedoch Hrn. L. so wenig von gleicher Behauptung abgehalten hat, dafs er dem Ref. sogar vorwirft (S. 170), eine Stelle (Plat. de Legg. III, p. 684) für seine Ansicht beigebracht zu haben, die sie vielmehr unmittelbar widerlege, so möge uns darüber noch ein Wort vergönnt sein, nachdem wir vorher auf ein ähnliches Versehen des Verfs. aufmerksam gemacht haben, der S. 194 zum Beweise, dafs Polydor's 9000 Loose nur für Messenien gelten sollen, auf Aristot. Politik V. 6 verweist, wo man weit eher das Gegentheil finden könnte *); was aber jene Stelle selbst betrifft, so braucht man sie nur im Zusammenhange zu lesen, um sich zu überzeugen, dafs sie gerade das sagt, was Ref. *de causis* etc. p. 21 damit beweisen will, nämlich dafs Gütergleichheit ein so *ursprüngliches* Institut und Herkommen bei den peloponnesischen Doriern gewesen sei, dafs einen Gesetzgeber, der sie *wiederherstellte*, keineswegs der Vorwurf treffen konnte, der anderswo mit *legibus agrariis* verknüpft zu sein pflegte, und zum Ueberflusse erklärt sich Plato noch einmal selbst im fünften Buche p. 736 C, wo er das Glück der Heraklidencolonie preist, die Ackervertheilung und Schuldenerlass nicht erst durch langwierigen Streit zu erkämpfen gehabt habe, während sie in andern Staaten, die sie durch positive Gesetzgebung bewerkstelligen müfsten, immer nur ein frommer Wunsch bleibe, mehr s. *de vestigiis institt. vett. in Plat. Legg.* p. 27.

*) Hr. L. sagt: „dafs aber der Adel sein gleiches Anrecht an die eroberten Ländereien dem Volke sollte aufgeopfert haben, ist schon an sich nicht wahrscheinlich", und citirt dafür Aristot. Polit. V. 6. 1, wo aber nur von den Partheniern die Rede ist, die um ihrer politischen Ansprüche willen zur Auswanderung nach Italien genöthigt wurden; wahrscheinlich ist §. 2 gemeint, wo es heifst, um die Zeit des messenischen Kriegs hätten einige *θλιβόμενοι διὰ τὸν πόλεμον*, neue Vertheilung des Landes begehrt (*ἠξίουν ἀνάδαστον ποιεῖν τὴν χώραν*): das kann aber nur auf Lakonika selbst gehn und gehört auch wahrscheinlich in den zweiten Krieg, weil Tyrtäus erwähnt wird; vgl. Müller's Dorier II, S. 191.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 33.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1837.

Die spartanische Staatsverfassung in ihrer Entwickelung und ihrem Verfalle, von Dr. *Karl Heinrich Lachmann*.

(Schlufs.)

Wäre freilich der niedere Demos des Verfassers für jene Zeiten eine geschichtliche Thatsache, so würden auch jene Stellen sich so umdeuten lassen, dafs sie nur auf die ersten Eroberer oder ursprünglichen Homöen gingen, ohne darum einen Schlufs auf die später Eingebürgerten zu gestatten; dazu aber müfste man beweisen, dafs jene Mittheilung des Bürgerrechts unter den früheren Königen, wovon Aristoteles spricht, nicht *aequo jure* geschehen sei, oder dafs nicht Lykurg's grofses Werk selbst zum wesentlichen Theile darin bestanden habe, solche Neubürger auch rücksichtlich des Besitzes als des obersten Grundes der Bürgerberechtigung, mit den übrigen auf gleichen Fufs zu setzen; und dafs auch diesen Beweis gegen ausdrückliche Angaben, wie die des Polybius VI. 45. 3, zu führen in den sonstigen Verhältnissen der lykurgischen Gesetzgebung und altspartanischen Verfassung kein Grund vorhanden ist, werden wir schliefslich noch mit ein Paar Worten zeigen müssen. Was Hrn. L. wahrscheinlich mit zur Annahme eines niederen Demos vor Lykurg bestimmt hat, sind die oben berührten Angaben der Alten über Verwirrungen in Sparta und Parteikämpfe, die er sich aus keinen andern Elementen zu erklären wufste, als woraus wir die ähnlichen Erscheinungen in der späteren griechischen Geschichte hervorgehn sehn, demokratischen Ansprüchen gegen aristokratische Berechtigung, und zu diesem Ende nach der Möglichkeit der Entstehung solcher suchte; ein anderer würde freilich vielleicht einfacher durch jene Pamphylen Rath geschafft haben, die ja Hr. L. auch als mindere Geschlechter den beiden andern Phylen entgegensetzt; da er jedoch fühlen mufste, dafs zwischen Stämmen, deren Väter in der Sage Brüder heifsen, an eine dauernde Ungleichheit kaum gedacht werden könne, so gelangte er endlich dazu, einen doppelten Kampf anzunehmen, indem einerseits die Pamphylen auf Gleichstellung mit den Hylleern und Dymanen Ansprüche gemacht hätten, andererseits aber in alle diese Kämpfe innerhalb der adeligen Gemeinde auch der neue Demos hereingezogen worden sei (S. 145), was denn allerdings einen tüchtigen Vorrath von Gährungsstoff für Lykurg zu beschwichtigen abgab. Aber leider beruht auch dieses schöne Gebäude auf lauter unhaltbaren oder wenigstens unerweislichen Fictionen, und wenn wir auch ganz von dem Mangel urkundlicher Bestätigung absehen wollen, so fehlt ihm doch auch der innere Halt, so sehr es durch äufsere Concinnität blenden mag: erstens behaupten wir kühn, dafs in so früher Zeit und vielleicht im ganzen Alterthume keine Auflehnung des Demos zur blofsen Erlangung von Rechtsgleichheit stattgefunden habe, wenn er nicht durch materiellen Druck von Seiten der Aristokratie gereizt und zur Nothwehr gezwungen war, wovon aber Hr. L. nichts nachgewiesen hat; zweitens würde in solchem Falle Lykurg's Erscheinung nicht das Aufserordentliche haben, was ihr im ganzen Alterthume beigelegt wird, sondern in die Kategorie einer gewöhnlichen politischen Combination heruntersinken, wie sie in der griechischen und römischen Geschichte zu wiederholten Malen vorkommen; drittens aber sind auch in derjenigen Zeit Griechenlands, worein Lykurg's Thätigkeit fällt, zwei ganz andere Elemente im Kampfe begriffen als einige Jahrhunderte später, wo der Adel bereits das Königthum verdrängt hat; und hier wünschten wir nun insbesondere wieder, dafs Hr. L. dem Entwickelungsgange der übrigen dorischen Staaten mehr Aufmerksamkeit geschenkt hätte, um sich zu überzeugen, dafs es vielmehr der Kampf des

Königthums mit der freien Gemeinde oder dem Adel selbst war, was jene Wirren herbeiführte, deren Beschwichtigung Lykurg unsterblich gemacht hat. Dafs δῆμος ursprünglich die Vollbürger oder Gleichen selbst bezeichnete, haben wir vorhin gesehen, und dürfen also auch wohl zwischen dem δῆμος, der nach Pausan. II. 19. 2 den letzten argivischen König absetzte, und den τὰ χρήματα ἔχουσι bei dems. IV. 13. 4, die bereits Messeniens ersten König mordeten, keinen solchen Unterschied annehmen, wie ihn der spätere griechische Sprachgebrauch geschaffen hat und Pausanias selbst ihn an der letzteren Stelle macht, wenn er Kresphontes Tod durch die Begünstigung motivirt, die er dem δῆμος habe angedeihen lassen; was *hier* unter dem δῆμος zu verstehen ist, hat Hr. L. S. 191 sehr richtig eingesehen, es sind die *Periöken*, die Kresphontes den Doriern gleich machen wollte, wie wir auch Prokles und Eurysthenes in Lakonika die Periöken organisiren und verstärken sahen, und so ergiebt sich denn für alle jene Staaten das gemeinschaftliche Entwickelungsgesetz, dafs ihre Könige gestützt auf die Bevölkerung der eroberten Länder, sich von dem Rechte und den Gewohnheiten ihres Volkes unabhängig zu machen suchten und darüber in den übrigen Ländern früher oder später dasselbe Schicksal hatten, wie es gleichzeitig in ganz Griechenland die Aristokratie der Monarchie bereitete, während Lykurg allein durch weise Mäfsigung dem Königthume seinen alten Glanz und seine Ehrenrechte sicherte, ohne es darum zu der Despotie werden zu lassen, womit nach Aristoteles (Polit. V. 10. 3) sein Neffe Charilaus bereits den Staat bedrohete. Ganz ist freilich auch Hrn. L. die Betheiligung der Könige an diesen Gährungen nicht entgangen, da er aber in Sparta den Demos anders als in dem Bruderstaate Messenien auffafst, so weifs er aus der Stelle Plutarch's V. Lycurg. c. 2 nichts weiter zu machen (S. 140), als dafs auch schon die Dymanen sich erst mit Hülfe des niederen Demos ihre Gleichstellung mit den Hylleern erkämpft haben sollen, weil dort Eurypon, den er zu einem Dymanen stempelt, als Volkschmeichler genannt wird, obschon diefs Plutarch nur in der Absicht thut, um zu erklären, wefshalb Lykurg's Geschlecht nicht von seinem ersten Ahnherren Prokliden, sondern Eurypontiden genannt worden sei, so dafs er, wenn Lykurg zufällig Agiade gewese wäre, gewifs auch dasselbe von Eurypon's Collegen Agis erzählt haben würde, den Hr. L. jenem als Hylleer entgegensetzt; und wenn er auch bemerkt (S. 156), dafs die Trennung und vorragende Gewalt der Könige besonders die früheren Spaltungen veranlasst habe, so hat diefs doch bei ihm nur den Sinn, dafs dieselben als Vertreter der beiden ersten Stämme die Eifersucht derselben gegen einander stets rege erhalten hätten, bis Lykurg sie zu blofsen Vertretern einzelner Oben in der Gerusie degradirt habe; — von den Verträgen, die Lykurg nach Xenophon zwischen dem Volke und den Königen aufrichtete, von dem gegenseitigen Schwur gesetzmäfsiger Regierung und unerschütterter Aufrechthaltung der Königswürde von Seiten des Volks wird erst unten S. 220 kurz und nachträglich aufser allem geschichtlichen Zusammenhange gehandelt, wobei noch der Widerspruch vorkommt, dafs dem Königthume sein alter Glanz geblieben und seine Vorrechte aufbewahrt worden seien, während nach S. 164 Lykurg ihre Würde zu einem *Amte*, sie selbst nur zu den Ersten unter den Gleichen gemacht haben soll, so wie es auch hier einleuchtet, dafs nach einer solchen Veränderung, wie sie Hr. L. annimmt, die Theilung des Königthums den politischen Vortheil, den er ihr S. 146 beilegt, das politische Leben in seinen einzelnen Stämmen selbständig zu entwickeln, gar nicht mehr haben konnte. Doch mit solchen Einwürfen wollen wir uns nicht mehr aufhalten, da wir bereits erinnert haben, wie weder die Vertretung einzelner Stämme noch selbst einzelner Oben durch die Könige auf irgend haltbarem Grunde beruht, und bemerken nur noch, dafs auch jene Ansicht, die spartanischen Könige seien erst durch Lykurg in die Gerusie eingeschlossen worden, nach der dafür angeführten Beweisstelle vielmehr so ausgedrückt werden mufste, durch Lykurg sei die Gerusia den Königen an die Seite gesetzt worden (Plut. V. Cleom. c. 10: τοῖς βασιλεῦσι συμμιχθῆναι τοὺς γέροντας); Hr. L. meint zwar (S. 157) diefs sei nur im Sinne der Sage gesprochen, dafs Lykurg die Geronten zuerst *eingesetzt* habe, aber diese übereinstimmende Angabe des Alterthums, die wohl nicht so schlechthin als Sage tractirt werden durfte, gibt gerade die richtige Ansicht für die von Lykurg dem Königthume verliehene Stellung, indem er, ohne es zu

degradiren, doch auch seinen allzuhohen Flug durch den Ballast der Gerusia hemmte: Geronten mochte es wohl auch schon früher, gleich dem homerischen, zur Seite haben, aber wie dort ohne rechtlich an ihren Rath gebunden zu sein, so wie wir auch bei blofsen Geronten der heroischen Zeit noch keine gesetzlich bestimmte Anzahl wie bei einer Behörde, annehmen können, und als nun die Könige die moralische Macht dieser berathenden Stimme nicht mehr achteten, da erst gab ihr Lykurg die rechtliche Gewalt, die Sparta, ohne es in eine Aristokratie zu verwandeln, doch zu der weisen Mischung führte, die das Alterthum gerade so sehr an seiner Verfassung pries. Von einem besonderen demokratischen Elemente kann jedoch dabei noch nicht die Rede sein, aufser insofern diese nämliche Aristokratie, welche die Dorier gegen Periöken und Heloten bildeten, unter sich selbst, wie oben bemerkt, einen *δῆμος* mit völliger Rechtsgleichheit vorstellte, und wenn diesem auch Lykurg's Rhetra durch die *ἀνωγὰ καὶ κράτος* gröfsere Befugnisse einräumt, als sie einer homerischen Volksversammlung zustanden, so beruhete er doch auf keinem anderen politischen Principe als die Gerusia, die nur sein Stellvertreter und engerer Ausschufs war; selbst die Ephorie trägt den demokratischen Charakter, den man ihr gewöhnlich beilegt, ursprünglich nur in diesem Sinne dem Königthume, nicht der Aristokratie gegenüber, und wenn sie in derjenigen Verfassungsform, die Plato und Aristoteles in Sparta kannten, wirklich als ein drittes Element erscheint, so hat diefs seinen Grund nur darin, dafs sie als jüngeres Institut weniger an die Strenge der lykurgischen Bestimmungen gebunden, auch den Minderberechtigten, die sich damals immer und mehr von den Vollbürgern aussonderten, offen blieb und gleichsam zum Troste für ihre Zurücksetzung diente. So wenig aber Polybius Urtheil über die kretensischen Verfassungen ein Zeugnifs gegen Aristoteles Darstellung derselben abgeben kann, die auf eine weit frühere Zeit geht, so wenig kann in Sparta Aristoteles selbst, der erwiesenermafsen (vgl. Hrn. L. selbst S. 300, Note 1) die durch Neuerungen modificirten späteren Zustände dieses Staats vor Augen hat, für die früheren einen gültigen Maasstab abgeben; so dankbar wir auch seine Notizen für die Zeit, für welche er sie gibt, annehmen, so kann doch seine Schilderung für nichts weniger als ein treues Bild der durch Lykurg begründeten Staatsform gelten, und so ergibt es sich denn von selbst, wefshalb wir weder (S. 157) eine ursprüngliche Beschränkung der Gerusia auf einen gewissen Adel, wie sie allerdings bei Aristoteles auf die Homöen vorkommt, einräumen, noch den Schlufs anerkennen können, mit welchem Hr. L. allein schon das „Widersinnige" der auf Xenophon begründeten Ansicht von der Entstehung des späteren Standesunterschiedes „in helles Licht" stellen zu können glaubt (S. 226): „weil die Ephorie in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit einen demokratischen Ursprung verrathe, so müsse es auch, so lange es eine Ephorie gab, einen niederen Demos gegeben haben", wo das Wörtchen *niederen* sehr geschickt hereingeschwärzt ist, um Hrn. L.'s Folgerung zu begründen, obschon eine demokratische Behörde blofs einen *Demos* voraussetzt, dieser aber nach Hrn. L.'s eigenem Geständnisse (S. 158) in Sparta die ursprüngliche Bezeichnung der alten *adeligen* Gemeinde war! Nur wenn man ihm auch die ganze Art und Weise, wie er S. 160 fgg. die Entstehung der Ephorie schildert, zugäbe, würde sich daraus jener Schlufs nothdürftig rechtfertigen lassen, obgleich man auch dann eher vier als fünf Ephoren erwarten sollte, weil der niedere Demos des Vfs. nur vier von den Komen bewohnte, nach welchen die Ephoren gewählt worden sein sollen; dafs aber diese ganze Annahme eines niederen Demos eingeborener Lacedämonier in den vier Vorstädten Sparta's eine ganz unhaltbare Erfindung ist, glaubt Ref. hinlänglich dargethan zu haben und will sich defshalb auch mit der neuen Wortableitung des Vfs., wornach die Ephoren ursprünglich nicht *Aufseher*, sondern Marktrichter an den *ἐφορίοις* oder Gränzmärkten (Bekk. Anecdd. p. 204) der einzelnen Komen gewesen sein sollen, nicht aufhalten, um noch ein Wort über die Wahl derselben zu sagen, wo Hr. L. nach gewohnter Weise wieder so verfährt, dafs er zuerst ein Zeugnifs, das ihm im Wege steht, als eine anachronistische Uebertragung eines alten Zustands auf die spätere Zeit beseitigt und dann „ohne Zweifel" annimmt, dafs sie wie die Geronten durch das Volk gewählt worden seien, blofs weil die spätere Ausbildung ihres Amtes zeige, dafs sie von den Königen nicht mehr erwählt werden konnten (S. 165); wir

meinen, in dem Apophthegma des Anaxilas bei Plutarch T. VIII, p. 197 Hutt. liege das *Bewufstsein* dieses scheinbaren Widerspruchs (διὰ τί οἱ ἔφοροι τοῖς βασιλεῦσιν οὐχ ὑπεξανίστανται, καὶ ταῦτα ὑπὸ τῶν βασιλέων καθιστάμενοι) zu deutlich ausgedrückt, um ein anachronistisches *Versehen* vermuthen zu lassen, und entscheiden uns also mit Rücksicht auf die im Lehrb. §. 44, n. 4 citirten Stellen vielmehr dahin, dafs die Ephoren allerdings fortwährend der Form nach von den Königen bestellt wurden, diese aber dabei nicht ihrer freien Wahl, sondern einem loosähnlichen Zufalle folgten (ἐγγὺς τῆς κληρωτῆς, Plato; ὄντες οἱ τυχόντες, Aristoteles). Doch damit möge es genug sein, obschon wir noch eine ganze Weile so fortfahren könnten, wenn wir alle Frag- und Ausrufungszeichen erledigen wollten, die wir an den Rand unseres Exemplars gesetzt haben; so viel aber mufste gesagt werden, um sowohl dem Leser dieser Blätter ein Urtheil möglich zu machen, als auch zu verhüten, dafs der Leser des Buchs selbst durch die glänzenden Aufsenseiten desselben, durch den Aufwand umfassender Gelehrsamkeit und überraschenden Scharfsinnes, durch die neuen und blendenden Resultate der Untersuchung, und vor Allem durch die Zuversichtlichkeit des Vfs. irre geleitet werde; und je mehr sich Hr. L. durch die beständigen „also", „daher", „demnach" den Schein eines bündigen Raisonnements gegeben, und in stets wiederholtem „gewifs", „sicher", „ohne Zweifel" seinen Lohn dahin genommen hat, desto weniger glaubte ihm Ref. seine Blöfsen verhüllen zu dürfen, um ein so reiches Talent nicht in frühzeitiger Selbsttäuschung und Flüchtigkeit untergehen zu lassen. Denn dafs sein Widerspruch auf keiner persönlichen Feindschaft gegen den Vf. beruht, geht schon daraus hervor, dafs er von den Stellen, wo dieser ihn speciell angegriffen hat, nur wenige zu nothgedrungener Selbstvertheidigung in dieser Anzeige berührt hat, und er verhehlt nicht, dafs er bei einer erneuerten Bearbeitung dieses Gegenstands manches auf Anlafs des vorliegenden Buchs modificiren oder anders fassen dürfte; auch will er Niemanden durch diese Anzeige davon abhalten es zu studiren und die Anregung zum weiteren Nachdenken zu empfangen, die es jedenfalls in reichem Maafse gewährt; sollte er aber einmal sein Urtheil über den Inhalt desselben im Ganzen abgeben, so konnte dieses nicht anders ausfallen, als wie er es im Vorhergehenden hinlänglich begründet zu haben glaubt, dafs es ein Gebäude der übereiltesten Schlüsse auf den heterogensten Grundlagen sei, das nur durch die Subjectivität seines Urhebers zusammengehalten werde und bei objectiver Betrachtung in Hunderte von Widersprüchen auseinanderfalle.

K. Fr. Hermann.

XXVI.

König Philipp, Sohn des Amyntas von Makedonien, und die hellenischen Staaten von C. A. F. Brückner. Göttingen, 1837. 421 S. 8.

Der Verfasser wurde mit den neusten Hülfsmitteln zur Kenntnifs des philippischen Zeitalters, namentlich mit Clinton's Fastis Hellenicis, Flathe's Geschichte von Macedonien und Winiewski's Commentar zu Demosthenes de Corona erst bekannt, nachdem er mit seiner Arbeit schon geraume Zeit beschäfftigt gewesen, „und glaubte theils in dem Plane derselben, welcher mit den angeführten Schriften wenig gemein „hat, theils in mancher einzelnen eigenthümlichen Ansicht Entschuldigung zu finden, wenn er sie gleich „wohl noch durch den Druck veröffentlichte." Dieser Plan hat keineswegs die Ausdehnung, welche der Titel erwarten läfst; „denn so wenig der Verf. auch", heifst es in der Vorrede, „für eigentliche Gelehrte „schrieb, so dachte er sich doch solche Leser, die „mit hinreichender Kenntnifs der früheren griechischen „Geschichtschreiber und des griechischen Alterthums „überhaupt versehen zum Lesen der Redner übergehen." Es soll ein Versuch sein, die Begebenheiten zu erörtern, aus denen der Grundzug der makedonischen Hegemonie in Griechenland gefolgt ist, und insbesondere die Schwierigkeiten, welche dem Leser der Redner in dem historischen Theile derselben sich darbieten, durch einen kritisch-historischen Leitfaden zu erleichtern.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 34.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1837.

König Philipp, Sohn des Amyntas von Makedonien, und die hellenischen Staaten von C. A. F. Brückner.

(Fortsetzung).

Allein der Verfasser hat sich nicht streng innerhalb der Grenzen des angedeuteten Planes gehalten, und deshalb bei seinen Lesern bald zu viel, bald zu wenig vorausgesetzt, zu viel, wenn er z. B. die inneren Zustände Griechenlands kurz vor dem Auftreten Philipp's auf kaum zwei Seiten bespricht, und auch an anderen Stellen die verwickeltesten Beziehungen der gröfseren und kleineren Staaten in einer nur für die eigentlichen Gelehrten verständlichen Kürze darstellt, worauf Ref. später zurückkommen wird; zu wenig, wenn er lange Auszüge aus Demosthenes giebt, welche für diejenigen Leser, die selber zu der Lesung der Redner übergehen wollen, mindestens überflüfsig scheinen, anderen aber, etwa des Griechischen unkundigen, kaum zu gute kommen werden, da das Buch weder durch Neuheit und Fülle der Ansichten, noch durch Anmuth und Lebendigkeit der Darstellung ein allgemeines Interesse ansprechen will und darf. Wenn wir nun das Buch am treffendsten im ganzen Sinne des Verfs. zu bezeichnen glauben als ein historisches Compendium zu den auf die gleichzeitigen politischen Verhältnisse Griechenlands und Makedoniens bezüglichen Reden, besonders des Demosthenes, so dürfen wir an dasselbe nicht den Mafsstab der Beurtheilung anlegen, welchen Flathe's Geschichte Makedoniens darbietet. Flathe hat sich bestrebt, die makedonische Geschichte, die bisher nicht anders als in trüber Vermischung mit der griechischen und römischen vorgetragen worden, aus dieser dienstbaren und verschwindenden Stellung zur Selbstständigkeit zu erheben, indem er in dem philippischen Zeitalter den König selbst in den Vordergrund stellt, das Hauptinteresse des Lesers auf ihn zu richten gewufst und zugleich das allen griechischen Staaten Gemeinsame, wodurch sie der makedonischen Hegemonie entgegenreiften, ausführlich, und in seiner inneren und äufseren Beziehung auf Philipp's Pläne und Unternehmungen dargestellt. Unser Verf. hat dagegen in dem Glauben, „dafs das „Zusammentreffen der verschiedenen Thatsachen zu „demselben Endresultat es dem Ganzen nicht an Ein„heit werde fehlen lassen", und dafs es gleichgiltig sei, ob Philipp oder die hellenischen Staaten den Mittelpunkt bilden, sich darauf beschränkt, dem Studium der Redner einen historischen Leitfaden zu bieten, in welchem die Ergebnisse aus den Zeugnissen der Alten zusammengestellt, und alles Zuverläfsige, Zweifelhafte und noch weiterer Untersuchung Bedürfende als solches bezeichnet, und ohne allen Aufwand an rhetorischem Schmuck und Reflexionen vorgetragen werden sollte. Nicht die Beschränktheit des Plans tadeln wir, sondern die Art der Ausführung, die den Faden der Geschichtserzählung durch historische namentlich chronologische Detailuntersuchungen und Einmischung früherer diesem Zeitalter mehr oder weniger fernliegender Ereignisse oft unterbricht, Bedeutendes und Unbedeutendes nicht selten unterscheidungslos neben einander stellt, und selbst die blofs chronologische Auffassung der gleichzeitigen und auf einander folgenden Begebenheiten und Verhältnisse vielfach erschwert. In der letzten Beziehung wäre als Anhang eine chronologische Tabelle wünschenswerth gewesen, welche sowohl die unzweifelhaften als auch die noch problematischen Resultate enthielte. —

In der Einleitung werden, wie schon oben bemerkt wurde, auf kaum zwei Seiten zuerst die politischen und sittlichen Zustände der einzelnen griechischen Staaten seit der Schlacht bei Mantinea angedeutet, z. B. S. 2:

„Thessalien ist, nachdem hier der thebanische Einflufs „aufgehört hat, dem Streit der Pheraeer und Aleuaden „auf's Neue preisgegeben; Phokis schon jetzt wohl „mit Theben verfeindet u. s. w.", darauf ist von den Thessaliern erst S. 98 wieder die Rede, und wird eine übersichtliche Geschichte der Aleuaden und pheräischen Tyrannen gegeben. Wir halten diese allerdings nicht für überflüfsig, glauben aber, dafs sie nicht hierher, sondern schon in die Einleitung gehörte. Aehnlich ist des Verfs. Verfahren in Betreff der Verhältnisse auf Chalkidike. Diese sind in der Einleitung ganz übergangen.

Im 7. Abschnitte: „der olynthische Krieg" wird die Geschichte von Olynthus bis auf die Gründung der Stadt zurückgeführt und nun alles zum Verstehen des Krieges Wissenswerthe beigebracht, aber von der Bedeutsamkeit, die Olynthus schon 8 Jahre früher, nach der Einnahme von Amphipolis für Philippus hatte, wird an jener Stelle nur gelegentlich und so gesprochen, dafs dort ganz unklar bleibt, in welches Verhältnifs der König durch die Eroberung von Amphipolis zu Olynthus gekommen. Zwar heifst es schon dort (S. 52), die Olynthier hätten, Philippus Eroberungspläne durchschauend, zu zeitiger Abwehr derselben Unterhandlungen mit Athen angeknüpft; was aber, aufser der Lässigkeit, mit der die Athener in jenen Gegenden den Krieg gegen den König führten, die Olynthier endlich geneigt machte, einen Bund mit dem Könige zu schliefsen, nämlich die ihnen vorgespiegelte Aussicht auf die so lange und vergebens erstrebte Oberherrschaft über die chalkidischen Städte, ist an dieser Stelle nicht einmal angedeutet. Wenn nun auch ausdrückliche Zeugnisse fehlen, so beweist doch das Faktum, dafs Philippus, nachdem er Pydna, Anthemus und Potidaea den Athenern entrissen, die beiden letzteren Städte nicht für sich behält, sondern den Olynthiern übergiebt, mit wie schlauer Politik er schon damals, in den ersten Anfängen seiner Regierung, zwischen den beiden Hauptmächten in seiner unmittelbaren Nachbarschaft, den Athenern und Olynthiern, verfuhr; und darauf hätte der Leser schon bei der ersten Berührung zwischen Philippus und Olynthus vorbereitend hingewiesen werden sollen. Der zweite Theil der Einleitung giebt eine alles Wesentliche umfassende Charakteristik der Geschichtsquellen. Ueber den ersten der 17 Abschnitte, in welche die ganze Geschichtserzählung getheilt ist, haben wir Folgendes zu bemerken gefunden. Es scheint uns zu wenig Gewicht gelegt auf die anerkannt hellenische Abkunft des makedonischen Königsgeschlechts. Die Nachrichten ferner über Perdiccas II. stehen zu isolirt und zusammenhangslos da. Mag auch Flathe in dem Bemühen, aus den zerstreuten Notizen über diesen König ein Ganzes zu bilden, zu weit gehen, wenn er ihm einen bewufsten Plan beilegt, die griechischen Hauptmächte von der thrakischen Küste und besonders von der chalkidischen Halbinsel zu verdrängen, weshalb er bald mit Athen, bald mit Sparta verbunden, die Erhaltung des Gleichgewichts zwischen beiden in jenen Gegenden sich zur Aufgabe fein berechnender Politik gemacht habe; so hebt er doch wohl mit Recht seine Regierung hervor, als den ersten folgereichen Eintritt in die Verwicklung griechischer Verhältnisse, und als den Anfang der langen Kette von Ereignissen, durch welche Makedonien zu einer herrschenden Macht erhoben worden. Auch über die wichtige Frage, wie weit hellenische Sprache und Gesittung schon vor Philippus in Makedonien verbreitet und wirksam gewesen sein möchte, giebt der Verf. keinen Aufschlufs. Da er anführt, dafs griechische Wissenschaft und Kunst wenigstens bei einzelnen Königen in hoher Achtung stand, hätte doch als wahrscheinlich angedeutet werden können, dafs dem Hofe die griechische Sprache geläufig, und auch der vornehmere Adel, als der den Königen nächststehende und auf des Reiches Schicksale einflufsreichste Stand, jener Sprache und Bildung nicht fremd gewesen. Eben so vermissen wir eine Andeutung der moralischen und rechtlichen Verhältnisse des makedonischen Volks. Zwar gehören fast alle Nachrichten darüber erst den Zeiten Alexanders und der Diadochen an, und mufs zugegeben werden, dafs der rasche Uebergang von politischer Eingeschränktheit und Bedeutungslosigkeit zu weitreichender Macht auf die neueren Verhältnisse, Sitten und Einrichtungen theils auflösend, theils umgestaltend gewirkt haben mag; dennoch scheinen aus jenen späteren Zeiten Schlüsse zulässig auf die Verfassung des Kriegswesens, Beschränkung der Königsmacht durch den Adel, Theilnahme des Volks an der richterlichen Gewalt, überhaupt auf uralte Gewohnheitsrechte, die überzeugender als die freilich sehr dürfti-

gen historischen Ueberlieferungen auf ursprüngliche Verwandtschaft mit dem dorischen Stamme hinweisen. —

Was den Aufenthalt Philipp's in Theben betrifft, so haben die widersprechenden Nachrichten unzuverlässiger Geschichtschreiber allerdings die Wahrheit so sehr getrübt, dafs gar nicht zu bestimmen ist, welche geistige und moralische Einflüsse Philipp diesem Aufenthalte verdankt haben mag. Da aber die achtbarsten neueren Geschichtschreiber den jungen Fürsten in Theben, damals dem Mittelpunkte einer über ganz Griechenland und bis zu dem Perserkönige verbreiteten politischen Thätigkeit, mit den wichtigsten Beziehungen unter den einzelnen Staaten, ihren einflufsreichsten Bürgern und der thebanischen Taktik bekannt werden lassen; so hätte der Vf., statt diese Ansicht blofs in's Zweifelhafte zu stellen, eben wegen ihrer allgemeinen Verbreitung und ihres anziehenden Scheins mindestens auszugsweise das Clinton's Fast. Hellen. ed. Krueger enthaltene Resultat entgegenstellen können, zumal da er selbst S. 308 doch jener Ansicht zu huldigen scheint, indem er sagt: „der Aufenthalt in Theben mochte ihn „nicht blofs das Treiben der griechischen Staaten gelehrt, „sondern auch den Gedanken zu der Kriegskunst, de„ren Schöpfer er wurde, geweckt haben."

In der Darstellung des Bundesgenossen Krieges (2. Abschnitt) vermissen wir kein wesentliches Faktum, doch ist unter den Nachtheilen, die er den Athenern gebracht hat, die bedeutende Verminderung der Staatseinnahme unerwähnt geblieben. — Der 3. Abschnitt: „Wiedererwerbung des thrakischen Chersones" ist dem Verf. als ein eigenthümliches Verdienst anzurechnen, da eine zusammenhängende Darstellung der dahin gehörenden Begebenheiten und die aus Stellen des Demosthenes gezogene abenteuerliche Lebensgeschichte des Söldnerführers Charidemus bisher, so viel wir wissen, noch nicht versucht worden war. Indessen beruht diese Geschichte der Wiedererwerbung der wegen des Kornhandels aus dem Pontus und ihrer Zölle für Athen höchst wichtigen Halbinsel zum grofsen Theile nur auf Wahrscheinlichkeiten, und das Resultat selbst, dafs Charidemus in einem förmlichen Frieden in die Abtretung der ganzen Halbinsel willigen mufste, (nach des Verfs. Annahme Ol. 105. 3. 358 v. Chr.) scheint uns aus den unbestimmten Ausdrücken des Demosthenes nicht mit voller Sicherheit gefolgert werden zu können. Abschnitt IV: Amphipolis. V: Kriege des Philippus mit den Illyriern und Thraciern. Der VI. Abschnitt behandelt den phokischen Krieg. Zuerst werden die Nachrichten des Diodor und Pausanias über die äufseren Veranlassungen geprüft. Was dann der Verf. über die damalige Bedeutung des Amphiktyonenbundes und über die Interessen der am Kriege theilnehmenden Staaten sagt, kann, unsers Erachtens, weder in klarer Verständlichkeit, noch in geschickter Verbindung alles in diesen höchstverwickelten Verhältnissen faktisch oder auch nur muthmafslich Zusammengehörigen mit der Flathe'schen Darstellung (I. S. 123—140) sich messen. Allerdings läfst gegen den Letzteren sich einwenden, dafs mehr oder weniger einleuchtende Folgerungen aus zerstreuten Stellen der Redner noch keine sichere historische Grundlage bilden. Allein bei der Dürftigkeit und Lückenhaftigkeit Diodor's über diesen Theil des philippischen Zeitalters giebt es wohl keinen anderen Weg, und auch der Verf. hat oft auf blofse Folgerungen sich stützen müssen; hier aber, wo es weniger auf Constatirung einzelner Fakta als auf klare Zusammenfassung der politischen Bezüge ankam, giebt er blofs Andeutungen, welche keinesweges die wichtige Bedeutung dieses Krieges in's Klare stellen und den Leser, der einen Mittelpunkt und eine Einheit in den äufserlich an einander gereihten Begebenheiten sucht, ziemlich rathlos läfst.

(Der Beschlufs folgt).

XXVII.

Die Insel Sicilien mit ihren umliegenden Eilanden. Von Joh. Caspar Fehr. Drei Hefte. St. Gallen, 1835. 8.

Die Blätter für wissenschaftliche Kritik sollen sich zwar nicht mit literarischen Produkten befassen, die ganz unwissenschaftlich und werthlos sind; doch liegt es in der Bestimmung einer jeden kritischen Zeitschrift, hie und da auch Warnungstafeln auszustellen, damit der Freund der Wissenschaft seine kostbare Zeit nicht an taubes Stroh vergeude. Möge nun der gütige Leser diese Anzeige als eine solche Warnungstafel betrachten.

Das vorliegende Buch giebt eine in das Gewand einer Reise eingekleidete Beschreibung der Insel Sicilien, in welche die Geschichte der geschilderten Orte oft sehr umständlich verflochten wird; dies erscheint aber zunächst nicht besonders anstöfsig, da der angeblich dreizehnjährige Aufenthalt des Verfs. auf Sicilien ihm ja Veranlassung gewesen sein kann, aus der Ge-

schichte der Insel ein besonderes Studium zu machen. Bald befremdet es aber, dafs der Verf. bei seinen historischen Excursen nie eine Quelle anführt, aufser dafs er zuweilen mit den Worten anhebt: „Diodor sagt", oder „Livius sagt". Hieran knüpft sich nach einigem Fortlesen die Bemerkung, dafs der Verf. weder in der Geschichte sehr taktfest, noch in den alten Sprachen sonderlich bewandert sei, wie er denn z. B. S. 68 von einem Briefe des *Cicero* an den *Kaiser Hadrian* spricht, und S. 228 Syrakus aus *Sambuken* beschiefsen läfst, da doch sambuca (σαμβύκη) im Kriege nichts anderes als eine Sturmleiter bedeutete. Diese und viele andere Stellen, wohin namentlich diejenigen gehören, welche altgriechische Mythen als vollkommen beglaubigte Thatsachen aufführen, erwecken Mifstrauen; man fragt und forscht, woher der Verf. seine historischen Data entlehnt haben könne, und findet endlich, dafs — des Grafen Leopold zu Stolberg Reise in Deutschland, der Schweiz, Italien und Sicilien seine Hauptfundgrube gewesen ist. Hier hat unser Reisender nun seitenweise abgeschrieben; was ihm überflüssig scheint, wird weggelassen, und deutlich erkennt man, wie der Verf. durch meist sehr ungeschickt vorgenommene Veränderung der Ausdrücke und Umstellung der Sätze, nach Schüler Art, sein Abschreiben verdecken will. Wer sich die Mühe nehmen wollte, würde fast Blatt für Blatt den ausgebeuteten Stolberg wieder erkennen, so dafs wir, wenn wir den edlen Grafen nicht noch im Tode zu beleidigen fürchteten, schreiben würden:

Fehr S. 154 und 155	=	Stolberg IV. S. 10. u. 11.
— S. 165	=	— IV. S. 17.
— S. 174 — 239	=	— IV. S. 25—160.
— S. 271	=	— IV. S. 192 ff.
— S. 273	=	— IV. S. 195.
— S. 312	=	— IV. S. 226.
— S. 316	=	— IV. S. 229 u. s. w. u. s. w.

Also steht es mit der Geschichte. Aber die Natur und die Bewohner Siciliens, hofft man, werden nach dreizehnjährigen Beobachtungen doch gründlich aufgefafst und wo möglich mit Frische und Lebendigkeit geschildert sein. Allerdings; es finden sich sehr belebte und stylistisch vollendete Schilderungen, die man nur mit wahrem Vergnügen lesen kann, aber — auch sie sind abgeschrieben. Hier genügt unserem Reisenden Stolberg nicht mehr, und deshalb wird auch blos die angebliche Wanderung auf den Aetna aus ihm kopirt; dafür aber werden neben Anderen, welche — wir gestehen es offen — wir uns nicht die Mühe gegeben haben aufzuspüren, Parthey's Wanderungen durch Sicilien und die Levante (Berlin 1834) recht gründlich ausgebeutet. Nothwendig war das letztgenannte Buch erschienen entweder ganz kurz bevor, oder unmittelbar nachdem man begonnen hatte, das vorliegende zu drucken; unser Verf. hatte daher auch nicht Zeit, mit dem, was ihm für seinen Zweck brauchbar erschien, noch grofse Umänderungen vorzunehmen, sondern er hat, da es ihm an Dreistigkeit offenbar nicht fehlt, Alles gelassen, wie es ist, und getrost abgeschrieben. Wir würden gern durch Nebeneinanderstellung einiger gröfseren Abschnitte aus beiden Büchern dem Leser das Vergnügen bereiten, selbst zu erkennen, dafs bei der Abformung eines Bildwerkes in Ton oder Gips die Kopie dem Originale nicht ähnlicher sein kann als hier; wenn wir nicht gerechtes Bedenken trügen, durch eine so umständliche Abfederung unseres Vogels anderen Erörterungen über würdigere Gegenstände den Raum unnöthig zu verkürzen. Wir begnügen uns daher, hier die Seitenzahlen einiger korrespondirenden Stellen aus Fehr und Parthey anzugeben, und versichern den Leser, dafs er bei einigem Nachblättern die Zahl derselben noch beträchtlich vermehren kann. Also

Fehr S. 150 u. 151	=	Parthei S. 125—127.
— S. 305	=	— S. 260.
— S. 319 — 323	=	— S. 295—301.
— S. 324 ff.	=	— S. 303 ff.

Welche beneidenswerthe Naivität den Verf. bei seinem Kopistengeschäft unterstützt, würde der Leser vorzugsweise bei Betrachtung der ersten hier angeführten Stelle, welche den Besuch des Schlammvulkans Moccaluba schildert, zu bewundern Gelegenheit haben. Nicht genug, dafs dem Verf. bei seinem Ritte nach jenem Orte eben so wenige Menschen begegnen wie Parthey, nein, er macht auch dieselben Experimente mit seinem Spazierstocke, labt sich an derselben kalten Küche und denkt dieselben Gedanken wie Parthey. O Leibnitz! Hier gäbe es wirklich nicht zwei völlig gleiche Wesen?

Nach solchen Entdeckungen fafsten wir natürlich zuerst die Meinung, das vorliegende Büchlein sei, wie Vollmer's Natur- und Sittengemälde der Tropenwelt unrühmlichen Andenkens eine blofse Stubenpflanze, und sein Verf. habe sich nie mit einer Reise nach Sicilien inkommodirt; diese Ansicht erwies sich indessen bei näherer Betrachtung des Buches als unrichtig, da der Verf. an mehreren Stellen sich in einer Weise kund giebt, die zwar weder Gelehrsamkeit, noch Geschmack, aber doch Originalität verräth. Hören wir ihn selbst (S. 80): „Sehr nahe von diesem Kloster (Sta. Maria di Jesu bei Palermo) — ist die sogenannte Knochenhöhle, welche sich ziemlich tief in einen hohen Felsen hineinzieht und aufserordentlich viele und grofse Knochen enthält, die nun alle gröfstentheils versteinert sind. Wahrscheinlich wurden zur Zeit des ersten punischen Krieges, bei den häufigen Schlachten, die Amilkar von dem Pellegrino aus in der ganzen Umgebung lieferte, *die getödteten Elephanten daselbst begraben*, welche anfänglich dem römischen Heere so grofse Furcht eingeflöfst hatten."

Genug. Wir überlassen es dem Leser, seine naturwissenschaftlichen Ansichten nach dieser und anderen Originalstellen des Buches zu berichtigen, so wie wir auch demjenigen, welchem der Verf. seine Blätter „zum Zeichen besonderer Hochachtung" gewidmet hat, es anheim stellen müssen, ob er den Dedicirenden wegen dieser Beleidigung in Anspruch nehmen will, oder nicht.

Walter.

№ 35.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1837.

*König Philipp, Sohn des Amyntas von Makedonien, und die hellenischen Staaten von C. A. F. **Brückner**.*

(Schlufs.)

„Duldeten", sagt er, „die Thebaner die Besetzung „des delphischen Tempels (durch die Phokier), so begaben sie sich ohne Weiteres ihres bisherigen Ansehens und liefsen eine Macht aufkommen, die ihnen in „der fortwährenden Feindschaft einzelner böotischer „Städte in ihrem eigenen Lande gefährlich werden „mufste. Diefs stellte sie an die Spitze der Verthei„diger der Amphiktyonen." Der erste Theil dieses Satzes führt auf die unbeantwortet bleibende Frage, inwiefern vorzüglich Thebens Ansehen durch jene Besetzung gefährdet worden sei, in dem ganzen Satze aber scheint die Meinung zu liegen, dafs die Thebaner erst dann sich zum Kriege entschlossen hätten, als die Phokier mittelst der Tempelschätze ein bedeutendes Heer aufgestellt hatten. Und doch spricht die höchste Wahrscheinlichkeit dafür, dafs die Strafdekrete der Amphiktyonen, durch welche die Phokier zur Besetzung des Tempels gedrängt wurden, hauptsächlich unter dem Einflufs der Thebaner entstanden waren. Was ferner die Thessalier von Anfang an zur lebhaftesten Theilnahme am Kriege bewog, deutet der Verf. zu unbestimmt an, nämlich entweder der von den Vorfahren angeerbte Hafs gegen die Phokier, oder die Verbindung, in welche die Herrschaft der pheräischen Tyrannen die Thessalier und Thebaner gesetzt hatte. Aber welcher Art war diese Verbindung? die Beantwortung dieser Frage mufs, wie schon oben gesagt wurde, der Leser erst in einem folgenden Abschnitte suchen. Die Kriegsbegebenheiten sind nicht zu einer Erzählung verwebt, sondern in fast tabellarischer Form nach Diodor und mit Beibehaltung seiner Chronologie vorgetragen, und damit ist eine Entwicklung der Verhältnisse verbunden, auf welche Demosthenes Rede für die Megalopoliten sich bezieht. — In dem 7ten Abschnitte: „der olynthische Krieg" fehlt jede Beziehung auf die gleichzeitigen Verhältnisse im übrigen Griechenland. Statt mindestens andeutungsweise den Leser zu belehren, dafs Philippus gerade diese Zeit, wo die Hauptstaaten Griechenlands theils durch Theilnahme am phokischen Kriege, theils durch eifersüchtig feindselige Spannung untereinander gehindert wurden, auf des Königs Vergröfserungspläne zu achten, benutzen mufste, um die thrakischen Städte zu erobern, giebt der Verf. erst die Hauptmomente der früheren Geschichte von Olynthus und dann die Erzählung des Krieges selbst. Dafs die Athener wahrscheinlich durch den gleichzeitigen Krieg auf Euboea zu sehr beschäfftigt waren, um gleich im Anfange den Absichten des Königs auf Olynthus kräftig entgegenzuwirken, bleibt wieder dem Leser überlassen, sich im Gedanken zu ergänzen. Die Kämpfe auf Euboea werden im 8ten Abschnitte ausführlich besprochen; aber sowohl ihre Veranlassungen, wie die einzelnen Begebenheiten bleiben unbestimmbar. Als das Jahr, wo die Athener in einem förmlichen Friedensschlufs die Unabhängigkeit der Euboeer anerkannt haben sollen, wodurch diese vollends dem Einflusse des Königs hingegeben worden, nimmt der Verf. Ol. 107. 4. an. Der 9te Abschnitt enthält eine befriedigende Uebersicht der thessalischen Verhältnisse.

Vom 10ten Abschnitte an: „Zustand der Athener. „Demosthenes" treten die bisher gerügten Mängel in der Behandlung und Vertheilung des geschichtlichen Stoffs weniger hervor. Wenn nämlich bisher der sehr verworrene Gang und Zusammenhang der Begebenheiten meistentheils in einer Zerstücktheit dargelegt wurde, in welcher der Faden der Geschichtserzählung mit jedem neuen Abschnitte abreifst, so dafs der Leser sich die Anknüpfung suchen mufs, so hat von

jetzt an der Verf. an Demosthenes und Aeschines Reden eine Leitung gefunden, deren Wirkungen sich sofort darin erfreulich kundgeben, dafs die Geschichte statt des verwirrenden Neben- und Durcheinanders so vieler scheinbar sich gleichgiltig gegeneinander verhaltender Begebenheiten mit einem Mittelpunkte, der von nun an Athen ist, auch eine bemerkbarere Spannung aller Einzelheiten auf ihr gemeinsames Endziel gewinnt. Was der Verf. in diesem Abschnitte über die inneren Verhältnisse Athens sagt, ist der Bestimmung des Buches angemessen und empfiehlt sich durch Klarheit, Bündigkeit und vorsichtige Vermeidung aller Hypothesen. Ein kurzer Auszug möge dieses Urtheil begründen. Milderung und Berichtigung der übertreibenden Behauptungen der Redner über die Schlaffheit, Langsamkeit und Unthätigkeit des athenischen Volks in allen Unternehmungen gegen Philipp. Dafs die Athener ihrer vielfachen sehr bedeutenden Anstrengungen unerachtet doch überall bisher unglücklich waren, ist nicht ausschliefslich aus dem Verfall ihres politischen und sittlichen Lebens zu erklären, sondern nicht weniger „aus der Art der Kriegführung" — wobei hervorgehoben wird, wie schwierig auch in glücklicheren Zeiten die Kriege auf Chalkidike für sie gewesen — „aus den Vortheilen, die Philipp als Alleinherrscher „für sich hatte, und den Nachtheilen, denen die demo„kratische Verfassung sie in einem solchen Kampfe „aussetzte", und in dem Mangel ausgezeichneter Feldherrn. Der Versuch, die Demagogen jener Zeit zu charakterisiren, konnte nichts Neues bieten, da wir von allen fast nur die Namen kennen. Nur über Eubulos giebt Demosthenes etwas befriedigendere Nachrichten, welche der Verf. zusammengestellt hat. Auf einen kurzen Abrifs der früheren Lebensverhältnisse des Aeschines bis zum Frieden des Philokrates — vorher hatte er sogar gegen Philipp gesprochen — folgt eine ausführlichere Darstellung der politischen Thätigkeit des Demosthenes, nebst einer kurzen Inhaltsanzeige der Reden über die Symmorien, eine ausführlichere der ersten gegen Philippus und der über die Freiheit der Rhodier. Die Meinung des Dionysius, dafs die 2te Hälfte der ersten Philippica von den Worten ἃ μὲν ἡμεῖς eine Olympiade später als die erstere Hälfte gehalten worden, sucht der Verf. durch beachtungswerthe, aber, wie uns scheint, keinesweges entscheidende Gründe zu widerlegen. Wünschenswerth wäre gewesen, in diesem Abschnitte alle demosthenischen Reden bis zu dem Frieden des Philokrates zusammengestellt zu finden, während so die olynthischen Reden unerwähnt bleiben, weil schon im 7ten Abschnitte über sie gesprochen worden. Der Abschnitt XI. „Friede des Philokrates, Ende des phokischen Krieges" umfafst 50 Seiten und trägt in besonderer Ausführlichkeit den Streit vor, der hauptsächlich an diesem Frieden zwischen den beiden grofsen Rednern sich entzündet hat. Demosthenes Antheil an diesem verderblichen Frieden, wie eifrig er auch ihn bestreitet, wird dargethan, doch die Beweggründe, die ihn dazu bestimmt zu haben scheinen und der Schritt vor Schritt geführte Beweis, dafs er im entscheidenden Augenblick alles aufgeboten hat, ihn rückgängig zu machen, sprechen ihn von aller bewufsten Schuld frei. In den folgenden Abschnitten werden zuvörderst als die wesentlichen Folgen jenes Friedens dargestellt: Philipp's Aufnahme in den Amphiktyonenbund, — über dessen damalige Bedeutung und Wirksamkeit aber der Leser nirgends einen genügenden Aufschlufs erhält — sein dauernd begründeter Einflufs auf Thessalien und Böotien, die bereits durch bestochene Verräther angeknüpfte Verbindung mit den gegen Sparta feindlich gespannten Staaten, Athens verschlechterte Lage, nachdem es aufser dem thrakischen Chersones und wenigen Inseln seine auswärtigen Besitzungen verloren, Euboea in den Händen makedonisirender Tyrannen, Boeotien auf's Neue den Thebanern unterworfen, die Thermopylen in Philippus Gewalt sind. Daran schliefst sich eine Charakteristik der von nun an entschiedener und kräftiger auf Hemmung und Bekämpfung des Königs gerichteten Thätigkeit des Demosthenes und der mit ihm nun energischer wirkenden antimakedonischen Partei, als deren Sachwalter zuvörderst Hyperides gegen Philokrates auftritt. Bei der immer zunehmenden Dürftigkeit und Lückenhaftigkeit Diodors sind alle hier in Betracht kommende Verhältnisse und Bezüge nur aus den Rednern zusammenzustellen, und der Verf. hat in dieser Hinsicht alles geleistet, was nur einer gründlichen Prüfung und Vergleichung so vieler durch Parteilichkeit der Betheiligten in Widerspruch untereinander gesetzter Stellen gelingen konnte. Auch die Hauptzüge aus der Thätigkeit Philipp's in den nächsten Jahren sind in ein helles Licht gestellt, so dafs die Umstände zu deutlicher Anschauung kommen, unter welchen Demo-

schienes, die Rede vom Chersones hielt, „über die an „Kraft, Lebendigkeit und Würde wohl kaum eine „seiner Reden gesetzt werden kann."

In der Erzählung der folgenden Begebenheiten bis zum Tode Philipp's bleibt der Vf. seiner überwiegenden Richtung auf Constatirung und Zusammenordnung des Faktischen treu, ohne selbst in der Beschreibung der Entscheidungsschlacht und der ihr vorangehenden Bewegungen in Athen und Theben einen Aufschwung zu versuchen; denn in der Vorrede hat er die Absicht ausgesprochen, „die Hebung des Ausdrucks, wodurch „die Geschichte die Schilderung grofsartiger Begeben„heiten belebt, zu vermeiden, und mehr nach Kürze und Deutlichkeit zu streben." — Erst am Schlusse des Werks folgt eine Charakteristik Philipp's, aus welcher wir folgende Schlufsworte herausheben, um anzudeuten, in wie weit des Verfs. nüchtern verständige und trockene Darstellungsweise seiner Reflexionsbildung und seiner Fähigkeit entspricht, die geistigen und sittlichen Eigenschaften zu würdigen, durch welche Philippus über die Hellenen siegte und siegen mufste: „Geist, Klug„heit und Tapferkeit war allein das Grofse an ihm, „Gerechtigkeit nur Mittel zu seinen Zwecken, die Die„nerin seiner Selbstsucht. Aber wahrhafte menschli„che Gröfse ist nur ein Ausflufs der Tugend, das „Uebrige nur, insofern es edel und gut ist."

Im Anhange folgen 5 Abschnitte (S. 316—421): Ueber Plan und Inhalt der philippischen Geschichte des Theopompus; das Geburtsjahr des Demosthenes; das Verhältnifs der olynthischen Reden zur Zeitgeschichte; die Glaubwürdigkeit der öffentlichen Urkunden in der Rede vom Kranze. Alle geben das vortheilhafteste Zeugnifs von der gelehrten Belesenheit des Verfs. und seiner durch gründlichen Fleifs und glückliche Combinationsgabe förderlichst unterstützten Fähigkeit, neue und dankenswerthe Ergebnisse für die kritisch historische Begründung seines Gegenstandes zu gewinnen. H. Wendt.

XXVIII.

Euripides Werke nachgedichtet von Johannes Minckwitz: 1tes Bdchn. die Phönizierinnen (2te, von der 1sten ganz verschied. Ausgabe). XVI u. 126 S. kl. 8. 2tes Bdchn. Iphigenie auf Tauris. X u. 110 S. kl. 8. Leipzig, 1836 u. 37. bei Kummer.

Es wäre wohl der Mühe werth, Charakter und Gedichte des Euripides wieder einmal einer unbefangenen Betrachtung zu unterwerfen. Feine Uebersetzungen würden auch eines der Mittel sein, verkannte Seiten dieses grofsen und seltsamen Talents in ihr Licht zu setzen. Gewifs wird man bei den bisherigen Urtheilen nicht stehen bleiben. Die letztvergangene Epoche unserer Kritik hatte wohl Recht, von der Ueberschätzung, womit Jahrhunderte lang Euripides dem Sophokles gleich oder über ihn gestellt wurde, sich loszusagen. Was Composition betrifft, hält er weder mit Sophokles, noch mit Aeschylos die Vergleichung aus. Dennoch war das Verfahren jener Kritik einseitig. Die Vorwände, mit welchen sie den Euripides vor den moralischen Richterstuhl zog, die Klagartikel, unter welchen sie ihn verdammte, waren fast sämmtlich gar ernsthafte Wiederholungen der Schlappen, die Aristophanes als Komiker, in seinem Sinne ganz mit Recht, doch nicht ohne die gebührenden Uebertreibungen und Verschiebungen, ihm angehängt hatte. Man bediente sich sogar des Mittels, einzelne Verse seiner tragischen Personen dem Dichter selbst in's Gewissen zu schieben — der sicherste Weg, um über jeden dramatischen Dichter nach Belieben den Stab zu brechen. Dem Komiker stand das frei. Wenn von ihm Euripides mit dem Ausrufe seines Hippolyt: „Die Zunge schwur, doch unvereidigt ist der Sinn" wiederholt geneckt wurde, so geschah es auf der Bühne bacchischer Festlust. Wenn aber Hr. v. Schlegel den lustigverschossenen Pfeil mit ernster Miene wieder aufnimmt und denselben Vers, der sich zwar in seinem Zusammenhang rechtfertigen lasse, „wegen des möglichen Mifsbrauchs der Anwendung" tadelt: so hatte darauf Euripides zu seiner Zeit schon geantwortet. Er hatte einem Ankläger, der im Processe gegen ihn eben diesen Vers zum Beweis der Gottlosigkeit des Dichters brauchte, entgegnet: „Du vergehst Dich, indem Du Entscheidungen, die dem Fest-Saal des Dionysos zustehen, den Gerichtsälen aufdringst." Indessen soll nicht geleugnet werden, dafs Hr. von Schlegel in einigen Punkten besser als so viele, die seitdem seine Censur wiederholen, die wahren Schwächen des Euripides bezeichnet habe. So, wenn er sagt, wie man das Wesen der antiken Tragödie nicht mehr rein, nicht unvermischt bei ihm finde; wie er meist das Ganze den Theilen aufopfere und selbst in diesen mehr fremde Reize, als echte poetische Schönheit suche. Diefs

bleibt, wenn schon die beigebrachten Belege zum Theil nicht gültig sind, im Ganzen sehr wahr. Man hat inzwischen wohl auch in entgegengesetzten Sinne über Euripides reden hören; wie es z. B. von Tieck bekannt ist, dafs er ihn hochschätze, und wie seiner Goethe ein paarmal ehrende Erwähnung gethan. Gleichwohl fehlt es noch an der eindringenden Widerlegung oder Zurechtstellung jener Vorwürfe. — Eine gründliche Würdigung des Euripides müfste von seiner Theilnahme an den Bildungsbewegungen seiner Zeit, ihren sittlichen Zuständen, politischen Kämpfen, grofsen Reizen und grofsen Leiden ausgehen, müfste die Stellung seiner Natur zu diesen Anregungen und Gewalten begreifen. Sie würde einen eigenthümlichen Menschen finden, zu frei denkend, um nicht mit der volksthümlichen Bildung in Widerspruch zu gerathen, zu wenig frei, um sich ihrer entschlagen zu können, redlich genug, um warm, ja leidenschaftlich am Vaterlande Theil zu nehmen, um so tiefer gekränkt durch Unglück und Verderb desselben, um so öfter zurückgetrieben zur abstrakten Reflexion und dann doch wieder zu reizbar, zu sehr Menschenfreund und Lebefreund, um sein Speculiren nicht mit praktischen Bestrebungen und Wünschen, mit Einbildungen und Herzensergüssen zu vermischen und zu trüben. Weder sein Denken und Wissen, noch die Ideale seines Volks, noch die Erfahrungen seiner Zeit konnten ihn befriedigen, weil deren jedes das andere verkürzte und störte, und seine Empfänglichkeit zu getheilt, sein Leben zu bedrängt war, um sich in einem derselben zu erschöpfen. Er *mufste* daher dichten, um die dringenden Vorstellungen selbstthätig vorzunehmen, wo möglich zu läutern, wenigstens los zu werden. Und was ihm die Betrachtung gewährte, war mittelbar eine mannichfaltige bessere Einsicht. Wenn auch oft nur freudlose oder gegen die Wirklichkeit unmächtige Erkenntnifs, däuchte sie ihm doch Gewinn und ein möglicher Keim des Besseren. Er *wollte* daher auch dichten, um sich und seine Mitbürger zu belehren. Und das wufste er oft recht gut anzugreifen. Weil aber sein Geist nicht erhaben genug, weil Stoffe und Absichten seiner Dichtung oft einander widerstreitend und weil seine Interessen selbst verschiedenartig waren, konnte die Belehrung keine vollkommene sein. Noch seltener war der äufsere Erfolg günstig. Dann *mufste* er wieder dichten, um von Verstimmungen sich klagend, schwärmend, ironisirend zu befreien. — Hieraus wird sich die Ungleichheit der Euripideischen Dichtungen untereinander, in einigen die ganz rhetorische, in andern die romantisch abenteuerliche Conception erklären; hieraus der Abstand in den Anstalten, auf der einen Seite sorgfältiges Motiviren, auf der andern ein willkürliches und übergreifendes Anwenden der Mittel.. Es wird sich ferner der Contrast im Styl, jene ächt attische Härte im Ausdruck von Gesinnungen und Bedürfnissen, die farblose Trockenheit bei leidenschaftlichem Inhalt und wieder umgekehrt die weiche Breite, volle und feine Malerei, der glühende und phantastische Schwung — diefs und Anderes wird aus dem Gesagten sich erklären lassen. Liebe und Wahnsinn sagten die Alten habe kein Dichter stärker als Euripides vorzustellen vermocht. Auch erhaltene Scenen belegen diefs. Es war die ungestillte Gluth und die Ueberspannung des eigenen Inneren, die ihm die Farben reichten. — Aber dann, wie phantasielos ist er wieder, charakterisirt prosaisch und niedrig, läfst die Leute in langen Reden und Gegenreden nicht einen lebendigen Streit, sondern eristische Uebungen vorstellen, oder Vers für Vers einander die Gedanken abzetteln, läfst sie aus ihrem Charakter herausgehen, und am Ende oft die Maschine ohne rechte Noth oder Gebühr den Schlufs dekretiren. Diese Anstöfsigkeiten hängen genau mit seiner Tendenz, mit dem Zweck zusammen, durch Auseinandersetzungen, durch Beispiele, durch Ironie zu belehren. Darum hielten ihn auch die Alten für einen besonders philosophischen Dichter und Geistesverwandten des Sokrates. Euripides war allerdings ein Aufklärer. Er hat dadurch, wie es zu gehen pflegt, theils genützt, theils geschadet. Darauf reducirt sich auch Alles, was Aristophanes im Ernst gegen ihn hat. Nur wenn dieser die Immoralität, die in Athen mit der Aufklärung hereinbrach, dem Euripides als Zweck aufrückt, so ist das eine ächt komische Consequenzmacherei, die dem Meister seine draufsen entarteten und verkehrten Gedanken in die eigene Physiognomie zurückzeichnet; niemals aber hätte man diefs für trockene Wahrheit nehmen sollen. Nicht die unmoralische, die moralische Tendenz war Euripides Fehler.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 36.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

August 1837.

Euripides Werke nachgedichtet von Johannes Minckwitz.

(Fortsetzung.)

Mit Diatriben kann die tragische Poesie, konnten zumal die Mythen der attischen sich am wenigsten vertragen. Aber wer da sagt, Euripides habe um jeden Preis nur gefallen wollen, kennt weder seine Manier, noch die Zeitgeschichte. Jene formale Bildung, in die Euripides frühe durch eigenen Trieb sich einliefs, worin auch Einflüsse von Zenon etwa und Anaxagoras ihn bestärkten, war, als er auftrat, kaum angeregt, und wurde erst, während er alterte, vom Volksgeist allmählig und unter Kämpfen angenommen. Euripides daher, indem er durch rhetorische Exposition und reflektirte Motivirung, und durch einseitig praktische Anwendung, den herkömmlichen Stoffen der Kunst diejenige Form oder Brauchbarkeit zu geben suchte, in der sie für seine Standpunkte erst natürlich oder bewerthet wurden, stand noch gar nicht im Einvernehmen mit seinem Publicum, gar nicht im Vortheil gegen seine Nebenbuhler. Aufser dem Antheil weniger ähnlich angeregter Köpfe hatte er höchstens für sich das Interesse eines originellen und eigensinnigen Denkers, eines kühnen und seltsamen Neuerers. Er hat während einer fünfzigjährigen Laufbahn nur fünfmal oder gar nur viermal den Preis gewonnen. Er war bereits vierzehn, nach andern Angaben achtzehn Jahre lang auf der Bühne thätig, als er zum erstenmal siegte. Beweifs genug, dafs seine Kunstmittel keinen grofsen Anklang fanden, Gefallsucht sein Talent auf andere Strafsen geleitet hätte, wäre er nicht von theoretischen und didaktischen Interessen bewegt worden. In der That, wenn Euripides auch die grofsartige Beharrlichkeit seines jüngeren Freundes Sokrates nicht hatte, so theilte er doch mit diesem, aufser der Verketzerung durch die Komiker und sonstiger Verdächtigung als Atheist, die Richtung auf Befreiung des Geistes durch Erkenntnifs des Allgemeinen und Guten. Nicht zu verkennen ist sein Bestreben, Vorurtheile der Geburt und der Politik zu widerlegen, dem Volke seine Leidenschaften, am meisten aber die Beredungsmittel, von welchen es mittelbar sich beherrschen liefs, unmittelbar Preis zu geben, indem er selbst sie brauchte mit eingestreuten Lichtern und, ähnlich seinem Freunde Sokrates, mit Ironie. Indirekt läfst auch Aristophanes diefs wohl erkennen. Und haben denn unsere Censoren des Euripides in dem, was noch vorliegt, nichts davon bemerkt, wie er öfter Gelegenheit nimmt, dem Volke bittere Vorwürfe zu machen? Eine der erhaltenen Tragödien ist doch ganz und gar darauf angelegt, den Terrorismus seiner Mitbürger zu züchtigen. Wenn er nun andere politische Leidenschaften derselben auch sichtlich theilte, so darf das nicht gleich Gefallsucht heifsen, so lange man ihn eben so sehr Tendenzen verfolgen sieht, die ihn, wie überliefert wird, mehrmals persönlicher Gefahr aussetzten.

Es ist ein Unterschied unter den Männern der Aufklärung. Die den Anfang machen, sind meist redlich und nur empfänglicher als ihre Mitlebenden für Widersprüche, welche doch reifen und die vorhandene Bildung lösen müssen. Bei den Nachfolgern kann es Gefallsucht, Bequemlichkeit, Frivolität sein. Euripides gehört zu den Ersteren. Man glaubt irrig, er habe die Mode der Sophisten mitgemacht. Eher könnte man mit dem Aeschylos der Frösche sagen, Euripides habe die Sophistik aufgebracht, wenn überall der Zeitgeist von einem Einzelnen angelegt würde. Früher wenigstens waren seine Symptome an Euripides als die Epidemie der Sophisten. Und man will die Bildung dieses Tragikers und seine Richtung fälschlich von Männern ableiten, die zwischen seinem funfzigsten und sechszigsten Lebensjahr erst anfingen, in die Studien vornehmer Athener einzugreifen, auch jetzt noch,

bei steigender Bedeutung, mit der öffentlichen Meinung zu kämpfen hatten. Die Alkestis, deren Aufführung früher ist als die Sophisten in Athen lehrten, war allermindest das siebenzehnte Stück des Euripides; in ihr aber und in den Fabeln und Bruchstücken jener drei zugleich mit ihr aufgeführten Dramen, läfst sich mit Sicherheit die schon fertige Euripideische Manier nach allen ihren Seiten erkennen. Sie war nichts weniger als Mode, sie war sein Charakter. So wie das Feuer in lyrischen Ergüssen ihm eigen war, so auch auf der andern Seite seine pathologische und rhetorische Taktik. Nur Anregungen, nicht die Mittel selbst konnten ihm wenige Vorbilder gewähren. Es gilt dasselbe von seiner Sprache, die ungeschminkt und doch gewählt, von einer geschäftsmäfsigen und lebensähnlichen Biegsamkeit, oft trefflichschildernd, immer mundgerecht und fafslich ist. In dieser ganzen Kunst der attischen Prosa hatte Euripides eigentlich keinen Vorgänger, und dafs er, sie zu bilden, das Bedeutendste gethan, was, auch verglichen mit späteren Leistungen immer noch musterhaft erschien, war ein Hauptgrund der Verehrung, die ihm nach seinem Tode so dauernd und in so hohem Grade zu Theil wurde.

Wer in das Bisherige einstimmt oder Euripides Dramen in ihren Anomalien und Schönheiten geprüft hat, wird zugeben, dafs eine schmiegsam nachbildende Uebersetzung das Verdienst überwundener Schwierigkeiten, wie das einer interessanten Belehrung für sich haben würde. Auch H. Minckwitz, der mit den vorstehenden zwei Stücken eine Gesammtübersetzung eröffnen will, beabsichtigt, laut der Vorrede zum ersten und dem Schreiben an Graf Baudissin vor dem zweiten Bändchen, hierdurch der Mifsachtung des Euripides entgegenzutreten. Bothe's Uebersetzung verdunkelt, seiner Meinung nach, die Vorzüge des griech. Dichters eher, als sie dieselben enthüllt, weil sie „zu flüchtig, kunstlos, dem Geiste des E. fremd, eine veraltete Stümperarbeit" sei. Die „Schiller'schen Scenen aus den Phönissen sind ohne Werth"; andere Versuche, wenn auch besser als Bothe's, doch „den Ansprüchen der gegenwärtigen Zeit" nicht angemessen, da „eine deutsche Uebertragung der attischen Dichter, ja eines griechischen Dichters überhaupt, erst seit dem Auftreten des Grafen von Platen möglich geworden." Dagegen hofft H. Minckwitz durch *seine* Uebersetzungen „immer deutlicher zu beweisen, dafs die deutsche Sprache alle Schwierigkeiten, die ihr die Kunst der kunstvollsten griechischen Versarten entgegenstellt, auf eine glänzende Weise besiegen kann." Er verlangt, dafs, „wer Platen's Verdienste erwogen, anerkennen müsse, dafs H. Minckwitz in der Uebersetzungskunst denselben Weg eingeschlagen habe, den Platen in der Dichtkunst vorangegangen ist." Er erwartet von seiner Uebersetzung der „Iphigenia auf Tauris", dafs das deutsche Publikum „dem diese Tragödie so gut als unbekannt ist, ihr eine lebendigere Theilnahme als einer andern schenkt, da ihm nun die Möglichkeit geboten wird, eine Vergleichung mit der *Götheschen Iphigenia* anzustellen" und einzusehen, dafs „in der *Kunst* und der äufseren Anlage ihrer Gedichte alle deutschen Dichter hinter den Hellenen weit zurückgeblieben, keiner ausgenommen, als der Graf Platen, der als einziger Heros dasteht". H. M. „rechnet mit einiger Zuversicht auf den Dank des Publikums für seine Nachdichtung" und legt seine Arbeit „zur Beurtheilung gelehrten strengen Richtern vor, deren Anspruch er nicht scheut." Uebrigens ist H. M. nach Italien abgereist, „um sich aus dem Süden jene reichere Bildung zu holen, die ihm der undankbare Norden zu gewähren gesäumt hat". O ja; man kann von den Italiänern Manches lernen. Unter anderem wird ihnen Höflichkeit und artige Sitte nachgerühmt.

Was die Uebersetzer-Grundsätze des Hrn. M. betrifft, so will er dem, was er an andern Ortern davon sagte, „in einiger Zeit eine besondere Schrift über die Uebersetzungskunst" nachschicken. In der Vorrede hier läfst er sich auf das Besondere nicht weiter ein, als dafs er dem Urtheile von Konrad Schwenck „über die Berlinische Uebertragung des Aeschylus von J. Droysen" (in der Ztsch. f. A. W.) beistimmt; „indefs gewünscht hätte, dafs er sich nicht auf den Tadel einiger Trimeter beschränkt, sondern unzählige Fehler in der Quantität gerügt, aufserdem ausführlicher bemerkt hätte, dafs Droysen oft redet, wie weder ein Grieche sprechen würde, noch ein Deutscher, *und so weiter*"! Hierzu erlaub' ich mir die Bemerkung, dafs K. Schwenck an jenem Ort seinen Tadel einfach ausgesprochen, aber nicht erwiesen hat. Denn er äufserte sich weder über die Natur des griechischen, noch des deutschen Rhythmus, noch über das Verhältnifs beider. Er forderte nur gleiche Quantität. Dafs aber diese Regel harte Folgen haben könne, scheint mir

Schwenck's eigene Uebersetzung der Homerischen Hymnen zu beweisen. Im übrigen überlass' ich die Vergleichung von Droysen's Sprache und Vers gegen Herrn Minckwitzens getrost jedem andern Richter, und selbst dem strengen K. Schwenck. Denn gewifs irrt Hr. M., wenn er besser vor ihm zu bestehen glaubt. Verse z. B. wie *Phöniss.* 408: *Was führte dich nach Argos? Was dachtest Du zu thun?* 549: *Was gilt die Herrschaft, glückliche Gesetzlosigkeit —?* 860: — *Mit den Danaiden, Theben droht ein schwerer Kampf* — oder *Iphig.* 239: *Von wannen? Was für Landsleute sind die Fremdlinge?* 270: — *Seeleut' im Schlunde lagerten, die angstvoll des Brauch's vernommen* u. s. w., oder 70: *Wohin wir durch's Meer aus Mykenä steuerten.* 522: *Er sterbe, komme nimmer zur Heimat zurück* — die sollte K. Schwenck für ächte Trimeter gelten lassen? — Nicht einmal ich. Und ich fürchte nicht minder, dafs Platen's Geist trotz den Hekatomben, die Hr. M. ihm opfert, schwerlich seine Verse wird in Protection nehmen wollen. Denn wenn auch die Trimeter im Durchschnitt leserlich, zum Theil recht gut gebaut sind, entsprechen dagegen die melischen Verse selbst mäfsigen Ansprüchen nicht. Der gute Rhythmus *Phöniss.* 135: οὗτος ὁ τᾶς Πολυνείκεος, ὦ γέρον — ist in der Uebersetzung: „Der ist's, der mit der leiblichen Schwester, der" — ganz zerbröckelt. V. 156 u. 165 sind im Original lebhaftbewegte Dochmier; was Hr. M. gibt: „Siehst du den Bruder, der leiblich mit mir absprofs" — und: „Zu dem mit mir Entsprossenen und meinen Arm" — sind weder Dochmier, noch überhaupt Verse. 175 f. ist im Text dieselbe Versart, nur etwas feierlich gehalten, dabei in der Sprache ohne abnormen Ausdruck; Hr. M. gibt in bombastischem Ausdruck einen fremdartigen Rhythmus: „Tochter des lichtstreifumgürteten Helios Göttin Selene, goldglänzender Sternlichtball!" Dann der Parodos, in welchem glykonische und pherekratische Verse herrschen, ist von Euripides durch wechselnde Auflösungen und durch Wort- und Satzverbindung, welche die rhythmischen Glieder verkettet, leicht gehalten, ohne in Monotonie und Erlahmung zu fallen. Die letzteren Uebelstände treten aber bei Hrn. M. ein, weil er blos das Grundmafs in laxer Weise erhalten, die bei Euripides rein aufgelösten oder aber vollwichtigen Auftakte zu iambischen oder trochäischen abgeschwächt und die syntaktische Verkettung der metrischen Glieder oft vernachlässigt hat. Man vergleiche nur mit dem Griechischen das Deutsche V. 229 ff.: „1) Weinstock, der du jeglichen Tag 2) treibst aufblühende Reben 3) austropfst Trauben beerenerfüllt; 4) o du geheiligte Drachenkluft, 5) ihr Bergwarten der Himmlischen, 6) schneeiger, heiliger Berg, zum Tanz, 7) als unsterblicher Göttin Chor, 8) möcht' ich nah'n, von Schrecken befreit, 9) in's Erdnabelgefild des Apoll, 10) Dirke hinter mich lassend!" Das ist, was man eine Leier nennt. Im Griechischen aber ist von diesen kurzen Zeilen die zweite zur dritten syntaktisch hinübergezogen, die vierte durch ein hinübergehendes Wort an die fünfte geschlossen und der Auftakt dieser fünften vollwichtig, der bei Hrn. M. iambisch anbricht; die sechste wieder durch ein untrennbares Wort an die siebente geschlossen, deren Anfang ebenfalls vollwichtig, nicht wie bei Hrn. M. trochäisch, und die ihrerseits wieder syntaktisch mit der folgenden viel treibender verbunden ist. Diese endlich, die achte, aus einem Diiambus und Choriambus bestehend, bringt eine neue Bewegung herein, die noch krätiger die beiden folgenden, wieder sprachlich-zusammengeschlossenen, Zeilen als *einen* Schlufsvers von sich abrollen läfst. Diese Bewegung hat Hr. M. durch seinen Ditrochäus erlahmt, und, indem er den Tribrachys im Anfang der vorletzten Zeile zum Jambus zusammengezogen und den Zusammenschlufs der ganzen Zeile mit dem Ausgang zertheilt hat, wird dieser, der bei Euripides graziös lebhaft ist, matt gemacht. Wegen derselben Fehler klingen oder hinken vielmehr die unmittelbarfolgende Strophe und Gegenstrophe vollends wie Parodie den Rhythmen des griechischen Dichters nach. Es sind trochäischkatalektische Verse, durch spondeische zu einem wieder trochäischen Ausgang geführt, der aber mittelst Auflösungen, längerer Gliederung und einer schweren Ekbasis vor der Clausel einen trefflichen Nachdruck gewinnt. Hr. M. hat durch Abspannung jeder Art ein lockeres Geklapper daraus gemacht. Es ist durchhin so in den melischen Theilen, auch des zweiten Stücks, die, nur stellenweise etwas kräftiger, immer hinter dem Original und hinter dem, was deutsche Verskunst vermag, zurückbleiben. Niemand spricht: (Iphig. 839:) „Thörigten Sinnes mein Vater das Eisen schwang" — (841) „Als ich, o Bruder, zum bräutlichen Zelt Achills" — und gibt man diesen und ähnlichen Zeilen *nicht* die-

sen falschen Accent, so erhält man vollends, anstatt dochmischer, schlechte daktylische Verse. Niemand spricht: „Und unbetretenen Pfad durchziehst" — Durchziehen kann man Tadelnswerthes; Pfade nur durchziehen. Jedermann liest (1237) „es schwand sein Anseh'n", dem Original zufolge müfste man aber lesen: sein Ansehn. Man befindet sich überhaupt, wenn man ein Chorlied von Minckwitz überliest, stets in dem unangenehmen Gefühl, nicht zu wissen, wo man den Accent hinlegen soll, da der Redebau charakterlos und das Metrum des Originals in der Zerhackung nicht mehr erkennbar ist. Nimmt man dazu, was für die ganze Uebersetzung gilt, dafs Hr. M. die Gedankenfassung des Originals, die Farbe in Ausdrücken, Bildern, Wendungen nichts weniger als genau wiedergibt: so kann man wohl in seiner Arbeit keine „glänzende" Ueberwindung griechischer Kunst durch deutsche sehen. Nachläfsig ist die Uebersetzung z. B. *Phöniss.* v. 199.: „und falls sie finden zum Geschwätz *Anlafs gering*" — 381 „dein Vater freite sündlich mich, du *wardst sodann.* (κακῶς δὲ γῆμαι πατέρα σὸν, φῦναι τε σέ.) 94: „Und mich den Sklaven zwar geringer Tadel trifft, doch dich, die Fürstin." (Satz ohne Schlufs; im Gr. anders.) *Iphig.* 657: ἔφθης με μικρόν· ταὐτὰ δὲ φθάσας λέγεις; wie deutlich! und wie unverständlich Hr. M.: „*Ich kam zu spät*; ich theile ganz, was du gesagt." 951 und 960 „himmlische Bildsäule" und „Himmelbild", worunter schwerlich ein deutscher Leser ein vom Himmel gefallenes (διοπετές) verstehen wird. Dergleichen geringere Nachläfsigkeiten begeht nun Hr. M. sehr häufig. In den Chorgesängen sind sind sie noch zahlreicher. Aufserdem aber spricht er nicht selten ganz *undeutsch*, z. B. *Iph.* 244: „Wir wissen's Keiner." 794: „Erzeugte dich die *lakänische* Tochter Tyndareus'?" (würde im Deutschen nur angehen, wenn Tyndareus in verschiedenen Landschaften Töchter erzielt hätte). 856: „*Was ersinn' ich nun aus!*" 623 will, nach H. M., Iphigenie den Scheiterhaufen des Orest mit der *bergigen* goldgelben Biene — Saft bestreuen." V. 208 wird sie „auf *reisigen Wagen* geführt", 393 spritzt sie Blut „*auf Altar und auf säuligen Tempel*", 1431 soll sie als Priesterin der Artemis Brauronia „*die heiligen Treppen zieh'n*" (auf und ab, nämlich). Hr. M. erlaubt sich nicht nur Elisionen, wie die „*Ersehnt*', die *Küst*', die *Roll*'," „Artemis, *welch*' an dem kynthischen Hügel wohnhaft" (Iph. 207. 421. 1073); er schneidet auch unentbehrliche Endungen ab und spricht „mit zerbrochenem Herz" (Iph. 149); thöricht sein „mit dem Thor" (Phöniss. 394); und dann setzt er wieder Endungen an, wo sie nicht statthaben können, wie *Phöniss.* 114: „Wurden die eisernen Riegel gefügt in amphionischen Mauerbau, *unseres* Steinkunstwerk? (Das Letztere soll Apposition zu „Mauerbau" sein! Auch müfste es, um deutsch zu sein, nothwendig heifsen: „in *den* amph. Mauerbau", da von den Stadt-Mauern, die Amphion einst erbaut hat, die Rede ist). Hr. M. übersetzt sehr oft geschmacklos: *Phöniss.* 632 ἄδικος ἡ θεός: „*ein böses Weib*", und wieder v. 343 — in falscher Uebersetzung, mit falscher Apposition — „fremder Sippschaft gingst du nach, was deine Mutter peiniget und Laios, der Ahnen zählt: *ein fremdes böses Eheweib!*" (γάμων ἐπακτὰν ἄταν)! v. 606: „Tempelhaus der *schimmelstolzen* Götter" (λευκοπώλων). 355 „*Kinder liebt und gängelt jede Weibsperson*" (φιλότεκνόν πως πᾶν γυναικεῖον γένος) *Iphig.* v. 63 „mit meinen Mägden — *hellen'schen Frauenzimmer'n.*" 1121: „*Wo ist diese Tempels Wächterin, das griechische Frau'nzimmer?*" *Phöniss.* 837: „Schwach ist dein Papa." 378. „*Sie seufzen kläglich über mein Exil*" (1679 wieder). Wer kann sich des Lachens enthalten, wenn der Chor recitirt (Iph. 446.) „*So stattete denn wahrhaften Bericht uns der Kuhhirt ab — O Göttin*" —! Hr. M. gibt im Ausdruck Gemeinheiten, von welchen das Original nichts weifs. *Phön.* 391 — „*Phönizisches Geschrei*" vernehmend — *reifs' ich zu dem Sohn den Fufs!*" 713: „Wohin, o *Brauskopf!*" — Iph. 67: Orest: „*Pass' auf* und sieh, dafs Keiner auf dem Wege kommt." Pylades: „*Ich pass' und luge, werfend rings den Blick umher.*" 1269 „*Zum Herrscherpallast packe Dich so schnell Du kannst!*" Die Sprache ist bei Hrn. M. überall niedriger und roher als bei Euripides.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 37.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

August 1837.

Euripides Werke nachgedichtet von Johannes **Minckwitz.**

(Schlufs.)

Das Erhabene sucht er in Ausdrücken, wie *Erzglanzmeer*, *Steinkunstwerk*, *Siebenniobejungfraungrab*, *Sternlichtball*, *Luftschlaghall*, *Dreizackquellstrom*, *bei dem Sterngott Zeus*, *schrecklicher Schreckensmord*, *Hellas Rofsland*, *kyklopgebauter Heerd* — *dein Haus*, *das sich prachtsäulig aufthürmt und prangt mit Goldsims* — *Rofslaufbahn* (der Sonne). Phöniss. 1351 schlägt der Chor „*mit weifsarmigen Händen auf das Haupt*." Jokaste ruht 1696 *überhäuft von Jammernifs*, und diese *Jammernifs*, nebst einem *Jammersal*, kommt noch sechsmal vor. — Endlich übersetzt Hr. M. nicht selten *ganz falsch*, bisweilen sinnlos. Ganz falsch ist z. B. Iphig. 284—87 übersetzt. Das Original sagt da vom rasenden Orest: Man sah sein Aeufseres nicht in *einer* Gestalt, sondern sich verwandelnd brach er aus in Rinderstimmen und Hundegebell, Entstellungen, die, wie man sagt, von den Erinnyen herkommen. Hr. M.: „Nichts war zu schau'n von diesen Schreckgestalten; nein, er (Orest) achtete der Rinder Brüllen und den Lärm des Hundgebells für Furienlaute, die, man sagt's, gleichklingend sind." Eben so falsch v. 560 ff. Euripides: Auch die weisen Mächte, wie wir sie nennen, sind minder nicht, als flüchtige Träume, trügerisch. Es ist viel Unbestand in der Götter, wie in der Sterblichen Wesen. *Nur Eins empfindet schmerzlich, wer nicht durch Leichtsinn*; *durch Vertrauen auf Prophetenwort zu Grund geht*, *dafs er den Wissenden zu Grund geht* (eine Schmähung von Orest gegen den Propheten Apollon, der ihm Muttermord geboten und Schutz verheifsen, nun, da er diesen Schutz gegen die Erinnyen nicht durchführen können, ihn hiehergesandt, seinen Untergang vorherwissend). Hr. M.: „Es herrscht in Allem, Göttlichen, wie Menschlichen ein grofser Wirrwar; *blos der Schmerz ist Herr darin*; *und wer so klug ist, dafs er horcht auf Seherspruch, der endet, wie er endet vor des Kund'gen Blick.* Falsch auch V. 405 f. Euripides: *deren Sinn sich keines Glücks zu versehen hat*, *gerade Diesen erscheint es.* Hr. M. „*Wer ruhig der Zeit des Glücks harrt*, dem kommt es von selber." (γνῶμα δ' οἷς μὲν ἄχαιρος ὄλβου, τοῖς δ' εἰς μέσον ἥκει. Eben diesen Satz wollte Hermann einmal erklären: „Der Einen Sinn weifs nicht Mafs zu halten im Reichthum, der Andern Sinn ist mäfsig." Aber εἰς μέσον ἥκειν heifst nicht „das Mittel halten", sondern „hervorkommen", „sich zeigen". Und das Ganze ist Antithese zum Vorhergehenden; da waren die genannt, die, wohlausgerüstet zum Glück, darumkommen; jetzt dagegen die, welche, ganz unvorbereitet, es finden). — Unsinn macht Hr. M. z. B. wenn er Iphigenien V. 528 sagen läfst: Ich stamme dorther; *starb jedoch als Kind hinweg* (statt: ging verloren); da denn Orest's Antwort: „So hast du Grund zu forschen, wie's dort steht", — nur lächerlich wirken kann. — So mufs aus der Uebersetzung v. 1434 der Leser entnehmen, es werde einst die Leiche der Iphigenie in Kleider gestorbener Wöchnerinnen gehüllt werden, da im Original nur von Weihgeschenken auf ihr Grab die Rede ist. Und schwerlich wird irgend jemand die Choen-Legende nach der unrichtigen Uebersetzung V. 925 f. verstehen können. So mufs V. 914 der Leser glauben, Orest wolle die That der Klytämnestra verschweigen, da er vielmehr seinen Muttermord nicht aussprechen will. So spricht 1196 Hr. M. von *schuldreinen* Händen der Tempelwächter, während das Original von ritualer Verhütung äufserlicher Verunreinigung spricht, indem die Tempelpfleger Anblick und Begegnung von Blutbefleckten meiden müssen, um ihre Hände für den Dienst rein zu halten. So verwandelt Hr. M. V. 963 einen Wunsch, dessen Erfüllung

von der Wünschenden nicht abhängt, im Beschlufs, 1091 ein Urtheil, welches dem Uebergange aus Glück in Unglück das erträglichere Los eines von jeher Unbeglückten vorzieht, in die Hyperbel: „Glückseelig preis' ich den stets Unglücksvollen!", so V. 1440 eine Vergleichung billiger Befreiung in eine ganz unpassende Gesetz-Anwendung, so Phöniss. 1436 die Klage der Antigone, dafs ihre Brüder sie unversorgt lassen, in eine „Störung des Vermälungsfestes." Kurz, eine unbefangene Vergleichung dieser Verdeutschung mit ihrem Original wird wohl zu dem Urtheil führen, dafs sie dasselbe weit öfter entstellt als erreicht habe und keineswegs, was Hr. M. voraussetzt, leisten könne, den griechischen Tragiker bekannt machen und seine Vorzüge zeigen. Sie würde vielmehr, wenn Euripides nicht sonst bekant wäre, geeignet sein, eine schlechtere Meinung, als er verdient, von ihm zu erregen. Indessen über eine solche Arbeit aufser sich zu gerathen und in dem naivsten Selbstlobe, wie es die Vorreden posaunen, sich zu wiegen, ist dessen ganz würdig, der sein „satyrisch-komisches Lehrgedicht: *die deutsche Dichtkunst*", diese Combination von Bewunderungen der eigenen Uebersetzungskunst und persönlichen Schmähungen der Nichtbewunderer, „*eine That* nennt, *die alle Völker Deutschlands gleich betheiligt, Die ein unschuldvoller Busen, wie der meine, hat geheiligt*". Fürwahr, welches Urtheil man auch über Platen fällen möchte: Hrn. Minckwitz wirklich für seinen Nachfolger zu erkennen, wäre das härteste.

Adolf Schöll.

XXIX.

***Die christliche Gnosis oder die christliche Religionsphilosophie in ihrer geschichtlichen Entwicklung von Dr. Ferd. Christian Baur, ord. Prof. d. evang. Theol. an der Univers. Tübingen. Tübingen,* 1835. *Verlag von C. F. Osiander. XX u.* 762 *S.* 8.**

Indem Ref. die Anzeige dieser geistreichen Schrift beginnt, dringt sich ihm eine erfreuliche Eigenthümlichkeit der schriftstellerischen Thätigkeit des eben so fruchtbaren, als tief forschenden Verf. auf, deren Berücksichtigung hier um so nothwendiger erscheint, da sie über Entstehung und Organisation des vorliegenden Werks einiges Licht verbreiten dürfte. Es ist die, dafs alle Forschungen und herausgegebenen Schriften desselben in so engem Zusammenhange stehen, dafs eine auf die andere hinweist, weshalb unwillkürlich in demjenigen, welcher eine derselben einer nähern Betrachtung unterwirft, sich das Verlangen regt, auch die übrigen in den Kreis derselben zu ziehen. Ueberblickt man die Reihe der Leistungen des Verfs. auf dem Gebiete der Theologie, so beginnen sie mit einem Werke, das noch mehr aufsen vor zu stehen scheint, indem es theils der allgemeinen Religionsgeschichte, theils der Religionsphilosophie angehört; es ist das seine *Symbolik und Mythologie oder die Naturreligionen des Alterthums* (1824); diefs Werk schliefst sich dem berühmten gleichnamigen Creutzerschen an, ohne doch der Combinationsweise desselben sich gar zu sehr hinzugeben. Umfassende Studien auf dem Gebiete der Religionsgeschichte offenbaren sich aber auf jeder Seite. Die allgemeine, nichtchristliche Religionsgeschichte ist, soviel Ref. bekannt, in weiteren Schriften, eigens diesem Gegenstande gewidmet, nicht von Vf. behandelt, wenn nicht vielleicht in einzelnen ihm unbekannt gebliebenen kleineren Abhandlungen; der Verf. wandte sich jetzt der christlichen Religionsgeschichte zu und gab namentlich in der Tübinger Zeitschrift für Theologie eine Reihe von interessanten Aufsätzen, als: *über den idealen Christianismus der Gnostiker* (auch lateinisch in einem Programm 1827) *mit Vergleichung des Schleiermacherschen Systems* (1828), worin die Grundgedanken der vorliegenden Schrift schon enthalten waren; *über das* γλώσσαις λαλεῖν; über *die Christuspartei in Korinth*, den Gegensatz des petrinischen und paulinischen *Christenthums in der ältesten Kirche und den Apostel Petrus in Rom* (1831); diesen folgte eine Hauptschrift des Vfs., welche eigentlich seinen Ruhm gegründet hat, sein *Manichäisches Religionssystem* (1831), dessen Inhalt wieder nicht so sehr dem Gebiete der christlichen, als der heidnischen Religionsgeschichte angehört. Morgenländische und abendländische Religionslehren sind hier mit Geist, Scharfsinn und Gelehrsamkeit behandelt; der Vf. zeigte in dieser Schrift aber zuerst auf das Glänzendste das Talent, einen Gegenstand von einer hypothetischen Voraussetzung aus durchgreifend und einleuchtend so zu behandeln, dafs nur entweder Verwerfung oder Annahme des Ganzen möglich schien. —

Unmittelbar darauf folgte sein „*Apollonius von Tyana und Christus, oder das Verhältniſs des Pythagorismus zum Christenthum*", wie der Vf. es selbst nannte, ein Beitrag zur Religionsgeschichte der ersten Jahrhunderte nach Christus (1832) *). Hier charakterisirt er in der Vorrede seine Art zu verfahren, nachdem er bemerkt, wie es auf diesem Gebiete vielfacher Hypothesen und Combinationen bedürfe, recht gut so: „Nur scheint es mir auch in einem solchen Falle das Bessere, statt zweifelnder Fragen und halber Urtheile, wie sie nur zu oft von Hand zu Hand weiter gehen, einen aufs Einzelne eingehenden, eine bestimmte Ansicht durchführenden Versuch zu wagen, und die Consequenz, mit welcher sich die aufgestellte Ansicht verfolgen und durchführen läſst, als das Criterium für die Objectivität des Resultats zu betrachten. Diese Verfahrungsweise hat der Verf. auch in der Folge in allen seinen religionshistorischen Darstellungen befolgt. Die Brücke von diesen Studien aber zu der weiteren Geschichte des Urchristenthums bildeten solche Untersuchungen, wie manche der angeführten in der theol. Zeitschrift, überhaupt aber fortgesetztes Studium des N. T. und der clementinischen Homilien, auf deren dogmenhistorische Wichtigkeit zuerst aufmerksam gemacht zu haben, kein geringes Verdienst von Neander ist. Daraus ergab sich besondere Aufmerksamkeit auf den Gegensatz der Paulinischen und Petrinischen Richtung in der ersten Kirche (für den einzelne Abhandlungen bald die eine, bald die andere Seite beleuchten, wie das Programm *über den Märtyrertod des Stephanus*, und die neulich mitgetheilte *über den Gedankengang des Briefs an die Römer* u. A.) und auf das Verhältniſs der heidnischen Religionsphilosophie zum Christenthume.

Besser vorbereitet konnte nach dem Angeführten wohl nicht leicht ein Schriftsteller für die Aufgabe, die Gnosis und ihre Geschichte zu behandeln, gedacht werden, als der Vf. in seinen öffentlichen dem Publikum vorliegenden und von demselben beifällig aufgenommenen Arbeiten erscheint, zumal es ihm auch weder an philosophischem Geiste, noch an gründlicher Kenntniſs der philosophischen Bestrebungen älterer und neuerer Zeit fehlt, wie er auch auf dem Gebiete der Polemik der christlichen Kirchen mit Geist und entschiedenem dogmatischen Interesse aufgetreten ist, und so seine Fähigkeit für die Auffindung der religiösen Wahrheit in allen auch den versteckteren Gestalten derselben beurkundet hat. Es konnte demnach an sich schon nicht anders erwartet werden, als daſs seine Leistung als eine höchst ausgezeichnete hervortreten würde, da er in seltnem Grade die Gaben überraschender und durch Neuheit anregender Combinationen und die der scharfen Durchführung eines Grundgedankens verbindet.

Zweierlei ist es aber, was mit Recht vornehmlich als das vorliegender Darstellung des Vfs. Eigenthümliche betrachtet werden kann; zuerst, daſs er die Gnosis mit der Religionsphilosophie identificirt, sodann, daſs er das Wesen der Gnosis in dem Verhältnisse findet, in welchem ihre Urheber Heidenthum, Judenthum und Christenthum zueinander stellten. Beide Punkte sollen hier einer nähern Betrachtung unterzogen und dann die einzelnen Erscheinungen in Bezug darauf betrachtet werden. Es kommen übrigens bei dieser Erweiterung des Begriffs Erscheinungen mit in die Geschichte der christlichen Gnosis, die nach der gewohnten Darstellung sehr verschieden davon sind, J. Böhmes Theosophie (das lieſse man sich wohl noch gefallen), aber auch Schellings Naturphilosophie, Schleiermachers Glaubenslehre, Hegels Religionsphilosophie; doch behandelt der Vf. diese Erscheinungen darum nicht eben mit einer vorausgefaſsten Ungunst, auch macht er es nicht wie jene Schriftsteller, die um den starr ihnen gegenüberstehenden Stoff in die ihnen genehme Form zu bringen, gleich den Bearbeitern schwer schmelzbarer Metalle verfahren, indem sie ihre Eigenthümlichkeit durch einen Beisatz vergiftenden Arseniks erst auflösen und nun mit dieser Mischung schalten, wie es ihnen gefällt; — er vertieft sich vielmehr mit Liebe in eine jede ihm entgegentretende Erscheinung und sucht das Wahre darin vorkehrend sie in ihrem eigenen Wesen zu begreifen. Dabei bezeugt er mit Recht von sich, daſs er, ohne ein entschiedener Anhänger Hegels zu sein, doch durch seine Philosophie sich in seiner geistigen Entwicklung vielfach gefördert gesehen habe. Sein Verhältniſs zu derselben wird bei

---

*) So eben ist eine Parallele dazu von dem fruchtbaren Vf. erschienen: *Das Christliche des Platonismus oder Sokrates und Christus, eine religionsphilosophische Untersuchung.* Tüb. 1837.) Im wesentlichen Zusammenhang mit der gegenwärtig anzuzeigenden Schrift steht auch die *über die sogenannten Pastoralbriefe des Ap. Paulus, aufs neue kritisch untersucht.* Stuttg. u Tüb. 1835.

stischen Systeme sich gröfstentheils auf die Frage zurückführen lasse über den Ursprung des Bösen — und antwortet, es würde diefs nicht blofs im moralischen, sondern besonders im metaphysischen Sinne genommen, so dafs das Böse das Endliche, das vom Absoluten Verschiedene und Getrennte, also die Erklärung des Bestehens einer endlichen Welt vom religiösen Gesichtspunkte aus dasjenige sei, was den gnostischen Systemen vorzugsweise ihren eigenthümlichen Charakter verleihe. So würde aber ein Unterschied der Gnosis von heidnischer Philosophie, nämlich Neuplatonismus und Neupythagoreismus, kaum sicher zu bestimmen sein; daher nimmt der Vf. nun eben die Beziehung auf jene drei Religionen zu Hülfe, als die „Elemente, welche die gegebene Grundlage und den materiellen Inhalt der Gnosis ausmachen, so dafs wir sie in diesem Sinne aus dem Gesichtspunkte der Religionsgeschichte zu betrachten haben." (S 21) Diefs ist sie aber nur, insofern sie zugleich Religionsphilosophie ist, indem „die eigenthümliche Art und Weise, wie sich diese beiden Elemente und Richtungen, das Historische und Philosophische gegenseitig durchdrungen und zu einem Ganzen verbunden haben, uns auch den eigentlichen Begriff ihres Wesens gebe." Sehr treffend führt der Verf. dann weiter fort: „die ganze Religionsgeschichte ist nichts anders, als der lebendige, sich selbst entfaltende und fortbewegende, und eben dadurch sich selbst realisirende Begriff der Religion"; allein bei alle dem läfst sich gewifs nicht behaupten, dafs „diefs der Gesichtspunkt sei, aus welchem die Gnosis die historisch gegebenen Religionen in ihrem Verhältnifs zu einander betrachtet (S. 22), wenn wir sie gleich von der Höhe der Spekulation aus unter diesen Gesichtspunkt sollten stellen können. Auch das ist unrichtig, dafs der Gnosis die Idee der Religion mit demjenigen, was sie zu ihrem wesentlichen und nothwendigen Inhalt hat, mit der Idee der Gottheit, in eine Einheit zusammenfalle" (S. 22), obwohl gegründet ist, dafs ihr die Geschichte der Religion zugleich Geschichte des Göttlichen ist, „der Entwicklungsprocefs, in welchem das ewige Wesen der Gottheit selbst aus sich herausgeht, sich in einer endlichen Welt manifestirt und mit sich selbst entzweit, um dadurch zur einigen Einheit mit sich selbst zurückzukehren." Die sich offenbarende Gottheit wird daher mit der Welt in den schärfsten Gegensatz gestellt, die „ganze göttliche Offenbarung und Weltentwicklung wird zu einem Kampfe zweier entgegengesetzter Principien, in welchem es die höchste Aufgabe der Gottheit oder des absoluten Geistes ist, den durch die Materie gesetzten Gegensatz zu überwinden und aufzuheben". Schliefslich aber wird der Begriff der Gnosis mit Verwechslung ihrer eignen innern etwanigen unbewufsten Geltung und ihrer Bedeutung im Gebiet der Religionsgeschichte so aufgestellt (S. 24): sie sei „der merkwürdige Versuch, Natur und Geschichte, den ganzen Weltlauf mit Allem, was er in sich begreift, als die Reihe der Momente, in welchen der absolute Geist sich selbst objectivirt und mit sich selbst vermittelt, aufzufassen, um so merkwürdiger, da die Gnosis in diesem Sinne in der ganzen Geschichte der philosophischen und theologischen Spekulation nichts Verwandteres und Analogeres hat, als die neuste Religionsphilosophie." Ref. mufs aber entschieden gegen die Behauptung protestiren, dafs sie etwas Religionsphilosophisches oder ein Versuch sei, das Verhältnifs von Gott und Welt *durch Gedanken* zu erklären; sie ist vielmehr eine Form der Religion oder ein in Bildern der Phantasie gefafstes Gefühl jenes Verhältnisses, mit welchem sich freilich Versuche der Lösung jener Aufgabe verbinden, die aber schon durch ihre symbolische Form sich als das verrathen, was sie sind, als Versuche des religiösen Triebes im Menschen sich in seinem Gottesbegriff und in seinem Bewufstsein des Endlichen mit sich selbst in Einklang zu setzen.

Dann entwickelt der Vf. den eigentlichen Charakter der diese historischen Elemente organisch verbindenden Religionsphilosophie (S. 25—36); hier macht er die scharfsinnige Bemerkung (S. 31), dafs die gnostischen Systeme, indem sie den Uebergang von dem in sich verborgenen, absoluten Geiste, vom Idealen zum Realen, vermitteln, den gröfsten Reichthum ihrer produktiven Kraft entfalten, indem sie zur Lösung der Aufgabe, einen Gegensatz zu vermitteln, welcher an sich nie vermittelt werden kann, mit wetteifernder Anstrengung ringen. Die Annahme des Emanatismus, dafs das Emanirende in demselben Verhältnifs, in welchem es sich von seiner Urquelle entfernt, an Realität und Vollkommenheit verliert, ist hier die gewöhnliche, aber wie sich von selbst versteht, ungenügende Aushülfe; der Geist bleibt dabei immer derselbe und es kommt gar nicht zu einem wahren

№ 38.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

August 1837.

Die christliche Gnosis oder die christliche Religionsphilosophie in ihrer geschichtlichen Entwicklung von Dr. Ferd. Christian Baur.

(Fortsetzung.)

Die gnostischen Systeme stehen offenbar auf Seiten dieser orientalisch-emanatischen Ansicht, welche in grofsartigen Anschauungen und Bildern hervortritt. Dem Hervorgehen aus Gott mufs aber auf der andern Seite auch wieder das Zurückgehen und Wiederaufgenommenwerden in die Einheit des göttlichen Wesens entsprechen: diese Seite stellen in den gnostischen Systemen meist die Leiden der durch ihre Verbindung mit der Materie hart bedrängten Sophia-Achamoth dar, die nach vielen Kämpfen zuletzt zu der Geisterwelt zurückkehrt, der sie entsprungen ist. Hier hat die Phantasie bis zur allegorischen Dichtung den freiesten Spielraum. „Die ganze Ansicht der gnostischen Systeme mufs aber nothwendig eine verfehlte sein, wenn wir solche Wesen, welche, wie die Sophia-Achamoth, der Demiurg, Christus, die Wendepunkte des Systems sind, nur als einzelne, für sich bestehende Wesen betrachten und ihr Verhältnifs zueinander für ein äufserliches und zufälliges halten." (S. 36) Es ist immer derselbe Geist, der sich mit sich selbst vermittelt, zum Bewufstsein seiner selbst kommt; es ist daher in der Natur der Sache begründet, dafs viele der Bilder, in welchen diefs ausgedrückt wird, nur das Ansehen leicht verhüllender Allegorien haben. Der Ausdruck ist ein bald bewufst, bald unbewufst symbolischer. Damit scheint es freilich im Widerspruch zu stehen, wenn der Vf. S. 11 den emanatistischen Charakter des Marcionitischen Systems leugnet; er will aber wohl nur sagen, es sei dasselbe nicht im gewöhnlichen Sinne emanatisch, während es nach seiner Bestimmung des Emanatistischen den Charakter desselben nicht ganz verleugnet. Hier liegt aber offenbar der eigentliche Wendepunkt für diese Systeme nicht, er mufs sich ergeben in der Antwort auf die Frage: ob die Erklärung der irdischen Welt und ihres Bestandes neben Gott, oder die des Vorhandenseins des Bösen in derselben (des πολυθρύλλητον πόθεν ἡ κακία) also ihr Widerstreit gegen das reine, göttliche Wesen, nicht blofs ihre Beschränktheit gegen das Absolute, — als die eigentliche Hauptaufgabe der Gnosis erscheine. Im ersten Falle ist sie aus einem eigentlich spekulativen, im letztern aus einem religiös-moralischem Bedürfnisse hervorgegangen; in jenem ist der Emanatismus, das Hervorgehen aus Gott, das Wesentliche, die Rückkehr in ihn nur eine nothwendig damit verbundene Folge, im letzten Falle dagegen ist die Rückkehr das erste, die Emanation nur der Ergänzung zum vollständigen System wegen hinzugefügt. — Erst nach Beantwortung der oben aufgeworfenen Frage ist das eigenthümliche beseelende Princip der Gnosis mit Sicherheit nachzuweisen. „Orientalische Theosophie, Synkretismus, ungezügeltes Streben des Geistes, diese und ähnliche Bezeichnungen des Wesens der Gnosis sind offenbar sehr allgemeine und schwankende Merkmale, die uns noch keinen klaren und befriedigenden Begriff geben können, und zum Theil mit Bestimmungen in Verbindung gesetzt sind, die nicht einmal unter sich recht zusammenzustimmen scheinen." So sagt der Vf. von der gewöhnlichen Bestimmung des Begriffs der Gnosis: (S. 17) „Wie können aber Solche die Gnosis für eine blofse Mischung halten, welchen sie zugleich das originellste aller Systeme des Alterthums ist?" — Nach dem Vf. wäre die Gnosis nun Spekulation über die Religion, mit Beziehung auf den Gegensatz der drei Hauptreligionen, wie wir oben gesehen haben: darin beantwortet sich aber die oben aufgeworfene Frage noch nicht; der Vf. läfst diese aber zu ihrem Recht kommen, — indem er zugibt, wie der Inhalt der gno-

stischen Systeme sich gröſstentheils auf die Frage zurückführen lasse über den Ursprung des Bösen — und antwortet, es würde dieſs nicht bloſs im moralischen, sondern besonders im metaphysischen Sinne genommen, so daſs das Böse das Endliche, das vom Absoluten Verschiedene und Getrennte, also die Erklärung des Bestehens einer endlichen Welt vom religiösen Gesichtspunkte aus dasjenige sei, was den gnostischen Systemen vorzugsweise ihren eigenthümlichen Charakter verleihe. So würde aber ein Unterschied der Gnosis von heidnischer Philosophie, nämlich Neuplatonismus und Neupythagoreismus, kaum sicher zu bestimmen sein; daher nimmt der Vf. nun eben die Beziehung auf jene drei Religionen zu Hülfe, als die „Elemente, welche die gegebene Grundlage und den materiellen Inhalt der Gnosis ausmachen, so daſs wir sie in diesem Sinne aus dem Gesichtspunkte der Religionsgeschichte zu betrachten haben." (S 21) Dieſs ist sie aber nur, insofern sie zugleich Religionsphilosophie ist, indem „die eigenthümliche Art und Weise, wie sich diese beiden Elemente und Richtungen, das Historische und Philosophische gegenseitig durchdrungen und zu einem Ganzen verbunden haben, uns auch den eigentlichen Begriff ihres Wesens gebe." Sehr treffend führt der Verf. dann weiter fort: „die ganze Religionsgeschichte ist nichts anders, als der lebendige, sich selbst entfaltende und fortbewegende, und eben dadurch sich selbst realisirende Begriff der Religion"; allein bei alle dem läſst sich gewiſs nicht behaupten, daſs „dieſs der Gesichtspunkt sei, aus welchem die Gnosis die historisch gegebenen Religionen in ihrem Verhältniſs zu einander betrachtet (S. 22), wenn wir sie gleich von der Höhe der Spekulation aus unter diesen Gesichtspunkt sollten stellen können. Auch das ist unrichtig, daſs der Gnosis die Idee der Religion mit demjenigen, was sie zu ihrem wesentlichen und nothwendigen Inhalt hat, mit der Idee der Gottheit, in eine Einheit zusammenfalle" (S. 22), obwohl gegründet ist, daſs ihr die Geschichte der Religion zugleich Geschichte des Göttlichen ist, „der Entwicklungsproceſs, in welchem das ewige Wesen der Gottheit selbst aus sich herausgeht, sich in einer endlichen Welt manifestirt und mit sich selbst entzweit, um dadurch zur einigen Einheit mit sich selbst zurückzukehren." Die sich offenbarende Gottheit wird daher mit der Welt in den schärfsten Gegensatz gestellt, die „ganze göttliche Offenbarung und Weltentwicklung wird zu einem Kampfe zweier entgegengesetzter Principien, in welchem es die höchste Aufgabe der Gottheit oder des absoluten Geistes ist, den durch die Materie gesetzten Gegensatz zu überwinden und aufzuheben." Schlieſslich aber wird der Begriff der Gnosis mit Verwechslung ihrer eignen innern etwanigen unbewuſsten Geltung und ihrer Bedeutung im Gebiet der Religionsgeschichte so aufgestellt (S. 24): sie sei „der merkwürdige Versuch, Natur und Geschichte, den ganzen Weltlauf mit Allem, was er in sich begreift, als die Reihe der Momente, in welchen der absolute Geist sich selbst objectivirt und mit sich selbst vermittelt, aufzufassen, um so merkwürdiger, da die Gnosis in diesem Sinne in der ganzen Geschichte der philosophischen und theologischen Spekulation nichts Verwandteres und Analogeres hat, als die neuste Religionsphilosophie." Ref. muſs aber entschieden gegen die Behauptung protestiren, daſs sie etwas Religionsphilosophisches oder ein Versuch sei, das Verhältniſs von Gott und Welt *durch Gedanken* zu erklären; sie ist vielmehr eine Form der Religion oder ein in Bildern der Phantasie gefaſstes Gefühl jenes Verhältnisses, mit welchem sich freilich Versuche der Lösung jener Aufgabe verbinden, die aber schon durch ihre symbolische Form sich als das verrathen, was sie sind, als Versuche des religiösen Triebes im Menschen sich in seinem Gottesbegriff und in seinem Bewuſstsein das Endlichen mit sich selbst in Einklang zu setzen.

Dann entwickelt der Vf. den eigentlichen Charakter der diese historischen Elemente organisch verbindenden Religionsphilosophie (S. 25—36); hier macht er die scharfsinnige Bemerkung (S. 31), daſs die gnostischen Systeme, indem sie den Uebergang von dem in sich verborgenen, absoluten Geiste, vom Idealen zum Realen, vermitteln, den gröſsten Reichthum ihrer produktiven Kraft entfalten, indem sie zur Lösung der Aufgabe, einen Gegensatz zu vermitteln, welcher an sich nie vermittelt werden kann, mit wetteifernder Anstrengung ringen. Die Annahme des Emanatismus, daſs das Emanirende in demselben Verhältniſs, in welchem es sich von seiner Urquelle entfernt, an Realität und Vollkommenheit verliert, ist hier die gewöhnliche, aber wie sich von selbst versteht, ungenügende Aushülfe; der Geist bleibt dabei immer derselbe und es kommt gar nicht zu einem wahren

Unterschiede; daher das Ende auch immer ist, dafs die Lichtkeime wieder zusammengesucht werden und endlich ins Pleroma zurückkehren, womit dann nichts geändert ist.

Nach dieser interessanten Bestimmung des Begriffs der Gnosis wird auch der Ursprung derselben besser entwickelt, als es bisher geschehen. Auf dem Boden der jüdischen Religionsphilosophie zuerst geboren, mit heidnischen Elementen aus den orientalischen Religionssystemen imprägnirt, nahm sie das neue Element des Christenthums in sich auf: die heidnische Religion theilte ihr durch ihren spekulativen Charakter das Wesen der Religionsphilosophie mit; so entstand die Gnosis aus dem Bewufstsein, wie der Einheit, so der Verschiedenheit der Religionen (S. 36—68). Es ist aber bei dieser ganzen Untersuchung aufser Acht gelassen, dafs das religiöse Wissen als solches noch gar nichts Philosophisches, wenn gleich, wie sich versteht, möglicher Gegenstand philosophischer Betrachtung ist.

Weiter wird nun der Begriff der Gnosis an der Bedeutung des Wortes nachgewiesen; besonders lenkt der Vf. die Aufmerksamkeit darauf hin, dafs γνῶσις in der jüdisch-christlichen Sprache vorzugsweise von einem durch allegorische Deutung gewonnenen höheren Sinne gebraucht wird; diefs mufste aber von selbst zur Umdeutung des Gehalts der verschiedenen Religionen führen. Derselbe Sprachgebrauch wird schon in 1 Kor. VIII 1. XII 8. XIV 6 ff. nachgewiesen. „Es liegt daher in dem Worte γνῶσις ein solches religiöses Wissen, durch welches erst das, was auf einer niedrigen untergeordneten Stufe noch mit mangelhaften und beschränkten Vorstellungen verbunden ist, auf einen wahren Begriff gebracht wird, ein Wissen, durch welches man sich des Verhältnisses dessen, was im religiösen Glauben historisch gegeben ist, zum wahren Begriffe der Sache selbst, oder auch im allgemeineren Sinne, des Verhältnisses verschiedener historisch gegebener Religionen zur Idee der Religion selbst bewufst wird". (S. 93) Die letzte Bestimmung ist eine gar nicht in der Sache liegende und hier ganz willkürlich eingeschaltete. Das unmittelbar in der πίστις gegebene Wissen ist Voraussetzung.

Ist diese aber der Stoff, die γνῶσις eine sich darüber erhebende Einsicht, so läge es nahe nach dem Verhältnifs, in welchem letztere zur ersteren steht, eine Classification der gnostischen Sekten zu versuchen, in der man solche unterschiede, welche die γνῶσις mit der πίστις in Einklang stehen lassen, also die Sekten, welche sich näher an die Geschichte, mithin auch an das Judenthum und Heidenthum anschlossen, und solche, die einen Gegensatz zwischen beiden annehmen und die πίστις auf eine niedrigere Stufe stellen (Neanders judaisirende und anti-jüdische Gnostiker), endlich solche, welche vom ethischen Gesichtspunkte aus den Unterschied zwischen πίστις und γνῶσις wieder als einen mehr unwesentlichen erscheinen lassen — Marcion und seine Schule. So hat Ref., welcher die Gnosis der Clementinen unbedenklich der erstern Classe mit zuweisen würde, früher in diesen Jahrbüchern (1831 Mai Nr. 91. 92), unbefriedigt durch die bisherigen Versuche, die Systeme der Gnostiker zu classificiren versucht. Die Gründe dafür ergeben sich von selbst in der bisherigen kritischen Betrachtung von des Verfs. Begriff. Durchgreifender ist freilich diejenige Eintheilung, welche der Verf. aufstellt, und worin zugleich eine Art von Probe für seinen Begriff der Gnosis enthalten sein soll. (S. 97—121) Allein bedenklich ist dabei, dafs die Eintheilung von einem Grundgedanken aus gemacht wird, welcher mit der Gnosis gar nicht wesentlich zusammenhängt, die so überhaupt auf ein ihr fremdes Gebiet versetzt wird.

Ganz übereinstimmend mit seinem Begriffe der Gnosis legt der Vf. das Verhältnifs zum Grunde, in welchem in jener höhern Erkenntnifs oder religionsgeschichtlichen Philosophie die drei Formen des Heidenthums, dessen Princip die Materie, des Judenthums, dessen Princip der Demiurg, und des Christenthums, dessen Princip Christus, zu einander stehen. Nimmt man nun hinzu, dafs in der christlichen Gnosis das Christenthum irgendwie würde im Vordergrunde stehen müssen, so kommen folgende Formen heraus. 1) *Die das Christenthum mit Judenthum und Heidenthum näher zusammenstellende*, 2) *die das Christenthum vom Judenthum und Heidenthum streng trennende*, 3) *die Christenthum und Judenthum identificirende und beide dem Heidenthum entgegensetzende Form der Gnosis.* Könnte es schon Bedenken gegen diese Eintheilung erregen, dafs nach ihr bei Weitem die Mehrzahl der Systeme in die erste Classe, in die zweite eigentlich nur das des Marcion, in die dritte das pseudoclementinische System gehört, von dessen Geltung zu irgend einer Zeit wir keine Nachricht haben: so ist

zu bemerken, daſs das im Grunde auch gegen die bisherigen Klassificationen gilt. Entscheidend bleibt aber, daſs die des Vfs. die Eintheilung von einem fremden Gebiete herübernimmt. — Mit Recht vermiſst man auch eine vierte mögliche Beziehung, in der sich das Christenthum, mit dem Heidenthum enger verbunden, dem Judenthume entgegensetzte; Karpokrates und sein Sohn Epiphanes möchten hierher gerechnet werden können, was der Vf. auch selbst bemerkt (S. 118) worauf er aber gleich hinzusetzt: „Wenn das Christenthum auf diese Weise nicht dem Judenthum, sondern dem Heidenthum gleichgestellt wird, und wenn der Einen absoluten Monas gegenüber alle historische Religionen so tief herabgesetzt werden, daſs in Beziehung auf sie die religiöse Ansicht in einen völligen Indifferentismus übergeht, so steht die Gnosis auf dem Punkte, auf welchem sie nicht blos aus dem Gebiete der christlichen Gnosis, sondern überhaupt der eigentlichen Gnosis heraustritt". Allein man sieht nicht, mit welchem Rechte die beiden angeführten aus der Reihe der Gnostiker verwiesen werden, da ihre ganze Denkweise sie denselben doch beigesellt. Muſs man aber diese vierte Form auch mit aufnehmen, so könnte doch stehen bleiben, was der Vf. sagt (S. 120): „die erste Form (die Valentinianische im Allgemeinen) will auch dem Heidenthum neben den beiden andern sein Recht zu Theil werden lassen, der zweiten (der Marciontischen) ist es vorzugsweise um das Christenthum zu thun, die dritte (die pseudoclementinische) nimmt sich ganz besonders des Judenthums an"; und, könnte man nun hinzusetzen, der vierten (der Karpokratianischen) kommt es vorzüglich auf die Rechtfertigung der Wahrheit im Heidenthum an. —

Scheinbar hat diese Eintheilung viel Empfehlendes, doch fehlt es bei allem Schein der Gedankentiefe an einem Grundgedanken, wornach die angeführten Classen sich wirklich als Stufen zu einander verhielten. Offenbar steht die erste, welche das Christenthum näher mit dem Juden- und Heidenthume zusammenstellt, dem Gedanken nach am höchsten; die andern verhalten sich gegen sie als einseitige Auffassungen. Zwar versucht der scharfsinnige Vf. an einer andern Stelle (S. 721 und ff.) einen Gesichtspunkt für einen solchen Stufengang nachzuweisen: hier charakterisirt er das Heidenthum überhaupt als Naturreligion, da in ihm das Bewuſstsein in natürlicher Bestimmtheit befangen ist, und vertheidigt diese Auffassung gegen Hegel dadurch, weil das religiöse Bewuſstsein dabei immer durch die Natur vermittelt, die Befangenheit des Bewuſstseins im Natürlichen immer dieselbe bleibe. Es sei ein wesentlicher, durch das Ganze sich hinziehender Mangel der Hegelschen Darstellung, daſs sie nirgends den bildlichen oder symbolisch-mythischen Charakter der Naturreligion ins Auge fasse. „Ist die Natur nur ein Moment im Prozesse des Geistes, so muſs auch der Geist durch die Natur hindurchblicken und sie so zu einem Bild des göttlichen Geistes verklären, der die Wahrheit der Natur ist". (S. 724) Dagegen ist der Verf. von dem Bestreben nicht freizusprechen, überall zu viel Bildliches zu finden. Wenn er aber weiter sagt (S. 727 Anm.), es zeige sich (neben der Einseitigkeit, das Heidenthum vorzugsweise in sittlicher Hinsicht als das Naturleben des praktischen Geistes zu definiren) das Verfehlte darin, daſs das Princip der Naturreligion nur in das Gefühl und nicht in die Anschauung gesetzt wird: so liegt darin eine offenbare Verwechselung des Princips und der Form, worin sich dasselbe darstellt; denn die Anschauung ist zwar die natürliche Gestalt, in welcher sie zur Erscheinung kömmt, aber in keinem Sinne ihr Princip, was eher vom Gefühl oder von der unmittelbaren Auffassung der Macht des Objectiven in der Natur gelten kann; in der Anschauung wird der Inhalt des natürlichen Daseins nur indifferent aufgefaſst, erst durch das Hinzutreten des Gefühls ist es etwas Religiöses geworden, das nun allerdings sich in Anschauungen ausspricht und in fester Gestalt ausprägt. Uebrigens soll das Naturleben des praktischen Geistes das Heidenthum keinesweges vorzugsweise in sittlicher Hinsicht bezeichnen, obwohl Rust es vielleicht so faſst, wenn er es als eine unmittelbare Sittlichkeit betrachtet; Hegel selbst aber will dabei nur einfach behaupten, daſs die Beziehung des Individuums zu dem Göttlichen darin nur die Form der unmittelbaren Auffassung der Macht in der Natur habe.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 39.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1837.

Die christliche Gnosis oder die christliche Religionsphilosophie in ihrer geschichtlichen Entwicklung von Dr. Ferd. Christian Baur.

(Fortsetzung).

Die schon mehrfach getadelte, neuerdings aber von Erdmann wieder in Schutz genommene Stellung des Judenthums in der Hegelschen Religionsphilosophie greift auch der Vf. an, indem er mit Grund hervorhebt, wie der Begriff der Erhabenheit das Wesen der jüdischen Religion nur sehr einseitig bezeichne, wie namentlich die Gesetzlichkeit, als Charakter derselben nicht genügend daraus abgeleitet werden könne, wie sie ferner nach der ihr dort gegebenen Stellung vor der griechischen Religion zu dieser, als einer höheren, Vorstufe sein müfste; in der griechischen Religion wird aber Gott nicht erkannt als freies Subject, als Geist. Ist bei ihr die Natur das Vermittelnde, so zeichnet sich dagegen die jüdische Religion dadurch aus, dafs „in ihr das sittliche Handeln mit dem Bewufstsein eines bestimmten sittlichen Zweckes, welcher in dem Willen Gottes seine Einheit hat, verbunden ist". (S. 729) Wollte man daher das Judenthum kurz bezeichnen, so würde es wohl die Religion der Gerechtigkeit oder Heiligkeit heifsen können. Gott ist als der freie, als Persönlichkeit Schranke für sich und die Welt; der Ausdruck derselben ist das Gesetz. Im Uebrigen sagt der Vf. viel Gutes über die religionsphilosophische Stellung des Judenthums. Schon der grofse Fortschritt vom Polytheismus zum Monotheismus mufs die jüdische Religion hoch über die heidnische erheben. (S. 730) Richtig ist anerkannt, im Judenthum sei das Verhältnifs des Menschen zu Gott das freier Persönlichkeiten zu einander (S. 731), womit aber, wie der Vf. anzunehmen scheint, nicht das Verhältnifs des Geistes zum Geiste gleichbedeutend ist. Die Vermittlung jenes Verhältnisses ist aber hier nicht, wie im Heidenthume, die Natur, sondern das Volks- und Staatsbewufstsein, wie es in der Geschichte eines bestimmten einzelnen Volks hervortritt. (S. 732) „Das Princip aber, auf welchem die Vermittlung des religiösen Bewufstseins beruht, ist, wie im Heidenthum, die Anschauung, so im Judenthum die Reflexion, die Thätigkeit des Verstandes", welche namentlich in der Idee eines Bundes hervortritt. — Ref. kann nicht umhin, das Scharfsinnige in diesen Bestimmungen anzuerkennen, der Vf. scheint ihm aber mit Aufstellung von Principien wahrhaft verschwenderisch umzugehen. Wie sollten z. B. die Anschauung und Reflexion *Principien* der Vermittlung sein können?

Das Christenthum ist natürlich als die Religion der Vernunft die absolute Religion, wogegen nichts zu erinnern ist. Die Vermittlung ist hier die Geschichte und Person eines einzelnen Individuums, als *Gottmensch* zugleich der allgemeine, der urbildliche Mensch, der Gottmensch ist (S. 734). Hier ergibt sich also das Verhältnifs der drei Religionen zu einander, als das der Anschauung, des Verstandes und der Vernunft; der Natur, der Individualität und Persönlichkeit. Verhalten sich nun auch die gnostischen Systeme nach dieser Stufenfolge? Das hat der Vf. nicht nachgewiesen, obwohl es in Beziehung auf die Systeme der ersten Ordnung angedeutet ist, wenn behauptet wird, die Form derselben sei vorzugsweise mythisch und allegorisch, die der zweiten Ordnung vorzugsweise subjectiv, die der dritten vermittle mit klarerem Bewufstsein der Aufgabe, zwischen beiden. Auffallend erscheint aber dabei gleich auf den ersten Blick, dafs gerade in der zweiten Form der Gnosis der Gegensatz gegen das Judenthum hervortritt, während diefs doch hier eigentlich vorzugsweise repräsentirt werden sollte. Doch tritt diese Schwierigkeit an sich nicht hervor, sondern nur dann, wenn das Verhältnifs dieser Religionen zu einander selbst als Bestimmungsgrund für die verschiedenen Arten der Gnosis gebraucht werden

sollte, was der Vf. freilich nicht will, der aber dadurch einer im Grunde prinziplosen, blofs syntaktischen Stellung der verschiedenen Religionsformen nebeneinander, als so vielen Möglichkeiten, verfällt. So leitet er auch wirklich seine Klassification ein: es seien hier eigentlich vier Möglichkeiten; entweder würden die drei Religionen im Einklang gedacht, oder das Christenthum mit Heiden-Judenthum, oder ersteres mit letzterem zusammen, zu dem Heidenthum, oder dieses mit dem Christenthum zum Judenthume im Gegensatz gedacht. Doch werde der letzte Fall nicht vorkommen (warum nicht? Weil er kein geeignetes religionsgeschichtliches Verhältnifs denken lasse. Aber nach welchem Entwicklungsgesetze? Hier liegt eigentlich der Knoten und der Vf. bleibt die Antwort schuldig), daher nur die drei ersten Fälle zu berücksichtigen. — Das Weitere ist schon oben besprochen.

Das Verdienst des Vfs., die Gnosis der Clementinen als eine eigne Form der gnostischen Systeme der alten Kirche hingestellt und vindicirt zu haben, ist nicht gering anzuschlagen und verdient hier noch besonders hervorgehoben zu werden.

Nun ist aber noch ein zweiter Punkt zu berücksichtigen, die Vereinerleiung der Gnosis mit der christlichen Religionsphilosophie, welche letztere durch einige hervortretende Erscheinungen hin verfolgt wird. Ist aber, wie oben angedeutet worden, die Religionsphilosophie die Auffassung der Religionsgeschichte im Gedanken, in solchen Bestimmungen, dafs sie nothwendige Momente in der Selbstentwicklung des Begriffs der Religion bilden: so sieht man nicht ein, mit welchem Rechte die Gnosis mit Religionsphilosophie vereinerleit werde, während sie höchstens als eine Reihe verunglückter Versuche eine solche, und zwar im christlichen Geiste aufzustellen, betrachtet werden könnte. Aber auch so würde sie nur dann erscheinen können, wenn das Interesse der Gnostiker mit Recht als ein vorwiegend intellectuelles und philosophisches anzusehen wäre; diefs ist aber (wie schon oben bemerkt) gar nicht der Fall, vielmehr bilden die Gnostiker meist nicht sowohl Schulen, als religiöse Sekten. Gestehen darf man indessen, dafs in ihnen ein Interesse des Gedankens öfter verfolgt wurde, aber sicher fast immer in einer krankhaften Gestalt. Daher kann Ref. ihnen nicht ganz die ehrenvolle Stelle anweisen, welche der Vf. ihnen als Schlegels, Schleiermachers und Hegels Vorläufern einräumt. Höchstens kann er zugeben, dafs bei den Gnostikern sich erste schwache Versuche einer christlichen Religionsphilosophie finden, wodurch sie in eine ähnliche Stellung kommen, wie die morgenländischen poetischen Spekulationen zu der eigentlichen Geschichte der Philosophie. Damit ist aber eigentlich diesem Buche die objektive Berechtigung abgesprochen, gerade in dieser Gestalt zu existiren und es bleibt nur das übrig, was man denn freilich ohne Bedenken wird gelten lassen können, dafs die gnostischen Systeme mit ebenso grofsem, ja mit noch gröfserem Rechte einen integrirenden Bestandtheil der allgemeinen Geschichte der Religionsphilosophie, insbesondere der christlichen, als der christlichen Religions- und Kirchengeschichte bilden.

II. Einzelne Erscheinungen der christlichen Gnosis. Nachdem im vorigen Abschnitt der Begriff und die Eintheilung der Gnosis näher in Erwägung gezogen worden, kann Ref. bei Betrachtung der einzelnen Erscheinungen, welche in diefs Gebiet gehören, kürzer sein. Der Vf. unterscheidet im zweiten Abschnitt (S. 122—414) die angeführten drei Hauptformen der Gnosis, die jene Erscheinung in dem Sinne darstellen, in welchem sie von jeher vorzugsweise ihren Namen geführt hat. Unter den Gnostikern, welche 1) das Christenthum mit dem Judenthum und Heidenthum näher zusammenstellen, zählt der Vf. drei Nebenformen auf, die valentinianische, die ophitische, die, welche die Systeme des Bardesanes, Saturninus und Basilides begreift. Das Valentinianische, welches in der Idee des Abfalls, in Folge dessen die endliche Welt entsteht, und in der Art, wie sie den Gegensatz des Idealen und Realen fafst, seinen Platonismus offenbart, (S. 124) wird nach den drei Momenten des absoluten Seins, des Falls und der Rückkehr behandelt und scharfsinnig werden die Gedanken nachgewiesen, die zu dessen bildlichen und mythischen Formen gehören (S. 142). Auch die Trichotomie des Pneumatischen, Psychischen und Hylischen, worin das Valentinianische System ebenfalls seinen platonisirenden Charakter beurkundet, wird scharf zergliedert: interessant ist hier besonders die Untersuchung, ob Valentin eine ewige Materie angenommen, was der Vf. aus dem Grunde leugnet, weil er den Begriff der Hyle ursprünglich negativ gefafst

habe (S. 162) und die Entstehung der Materie so erkläre, dafs damit eine Präexistenz derselben nicht wohl zu vereinigen sei. —

Das System der Ophiten soll dagegen einen mehr realistischen, minder geistigen und ideellen Charakter an sich tragen; es wende sich dem Dualismus zu und lasse die Sophia ganz besonders als das in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit thätige Prinzip erscheinen (S. 171). Sehr gut sagt auch der Vf. (S. 198): „Seiner äufsern Form nach scheint das Ophitische System sich auf der einen Seite näher an das Judenthum anzuschliefsen (wofür namentlich die jüdischen Namen der verschiedenen Planetengeister sprechen), auf der andern aber auch wieder in ein um so schrofferes Verhältnifs zu demselben zu setzen, während in dem Valentinianischen vor dem vorherrschend Platonischen Charakter das Jüdische Element überhaupt mehr zurücktritt." Setzen sie gleich den Judengott als Jaldabaoth auf eine tiefe Stufe, so erkennen sie doch viel Göttliches im A. T. an. Ein helles Licht fällt von diesem Gesichtspunkte aus auf die Sethiten und Kainiten (196, 99), diese sonst so räthselhaften Sekten. Geistreich bemerkt der Vf. zum Schlufs (S. 207): „Die Syzygie, welche die weibliche Sophia mit dem männlichen Christus bildet, veranschauliche am besten das Verhältnifs, das diese Systeme zwischen dem Heidenthum und Judenthum, als vorchristlichen Religionen, und dem Christenthum annahmen." — Besonders scharfsinnig, wenn auch nicht durchaus überzeugend, ist die S. 175 u. ff. versuchte Deutung der vielbesprochenen Stelle, Irenäus I, 30, 4, wo davon die Rede ist, wie die Sophia-Prunikos durch die Menschen den Jaldabaoth des Lichtkeims beraubte. Hier scheint der Vf. anzunehmen, dafs, nachdem Adam und Eva das Gebot des Weltschöpfers durch Essen der Frucht vom Baume der Erkenntnifs übertreten, Sophia voll Freude, dafs der Schöpfer durch seine eigenen Geschöpfe besiegt worden, diesen jenes geistige Princip wiedergegeben. Schwerlich aber hatte sie es ihnen *gänzlich* entzogen, daher auch an ein *Wieder*geben wohl nicht zu denken ist.

Merkwürdig und charakteristisch für die Art, wie der Vf. diese gnostischen Bilder in Gedanken umsetzt, ist die innere Begründung der Richtigkeit seiner Erklärung, welche daher hier mitgetheilt werden soll. „Jene Handlung der Sophia ist nur der mythische Ausdruck für dasjenige, was den Uebergang von der abstrakten Idee des Menschen zur conkreten Wirklichkeit vermittelt. Der Mensch, wie er ursprünglich ins Dasein tritt, mufs sich auch sogleich in seinem höchsten Vorzuge darstellen, mit dem Vermögen, sich des höchsten Gottes bewufst zu sein, gedacht werden. Aber es ist diefs nur der ideale Mensch, die abstrakte Idee des Menschen, die erst negirt werden mufs, wenn die abstrakte Idee zur concreten Wirklichkeit werden soll. Denn ohne diese Negation und den dadurch vermittelten Uebergang vom Abstrakten zum Conkreten kann keine Bewegung und Entwicklung Statt finden" (S. 179) — hier offenbart sich recht deutlich, wie der Vf. nicht zu der klaren Einsicht gelangt ist, dafs solche bildliche Darstellungen freilich aus dem Drange entstehen, einen gewissen im Gefühl dunkel vorhandenen Gedanken zu verwirklichen, aber keinesweges doch entsprechende Bezeichnungen desselben abgeben, vielmehr durch die dunkelen Vorstellungen, welche das Bild ihnen ungehöriger Weise beimischt, ihrem innersten Wesen nach so verkehrt werden, dafs sie gar nicht mehr dieselben bleiben, und nicht dafür angesehen werden können, dafs sich in ihnen eine Seite der Wahrheit offenbare, vielmehr nur als Irrthum erscheinen, der freilich nie für sich, sondern nur an der Wahrheit vorkömmt. Den Gnostikern, die ihren eignen dunkeln Drang nicht erkannten, erschienen ihre Träume ohne Zweifel als lauter Wirklichkeiten.

Zur Lösung der verschiedenen und widersprechenden Ansichten der Ophiten vom Ophiomorphos nimmt Baur verschiedene Parteien derselben an (S. 185 f.), was unstreitig die leichteste Auskunft ist und das Zeugnifs des Irenäus für sich zu haben scheint (S. 182). Namentlich konnten Parteien, wie die Kainiten, die alles Böse im A. T. in Gutes verkehrten, auch auf den Ophiomorphos diese Umkehrung gleichfalls ausdehnen. — Die Erklärung der Stelle des Irenäus (S. 191 Anm. 35) überzeugt Ref. nicht; Christus heifst dexter ohne Zweifel mit Beziehung aufs Pleroma, nicht auf Jaldabaoth; wie also gesagt werden könne, er habe zur Rechten des Letztern gesessen für: er habe im Pleroma seinen Sitz, ist nicht wohl einzusehen; daher bleibt es das Wahrscheinlichste, dafs in der Stelle Jesu statt Christo zu lesen ist. — Dagegen bisher wenig beachtet und doch überraschend ist die Aehnlichkeit des Ophitischen mit dem Manichäischen Sy-

steme (S. 192 ff.). — Die verwickelten und wenig bekannten Systeme des Basilides u. s. w. sind mit vieler Umsicht entwickelt (S. 207 ff.); hinsichtlich des Archon (S. 217) hat aber Gieseler gewifs Recht, dafs er nicht durchaus böse war und dafs ihm die Furcht, welche er empfand, als er den Ausspruch des zur Vollendung des Heils thätigen Geistes vernahm, zum Anfang der Weisheit ward; sonst hätte Clemens in der S. 216 angeführten Stelle nicht sagen können, die Worte ἀρχὴ σοφίας φόβος seien von Basilides auf ihn angewandt worden, da es gewifs höchst gezwungen ist ἀ. σοφ. blofs in der Periode der Scheidung und Wiederherstellung der Welt ohne Beziehung auf den Archon selbst zu verstehen, so dafs er nur dadurch „auf eine eigenthümliche Weise afficirt worden."

2) Die das Christenthum vom Judenthum und Heidenthum streng trennende Form der Gnosis wird dem Vf. eigentlich nur durch das System Markions vertreten, als dessen Vorgänger nur etwa Cerdo anzusehen sein möchte. Die Richtigkeit der Bezeichnung ist hier klar, aber trefflich bis ins feinste Geäder der Marcionitischen Lehre nachgewiesen (S. 240—300). „Quelle der Gotteserkenntnifs ist den Heiden die Natur, wie den Juden das Gesetz" — beide Werke des beschränkten Weltschöpfers, die daher den unbekannten guten Gott nicht offenbaren können: daher Doketismus und Antinomismus. — Das Christenthum ist ihm die Religion, wie der Freiheit von Furcht und Gesetz, so auch von der Materie, ja die *absolute Religion* (S. 267); diese letzte Bestimmung, so wahr sie auch in sich ist, erscheint doch für Marcions Standpunkt zu spekulativ, wie überhaupt sein Gedankengang schwerlich so klar, fest und entwickelt war, wie er beim Vf. erscheint. Obwohl im Antithetischen die verständige Betrachtung ihr Recht erhielt, herrschte doch der Gefühlsausdruck vor. — Wenn der Vf. (S. 277) die von Hahn angenommenen drei Principien des Marcion verwirft, mufs man ihm gewifs Recht geben und den Dualismus fest halten; man begreift, wie die unklaren Ausdrücke entstehen konnten, welche sich aus dem christlichen Alterthum für die erste Ansicht anführen lassen; der Demiurg erscheint aber zu abhängig und nirgends in der Dignität eines eignen Princips. Eine interessante Bemerkung des Vfs. ist es auch, wie es auffallen müsse, dafs sich ein so bedeutender Theil von Marcions System entwickeln lasse, ohne jene Principienfrage näher zu untersuchen. Er kam aber, wie es scheint, selbst erst vom christlichen Interesse aus auf jene Untersuchungen; zunächst lag ihm am Herzen das Christenthum als etwas Neues hinzustellen, von allem Früheren durch einen absoluten Gegensatz getrennt (S. 289) Darin stimmt ihm auch der Vf. bei (S. 288), worüber weiter unten noch die Rede sein wird. Marcions Verhältnifs zu den frühern Gnostikern wird sehr glücklich als Gegensatz des objectiven und subjectiven Standpunkts (von welchem er unstreitig ausging) bezeichnet; dagegen sagt die (schon früher gebrauchte) Bezeichnung der Thätigkeit Marcions als einer reformatorisch-polemischen Ref. wenig zu, weil M. gar nicht auf Zurückführung eines urchristlichen Zustandes ausging.

3) Besonders wichtig ist, wie schon bemerkt, des Vfs. *Darstellung der Christenthum und Judenthum identificirenden und beide dem Heidenthum entgegenstellenden Form der Gnosis im Clementinischen System.* (S. 300—414) Konnte es, wie an einem andern Orte behauptet worden, Bedenken machen, diese neue Form in die Geschichte der Gnosis einzuführen, da geschichtliche Erscheinungen in der Regel nach einem richtigen Gefühle in den Zeiten ihrer Entstehung und kurz nachher abgegränzt zu werden pflegen, so ist dagegen mit Grund zu erinnern, dafs eine mehr isolirte Erscheinung, wie die des pseudoclementinischen Systems, das überhaupt nur wenig Aufmerksamkeit scheint erregt zu haben, da es noch in seiner Blüthe war, von diesem im Allgemeinen richtigen Urtheile wird ausgenommen werden müssen und dann, dafs die Aufgabe dieses Standpunktes es mit sich bringt, dafs mit dem Zurücktreten des Judenthums auch diese Richtung mehr und mehr verschwinden mufste. Lactanz ist in dieser Hinsicht eine interessante Erscheinung, da er bekanntlich grofse Einflüsse vom pseudoclementinischen System erfahren. Eher könnte man den Umstand mifslich finden, dafs so eine eigne Hauptklasse der Gnostiker so wenig vertreten wäre, dafs man sie ganz übersehen konnte. Dieser Einwurf verschwindet aber bei Annahme einer andern Classification. —

(Der Beschlufs folgt.)

№ 40.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1837.

Die christliche Gnosis oder die christliche Religionsphilosophie in ihrer geschichtlichen Entwicklung von Dr. Ferd. Christian **Baur.**

(Schlufs.)

Manches Einzelne ist hier nicht erwiesen, so namentlich (S. 411) die Behauptung, dafs die Veränderung, welche im System des Marcioniten Apelles vorgegangen, dem Einflusse des Clementinischen Systemes zuzuschreiben sei; vielmehr erscheint es nach Eusebius V, 13. so, als habe er sich wieder mehr zur orthodoxen Kirche hingelenkt und als sei diefs daraus hervorgegangen, dafs er Marcions praktische Richtung mehr auf die Spitze trieb. —

Der Schlufs dieses ganzen Abschnitts ist mit dem Gedanken gemacht, dafs auch das Heidenthum darauf Anspruch machen könne, nicht der absoluten Negation der Wahrheit anheimzufallen, sondern eins der Entwicklungsmomente zu sein, durch welche der Begriff der Religion sich realisirt. Mit tiefer Sachkenntnifs und inniger Durchdringung des Stoffes, welcher jedoch, dem Zwecke dieser Arbeit gemäfs, nicht vollständig dargelegt ist, wie nicht minder mit grofsem Scharfsinn ist die ganze Untersuchung geführt und durch sie die Gnosis aus der bisherigen Stellung einer interessanten Abnormität hinüber versetzt auf das Gebiet der Selbstentwicklung des Begriffs der Religion oder der in ihren geschichtlichen Entwicklungsmomenten gefafsten Religionsphilosophie. Sie ist zu einer selbstständigen Entfaltung des menschlichen Geistes erhoben, ohne dafs doch damit die Auswüchse der Willkür geleugnet sind, die darin erscheinen, und wenn auch der Standpunkt, den sie einnimmt, nur ein untergeordneter bleibt.

Im *dritten* Abschnitt (S. 415—543) folgt eine Entwicklung der Gnosis im Kampfe mit dem Neuplatonismus und der Kirchenlehre, worin der Vf. mit derselben Umsicht verfährt und besonders in *einer* Hinsicht zu rühmen ist, dafs er nämlich bei den Gegensätzen, welche in dieser Polemik erscheinen, nicht leicht zu angeblich unbekannt gebliebenen Formen der Gnosis oder ihr entgegenstehender Theorien seine Zuflucht nimmt; vielmehr bleibt er bei den bekannten Erscheinungen und sucht durch genauere Ergründung derselben Alles zu erklären z. B. S. 227—30, 35—49. Sollte aber (447 u. 48) der Tadel des strengen Festhaltens der Einheit nicht die Art von Gnostikern treffen, welche der Vf. in den Clementinen als eine bisher nicht beachtete nachgewiesen? Die Beziehung von Plotin gegen die Gnostiker (K. 1.) auf die christliche Lehre in der vornicenischen Gestalt erscheint wenigstens minder deutlich. — Trefflich ist die innere Verwandtschaft von Plotins und Valentins Systemen nachgewiesen, welche darin eins seien, die intelligible Welt als Urbild der sinnlichen Welt, als ihres Nachbildes, zu betrachten, deren Differenz aber darin beginne, dafs Plotin die Welt möglichst Gott gleich stelle, die Gnostiker dieselbe durch die weiteste Kluft von ihm trennen. Doch geht der Vf. zu weit, wenn er (S. 457) behauptet, zwischen beiden Systemen sei keine gröfsere, ja selbst nicht einmal eine so grofse Verschiedenheit, als zwischen den einzelnen gnostischen Systemen selbst (dann müfste ja Plotin, was widersinnig wäre, geradezu in die Reihe der christlichen Gnostiker aufgenommen werden); aufser dem Dualismus bleibt noch immer der Unterschied, dafs den Gnostikern die Welt immer mehr oder minder per nefas existirt. — Bedeutend aber ist die Bemerkung (S. 459) dafs die Verwandtschaft sich vollends charakteristisch darin ausspreche, dafs auch der Neuplatonismus erst durch Vermittlung der heidnischen Religion zu dem Ziel seiner Spekulation gelangen wollte, wie die christliche Gnosis ihre absolute Religion nur durch Heidenthum, Judenthum und Christenthum vermittelt werden liefs.

Weniger Eigenthümliches enthält die Betrachtung

der Polemik der christlichen Kirchenlehrer, unter welchen der Vf. den Origenes wohl nicht mit Recht übergeht; denn ist es gleich gegründet, dafs sich bei ihm weniger mit der Gnosis Verwandtes, wie auch weniger Polemik dagegen findet, als beim Clemens, so hat er doch manche Punkte weiter ausgeführt und seine Lehren vom Geisterreich, von der Wiederbringung aller Dinge, von dem Gegensatze der psychischen und pneumatischen Naturen hätten wohl zu manchen hierher einschlagenden interessanten Betrachtungen Aulafs geben können; der Vf. scheint aber gefürchtet zu haben, der Umfang seines Buches möge allzusehr anschwellen und deshalb aus der Fülle des Stoffes, den er mit gleicher Berechtigung hätte ausführen mögen, nur einzelne Partien ausgewählt zu haben, aus welchen sich erkennen liefse, in welchem Geiste die Geschichte der Gnostiker als ein integrirender Bestandtheil der Geschichte der Religionsphilosophie behandelt werden könne.

Diefs zeigt sich besonders im *vierten* Abschnitt (S. 544—740), wo der Manichäismus, das Augustinische System, die Scholastik des Mittelalters, das Verhältnifs des Katholicismus und Protestantismus zur Gnosis, die Trennung der Theologie und Philosophie seit der Reformation kurz behandelt werden, um den Uebergang von der alten Gnosis zu der neuern Religionsphilosophie zu zeichnen. Aus letzterer sind Jakob Böhmes Theosophie, Schellings Naturphilosophie, Schleiermachers Glaubenslehre und Hegels Religionsphilosophie ausgehoben, während mit eben so grofsem Rechte die Mystiker des Mittelalters, Raimundus Lullius, Raimund von Sabunde, die Kabbalisten und manche arabische Philosophen und Mystiker, Theophrastus Paracelsus, Valentin Weigel, Jordanus Brunus, Spinoza und Andere hätten behandelt werden können. Doch hätte eine solche Behandlung des Gegenstandes den eigentlichen Hauptgegenstand dieser Schrift leicht fast ersticken können; deshalb scheint dem Ref. der anderwärts gegen den Vf. um dieser Uebergehung willen erhobene Tadel nicht ganz gegründet, wenn er nicht gegen das Unrichtige in seinem ganzen Unternehmen gerichtet wird; vielmehr findet er darin einen neuen Beweis von dem schriftstellerischen Takte des Verfs., der sich auch da, wo in der Anlage ein Fehlgriff ist, vor den schädlichen Folgen desselben, wenigstens bis auf einen gewissen Grad, zu verwahren weifs. Eben in dieser Gestalt wird das vorliegende Werk für jeden künftigen Geschichtschreiber der allgemeinen und namentlich der christlichen Religionsphilosophie eine unschätzbare Vorarbeit sein. — Obgleich Ref. beinahe fürchtet, die Gränzen seiner Anzeige schon überschritten zu haben, so nöthigt ihn doch die Wichtigkeit des Gegenstandes, bei diesem letzten bedeutenden Theile noch einen Augenblick zu verweilen, wobei er nur bedauert, viele interessante Punkte nicht besprechen zu können, z. B. das auffallende Zugeständnifs, welches Baur der neusten katholischen Polemik macht in Hinsicht auf die von derselben gezogene Parallele zwischen dem Gnosticismus und Protestantismus, welche der Verf. (S. 550—55) auf sehr sinnreiche Weise durchführt. — Bei Schelling, wie bei Böhme vor ihm, ist die Vermittlung durch die drei positiven Religionen, wo sie etwa hervortritt, nur die der Geschichte und daher unwesentlich. Die Stellung ist nicht mehr die der alten Gnosis: Judenthum und Heidenthum sind völlig überwunden und der Geschichte anheim gefallen. Es ist aber offenbar, dafs der Vf. diese Systeme deswegen mit hierherziehen mufste, weil, was in der alten Gnosis und spätern schwärmerischen Erscheinungen auf diesem Gebiete in trüber Gährung vorhanden war, in der neusten Philosophie zum klaren Bewufstsein gekommen ist. Wozu aber die unpassende, den Gesichtspunkt ganz aus den Augen rückende Ueberschrift der Schellingschen *Naturphilosophie* (S. 611), da mit Recht die Untersuchung über das Wesen der menschlichen Freiheit der Betrachtung zum Grunde gelegt ist?

Sehr wunderlich erscheint der Abschnitt über die Schleiermachersche Glaubenslehre in diesem Zusammenhange, welche der Vf. übrigens schon einmal in der Tübinger Zeitschrift (1828 erstes Stück) aus diesem Gesichtspunkte betrachtet hat. Ist es gleich gegründet, dafs der reine Determinismus sich leicht mit einem pantheistischen Elemente verbindet, so ist doch diese Verbindung nicht nothwendig und von Schleiermacher gewifs um so weniger vollzogen, als man ihm nur durch eine von ihm selbst nie anerkannte Consequenz das System der Immanenz Gottes in der Welt zuschreiben kann, während nichts seinem subjektiven Standpunkte mehr entgegensteht. Er behauptet vielmehr entschieden die Dependenz der Welt von Gott, aus welcher freilich ein schlechthinniges Bestimmtsein des Einzelnen hervorgeht, das für den, welcher auf

entgegengesetztem Standpunkte steht, wohl den Schein des Pantheismus haben kann. — Ferner war oben die Vermittlung des Gefühls mit sich selbst im religiösen Bewufstsein keineswegs das, was als wesentlicher Charakter der Religionsphilosophie betrachtet wurde; deshalb mufs gegen das Lob protestirt werden, welches der Vf. (S. 633) ausspricht. „Diese Zurückführung des Eigenthümlichen auf das Allgemein-religiöse, diese Zerlegung des Abhängigkeitsgefühls in seine verschiedenen Momente, um den Ort zu finden, der dem Christlichen als seine besondere Stelle anzuweisen ist, so dafs es zwar nicht als historische Erscheinung aus den vorangehenden Stufen apriorisch heraus construirt wird, aber doch seinem genetischen Begriffe nach jene Stufen zu seiner nothwendigen Voraussetzung hat, überhaupt diese ganze, das Christenthum in das Gemeinsame der vergleichenden Religionsgeschichte hineinstellende, Betrachtung ist eine der gröfsten und schönsten Eigenthümlichkeiten der Schleiermacherschen Glaubenslehre." Ueberhaupt geht der Vf. über Schleiermachers Theorie durch Folgerungen, die er auf eigne Hand daraus zieht, ganz unberechtigt hinaus und gelangt daher zu unrichtigen Resultaten. Sünde und Erlösung können Schl. nicht als die beiden Momente gelten, durch welche das Abhängigkeitsgefühl *sich mit sich selbst vermittelt* (S. 636 vgl. 633). Seine Aufgabe war durchaus nicht die, das Verhältnifs zwischen Idee und Realität in Christus begreiflich zu machen (S. 643), vielmehr sollte innere Erfahrung über seinen urbildlichen und geschichtlichen Charakter Belehrung geben, das Urbildliche in der Wirklichkeit seiner Existenz zum Bewufstsein kommen (S. 646). Die Berechtigung der subjektiven Erfahrung kann nur vom testimonium spiritus sancti ausgehen. Sollte die göttliche Schöpferkraft auf wunderbare Weise die Vorstellung der Urbildlichkeit erzeugen, so konnte diefs nicht anders geschehen, als indem das Urbild faktisch selbst hingestellt würde. — Hinsichtlich des Bedenkens, welches der Vf. (S. 648 Anm.) wegen Schleiermachers Behauptung äufsert, dafs in der ganzen Einleitung zur Dogmatik kein eigentlich dogmatischer Satz zu finden sei, ist zu erinnern, dafs der Gegenstand einer Wissenschaft vorläufig auf einem andern, etwa dem empirischen, psychologischen oder ethischen Gebiete besprochen werden kann. — Schwerlich läfst es sich auch rechtfertigen, dafs Schleiermachers Grundsätze gradezu auf Kants Religion innerhalb der Gränzen der blofsen Vernunft zurückgeführt werden und diese wichtige Schrift bei dieser Gelegenheit blos auf einer einzigen Seite (667) besprochen worden.

Bis dahin könnte man beinahe versucht sein, den Vf. für einen Anhänger der Hegelschen Philosophie zu halten; aber bei ausdrücklicher Behandlung derselben verschwindet dieser Schein. Ist ihm Schleiermachers Glaubenslehre einseitig subjektiv, so hingegen die Hegelsche Religionsphilosophie nur objektiv. Ref. bezweifelt aber, ob Hegel mit der Darstellung seiner Lehre zufriedener gewesen sein würde, als Schleiermacher es mit der seinigen war; namentlich hat hier die zum Theil sehr mifsliche Parallele mit der Gnosis mancherlei Verkehrtes hineingebracht; so S. 677 u. 78, wo das Verhältnifs Gottes zur Natur auf eine wenig entsprechende Weise dargestellt wird z. B. in der Art, wie das Reich des Vaters als eine *Sphäre* dem Reiche des Sohnes gegenübergestellt wird, und wie (683) beide mit dem Reiche des Geistes zusammengestellt werden, um zu zeigen, dafs dieselben Momente, in welchen der absolute Geist sich mit sich selbst vermittelt, *auch* den Begriff des dreieinigen Gottes bestimmen, grade als wenn das zwei verschiedene Bestimmungen wären und als ob es noch eine andere Art der Vermittlung Gottes mit sich selbst gäbe, als in der Trinität. Die Erinnerung an die obere und untere Sophia (S. 685) erscheint ebensowohl als unangemessen. — Die Aehnlichkeit mit den Clementinen (S. 690 Anm.) hat zwar etwas Ueberraschendes, allein die Aehnlichkeit besteht doch nur in der gleichen Annahme des Prozesses der Entwicklung des Göttlichen, die allerdings in der Gnosis liegt, aber so, dafs die Bestimmungen des Gedankens zu wirklichen Geschichten, zu endlichen Veränderungen werden. Die Beschreibung der Naturreligion (691) und der Religion der geistigen Individualität (695) leistet durch ihre Unbestimmtheit dem Streben des Vfs. Vorschub, seinen Vergleich mit der Gnosis durchzuführen. Ganz unberechtigt also wird (S. 710) gesagt: wie Hegels Lehre von Gott nichts anderes sei, als die rein wissenschaftliche Auffassung und Durchführung der Idee des absoluten Geistes, so sei auch ihre Christologie von der der alten Gnosis im Wesentlichen *nur* der *Form* nach verschieden — als wäre das so etwas Geringes und leicht vom Inhalte zu trennen. Doch überläfst Ref. die weitere Prüfung derselben und ihre eventuelle Vertheidigung Anhängern der Hegelschen Schule und wendet sich noch einen Augenblick zu des Vfs. eigenen Ansichten hin.

Diese kommen hier natürlich nur in so weit in Betracht als sie auf den Charakter der gegenwärtigen Untersuchung Einflufs üben und grade in dieser Hinsicht ist die Stellung des Vfs. zu seinem Gegenstande eine äufserst glückliche. Er steht im Ganzen auf dem Standpunkte der spekulativen Philosophie, jedoch in jener Weise, welche die Wahrheit zwar schon zu besitzen meint, aber dieselbe auch immer mehr zu realisiren trachtet. Besonders charakteristisch ist in die-

ser Hinsicht die kurze Bemerkung gegen Jul. Müller (S. 717) hinsichtlich seiner Behauptung, an Stellen, wie 1 Korinth. 4, 25—40; 13, 9. müsse auf einmal die ganze Philosophie unserer Zeit sich zerstofsen. Eben so auch die letzte Anmerkung (S. 736—739), aus welcher man erkennt, wie der Vf. sich zwischen den verschiedenen Ansichtsweisen gewissermaafsen schwebend erhält, um von seinem Mittelpunkte aus, die Wahrheit vornämlich an der Geschichte zu entwickeln; daher der Schlufs des ganzen Buchs durchaus den Charakter eines Strebenden ausdrückt. Wie man oben, heifst es hier (S. 740), auch über den neuesten Standpunkt der Religions-Philosophie urtheilen mag, gewifs ist doch, dafs die durch Jahrtausende fortgehende Arbeit des Geistes nie als eine geschlossene betrachtet werden kann, und wie die christliche Religionsphilosophie sich von Anfang an nur auf der Grundlage des objectiven Christenthums entwickeln konnte, so gibt dieselbe Grundlage, von welcher sie sich nie trennen kann, auch für die Zukunft die beruhigende Bürgschaft, dafs sie ihre Aufgabe nie für gelöst, ihr Ziel nie für erreicht halten kann, so lange nicht alle Interessen, die sie auf ihren wahren Begriff bringen und in sich ausgleichen soll, zu ihrem vollen Rechte gekommen sind.

Schliefslich ist zu bemerken, dafs dieses treffliche Werk würdig ausgestattet, mit einem sehr guten Register und einer weitläuftigen Uebersicht des Inhaltes versehen ist, welche bei dem oft verwickelten Gange der Untersuchung sehr willkommen erscheint. Wäre ja für die Bequemlichkeit des Lesers noch etwas hinzuzuwünschen, so wären es Rubriken über dem Texte.

L. Pelt.

XXX.

Enumeratio plantarum, quas in novae Hollandiae ora austro-occidentali ad fluvium Cygnorum et in sinu regis Georgii collegit Carolus liber Baro de Hugel. Vindobonae, 1837, apud Fr. Beck Univ. Bibliopol. 8. (Erstes Heft S. 1—83).

Mehrere Zeitschriften haben bereits der vielseitigen Leistungen Erwähnung gethan, durch welche Herr Baron von Hügel alle Zweige der Naturwissenschaft während einer mehrjährigen Reise in Afrika, Asien und Neuholland bereichert hat. Während derselbe gegenwärtig mit der Ausarbeitung seiner Reisebeschreibung beschäftiget ist, haben sich seine botanischen Freunde in Wien vereinigt, die Entdeckungen auf dem Gebiete des Pflanzenreiches, welche er zurückgebracht, und theils in den Herbarien Wiens niedergelegt, theils in seinem Garten zu Hitzing vervielfältigt hat, bekannt zu machen. Das vorliegende Werkchen beschäftigt sich mit der Flora eines südwestlichen Theiles des grofsen südlichen Continents, und ist als Vorläufer einer gröfseren, mit Abbildungen ausgestatteten Arbeit zu betrachten.

Baron von Hügel botanisirte in der Gegend von Freemantle, dem Hafen der Colonie am Schwanenflusse, so wie in den landeinwärts gelegenen Gebirgen Darlington vom 17. November bis 19. Dezember 1833, und in der Nähe des König-Georg-Sundes während der ersten Hälfte des Januars. Diese Gegenden sind vor ihm nur flüchtig, von Allan Cunningham, Lechenault und Gaudichaud besucht worden, und boten deshalb eine verhältnifsmäfsig grofse Ausbeute früher unbekannter Pflanzenarten dar. Wir geben hier die Liste aller, sowohl früher bekannten, als neu hinzugekommenen Arten, nach natürlichen Familien geordnet, so wie sie in dem vorliegenden Werkchen bekannt gemacht werden sollen.

	früh. bek. Arten.	neu hinzugek. Arten.		früh. bek. Arten.	neu hinzugek. Arten.
Ranunculaceae	—	3	Halorageae	—	3
Dilleniaceae	1	4	Myrtaceae	11	22
Cruciferae	2	1	Portulaceae	1	—
Violarieae	—	1	Ficoideae	1	—
Droseraceae	—	5	Saxifrageae	—	1
Polygaleae	2	3	Umbelliferae	7	7
Tremandreae	—	2	Loranthaceae	1	1
Pittosporeae	1	2	Rubiaceae	2	2
Frankeniaceae	1	—	Compositae	11	18
Paronychieae	1	—	Goodeniaceae	2	12
Phytolaccaceae	1	—	Stylideae	8	9
Malvaceae	1	1	Lobeliaceae	5	2
Buttneriaceae	3	4	Campanulaceae	1	1
Hypericinae	—	1	Epacrideae	14	3
Sapindaceae	—	2	Myoporinae	2	1
Geraniaceae	2	1	Labiatae	2	7
Rutaceae	2	4	Convolvulaceae	1	—
Stackhousieae	—	2	Apocyneae	—	1
Euphorbiaceae	—	5	Gentianeae	3	1
Rhamneae	2	4	Solanaceae	1	—
Leguminosae	28	37	Sirofularinae	2	—
Rosaceae	1	—	Lentibulariae	3	1
Cephaloteae	1	—	Primulaceae	2	—
Oenothereae	—	1			

Neue Arten 177, alte 130.

Die neuen Arten sind mit Definitionen und Beschreibungen versehen, welche von den gegenwärtig in Wien anwesenden Botanikern ausgeführt worden sind. Herr Georg Bentham hat die Leguminosae, Rosaceae und Umbelliferae, und überdies alle Monopetalen, Herr Fenzl die Paronycheae, Rhamneae, Halorageae, Portulacaceae, Loranthaceae, Restiaceae und Cyperaceae, die Kryptogamen hat Herr Heinrich Schott, und alles Uebrige der so überaus und polyhistorisch thätige Stephan Endlicher übernommen. Besonders schätzbar erscheinen in dem vorliegenden Hefte die Mittheilungen über zwei neue Gattungen aus der Familie der Pittosporeae (Marianthus und Pronaya), über die Familie der Rutaceae und eine Uebersicht der bis jetzt in Neuholland entdeckten Rhamneae, unter welchen sich zwei vorher unbeschriebene Gattungen (Trymalium und Spyridium) befinden. Besonders reich erscheint die Classe der Hülsenfrüchte, welche bekanntlich durch mehrere eigenthümliche Bildungen in dem Continente der Südsee repräsentirt werden. Auch die Classe der Korbblüthler bietet mehrere früher noch unbeschriebene Gattungen dar. Die Ausführung des vorliegenden Heftes erregt den Wunsch, recht bald mit der Fortsetzung einer Arbeit beschenkt zu werden, welche so wesentlich beitragen wird, die immer noch höchst mangelhafte Kenntnifs der Flora Neuhollands zu bereichern. Besonders wünschenswerth wäre eine möglichst vollständige systematische Bearbeitung derjenigen Pflanzengattungen, welche häufig in den botanischen Gärten cultivirt dennoch einer kritischen Beleuchtung in vieler Beziehungen ermangeln.

v. M.

№ 41.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1837.

XXXI.

Verhandlungen der Kais. Leopoldinisch-Carolinischen Akademie d. Naturforscher. Des 17. Bds. Supplem. enthaltend: Die fossilen Farrnkräuter von H. R. Göppert. Breslau und Bonn, 1836. 4. 486 *S. mit* 44 *Steindrucktafeln.*

Dieser Theil der Verhandlungen der Kais. Akad. der Naturforscher verdient eine besondere Anzeige, da er ein besonderes ausführliches Werk über die fossilen Farrnkräuter enthält. Hr. Prof. Göppert hat sich dadurch den Dank aller Naturforscher erworben, nicht allein wegen der genauen Beschreibung vieler zum Theil neuer Arten, die man als eine Bereicherung unserer Kenntnifs ansehen mufs, sondern auch wegen der äufserst fleifsigen Zusammenstellung des Bekannten. Der Gegenstand hat in neuern Zeiten die Aufmerksamkeit der Naturforscher sehr beschäftigt. In Deutschland machte v. Schlotheim den Anfang mit einer bessern Bearbeitung der fossilen Farrn; ihm folgte das vortreffliche Werk des Grafen Sternberg: die Engländer Artis, Witham und Lindley fanden Stoff genug dafür in ihrem Lande; Ad. Brongniart in Frankreich hat ausgezeichnete Verdienste um diese Forschungen und diesen allen schliefst sich der Verf. des vorliegenden Werkes würdig an. Den Eingang macht eine vollständige Geschichte der Bemühungen der Naturforscher um diesen Gegenstand, die dadurch einen gröfsern Werth erhält, dafs der Verf. die Abbildungen von Farrn in Scheuchzers Herbarium Diluvianum, in Volkmanns Silesia subterranea, in Walch's Naturgeschichte der Versteinerungen und in andern ältern Werken nach den neuern Ansichten bestimmt hat. Bei Gelegenheit einer Aeufserung von Schlotheim, dafs der feine Steinkohlenüberzug eigentlich das Blatt selbst darstelle, führt der Verf. einen Versuch an, der die Richtigkeit dieses Ausdrucks beweist. Er brachte Farrn der Jetztwelt zwischen zwei weiche Thonplatten und setzte sie nach dem Austrocknen kurze Zeit einer der Glühhitze nahe kommenden Temperatur aus. In mehreren Fällen, wenn die Erhitzung allmälig erfolgte, gelang es beim Zerschlagen der Thonplatten die Pflanze glänzend schwarz, fest anliegend auf der Thonplatte, den fossilen Abdrücken täuschend ähnlich, vorzufinden. Wenn ein durch Asphalt oder gepulverte Steinkohlen geschwärzter Thon angewendet ward, so zeichnete sich der Abdruck immer durch eine von der Umgebung verschiedene, meistens dunklere Färbung aus. Er schliefst daraus, dafs der Kohlenstoff des Thons keinen Einflufs auf die Umwandlung der Pflanze ausübe. Es sei also keinesweges Steinkohlenmasse, welche den Raum einnimmt, den früher die Pflanze erfüllte, sondern die in Kohle verwandelte Substanz der Pflanze selbst, die wir in den Abdrücken vor uns sehen. Wenn auch die von dem Verf. widerlegte Meinung wohl niemand gehabt hat, der sich mit diesen Abdrücken ernstlich beschäftigte, und wenn auch in manchen Fällen man diese Verwandlung in Kohlensubstanz deutlich sieht, so bleibt es doch immer zweckmäfsig, Irrthümern von solcher Art zuvor zu kommen. Auf die Geschichte folgt eine ungemein fleifsige und verdienstliche Vergleichung der Farrn der Jetztwelt mit denen der Vorwelt, wobei der Verf. einen Theil nach dem andern und zwar nach den Verschiedenheiten, worin er jetzt noch vorkommt und vormals vorkam, genau durchgeht. Nur müssen wir hier, so wie überhaupt erinnern, dafs der Vf. eine zu grofse Meinung von dem hat, was bis jetzt für die Naturgeschichte der Farrn geleistet ward. Ohne genaue Kenntnifs der Jetztwelt können wir nicht über

die Vorwelt urtheilen. Der Erfolg dieses Mangels kann nicht anders sein, als eine zu rasche Verknüpfung und Verbindung von Gegenständen, die gar sehr von einander verschieden sind. Aus den Steinkohlenlagern von Charlottenbrunn, so wie aus denen bei Waldenburg, erhielt der Verf. Abdrücke, welche er von den horizontalen Stämmen der Farrn (den wahren Stämmen) ableitet. Das ist wohl möglich, aber ohne den innern Bau zu kennen, kann man weiter nichts als dieses sagen. Der Verf. konnte keine Spur von Wurzelfasern entdecken, mit denen die Farrn der Vorwelt doch wohl versehen waren und er hält dieses für ein Räthsel, welches die Wissenschaft einst lösen werde. Seitdem Witham, Hutton und Karsten angefangen hätten die verschiedenen Arten der Steinkohle mit dem Mikroskop zu betrachten, sei gefunden, daſs die einzelnen Modificationen der Kohlen von eben so vielen vorhandenen Pflanzen herrühren. Mir scheint das Letztere viel zweifelhafter als das Erstere: denn ich zweifle nicht, daſs die Wurzelfasern in dem Boden der Vorwelt, den uns die Kohle darstellt, untergingen. Wenn Witham an einzelnen Stücken von Kohlen einen organischen Bau zu sehen glaubte, so muſs man bedenken, daſs man wiederum Massen genug sehen kann, woran man dergleichen nicht entdeckt. Witham sucht überall Reste von Tannen auf; Tab. XI. (die unser Verf. anführt) sehe ich nichts davon u. F. 8. u. 9. scheinen mir gar deutlich Monokotylenbildung. Auch die zusammengerollten Wedel der Farrn fand der Verf. unter den fossilen Farrn, wie Ad. Brongniart. In einer Thoneisensteinkugel, vermuthlich aus England, fand der Verf. Abdrücke, die er von einem folium primordiale der Farrn ableitet, wie sie einige (die meisten) Farrn haben. Das ist wohl möglich, aber auch weiter nichts. Denn wie hängt diese Thoneisensteinkugel mit den fossilen Farrn zusammen? Aus der Vergleichung der fossilen Farrn mit den Farrn der Jetztwelt, zieht der Verf. den Schluſs, daſs fast alle bei den lebenden Farrn vorkommenden Verschiedenheiten des Strunkes und der Spindel auch bei den fossilen vorhanden gewesen sind. Soll heiſsen: Nach den wenigen flüchtigen Beobachtungen, die wir über die Farrn der Jetztwelt haben, und den erst seit kurzer Zeit an einzelnen Stellen untersuchten Steinkohlenlagern, scheint es, daſs die Farrn der Vorwelt denen der Jetztwelt sehr ähnlich waren. Der Verf. läſst sich auch durch diese Aehnlichkeit zu sehr hinreiſsen, wenn er Schlotheims Bemerkung verwirft, daſs die Farrn der Vorwelt viel dickere Wedel-Stiele als die jetztlebenden besaſsen. Erstlich sei hiebei leicht eine Täuschung möglich, indem man nicht zu den Wedeln gehörige Strünke genommen habe (das ist doch wohl kaum geschehen) und dann sei die Dicke wirklich so groſs nicht, der Strunk von Aspidites silesiacus sei nur 6—8 Lin. breit, obschon der Wedel an dieser Stelle 3 Fuſs im Durchmesser hatte, der Strunk von Neuropteris conferta sei nur von 8—10 Lin. Breite, bei 3—4 Fuſs langen Wedeln, u. dgl. m.; nur Pecopteris platyrachys Br. scheine eine Ausnahme zu machen. Als ich (der Ref.) dieses las, unterlieſs ich nicht, sogleich in unserm botanischen Garten einige Farrn zu messen. Ich fand an Pteris deflexa, deren Wedel 3 Fuſs im Durchmesser hat, den Wedelstiel unten 2½ Lin. breit, oben wo der Wedel anfängt, kaum 2 Lin.; eben so Pteris lata, deren Wedel 2½ Fuſs im Durchmesser hat; die prächtige Pteris umbrosa R. Brown (Pt. allosora mihi) mit einem 4—5 Fuſs langen Wedel, hatte einen Stiel unten 6 Lin. breit, oben wo der Wedel anfing 2½ Lin.; Alsophila aspera, die anfängt, baumartig zu werden, mit einem 6 Fuſs langen Wedel, hatte da, wo der Wedel anfängt, einen Stiel von 5 Lin. Breite und nicht breiter war der Stiel von Cibotium Schiedei, dessen Wedel eine Länge von 6 Fuſs und eine Breite von 4 Fuſs hat. Wirklich sind die Wedelstiele der Farrn in der Jetztwelt auffallend dünn, und Schlotheims Bemerkung durchgreifend richtig. Ich stelle anheim, ob nicht die Wedelstiele der Farrn in fossilem Zustand plattgedrückt wurden, da man groſse Stämme der Kalamiten, z. B. im fossilen Zustande offenbar plattgedrückt findet; welches allerdings eine wichtige geognostische Thatsache sein würde. Ein solches Abplatten ist gar wohl möglich, da jene Stiele oben schmal gerinnt, unten sehr erhaben gewölbt sind. — Was nun die Beschreibung der einzelnen Arten betrifft, so muſs davon gerühmt werden, daſs die Beschreibungen genau und die Abbildungen sehr gut sind. Es sind hier alle dem Verf. aus Schlesien bekannt gewordene Arten beschrieben, und viele abgebildet, unter diesen viele neue. Die Gattungen der fossilen Farrn sind unter verschiedene Familien zusammengestellt, welches keineswegs zu

tadeln ist. Aber wie konnte der Verf. von Brongniarts wirklich sehr zweckmäfsigen Art und Weise die Gattungen zu benennen, abgehen und Namen wie Gleichenites, Adiantites, Cheilanthites, Asplenites u. s. w. wiederum einführen? Die Botaniker bestimmen nun einmal Adiantum, Cheilanthes, Asplenium u. s. w. nach Kennzeichen, die an den fossilen Farrn nicht mehr zu erkennen sind, nach dem in den meisten Fällen leicht verschwindenden indusium, und es ist sehr möglich, dafs ein Asplenites oder Cheilanthites oder irgend ein solcher ites von der Gattung, wovon er den Namen hat, ganz abweicht. Wozu nun diese neue Verwirrung? Brongniarts Methode, die Gattungen der Farrn nach dem Nerven zu bestimmen, hat der Verf. angenommen; er mag sie genauer bestimmen, mit der Blattform verbinden und so bessere Gattungen bilden, wohl, aber es müssen neue Namen für neue Eintheilungen gegeben werden, denn nichts schadet der Wissenschaft mehr, als Verwirrungen. Die Familie Filices dehiscentes geht voran, und darunter zuerst eine sonderbare Vegetabilie, Bokschia flabellata, noch nicht beschrieben, aber im höchsten Grade zweifelhaft, wie der Verf. selbst gesteht. Die zweite Familie Gleicheniae enthält zuerst die Gattung Gleichenites, die er durch eine frons dichotoma pinnatave charakterisirt. Zwar haben diese Farrn keine Knospe in der Theilung, aber darauf, meint der Verf., komme nicht viel an. Darauf kommt alles an; diese Knospe deutet auf einen eigenthümlichen Bau, von dem sich keine Spur an den Polypodiaceen zeigt. Viele von den hier zu Gleichenites gerechneten sind Nebenäste von Wedeln, die häufig gablicht getheilt an den Polypodiaceen vorkommen, besonders an Pteris, gewifs gehört dahin Gleichenites Linkii t. 2. f. 1. Gl. Neesii t. 3. könnte eher einige Zweifel erregen, aber G. neuropteroides, eine schöne neue Art, gleicht einer Pteris gar sehr. Die Wedel haben auch sonst keine Aehnlichkeit mit den Wedeln von Gleichenia. In die Nähe bringt der Verf. Asterocarpus Sternbergii, ein noch nicht beschriebener Farrn, unstreitig die Krone der ganzen Sammlung, von Saarbrück, worüber wir dem Vf. Dank wissen, dafs er ihn aufgenommen. Er zeigt wohl erhaltene Früchte, wo ganz deutlich mehrere Sporangien in ein Sporocarpium zusammengestellt sind. Also gewifs eine Marattiacee, keine Gleicheniee. III. Fam. Neuropterides. IV. Sphenopterides. Hier macht der Verf. auf die Querstreifen des Wedelstiels von seinem Cheilanthites elegans (Sphenopteris elegans Brongn.) aufmerksam, die er immer fand, genau beschreibt und sich mit Recht enthält, eine Erklärung davon zu geben. Sie ist nur an diesem fossilen Farrn gefunden worden. Der Verf. bringt zu dieser Abtheilung Hymenophyllites und Trichomanites, weil einige Arten Fruchthaufen an den Enden der Blättchen zeigen. Aber die Hymenophylleae zeichnen sich durch ihr Sporocarpium so sehr aus, und sind überhaupt so sehr von den Polypodiaceen verschieden, dafs man sie nicht nach oberflächlichen Aehnlichkeiten beurtheilen darf. Auch ist die Aehnlichkeit der hier angeführten mit den jetztlebenden sehr gering. Steffensia. Mit Recht als eine neue Gattung aufgestellt, mit häufigen Spuren von Fruchthaufen. Eben so Beinertia als neue Gattung. Wir übergehen die Menge anderer genau beschriebener Abdrücke von Farrn, die immer eine vortreffliche Grundlage zu einer Beschreibung der fossilen Farrn bleiben wird. Hierauf folgt: Ueber die Verbreitung der fossilen Farrn in den verschiednen Gebirgsschichten überhaupt und in Schlesien besonders. Im Anhange handelt der Verf. über die Stämme der fossilen Farrn, Lykopodiaceen u. s. w.; dieses ist ein sehr schwieriger Gegenstand, auch hat ihn der Verf., wie er selbst gesteht, nur als Nebensache betrachtet. Wir vereinigen mit dieser Schrift die Anzeige einer andern später erschienenen kleinen Schrift, welche ebenfalls in den Abhandl. d. Kaiserl. Akad. d. Naturf. erscheinen wird.

De floribus in statu fossili, quam etc. publ. def. H. R. Göppert. Vratislav. 1837. 4.

Der Verf. beschreibt hier einige fossile Pflanzentheile, welche zu den Blüthen gehören; vorzüglich merkwürdig ist aber, dafs der Verf. an solchen fossilen Pflanzentheilen noch wahren Blüthenstaub (pollen) entdeckte; allerdings nicht in der ältern Steinkohlen-, sondern in der spätern Braunkohlen-Formation. Voran geht eine sehr fleifsige Zusammenstellung alles dessen, was die Schriftsteller über die fossilen Blüthen haben. Dann folgt die Beschreibung der fossilen Pflanzen und zwar zuerst Alnites Kefersteinii, ein blühender Zweig mit Blüthen und darauf liegendem Blüthenstaub. Das Stück Braunkohle

mit dem Abdruck erhielt der Verf. von Keferstein in Halle, aus dem Braunkohlenlager vom Dorfe Salzhausen bei Nidda in der Wetterau. Der Verf. hat den Zweig vergröfsert abbilden lassen, und daneben einen Zweig von Alnus glutinosa, der mir mit der fossilen Pflanze durchaus keine Aehnlichkeit zu haben scheint. Wie kann man die von einander abstehenden, deutlich zu einer andern Klasse von Pflanzen gehörenden Blüthen mit den über einander liegenden Schuppen der Kätzchen von Alnus zusammenbringen! Die Stellung der weiblichen Blüthen gegen die männlichen ist eigenthümlich an Alnus, und hier in der Abbildung richtig ausgedrückt; damit nun aber des Verfs. Alnites Aehnlichkeit habe mit Alnus, wird von einem abgebrochnen Zweige gesagt: pedunculi amentorum femineorum, quae quidem deficiunt. Ja wohl! der Verf. hat bei b einen Absatz an seinem Alnites abgebildet, der ihn hätte leiten können. Der Blüthenstaub der fossilen Pflanzen mag dem Blüthenstaube von Alnus glutinosa ähnlich sein, aber man darf nur einen Blick auf Mohls Werk vom Pollen werfen, um zu finden, wie ähnlich der Blüthenstaub sehr verschiedener Pflanzen ist, und an Hypericum perforatum findet man oft Blüthenstaub von sehr verschiedner Form, sogar in derselben Blüthe. Die Abbildung des Blüthenstaubes beim Verf. ist nicht deutlich. Aber noch mehr ist zu tadeln, dafs der Verf. zwei fossile Kätzchen in der Braunkohle aus der Kön. Sammlung zu Berlin ohne Bedenken als zu seiner Pflanze gehörig hat abbilden lassen, ferner eines aus der Kefersteinschen Sammlung, ja sogar noch wirkliche Zapfen und Samen aus derselben Kefersteinschen Sammlung, die nun alle dazu gehören sollen! Es ist wirklich ein Schade für die Wissenschaft, dafs der Verf. hier und auch in dem grofsen Werke so unkritisch bei der Vergleichung der fossilen Pflanzen mit den jetztlebenden verfahren ist. — Betulites salzhausensis nach einem zerbrochenen Kätzchen in einer Braunkohle der Kön. Samml. zu Berlin sehr merkwürdig, aber sehr ungewifs. Der fossile Blüthenstaub soll mit dem von Betula alba übereinkommen, aber die Abbildungen sind so, dafs man die Gestalt nicht herausbringen kann. Zum Beweise der Aehnlichkeit hat der Verf. die Oberfläche der fossilen Schuppen und die Oberfläche der Schuppen von Betula alba vorgestellt. Man sieht da eckige Zellen. — Cupressites Brongniarti aus einer Braunkohle. Auch hier fossiler Pollen und der Verf. mufs gestehen, dafs dieser mehr dem Polle von Populus alba als Cupressus ähnlich sei. Die fossile Pflanze ist gar zu deutlich ein Cupressus oder Juniperus. Der Verf. zählt auf Cupressus lusitanica, und bildet aus Lamberts Werke über Pinus einen Zweig dieser Pflanze ab; Lamberts Abbildung ist hier gerade schlecht. — Cucubalites Goldfussii, aus der Braunkohle. Sieht einer aufgebrochnen Blüthe von Cucubalus Behen nicht ganz unähnlich. Carpantholites Berendtii aus dem Bernstein. Die geognostische Frage, welche hiebei Rücksicht verdient — denn die Botanik hat von diesen Untersuchungen wenig Vortheil —, ob nämlich die Pflanzen in den Braunkohlen mit den noch lebenden übereinstimmen, ist hier ganz unerörtert geblieben. Nach den vielen fossilen Pflanzentheilen, die Ref. im Bernstein gesehen hat, besonders aus der vortrefflichen Sammlung des Hrn. Dr. Berendt, worin ausgezeichnete Stücke vorkommen, mufs er sie ganz verneinen. Wir wünschen sehr, dafs der Verf. fortfahren möge in seinen glücklichen und mit Erfolg gekrönten Untersuchungen, da es ihm leicht sein wird, das zu vermeiden, was zu unsern Bemerkungen Veranlassung geben konnte.

Link.

№ 42.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

September 1837.

XXXII.

Études de droit public, par C. F. Schützenberger, Docteur en droit. Paris, 1837. chez J. G. Levrault, libraire. Strasbourg, même maison. VIII 235 S. 8.

Jede wissenschaftliche Leistung steht in einem Zusammenhange mit der Zeit, der sie angehört, und dem Orte, von welchem sie ausgegangen; sie wird, eben weil sie wissenschaftlich ist, jene organischen Beziehungen nicht verleugnen können und wollen, aber sie wird als freie und gerade um ihrer nothwendigen Grundlage willen, alle fremden, die Freiheit des Begriffs beengenden Schranken von sich abweisen, und ihre Selbstständigkeit behaupten, in welcher auch das die Wissenschaft vertretende Individuum sein besonderes Recht und seine Schranke findet.

Davon mufs auch die Würdigung der einzelnen Schrift aus einer besondern Disciplin ausgehen. Der Standpunkt, den dieselbe zu einer bestimmten Zeit, und in einem bestimmten Lande behauptet, das Verhältnifs, in welches sich dieselbe, in dem Gebiete des Gesammtwissens und der Intelligenz, theils zu andern Zweigen der Wissenschaft, theils zu der Bearbeitung derselben in andern Ländern gesetzt hat, der nothwendige Zusammenhang hinsichtlich dessen, was als Arbeit des Geistes überhaupt, unabhängig von localen und geographischen Grenzen, im geschichtlichen Verlauf, auf ein gemeinsames Ziel gerichtet ist, mit dem, was als nothwendige Besonderung des Allgemeinen und Individualisirung, gerade als zeitgemäfse, nationale Ausprägung der Idee sich zu erkennen giebt, — Alles dieses verlangt in seiner Geltung, so weit diese vor der Idee besteht, gebührende Anerkennung, und wenn auch, bei der Kritik einer bestimmten Schrift es nicht stets am Orte und an der Zeit ist, diese Grundlagen ausführlich aufzuzeigen, die für die Arbeit des Verfs. und des Berichterstatters gemeinsam sein sollen, so bedarf es doch mindestens der Andeutung, dafs man sich selbst hierüber Rechenschaft gegeben, und auch den Leser auf den richtigen Standpunkt sogleich zu versetzen bemüht habe.

Kaum wird die Wahrheit jener Sätze in Zweifel gezogen werden, wo von solchen positiven Lehren gehandelt wird, welche in dieser Eigenschaft eine historisch nationale Gestalt, und als wissenschaftliche zugleich eine allgemeine Grundlage und einen gemeinschaftlichen Ausgangspunkt, an dem Begriff der Sache, und dem sie bestimmenden Princip haben. Vielleicht könnte man sie in Abrede stellen, für die Philosophie, und in einem gewissen Sinn nicht ohne Grund, aber doch auch nur bis zu einer Grenze, bei der sich auch das Geistige, in seiner Darstellung, Verwirklichung und Auffassung, jenen nothwendigen Bedingungen unterwerfen mufs, von denen uns die Geschichte der Wissenschaft Kunde giebt. Ueber den Besonderungen steht das Allgemeine, welches dieselben durch ein unsichtbares, nur der Wissenschaft und zwar der speculativen, erkennbares Band (man kann sagen synchronistisch und chronologisch) verknüpft, und als Momente eines Ganzen, als Stufen eines höhern Prozesses betrachten lehrt; aber jene Besonderungen behaupten als solche und soweit sie zugleich die Darstellung des Allgemeinen sind, ihr nothwendiges Recht. Hat doch die Philosophie selbst ihre Geschichte und zwar nicht als äufserlich neben sich, sondern als wesentliches Glied, ja man darf wohl sagen, ohne dafs es für ein Paradoxon genommen wird, die Philosophie ist eine Geschichte des Geistigen, und dieses, in einer dem Inhalt entsprechenden Form aufgefafst, wird unvermeidlich zur Geschichte führen. Um so weniger bedarf es wohl der Ausführung, dafs unsere Bemerkung für die Rechts-Philosophie gelte, — weil *die* Wissenschaft, die man auch mit andern Benennungen als solche bezeichnet, die

Seiten des Allgemeinen und Besondern, des an sich seienden Begriffs und seiner positiven Gestaltung vereinigt, und zwar nicht in äufserlicher Weise, sondern durch ihren Begriff, und die Nothwendigkeit der Geltung der Freiheit, bedingt und unmittelbar gegeben.

Betrachten wir die Schicksale, welche die Bearbeitung des s. g. Naturrechts in Frankreich, so sind diese allerdings sehr verschieden von denen, welche dieselbe in Deutschland erfahren hat, wo eine im Ganzen von politischen Einflüssen freiere Behandlung der Philosophie überhaupt, auch jener Disciplin schon früher zu Statten kam. In Frankreich erscheint sie im Ganzen vernachläfsigt, sowohl von Seiten der Schriftsteller, als der Universitätslehrer; die Juristen ignoriren es gröfstentheils, die Philosophen aus einem andern Grunde nicht minder. Die deutschen Systeme finden, zwar nicht als solche, aber in ihren Ergebnissen, so weit man sie glaubte gebrauchen zu können, Eingang, und für die eine Zeit lang dauernde Gemeinsamkeit der Literatur beider Länder erscheinen die Niederlande und die s. g. französische Schweiz als Vermittler, beide auch selbstständig thätig: Holland durch Hugo Grotius vertreten, der lange Zeit grofses Ansehen, auch in Frankreich behauptete; die Schweiz, freilich in einer spätern Periode, durch J. J. Rousseau.

Was früher in Frankreich geleistet ist, trägt, gleich den vielen Werken, die England seit dem 16. Jahrh. geliefert, das Gepräge der verschiedenen politischen, nicht sowohl Theorien als wirklichen Begebenheiten, welche auf die, durch sie hervorgerufenen Schriften Einflufs haben, es sind nicht, wie in Deutschland unbefangene rein wissenschaftliche Forschungen, deren Ergebnisse dargelegt werden, sondern Tendenz-Schriften von vorgefafsten politischen Ansichten eingegeben, auf bestimmte Zwecke berechnet; Rechtfertigungen, die den Charakter von Partheischriften an sich tragen, und bei denen die Ausbeute für die Wissenschaft nicht im Verhältnifs mit den gemachten Anstrengungen steht, vorausgesetzt, dafs es mit diesen überall Ernst war. Diesen Charakter verleugnet allerdings auch die deutsche Literatur nicht zur Zeit und nach der begonnenen Kirchen-Reformation, wie denn hier besonders die theologischen Streitschriften auch für unsere Wissenschaft wichtig sind. Dafs übrigens solche Kämpfe und Reibungen auch der Förderung von Rechtswahrheiten günstig gewesen seien, kann nicht in Abrede gestellt werden.

Montesquieu, dem Vico an die Seite gestellt werden kann, der zuerst und allein die wahrhafte Idee des Rechts erkannt und in grofsartiger Auffassung der Geschichte, in verschiedenen Theilen mit mehr oder minder günstigem Erfolg durchgeführt, ist für Frankreich der eigentliche Rechtsphilosoph, und gehört durch den Fortschritt, den er gemacht, der Wissenschaft überhaupt, nicht blos seinem Vaterlande an, in welchem er mehr Bewunderer, als Nachfolger gefunden, und auf dessen weitere Ausbildung in Betreff der dortigen Geschichte der rechtsphilosophischen Ansichten, er nicht den Einflufs ausgeübt hat, den man zu erwarten berechtigt war.

Wir finden in der Periode vor der Revolution eigentliche Bearbeitungen des Naturrechts weniger von Seiten der Philosophen und der Rechtsgelehrten, als der Politiker; aber die Philosophen, ohne ein System zu liefern, verbreiten gelegentlich eine Menge von guten und übeln Gedanken aus dem Gebiet jener Wissenschaft, die in der Form wie sie gegeben wurden, in ihrer praktischen Richtung, und mit dem Stoff, dem sie einverleibt sind, um so sicherer bei dem Volk und bei denen des s. g. gebildeten Standes Eingang und Billigung finden, welche lieber Resultate als fertige aufnehmen, als sie begründen und ableiten, und wiederum am meisten solche, die ihrer sonstigen Denk- und Handlungsweise zusagen, und die in dem damaligen religiösen und sittlichen Zustande und dem Egoismus einen dankbaren Boden finden. Wie verschieden auch die materialistischen Grundsätze von Helvetius, später die von Voltaire, Diderot, und den s. g. *Encyklopädisten* sind (in denen Rousseau mehr persönliche Gegner sahe) und nach diesen die derer, welche in den ersten Stadien der Revolution eine Rolle spielen — sie stimmen überein in dem negativen Verhalten gegen das Objective und Positive, die Sittlichkeit, das Recht und die Religion — welche freilich in der Gestalt, in der sie damals hervortraten, das Denken — das sich als blos abstraktes erzeigt, zum Gegensatz aufzufordern schienen. Solche negative Tendenz mufste sich denn vernichtend, sie konnte nicht schaffend sich äufsern, — *ihre* Schöpfungen gehen sofort nothwendig, nach ihrem eignen Princip sich selbst zerstörend, zu Grunde, — aber sie mufs, dieses erkennend, zuletzt

ein Bedürfnifs des Positiven fühlen, dem die s. g. Ideologie nicht genügt: so erklärt sich denn, wie bei der Beziehung auf das angeblich Praktische und Nützliche, die Systeme der *Utilitarier*, deren Vorkämpfer der Engländer Bentham ist, und den Dümont den Franzosen zugänglich macht, und des St. Simonismus eine bereite Aufnahme bei Vielen in der Periode der Restauration fanden. Jetzt sind, abgesehn von den *Eklektikern*, die sich mehr den englischen als den deutschen Philosophen anschliefsen, vorherrschend die Systeme der *Theologen*, und der religiösen Politiker, in verschiedenen Richtungen, ähnlich wie wir sie auch bei uns in diesen Gebieten finden, die ihren Gegensatz theils in sich selbst, theils aufserhalb ihres Kreises nicht erst seit der Julirevolution gefunden haben, und die *neuern* Systeme, welche, um hier nur der bekanntesten zu gedenken, von Cousin, Renouard, Michelet, Lerminier, in einer Weise aufgestellt worden sind, die unser Interesse unter andern auch darum in Anspruch nimmt, weil sie wieder den Einflufs des Studiums deutscher Philosophie bekunden, wie dieser in einer frühern Periode, und vornehmlich nach Wolf, seitdem aber nicht wieder statt gefunden hat. Die kritische Philosophie konnte aus mehrern, in ihrer Zeit zusammentreffenden Ursachen nicht solchen Eingang in Frankreich finden und dessen Literatur hat über Naturrecht keine solche Werke aufzuweisen, wie sie seit Kant so häufig in unserm Vaterlande erschienen sind. Erst in der neuesten Zeit, wo ein allgemeines wissenschaftliches Band die Gelehrten der verschiedenen Länder vereinigt und kleinliche Eifersucht und Nationalvorurtheile seltner sich behaupten, hat ein tieferes Bedürfnifs die Franzosen der deutschen Rechtswissenschaft und Philosophie, dieser besonders in ihrer letzten Entwicklung, mehr zugewendet. Die Spekulation beginnt Anerkennung zu erfahren, jedoch kaum mehr; es giebt, scheint es, hier eine durch die Nationalbildung und den eigenthümlichen geistigen Typus, bestimmte Grenze, über welche nicht hinausgegangen wird *).

*) Es sei erlaubt hier zur Vergleichung aufmerksam zu mamachen auf einige lehrreiche Abhandlungen von Warnkönig, über: „Rechtsphilosophie in Frankreich" in der kritischen Zeitschrift für Rechtswissenschaft des Auslandes Bd. I. u. s w. und auf den nicht minder gelungenen Aufsatz: „zur Geschichte der Rechtsphilosophie im Auslande" von Göschel in den „zerstreuten Blättern" Th. III. S. 281 u. s. w.

Die Schrift, die wir hiedurch eingeleitet haben, gehört der neuern französischen Schule an, welche auf deutsche Philosophie mehr Rücksicht nimmt, nicht weil, oder ohnerachtet sie deutsch, sondern weil sie Philosophie ist, und die Geistesverwandschaft mit den Schriftstellern unsers Vaterlandes ist nicht zu verkennen, wenn auch nicht die häufige Berufung auf Deutsche, selbst Dichter wie *Schiller* und *Goethe*, dieses bezeugte und nicht der Name wenigstens des Verfs. auf deutsche Abkunft hinwiese, worauf hier jedoch um so weniger Gewicht gelegt werden soll, als die Arbeit übrigens durchaus das Gepräge der französischen Methode hat, woraus sich ihre Eigenthümlichkeit, mit ihren Licht- und Schatten-Seiten erklärt.

Interessant ist für die Stellung des Verfs. zur Wissenschaft seine Aeufserung in der Vorrede, die fast gänzlich mit der von *Lerminier* *) in einer der frühern Schriften desselben übereinstimmt. Er sagt: „Dans un âge, où l'on ne calcule guère ses forces, nous avions conçu le projet d'étudier les rapports qui rattachent le droit à la philosophie et à l'histoire; avec la foi naïve de l'enthousiasme nous nous étions promis de consacrer notre avenir à ce vaste travail: il n'en a pas été ainsi." Der Eintritt in das Geschäftsleben erlaubt ihm nur fragmentarische Studien, die er jetzt in ihren Ergebnissen theilweise vorlegt. „Cédant au désir de donner de l'unité aux résultats de notre travail, nous avons écrit les prolégomènes dont nous publions la première partie; elle traite de la nature du droit." Der folgende Theil, der sich mit dem Staate beschäftigen soll, wird dem Ziele näher treten, welches der Hauptitel: „Études de droit public" bezeichnet.

Man würde dem Verf. Unrecht thun, wenn man mit dem Tadel beginnen wollte, dafs er mit sprachlichen und etymologischen Forschungen seine Untersuchung einleitet, da allerdings diese nicht geeignet sind, eine wahrhafte Grundlage für die Sache zu gewähren. Er sucht damit nur vorläufig den Gegenstand zu bezeichnen, und die Wahrnehmung der ver-

*) Introduction à l'histoire du droit: P. XIII. „Mais nous ou commencer? Jeune, sans charactère officiel, avec une mission que je me donnais moi-même au milieu d'une préoccupation presqu' exclusive pour la jurisprudence pratique, comment des les premiers pas réveiller pour la science théorique l'attention et lui concilier l'interêt dont elle est digne?"

schiedenen Bedeutungen, in denen das Wort „droit" gebraucht wird, führt ihn darauf hin, theils deren gegenseitiges Verhältnifs und Verbindung, theils deren Ableitung von einem Grundgedanken um so mehr nachzuweisen, als jener verschiedene Sprachgebrauch sich auch im Deutschen und allen romanischen Sprachen finde. Hiermit ist zugleich die Methode seiner Darstellung gegeben, die denn freilich eine mehr äufserlich an die Sache gebrachte, als dem Gegenstande immanent ist. Wo daher zuerst gehandelt wird: „du droit considéré comme une faculté d'agir" macht die Freiheit (la liberté d'action) den Ausgangspunkt, ohne welche jene faculté nicht denkbar sei. Aber, welche untergeordnete Freiheit sieht man aus dem plötzlichen Uebergang zu dem „droit *de necessité, ou Nothrecht*, comme les philosophes allemands l'ont appété;" welches der Verf. zwar richtig läugnet, aber nicht aus dem rechten Grunde, wonach er es überhaupt nicht als Recht, sondern als eine Reihe von *Thatsachen* anerkennt „et de faits déplorables, qui attestent avec quelle sauvage énergie l'instinct de la conservation annulle toutes les facultés morales." Hier war überhaupt nicht die Stelle von dem s. g. *Nothrecht* zu handeln; sie gehört zu den Collisionen verschiedener Systeme und Gebiete, die in solche selbst nur kommen können, wo sie sämmtlich auch als Recht auftreten; aufserdem und selbst in den meisten Fällen, die man bisher zu rechnen pflegt, hat das höhere Gebiet auch seine Nothwendigkeit, die es zum Herrn über das niedere oder beschränktere macht. Solchem Rechte als besonderer Willkühr, wie es der Verf. hier annimmt, entspricht dann die Verpflichtung (*obligation*). Aber das führt ihn zu der Forderung einer Gewährleistung „par une communauté d'opinion sur la nature, l'étendue et la durée des droits et des obligations", wobei wieder ein Sprung ist, schon hier zu verlangen: „chacun doit connaître d'une manière positive ce qui est ordonné, ce qui est permis, ce qui est défendu"; denn das gehört nicht mehr dem Gebiete der einander entsprechenden subjectiven Berechtigungen und Verpflichtungen an, vielmehr ist hier schon ein Verhältnifs gedacht, wie es als solches, als Forderung, auf dem moralischen Standpunkte vorkommt, und auf einer späteren Stufe seine Verwirklichung erlangt. Diese *identité d'opinion* kann jedoch durch die blos formelle Uebereinstimmung der Individuen, selbst wenn sie sämmtlich nur ein und dasselbe Moralgesetz anerkennten, nicht hervorgebracht werden und zwar nicht blos darum, weil, wie es hier heifst, der Eigennutz oder die Leidenschaft das Geschäft der Auslegung oder Anwendung übernehmen. Der Verf. fordert daher eine positive Grundlage für das Recht, ein Gehorsam in Anspruch nehmendes Gebot, dessen Ansehen nicht von der Willkühr abhängt, „en un mot, des règles générales et obligatoires, connues ou censées connues de ceux dont elles régissent les actions." Und daraus folgert er: „la *loi* sera dont la *seconde* condition du droit." Aber wo kommt denn diefs Gesetz her? davon ist hier bei ihm nicht die Rede, und diefs ist um so mehr ein Mangel, als schon die Forderung von *allgemeinen Regeln* (in der *Mehrheit* wo man *einen* Grundsatz erwartet,) deren Kenntnifs auch schon vorausgesetzt werden dürfe, auf ein anderes Gebiet hinweiset, wenn man nicht etwa annehmen will, dafs der Verf. sich gleich anfangs auf einen Standpunkt versetze, der in einer philosophischen Betrachtung sich erst als Ergebnifs, im Verlaufe der Bewegung des Begriffs darstellen sollte. Und in der That sind es Anticipationen dieser Art, denen wir hier so häufig begegnen: kann man diese Freiheit ihm zugestehen, so läfst sich gegen die Ausführungen nicht viel erinnern; sie sind meist treffend, obschon für uns nicht neu: denn sie sind die meist verbreiteten der Naturrechte im Sinne des Kantianismus, wie sehr sich auch der Verf. dagegen sträubt und durch theilweise Abweichungen seine Selbstständigkeit zu behaupten sucht. Wir wundern uns daher auch nicht, zumal da die Freiheit, die allerdings der Ausgangspunkt und die Heimath des Rechts, und selbst das Recht ist, hier in ihrer niedrigsten Bedeutung genommen ist, dafs schon jetzt der Begriff des Zwangs hinzutritt, „ainsi la possibilité de contraindre au respect du droit est la *troisième* condition de son existence," und ihm dann Veranlassung giebt, von dem Unterschied der Rechtspflichten (*obligations*) und der moralischen (*devoirs*) zu sprechen: ein Unterschied, den er auf deren Ursprung und Sanktion gründet, wobei er jedoch, mit Rücksicht auf jenes Merkmal des Zwangs, die Unterscheidung in s. g. vollkommene und unvollkommene Pflichten verwirft; ich glaube mit Grund, obschon seine Methode nicht nothwendig darauf führt.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 43.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

September 1837.

Études de droit public, par C. F. Schützenberger.

(Schlufs.)

Den subjektiven Standpunkt der Moralität erkennt der Verfasser an — „les devoirs reposent en définitive sur l'idée toute individuelle que chacun s'en est formée. La moralité des actions n'est autre chose que leur conformité avec l'idée du devoir"; er hätte bemerken, oder hier schon mindestens andeuten sollen, wo das Recht des Gewissens seine Stelle und seine Schranke hat, und wo die Forderung ihrer Erfüllung, das Formelle, Leere, seinen Inhalt als einen wesentlichen, vom Denken erkannten und von dem besondern Willen als seine Aufgabe gewufsten und gewollten, erhält, wo der Widerspruch von dieser Freiheit und einer ihr so nur äufserlich gegenüberstehenden Nothwendigkeit sich in eine höhere Einheit auflöset: wenigstens bedurfte es hier schon einer Hinweisung auf das Substantielle, und auf die Wahrheit, ohne welche jene für sich gültigen Sätze gefährlich sind. So aber kommt er zu dem bekannten Ergebnifs, das ohne weitere Bemerkung hier mitgetheilt werden möge: „Le droit peut être defini une faculté d'agir déterminée par la loi et garantie par un pouvoir qui en assure l'efficacité. L'idée de droit, considérée sous ce point de vue, est une idée complexe, renfermant plusieurs conditions essentielles: la liberté physique des actions, la loi, la nécessité morale de respecter les rapports fondés par la loi, enfin, une contrainte extérieure, qui en garantit l'exécution."

Die Dürftigkeit dieser Ergebnisse wird vielleicht später beseitigt. Denn die erwähnte Methode, zuerst die Bedeutungen zu untersuchen, die der Sprachgebrauch dem Worte beilegt, führt nun (S. 15) den Verf. dahin zu sprechen: „du droit comme synonyme de la loi, et de la science des lois." Eine Stelle von *Montesquieu* *), über die Bedeutung der Gesetze, wie sie die Gottheit, die materielle Welt, die höheren Intelligenzen und der Mensch haben, dient als Motto, dessen Erläuterung die Betrachtung gewidmet ist, der wir nicht überall folgen dürfen; wir heben hervor die einem Reflexions-Standpunkt angehörige Hinweisung auf den Kampf des besondern Willens und Denkens, im Verhältnifs zu einem allgemeinen höhern Gesetz, über dessen geahndetes Dasein die Rechenschaft fehlt. „L'existence de la loi morale est un *fait:* nous savons qu'un *fait existe*, parceque nous en avons *conscience.*" Wie bei uns Gewohnheit, Erziehung, Religion hinwirken, jenes Gesetz achten zu lernen, welches die meisten so in seiner Unmittelbarkeit und als gegeben aufnehmen, denn „peu d'hommes arrivent à la connaissance des idées absolues par la voie transcendante de la réflexion; les uns manquent du loisir que réclame la vie spéculative; les autres sont dépourvus d'énergie intellectuelle et de cette impulsion instinctive qui entraîne les âmes privilégiées dans les hautes régions de la spéculation" — wird nun ferner gezeigt und die *Verschiedenheit* der Moralgesetze, die man als Beweis des Mangels eines absoluten Gesetzes anführt, als eine bedingt nothwendige gerechtfertigt. Hier finden denn die verschiedenen Bedeutungen des Worts „droit" ihre Verhältnifsbestimmung, bei welcher, wie der Vf. sagt, die meisten (?) Schriftsteller in ihren Untersuchungen über die Natur des Rechts stehen geblieben sind, während er in der nun folgenden Abhandlung „*de l'essence du droit*" (S. 41) über diese Grenze hinausgeht. Seine Untersuchung, oft mehr Polemik, lebhafter Ergufs und in Beispielen sich

*) „Les lois, dans leur signification la plus étendue, sont les rapports nécessaires qui dérivent de la nature des choses, et dans ce sens tous les êtres ont leurs lois: la divinité a ses lois, le monde materiel a ses lois, les intelligences supérieures ont leurs lois, l'homme a ses lois."

ergehende Darlegung, mehr dem öffentlichen Rechte mit schon vorausgesetzten organischen Anstalten angehörig, schliefst (S. 72) mit der gegründeten, noch in einem weitern Sinn als es hier geschieht, zu nehmenden Bemerkung: „que la nature du droit renferme un élément supérieur aux conditions extérieures de sa réalisation". Folgt dann eine Prüfung der *„théories sur le juste et l'injuste"*, deren einige *negativ* sind — „elles substituent le fort au droit", andere nicht so weit gehen, sondern sich darauf beschränken „à dépouiller le juste et l'injuste de tout charactère absolu"; eine dritte und letzte Classe, „reconnaissent aux idées développées plus haut une nature invariable, mais elles different d'opinion sur la source qu'il leur faut assigner." Dieser ausführlichste Theil der Abhandlung, nach den hier aufgestellten Kategorien, welche wir nicht unbedingt für erschöpfend und richtig gegliedert anzuerkennen vermögen, sei es, dafs man von dem Begriffe der Sachen und den möglichen verschiedenen Betrachtungsweisen, oder von der Erfahrung ausgehe — letzteres ist der Gesichtspunkt, der den Verf. geleitet zu haben scheint — müssen wir besonders auszeichnen vornehmlich, was gegen das *Nützlichkeitssystem* erinnert ist (obwohl es hier nicht an Vorgängern fehlt, die sich dagegen längst entschieden erklärt haben: wie z. B. unter Schriftstellern in französischer Sprache Rossi): doch trägt dieser Theil der Arbeit weniger das Gepräge fortschreitender Untersuchung nach nothwendigem, durch die dialektische Betrachtung selbst sich ergebendem Gang, der dann den Uebergang zu positiver Darstellung und speculativer Betrachtung machte, deren Werth und Nothwendigkeit (S. 145) anerkannt ist; als vielmehr einer geistreichen Kritik, die an die Systeme einen andern Standpunkt, als ihren eignen, nach dem sie zu würdigen wären, heranbringt. Nicht als ob dieses unrichtig wäre: der höhere, auch relativ mehr berechtigte Standpunkt, vollends der höchste wahrhaft berechtigte, mufs sich gegen die untergeordneten und die darauf gegründeten Systeme behaupten; aber diese sind, in ihrer bedingten Nothwendigkeit und Wahrheit, so zu erfassen, dafs ihre geschichtliche Entstehung und Berechtigung (wir meinen nicht die blos äufsere erfahrungsmäfsige), in Zusammenhang, wie sie als stufenweise Entwicklung sich ergeben, darzulegen und dann die Stelle zu bestimmen gewesen wäre, welche sie und jedes für seine Zeit wahrhafte System, als Momente in dem Begriffe des Ganzen einnehmen — eine concrete Einheit, die ihrer Unterschiede und Gegensätze als nothwendiger sich bewufst ist, und dieselben vermittelt. Die Kritik der Kant'schen metaphysischen Anfangsgründe der Rechtslehre, die meist mit den Worten ihres Begründers am Schlufs (S. 166 u. s. w.) gegeben ist, wonach, wie freilich in Deutschland längst schon dargethan ist, ein nur formeller Satz an die Spitze gestellt erscheint, ist nicht unrichtig, insofern der Vf. (S. 179) bemerkt: „la formule de Kant épuise l'idée du droit quant à sa forme; mais la stérilité en est choquante, lorsqu'on essaye d'en déduire les principes même du droit." Hätte er jedoch das ganze System Kant's in seinem Zusammenhange und das Verhältnifs der kritischen Philosophie zu ihren Vorgängen und zu ihrer Zeit mehr gewürdigt, so würde er doch ein anderes Urtheil gefällt haben als das folgende, welches den eigentlichen Punkt, auf den es ankommt, verfehlt, und dem grofsen Denker Unrecht thut. „La doctrine à laquelle Kant a donné le nom de principes métaphysiques du droit, n'est qu'un résumé de la législation romaine sous une forme abstraite et degagée des dispositions qui tiennent à des particularités nationales et historiques."

Unter der Aufschrift: *„Analyse, Synthèse, Hypothèse"* — denn die bisher erwähnten Ueberschriften trennen einzelne Abhandlungen, deren logischer Zusammenhang und Uebergang der einen zu der andern oft schwer zu erkennen und wobei der, welcher einen solchen fordert und ahndet, vielleicht in Gefahr ist, mehr hineinzulegen, als der Vf. selbst beabsichtigt — werden nun andere Systeme kurz dargestellt, nachdem jene drei Methoden in einer Weise mit ihren Vortheilen und Nachtheilen geschildert sind, die zu mancher Erinnerung Anlafs gäbe. Von allen aber ist die Rede in Beziehung auf die Aufgabe, die höchste und letzte Wahrheit, Gott selbst, zu erkennen. „L'analyse et la synthèse se proposent l'une et l'autre un but idéal, la connaissance de la synthèse divine." Der Verf. setzt sogleich hinzu — und das ist zu beachten, weil sich daran sein Urtheil über die Hypothese knüpft, was nur richtig ist in der doppelten Voraussetzung, dafs er sie richtig verstanden, und dafs die philosophischen Systeme, die er in diese Klasse stellt, wirklich dahin gehören — eine Annahme, die selbst nur auf einer Hypothese seinerseits beruht: „Le but ne sera jamais at-

teint, mais l'homme peut s'en rapprocher indéfiniment. L'orgueilleuse intelligence s'est trouvée blessée de rencontrer ainsi une limite infranchissable, qui recule lorsqu'on croit la toucher du doigt. Humiliée de cet obstacle, elle s'est posée l'égale de l'intelligence divine, assimilant sa pensée finie à la pensée infinie, elle en est venue à se persuader que l'Être et la pensée étant identiques dans Dieu, il devait en être de même pour l'homme. — Nous appelons hypothèse, cette audacieuse tentative de construire par l'enchaînement dialectique du raisonnement la synthèse divine" *). Es folgt nunmehr die von diesem Standpunkt aus gegebene Charakteristik der *hypothetischen* Systeme, wie der Verf. sie nennt, nämlich: *du panthéisme de Spinoza*, neben den sich stellt, *l'idéalisme de Fichte*, modifié plus tard par l'influence des *opinions de Schelling*; die denn kurz nicht minder in ihrer Unhaltbarkeit aufgezeigt werden sollen, als das System von Hegel, „basé sur l'hypothèse de l'identité absolue de la pensée et de l'être." Von allen diesen Systemen aber heifst es (S. 185) „mais si l'hypothèse n'atteint jamais le but idéal qu'elle se propose, il n'en est pas moins vrai que l'espoir immense qu'elle inspire pousse à des efforts intellectuels qu'aucun autre stimulant n'eût provoqués. Il y aurait injustice à ne point reconnaître que toutes les sciences lui doivent de nombreux progrès." Je weniger aber diese kurzen Betrachtungen des Vfs. — zum Theil mehr Versicherungen als Gründe und Beweise, — für hinreichend gelten dürfen, um über Gegenstände von so hoher Wichtigkeit abzuurtheilen, um so weniger ist es hier der Ort darüber in besondere Erörterungen einzugehen. Wenn es richtig ist, sich über die Weise unserer Erkenntnifs und die Quellen und den Stoff, deren Schranken oder die Versuche über dieselben hinauszugehen, Rechenschaft zu geben, so wollen wir zwar nicht tadeln, dafs hier der besondere Gegenstand, dessen Würdigung die Aufgabe war, das Recht fast bei Seite gesetzt erscheint, weil sich, falls eine Grundlage gewonnen wäre, der Anknüpfungspunkt von selbst darbietet, im entgegengesetzten Falle aber die Bemühung ohnehin vergeblich wäre, was hier wohl gezeigt werden sollte — aber es wäre dann offenbar diese ganze Untersuchung, die freilich mit mehr Gründlichkeit und Unpartheilichkeit hätte angestellt oder selbst nur, als bereits in zugänglichen Quellen zu finden, referirt werden müssen, besser am Anfang des Werks als in die Mitte und gegen das Ende gestellt worden. Zwischen dieser, die, wie wir sehen, mit einem negativem Ergebnifs endet, und der nun zuletzt (S. 212) folgenden: „*Synthèse anthropologique du droit*" die etwas Positives hinstellen soll, finden wir keinen innern Zusammenhang, ja, nachdem vorher auch für die *Synthese* (S. 183) die Unmöglichkeit die Wahrheit zu erkennen behauptet ist, so wissen wir nicht, welche Gewährleistung der Verf. für die seinige hat oder giebt. Indefs dieser letzte Theil, den wir hier nicht auszugsweise wieder geben, sucht doch die innern Zusammenhänge mehr zu bezeichnen: aber die anthropologische Betrachtung des Rechts ist doch selbst wieder nur eine Seite, und, obschon eine wesentliche und wichtige, doch nicht die ausschliefsende. Was wir aber hier finden, ist das Ergebnifs gerade der Methoden, die der Verf. in zu grofser Lebhaftigkeit abgewiesen hat. Die Darstellung dreht sich um die Stelle: „En décomposant l'idée du droit, nous y trouvons le *rapport*, la *règle* qui le détermine, la *contrainte* qui le rend obligatoire:" aber, um nur eines anzudeuten, nicht der Zwang macht das Gesetz verpflichtend, sondern weil es als solches verbindlich ist, hat es den Zwang mit sich, während die Natur des Rechts das Gegentheil, die Freiheit ist. Wenn so die Analyse nur zu fragmentarischen Ergebnissen führte, (S. 215) und das Bedürfnifs der Synthese eintrat (S. 217), so wird nunmehr aus dem Begriff des Verhältnisses der Person zu andern geschlossen: „*la loi fondamentale de la personnalité sera le principe suprême du droit.* La loi fondamentale de la personnalité est *donnée* avec son idée — scheint also keiner Begründung zu bedürfen — nous la formulons ainsi: *le développement libre et complet de la personnalité.* Nier cette loi, c'est vouloir qu'une chose soit et ne soit pas." Andeutungen über die Bedingungen, denen die Verwirklichung dieses Gesetzes unterworfen ist, über die Relativität und Beschränktheit der hier vorkommenden Principien, machen die Einleitung zu der Forderung, dafs mittelst der Intelligenz „l'homme puisse s'élever à la liberté morale," (S. 219) und unmittelbar folgt nun: „l'état social étant l'état de nature de l'homme, il en résulte que sa personnalité ne se développe d'une manière libre et complète que par ses rapports avec d'autres personnalités. L'association sera donc la *seconde* condition de la loi fondamentale que la synthèse nous a fournie."

Aber dieser subjektive Standpunkt, wonach jede Persönlichkeit für sich das Grundgesetz zu erfüllen strebt, ist unzulänglich — geschähe es im wahrhaften Sinne, wären Zwang und Regierung entbehrlich; im andern Fall aber würde dieses zu einem Kampf und Widerspruch führen, und „l'autonomie individuelle étant impuissante pour la faire cesser, l'on se demande quelle sera la solution de cette contradiction élémen-

*) Die Aeufserung: „de tout temps l'hypothèse s'est annoncée à grand bruit, comme le seul système vrai", liefse sich eben so gut auf jedes andere System anwenden, von dessen Richtigkeit der Begründer sich überzeugt hielt.

taire. La nature des choses l'indique. — L'intelligence et la volonté sociale suppléeront à l'impuissance de la volonté et de l'intelligence individuelles. L'autonomie sociale et juridique se substitue à l'autonomie individuelle et morale, et la *société* se transforme en *Etat*."

Das Verhältnifs des Menschen zur Aufsenwelt, zu den Sachen u. s. w. die er bedarf, führt zu dem *Eigenthum*, und den sich daran knüpfenden Rechten, welche die Societät regelt (S. 123). Die Familie, die Ehe sind die Grundlage der Gesellschaft. Hier wird denn Einiges über das Verhältnifs der Religion und Kirche zu dem *Staate* bemerkt, dessen Definition lautet: „la société, considerée comme une personnalité, s'appelle l'Etât (respublica)." Die kurzen Betrachtungen über das Wesen vom Staat, Regierung und Gesetzgebung, schliefsen damit: „Enfin la personnalité de l'Etat se trouve en rapport avec celle d'autres Etats. Il faudroit une autonomie supérieure à chacune de ces personnalités collectives pour rendre juridiques leurs rapports respectifs. Le droit des gens n'existe encore que dans ses premiers élements." Darüber hätte nun freilich noch mehr bemerkt werden können: wenn die Gesetzgebung und eine die Staaten als souveraine, beherrschende äufsere Macht hier nicht möglich ist, so wäre hier der Ort gewesen anzudeuten, wo und wie diese sich, als eine höhere und nothwendige bekunden und erkannt werden, wo das Recht für und über die Staaten, wie es die Vorsehung in der Weltgeschichte übt, sich geltend macht. Aber es scheint die Furcht vor der Hypothese hier eingewirkt zu haben, die jedoch bisher nicht abgehalten hat, einen aus deutscher Philosophie entlehnten Progrefs, bis an diese Grenzen vom individuellen Willen zum Staat aufsteigend, darzulegen.

Ueberblicken wir diese, kürzlich meist mit den Worten der Quelle wiedergegebene Synthese, so wird man die *Thatsachen*, die sie giebt leicht zugeben. Darauf kommt es aber weniger an, wenn man sich einmal darüber verständigt hat, dafs das Wesen des Rechts und Staats zu begreifen, deren wahrhafte Natur zu erkennen eben diefs sei, mit der Wirklichkeit es zu thun zu haben, und das Vernünftige als solches zu erfassen. Das *Recht der Natur* oder Naturrecht in diesem Sinne ist eben so sehr die *Natur des Rechts*, und letzteres vielmehr der eigentliche Gegenstand der philosophischen Betrachtungsweise. Als solche bedarf aber das anthropologische Element einer wesentlichen Ergänzung, die nicht schon durch den Sprung von einem individuellen Willen und Intelligenz zu einem höhern gegeben wird, sondern eine tiefere Begründung erfordert. Bei dem Zusammenhange aller Wissenschaften ist der Anfang und das Ende einer jeden besondern in einer andern besondern zu finden und hierin liegt ihre Grenze und Unendlichkeit zugleich, hierin die Schwierigkeit eines Systems, das sich, jenes Verhältnifs verkennend oder bei Seite setzend, eine gröfsere Selbstständigkeit geben will. So wird es selbst entweder der Grundlage entbehren und hypothetisch, oder es mufs sich durch lemmatische Sätze helfen, oder endlich mehr den Charakter einer Abstraktion aus dem Positiven in einen anderm Sinne haben, als es das Verhältnifs der Idee zu der Wirklichkeit mit sich bringt.

So vielfach erfreulich der Eindruck ist, den dieses gut geschriebene Werk hervorbringt, so lebhaft unser Interesse an Leistungen dieser Art ist, welche immer mehr zur nähern geistigen Verbindung führen, wie sie aus solcher hervorgegangen sind, und so aufrichtig wir wünschen, dafs der Verf. uns die Fortsetzung und Ergebnifse seiner Etudes nicht zu lange vorenthalten möge, so wollen wir es doch nicht verhehlen, dafs die vorliegende, von ihm selbst als jugendlich, bezeichnete Arbeit die Empfindungen erweckt, die die Wahrnehmung einer noch im Kampfe begriffenen, durch eine noch unerfüllte Sehnsucht hervorgerufenen, Bestrebung zur Begleitung hat. Die Rechtsphilosophie mag nicht isolirt, sondern in Zusammenhang mit umfassenderen Studien erfafst werden, und erfordert immer längere Zeit, und innere Durcharbeitung, möge das Individuum sich, wie man so gern sagt, sein eigenes System bilden, oder ein fremdes in sich geistig reproduciren. Man sieht, dem Verf. genügte die bisherige Methode der Franzosen nicht; ein höheres Bedürfnifs führt ihn gleich andern neueren Mitarbeitern zu den Leistungen der Deutschen, und es ist eben so erklärlich, dafs diese einerseits mit aller Lebhaftigkeit des Geistes aufgenommen, als mit Mifstrauen — wenn man nicht von andern Hindernissen sprechen will, — gewürdigt werden. Das Gefühl der Unbefriedigtheit bei dem, was die einheimische Literatur enthält, wird fast gesteigert durch den neuen Kampf, den die Wahrnehmung der Gegensätze erweckt, welcher zwischen den deutschen Systemen untereinander, und denselben im Verhältnisse zu den französischen, statt findet. Es bedarf eines weitern Fortschritts zu dem höhern Standpunkt, solche Gegensätze zu beherrschen, sie jeden frei und in seinem Werth gelten zu lassen, und zugleich auf die Einheit zurückzuführen. Weniger in den Ergebnissen, s. g. Rechtswahrheiten, als in der Begründung und dem Beweise — der Methode, liegt die Verschiedenheit. Aber diese Methode wird freilich mit ihrer Rechtfertigung vorausgesetzt, wenn sie in der besondern Wissenschaft sich erzeigen soll. So hat der Vf. Resultate, ja selbst den Gedankenfortschritt der neuesten Gestaltungen deutscher Philosophie festgehalten, aber sie in einer Form und Weise aufgestellt, die einen Mangel grade deshalb wahrnehmen läfst, weil er — und wieder aus nicht fern liegenden Rücksichten, sich gegen die durch den *Inhalt gegebene* polemisch verhält. Wir sind aber weit entfernt ihm, auch wo er fremdes auf seine Weise reproducirt, dessen Inhalt er sich zu eigen gemacht hat, und den er in einer, dem Geschmack unserer Nachbarn mehr zusagenden Form, vorlegt, das Verdienst der Selbstständigkeit und die Anerkennung redlichen Strebens zu schmälern.

J. F. H. Abegg.

№ 44.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1837.

XXXIII.

Csoma de Körös: A Grammar of the Tibetan Language in English. Calcutta, 1834. *gr. 4to.*

Ueber die Geschichte und den religiösen Zustand der Tübeter ist in der neuesten Zeit, aus chinesischen und mongolischen Quellen, viel Belehrendes ans Licht gefördert worden; allein die Sprache Tübet's war bis auf das Erscheinen des vorliegenden Werkes in Europa noch sehr oberflächlich bekannt. Selbst in diesem Augenblick dürfte der verdiente J. J. Schmidt in St. Petersburg vielleicht der einzige tiefere Kenner sein, dessen unser Welttheil sich rühmen kann, und aus dessen Händen wir, seinem Versprechen gemäfs, in kurzer Zeit eine Tübetische Grammatik erhalten werden, die gewifs in Ansehung der Methode ihre eigenthümlichen Vorzüge haben wird. Die vorliegende Sprachlehre und das gleichzeitig erschienene Wörterbuch *) verdankt man einem gelehrten Ungarn, den ein rühmlicher Eifer, das Stammland der Ahnen seines Volkes aufzusuchen, vor längerer Zeit nach Indien und Tübet geführt hat **). Wenn nun auch der ursprüngliche Zweck des Verfs. als verfehlt zu betrachten ist, indem er zur Erreichung desselben im buchstäblichen Sinne des Wortes einen falschen Weg eingeschlagen, so hat ihm dafür eine noch wenig bekannte reiche Litteratur ihre Schätze aufgeschlossen, und allem Anschein nach wird diese Litteratur der vornehmste Gegenstand seiner Bestrebungen bleiben.

Ob Csoma de Körös das Lexikon und die grammatische Skizze des Missionairs Schröter ***) benutzt habe, können wir nicht sagen: er selbst gedenkt weder dieses, noch irgend eines andern etwanigen Vorgängers. In Hinsicht des Materials dürfte seine Grammatik wohl ziemlich befriedigend sein, obgleich sie nur bis zur 145sten Seite reicht, und wenigstens 40 dieser Seiten mit sehr entbehrlichen Registern von Adjectiven und Verben angefüllt sind; die ganze Methode aber erschwert eine übersichtliche Betrachtung und ist überhaupt den Bedürfnissen unserer Zeit nicht angemessen. Indem wir, auf die Leistungen des Vfs. gestützt, eine Charakteristik der tübetischen Sprache versuchen, enthalten wir uns directen Tadels, der die meisten Leser ermüden würde, und geben nur *implicite* zu verstehen, was uns in der Auffassungs-Weise des gelehrten Ungarn, oder in seiner Disposition des Stoffes irrig und mangelhaft erscheint.

Auf dem eisigen Hoch-Plateau des tübetischen Landes hat sich eine Sprache entwickelt und ausgebildet, die man, obgleich sie in mehreren Phasen ihrer Bildung den tatarischen Sprachen der nördlichen und nordöstlichen Hochländer eben so entfremdet ist, wie den einsilbigen Idiomen Hinter-Indiens und China's, doch gewisser Mafsen als eine Mittelstufe zwischen beiden Sprachen-Klassen betrachten kann. Wir hoffen hier, nicht mifsverstanden zu werden; bei *Mittelstufe* denken wir blofs an geistige oder logische Verwandtschaft (Analogie), obschon wir auch eine leise historische Berührung nicht für unerweislich halten.

Der Fond der tübetischen Sprache besteht aus einer Anzahl Wurzeln, die mit noch gröfserem Rechte *einsilbig* heifsen können, als viele Wurzeln des Chinesischen, von denen aber der gröfsere Theil weit consonanten-reicher ist. Während die chinesische Spra-

*) Sein bescheidner Titel ist: *Essay towards a Dictionary Tibetan and English.* Eine Beurtheilung desselben behalten wir uns vor.

**) S. Ritter's Asien, Band II., S. 584.

***) Dictionary of the Bhotanta, or Boutan Language; printed from a Ms copy made by the late Rev. Schroeter, edited by Marshman; to which is prefixed a *Grammar of the Bhotanta Language*, by Schroeter, edited by Carey. Serampore, 1826. 4to.

che Wurzeln mit Triphthongen, wie z. B. *siuan*, *lieu*, aufzuweisen hat, enthalten die Grundwörter der Tübeter immer nur *einen* Vocal, wogegen sie oft mit *drei*, ja *vier* Consonanten anfangen, z. B. *smreng*, *bskrad* u. s. w. Am Ende der Wurzel duldet man höchstens *zwei* vocallose Mitlauter, von denen der letzte ein s sein mufs, z. B. *phyugs*, *tschhibs* — veraltet sind Formen auf *nd*, *rd*, *ld* — und selbst der einfachen End-Consonanten giebt es nur folgende: g, *ng*, d, n, b, m, r, l, s, welche auch in Provinzial-Dialekten des Chinesischen — namentlich dem von Fukian und dem von Canton — gröfstentheils in dieser Eigenschaft vorkommen. Solche Wurzeln, die, mit Aufopferung ihrer Selbständigkeit, lediglich als Kennzeichen grammatischer Beziehung fungiren, fangen gewöhnlich nur mit *einem* Consonanten an; die meisten selbständigen Wurzeln aber mit mehreren. Keine tübetische Wurzel hat einen blofsen Selbstlauter als Initial.

Es ist übrigens faktisch, dafs die Sprache der Tübeter im Verlauf der Jahrhunderte gar sehr sich erweicht und gemildert hat — ja, nach Körös's Anweisung zur Aussprache des heutigen Tübetischen mufs fast jede Härte beseitigt sein, und die Sprache im Munde des heutigen Tübeters ungefähr so klingen, wie z. B. der chinesische Dialekt von Canton. Von den initialen Consonanten, selbst wenn ihrer *vier* zusammentreffen, ist gewöhnlich nur Einer (der Letzte) lautbar, und das finale s wird nach einem andern Consonanten unterdrückt. Daneben giebt es auch Lautwechsel: *phy* wird *tsch*; *sl* wird ein d; K-Laute und P-Laute (mit und ohne Aspiration) verwandeln sich, selbst wenn R folgt, in ein blofses t oder th u. s. w. Alle diese Modificationen in der Aussprache haben jedoch niemals auf die Schrift zurückgewirkt.

Die meisten tübetischen Wurzeln haben schon für sich allein selbständige Bedeutung, und gering ist die Zahl derer, welche, nach eingebüfster Selbständigkeit, nur als integrirende Theile zusammengesetzter Wörter, oder nur als grammatische Formen eine Rolle spielen. Eine Menge Begriffe werden je durch *eine* Wurzel ausgedrückt, und wo man für nöthig gehalten hat, zur Verdeutlichung oder Vervollständigung des Begriffes noch eine andere zu Hülfe zu nehmen, da ergiebt sich das Compositum lediglich aus dem engeren Aneinandersprechen beider Wurzeln. In den meisten Compositis haben die einzelnen Glieder für sich schon Bedeutung, und kommen auch aufser der Zusammensetzung als selbständige Wurzeln vor; doch ist dies, wie schon angedeutet, nicht immer der Fall. Die Schrift der Tübeter, in welcher alle Silben (d. h. alle Wurzeln) durch Interpunction getrennt werden, läfst uns auf den ersten Blick erkennen, was zum einen und was zum anderen Theile des Compositums gehört; aber selbst ohne dieses Mittel würden wir jedes mehrsilbige Wort hier viel sicherer, als in den tatarischen Sprachen, zerlegen können, da man im Tübetischen alle möglichen Anfangs- und Endlaute der Wurzeln zu übersehen im Stande ist. In den tatarischen Sprachen ist eine solche Abgränzung der Grundwörter viel weniger ausführbar; denn hier hat das Zusammentreten einfacher Wurzeln oft wahre Amalgamation erzeugt; die einzelnen Bestandtheile des Compositums erlitten Verstümmelungen und Laut-Metamorphosen, deren Gesetze noch nicht ermittelt worden. Bei dem Tataren findet lose Anfügung vornehmlich in der Grammatik statt, bei dem Tübeter aber sogar in der Composition zur blofsen Bildung eines Begriffes, und insofern kommt er dem Chinesen sehr nahe.

Die tübetische Sprache besitzt wahre grammatische Formen, d. h. Silben oder Wörtchen, deren ausschliefsliche Bestimmung die ist, Redetheile und ihre Verhältnisse zu unterscheiden. Sie folgen in dieser Eigenschaft den selbständigen Wurzeln nach, wie die grammatischen Partikeln der tatarischen Sprachen, und ihre Anfangs-Laute sind dann öfter gewissen Veränderungen unterworfen. So erscheint eine Partikel, die Substantiva bezeichnet, in drei Formen: sie lautet *ka*, wenn die vorhergehende Wurzel mit g, d, b oder s schliefst — kh (d. h. k mit folgender Aspiration), wenn die Laute n, r, l — *ga*, wenn *ng*, m, oder Vocale vorhergehen. Die den Genitiv andeutende Partikel ist abwechselnd *kyi*, *gyi*, *gi* und *yi:* die erste Form folgt einem schliefsenden d, b, oder s; die zweite, dem n, m, r, oder l; die dritte, dem g und *ng;* die vierte, nur Vocalen, u. s. w.

Alle diese Partikeln bewahren ihre Einsilbigkeit eben so streng, wie die selbständigen Wurzeln; keine derselben kommt *nur* in Verbindung mit einer anderen vor, keine hat einen bedeutungslos scheinenden Zusatz oder Ablaut. In den tatarischen Sprachen finden wir die Wurzeln, mögen sie nun Bedeutung oder Beziehung

ausdrücken, sehr häufig durch blofse *vocalische* Anhänge oder Einschiebungen erweitert und ausgedehnt, ja, die Verbindung des Grundwortes mit dem Affixum geschieht oft nur so, dafs ein Vocal zwischen Beide tritt, der keinem von Beiden ursprünglich angehört. Von einem solchen Verfahren weifs die tübetische Sprache nichts, und kann auch der grammatischen Zusätze, selbst insofern sie Redetheile trennen, weit eher sich entrathen, als ihre tatarischen Nachbarinnen.

Eine andere Eigenschaft des Tübetischen ist die hin und wieder statt findende Veränderung des *Wurzelvocals*, die theils euphonischen, theils nur grammatischen Zweck hat. Viele Diminutiva werden z. B. durch ein angehängtes 'u gebildet, vor welchem die Vocale a und o sich in e verwandeln, z. B. *rta*, *Pferd*; aber *rte'u*, *Füllen* (*rta*+*u*); *rdo*, *Stein*, aber *rde'u*, *Steinchen* (rdo+u). Einige Verba derivata unterscheiden sich durch blofse Veränderung des Wurzel-Vocals von ihren Stamm-Verben, und in vielen Verbis mit *Präfixen* bleibt dieser Vocal nicht in jedem Tempus und Modus derselbe.

Die Consonanten g, d, b, m, und h (gelinde), mit denen sehr viele tübetische Wurzeln anfangen, werden *Präfixa* genannt, wenn sie noch wenigstens Einen Initial-Consonanten nach sich haben*). In der heutigen Aussprache bleiben diese Präfixa immer stumm, es sei denn, dafs das vorhergehende Wort auf einen Vocal ausginge, und selbst in der Schrift fallen sie zuweilen aus, ohne an der Bedeutung des Wortes Etwas zu ändern. So finden wir abwechselnd *g'nag* und *nag* für *Schwärze*; *d'man* und *man* für *Niedrigkeit*; *d'mang* und *mang* für *Vielheit* u. s. w. **)

(Der Beschlufs folgt).

XXXIV.

Die Neumark Brandenburg im Jahre 1337 *oder Markgraf Ludwig des Aeltern Neumärkisches Landbuch aus dieser Zeit, herausgegeben und erläutert von Georg Wilhelm von Raumer. Mit einer zum Landbuch gehörigen Karte. Berlin*, 1837. *Nicolai. VIII und* 114 *S.* 4.

Grade jetzt vor einem halben Jahrtausend liefs Markgraf Ludwig der Aeltere von Brandenburg aus dem Baier'schen Hause ein Landbuch der Neumark Brandenburg anfertigen, um darnach eine ihm, zur Wiedereinlösung der zehn Jahre vorher an den Herzog Rudolph von Sachsen verpfändeten Markgrafschaft Lausitz, von den Neumärkischen Landständen gemachte Steuerbewilligung, einen sogenannten Landschofs, richtig und unverkürzt einzuziehen. Die Originalschrift dieser für die damalige Landesbeschaffenheit so wichtigen Urkunde wurde bis auf die neueste Zeit im Lehnsarchive der ehemaligen Regierung zu Cüstrin aufbewahrt, ist aber gegenwärtig verloren gegangen und nur in Abschriften, von der Hand des Consistorial-Rathes Seyffert und des Kriegsraths Wohlbrück, noch aufbehalten. Nach diesen Schriften ist in dem vorliegenden Werke ein Abdruck des neumärkischen Landbuches besorgt worden.

Die historische Wichtigkeit solcher Landbücher, wie in alter Zeit fast bei jeder Erhebung von aufserordentlichen Landessteuern, um die Zahl der steuerbaren und freien Hufen jedes Dorfs, den Betrag der Kornpächte und Geldzinsen der Vasallen und dergleichen in Erfahrung zu bringen, aufgenommen werden mufsten, von denen aber nur wenige vollständig erhalten geblieben sind, ist besonders durch das im Jahre 1375 unter der Regierung Kaiser Karls IV. angefertigte Landbuch der Kurmark Brandenburg, dessen Herausgabe der verewigte Staatsminister von Herzberg besorgt hat, zu allgemeiner Anerkennung gekommen. Es hat wohl kein deutsches Land zur Kenntnifs seiner innern Verfassungs- und Territorialverhältnisse im vierzehnten Jahrhundert ein seinen damaligen Zustand so vielseitig, vollständig und klar beleuchtendes Document aufzuweisen, wie die Mark Brandenburg in dem sogenannten Landbuche Karls IV. besitzt, worin dieses Land gleichsam einen Ersatz für die ihm mangelnden, sonst gewöhnlichern Geschichtsquellen, die Chroniken, erhalten hat. Dies Landbuch enthält nicht nur eine allgemeine Zusammenstellung aller Quellen des kurfürstlichen Einkommens, indem es damit zugleich über die allgemeine Landesverfassung überhaupt viel Aufschlufs giebt, sondern es führt aufserdem jede Stadt und jedes Dorf besonders auf, beschreibt die Vertheilung des Feldgebietes unter die Einwohner, die Leistungen und Abgaben derselben, die Hörigkeit des Hebungsrechts von Zinsen und Pächten, des Gerichts, des Patronats, des Zehntrechts und dergleichen mehr, indem es also über den Anbau, die Bevölkerung und die Lage der Bewohner der Mark in einer so lehrreichen Weise Auskunft giebt, als wäre dasselbe ein eigens für die damalige Statistik und Landeskunde gearbeitetes Handbuch.

So ausführlich und lehrreich, als dies Landbuch Kaiser Karls IV, ist nun das Landbuch Markgraf Ludwigs zwar keineswegs. Es sind in dem letztern nur die einzelnen Orte, mit Ausnahme der den Klöstern und Stiftern gehörigen Besitzungen, in interessanter Ordnung und Reihfolge, nach der damaligen Landeseintheilung, aufgeführt und bei den einzelnen Orten ist

*) Doch sind sie *nie* Präfixa, wenn der unmittelbar folgende Consonant y (Jod), r, oder l mit einem Vocale ist, wie z. B. in *bya*, *glang* u. s. w.

**) Dieses gelegentliche Ausfallen bemerkt man jedoch auch bei anderen Radicalen. So kommen für *geben* die Formen *sbyin* und *byin* (also mit und ohne s) neben einander vor.

die Hufenzahl ihrer ganzen Feldmark, imgleichen die Zahl der steuerfreien also von jener Gesammtzahl in Abzug kommenden Kirchen- oder Pfarrhufen und Ritterhufen angegeben, in der Regel ist auch der Besitzer der letztern namhaft gemacht und zugleich bemerkt, wie viel dieser an Zinsgetreide oder dafür zu zahlender Geldvergütung von den Einwohnern des Dorfes zu erheben berechtigt sei, ferner wie hoch sich die Pachtabgaben aus dem ganzen Dorfe überhaupt beliefen und was die etwa vorhandenen Mühlenwerke und Krüge des Dorfes zu leisten hätten. Denn von diesen Hebungen war es, von welchen die aufserordentliche Steuer als eine pars quota abgeführt wurde, während die Ritterhufen selbst verrofsdienet und daher mit dem Geldbeitrage zur Deckung von Landesbedürfnissen verschont wurden. Die summarische Allgemeinheit, worin sich darnach die gedachte neumärkische Landesbeschreibung hält, konnte dem Verf. nicht zu so vielfach lehrreichen Bemerkungen Gelegenheit geben, wie die Spezialität des Karolinischen Landbuches dazu Veranlassung enthält. Dennoch bildet dieses neumärkische Landbuch zur Ergänzung des letztern, welches seine allgemeinen Vorerinnerungen zwar auf die Neumark mit erstreckt hat, eine spezielle Ortsbeschreibung jedoch nur von der Kurmark liefert, ein vortreffliches Supplement. Die Ortskunde der Neumark ist dadurch sehr erweitert und aus jener frühen Zeit ein topographisches Bild von der Provinz gewährt, dessen Vergleichung mit dem Bilde, welches eine heutige Landkarte davon giebt, zu mannigfaltigen interessanten Bemerkungen anregt und auffordert. Um solche Vergleichung noch mehr zu erleichtern fügte der Herausgeber zugleich eine auf dem Grunde des Landbuches und anderer glaubhafter Documente entworfene Karte von dem Zustande der Provinz im Jahre 1337 bei.

Ueberhaupt beschränkt sich das hier angezeigte Werk keinesweges auf die blofse Mittheilung des besprochenen neumärkischen Landbuches, dessen Umfang geringe ist und nur wenige Bogen eingenommen haben würde, sondern der Herausgeber liefert zugleich aus dem beträchtlichen Reichthume seiner gesammelten Materialien für die vaterländische Geschichte, theils eine sehr interessante Territorialgeschichte der Neumark von der Zeit ihrer Entstehung bis zu dem Jahre, in welchem die Abfassung des Landbuches geschah, theils zahlreiche, aus einer Menge zum Theil noch ungedruckter Urkunden geschöpfte Noten zum Texte, letztere zur Erläuterung, erstere zur Einleitung des Landbuches.

Die das Landbuch einleitende Territorialgeschichte, welche über die Hälfte des Werkes ausmacht, und des Verfs. ausgedehnte Kenntnifs des vaterländischen Alterthums und gewandte Geschichtsforschung überall bekundet, erregt um so mehr Interesse, je gröfser bis jetzt der Mangel ist an gründlichen Forschungen, welche der Neumark gewidmet gewesen wären, während solche der Kurmark vielfach zugewendet wurden. Die ältesten Theile der Mark Brandenburg erregten immer am meisten die Aufmerksamkeit der Geschichtsforscher, die spätern Zuwüchse des Landes wurden dagegen vernachlässigt und die Studien von diesen ab und auf jene hingezogen. Während daher die Altmark das historisch am vorzüglichsten cultivirte Gebiet des Kurfürstenthumes ausmacht, sind die historischen Verhältnisse der Neumark, über welche, aufser Gerckens Aufsatze über die Entstehung der Neumark, kaum eine etwas allgemeinere Abhandlung zu nennen ist, eigentlich ganz unbearbeitet geblieben, obwohl es einer mit gehöriger Tiefe in die Verhältnisse dieses Landes eindringenden Geschichte keinesweges an eigenthümlichem hohen Interesse mangeln würde: und undurchdringliches oder wenigstens bis jetzt undurchdrungenes Dunkel ruhet daher noch auf vielen Theilen der neumärkischen Geschichte, ja selbst auf der Entstehungsgeschichte dieses Landes als einer märkischen Provinz, oder auf der Art, wie die einzelnen Lande, welche die Neumark bilden, ursprünglich von den Markgrafen von Brandenburg erworben sind.

Das vorliegende Werk hat das Verdienst, zur Aufklärung dieses Dunkels in vielen Beziehungen beizutragen. Es giebt zunächst einen, durch Herbeiziehung mancher bisher unbenutzter Quellenschriften vervollständigten Ueberblick der Geschichte der Neumark, besonders der in ihr stattgefundenen Territorialveränderungen und des allmähligen Erwerbs dieser Territorien durch die Markgrafschaft seit dem dreizehnten Jahrhundert. Sodann folgt eine nähere historische Darstellung und Beschreibung der einzelnen im vierzehnten Jahrhundert zur Neumark gerechneten Kreise, worin dasjenige, was der vorangeschickte Ueberblick nur andeutet, zum Theil näher ausgeführt wird. In dieser Darstellung der einzelnen Länder wird indessen nur deren Geschichte im Allgemeinen, sodann die Geschichte der darin belegenen Städte und Klöster berührt. Was über die einzelnen Dörfer zu sagen war, ist in den Noten zum Landbuche enthalten. Den Beschlufs machen endlich einige interessante Bemerkungen über die älteste Verfassung und Verwaltung der Neumark als Resultate, welche sich dem Verf. beim Lesen vieler Urkunden dieses Landes ergeben haben.

Mittelst der Noten zum Texte des Landbuches hat der Herausgeber an die darin vorkommenden Orts- und Familien-Namen kurze Notizen aus ältern Urkunden geknüpft. Es ist bei diesen Notizen weder Vollständigkeit der Sammlung alles dessen, was darüber in ältern Urkunden enthalten, noch genaue Ausführung des Mitgetheilten beabsichtigt. Doch sind fast von jedem Orte einige ältere Verleihungen desselben oder sonstige historisch interessante Nachrichten angegeben und von den Familien gewöhnlich einige ältere Vorfahren namhaft gemacht. Auch ist bei den im Landbuche erwähnten Namen von Städten und Dörfern deren heutige oft sehr abweichende Benennung angegeben und vielfach ist darneben der kurze, dem mit märkischen Geschichtsquellen weniger Vertrauten unverständliche Ausdruck des Landbuches erläutert und erklärt.

Die Geschichte der Neumark hat also mit dem vorliegenden Werke sowohl an ihren Quellen einen wichtigen Zuwachs, als auch einen schätzenswerthen Beitrag zu ihrer Bearbeitung gewonnen. Möchte derselbe zugleich zu fortgesetzten Forschungen auf diesem Gebiete anregen!

Riedel.

№ 45.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

September 1837.

Csoma de Körös: A Grammar of the Tibetan Language in English.

(Schlufs.)

Eine durch die Präfixa vermittelte Aenderung der Bedeutung, oder vielmehr der *Beziehung* findet nur in einer Anzahl *Verben* statt, welche Einen der erwähnten fünf Laute zu ihrem ersten Radical haben: der Wechsel der Präfixa weist hier auf den Unterschied der *Tempora* hin, oder hilft wenigstens zur Unterscheidung derselben, obgleich ein und dasselbe Präfix keineswegs immer das nämliche Verbal-Verhältnifs bezeichnet. Mit dem Gebrauche der Präfixa am Verbum ist öfter auch Modification des folgenden Wurzel-Consonanten und selbst Vocal-Veränderung verbunden. So z. B. lautet die Wurzel *h'khal* (*spinnen*), im Präsens *khal* (ohne H praefixum); im Präteritum und Futurum *b'kal* (B statt H, und Tenuis statt Aspirata); in der gebietenden Form aber *khol* (ohne Präfix, und o statt a).

Obschon besonders das Hinzukommen der Präfixa manche unserem verwöhnten Organe widerstrebende Consonanten-Verbindung erzeugt, so ist doch wenigstens keine dieser Verbindungen unnatürlich oder unaussprechbar zu nennen. Der Tübeter hat bei der Wahl eines solchen Vorschlag-Lautes nie gestattet, dafs ganz unverträgliche Laute, wie b'p, d't, g'k, zusammenstiefsen, und doch wäre selbst diese Art von Verbindung gleichgültig, wenn das Präfix, wie Einige vermuthet haben, seiner ursprünglichen Bestimmung nach lautlos bleiben sollte; ja, durch so unnatürliche Gruppirung am Anfang des Wortes würde der Leser sogar am Besten erinnert worden sein, dafs er den ersten Buchstaben in der Aussprache zu übergehen habe. Was aber die Lautbarkeit dieser Buchstaben ganz aufser Zweifel stellt, ist ihr modifizirender Einflufs auf den nächsten Consonanten, sofern sie Verbal-Verhältnisse unterscheiden. Dennoch waren sie gewifs schon von Anbeginn beweglicher und konnten leichter verhallen, als die übrigen Initiale. Zuweilen unterscheidet sich ein tübetisches Wort von dem urverwandten oder erborgten ausländischen Worte nur durch ein Präfixum: so ist *g'ser* (Gold), wenn man g abrechnet, dem Persischen زر (*s'er*) ganz gleich — so nähern sich die tübetischen Zahlwörter *g'ñis* (*zwei*), *g'sum* (*drei*), *b'shi* (vier), *d'gu* (neun), *b'tschu* (zehn), nach Abzug ihrer Präfixa, gar sehr den entsprechenden chinesischen Formen: *ñi*, *san* oder *sam*, *schi*, *kiu* und *schi*.

Die selbständigen tübetischen Wurzeln können, von jedem grammatischen Zusatz entblöfst, als wahre *Nomina*, und in mehreren Verhältnissen auch als wahre *Verba finita* gebraucht werden. Eine grammatische Partikel, die dem Verbum nicht minder, als dem Nomen angehört, ist *pa* oder *ba:* man darf diese Partikel das allgemeinste Kennzeichen der Verbal-Nomina nennen; bald tritt sie unmittelbar, bald nur als Begleiterin eines anderen grammatischen Zusatzes, an die Wurzel. In unmittelbarer Verbindung mit der letzteren läfst sie es dahin gestellt, ob man sich eine *Handlung* oder ein *Handelndes*, ein Selbstands- oder Eigenschafts-Wort zu denken habe, und hier können nur der Zusammenhang oder die materielle Bedeutung entscheiden. Dagegen weisen die offenbar verwandten Zusatz-Wörtchen *po* oder *bo*, *ma* oder *mo*, wie schon aus ihren Urbedeutungen (*Vater* und *Mutter*) hervorgeht, immer auf eine Persönlichkeit hin, oder zunächst auf den Unterschied der Geschlechter, der nur mit dem Begriffe der Persönlichkeit denkbar ist. So bildet man von *rgyal*, *sieghaft sein*, *rgyal-ba*, Majestät, aber *rgyal-po*, *König*, und *rgyal-mo*, *Königin*. *Byed-pa* (von der Wurzel *byed*, *machen*) schwankt zwischen *Machen* und *Machendes*, wogegen ein hinzutretendes *po* oder *mo* (*byed-pa-po*, *byed-pa-mo*), auch schlechthin

byed-po, *byed-mo*, nur eine *handelnde Person* bezeichnen kann. Es giebt ferner Partikeln, die ausschliefslich Abstracta der Handlung, und wieder andere, die ausschliefslich *Adjectiva des Besitzes* bilden; denn zum Ausdruck eines reinen Adjectivums hat die tübetische Sprache eben so wenig, als die Tatarischen, sich erheben können.

Von den für Casus-Verhältnisse gebräuchlichen Partikeln hat man zur Bezeichnung des Dativ-Locativs wenigstens *fünf*, von denen mehrere, namentlich *tu*, *du*, *ru* (r), mit Local-Partikeln der tatarischen Sprachen die gröfste Aehnlichkeit darbieten. *) Der Genitiv (*kyi*) und der Instrumental (*kyis*), der Dativ-Locativ (*la*, *na*), und der Ablativ (*las*, *nas*) unterscheiden sich nur durch ein fehlendes oder angehängtes *s*, und es liegen also diesen sechs Partikeln nur *drei* Formen zum Grunde. So ist das i oder *ni* der Mandschu zugleich *Genitiv* und *Instrumental*; so wird die Postposition *den* im Mongolischen als *Locativ*, und im Türkischen als *Ablativ* gebraucht. Die Casus-Partikeln der Tübeter bilden in Verbindung mit Wurzeln aller Art, Gerundia, Adverbien und zusammengesetzte Postpositionen. — Zum Ausdruck des Plurals giebt es verschiedne Partikeln, von denen *rnams* als selbständiges Wort s. v. a. *Klasse*, *Abtheilung* bedeutet.

Das *Verbum* der Tübeter hat, gleich dem der Tungusen und der Mongolen, keine Pronominal-Affixa, die ihm Persönlichkeit geben könnten. Zur Unterscheidung der Vergangenheit oder Vollendung, der Dauer und des Bevorstehens hat man verschiedne participiale Ausdrucksweisen, worunter nur *zwei* innigere, vielleicht symbolische Anbildungen: wir meinen das Participium Präteritum in S, vor welchem D als letzter Stammbuchstabe ausfallen kann, und die Bezeichnung der bestimmteren Gegenwart und Vergangenheit vermittelst eines, der Wurzel oder dem erwähnten Particip nachtönenden O. Mehrere Formen für absolute und relative Zeitverhältnisse entstehen aus dem Zusammentreten der Wurzel oder des Particips eines concreten Verbums mit Wurzel oder Particip eines abstracteren, wie z. B. *Machen* und *Existiren*; abstracte Verba wandeln sich durch Zusammensetzung mit ihren Synonymen ab. Den Imperativ unterscheidet zuweilen Modification des Wurzel-Vokal's. Ein Infinitiv ist eigentlich gar nicht vorhanden; denn was Körös so nennt, ist nichts anders, als eine Art *Gerundium* von häufigem adverbialem Gebrauche, dessen charakteristisches Affixum *par* (*bar*) sich deutlich als eine Zusammensetzung der oberwähnten vagen Partikel *pa* (*ba*) mit dem lokalen R zu erkennen giebt. Endlich hat man noch einen Conditional auf *na*, und einen Subiunctiv auf *tschig* oder *scheg*.

Bei einem Theile der mit *Präfixen* (s. oben) verbundenen Verben kommt, wie bereits angedeutet, der Wechsel dieser Präfixa in Betracht, obschon keines derselben ein bestimmtes Verbal-Verhältnifs ausschliefslich charakterisirt. Wo ein Präfix Kennzeichen des Präteritum's ist, bedarf man des vorhin erwähnten charakteristischen S am Schlufse nicht mehr. H präfixum begleitet am Häufigsten das Präsens, und bisweilen den Imperativ — B wird vorherrschend dem Präterito, aber oft auch dem Futur eines und desselben Verbi präfigirt — G charakterisirt in vielen Fällen nur das Futur, in Einigen Präsens und Futur — M ist nur zuweilen Kennzeichen des Präteritums und des Futurs.

Obschon das Verbum der Mandshu und das der Mongolen vor dem der Tübeter in vieler Hinsicht wenig voraus haben, so mufs man doch gestehen, dafs die Verbindung der Wurzel mit den modalen oder temporalen Zusätzen in den Sprachen der Erstgenannten nicht so unmittelbar ist, wie im Tübetischen: alle Mandshuischen Verbal-Wurzeln erscheinen in jedem Verhältnifs nur mit einem überhängenden Vocale, d. h. als *Thema*, und will der Mandshu oder der Mongole z. B. ein Präsens bilden, so verknüpft er die Wurzel des abstracten Verbums mit einer Participial-Form des concreten, z. B. *sambi*, Mandsh. (ich, du, er) *weifs*, aus dem Particip *san* (von d. Wurzel *sa*) + *bi*, *sein*, wobei auch N euphonisch in M übergeht. Der Tübeter allein kann das Präsens schon durch rohe Zusammenstellung zweier nackten Grundwörter ausdrücken, wie er seine Composita bildet: *hgro-byed*, d. h. $\sqrt{}$*Gehen* + $\sqrt{}$*Machen* ist so viel als (ich, du, er) *geht*. Oft begnügt man sich im Tübetischen sogar mit Einer Wurzel, ohne Veränderung oder Zusatz, um das Verbum finitum zu bezeichnen: so kann *hgro* für sich allein (ich, du, er) *geht* heifsen. Diese Li-

*) Man vergleiche besonders das *du* und *dur* der Mongolen. Ein r, als die Richtung nach Etwas hin bezeichnend, findet sich in der ganzen tatarischen Sprachen-Klasse, von Tungusien bis Ungarn.

onsz ist dem Genius der tatarischen Sprachen noch weniger angemessen.

Gewisse Verba derivata werden am Häufigsten durch Vertauschung oder Veränderung von Würzel-Lauten aus ihrer Stammform abgeleitet: so heifst *khkhum*, *zusammenfahren*, aber *skum zusammenziehen* — *h'khod*, *sitzen*, aber *h'god*, *setzen* — h'tschhad, *to be rent*; *h'tsched*, *to cut off* — *h'gye*, *to go asunder*, aber *h'gyed* (mit hinzutretendem d), *to disperse* etc. Active und passive Verba unterscheidet gewöhnlich nur der Casus des Subjects, z. B. *nga rdung-bar byed-do*, *ich schlagen thuend* (auch blofs *nga rdung-byed*); aber *nga-yis* (oder *ngas*) *rdung-bar byed-do*, *durch-mich schlagen thuend*, (er wird) von mir geschlagen.

Die syntaktische Anordnung ist sehr ähnlich, wie in den tatarischen Sprachen; nur hat das Substantiv sein Attribut am Liebsten *nach* sich. Geht Letzteres voran, so ist es ebenfalls wahres Substantiv und wird in den meisten Fällen mit einem Genitiv-Zeichen versehen: *mi b'sang-po* (aus *mi*, Mensch, und *b'sang-po*, Güte oder *gut*) heifst der *gute Mensch*; *b'sang-po-i mi* aber wörtlich *bonitatis homo*, ein *Mensch der Güte*.

Ihre *Schrift* haben die Tübeter im 7ten Jahrhundert unserer Zeitrechnung durch den gelehrten Fürsten *Thumi Sambodha* erhalten. Man erkennt sie schon auf den ersten Blick als eine blofse Abart des Dewanâgari. Während aber der Indier seine Sätze, wie einzelne Wörter, orthographisch verknüpft, beobachtet der Tübeter ein ganz entgegengesetztes, übrigens dem Charakter seiner Muttersprache sehr analoges Verfahren: er trennt alle Silben durch diakritische Punkte. Grammatische Zusätze werden dem Grundworte nur dann orthographisch einverleibt, wenn sie aus einem einfachen Laute bestehen.

Die Grammatik des Herren Csoma de Körös enthält noch allerlei sehr nützliche und willkommene Zugaben, namentlich: 1) Eine Notiz über die tübetische Zeitrechnung S. 147—54. 2) Ein Verzeichnifs von Wörtern, die symbolisch als Zahlzeichen gebraucht werden S. 155—57. 3) Eine kleine Chrestomathie und Sammlung von Unterhaltungs-Phrasen S. 158—80. 4) Eine chronologische Tabelle mit gelehrten Anmerkungen S. 181—202. 5) Vier und funfzig lithographirte Seiten, welche die minder gewöhnlichen Schriftarten sehr genau darstellen.

Wilhelm Schott.

XXXV.

Die Geschichtschreiber der sächsischen Kaiserzeit nach ihrem Leben und ihren Schriften. Von M. Th. Contzen. Regensburg, 1837. *bei Friedrich Pustet. XVI.* 191 S. 8.

Es ist höchst erfreulich, dafs jetzt einzelne Parthien der vaterländischen Geschichte von mehrern Seiten zugleich bearbeitet werden. So scheint die lange vernachläfsigte Periode der sächsischen Kaiserzeit vorzüglich Gegenstand der Bearbeitung deutscher Historiker geworden zu sein. Schon in den beiden letzten Decennien wurde durch Monographien und Abhandlungen Manches Einzelne aus dieser Zeit aufgeklärt und erläutert. Doch ein Werk, welches die ganze sächsische Kaiserzeit umfafst und den jetzigen Anforderungen der Kritik entspricht, besitzen wir noch nicht, obwohl es nicht an vortrefflichen Vorarbeiten dazu fehlt. Diese Lücke in der historischen Literatur wird nach den nunmehr begonnenen oder schon beendigten Werken bald ausgefüllt werden. Indem Pertz die Scriptores und andere Quellen für diese Periode in dem nächstfolgenden Bande der Monumenta Germaniae historica zum Druck vorbereitet und uns verspricht durch die Bekanntmachung des für die Geschichte des zehnten Jahrhunderts höchst wichtigen Richerus von Rheims manche Theile der Geschichte der sächsischen Kaiserzeit aufzuhellen: indem Ranke's Schüler zu Berlin in den Jahrbüchern des deutschen Reiches unter dem sächsischen Hause die vorhandenen Nachrichten kritisch durchzuarbeiten und zu sichten und die Thatsachen nach der chronologischen Folge festzustellen sich bemühen; stellt Hr. Contzen in vorstehender Schrift die Geschichtschreiber und alle übrigen historischen Quellen jeder Art mit einer kritischen Würdigung ihres Werthes und einer vollständigen Angabe der dahin gehörigen Literatur zusammen. So wird es einem Geschichtschreiber möglich gemacht diesen wichtigen Theil der deutschen Geschichte nach allen Richtungen und Beziehungen und nach allen Anforderungen der historischen Wissenschaft darzustellen.

Was Stenzel im zweiten Bande seiner Geschichte Deutschlands unter den fränkischen Kaisern für die Kritik der Quellen des eilften und Anfang des zwölften Jahrhunderts geleistet, hat sich der Verf. vorliegender Schrift als Aufgabe gesetzt für die sächsische Kaiserzeit zu leisten. Er hat diese Aufgabe in einer Weise gelöst, dafs seine Schrift als eine wahre Bereicherung der historischen Literatur genannt werden mufs. Es wäre höchst wünschenswerth über jeden Theil der deutschen Geschichte solche Darlegungen und Beleuchtungen der Quellen zu besitzen: eine wahrhafte gründliche Darstellung der vaterländischen Geschichte wäre dadurch nicht nur möglich gemacht, sondern auch unendlich erleichtert.

Was nun näher den Inhalt der Schrift des Hrn. Contzen selbst angeht, so hat er nach den einleitenden Bemerkungen über den Character der Quellen im Mittelalter im Allgemeinen zuerst eine Würdigung der Geschichtschreiber Widukind, Luitprand, Thietmar, Albert, Glaber Rodulphus, Flodoard, Ademar gegeben, zu welchen er noch zuletzt die S. Gallener Scriptores und den Fortsetzer des Regino fügt. Aber auch die kleinern Annalen und die Necrologien der Zeit, wie auch mehrere Chronisten der beiden nächstfolgenden Jahrhunderte, welche über die sächsische Kaiserzeit Nachrichten geben, werden aufgezählt und es wird dabei in der Kürze nachgewiesen, in wieweit sie von Wichtigkeit sind und Glauben verdienen. Doch dürfte über Adam von Bremen und den Annalista Saxo ausführlicher gehandelt worden sein als geschehen ist. Einen besondern Werth erhält die Schrift des Hrn. Contzen durch die Aufzählung und Würdigung der Biographien, welche manche schätzbare Beiträge zur Geschichte jener Zeit geben, und besonders für die Sittengeschichte von höchster Wichtigkeit sind. Diese Biographien von Königen und ihren Gemahlinnen, von Bischöfen und Heiligen sind meist von Gleichzeitigen oder doch nicht viel später Lebenden geschrieben und erhalten dadurch schon einen nicht geringen historischen Werth. Auch die Briefe einzelner Männer aus der sächsischen Zeit sind nicht übergangen: ihre Zahl ist freilich nicht grofs, und sie sind auch nicht von besonderer geschichtlicher Bedeutung, wenn man die Briefe Gerbert's von Rheims ausnimmt. Doch gehören sie zu den historischen Denkmalen der Zeit. Ueber Gerbert's, des nachmaligen Papstes Sylvester II. Briefe bemerkt Hr. Contzen S. 180: „die von ihm hinterlassenen theils in seinen Angelegenheiten, theils im Namen mehrerer damaligen Fürsten geschriebenen Briefe, sind für die Aufhellung der vielen verwickelten Verhältnisse jener Zeit von der höchsten Wichtigkeit; aber sie sind zugleich sehr schwierig, sowohl weil wir über manches, was er bespricht oder andeutet, nicht weiter unterrichtet sind, sondern es erst durch ihn kennen lernen, als auch weil sie in einem ziemlich ungeordneten Zustande sich befinden und bis jetzt weder vollständig noch nach einer bewährten Handschrift genau und richtig gedruckt sind." Hr. Contzen verspricht über diese Briefe in einer besondern Schrift ausführlich zu handeln und den historischen Gewinn, der aus ihnen gezogen werden kann, näher darzustellen.

Zum Schlusse wird von den Beschlüssen und Verhandlungen der deutschen National-Concilien, die wichtige Beiträge zur Geschichte, zum Staats- und Kirchenrechte, liefern, und von den Urkunden gehandelt.

Nachdem wir den Inhalt im Allgemeinen angegeben, wenden wir uns zu dem Haupttheile der Schrift, zu der Beurtheilung der Geschichtschreiber und wählen von ihnen die drei wichtigsten Schriftsteller Widukind von Corvey, Liutprand und Thietmar von Merseburg, aus, um zu zeigen, in welcher Art und Weise Hr. Contzen die Quellen der sächsischen Kaiserzeit dargelegt und gewürdigt hat.

Mit Recht weis't der Verf. von allen zeitgenössischen Geschichtschreibern der Könige und Kaiser aus dem sächsischen Hause dem Mönche Widukind von Corvey den ersten Platz an, da dessen Annalen für die meisten spätern Schriftsteller die Grundlage ihrer Erzählungen bilden. Nachdem er (S. 11—16) über die Ausgaben und Handschriften Widukinds ausführlich gehandelt, und sein Leben (S. 16 ff.) nach den kurzen Notizen darüber theils in dessen Schriften selbst, theils aus der Chronik des Abtes Johann Tritheim erzählt hat, geht er zur Beurtheilung der Annalen Widukinds selbst über (S. 18), gibt den Gang und Inhalt derselben in der Kürze an und untersucht, um welche Zeit sie geschrieben worden und was für Quellen ihnen zu Grunde liegen (S. 20—28).

(Der Beschlufs folgt.)

№ 46.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

September 1837.

Die Geschichtschreiber der sächsischen Kaiserzeit nach ihrem Leben und ihren Schriften. Von M. Th. Contzen.

(Schlufs.)

Bei dieser Gelegenheit wird auch von dem Verhältnisse der Corveyschen Annalen bei Wigand, und der Corveyschen Chronik bei Wedekind zu Widukind's Annalen gesprochen. Da Hr. Contzen an der Authenticität der Corvey'schen Chronik nicht zweifelt (S. 94), so stellt er bei der Untersuchung nur die Frage: ist diese Chronik (welche vorzüglich die Ungarnkriege im Jahre 932, 933 und 938 erzählt und, obschon im ersten Theil sehr übereinstimmend mit Widukind, doch im Ausgange des Krieges von ihm sehr abweicht) die letzte Quelle oder Widukind? Wie wäre es möglich, wenn die Chronik von Corvey letzterm zur Quelle gedient, dafs der Chronist den Feldzug Heinrich's gegen die Ungarn in zwei Jahre vertheilt, indefs Widukind nur von einem Feldzuge in einem Jahre erzählt? Hr. Contzen meint, dafs der Erzählung von dem zweiten Feldzug des Königs Heinrich I. in der Corvey'schen Chronik ein anderer Bericht eines zweiten Augenzeugen zu Grunde liege, der weil er von dem frühern abwich, von dem Chronisten nach Art so vieler Compilatoren neben jenem in seine Chronik eingetragen und auf passende Weise mit demselben verbunden worden sei. Daher geht der Verf. nicht so weit als Luden, dafs er dieser Chronik den Vorzug vor Widukind gibt: jedoch glaubt er, dafs der erste Bericht von dem ersten Feldzug allerdings Quelle zu Widukind könnte gewesen sein, der zweite aber auf keine Weise. Dem Ref. scheint, dafs der aus Redensarten Cäsar's zusammengesetzte Bericht über den Krieg Heinrichs mit den Ungarn in der Corvey'schen Chronik wenig Glauben verdient, nicht nur weil er mit dem zuverläfsigen Widukind im Widerspruche steht, sondern auch defshalb weil die Authenticität der Chronik, ungeachtet ihr Herausgeber Wedekind und einige andere Geschichtsforscher sich entschieden dafür ausgesprochen haben, keinesweges aufser Zweifel gesetzt ist. Auf jeden Fall ist diese Chronik viel jünger als Widukind, der nicht aus ihr geschöpft haben konnte, wohl aber umgekehrt mag der Chronist Einiges aus dem sächsischen Geschichtschreiber entlehnt haben.

Von dem was (S. 29—45) über Liutprand's Geschichte, dessen Leben, Schriften, Quellen, Glaubwürdigkeit gehandelt ist, heben wir hier nur letztern Punct aus. Hr. Contzen stimmt nicht ganz mit Martini's Abhandlung über Liutprand's Glaubwürdigkeit (in den Denkschriften der k. Academie zu München) überein, der dessen Nachrichten überall historische Glaubwürdigkeit zuspricht. Wenn auch Hr. Contzen Martini's Ausspruch in Bezug auf die deutschen Angelegenheiten in der sächsischen Periode nicht verwerflich findet, so ist er doch anderer Meinung in Rücksicht auf die Nachrichten über italienische Begebenheiten. Aber das Urtheil Luden's, dafs Liutprand weder von Wahrhaftigkeit noch von wirklicher Geschichtschreibung eine Ahnung gehabt habe, hält er für zu hart. Auch die Urtheile Muratori's, Tiraboschi's u. a. über Liutprand werden mitgetheilt: zuletzt spricht sich der Verf. dahin aus, dafs viele von den Nachrichten, die sich bei Liutprand allein finden, einestheils von innerer Unwahrheit nicht frei zu sprechen seien, anderntheils auch die Vorliebe durchblicken lassen, mit welcher er sie erzähle, um seine an Obscönitäten gewöhnte Zeitgenossen zu unterhalten. Daher müsse es dem Tacte des spätern Geschichtschreibers überlassen bleiben, wie er manche Nachrichten bei Liutprand benutzen wolle.

Ausführlicher noch als über Liutprand ist (S. 46—71) über Thietmar von Merseburg gehandelt. Besonders hat sich Hr. Contzen bei der schwer zu beantwortenden Frage verweilt, ob Thietmar Widukind gekannt

und benutzt habe. Doch möchten wir nicht mit dem Ergebnifs von Hrn. Contzen's Untersuchung übereinstimmen: „dafs Thietmar den Widukind gekannt und vor sich gehabt habe, ist mir mehr als wahrscheinlich, denn die Gegengründe, dafs er Widukind nie nenne und im Einzelnen auch von ihm abweiche, sind leicht zu beseitigen und beweisen nichts." So sehr auch der Verf. sich bemüht seine Meinung, welche auch mehrere deutsche Historiker aufgestellt haben, als die richtige zu beweisen, so dürfte ihm dieses doch nicht gelungen sein: auch lassen sich noch andere Gründe als die angeführten gegen eine Benutzung Widukind's durch Thietmar angeben. Sehr richtig aber ist, was Hr. Contzen über den geringen innern Zusammenhang von Thietmar's Chronik sagt: „Es ergibt sich, was auch Ursinus dagegen sagt, doch beim Lesen bald, dafs er (Thietmar) eigentlich gar keinen festen Plan hatte, sondern sich beim Aufschreiben der Begebenheiten frei gehen liefs, und die Geschichte einer Person, einer Familie, eines Landes da einflocht, wo ihn die zufällige Anführung des Namens darauf brachte."

Wir schliefsen die Anzeige dieser für die historische Literatur Deutschlands wichtigen Schrift, indem wir den Wunsch aussprechen, dafs Hr. Contzen auch von andern Perioden der deutschen Geschichte die Quellen mit solchem Fleifse und Studium zusammenstellen und kritisch beleuchten möchte: er wird sich durch solche tüchtige Leistungen um die historische Literatur unsers Vaterlands sehr verdient machen.

Aschbach.

XXXVI.

Meteorologische Untersuchungen. Von H. W. Dove, Mitgliede der Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Mit 2 Steindrucktafeln. Berlin, 1837. *Sander'sche Buchhandlung (C. W. Eichhoff.) VIII.* 344 *S.* 8.

Es ist in unsern Tagen oft wiederholt worden, dafs die Meteorologie, bei dem allgemeinen, raschen und erstaunenswerthen Fortschritte der Naturwissenschaften, ganz zurückgeblieben sei, und, — so wenig glaublich es bei dem immer lebhafter werdenden Interesse für diese Gegenstände scheinen mag, — man hat selbst behauptet, dafs die Zahl derer, welche durch eigene Forschungen diese Disciplin zu fördern suchten, immer geringer geworden. Wenn dem so wäre, so könnten unbefangene Prüfung der Schwierigkeit der in ihr gestellten Probleme, die Beweglichkeit ihres Elements, die Unmöglichkeit Versuche anzustellen, wie in andern Theilen der Physik, der Mangel an Vorarbeiten, welche das zur Förderung der Wissenschaft Nothwendige enthalten, und noch manche andere Umstände eine solche Erscheinung vielleicht erklären. Aber seitdem der Weg der Speculation, der so lange Zeit in der Physik herrschte, auch in diesem Gebiete seit Saussure's Untersuchungen mehr und mehr verschwand und der Beobachtung Platz machte, welche sich jetzt nicht blofs auf die anomalen und auffallenden Witterungserscheinungen beschränkte; seit dem Anfange dieses Jahrhunderts und namentlich in den letzten beiden Decennien sind eine so grofse Anzahl höchst wichtiger und lehrreicher Werke und Abhandlungen über meteorologische und klimatologische Gegenstände erschienen, — wir erinnern an die Arbeiten der Herren A. v. Humboldt, L. v. Buch, Brandes, Schouw, Dove, Kämtz, Schübler u. v. A., von denen eine unzählige Menge von Beobachtungen theils verarbeitet, theils kritisch zusammengestellt sind, wodurch die überraschendsten Resultate über den Gang und die Vertheilung der Wärme, die Erscheinungen des Luftdrucks, die Wind- und Regenverhältnisse u. s. w. an's Licht gefördert wurden, — dafs schon hierdurch die Behauptung sicher gerechtfertigt erscheint, dafs Vieles, was vor Kurzem noch in tiefes Dunkel gehüllt erschien, jetzt enträthselt oder doch dem Verständnifs unverkennbar näher getreten ist.

Hätte das Studium der Meteorologie, nach Hrn. v. Humboldt's Bemerkung, nicht in einer Zone begonnen, wo die Verwicklung der Ursachen, die in der Nähe und Ferne wirken, wo die Intensität perturbirender Kräfte am gröfsten sind, sondern einen ihrer Hauptsitze unter den Wendekreisen aufgeschlagen; so würde man ohne allen Zweifel bei dem einfachen und regelmäfsigen Gange aller Erscheinungen in den Tropen bald deutlich erkennen, was in unsrer Zone im zusammengesetzten Spiel gleichzeitig wirkender streitender Kräfte lange verborgen bleiben mufste; man würde eine weit leichtere und glücklichere Einsicht in ihren Causalzusammenhang gewinnen. Aber nicht genug, dafs die positive Klimatologie in der Aequatorialzone

seit einem halben Jahrhundert, mit wenigen Ausnahmen in der neuesten Zeit, z. B. in Indien, erstaunlich langsame Fortschritte gemacht, und dafs die Wissenschaft erst aus vieljährigen Beobachtungen in den Erscheinungen der gemäfsigten Zone zu den Gesetzen vorzudringen vermochte; sie mufste hier noch durch den Umstand aufgehalten werden, dafs sie im Gebirge entstand und erst jetzt langsam in die Ebene herabsteigt mit einer Menge von Thatsachen, in denen das Locale vom Allgemeinen zu trennen wir oft noch nicht in den Stand gesetzt sind. Dafs bei Untersuchung meteorologischer Erscheinungen früher nur auf die Bestimmung ungewöhnlicher Witterungserscheinungen gesehen wurde, ist bekannt; aber den Irrthum, die Begrenzung des Problems durch Feststellung der *Extreme* für seine Lösung anzusehn, erkannte man leider erst sehr spät, und die Aufsuchung des Auffallenden im Wetter ist ein bedeutendes Hindernifs für das Fortschreiten der Wissenschaft gewesen. Es war daher ein wichtiger Schritt, welcher namentlich durch Hrn. v. Humboldt herbeigeführt wurde, dafs man nach dem *mittlern Zustande der Atmosphäre* fragte. Um zu allgemeinen empirischen Gesetzen bei dem Conflict partieller Störungen zu gelangen, mufste man die Thatsachen gehörig ordnen, und so die störenden Ursachen auszuscheiden suchen; aus den so gewonnenen mittleren Resultaten als der festen Grundlage sind wir erst im Stande, die Extreme zu beurtheilen.

Da in den atmosphärischen Erscheinungen jedoch das Wesentliche eben darin besteht, dafs die Mittel nicht unmittelbar in die Erscheinung treten, so durfte man auch bei ihnen nicht stehen bleiben; es war weiter der Typus *der periodischen Veränderungen*, z. B. bei der Temperatur eines Ortes zu erforschen. Wie früher die Extreme, so übten in unsern Tagen die Mittel eine mächtige Herrschaft auf diesem Gebiete des Wissens aus, was man schwerlich in irgend einem Theile der Meteorologie verkennen dürfte. In einem viel höhern Grade noch machte sich der Einflufs einer so einseitigen Betrachtung bei den sogenannten unregelmäfsigen Veränderungen der Atmosphäre geltend, denen jene periodischen im Allgemeinen zur Grundlage dienen, und doch sind diese kaum in grofsen Umrissen erkannt. Man betrachtete es gewöhnlich als die letzte Aufgabe, die periodischen Veränderungen auch für unsere Breiten nachzuweisen und ihre Gröfse zu ermitteln; dafs sie oft die schwierigste sei, wird Niemand leugnen; denn die Schwierigkeit, die Gesetze der periodischen und der unregelmäfsigen Veränderungen zu sondern, hängt ja von der Gröfse der Störungen im Verhältnifs zur Gröfse der Mittelwerthe ab. Man hat jedoch bei der Betrachtung der meteorologischen Phänomene gewöhnlich ganz übersehen, dafs wir nicht nur das in allen Zonen analog Vorkommende zu untersuchen haben, sondern dafs endlich auch das Unterscheidende der einzelnen Zonen in dieser Beziehung in's Auge gefafst werden müsse; denn so wichtig es auch für die Wissenschaft erscheint, solche Gesetze, wie die für die täglichen Veränderungen des Luftdrucks als allgemeine auf der Erde zu bestätigen, so finden wir darin noch keine Rechtfertigung für die Physiker, welche darüber die viel mächtigeren und uns fast täglich in die Augen springenden Schwankungen des Barometers, welche von der Windrichtung abhängig sind, so gänzlich vernachläfsigten.

Nachdem Ref. am Schlusse dieser einleitenden Betrachtungen die Gesichtspunkte zusammengestellt hat, welche in den vorliegenden „meteorologischen Untersuchungen" und in früheren Abhandlungen des Hrn. Verfs. über verwandte Gegenstände sich zerstreut finden, bemerkt derselbe noch, wie sie schon hinreichen werden, auf die Wichtigkeit seines Werks aufmerksam zu machen, was uns unnöthig schiene, wenn es uns nicht bei der Bearbeitung des Forbes'schen Werkes: „Abrifs einer Geschichte der neueren Fortschritte und des gegenwärtigen Zustandes der Meteorologie," ungemein aufgefallen wäre, wie Hrn. Dove's Arbeiten über den Wind und die von demselben abhängigen Erscheinungen verhältnifsmäfsig wenigen Physikern näher bekannt sein dürften: dafür spricht theils das Schweigen der physikalischen Lehrbücher über dieselben, theils, so weit wir wenigstens in Erfahrung haben bringen können, die fast vollkommene Unbekanntschaft des gesammten Auslandes damit. — Um hier einem scheinbaren Widerspruche zu begegnen, müssen wir bemerken, dafs Hr. Dove in seinem Werke den gröfsten Theil seiner meteorologischen Abhandlungen, welche er seit 1827 in Poggendorff's Annalen und in den „Verträgen aus dem Gebiete der Naturwissenschaften in der physik.-ökon. Gesellsch. in Königsb., herausgeg. von v. Baer. Königsb. 1834. I. Bdch." bekannt gemacht, in systematischer Folge zusammengestellt hat. Wir

finden darin neben unverändert Wiedergegebenem sowohl im I. Theil der Schrift, in welchem der Vf. in einer möglichst populären und höchst anziehenden Darstellung uns den Gesammtinhalt dieser Disciplin vorführt, als auch besonders im II. Theile mit dem wesentlichen Inhalte des Werkes, Vieles durchaus umgearbeitet, nach neueren Erfahrungen vervollständigt oder berichtigt, und vor Allem eine weitere Ausführung der theoretischen Seite seiner Untersuchungen.

Bei einem Werke der Art kann es nicht die Absicht des Ref. sein, daraus einen genügenden Auszug zu geben; dies verbietet die Fülle von Beobachtungen und Resultaten, die zum Theil erst aus der Ansicht der vielen Tabellen im Werke abgeleitet werden müssen, wie auch der innere Zusammenhang der hier behandelten Witterungserscheinungen; — eben so wenig eine Kritik, da Theorie und Erfahrung fast überall zu ganz übereinstimmenden Gesetzen führen, und jene bei all ihrer Einfachheit den Erscheinungen vollkommen Genüge leistet, so weit die vorhandenen Beobachtungen zur Entscheidung gezogen werden konnten. Wir beschränken uns daher auf die Darstellung des Ideenganges und der gewonnenen Haupt-Resultate, und werden nur bei einzelnen besonders wichtigen oder neuen hier entwickelten Ansichten länger verweilen. Nur hin und wieder wird sich eine Veranlassung finden, eine erläuternde oder vervollständigende Bemerkung einzuschalten.

Da mit Ausnahme der rein optischen Phänomene und einiger Meteore, wie der Sternschnuppen u. dgl., sämmtliche Witterungserscheinungen als durch die Vertheilung der Wärme auf der Erde bedingt anzusehen sind, so giebt uns der Verf. im I. Th., dem Vorläufer der meteor. Untersuchungen, eine geistreiche Darstellung von dem inneren Zusammenhange der atmosphärischen Erscheinungen. Das Problem der Wärmevertheilung, deren Urquelle die Sonne, wird daher als die Grundlage zuerst behandelt, und die Unterschiede des solaren und realen Klimas führen zu den von A. v. Humboldt in die Meteorologie eingeführten isothermen Linien und Flächen und zu den Kältepolen. Die Ursache der Inflexionen jener Linien sind namentlich von ihrem Urheber in den Fragm. Asiat. umfassend behandelt worden. (S. auch darüber dies Werk p. 339) Ueber den Einfluss des Golfstroms auf W.-Europas Klima sind wir jedoch noch nicht im Reinen, so lange derselbe auch geltend gemacht ist. Durch des allgemein verehrten Geographen Rennell's treffliche „Investigation of the Currents of the Atlantic Ocean" ist dessen Lage erst vor wenigen Jahren genauer bestimmt worden, und es erscheint die ganz allgemeine Vorstellung, dass die nördlichen Ausläufer des Golfstroms die europäischen Gestade zwischen der Strasse v. Gibraltar und den norwegischen Küsten erreichen, durchaus irrig, da von allen Beobachtern im östlichen Theile desselben nur zwei, Franklin und Sabine, eine anomale Verlängerung bis an die Westküsten S.-Europas gefunden haben, und somit derselbe im Allgemeinen die europäischen Küsten *gar nicht* trifft. Aus Rennell's Untersuchungen ergiebt sich, dass die Fläche warmen Wassers sich zu Zeiten von 32° w. Lg. (Merid. der westl. Azoren) bis zu $77\frac{1}{2}$° (den verein. Staaten N.-Amerikas) erstreckt und an ihrem östlichen Rande zwischen den Parallelen 33 oder 34° u. 45° n. Br. liegt, während ihre Breite am Westende 160—170 Meilen betragen kann. In der Richtung von O. nach W. umfasst dieser Strom also über 2000 M., und seine mittlere Breite von S. nach N. ist auf 350 M. anzuschlagen. Der Einfluss dieses merkwürdigen Riesenstroms, dessen Flächeninhalt den des mittelländischen Meeres an Grösse übertrifft, ist daher für Europa gar *kein unmittelbarer*; er vermehrt aber noch die Wärme des atlantischen Oceans, die in 50° n. Br., also in der Zone des nördl. Deutschlands, nach A. v. Humboldt noch so bedeutend ist, dass die Wintertemperatur des Meeres die Temperatur des Januars in dem glücklichen Klima von Marseille noch übertrifft. —

Hr. Dove kommt darauf zur Betrachtung der Wärmeänderungen mit der Tiefe und der Quellentemperatur, über welche neuerlichst Bischofs Untersuchungen (Jameson's Phil. Journ. 1836 p. 365 fg.) zu sehr beachtungswerthen Resultaten geführt haben: im Allgemeinen geht z. B. daraus hervor, dass die mittlere Temperatur des Bodens daraus keineswegs mit Sicherheit deducirt werden kann. — Ueber den quantitativen Einfluss der eigenthümlichen Wärme unsers Erdballs auf die jetzige Vertheilung der Wärme konnte bisher keine genügende Bestimmung erhalten werden, und daher kann sie nicht, nach dem gegenwärtigen Stande unsrer Kenntnisse, bei dem Problem der Isothermen ein Erklärungsmoment abgeben.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 47.
Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.
September 1837.

Meteorologische Untersuchungen. Von H. W. Dove.

(Fortsetzung).

In gedrängter Kürze behandelt der Vf. die Wärmeänderung mit der Höhe, die Extreme (+ 43°, 1 in der Oase Murzuck und — 45°, 3 R. zu Ft Reliance am Sklavensee), — woran sich die schöne Bemerkung knüpft, dafs die Bewohner der gemäfsigten Zone, an grofse Wärmeunterschiede gewöhnt, jede klimatische Aenderung so leicht ertragen; die Wärmeverhältnisse der Ozeane und der periodische Gang der Temperatur in der täglichen und jährlichen Periode. Ehe die Richtung der Isothermen nach Kämtz' mühevollen Untersuchungen mitgetheilt wird, giebt der Verf. einen Ueberblick von den Windverhältnissen, denn in den Luftströmen haben wir den Hauptgrund der Temperaturverschiedenheit in gleicher Breite unter verschiedenen Meridianen zu suchen.

Die eigenthümliche Ansicht von den wässrigen Niederschlägen und ihre Eintheilung reiht sich naturgemäfs an die Winde. Wolken sind dem Verf. kein Product, sondern ein Procefs. Die scharfsinnige Classification der Niederschläge überhaupt unterscheidet drei Arten: 1) solche, welche durch die Wirkung des Courant ascendant entstehen. In der eigentlichen Regenzone zwischen beiden Passatgürteln soll sich die Zeit des Eintritts der Gewitter täglich allmälig ändern; doch sind uns eine Menge einzelner Berichte bekannt, welche es rechtfertigen, wenn der Verf. sagt, dafs diese Erscheinungen wesentlich durch locale Verhältnisse modificirt werden dürften. Aufserhalb jener Regenzone findet sich ein Wechsel der trocknen und nassen Jahreszeit und in der Mitte der Passatzonen eine Gegend mit constantem Passat und sehr seltnen Niederschlägen. Von der Furchtbarkeit solcher Niederschläge in den Tropen vermag sich der Europäer keine Vorstellung zu machen. Temple erzählt von einem Nachtgewitter: „It seemed as if the flood-gates above had been opened and all the waters there concentrated, poured down upon us. To call these inundations by the European term: „rain" would be far from conveying any idea of what they actually are. Three drops, the size of „tea-saucers" give a hint, that it is going to rain. You have scarcely time to reflect upon this hint, before you may fancy, that the ocean, having shanged places with the skies, is rushing impetuously down again to take possession of its natural position." Besonders heftig erscheinen diese Niederschläge auch bei den Typhoonen. In Cochinchina machte man bei einem 82 St. anhaltenden Typhoon die bis dahin unbekannte Erfahrung, dass in einer gegen den Sturm geschützten Bai sich das Meer mit einer Schicht süfsen Wassers bedeckte, aus dem man Trinkwasser schöpfen konnte (Crawfurd). Das Regenquantum in Arrakan, dessen Klima mit dem der Guinea-Küste zu vergleichen ist, betrug nach Dr. Stevenson 1825 (von Anf. Juni bis Ende Oct.) 196 e. Zoll. — Die 2. Classe der Niederschläge, welche am häufigsten aufserhalb der Tropen vorkommt, entsteht durch Vermischung ungleich warmer Winde, wovon späterhin ein Mehreres. Dafs die Ausrottung der Wälder und Cultur des Bodens die Temperaturvertheilung in der jährlichen Periode zuletzt wesentlich modificirt, namentlich die Extreme abzustumpfen scheint, bestätigt sich immer mehr; daher vielleicht die allgemeine Ansicht von einer Veränderung des Klimas. — Was die Elektricität bei den Niederschlägen betrifft, so ist es bemerkenswerth, dafs im Widerspruch mit der gewöhnlichen und von Vielen noch lebhaft vertheidigten Ansicht, drei der ausgezeichnetsten Meteorologen Deutschlands, die Hrn. Dove, Schübler und Kämtz, unabhängig von einander, den Vorgang beim Gewitter, ohne auf die Elektricität als wirkende Ursache Rücksicht zu nehmen,

aus den Gesetzen über die elastischen Flüssigkeiten einfach entwickeln, da kein Fall bekannt ist, wo die Elektricität auf Aenderung des Aggregatzustandes Einfluſs hätte. Schon Lichtenberg glaubte, daſs alle Wolken in der allgemeinsten Bedeutung des Wortes Gewitter wären, nur dem Grade nach verschieden. Vgl. auch v. Humb. Rel. hist. t. VI. p. 183. Die genannten Physiker zeigen nun, daſs jene Vermuthung richtig sei, daſs die Elektricität am stärksten hervortritt, je plötzlicher irgendwo ein Niederschlag statt findet. Ueber die Entstehungsweise der Elektricität läſst bis jetzt kein Versuch entscheiden; nicht unwahrscheinlich ist, daſs es verschiedne Quellen derselben giebt. Den Hagel, der unstreitig eins der schwierigsten Probleme der Meteorologie ist, hält Hr. D. für Schnee, der im Fallen vielleicht Graupel und unten erst Hagel geworden ist.

Die 3te Klasse der Niederschläge sind die an der Erde entstehenden, z. B. der Thau, welcher in manchen Gegenden der Tropen so reichlich fällt, daſs es von den Bäumen regnet. Die Bedingungen ihres Erscheinens sind von Wells befriedigend erklärt.

Das letzte Gebiet der eigentlich atmosphärischen Erscheinungen, welches der Verf. behandelt, sind die Aenderungen des Luftdrucks. Hr. v. Buch hält es für wahrscheinlich, daſs Veränderungen im Druck der Atmosphäre an einem Orte im Laufe der Zeiten vorgehen, aber die vorhandnen Materialien sind noch nicht geeignet, darüber zu entscheiden; durch eine Vergleichung der barometrischen Windrosen für diese verschiednen Zeiten würde man sogleich die Ursachen dieser Veränderungen erkennen, welche Winde mehr oder weniger deprimirend, welche erhöhend geworden sind und auf welche Art sich demzufolge die Richtungslinie der mittleren Barometerhöhe geändert habe. Die Abhängigkeit des Barometerstandes von der Wärme, der höchst wichtige Einfluſs der verschiednen Windrichtungen und der Vertheilung der Wasserdämpfe in den verschiednen Zonen kommen zuerst zur Sprache. Einen constant geringeren Druck finden wir nach den Beobachtungen der neuesten Zeit, wo Westwinde beständig herrschen, z. B. zu Port Famine, auf der Nord-Westküste von Nordamerika und im ochotskischen Meere, wo, nach den Berichten der Seefahrer zu schlieſsen, das ganze Jahr hindurch südliche und südwestliche Luftströme vorzuherrschen scheinen. Schouw's treffliche Abhandl. über den mittleren Barometerstand am Meere hat hierüber das meiste Licht verbreitet. — Die scharfsinnige Erklärung, welche Hr. Dove von dem doppelten Maximum und Minimum der täglichen Barometerschwankungen gegeben, brauchen wir nicht zu erwähnen; sie ist allgemein bekannt und würde allein hingereicht haben, ihm einen ausgezeichneten Rang unter den Meteorologen zu sichern.

Von den Erscheinungen der Atmosphäre, in denen die Sonnenwirkung als das primum agens erkannt ist, wendet sich der Verf. zu den Aërolithen, welche nach Bessel dieselbe Fallgeschwindigkeit zeigen als Steine terrestrischen Ursprungs; auch ihre chemische Zusammensetzung zeigt viel Uebereinstimmendes. — Die Sternschnuppen, welche in Folge ihrer periodischen Wiederkehr vom 12—14. Nov. die Aufmerksamkeit in so hohem Grade erregt haben, beweisen, daſs es Phänomene giebt, die den Processen der Erdatmosphäre fremd sind und unabhängig in unserm Luftkreise sichtbar werden. — Der Einfluſs des Mondes scheint kaum zu bezweifeln, aber die Art und Weise, in welcher der Erreger der Meere in unserer Atmosphäre waltet, ist noch nicht erkannt. — Bei der Untersuchung des Nordlichts, dessen Zusammenhang mit der magnetischen Vertheilung auf der Erde nicht mehr des Beweises bedarf, sollte man nunmehr nach dem Vorbilde der Engländer durch ein regelmäſsiges System von Beobachtungen die Bedingungen ins Auge fassen, unter denen sich der Einfluſs dieses Meteors auf Declination, Inclination und Intensität der Nadel äuſsert.

So führt uns der Verf. zu der Ueberzeugung, daſs der Erdkörper nicht bloſs der todte Träger eines auſser ihm sich gestaltenden Lebens ist, sondern selbstthätig eingreift in das bewegte Spiel atmosphärischer Veränderungen. Der Zusammenhang der Bewegungen der Magnetnadel mit den thermischen Verhältnissen der Erde, welcher seinen eifrigsten Verfechter in Moser gefunden, zeigt sich nicht nur in ihrer täglichen und jährlichen Periode, sondern auch in der mittleren Vertheilung der magnetischen Kraft. Doch offenbart sich hier ein Widerspruch, dessen Lösung uns einen bedeutenden Schritt weiter in der Erkenntniſs der verschiedenen Seiten des Gesammtlebens der Erde führen würde. Hr. A. v. Humboldt spricht sich in seinem Examen critique darüber folgendermaſsen aus: „So sinnreich auch die Analogieen sein mögen, die man

zwischen den Inflexionen der isothermen Linien und denen der isodynamischen Curven des Erdmagnetismus bemerkt zu haben glaubt, so scheint es doch, dafs die Stetigkeit der isothermen Linien, welche von den Luft- und Meeresströmungen und der gegenwärtigen Gestalt der Continentalmassen oder vielmehr von den Flächenraum- und Lagenverhältnissen zwischen den mehr oder weniger diaphanen und die Wärme zu absorbiren fähigen Massen, den Meeren und den Ländern, abhängig sind, sich nicht recht wohl mit der Beweglichkeit (der translatorischen Bewegung) der magnetischen Curven in Einklang bringen lasse." (Das Argument, welches von angeblich regelmäfsig wiederkehrenden klimatischen Veränderungen hergenommen worden ist, haben bekanntlich mehrere Physiker: Schouw, Schübler, Arago, Idler u. A. zurückzuweisen versucht).

Am Schlusse des I. Theils des vorliegenden Werkes kommt der Verf., um eine vollständige Aufzählung der noch übrigen Ursachen zu geben, durch deren Zusammenwirken die Temperatur unseres Erdkörpers bedingt wird, zu den Hypothesen über die Ursachen der eigenthümlichen Wärme der Erde. Unter diesen ist die von Fourier wohl am allgemeinsten angenommen, welcher die Erde als eine an der Oberfläche erstarrende glühende Kugel betrachtet und die Temperatur an allen Punkten unseres Sonnensystems als constant und gleich setzt. Vor Kurzem erst hat Poisson dieser Theorie vom mathematischen Standpunkte aus widersprochen: er betrachtet die Erde, wie der Verf. sich ausdrückt, als einen Reisenden im Weltraume, der sich noch der glücklichen Zeiten seiner Wanderschaft in wärmeren Gegenden erinnert, jetzt, wo er in eisig kalten wandelt, die er aber später wieder zu verlassen hofft. Poisson mifst die Temperaturzunahme nicht einer primitiven Erdwärme zu, sondern einer verschiednen Intensität der Sternwärme an den verschiednen Orten, welche das Planetensystem unserer Sonne in einem grofsen kosmischen Jahre bei seiner langsamen Bewegung im Weltenraume erreicht. Nach unserer Ansicht zeigen indessen u. a. die Einwürfe der Hrn. de la Rive und Poggendorff, dafs eine so extravagante Hypothese der Fourierschen an Wahrscheinlichkeit nicht wenig nachsteht und mindestens vor den bisher angenommenen keine Vorzüge habe. Auch wäre es nicht unmöglich, dafs beide vereinigt würden; doch mufs bei so mifslichen Hypothesen die Entscheidung unsern Nachkommen überlassen bleiben. — Endlich berücksichtigt auch der Verf. bei dem vorliegenden Problem noch die astronomischen Elemente, welche jedoch zunächst nur theoretische Bedeutung haben. — Aus Allem geht hervor, dafs Aenderungen der magnetischen Vertheilung nur auf Aenderung der *Vertheilung* der Wärme *in* oder *auf* der Erdkugel und nicht der Temperatur der ganzen Erde zurückgeführt werden können; denn letztere kann sich seit 2000 Jahren nicht um $\frac{1}{170}$ ° geändert haben. Soviel ist ausgemacht: In der Zeit, wo erfahrungsmäfsig sich die magnetische Vertheilung auf der Oberfläche der Erde bedeutend verändert hat, scheinen wirklich angestellte Thermometerbeobachtungen auf Beständigkeit der Temperatur zu weisen *). —

Im II. Theile der Schrift stellt der Verf. seine Theorie auf, welche er „*das Drehungsgesetz des Windes*" nennt, und auf welche, als das Grundphänomen, er mit dem ausgezeichnetsten Scharfsinn die Gesammtheit der atmosphärischen nicht periodischen, darum aber doch nicht regellosen Veränderungen unsrer Breiten zurückführt. Seit nahe drittehalb hundert Jahren hatte man die Thatsache eines regelmäfsigen Ueberganges der verschiedenen Windrichtungen in einander wiederholt ausgesprochen, aber immer wieder geleugnet, weil die Gesetzmäfsigkeit sich in den scheinbar willkürlichen Veränderungen der Windfahne versteckte. Die Richtung des Windes wird wie die der Meeresströmungen durch die Rotation der Erde, wenn die flüssigen Theile, im Fortschreiten gegen den Aequator oder gegen die Pole, nur allmälig die jedem Breitengrade entsprechende Rotationsgeschwindigkeit annehmen, durch die Configuration der Küsten und die Höhen- und Tiefen-Verhältnisse und ihre relative Lage, durch Gegenströmungen u. s. w. mannichfach modificirt. Es sind daher, wie sich Hr. v. Humboldt ausdrückt, die *numerischen* Elemente dieser Verhältnisse (die primitiven Ursachen der Bewegung und ihrer Störungen) nach dem freilich unerreichbaren Vorbilde der astronomischen Wissenschaften zu bestimmen, und dann ununterbrochen zu berich-

*) Wir können nicht umhin, auf die von Hrn. August über die von Bellani entdeckte Veränderlichkeit des Thaupunktes am Thermometer erhaltenen Aufschlüsse aufmerksam zu machen. S. Fischer's mech. Naturl., bearb. v. August. 1837. I. 429.

tigen, damit so die ewigen Gesetze erkannt werden, welche die meteorologischen Erscheinungen und klimatischen Veränderungen der Feste von den Strömungen der flüfsigen Umhüllung, des Ozeans und des Luftkreises abhängig machen. Nur auf diesem Wege kann man hoffen, zur Erklärung von Thatsachen zu gelangen, welche, namentlich in der Meteorologie, oft durch vorgefafste und höchst abenteuerliche Hypothesen, — z. B. bei den elektrischen Erscheinungen der Wolken, bei den Oscillationen des Barometers, welche als ein Pulsiren des Erdballs bezeichnet worden u. v. a., — in ein um so gröfseres Dunkel gehüllt wurden. Diefs machte eine ausgedehntere Anwendung der Mathematik, dieses für jede genaue Untersuchung so wichtigen Werkzeugs, nothwendig, wodurch die Schwierigkeit quantitativer Bestimmung, namentlich für periodische Erscheinungen leicht besiegt werden mufste. Während ein unkritisches Zählen der einzelnen Schwankungen der Windfahne z. B. die Regelmäfsigkeit in der Aenderung der Windrichtung noch theilweise zu verdecken vermochte, zeigt der Gang der meteorologischen Instrumente in dieser Beziehung eine ungestörte Regelmäfsigkeit, und es ist in der That der Bewunderung werth, wie Hr. v. Buch in seiner so lehrreichen Abhandl. über barom. Windrosen bemerkt, wie regelmäfsige Veränderungen von solcher Kleinheit, dafs wir sie auf unsern Instrumenten, wären sie uns auch ganz rein gegeben, kaum noch beobachten könnten, durch die Mittel aus einer grofsen Zahl selbst sehr oberflächlich angestellter Beobachtungen mit gröfster Klarheit erscheinen, und wie so die einfachen Gesetze der Natur am Ende durch Ziehung solches Mittels aus der Menge der von allen Seiten umherliegenden störenden Einflüsse nothwendig hervortreten.

Da es ein fast bei allen meteorologischen Untersuchungen sich bestätigender Satz ist, dafs auf die bezeichnete Art indirecte Beweise oft in weit gröfserer Bestimmtheit eine Erscheinung zeigen, als directe, so können wir dem Verf. in der Anordnung seiner Untersuchungen über den Wind in diesem Werke nur beistimmen: die Windfahne selbst ist ein viel zu unvollkommnes Instrument, deren Beobachtung bis jetzt noch ganz die Messung der Intensität fehlt, als dafs wir nicht den aus directen Beobachtungen derselben abgeleiteten Resultaten die geringste Zuverläfsigkeit beilegen müfsten.

Die „meteorol. Unters." zerfallen in 6 Abschn. Im ersten stellt Herr Dove meist von ihm selbst herrührende Untersuchungen über die von der Windesrichtung abhängigen Veränderungen des Drucks, der Temperatur und der Feuchtigkeit der Atmosphäre zusammen. Hier zeigt sich wieder, wie vortheilhaft auch in diesem Gebiete der Physik ist, analytische Untersuchungen anzustellen; er bedient sich dabei der bekannten empirischen Formel, in welcher der Stand der meteorologischen Instrumente als eine Function der zur Zeit der Beobachtung herrschenden Windrichtung angesehen wird. Daraus ergiebt sich auf's Deutlichste für die untersuchten Orte im mittleren Europa ein continuirliches Abnehmen der Barometerstände vom höchsten Stande bei N. oder NO. aus nach dem niedrigsten bei S. oder SW. auf beiden Seiten der Windrose. Directe Beobachtungen zeigen jedoch an einem und demselben Orte die gegenseitige Abhängigkeit der barom. und thermischen Werthe der Winde nur undeutlich, und der Verf. eliminirt daher auf geschickte Weise die täglichen und jährlichen Veränderungen, wie auch den verschiednen Einflufs des bedeckten oder heitern Himmels. Werden so die Temperaturen der einzelnen Winde bestimmt, so schliefsen sich diese Verhältnisse sehr gut und ganz gesetzmäfsig an die barometrischen an, namentlich im Winter (selbst in den einzelnen Monaten), während vorzugsweise im Sommer erst Beobachtungen an höheren Orten jenen gesetzmäfsigen Gang, welcher durch die Wärme des Bodens verdeckt wird, offenbaren. Der kälteste Wind liegt im Mittel zwischen N. und NO., der wärmste zwischen S. und W. Obgleich die Extreme in der Windrose nicht genau einander gegenüberliegen, so nimmt der Verf., was wegen eines Mifsverständnisses bemerkt werden mufs, der Kürze halber an, dafs die Extreme in die Nähe von NO. und SW. fallen, und die (eigentlich gebrochne) Linie nennt er jetzt passender die *Axe der Windrose* (früher den meteor. Meridian), welche die Ost- und Westseite mit ihren einander grade entgegengesetzten meteorolog. Veränderungen scheidet.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 48.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

September 1837.

Meteorologische Untersuchungen. Von H. W. Dove.

(Fortsetzung.)

Jene Punkte der Extreme, deren Lage sich jedoch in der jährlichen Periode etwas ändert, und welche in Bezug auf die sie charakterisirenden Eigenschaften die stärksten Gegensätze bilden, heifsen die *Pole* der Windrose *). Endlich betrachtet der Verf. die Vertheilung der Elasticität des Dampfes in der Windrose, (er nennt sie „die atmische"), und bestätigt durch seine Berechnung des Londoner Beob. Daniell's Bemerkung, dafs die Abhängigkeit des Drucks der Dampfatmosphäre von dem Winde so grofs ist, dafs man meist auf eine Aenderung der Windrichtung rechnen darf, wenn sich der Thaupunkt seines Hygrometers ändert. Leider besitzen wir eine einigermafsen genügende Berechnung dieser Windrose erst für *einen* Ort; der Druck der Dampfatmosphäre für London ist am gröfsten bei südl. und westl. Winden, am kleinsten bei nördl. und östlichen.

So merkwürdig auch die Modificationen sind, welche die Windrichtung nach den geistvollen Ansichten des Herrn v. Buch und des Verfs. im Stande der meteor. Instrumente hervorbringt, so wichtig u. a. auch die Frage erscheint, welche Verschiedenheiten in den Windrosen blofs localen Ursachen zuzuschreiben sind, so sehr mufs man es bedauern, dafs L. v. Buch's Aufforderung (1818) bisher so wenige Meteorologen vermocht hat, sich einer allerdings viel Zeit raubenden und höchst mühsamen Rechnung zu unterziehen, welche jedoch zu Elementen führen mufs, die für jeden Ort unserer Erde eben so sorgfältig aufzusuchen uns obliegt, als die Ermittlung seiner Breite, Länge und Erhebung über dem Meere. Die feste Bestimmung der Windrosen sollte das vereinte Bestreben aller Meteorologen sein, denen die Entwicklung der Gesetze in den Veränderungen unseres Luftkreises am Herzen liegt. Vielleicht, fügt jener ausgezeichnete Naturforscher hinzu, könnte man dahin kommen, durch einen einfachen Ausdruck, eine Linie auf der Windrose die Natur des Klimas eines Ortes zu bestimmen; und eine Ansicht dieser Directionslinie der mittleren Barometerhöhe in verschiednen Zeiträumen würde mit einem Blicke (vielleicht) zeigen, ob sich hier die Zone des Seeklimas, wie es in einem grofsen Theile von Europa jetzt wirklich der Fall zu sein scheint, in der Breite über die Continente ausdehne, oder ob sie sich wieder zusammenziehe.

Die Kenntnifs der mittleren Vertheilung der Wärme, des Drucks und der Feuchtigkeit in der Windrose genügt aber noch nicht, um zum Verständnifs der Veränderungen des Barometers, Thermometers und Hygrometers zu gelangen; unerläfsliches Mittelglied ist, dafs man wisse, in welcher Weise die verschiedenen Windrichtungen in einander übergehen. Defshalb beginnt der Verf. den 2. Abschn. mit der theoretischen Ableitung der Nothwendigkeit eines hierin sich aussprechenden Gesetzes: des *Drehungsgesetzes*. Seit Halley war man in der Theorie der Winde bei der Erörterung der regelmäfsigen Erscheinungen in den Tropen stehen geblieben; Herr Dove thut zum ersten Mal einen Schritt weiter zur allgemeinen Lösung der Aufgabe, indem er die Erscheinungen der Passate und Moussons mit den verwickelten Windverhältnissen der

*) Auch Herr Kämtz hat einige Windrosen berechnet, welche für die untersuchten Orte im Allgemeinen die angeführten Gesetze bestätigten (Meteor. II. 26 u. 315). Ein deutliches Bild der Verrückung der Axe in der jährlichen Periode haben wir in Forbes' Abrifs pp. Taf. III, durch Combination der Windrosen für die Jahreszeiten in *einer* Zeichnung zu geben versucht. Wir müssen der Kürze halber auf diese Arbeit diejenigen Leser verweisen, welche es interessirt, die Untersuchungen andrer Meteorologen mit den hier betrachteten zu vergleichen.

gemäfsigten und kalten Zone, als nothwendigen und einfachen Folgen derselben physikalischen Grundbestimmungen, in Zusammenhang bringt. In einem skizzirten theoretischen Entwurf der Windverhältnisse auf der Erde gelingt es dem Verf., auf eine höchst sinnreiche Weise aus dem Wechsel der Polar- und Aequatorialströme und aus der verschiednen Rotationsgeschwindigkeit bei gleicher Winkelgeschwindigkeit an Punkten in verschiednen Breiten sein Drehungsgesetz abzuleiten.

Es ergiebt sich nämlich, dafs sich der Wind auf der nördl. Hemisphäre im Mittel im Sinne S. W. N. O. S., auf der südlichen entgegengesetzt im Sinne S. O. N. W. S. durch die Windrose drehen mufs. Dort springt er am häufigsten, im Uebergange der beiden Ströme zwischen S. und W. wie zwischen N. und O., hier zwischen N. und W. und zwischen S. und O. zurück. So erklären sich leicht 1) jene mächtigen Luftströmungen der Passate, ohne vollständige Drehung herrschende Polarströme, 2) die Moussons mit *einer* Drehung im Jahre, deren Existenz allgemein bekannt ist, und 3) in der gemäfsigten (vielleicht auch in der kalten Zone) das Gesetz der Drehung; die Aufeinanderfolge der Winde läfst sich leicht behalten, da die Winde bei uns wie die Tageszeiten sich folgen: *Der Wind weht nach einander von Morgen, von Mittag, von Abend, von Mitternacht.* Für diefs Gesetz besitzen wir nun mehrfache empirische Beweise. Durch directe Beobachtung erkannte dasselbe zuerst Baco von Verulam (1600), und seitdem ist es wiederholt und unabhängig von einander von den achtbarsten Physikern ausgesprochen worden; in Nordamerika, wo die Wechsel der Witterung noch weit plötzlicher als bei uns eintreten, haben sogar zwei Beobachter *nie* einen durchgehenden entgegengesetzten Lauf des Windes bemerkt. (Dies scheint auch in Berlin sehr selten der Fall zu sein.) Wir erlauben uns hier, noch auf zwei Stellen aufmerksam zu machen, über welche aus Mangel an näheren Nachrichten die Entscheidung schwer fallen dürfte: Chardin erzählt von Gamroon (nahe bei Ormus) und Volney (Reise in Syrien und Aegypten. Uebers. 1788. I. p. 252) von der Küste Syriens übereinstimmend, dafs sich der Wind zu gewissen Zeiten täglich mit der Sonne nach allen Gegenden des Horizonts herumdrehe. Hat vielleicht le voyageur philosophe jene Beobachtung benutzt, um Syriens Windverhältnisse vollständig darzustellen? Wir wagen es nicht, darüber zu entscheiden.

Durch die Combination der beiden in den vorigen Abschnitten behandelten Elemente: der Windrosen und des Drehungsgesetzes, ergeben sich im 3. Abschn. die Gesetze für die mittleren thermometrischen und barometrischen Veränderungen. Der Druck der trocknen Luft und das Barometer verhalten sich hierbei grade umgekehrt wie die Temperatur der Luft und die Elasticität des in ihr enthaltnen Wasserdampfes. Auf der n. Halbkugel steigt das Barometer und der Druck der trocknen Luft continuirlich auf der Westseite, von SW. durch W. nach NO., und fällt auf der Ostseite (von NO. durch O. nach SW.); das Thermometer fällt nach Winden der Westseite und die Elasticität des Dampfes nimmt ab; es steigt nach Winden der Ostseite, mit ihr nimmt die Elasticität des Dampfes zu. Bei SW. und NO. finden die Uebergänge statt. Diese theoretisch abgeleiteten Sätze erhalten ihre empirischen Beweise wenigstens für das westl. Europa durch die Berechnung der Beobachtungen zu Paris, London und Danzig. Leider fehlen noch immer brauchbare Beobachtungsjournale, um die Berechnung eines Ortes in Rufsland oder Nord-Amerika vorzunehmen, was ein wesentlicher Schritt zur allgemeinen Begründung des Gesetzes für die nördl. gemäfsigte Zone sein würde. So unvollkommen auch folgende Bestimmung noch ist, so glaubt Ref. doch, einstweilen darauf aufmerksam machen zu müssen, da es wahrscheinlich war, dafs bei der in N.-Amerika, wie es scheint, regelmäfsigeren und mehr in die Augen fallenden Drehung des Windes im Sinne des Dove'schen Gesetzes auch das Barometer dieses leichter erkennen lassen müfste, als bei uns. Ogden, in Newharmony (38° 11′ n. Br., Indiana) sagt nämlich: „Eine allgemeine Regel ist, dafs das Barometer steigt, wenn der Wind von NW., N. und NO. weht, und fällt, wenn er aus SO., O., S. (soll wohl heifsen O., SO., S.) kommt."

Die mittlere jährliche Wärme des Ortes äufsert dabei wahrscheinlich eben so wenig Einflufs auf das Resultat, als die Veränderung der mittleren Windrichtung in der jährlichen Periode und die die Hydrometeore begleitenden Erscheinungen. Auch weist der Verf. die Unabhängigkeit des Gesetzes von der täglichen und jährlichen Periode nach. — Für die südliche Halbkugel ist die von Hrn. Dove theoretisch vor-

ausgesagte Regel der Barometerveränderungen durch Galle's Berechnung der auf dem Preuss. Schiffe Prinz. Louise angestellten Beobachtungen erst vor kurzer Zeit empirisch nachgewiesen werden. Der Gang der andern Instrumente konnte zur Prüfung der Theorie wegen Mangel an Beobachtungen noch nicht in Untersuchung gebracht werden.

Die Veränderungen der vornehmlichsten meteorologischen Instrumente sind aber nichts Anderes als ein treuer Ausdruck des Drehungsgesetzes. Es blieb daher dem Verf. zu einer vollständigen Lösung der sich gestellten Aufgabe, die Witterungserscheinungen auf den Kampf zweier einander abwechselnd verdrängenden Luftströme zurückzuführen, noch die wichtige Frage zu beantworten: Ob die Hydrometeore das in den übrigen Veränderungen gefundene Gesetz unterbrechen oder ob sie es bestätigen? Dies ist der Gegenstand des 4. Abschn. Hier zeigt sich nicht nur, dafs alle von der Windesrichtung abhängigen atmosphärischen Niederschläge (Regen, Hagel oder Schnee, elektrische und nicht elektrische) nichts Anderes sind, als eine nothwendige Folge des Drehungsgesetzes; sondern durch dies Gesetz giebt Hr. Dove zugleich die überraschendste Lösung des Problems der Hydrometeore und so mancher Dunkelheiten darin. In der hier ausführlicher (s. ob.) dargestellten Classification der Hydrometeore liefse sich die Zahl der angeführten Beispiele leicht vermehren. Nur die von der Vermischung der Winde, d. i. von der Veränderung der Windrichtung abhängigen Niederschläge stehen in unmittelbarem und im genauesten Zusammenhange mit den Veränderungen des Barometers und Thermometers. Schon directe Beobachtung läfst das Vorhandensein zweier entgegengesetzten Winde, dem südlichen und dem nördlichen Luftstrome, welche durch die ganze Atmosphäre hindurchwehen, leicht erkennen; ihre Richtung ändert sich nach der Lage und Jahreszeit mehr oder weniger. Die Erscheinungen der Westseite sind ein Uebergang des südl. Stromes in den nördlichen, welcher zuerst in den untern Schichten der Atmosphäre eintritt; die der Ostseite hingegen ein Uebergang des nördl. Stromes in den von oben herabkommenden südlichen Strom. Die Extreme beider Ströme fallen daher nothwendig auf die Uebergangspunkte derselben, auf W. und O. —

Aus den Windbeobachtungen an 40 Orten in Europa zieht der Verf. den Schlufs, dafs die der Richtung der beiden Ströme entsprechenden Winde in Bezug auf ihre Anzahl zwei in der Windrose sich gegenüberliegende Maxima (in O. oder NO. und W. oder SW.) haben, und so erscheinen SW. und NO. (oder W. u. O.) als die very monsoons unsrer Gegenden, was für N.-Amerika schon A. v. Humboldt und Kämtz erkannt zu haben scheinen. In der Betrachtung des Charakteristischen derselben finden wir in Vergleich mit den früheren Arbeiten des Verfs. viel Neues. Er macht z. B. auf die Gründe aufmerksam, wefshalb die zahlreichen Schwankungen bei NO. und SW. statt finden, so dafs das Uebergewicht der Drehungen im regelmäfsigen Sinne zuweilen sehr klein werden kann; ferner zieht er aus empirischen Belegen wie aus der Theorie den Schlufs, dafs der südl. Strom in den obern Schichten der Atmosphäre nur dann den nördl. verdrängt, wenn dieser beinahe O. geworden ist, und defshalb geht der Wind in diesem Viertel, von O. bis S., fast nie zurück. Zugleich wird der anscheinend auffallende Umstand erklärt, dafs die Extreme des Drucks und der Temperatur in der Windrose nicht genau zusammenfallen; und aus der grofsen Differenz der beiden Luftströme in den untern Schichten der Atmosphäre folgt ungezwungen, dafs bei barometrischen Veränderungen der steigende Theil einer Welle steiler ist als der fallende. — Entgegengesetzte Drehungen sollen dann eintreten, wenn der Beobachtungsort an der Grenze zweier Ströme liegt und der nördliche Strom östlich von ihm. Auch des Stauens dieser Winde wird gedacht.

Der Verf. hat hier aus dem Detail der Erscheinungen zur oben erwähnten Skizze seiner Theorie eine bedeutende und wesentliche Ergänzung geliefert. — Wenden wir uns nun mit ihm zu einer genaueren Betrachtung der Niederschläge, so finden wir deren zweierlei; entweder sind es Niederschläge des Stroms selbst, der von S. vordringt und das sogenannte eigentliche „schlechte Wetter" bringt; oder es sind Niederschläge des Ueberganges, und diese haben wir gleichsam als die Symptome des Kampfes jener beiden Ströme anzusehen. Aus dem Drehungsgesetz folgen eine Menge wichtiger Resultate, z. B. über die relative Anzahl der Niederschläge auf beiden Seiten der Windrose, über ihre Anzahl in den Jahreszeiten, über den entschiedner im Winter als im Sommer hervortretenden Zusammenhang des Ganges der meteor. In-

strumente mit den Hydrometeoren, über die Veränderung der mittleren Windrichtung während des Regens, die Erscheinung, daſs das Barometer, was bisher wegen Unkenntniſs des Drehungsgesetzes räthselhaft schien, während des Regens mit Westwinden steigt, mit Ostwinden fällt, bei SW.- und W.-Niederschlägen aber weder entschieden steigt noch fällt u. s. w. Daher folgt im Winter auf der W-Seite Schnee auf Regen, auf der Ostseite Regen auf Schnee; Schnee mit W-Winden zeigt neue Kälte an, mit Ostwinden eine Verminderung derselben.

Ferner bestätigen Hrn. v. Buch's Untersuchungen der Beobachtungen zu Berlin die theoretische Folgerung, daſs der Barometerstand während des Regens niedriger ist, als der barometrische Werth des Windes überhaupt, bei Schneefällen selbst am tiefsten unter dem allgemeinen Mittel des Windes steht; Hrn. Dove's Berechnung einer thermischen Windrose beim Regen aus 24jähr. Beob. zu London beweisen dagegen, daſs umgekehrt die Temperatur eines Regenwindes der Westseite niedriger, die Temperatur eines Regenwindes der Ostseite höher ist als die mittlere Temperatur dieses Windes.

Aus der Bildung der Wolken und dem Verhalten der Winde beim Verdrängen geht hervor, daſs auf der Westseite der Wind mit den andern Erscheinungen zusammenfällt oder ihnen häufig vorangeht; auf der Ostseite hingegen ist die Wolkenbildung früher, als der Wind unten bemerkbar wird. Im Uebergange zeigt sich bei vorherrschendem nördlichen Winde das *Brechen der Wolken*. Charakteristisch für die Westseite ist der Cumulostratus, plötzliche Bildung der Niederschläge; für die Ostseite der Cirrus und allmälige Niederschläge. Die Phänomene der Westseite sind ein Uebergang von der Trübung zur Helle, die der Ostseite von der Helle zur Trübung. — Der Verf. verbreitet sich nun noch über die Quantität des Regens in verschiednen Höhen, und tritt der Ansicht bei, daſs der Niederschlag nicht nur in den Wolken, sondern auch in der Luftschicht zwischen den Wolken und dem Boden geschieht. Die Zunahme der Regenmenge im untern Regenmesser wird aber bei allen diesen Niederschlägen vorzugsweise von der Höhe der untern Wolkenschicht über dem Boden abhangen. Dies leitet auf die aus der Erfahrung gezogene Folgerung, daſs die Temperaturabnahme bei verschiedenen Winden verschieden und zwar bei nördlichen und östlichen gröſser als bei südlichen und westlichen ist. Ferner rückt die Wolkenbildung um so höher hinauf, je mehr sich am Boden des Luftmeeres die barom. und therm. Windrose von einander unterscheiden, und sie zeigt sich in einer *bestimmten* Höhe, was ein wichtiges Erklärungsmoment für das Schweben der Wolken ist. Hier würde die Aeronautik noch Vieles leisten, wenn nur erst der Luftballon völlig permanent gemacht werden könnte. — Die Zunahme des Niederschlags in den untern Schichten ist, wie die Pariser Beobachtungen ergeben, im Winter gröſser als im Sommer; die Verdampfungskälte muſs im Sommer gröſser sein als im Winter; doch fehlt noch quantitative Bestimmung.

Unter den elektrischen Niederschlägen, zu deren Betrachtung der Verf. nun übergeht, wurde das Gewitter, als der auffallendste, zur Untersuchung gewählt. Daſs eine Wolke zur Gewitterwolke durch *plötzliches* Hervortreten wird, beweisen theils directe Beobachtung, theils alle das Gewitter begleitenden Erscheinungen, denn sie sind nichts Anderes, als die eines plötzlichen Niederschlags. Sie gehören meist wie die Schneegestöber und Graupelschauer der Westseite an. Gewitter der Ostseite sind am häufigsten eine Erscheinung der fallenden Seite eines barometrischen Minimums. Aus einer groſsen Anzahl von Beschreibungen dieser Phänomene giebt der Verf. die empirischen Belege für seine Annahme.

Aus der Gesammtheit der in diesem Abschnitt behandelten Bewegungen der meteorologischen Instrumente zu der Zeit, wo überhaupt Niederschläge beobachtet werden, gelangen wir zu dem Endresultat, daſs auch sie nichts Anderes als ein einfacher Ausdruck des vom Verf. aufgestellten Drehungsgesetzes sind, und daſs überhaupt jedes Gebiet dieser Erscheinungen für sich umgekehrt als ein Beweis für dasselbe angesprochen werden kann, der desto entscheidender wird, je unabhängiger von einander für die unmittelbare Beobachtung die Phänomene selbst, in denen es sich ausprägt, zu sein scheinen.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 49.
Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.
September 1837.

Meteorologische Untersuchungen. Von H. W. Dove.

(Fortsetzung.)

Im 5. Absch. wendet sich der Vf., nachdem der meteorologische Theil seiner Aufgabe, so weit diese zu lösen bis jetzt möglich war, geschlossen, zum klimatologischen Theile derselben, zu den allgemeineren Bewegungen der Atmosphäre in ihren jährlichen durch die Sonnenhöhe bedingten Veränderungen, wozu die nähere Betrachtung der physikalischen Eigenschaften jener beiden einander verdrängenden Ströme den unmittelbaren Uebergang abgiebt, da in dem Ursprunge der Ströme jene Eigenschaften ihre nähere Erklärung finden müssen. Naturgemäfs beginnt er die Totalität der Windverhältnisse mit der Betrachtung der beständigen und periodischen Winde der Tropen, welche so aufserordentlich durch ihre Regelmäfsigkeit gegen die anscheinend willkürlichen Bewegungen der Atmosphäre in unseren Breiten contrastiren. Zuerst macht der Verf. auf den bei uns allgemein verbreiteten Irrthum aufmerksam, dafs die richtige Hadley'sche Theorie gewöhnlich mit der älteren Halley'schen dem Namen nach verwechselt wird. (Vgl. indefs Brandes' Beitr. p. 366, v. Humboldt's Voy. t. VI. p. 3.). Hadley's Theorie ist bekannt, und wir bemerken nur, dafs erst neuerdings Basil Hall eine Lücke in derselben ergänzt hat. Hr. Dove fafst dagegen die Aufgabe weit allgemeiner auf. Nach ihm sind Passate und Moussons nur die speciellsten Fälle des von ihm aufgestellten Grundphänomens, des Drehungsgesetzes, und die Ableitung desselben ist als *der erste Versuch einer allgemeinen Windtheorie* anzusehen. Wir berühren ganz kurz seine Eintheilung der Winde: 1) Eine tägliche Periode besitzen z. B. die Land- und Seewinde, von denen selbst in Norwegen und Grönland sich Spuren gezeigt haben; 2) die Moussons befolgen eine jährliche Periode. In Bezug auf die Vertheilung der Wärme giebt es 2 Classen: 1) Winde, die von der kälteren nach der wärmeren Gegend hinströmen: Passate und Moussons, und 2) Winde, welche von der wärmeren nach der kälteren abfliefsen: die SW. und NW.-Winde an der äufsern Grenze der beiden Passate. Zwischen jenen liegt die Region der Calmen, mit den stärksten Regen des courant ascendant, welche durch den Einflufs der Vertheilung von Land und Wasser sich so weit in der jährlichen Periode verschiebt, dafs das Phänomen der Moussons auftritt, indem die beiden Passate an demselben Orte nacheinander erscheinen, wie wir sie zur selben Zeit neben einander finden. An andern Orten weht das ganze Jahr hindurch der constante Passat, an noch andern endlich wechselt der Passat mit der Zeit der Windstillen im Verlaufe eines Jahres. — Bei dem fast gänzlichen Mangel an regelmäfsigen Beobachtungen über die Passate tiefer im Innern der Continente mufste sich der Vf. darauf beschränken, die Windverhältnisse der tropischen Meere der Berechnung zu unterwerfen, wozu ihm mehrere treffliche Werke von englischen Seefahrern gutes Material lieferten. Ueber die Breite der beiden Passatzonen im atlantischen und stillen Ozean besitzen wir bereits einige Näherungswerthe: Für die mittleren Meridiane des atlantischen Ozeans scheint die Zone des NO.-Passats 20°, im stillen Ozean 16—17°, die Zone des SO.-Passats im atlant. Ozean 25° und im stillen etwa 26° Breite zu betragen. Die Polargrenze des NO.-Passats in der Südsee liegt ungefähr 3° näher am Aequator als im atlantischen Meere, während seine Aequatorialgrenze in beiden Meeren nahe gleiche Breite hat; auch dürfte die Polargrenze des SO.-Passats in beiden Meeren unter nahe gleichen Parallel zu setzen sein. Aus einer Zusammenstellung, welche Hr. Berghaus von den Beobachtungen vieler Seefahrer gemacht, bestätigt sich das Uebergreifen des südl. Passats auf die nördl. Hemi-

sphäre im stillen Ozean, was schon Dampier's Zeichnungen darstellen. — Welchen Einflufs mögen aber die Flächen Hochsudans und die dürren Ebenen Neuhollands auf die Passate äufsern? Wir ahnen davon äufserst wenig; der Uebergang der Windverhältnisse Afrikas und Australiens in die indischen Moussons ist uns völlig unbekannt. Allgemein angenommen wird, dafs die Erscheinung der Moussons sich aus dem gewaltigen Einflufs der das indische Meer umschliefsenden Continentmassen auf die Passate zu erklären ist. Wir kennen die Grenzen der Moussons noch nicht genau; aus den meist sehr unvollständigen und zerstreuten Nachrichten darüber, welche wir zum Theil aus den genauen Auszügen des Hrn. C. Ritter in seiner Erdkunde entnahmen, ergiebt sich, dafs ihre äufserste östl. Grenze bei den Philippinen, zuweilen selbst bei den Marianen (145° östl. Länge) noch deutlich erkannt ist. Eine geringere Regelmäfsigkeit ihrer Erscheinung zeigen sie im nördl. Theil des chinesischen M. bis zu den japanischen Inseln hin, während sie südlicher auf der hinter- und vorderindischen Halbinsel viel beständiger wehen. Ihre nördl. Grenze hier ist nicht bekannt; nach Turner sollen sie bis Tassisudon (27° 50' nördl.) reichen und nach einem chinesischen Geographen (bei Ritter: Erdk. v. Asien Th. III. p. 230) kommen die Winde in Tübet nicht wie in China zu ganz bestimmten Epochen (keine Moussons)! Während die vorderen Alpenlandschaften des Himalaya: Kamaun, Kanawar, Kotgerh, wie die Alpenterrassen von Kaschmir*) und dem Hindukhu noch Antheil an den SW.-Moussons und deren Regen nehmen, scheinen sie den höheren Plateaulandschaften keinen Regen mehr zu bringen. In Guzerate, Tatta (Indusmündung), in Mekran (27° nördl.), am Südfufse der Terrassenabfälle Beludschistans, in Fars prägt sich die Erscheinung meist noch deutlich aus, während die Windverhältnisse des persischen Golfes weit weniger bestimmt zu sein scheinen, als wir sie noch auf dem arabischen Busen antreffen. Das Cap Guardafui sieht Hr. Ritter (Afr. I. 164.) als eine grofse Wetter- und Windscheide an; der SW.-Mousson stirbt sogleich fort, sowie dies steile Vorgebirge nach N. umsegelt ist, und plötzlich bleibt das Schiff wie angenagelt stehen, daher das arabische Mährchen vom Festbannen der Schiffe in diesen Meeren. Der Wechsel der Moussons zeigt sich wieder regelmäfsig an der Ostküste von Afrika bis Madagaskar. Sehr regelmäfsig ist im O. ihr Erscheinen in der Sunda- und Molucken-See bis östlich nach Neu-Guinea hin, und sie scheinen nördl. vom Aequator bis zur Radack-Gruppe vorzudringen. Nach Meinike's trefflicher Monographie über das Festland Australien werden die Jahreszeiten an der Nordküste Australiens durch die Moussons bedingt, und Krusenstern scheint den im Winter an der NO.-Küste herrschenden SO. mit Recht Mousson zu nennen. Der gelehrte Admiral sagt: In den an das chines. Meer grenzenden Gewässern finden wir nördlich vom Aequator dieselben Winde; südl. vom Aequator dagegen ist die Winddirection (bis zu 10 oder 12° südl. Br.) um 10 bis 12 Rhumben verschieden, d. h. wenn im N. der NO.-Mousson weht, so ist er im S. des Aequators WNW. und W., und ist der Mousson im Norden SW., so ist er südlich OSO. und O., daher ihr Name (vgl. Hrn. Dove über Dampier p. 266). — An der NW.-Küste Australiens zeigen sich die regelmäfsigen Moussons nur bis zum Golf Jos. Buonaparte. Dafs sich eine Menge localer Modificationen, namentlich durch die Küstenwinde, zeigen müssen, ist klar, daher tritt das Phänomen nicht überall deutlich hervor. — Die südl. Grenze der Moussons ist wegen ihrer grofsen Unbeständigkeit auf der südlichen Hemisphäre sehr mangelhaft bekannt; sie werden gewöhnlich vom Parallel von 10—12° südl. zwischen Madagaskar und der NW.-Küste von Neuholland begrenzt, von wo im S. der SO.-Passat das ganze Jahr hindurch weht, welcher nach Rennell im Meridian der J. Bourbon in etwa 27° Br. sich einstellt.

*) Bernier fielen beim Aufsteigen zum Passe des Pirepenjal die in verschiednen Luftschichten wechselnden Süd- und N.-Winde auf.

Von dem Vorgange des Wechsels der Moussons giebt uns u. a. schon La Loubère (Descript. de Siam, Paris 1691. t. II. p. 80.) eine ganz deutliche Beschreibung, welche er mit den Worten schliefst: So vollenden die Winde im Jahre ihren Kreislauf um den ganzen Horizont; geschieht dies aber mit einem Male in der kurzen Periode eines Tages, so wüthet ein Orkan (Typhoon). Der Schauplatz dieser furchtbaren Stürme in den Tropen, wie der Hurricanes u. ähnl., welche durch zu frühzeitig herabkommende Theile des obern Passats wahrscheinlich entstehen, scheinen uns vorzugsweise die Ostküsten der Continente zu sein. Auch sie fangen erst in gewissen Breiten an; so wird z. B. Pulo

Supata bei C. Pataran unter 10° n. Br. von den Schiffern als die südlichste Grenze des Vorkommens der Typhoone im chinesischen Meere an der Küste Hinterindiens angesehen, und während Guiana, die J. Trinidad und Tobago von der Geissel der Westindia-Hurricanes befreit sind, leidet Grenada (12° n. etwa) schon davon, und die kleinen Antillen sind der Hauptsitz ihrer Zerstörungen; so wurde Barbadoes am 10. Oct. 1780 von einem so fürchterlichen Orkan heimgesucht, dafs ein Zwölfpfünder vom Brückenkopf auf den Kai 140 Ellen weit — fortgeblasen wurde. Besonders genau hat Redfield diese Luftwirbel untersucht (Sill. Journ. a. m. O.); ihr Durchmesser beträgt zuweilen über 500 e. Meilen, und mit einer ziemlich plötzlichen Ablenkung nach N. oder O. in 30° n. Br. verfolgen sie ihren Zug bis New-Foundland. Sie stimmen mit der localen Erscheinung der Typhoons darin ganz überein, dafs sich der Wind auf einem der Ränder des Orkans, wie die Seeleute sagen, mit der Sonne, auf dem gegenüberstehenden aber gegen die Sonne, d. h. von rechts nach links dreht.

Wenn man auch von den Localverhältnissen, wie sie manche Meerengen und Inseln der Tropen in dem Phänomene der Moussons zeigen, absieht, so zeigt sich doch, dafs selbst in dieser Zone mit den regelmäfsigsten Witterungserscheinungen der Wind das Veränderlichste bleibt. Die Grenzen dieser Winde der heifsen Zone sind namentlich auf dem atlantischen und indischen Meere zu verschiednen Jahreszeiten und unter verschiednen Meridianen sehr schwankend, besonders beim NO.-Passat. Meyen's Bemerkung, dafs diese Grenzen selbst an einem und demselben Tage sich verändern können, hat sich öfter bestätigt, und die Beobachtungen müssen jedenfalls sehr vervielfältigt werden, um für verschiedene Längen den mittleren Zustand und die mittleren Schwankungen in der jährlichen Periode besser als bisher zu bestimmen. So finden wir auch die in vielen Lehrbüchern vorgetragene Regelmäfsigkeit im Einsetzen der Moussons nicht in der Wirklichkeit; die Zeit verschiebt sich an der Westküste Dekans um mehr als einen Monat.

Um den wesentlichen Unterschied zwischen den SW.-Winden an den äufseren Grenzen des NO.-Passats im atlant. und ind. Ozean zu erklären, tritt der Verf. der Ansicht des Hrn. v. Buch bei, dafs die meteorologischen Veränderungen das Himalaya-Geb. gar nicht übersteigen, und dafs jenseits ein ganz neues meteorologisches System anfange. (Vergl. oben unsere zwar sehr unvollkommene Bestimmung der Grenzen der Moussons im Continente von Asien und Schouw's Einwürfe gegen Hrn. Dove's Theorie in Pogg. A. XIV. 553). Dann würde hier die tropische Zone nicht von der subtropischen begrenzt werden und Asiens Norden die charakteristischen Erscheinungen fehlen, welche den Kampf des Aequatorial- und Polarstromes bezeichnen. Der Verf. erblickt in dem Herabkommen der nördlichen Moussons einen neuen Erklärungsgrund für die merkwürdige Anomalie der Höhe der Schneegrenze an den entgegengesetzten Abhängen des Himalaya (vgl. L. v. Buch in Pogg. XV. 358). — Die Berechnung weniger Windrosen für Nordasien würde leicht entscheiden, ob diese Ansichten richtig sind; denn es müfste alsdann jenes Klima durch einförmige Beständigkeit und Mangel an bedeutenden Extremen der barom., therm. und atmischen Windrosen bezeichnet sein; oder ob nicht, vielleicht im Sommer, jener Riesendamm dem Andrange der Aequatorialfluthen nicht widersteht und von ihnen überströmt wird. Heftige Niederschläge scheinen sich indefs *nur* in den vordern Ketten des Himalaya zu ereignen. Nach Gerard u. A., welche von dem merkwürdigen Steigen und Senken der Wolken an den Piks berichten, erheben sich die meisten Wolken gewöhnlich nicht zu sehr bedeutenden Höhen, so dafs die Hauptmasse der schweren Regenwolken Bengalens vom Innern der Himalaya-Thäler ausgeschlossen zu werden scheint. Am 11. Sept. sagt Gerard zu Lidang (8163′ abs. in Kunáwar): Hier verliefsen wir die Klarheit des Plateauhimmels und dessen Reize; vor uns lagen schon wieder dunkle Wolken der Tiefe, schon fühlten wir die feuchte Wärme der periodischen Regen des Tieflandes! Aus dem von Hrn. Kämtz nachgewiesenen Umstande, dafs die Temperatur im Sommer bei trübem Wetter geringer ist als bei heiterem, dünkt uns, dürfte das Herabziehen der Schneegrenze am Südabhange dieses Gebirges leicht näher motivirt werden, da der SW.-Mousson grade im Sommer die südl. Verhöhen des Himalaya in einen dicken Wolkenschleier hüllt.

Unmittelbar darauf geht der Vf. zur Betrachtung des obern Stromes der Tropen und seines Herabkommens über. Welche Aufschlüsse könnten hierüber anhaltende Beobachtungen auf den Höhen des Mouna

Kea und des Pics de Teyde für die grofsen Ozeane liefern! Die Beweise für ihre Existenz sind in der neuesten Zeit bedeutend vermehrt worden. An ihrer Grenze auf dem Meere treffen wir häufig die beiden Passate im Kampfe an, so dafs man in gewissen Gegenden, z. B. an der Ostküste von Amerika zwischen 27—32° n. der Zone dieser Stürme einen eignen Namen beigelegt hat (bei den Amerikanern horse-latitude nach dem Spanischen el Golfo de las Yeguas, während die Zone des Passats auf dem Meere el Golfo de las Damas genannt wird).

Dieser obere Strom ist der sogenannte südliche, der bei uns, mit dem nördl. streitend, die Witterungsveränderungen vorzugsweise bedingt. Aber diese Luftströme erzeugen nur dann den normalen Witterungszustand, bei der Veränderlichkeit ihres Bettes und ihres Ufers, wenn sie in gehörigem Maafse der Dauer und Aufeinanderfolge einander das Gleichgewicht halten; oft durchströmt jedoch einer das Bett des andern, und ein einseitiges Vorwalten mufs das Charakteristische eines jeden im Extrem zeigen. Dann kann jedoch *dieselbe* klimatische Eigenthümlichkeit nicht auf der ganzen n. Erdhälfte statt finden, wie auch einige Beobachtungen, z. B. der milde Winter Europa's $18\frac{34}{35}$ und der strenge in Amerika (s. Americ. Alman. f. 1836) nach des Verfs. Untersuchungen beweisen. Nichts berechtigt zu der Annahme, dafs auf einen heifsen Sommer stets ein kalter Winter folgt. Aus dem Vorwalten des einen oder des andern Stromes erklären sich die grofsen Unterschiede zwischen den jährlichen Wärmemitteln eines Ortes. Tritt dasselbe beim Südstrome ein, so haben wir die Erscheinung eines barometrischen Minimums und einander entgegengesetzter Drehungen an den beiden Seiten desselben, daher die anomale Witterung nach einem solchen. Selbst im Extrem bewährt sich das Barometer als ein Differentialthermometer, welchen Namen Herr Dove *zuerst* gab (vgl. Kämtz' Met. II. 310.).

Die folgende Betrachtung der mittleren Windrichtung ergiebt mit Rücksicht auf die störenden Elemente und die Ungenauigkeit bei directen Windbeobachtungen nach den mühsamen Untersuchungen der Herren Schouw, Kämtz und des Verfs. nach Lambert's Verfahren die Abhängigkeit der Windrichtung für die Jahreszeiten, am deutlichsten für Nordamerika. Im mittleren Europa ist sie WSW., im Frühling NW., im Sommer W. Wir bemerken noch: Zwischen Ireland und New-Foundland neigt sich der Wind im Sommer durchgängig zur WSW. Richtung, im Winter weht fast beständig WNW.; in Canada weht im Sommer W. und SW., im Winter NW. Je weiter nördlich wir in Nordamerika's Vereinstaaten kommen, desto stärker wird dieser Luftstrom, desto mehr geht er zugleich nach N. (Kämtz). Grönland hat während 7 Wintermonaten nördliche Winde, in nahe demselben Verhältnifs Spitzbergen, Jan Mayen und Novaja Semlja. In Californien soll an der W.-Küste das ganze Jahr hindurch ein scharfer NW. „den Meister spielen", nächst ihm SW.; dagegen ist in 17 Jahren Ostwind nur bei starkem Ungewitter beobachtet worden. (Aehnliches sagt Molina von Chili.) An der Westküste von Amerika scheinen im Winter nördliche, im Sommer südliche Winde zu herrschen, an der Ostküste von Kamtschatka scheinen sie das ganze Jahr hindurch zwischen S. und W. zu variiren (nach v. Krusenstern u. And.).

Hier tritt uns nun eine schwierige Frage entgegen, deren Entscheidung nicht nahe zu liegen scheint. Verdankt nämlich unter den südl. Winden unsrer Zone die *geringere* Anzahl ihre Entstehung dem zurückfliefsenden obern Passate, und haben wir defshalb die Windverhältnisse der Tropen häufig als einen für sich abgeschlossenen Wirbel zu halten, an dessen Polargrenze sich ein Wirbel aus den Luftströmen der gemäfsigten Zonen nach der entgegengesetzten Richtung wendet? Oder sollen wir der allgemeineren Annahme mit dem Verf. beitreten, dafs der südl. Strom seinen Ursprung in der heifsen Zone hat? In *diesem* Falle mufs für die südwestl. Windrichtung in einem Theile der gemäfsigten Zone sich anderswo das Umgekehrte zeigen, und, aus der Krümmung der Isothermen zu schliefsen und aus dem vom Vf. nachgewiesenen Einflufs der mittleren Windrichtung auf die mittlere Temperatur eines Ortes, ist es demselben nicht unwahrscheinlich, dafs über die beiden Continente der alten und neuen Welt auf der nördlichen Halbkugel zwei nördl. Strömungen, über die zwischenliegenden Ozeane zwei südliche gehen, welche sich bis in eine gewisse Breite über die Continente ausdehnen, deren Bestimmung im Mittel jedoch eine Vergleichung der Windverhältnisse der *ganzen* nördl. Hemisphäre erfordert. —

(Der Beschlufs folgt.)

№ 50.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

September 1837.

Meteorologische Untersuchungen. Von H. W. Dove.

(Schlufs.)

Die Einwürfe des Herrn Schouw gegen des Verf. Ansichten sind nunmehr berücksichtigt oder zu Gunsten der hier aufgestellten Theorie eben so treffend als scharf zurückgewiesen.

Um zu einer endlichen Entscheidung der hier angeregten Fragen wenigstens den Weg zu bahnen, möchten indirecte Beweise allerdings am passendsten sein, und so sucht der Verf. im 6. und letzten Abschnitt dieses Werks den Einflufs der mittleren Windrichtung auf die mittleren Zustände der Atmosphäre zu ermitteln, und die Rückwirkung der oben erwähnten periodischen Veränderungen in den allgemeineren Bewegungen der Atmosphäre auf die constante und periodische Vertheilung der verschiedenen physikalischen Qualitäten auf der Oberfläche der Erde, nämlich die Witterungserscheinungen der einzelnen Zonen in allgemeinen Umrissen darzustellen.

Die Totalität der Phänomene tritt local in der Gegend der Moussons hervor, und daher war es am passendsten, sie hier zu studiren, was das Interesse der Engländer in Indien für die Meteorologie in den letzten Jahren erst jetzt möglich macht. Hier müssen in der jährlichen Periode ganz dieselben Phänomene hervortreten, welche wir in unsrer Zone bei jedem Durchgange durch die Windrose beobachten. Denken wir uns an den NO.-Punkt der Windrose Januar, an den SW.-Punkt Juni geschrieben, so giebt die barom., therm. und atmische Windrose ein Bild der jährlichen meteorologischen Veränderungen in der Gegend der Moussons. — Die Mächtigkeit der Regen der Moussons übertrifft alle Vorstellung: In Bombay fielen an einem Tage 12 Zoll (engl.); das Maximum der jährlichen Regenmenge war in Anjarakandy 169″, 2; zu Guzerate selbst erlebte J. Forbes ein so schnelles Herabstürzen des Regens, dafs in *einer* Nacht 200 Menschen und 3000 Stück Vieh in einem Mahrattenlager umkamen. Die mächtigsten Niederschläge finden wir auf der Westseite der Gebirge, so an der Küste von Malabar, in Arrakan und auf Ceylon; das Tiefland Coimbatore soll, da hier beim Gap kein Gebirge einen Wolkendamm bildet, mit Antheil an der Regenzeit Malabar's haben. Mit der Höhe nimmt die Regenmenge schnell ab, was auch die Centralkette der Nila Giri zeigt, obgleich sie an den Regenschauern *beider* Moussons Theil nimmt! (1825 fielen hier vom Mai bis Sept. 39,7, vom Oct. bis Dec. 19,6 Zoll). Aus ihrem Fortschreiten erklärt sich, wie das Maximum im Sommer auf Malabar und das Maximum im Herbst auf Koromandel auf den Höhen im Innern zusammenfallend 2 Max. veranlassen; so tritt auch das Maximum im Süden in höheren Breiten und weiter östlich in 2 Max. auseinander, und das Eintreten desselben erfolgt mit dem Fortgehen nach NO. immer später. Leider fehlen noch die Beobachtungsreihen zu Delhi und an einigen andren Orten, um zu einer noch vollständigeren Kenntnifs der Regenverhältnisse von Dekan zu gelangen. — Das Phänomen der grofsen periodischen Veränderung des Luftdrucks konnte der Verf. genauer als früher untersuchen. Das Barometer steigt von den wärmeren Monaten nach den kälteren hin ganz regelmäfsig; in Benares scheinen es eher 2 halbe Drehungen des Windes als eine ganze zu sein. Auffallend ist es, wie unmerklich in Dekan die Erscheinung mit der Höhe abnimmt (der Vf. hat die jährl. Periode für 20 Orte berechnet); die Abnahme der Elasticität des Wasserdampfes nach der Höhe mag hierbei von grofser Bedeutung sein. Entschiedner zeigt sich jedoch die Abnahme nach Oben am Himalaya. Der mittlere barom. Druck scheint auch hier vom Aequator nach den Wendekreisen hin zuzunehmen. — Die Gegend der W.-Moussons der Linie (Christiansburg in $5\frac{1}{2}$° n. Lat.) folgt in der mittleren Barometerhöhe der Curve südlicher Orte, wie Santa Fe de Bogota; dies

ist nach Hrn. v. Buch „eine schöne Bestätigung des Eingreifens der südlichen klimatischen Verhältnisse über den Aequator weg", was sich in Guiana u. s. w. auch in den tropischen Regen zeigt. — Durch Vergleichung der Hygrometerbeobachtungen Prinsep's in Indien mit den gleichzeitigen in Apenrade, welche der Verf. bei einer andern Untersuchung berechnete, findet sich, dafs die Curven der Elasticität des Wasserdampfes nicht übereinstimmen: vom Januar bis Mai bleiben sie einander fast parallel, im Juni entfernen sie sich plötzlich um mehr als das Doppelte, und erst vom Sept. an nähern sie sich von diesem gröfsern Abstande allmälig wieder. Das hier den Druck der Dampfatmosphäre so wesentlich modificirende Element erblickt der Verf. in der veränderten Windrichtung, welche in Europa und Indien grade entgegengesetzt statt findet. Mit verminderter Breite und zunehmender Höhe nehmen die Veränderungen des Drucks der trocknen Luft und der Dampfatmosphäre schnell ab. —

Zwei Tabellen von 26 Orten *) der Zone der Moussons auf der südl. und nördl. Halbkugel für die Temperaturänderungen im Jahre zeigen, dafs in Folge der abkühlenden mächtigen Niederschläge dem Maximum im Frühlinge eine Temperaturdepression folgt, desto später, je weiter nördlich der Beobachtungsort liegt; an vielen Orten folgt eine zweite Steigerung beim Aufhören der Regen. Und hier zeigt sich die merkwürdige Thatsache, dafs das Verhältnifs der Küsten in Beziehung auf die mittlere Temperatur sich umzukehren scheint, da in der gemäfsigten Zone es für einen allgemeinen Satz gilt, dafs die Temperatur der Westküsten höher ausfällt als die der Ostküsten. Zugleich findet sich (nach den Formeln für die Temperaturvertheilung auf der Erde) hier eine unverhältnifsmäfsig höhere Temperatur, wohl weil (im Frühlinge besonders) Hochasien die kalten Polarströme abhält. — Aus dem vom Verf. nicht mitgetheilten Detail der Beobachtungen über die täglichen Oscillationen, bemerkt er noch, wird der sehr evidente Beweis für den Satz geführt, dafs es die täglichen Temperaturänderungen sind, welche die Veränderungen der übrigen Instrumente bedingen. Hoffentlich wird uns Herr Dove darüber bald mehr mittheilen. — In der Temperaturvertheilung liegt die nähere Begründung der Verhältnisse der Feuchtigkeit, über deren Gang eine Tabelle für 5 Orte berechnet ist.

*) Für Anjarakandy fehlen dem Verf. genauere Angaben. Nach Buchanan liegt dasselbe nahe bei Tellichery ($11\frac{1}{4}°$ n. Br.) auf den Vorhöhen der Ghatkette.

In der Gegend der Passate, welche die Phänomene nur verkümmert hervortreten lassen, indem sie überall mehr oder weniger unvollständige Versuche machen, Moussons zu werden, nimmt der Druck im jährlichen Mittel zu von der Gegend der Windstillen nach den Wendekreisen, was zuerst von A. v. Humboldt, für die südliche Hemisphäre neuerdings noch von Herschel, für die Gegend der Moussons als wahrscheinlich vom Verf. nachgewiesen worden. Aus der Analogie folgt ferner: Der Aequator ist nicht die wärmste Linie, sondern das Maximum der Temperatur findet sich in einiger Entfernung von der Gegend der Calmen zu beiden Seiten derselben; der indirecten Beweise dafür giebt es zwei, ein directer fehlt noch. Auch läfst die Abnahme der Elasticität des Dampfes mit zunehmender Breite noch keine Bestimmung zu; desgleichen die Zusammenziehung der beiden Regenmaxima der Calmen in eine Regenperiode mit einem Maximum im Jahre.

Aus der Verschiebung der Passate in der jährlichen Periode hatte Hr. v. Buch die Winterregen an der Grenze der Tropen und die Herbstregen Süd-Europas erklärt; Gasparin bemerkte, dafs Europa in eine Region der Sommerregen und in eine der Herbstregen zu theilen sei, was Kämtz bestätigte. Hr. Dove geht aber, die Regenverhältnisse der gemäfsigten Zone in ihrer Gesammtheit und Entstehungsweise schärfer in's Auge fassend, noch einen Schritt weiter, und zeigt an den Beobachtungen in Italien die Richtigkeit des theoretischen Schlusses, dafs die Winterregenzeit an den Grenzen der Tropen, je weiter wir uns von diesen entfernen, immer mehr in zwei, durch schwächere Niederschläge verbundene Maxima aus einander tritt, welche in Deutschland in einem Sommermaximum wieder zusammenfallen, wo also temporäre Regenlosigkeit vollkommen aufhört. Die Ansicht, dafs das mittelländische Meer im Sommer in eine locale Verlängerung des Passats aufgenommen werde, bestätigt sich auch in diesen Verhältnissen; dagegen scheinen im Winter, der Theorie gemäfs, die Barometerveränderungen beim Regen dem Gesetze der Drehung unterworfen zu sein.

Wir folgen dem Verf. zur Betrachtung unserer gemäfsigten Zone. Hier untersucht er den Einflufs

der mittleren Windrichtung auf die mittlere Temperatur, den Luftdruck und die Dampfatmosphäre. Aus der Berechnung der Beobachtungen zu Paris und London, zwei Orten, welche an den convexen Scheiteln der Isothermen liegen, kommt er zu dem Resultat, dafs die südlichere mittlere Richtung des Jahres (WSW.) in Paris eine weit bedeutendere Temperaturerhöhung bewirkt, als die mittlere Richtung, der indifferente W., in London; und dafs die Veränderung der mittleren Windrichtung innerhalb der jährlichen Periode einen merklichen Einflufs auf den Gang der Temperatur äufsert, was beide Orte sehr übereinstimmend darthun. Wie wichtig und interessant erscheint also die Aufgabe, die Lage des Mittels innerhalb der Windrose zu bestimmen! Durch Bestimmung des Winkels, welchen das thermische Mittel mit der Linie W-O. macht, d. i. des Winkels der Isotherme des Beobachtungsortes mit dem Breitenkreise könnte man ermitteln, ob die mittlere Windrichtung einen erwärmenden oder abkühlenden Einflufs äufsert und vielleicht auf die Veränderung des Klimas eines Ortes schliefsen. Aus der Betrachtung der physischen Ursachen der Isothermen geht hervor, dafs die von Acosta, Dalton und Leopold v. Buch gegebene Ableitung der Unregelmäfsigkeit der Temperaturvertheilung auf der Oberfläche der Erde zwar richtig ist, aber zur Lösung des Problems der Isothermen nicht auszureichen scheint (s. p. 339). —

Dieselbe Ursach, welche die Temperatur erhöht, vermindert den Luftdruck. Ist der deprimirende Einflufs der südwestl. Windrichtung gröfser als der erhebende im Sommer, wie zu Paris, so steht das Barometer im jährlichen Mittel zu tief ($0{,}307^{mm}$); analog mag der Einflufs an andern Orten sein. Wie wichtig dies für die barometrische Höhenmessung ist, leuchtet ein. (Ueber die Höhe des caspischen Meeres dürfen wir hoffen, nächstens Aufschlüsse zu erhalten). Ob im barometrischen Mittel eines Ortes eine Aenderung in bestimmtem Sinne oder nur ein Schwanken um eine constant bleibende Gröfse statt findet, läfst sich durch die barom. Windrose für verschiedne Zeiträume entscheiden; in Paris scheint das Maximum von NO. nach N. zurückgegangen zu sein, während die nördlichen Winde auf Kosten der nordöstlichen das Uebergewicht erhalten haben, was auf eine klimatische Aenderung deutet.

Für die kalte Zone ergiebt sich aus der Berechnung der therm. und barom. Windrosen nach den Parry'schen Beobachtungen, dafs in der Nähe des Kältepoles von einer therm. Windrose kaum die Rede sein kann; dafs die Windrichtung im Jahre sich sehr wenig ändert, die mittlere Richtung auf den Gang der monatlichen barom. Mittel dort ohne Einflufs ist, und feuchte Niederschläge bei niedrigem Barometerstande sich bilden.

Die in diesem Abschnitt angestellten klimatologischen und höchst folgereichen Untersuchungen, von denen das Meiste hier zum ersten Male veröffentlicht worden, zeigen, dafs die Windrichtung in den verschiednen Zonen einen sehr verschiednen Einflufs auf die mittleren atmosphärischen Zustände äussert, und dafs dieser, verbunden mit den periodischen Veränderungen bald zu Extremen, bald zu höchst verwickelten Bewegungen der Instrumente Veranlassung giebt. Aber auch durch Combination erkannter Elemente erhalten wir noch nicht Aufschlufs über *alle* Eigenthümlichkeiten der mittleren Veränderungen in der jährlichen und täglichen Periode; noch *andre* Ursachen müssen hier mitwirken! —

Fast könnte es den Anschein haben, als hätten wir bei diesem Werke das Maafs überschritten, welches die Tendenz dieser Zeitschrift erlaubt; aber wer die gedrängte, oft nur andeutende Darstellung des Verfs. kennt und das Werk mit Aufmerksamkeit studirt, wird mit uns lebhaft fühlen, wie dürftig diese Anzeige noch gegen die Reichhaltigkeit desselben ausfallen mufste, um von dessen Wichtigkeit nicht nur den Physiker von Fach, sondern auch den Geographen u. A. zu überzeugen. Dafs wir dieser Theorie so lange beitreten, als nicht durch neue Beobachtungen nachgewiesen wird, dafs das, was sich als Kampf zweier Ströme local und in einzelnen Fällen schon auf weiten Räumen der Erde bestätigt hat, zur Ausnahme gehöre, rechtfertigt sich aber besonders darin, dafs sie ihre Realität nicht nur erwiesen, indem sie den bekannten Thatsachen genügt, sondern dafs sie die schärfste Probe jeder Theorie bestanden hat: aus ihr wurden die Bewegungen der meteorologischen Instrumente für die südliche Hemisphäre *im Voraus* abgeleitet, und diese Gesetze haben sich bereits am Barometer vollkommen bestätigt, wefshalb es sehr wahrscheinlich ist, dafs sie auch für die andern Instrumente sich bewähren werden. — Die Gelehrsamkeit,

der Scharfsinn und der unermüdliche Fleifs des Herrn Verfs. erheben dies Werk zu einem solchen, auf welches Deutschland stolz sein kann. Möchte Herr Dove mit gleicher Ausdauer seine geistreichen Untersuchungen auf diesem Gebiete verfolgen, welche ein so bedeutsames Licht über die Physik der Erde in Bezug auf ihre Atmospäre verbreitet haben!

(Druckfehler p. 44. Z. 3. v. o. l. concav st. convex).

W. Mahlmann.

XXXVII.

Beiträge zur Reformationsgeschichte. Sammlung ungedruckter Briefe des Reuchlin, Beza und Bullinger, nebst einem Anhange zur Geschichte der Jesuiten. Aus den handschriftlichen Schätzen der Königlichen Bibliothek zu Berlin mit Einleitungen und Anmerkungen herausgegeben von Dr. Gottlieb Friedlaender, Custos der Königl. Bibliothek. Berlin, 1837. *Enslin'sche Buchhandlung (Ferdinand Müller) VIII. u.* 286 *S. in* 8.

Zur wahren Erfassung des geschichtlichen Lebens gehört die Erkundung sowohl der Entwickelung des von unten herauf stufenweise fortschreitenden Geistes nach dem in ihr ruhenden und sie leitenden Gesetz einer ewigen Vermittelung der Gegensätze, als auch der die Zeit bewegenden Einzelleben, welche jenes Gesetz in seiner stärksten, concentrirten Thätigkeit abspiegeln. Beider Seiten Förderung pflegt unsere Zeit mit Recht und strebt zur Verbindung derselben an. Das Studium der Geschichte des sich entwickelnden Geistes der Menschheit, ist der Schlüssel für das wahre Verständnifs einer besonderen, um so mehr einer bewegten Zeitperiode, aber die Entwickelungsweise selbst wird erst klarer bewufst durch die Kenntnifs der einzelnen Fäden, aus welchen sich das Ganze wirkte. Darin liegt denn die Nothwendigkeit von Monographieen, namentlich erregter Zeiten, und von Biographieen erregender, einflufsreicher Männer. Besonders dankenswerth sind hiezu, als Vorarbeit, die Mittheilungen von Briefen, weil sie gleichsam in die Arbeitsstätte, in das sanctuarium des Geistesmenschen führen, die reinsten Spiegel der Zeit- und Personenstimmungen sind. Hr. F. kann demnach schon deshalb unsern Dank für seine Brief-Mittheilungen aus den Schätzen der königl. Bibliothek und seines Privatbesitzthums fordern, und dies um so mehr, da sich bei so manchen Schwierigkeiten sein Fleifs und seine Sorgfalt im Abdruck der Briefe und in den Einleitungen dazu nicht verkennen läfst, wenn schon, wie ja natürlich, die Arbeit von Mängeln nicht frei ist. In 4 Theilen giebt Hr. F. Briefe des Joh. Reuchlin, Theodor Beza, Heinrich Bullinger und einiger Jesuiten. Die Mittheilung der letzteren an der Zahl 5, zwei eigenhändige lateinische Briefe des Jgnaz von Loyola, einer des Jacob Laynez, einer von Joh. Maldonad (worin S. 282 Z. 4. für das plus des Herausgebers, pejus, der Handschrift und dem Sinne gemäfs stehen mufs, und S. 283 Z. 4. u. 6. die gebräuchliche Abkürzung für patris und patre irrthümlich mit principe gegeben ist) und ein spanischer, von Jgnacio Dazevedo) S. 6 heifst er fehlerhaft Dazenido, vgl. jedoch S. 274 Anm. 1 der Brief selbst ist correct abgedruckt) entschuldigt er durch die zufällige Vereinigung derselben mit dem Handschriftenbande der reuchlinischen Briefe.— Jene ersten drei sind Männer von verschiedner Weltstellung: Reuchlin, ein Organ zur Entwickelung einer neuen, jugendlich gährenden, aus einer vor Schwäche sich auflösenden, im Gegensatze gegen jene noch einmal alle Kräfte zusammenfassenden, aber dann um so schneller dahinsterbenden Zeit; Bullinger und Beza dagegen sind Grenzpunkte jener frischen und einer zwar noch kräftigen, doch bereits in einseitiger Richtung der Kraft sich schwindsüchtig, abzehrenden, verknöchernden Zeit. Dafs demnach das weltgeschichtliche Interesse für den ersteren gröfser sein mufs, weil er ein stark ruckender Hebel der Entwickelung und seine Wirkung durch das Innere auch nach aufsen am umfassendsten ward (im reuchlinischen Bunde), ist durchaus natürlich. Die Briefe, welche uns Hr. F. mittheilt, umfassen den Theil seines Lebens, in welchem die fortrückende Entwickelung ihn zum Angelpunkt des längst vereinzelt gährenden Kampfes, ihn weltgeschichtlich machte, weil er vorher mächtig auf sie wirkend, dazu geeignet geworden war.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 51.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1837.

Beiträge zur Reformationsgeschichte. Sammlung ungedruckter Briefe des Reuchlin, Beza und Bullinger, nebst einem Anhange zur Geschichte der Jesuiten. Aus den handschriftlichen Schätzen der Königlichen Bibliothek zu Berlin, mit Einleitungen und Anmerkungen herausgegeben von Dr. Gottlieb **Friedlaender.**

(Schlufs.)

Nur der erste Brief (worin S. 10 Z. 3 v. u. aurifabrilis st. aurifribilis zu lesen ist) gehört einer früheren Lebensperiode an, die übrigen beleuchten seinen Kampf mit den Dunkelmännern in 26 eignen Schreiben, einem des Faber an Reuchlin und 5 andern, die weder von ihm noch an ihn sind, wobei man freilich den griechischen des Reuchlin an Bernhard Trebatius, welcher in einen Brief des letzteren an Stephan Rosinus eingefügt ist (bis auf den Druckfehler S. 106 Z. 3 βασιλίαν statt βασιλείας correct abgedruckt), ausnehmen mufs und eine Widerlegung der antireuchlinischen Sentenz der theologischen Facultät zu Paris, welche in dem schon genannten Handschriftenbande sich gedruckt vorfindet (beim Abdruck dieser haben sich einige Fehler eingeschlichen: S. 118 Z. 1 v. u. lies ipsi st. ipse. S. 120 Z. 7 l. votaverint st. notaverint; ein par Mal theologi st. thelogi u. S. 122 Z. 12 füge e vor contrario hinzu). Der Herausgeber theilt diese Briefe, unter dem besondern Titel des Johann Reuchlin, in 5 Abschnitte, und schickt jedem derselben eine Einleitung voraus, worin er über die Personen, an welche sie gerichtet sind, bald mehr bald weniger umfassende Nachricht giebt und den Inhalt der einzelnen Briefe im Allgemeinen andeutet. Am umständlichsten ist Hr. F. bei den reuchlinischen Briefen, die er als die wichtigsten in dieser Hinsicht mit einer gewissen Vorliebe behandelt hat. Spärlich, ja fast zu spärlich sind die Briefe Bezas eingeleitet, weitläuftiger und wieder aufs Einzelne mehr eingehend die des Bullinger. Die Anmerkungen unter dem Texte hätten wohl nach Consequenz gemacht werden müssen, denn nur hier und da stöfst man auf dergleichen und findet sie nicht, wo sie oft zur Erklärung höchst nöthig waren. Ueberhaupt wäre es besser gewesen, jedem einzelnen Briefe, wie es De Wette, Bretschneider u. a. gethan, den Inhalt überzudrucken und die Bemerkungen über die Personen und den Text unter die Briefe zu stellen, weil man so Alles leichter überblickt. — Nach jenem oben bezeichneten Briefe Reuchlins vom Jahre 1504 eröffnet der Herausgeber die Reihe der den bekannten Procefs betreffenden Briefe mit einer kurzen Darstellung der Entstehung und des Fortgangs des reuchlinischen Kampfes S. 14. Die Briefe vom Jahre 1513, welche Hr. F. mittheilt, gehören einer späteren Zeit an, und sind theils in der Handschrift mit falscher Jahrszahl, theils von dem Herausgeber durch einen Lesefehler irrthümlich so mitgetheilt worden. Der erste derselben, mit dem Datum, XII Kal. Majas 1513, gehört dem XII Kal. Majas 1514 an, denn Reuchlin erwähnt darin des Versuchs der Verbrennung des Augenspiegels zu Mainz durch die Cölner Mönche (im Septbr. 1513), der Vereitelung derselben durch seine Appellation an den römischen Stuhl, der wirklichen Verbrennung zu Cöln (im Februar 1514). Es kann sich daher nur noch fragen, ob der Tag und Monat richtig sei. Dies erhellt aus der Verwandtschaft mit dem 4. Briefe, datirt vom 25. April 1514, der nur einige Tage von ihm entfernt liegt. In beiden erwähnt Reuchlin der 3jährigen Dauer des Kampfes (triennio namque me fratres praedicatores vexant), in beiden sagt er, dafs er gehört, die Cölner hätten auch an den Papst appellirt und dies konnte nur nach dem 24. April 1514, dem Appellationstage Reuchlins geschehen (audivi, extrajudicialiter appellasse ad curiam, und in N. 4.: a qua, ut audio, ad sedem apostolicam appellarunt extrajudicialiter. Auch

die Vergleichung mit dem 3ten, dem 4ten gleichzeitigen Briefe bezeugt die Tagsangabe jenes Briefes als richtig: in beiden wünscht er, dafs die causa maneat in curia et committatur aliquibus cardinalibus non Thomistis etc. Das richtige Datum ist demnach XII Kal. Majas 1514, wohin die Handschrift mit dem Abdruck zu verbessern ist. — Der folgende (3te) Brief S. 24 f. an den Card. Adrian hat das Datum 4 Kal. Jan. (29. Decbr.) 1513 durch einen Lesefehler des Herausgebers erhalten und dieser Fehler hat sich auch in die Einleitung zu diesem Briefe S. 20 eingeschlichen. Die Handschrift hat das Jahr MDXIIII. Aber auch dies Datum ist ein Versehn des Reuchlin selbst, der Brief gehört noch späterer Zeit an, es mufs heifsen 4 Kal. Jan. 1515, das ist d. 29. Dec. 1514. Ohne nehmlich Gewicht zu legen auf eine Vergleichung mit dem folgenden Briefe vom 25. April 1514, wo es in Bezug auf den Streit heifst: non enim tribus istis annis licuit..... incumbere studiis atque literis, und in dem vorhergehenden angeblich ein Vierteljahr früheren Briefe: qui jam *plus* triennio neglectis humanioribus litteris mihi videor etc., läfst sich aus dem Innern die Zeit des schon vorgeschrittenen Processes in Rom, zu welcher beide Parteien am 8. Juni 1514 citirt waren, leicht erweisen. Wenn es heifst, dafs die Cölner Mönche sich in Deutschland rühmten: se Romae habere defensorem Bernardinum S. Crucis cardinalem, und dafs sie viel Geld nach Rom gesandt, wohin Hogstraten selbst gereist war (gloriantur de multis pecuniis Romam missis), so war das gegen Ende des Jahres 1514. Der Card. Grimani war vom Papste Leo X. zum Richter in dem Processe bestellt, — und das bestätigt auch unser Brief (quae ostendunt imperitis eo vera esse, quod papa causam meam Rev. Grimano primum commiserat), — die Cölner wünschten ihm entgegen den Bernhard zum Richter, allein ihr Wunsch ging nicht durch, und der Card. Petrus von Ancona ward dem Grimani beigesellt. Auf denselben Brief an den Card. Adrian weist auch ein Schreiben des Propstes Welfer an Conrad Peutinger, vom 27. Jan. 1515, hin (Reuchlins Briefsammlung ed. Hagenau 1519 S. 197: Cardinalem Adrianum tuo nomine visitabo .... accepit enim elapsis diebus a Capnione doctam et elegantem epistolam apologeticam; Reuchlin wünschte nehmlich in jenem Briefe an den Card. durch ihn dem Pabste empfohlen zu sein. — Bei dem 5ten Briefe (S. 29—32) hatte der Herausgeber mit einer sehr schlechten und beschädigten Handschrift zu kämpfen und hat in der That, wenn auch Mehreres hier zu bemerken bleibt, durch Ausdauer das Mögliche geleistet. Die Lücke S. 29 Z. 7 v. u. ist durch tunc auszufüllen; S. 30 Z. 7 l. annuente mit der Handschrift st. aconuente. S. 32 Z. 2 füge hinzu durch poena das übersehene Wort excommunicationis und quaestionaria nach dem Wort instituta (nicht institues); überhaupt ist der ganze folgende Satz nicht recht richtig, er ist wol folgends umzugestalten: qua propter, egregie et eximie doctor, oro vehementer quantis possum viribus, ut diligentissime et fidelissime instituta quaestionaria causa haec alterius non committatur ad partes, sed maneat in curia romana. Cum inhibitione omnibus aliis judicibus et casu, quo voluerint in curia procedere, dabo vobis plenum mandatum etiam cum libero. Ad hoc consequendum etc. — Der Herausgeber vermuthet nach S. 39 mit Recht, dafs der 8te Brief an den Caspar Wirt gerichtet sei; ein verzeihlicher Irrthum ist es jedoch, wenn ihm, weil er das r in dem Namen Wirt für ein k ansah und deshalb immer Wikt schrieb (S. 18 Anm. S. 21, 29, 33) aus den Worten desselben Briefes: ego vobis me prioribus literis expostulavi, purgavi, excusavi, qua ego necessitate commissionem Spirensem doctori Caspari Wirt permisi commendari (S. 39) schliefst, dafs jener Caspar Wirt Commissar des reuchlinischen Processes in Speier gewesen und verschieden sei von dem Caspar Wirt in Rom, dem dortigen Anwalde Reuchlins. Auf derselben Seite sind die Worte: „die Kosten, welche ihm der langwierige Kampf bis jetzt verursacht" so zu berichtigen, „welche ihm der erst kürzlich begonnene Procefs in Rom schon verursacht habe", denn nur von diesem spricht Reuchlin im 8ten Briefe (feci autem post praetensam adversarii appellationem assertam has necessarias expensas, quae sequuntur: etc.). Der 9te Brief S. 46 ist durch einen Druckfehler ins Jahr 1513, statt 1514, zurückversetzt. In den folgenden Briefen dieses Abschnittes sind noch folgende Lese- und bedeutenderen Druckfehler zu verbessern: S. 50 Z. 7 lies venunciatio st. renunciatio, S. 53 Z. 13 accensis st. accensi, S. 55 Z. 9 v. u. infulas st. infulam, S. 59 Z. 3 partis st. partes. Der vierte Abschnitt umfafst 11 nach Rom gerichtete Briefe Reuchlins aus den Jahren 1518—1520, und unter ihnen einen hebräischen, den der Herausgeber mit

einer etwas freien, aber sinngemäfsen Uebersetzung begleitet hat. Zwar ist auch er nicht ohne Fehler, aber die flüchtige Handschrift forderte einen ausdauernden Fleifs und gründliche Kenntnifs der Sprache, um ihn so rein wiederzugeben, als er vorliegt. S. 93 Z. 15 ist zu lesen שבירם ושבאותם statt שבאותם, שבירם; S. 92 Z. 9 ist יי, die Abkürzung für יהוה, irrthümlich mit ד gegeben; Z. 21 ist טוב st. טיב zu lesen; Z. 3. v. u. ist im Worte חשי das י hinten zu streichen; S. 91 Z. 3 ist statt des ר in לרינים ein ד zu setzen; Z. 11 hinter dem ש in ישבת ein י einzuschieben; Z. 14 ist in dem Worte שאותו vorn das ש zu löschen; Z. 16 lies אותה st. אותו; Z. 19 mufs im Worte והלשונו das zweite ו mit einem י vertauscht werden; Z. 8 v. u. lies יכולת st. יכלת; Z. 5 v. u. mufs im Worte גדיל das י mit einem ו vertauscht werden. S. 90 Z. 1 ist das ו in לבוא hinauszuwerfen. Die übrigen Briefe dieses Abschnittes sind ziemlich rein; nur einige wichtigere Fehler mögen hier Erwähnung finden: S. 71 Z. 10 l. nisi st. nisi; S. 72 (Br. N. 16.) ist im Datum XVI. Sept. was die Zeit wesentlich ändert, Kalendas ausgelassen; S. 74 Z. 13 v. u. lies den Dat. isti st. istae; S. 83 Z. 18 v. u. l. pontifice st. pontifici; S. 88 Z. 10 Capnionius st. Capnionis. In dem 27sten Briefe, (des Abschnittes in welchem nicht reuchlinische, aber ihn betreffende Briefe mitgetheilt werden) ist S. 109 Z. 7 v. u. ut vom Herausgeber parenthetisch bezeichnet worden, es ist in der Handschrift später nachgeschrieben, doch den Inf. succurrere zu ändern vergessen worden. Am Ende desselben Briefes ist dignetur aus dem Druckfehler dignet zu machen. Im 28sten Briefe S. 111 hat der Herausgeber Z. 15. v. u. cum für plurium gelesen, desgleichen Z. 13 v. u. haec für das richtige hic und Z. 7 v. u. insidiae anstatt des Worts infidio; auch mufs der Acc. vestram auctoritatem mit dem Abl. vertauscht werden, wie im 29sten Br. S. 113 Z. 13 das Activum habere mit dem Pass. haberi.

Die 29 hier mitgetheilten, bisher ungedruckten Briefe Bezas, welche bis auf 2 (an Paul Crocius und Grynaeus) an den Grafen Ludwig von Sayn zu Wittgenstein gerichtet sind und die Jahre 1578—1596 umfassen, liefern manche anziehende Aufklärung über Bezas Leben, über Genfs, Frankreichs politische und kirchliche Verhältnisse. Ich beschränke hier meine Bemerkungen, wie auch über die 11 Briefe Bullingers, welche ebenfalls gröfstentheils an denselben Grafen gerichtet sind, nur auf den vorliegenden Text und dessen nöthigster Berichtigung. S. 131 Z. 8 ist die Abkürzung der Handschrift irrthümlich durch quum gegeben, sollte aber quod sein; S. 134 Z. 16 mufs das fut. habebo st. des praes. stehen; S. 139 Z. 4 v. u. giebt die Handschrift comitia st. concilia. Mifsverstanden ist S. 141 Z. 5 v. u. das kirchlich dogmatische Wort syncretismo und daraus syncretissimo geworden; S. 144 Z. 2 ist nach publicis noch liberisque hinzuzufügen und im 8ten Briefe Z. 7 nostram nach scholam. S. 149 Z. 1 v. u. sind die Worte quis sit Belgiae status vides et ad qua consilia umzuwandeln in quis sit Belgicae status vides et ad quorum consilia. Mifsverstanden ist die Unterschrift desselben Briefes, wo Beza hinzufügt: manu sic titubante ut alteram cogatur requirere, welches der Herausgeber, weil der Brief selbst von anderer Hand geschrieben ist, auf diesen Schreiber bezog, indem er alteram für einen Schreibfehler haltend, alterum setzte, während der kranke Beza sagen wollte, dafs er um der Schwäche der schreibenden Hand willen die andere Hand zu Hülfe genommen habe. Er hätte in jenem Falle nicht alterum, sondern alium setzen müssen. S. 185 Z. 12 l. audivimus st. audimus etc. etc. Ich übergehe hier andere gewöhnlichere Druckfehler, da sie dem Leser leicht in die Augen fallen, und füge noch die Aufforderung an den Herausgeber hinzu, dafs er fernerhin die verborgenen handschriftlichen Schätze der Königl. Bibliothek ins Licht fördern helfe und zunächst sich zu einer Gesammtausgabe der reuchlinischen Briefe entschliefsen möge, da die älteren Ausgaben theils höchst selten und viele Briefe überdies zerstreut sind, theils einer kritischen Hand und eines Kenners der Zeit bedürfen.

Mayerhoff.

XXXVIII.

Vergleichende Grammatik des Sanskrit, Zend, Griechischen, Lateinischen, Litthauischen, Altslawischen, Gothischen u. Deutschen von Franz

Bopp. Zweite Abtheilung. Berlin, 1835. *bei Ferd. Dümmler VIII. von p.* 289—488.

Ueber Plan und Einrichtung dieses Werks im Allgemeinen hat Unterzeichneter schon früher bei der Anzeige der 1sten Abtheilung desselben in diesen Blättern das Nöthige mitgetheilt. Es bleibt also für diese 2te Abtheilung, bevor ihr Inhalt und die eine oder andere besonders interessante Einzelnheit angezeigt und besprochen wird, Nichts übrig, als zu berichten, inwieweit etwa in diesem Hefte Aenderungen oder Modifikationen im Vergleich zum ersten eingetreten sein möchten, und welches überhaupt sein Verhältnifs zu jenem ist. Wenn nun auch im Allgemeinen Zweck und Behandlung, wie natürlich, dieselben geblieben sind, so scheint doch auch auf der anderen Seite einige Verschiedenheit bemerkbar zu sein. Zwar hat der Hr. Vf. seinen Gegenstand so vollkommen in sich aufgenommen und so sicher verarbeitet, dafs allerdings sowohl in der ganzen Auffassungs- und Behandlungs-Weise wie in der dabei zu Grunde liegenden Absicht trotz mancher Berichtigungen im Einzelnen doch wesentlich Nichts zu verändern nöthig gewesen ist, allein, wenn z. B. der Hr. Vf. im 1sten Theile mit einer gewissen Vorliebe das Zend und Deutsche, besonders das Gothische, berücksichtigte, so ist es dagegen hier mehr das Slawische und Deutsche, welches seine vorzüglichere Aufmerksamkeit in Anspruch genommen hat, und dies um so mehr, als das Slawische bisher selbst von den eingebornen Grammatikern noch öfters nicht in dem rechten Lichte betrachtet worden ist. Und diese vorzüglichere Mühe damit ist allerdings nicht unbelohnt geblieben, indem Hr. Prof. Bopp durch eine durchgreifende Vergleichung mit den anderen Stammverwandten und durch eine comparative Untersuchung über das slawische Lautsystem zu oft sehr überraschenden Resultaten gekommen ist, die eben so sehr für das besondere Idiom der slawischen Sprachfamilie, wie für das allgemeine Sprachstudium von groser Wichtigkeit sein müssen. Ferner scheint dem Ref. dieses neue Heft schwerer und inhaltsreicher zu sein, als das erste, wie es auch der Natur der Sache nach nicht füglich anders sein kann. Dies wird sich schon bei der blofsen Angabe des Inhalts ergeben. Jedoch möchte ich auch behaupten, dafs hier die ganze Art der Untersuchung, wenn ich mich so ausdrücken darf, gemachter und sicherer sei und mehr für den schon unterrichteten Sprachforscher berechnet als dort. Besonders haben dem Unterschriebenen die Artikel über die Gradus-Steigerung und die Numeralia zugesagt, die ein überaus anschauliches und übersichtliches Bild eines wohlgeordneten Ganzen darbieten. Etwas schwieriger stellt sich meines Erachtens die Lehre von den Adjj. dar, besonders für den minder Eingeweihten, dem nicht, wie dem Hrn. Vf., eine so klare und tiefe Anschauung des gesammten Grundtypus dieses ganzen Sprachstammes und eine gleich gründliche Kenntnifs der einzelnen Familienglieder desselben zu Gebote steht. Anders freilich mufs sich die Sache für den stellen, der mit Einsicht und Fleifs diese ganze Materie hinter einander durchstudirt hat und nun aus den gewonnenen Resultaten das Wichtigste und Interessanteste zur öffentlichen Mittheilung zusammenstellt, als für den, der eben diese Resultate zu einem Wegweiser für eigenes Studium gebrauchen will. Jener hat eben dadurch, dafs er vorher, ehe er diese einzelnen Resultate mittheilte, ein gründlich geordnetes Studium darauf verwandt hat, das geistige Band in sich, welches alle diese Einzelnheiten zur systematischen Einheit verbindet, während der Letztere sich es erst durch sehr genaues Studium derselben mit einiger Anstrengung verschaffen mufs, welche um so gröfser ist, je gröfser, wie hier, und neuer die Resultate sind. Mit einem Worte, diese zweite Abtheilung verlangt, wie mich dünkt, ein bei weitem sorgfältigeres und aufmerksameres Studium, als die erste, wenn sie für den minder mit der Sache schon durch eigenes Studium Vertrauten den recht ächt erspriefslichen und selbstthätig anregenden Nutzen haben soll. Ich habe so wahrhaft, wie ich glaube, den Eindruck geschildert, den die sorgsame Lektüre dieses 2ten Bandes auf mich wenigstens gemacht hat, wobei freilich auch nicht aus der Acht gelassen werden darf, dafs begreiflicher Weise eine vergleichende Grammatik so vieler Sprachen, die so Vieles erst neu finden mufs, nicht in eben so einfacher Uebersichtlichkeit gehalten werden kann, als die einer einzelnen Sprache allein, besonders wenn letztere schon lange ein Gegenstand der vereinten Bemühungen vieler tüchtiger Männer gewesen ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 52.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1837.

Vergleichende Grammatik des Sanskrit, Zend, Griechischen, Lateinischen, Litthauischen, Altslawischen, Gothischen und Deutschen von Franz Bopp.

(Fortsetzung).

Jedenfalls aber ist die genannte Eigenschaft, die sich in des Hrn. Verfs. Sanskritgrammatiken in so hohem Grade findet, sehr wesentlich für scientifische Evidenz und Beweiskraft. Vielleicht hätte sich, wenn ich mir eine Art von Rath erlauben darf, dadurch Etwas gewinnen lassen, wenn noch Mehreres aus den Paragraphen in die Anmerkungen gestellt worden wäre, wobei dann Rekapitulationen und Resumé's den Faden des Ganzen immer festgehalten hätten. Hr. Prof. Bopp giebt gröfstentheils nur eigen gewonnene Resultate, wobei auch mehrere nicht unwahrscheinliche Aenderungen von Grimm's und Anderer, so wie auch eigenen früheren Ansichten zu bemerken sind, bei denen es hie und da, wie z. B. bei der definiten und indefiniten Declin. der Adjj., für das gröfsere Publikum der Grammatiker erleichternd gewesen sein würde direktere Erklärungen darüber zu geben. Dies wäre es etwa, was ich im Allgemeinen über diese 2te Abtheilung sagen zu müssen glaubte, um dem so wichtigen Werke wo möglich eine ganz allgemeine Beachtung zu erleichtern. Nun zur Inhaltsangabe und einigen einzelnen Bemerkungen.

Von §. 251—254, pg. 289—293 (Seitenzahlen und §§. gehen fort) reichen noch die Bemerkungen über den locat. plur. Von pg. 293—329 folgt in §. 254. eine zur Erleichterung des Ueberblicks sehr passende Sammlung von Beispielen der wichtigsten Wortklassen aus sämmtlichen verglichenen Sprachen in ihrer zusammenhängenden Declinat. P. 294 spricht sich der Hr. Vf. nochmals über die griech. Genitivsendung *οιο* aus, die er bekanntlich mit der sanskrit. auf asya zusammenstellt und sie aus *οσιο* erklärt. Dazu vergleicht er dann gewifs richtig *δημόσιος* und in Ansehung des genitivischen Ursprungs dieses Wortes das lat. cujus, a, um und die Identität des sanskrit. Suffixes shya in Wörtern, wie manushya *Mensch*, als Abkömmling von Manu, mit der Genitivsendung shya für sya, z. B. amushya, *illius*. Was dabei die Merkwürdigkeit betrifft, dafs in *δημόσιος* das *ς* sich erhalten hat, während es in *δήμοιο* ausgefallen ist, so ist noch zu vergleichen z. B. *ἀλλοῖος*, *ἑτεροῖος*, die gewifs auf keine andere Weise entstanden sind. Ferner möchte ich auch die gentilia *Ἀθηναῖος* etc. (vgl. *ἐνθάσιος*) so erklären und die korrelativen *ποῖος, τοῖος, οἷος* als *πόσιος, τόσιος, ὅσιος* zu *πόσος, τόσος, ὅσος*. Dafs ferner *ὁμοῖος* und *γελοῖος* hierher gehören, beweist erstlich dieser alte Ton und 2tens für Jenes folgende Analogie: *δημόσιος, δήμοιο, δήμου* und *ὁμός, ὁμοῖος, ὁμοῦ*, und für dieses die alte Form *γέλος, γέλου* für *γέλως* (ad Gregor. Cor. p. 608) und dafs, so wie es für *ὁμοῖος* auch *ὁμοίϊος* heifst, auch *γελοίϊος* vorkommt. Unentschieden aber bleibe, ob auch solche Formen, wie *Μιλήσιος, Φλιάσιος, Ἀμαθούσιος, ἐνιαύσιος*, hierher gehören, oder ob in diesen das *τ* nach ionischer Weise in s verwandelt ist, wie gewöhnlich angenommen wird, und wofür allerdings Manches zu sprechen scheint, z. B. dafs im Jonischen häufig *τ* in *ς* erweicht wird, und dafs statt *ἐνιαύσιος* wirklich *ἐνιαύτιος* steht in einer delphischen Inschrift bei Böckh I. p. 805 n. 1688 vs. 44, so wie auch das Etym. M. p. 156, 19 sqq. als bei den Lakonen gebräuchlich anführt *ἐνιαύτιος, πλούτιος, πλητίος*, wie auch *Κορίτιος* für *Κορίνθιος* in der Inschrift des Petrizzopulus n. 43 bei Böckh I. p. 59 mit Bekker nach der Analogie von *Προβαλίσιος* aus *Προβάλινθος* zu erklären sein würde, wenn diese Inschrift anders ächt sein sollte. Es gehören aber meines Erachtens noch hieher *ἐνθάσιος* bei Hesychius und die Zahl-Proportionalia, z. B. *πολλαπλάσιος*, und *ὅσιος*, denn offenbar falsch ist es, dies Letzte mit dem Etym. M. p. 156, 11 sq. aus *ἅσιος* von *ἅζω* zu

erklären. Dafs derlei Wörter so selten sind, beweist weiter Nichts, als dafs sie aus der ältesten Formationsperiode stammen.

Von §. 255—280 folgt die altslawische Declin., wozu als Einleitung eine sehr interessante Untersuchung über das Lautsystem dieser Sprache vorangeht, durch deren Resultate gar manche Erklärungen einheimischer Grammatiker, z. B. Dobrowsky's, berichtigt werden. Wenn aber p. 336 sq. g) bei dem Nachweis, dafs im Slaw. zuweilen u einem Nasal der verwandten Sprachen entspricht, auch die 1ste pers. sing. praes. der Verba, z. B. schivū, *ich lebe*, hierher gezogen und dies ū in o + ŭ = o + m zerlegt wird, so möchte dies doch so ganz ausgemacht noch nich sein. Sollte nicht, wie im Griech. und Lat., die Länge als Ersatz für die ausgefallne Sylbe mi anzusehn sein, wie ομι = ω, εσι = ης und εις, ετι = η und ει, εναι = ην und ειν, wie im Lat. sum (welches selbst in zwei Inschriften bei Orelli n. 4810 und 4811 *so* heifst) und amo sich verhalten, grade wie cum und co? Auch Berichtigungen eigner früherer Ansichten des Hrn. Vfs. finden sich, wie z. B. p. 351 der Neutralnominativ z. B. nebo, *Himmel*, nicht mehr, wie früher, mit dem Sanskritisch-Zendischen ō = as aus a + u verglichen, sondern als eine nach Ausfall des Schlufs-s (nebes) eintretende Kräftigung des e zu o. Dafs in solchen Fällen nicht ε sondern ες der Stamm ist, ist vom Hrn. Vf. schon früher ausgesprochen und von mir an einem andern Orte weiter erhärtet worden. Hier mögen noch die Vocatt. erwähnt werden, wie Σώκρατες, und die Neutra von Adjj. auf ης, z. B. ἀληθές, die beide erst dann ihr volles Verständnifs erhalten, wenn man weifs, dafs in beiden Fällen nicht blofs ε, sondern ες Stamm ist, denn dieser Vocat. sowohl, wie jene Neutra haben im Griech. bekanntlich den reinen Stamm. Ferner ist eine Berichtigung einer früheren Ansicht p. 352 *).

Von §. 281—290 reicht die Lehre von den Adjj., die sehr reichhaltig ist. P. 366 sq. ist den Freunden der deutschen Grammatik zu weiterer Beachtung die sehr wichtige Entdeckung zu empfehlen, dafs „Grimms *starke*, Fulda's abstrakte Declinationsform der adjj. aus keinem anderen Grunde in nicht weniger als neun Punkten von den starken (d. h. im Thema vokalisch ausgehenden) Substantiven sich ab- und der Pronominaldeklination sich zuwendet, als weil sie wirklich, wie im Slaw. und Litthauischen die definiten Adjj., mit einem Pronomen komponirt sind, welches natürlich seiner eigenen Declin. folgt." Dieser Pronominalstamm, der in seiner Urform ya = dem sanskrit. ya *welcher* heifst (p. 368), wird dann im Folgenden weiter nachgewiesen. Die Erklärung der griech. Partikel εἰ p. 37[illegible], nach welcher sie unmittelbar aus dem sanskrit. yadi stammen soll, so dafs es dazu „mit abgelegtem Halbvokal (y) sich so verhält, wie im Prakrit in der 3ten sing. praes. ai, z. B. bhamai, *er wandert*, zu dem gewöhnlichern adi für sanskrit. ati. Auch findet man im Prakrit für yadi wirklich dschai, so dafs in dieser Conjunktion, wie in der 3ten sing. praes. (λέγει aus λέγετι), das Griech. der Entartung des Prakrit parallel läuft," diese Erklärung, sag' ich, wird schwerlich von den griech. Grammatikern angenommen werden. So sehr einflufsreich auch unzweifelhaft das wissenschaftliche Studium des Sanskrit, wie es Bopp unter uns begründet hat, sich erweist, was nur leidenschaftliches Vorurtheil so frischweg läugnen kann, eben so sehr mufs sich aber auch Unterzeichneter seiner festen Ueberzeugung nach gegen ein oft so ganz und gar unvermitteltes Herleiten erklären. Das hiefse Nichts anderes, als einer Sprache gradezu ihr unverletzliches Recht, eine *eigene* zu sein, nehmen wollen. Unstreitig sind gewifs seit der Auswanderung aus Indien bis zur festen Bildung der ächtgriechischen Sprache Jahrhunderte genug vergangen, um derselben ihren unabhängigen Bildungscharakter zu geben. Und wenn ich diesen fest im Auge behalte, was meiner Meinung nach vor allen Dingen geschehen mufs, ehe man sich nach Analogieen in den verwandten Sprachen umsieht, so kann ich mich unmöglich überzeugen, weder dafs εἰ folgender Maafsen entstanden sei: yadi, yai, αἰ, εἰ, wenn ich auch zugestehe, dafs αἰ älter ist als εἰ und dafs die Stämme dieser Wörter einerlei sein mögen, noch dafs λέγει aus dem ursprünglichen λέγετι nur durch Weglassung des τ kommt, sondern das Wahre zeigt sich einmal durch Vergleichung der absoluten und der relativen Verbalendungen, z. B.:

λέγ-ο-μ-ι	(ομαι)	und	ἔ-λεγ-ο-μ	(όμην)
λέγ-ε-σ-ι	(εσαι)		ἔ-λεγ-ε-ς	(εσο)
λέγ-ε-τ-ι	(εται)		ἔ-λεγ-ε-τ	(ετο)
λέγ-ο-ντ-ι	(ονται)		ἔ-λεγ-ο-ντ	(οντο)

und 2tens des Lateinischen. Wenn nämlich der Stamm ἐς von εἶναι im Griech. eben so, wie im Lat. zum Theil wenigstens, den Bindevokal erhält, so verhalten

sich die Formen dieses Verbi in beiden Sprachen folgender Maafsen:

ἔσ-ο-μ-ι	(ομαι)	und	es-u-m
ἔσ-ε-σ-ι	(σαι)		es....
ἔσ-ε-τ-ι	(εται)		es-.-t
ἔσ-ο-ντ-ι	(ονται)		es-u-nt
leg-ō			
leg-i-s			inqu-a-m
leg-i-t			inqu-i-s
leg-u-nt			inqu-i-t

Ich habe bei dieser Vergleichung mit Absicht das Sanskrit weggelassen, weil es, so sehr auch bestätigt und weiter belehrt, doch nicht grade nöthig war, um dies zu finden. Man sieht aus Obigem, dafs ο und ε, lat. u (a) und i Bindevokale sind, und m, s, t Personencharakter, folglich ι und im med. αι, eine Verstärkung von Jenem, ein Merkmal des Absoluten, welches mithin dem Relativen fehlt. Zunächst nun zeigt das Lat. das Wegfallen dieses i, des, besonders wenn er kurz ist, flüchtigsten aller Vokale; est ist ohne Bindevocal, vermuthlich wegen es-i-t = erit, und es noch dazu auch ohne Personendung, wohl weil ess, wie es nach est heifsen müfste, gar zu auffallend erschien. Gehen wir nun mit der Sprachgeschichte Hand in Hand weiter, so sehen wir, dafs auch im Griech. die Endungen λέγεις und λέγει nicht durch Metathesis des ι und blofse Ausstofsung des τ, sondern zunächst durch Wegfallen des ι entstanden sind. Denn wenn bekanntlich *historisch* feststeht, dafs aus λέγεσι zunächst λέγες, legis, und aus diesem erst äolisch λέγης und ionisch λέγεις ward und aus λέγοντι legunt, so wird's wohl mit λέγετι nicht anders sein, sondern λέγετι gab zunächst λέγετ, legit und dann λέγη, λέγει. Wenn in dieser Darstellung nicht Alles für neu, oder auch meinetwegen Alles für nicht neu befunden werden sollte, so ist's doch wahr und, wie Beispiele aus der neusten Zeit beweisen könnten, auch für unsere Zeit noch nichts weniger als unnöthig zu bemerken. Was aber εἴ betrifft, so ist es gewifs trotz dem nicht weiter hervorgehobenen Umstande, dafs das der Erklärungsart des Hrn. Vfs. scheinbar günstige αἴ unstreitig älter ist, eine ächtgriechische Form und in seiner Erklärung nicht zu trennen von anderen ähnlichen, nämlich den alten dorisch genannten Formen τουτεί, τηνεί etc., auch wohl αὐτοβοεί, ἀμαχεί etc., welches offenbar Nichts ist als die böotische Form des dat. fem. sing., s. Böckh. inscrr. Gr. I. p. 720 sq., wie es böotisch auch heifst z. B. μεί, νεί, ἐπιδεί, μεῖλον für μή, νή, ἐπειδή, μῆλον u. s. w. Da nun aber die Böotier für den Diphthong ει sagten ι, s. Böckh. l. l. p. 723, ἴ aber für den conjunct. εἴ bei ihnen sich nicht findet aufser in ἐπιδεί für ἐπειδή [die Griechen glaubten aber allerdings ἐπεί zusammengesetzt aus εἴ s. Anecdott. Bkk. p. 925 im.], sondern ἤ, s. inscr. n. 1569 a, III, vs. 45 et 48, η aber bei ihnen für αι steht, so setzt dies ebenfalls das ältere αἴ voraus, dies aber verhält sich wie χαμαί u. A., und eben dahin führen auch die lat. Formen, si, se, sei (Orell. inscr. n. 558 et 4801), suae (Müller Etrusker I. p. 31 not. 62), in denen das s auf ein altes griech. Digamma deutet, so dafs es auch da zum Relativum gehören mag. Es ist Schade, dafs βαίκα im Hesych. für ἐάν bei den Kretern blofs Conjektur ist, soviel ich weifs, s. ad Gregor. Cor. p. 250. Was Hartung darüber sagt, weifs ich nicht, da ich sein Buch hier nicht habe. Zu diesen dativischen Adv. auf αι und ει stimmen auch die auf οι, z. B. οἴκοι, für welches Theognostus auch οἴκει anführt, s. Anecdd. Bkk. ind. s. v. Vielleicht gehört auch ἀεί, αἰεί, von welchem saepe, semper hergeleitet wird, hierher, welches dann in der Verdoppelung, wie lat. utut, quisquis etc., hiefse: wenn auch nur, d. h. immer. — Eben so kann ich mich auch von der Richtigkeit der Erklärung der Femm. ἡδεῖα etc. p. 379 nicht überzeugen. Der Hr. Vf. sagt: „Und so entspricht suādvī, *die süfse*, (Thema und Nominat.) dem griech. durch ein unorganisches α erweiterten ἡδεῖα (§. 119) für ἡδϜια." Schwerlich aber ist sich, um des Hrn. Vfs. gewöhnlichen Ausdruck zu gebrauchen, das griech. Fem. dieser Adjj. seiner indischen Verwandtschaft noch bewufst, ich mufs es vielmehr nach reiflicher Erwägung alles dessen, was man weiter in alten und neuen Grammatikern darüber nachlesen kann, für eine auf rein griech. Boden erwachsene Form ansehn. Das α des Fem. griech. Adjj. ist für das griech. Idiom durchaus nicht unorganisch, und eben durch diese wesenhafte Verschiedenheit des ächtgriech. Bildungscharakters in den Femininen der Adjj. tritt diese Form gleich von Haus aus offenbar aus aller Analogie mit jener indischen ganz heraus. Meiner Meinung nach (leider! kann man in sehr vielen dieser Forschungen nur eine Meinung äufsern, welches leicht der gröfste Uebelstand der etymologischen Wissenschaft ist, der den Gegnern so oft scheinbaren und bisweilen auch nicht blofs schein-

baren Stoff zu Angriffen bietet) meiner Meinung nach sind die griech. Adjj. auf ύς, εῖα, ύ sämmtlich Anomala. Von der uralten Form auf ύς, ύ, deren Identität mit dem sanskrit. us, u unzweifelhaft ist, hat sich grade wie in πολύς, πολύ, πολύν, wofür aber bekanntlich auch — έα sich findet, nur Masc. und Neutr. des Nomin. und Accus. erhalten. Alles Uebrige, namentlich das Fem. war wegen der dem Griech. ganz widerstrebenden alten sanskrit. Form desselben verloren gegangen. Beweise oder doch wenigstens Andeutungen davon finden sich ja in mehreren Communien dieser Adjj. und in πρέσβυς, bei dem Formen, wie πρέσβα und πρέσβειρα, beweisen, dafs der griech. Sprachgeist ein ächtes Fem. von Wörtern auf ύς für völlig unmöglich hielt. Da nun aber doch das Bedürfnifs Formen der Art verlangte, so griff man natürlich zur ächtgriechischen, welche σα oder α (η) ist. Und da das υ hierin nicht wurzelhaft ist, wie von ἡδύς z. B. ἥδομαι, ἡδονή, τὸ ἦδος (ἦδ ε-ος), ἀηδής beweisen, so gerieth man auch durch die Substt. auf υς geleitet in die sehr ausgebreitete Klasse des Stammes ε, und das Fem. ward erst ἡδέσα (indem ἡδέσα und ἡδέσι sich verhalten wie τύπτουσα und τύπτουσι), dann auf die bekannte Weise erst ἡδέα und daraus erst ἡδεῖα. Dafs die Griechen das ι hierin nicht für wesentlich feminin hielten, beweisen erstens eben Fem. auf έα und 2tens Neutra auf εῖα, die nicht etwa blofs in der oft gewagten Sprache der Alexandriner, wie im Aratus, sich finden, sondern auch schon im Hesiodus und Archytas, s. Matthiae Gr. I. p. 241. A. 1. Es ist sehr Schade, dafs, so viel mir bekannt ist, die Grammatiker und die Inschriften uns grade in diesem Punkte über die von den Böotiern gebrauchte Form im Stich lassen, denn diese würde uns Aufschlufs geben. Wäre nämlich ἡδεῖα das ursprüngliche, so würden sie Ϝαδῖα sagen, s. Böckh. l. l. p. 723 n. 9. Ich möchte aber vermuthen, dafs sie eben so, wie sie sagten Φωκεῦ, Χηρωνεῖα etc. aus ῆος etc. für älteres έος etc., s. Böckh. p. 721, b, Ϝαδεῖα bildeten, und dafs eben aus ihrem Dialekte diese Form für das ursprünglichere — έα gewöhnlich geworden ist, indem diese Adjj. wegen des ursprünglichen υ im Nom. Acc. M. N. auch in die Declin. auf εύς übergegangen waren, wofür ἦος im Homer und πρεσβῆες oder, wie Buttmann will, πρέσβηες im Hesiod. scut. Herc. 248 zeugen. — Eben so bedenklich mufs es erscheinen, wenn p. 386 sq. über das i in ferenti, ferentia, ferentium behauptet wird, es müfsten im Lat. ursprünglich aus consonantisch ausgehenden Adjektivstämmen weibliche auf i oder ī entstanden sein, ferenti aus ferent. Das mit Berufung auf §. 119. beigebrachte Beispiel genitrī-c-s scheint mir ganz anderer Natur zu sein und für Obiges Nichts zu beweisen. Dies i ist schwerlich aus einer durch Nichts Lateinisches zu beweisenden Femininform, wie ferenti, sondern vielmehr aus der 3ten Declin. der Substt. entlehnt, und hier muthmaafslich euphonischer Natur.

Von §. 291—307. reicht die Lehre über die Vergleichungsstufen der Adjj., die, wie schon gesagt, besonders gelungen ist; sie ist ungleich klarer und instruktiver, als die zunächst vorangegangene, welche durch das Massenhafte und bisweilen nicht stätig genug in einander Greifende eine recht überzeugende Belehrung öfters etwas erschwert. P. 389 ist die Art, wie die Endungen sanskrit. taras, tamas, griech. τερος, τατος, lat. timus, simus, issimus sowohl in jeder einzelnen Sprache erklärt, als auch, zum Theil nach Grimm unter einander in Zusammenhang gebracht werden, jedenfalls scharfsinnig und geistreich, aber doch für das Griech. wenigstens sehr hypothetisch. taras nämlich und τερος werden von der Wurzel tri, *überschreiten*, die in gewissen Fällen tar wird, und aus diesem das indische tamas und griech. τατος hergeleitet vermittelst einer ursprünglichen Form taramas und ταροτος, ταρτος, τατος. Die griech. Endung -τερος verlangt noch eine genauere Untersuchung, auch schon um zu bestimmen, ob es wirklich, wie Buttmann mit vieler Wahrscheinlichkeit vermuthet, eine gleiche von dem Comparativ ganz unabhängige adjektivische Ableitungsendung giebt, z. B. in δημότερος, ἀγρότερος, ὀρέστερος, ἡμέτερος etc., und in welchem Zusammenhang damit die Endung τριος steht, z. B. ἀλλότριος, wofür (man vgl. auch τρίτος und tertius) die Aeolier ἀλλότερος oder nach Anderen vielmehr ἀλλότερρος sagten, s. Etym. M. p. 529, 22 sq. und ad Gregor. Cor. 639 und 907. Ueber τατος möchte sich auf griech. Grund und Boden schwerlich Etwas ermitteln lassen, denn von τείνω kommt es gewifs nicht.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 59.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1837.

Vergleichende Grammatik des Sanskrit, Zend, Griechischen, Lateinischen, Litthauischen, Altslawischen, Gothischen und Deutschen von Franz Bopp.

(Fortsetzung.)

Wäre es vielleicht Nichts, als derselbe Pronominal-Stamm ta (το) zweimal, und so ta-ras, τε-ρος, ta-mas Nichts, als eben dieser Stamm ta mit den auch im Griech. so häufigen Endungen ras, ρος, mas, μος, so wie ja wirklich tas und τος, mas und μος allein vorkommen, z. B. ἔχθισ-τος, δέκα-τος, pantscha-mas, *der fünfte*, ἕβδο-μος, πρό-τερος, (πρό-ατος) πρῶ-τος, πρό-μος (πρά-μος)? Es ist auch nicht uninterressant zu vergleichen, was Adolphe Pictet im Journal Asiatique Mai 1836 in seinen Briefen an Hrn. v. Schlegel aus den celtischen Sprachen beibringt p. 430 sqq. — Sehr überzeugend ist dagegen p. 407 die Erklärung von is im lat. Superlativ is-simus. „Der aus îyas [auch blofs yas, ya aber sehr oft = i] zusammengezogenen Form ish — euphonisch für is — im Griech. und Zend is entspricht das lat. is in issimus, welches ich durch Assimilation aus is-timus erkläre (vgl. §. 101.), das einfache is aber, welches vom Lat. Standpunkte aus eine Zusammenziehung von iôs ist (§. 22.), erscheint im Adv. magis, welches mit μεγις in μέγιστος verglichen werden mag." — Dasselbe ist gewifs auch plûs = plu-is (ploirumi), wie auch Pictet das celtische bhus anführt, welches offenbar das sanskrit. bhûyas ist, Beides von gleicher Bedeutung. — P. 411 wird sicherlich mit Recht mel-ior mit βελ-τερος zusammengestellt, eben so sehr aber hängt es unstreitig mit μάλα zusammen, auch wohl mit der p. 421 erläuterten slaw. Form bolii, Posit. velii, dessen primitive Form *vel* voraussetzt, die der Hr. Vf. selbst mit dem sanskrit. balîyas, *stärker*, zusammenbringt. Wenn ich nun dieses Alles vergleiche, μαλ, mel, βελ, vel, so scheint mir ein Verhältnifs, wie z. B. zwischen ἔ-μολ-ον und βλώσκω, mort-alis und βροτός, und der Stamm dieser Formen auch in βλα, βαλ, βλε, βελ zu sein, lat. val-ere, validus, valde, sanskrit. bala, vis, robur. Hinsichtlich der gewöhnlichen Bedeutung von βαλλειν kann unser *trefflich* verglichen werden. Endlich möge auch noch der Vocat. ὦ μέλε, der bekanntlich auch im guten Sinne vorkommt, erwähnt werden, unberührt aber bleibe hier die anderweitige Verwandtschaft dieses weit verbreiteten Stammes, auf welche theils die Form theils die Zweideutigkeit der Bedeutung in ὦ μέλε und anderen führt. — Die p. 412 besprochenen Formen Ἀπόλλω etc. müssen wohl, wenn man die verschiedenartigen Beispiele alle unter einander vergleicht, durch Heteroklisie und Metaplasmus entstanden scheinen. Wie es aber eigentlich mit Ἀπόλλω zugegangen sei, darüber mit Bestimmtheit entscheiden zu wollen halte ich für vermessen, aufser dafs entschieden zu verneinen ist, dafs es unmittelbar aus Ἀπόλλωνα durch Apocope von να, oder durch Syncope von ν und Zusammenziehung, zu erklären sei. Wenn man Γοργών und Γοργώ u. A. vergleicht, so kann man glauben, es habe ursprünglich auch einen Nomin. Ἀπόλλω gegeben, worauf das lat. Apollo zu deuten scheinen kann, auch führe ich ein merkwürdiges Scholion zu Hom. Il. γ, 71: ὁππότερος δέ κε νικήσῃ κρείσσων τε γένηται an: κρείσσων· διπλῆ περιεστιγμένη, ὅτι Ζηνόδοτος γράφει χωρὶς τοῦ ν κρείσσω. τὰ δὲ τοιαῦτα συγκριτικὰ ἐπὶ τῆς ὀρθῆς ἔχει τὸ ν. Fand Zenodot wirklich in alten Handschriften κρείσσω und hielt er es für Nomin. Sing.? Auch mufs an die Dorier erinnert werden, die für ὄντων bekanntlich ὄντω sagten, wie die Lateiner sunto. Oder wäre Ἀπόλλω etwa Acc. Sing. nach der 2ten attischen, wie Κέω etc.? In diesem Falle wäre die eigentliche Akkusativendung μ ganz nach der griech. Weise entweder weggefallen oder ν geworden und dabei an die lat. Ekthlipse des End-m und des sanskrit. Anuswara zu denken. Ein solches Schwan-

ken zwischen der 3ten und 2ten Declin. beweisen die Wörter auf ώ und ώς im Dual und Plural, und meiner Meinung nach die ionischen und äol. Formen τὴν ἠοῦν (Gregor. Cor. p. 427 sq. [ἕων] ἔω) und τὰν Λάτων. Auch ist ἥρως und Nom. ἥρων zu vergleichen, s. ad Gregor. Cor. p. 621. n. 51. Jedenfalls ist in allen diesen Punkten nur mit der äufsersten Vorsicht zu untersuchen, und wenn z. B. mein Verfahren hierbei auch nicht den geringsten ingeniosen Schein hat, so steht sich doch, denk' ich, die Wahrheit besser dabei. — Die Ableitung von ἀγαθός aus dem sanskrit. agādhas, *tief*, p. 411, ist gewifs nicht die richtige, unstreitig richtig stellt es Passow mit ἄγαν zusammen, wenn er dies aber von ἄγω herleitet und mit *vehe*mens vergleicht, so kann ich dies nicht billigen, denn in vehemens ist mens nicht zu übersehen, welches dem vehe erst seinen Sinn giebt. Ich leite es mit Eustathius von ἄγαμαι ab, obwohl dieser in der Art irrt, indem er es unmittelbar aus ἀγαστός erklärt. Es hat vielmehr die Endung αθος, oder, wenn man lieber will, blofs θος, welche mit der verbalen ἄθω verwandt sein mag, ἀμύνω, ἀμυνάθω, ψάμμος, ψάμαθος, ἄμμος, ἄμαθος, κύαθος, σίλαθος, dafs der Ton anders ist, thut Nichts, denn abgesehen davon, dafs es ein Adj. und kein Subst. ist, führt Arcadius p. 49, 16 sqq. auch ὀρμαθός und γυργαθός an. Vgl. auch λάπαθον etc. schol. ad Hom. Il. β, 676. Eben so wenig kann ich glauben, dafs χείρων das sanskrit. adhara, *der untere*, sei; es ist vielmehr, wie χερείων, χέρης beweist, vom Stamm χερ, und wird richtig von Passow mit (ὑπο) χείριος verglichen, *der in Jemandes Hand ist*. Richtig dagegen scheint es mir, wenn p. 428 das sanskrit. ut-tara, *der höhere*, von der Praep. ut, *auf*, mit dem griech. ὕστερος, verglichen wird, nur glaube ich um so weniger, dafs im Griech. der Spir. asper unorganisch sei, als auch im Lat. s ist in sus, susque deque, sustollere etc.

Von §. 308—325. sind die Zahlwörter recht interessant behandelt. Es finden sich da unter Anderem scharfsinnige und tiefeindringende Untersuchungen über einige, namentlich germanische, merkwürdige Ausdrücke, „in denen das Eins der Form und zum Theil auch dem Begriff nach sehr versteckt liegt," z. B. *halb*, auch über ἥμισυς, die jedoch noch weitere Begründungen zu verlangen scheinen, wie wenn p. 433 ὅλος [sollus, solidus, *voll*] vermittelst einer vermutheten Form ὅκαλος oder ὅκελος oder ὅκολος mit dem sanskrit. sakalas, *ganz*, identificirt wird. P. 434 hätte bei dem goth. Stamme tveihna Fem. tveihnō (wobei hna als ein Ueberbleibsel der im 1sten Theil so viel besprochenen sanskrit. Partikel sma aufgefafst wird), Ahd. Nom. Acc. M. zuēnē, die räthselhafte sogenannte attische Form δυεῖν erwähnt und erörtert werden können. Vergleicht man δυεῖν mit νῶϊν, σφῶϊν, σφωΐν, χώραιν, λόγοιν, so setzt es ein Deklinationsthema δυε voraus, welches allerdings in die Analogie der verwandten Sprachen pafst und sich vielleicht auch noch erhalten hat, denn in der Inschrift 1511, vs. 7. bei Böckh. I. p. 697 steht μνᾶς δύε καὶ τριάκοντα. Hätte vielleicht die Behauptung, dafs δυεῖν nur Fem. sei, doch Wahrheit? P. 435 scheint die Behauptung, dafs δι in den Composs. nicht als Verstümmelung von δίς angesehn werden dürfe, sondern (sanskrit. dvi, zend. und lat. bi) eine alte Stammform sei, wohl begründet zu sein. — Ingenios, aber äufserst problematisch ist p. 436 die Erklärung der lat. Endung ber in den Monatsnamen, wie September. Der Hr. Verf. vermuthet nämlich, dieses ber sei identisch mit altnordischem var in tvisvar, thrisvar, *zweimal*, *dreimal*, und entspreche dem sanskrit. Subst. vāra, *Zeit*, *Mal*, z. B. in ēkavāra, *einmal*, vāramvāram, *zu wiederholten Malen*; davon stamme das persische bar-i, *einmal*. Da nun die ursprüngliche Bedeutung *Zeit* sei, so sei September wörtlich die *Sieben-Zeit*, d. h. der 7te Zeitabschnitt im Jahre. Wie aber, wenn das ber, bekanntlich eigentlich bris, Nichts ist, als die bekannte Endung ris, mit eingeschobenem b wegen des m, wie in μεσημβρία, templum, sumptus? — §. 311. p. 438, womit p. 462 not. 2 zu vergleichen, ist für die Entdeckung des Geheimnisses der Zahlenbenennung von höchster Wichtigkeit.

(Der Beschlufs folgt).

XXXIX.

Bemerkungen über die geographische Vertheilung und Verbreitung der Gewächse Grofsbritanniens, besonders nach ihrer Abhängigkeit von der geographischen Breite, der Höhe und dem Klima. Von Hewett Cottrell Watson. Uebersetzt und mit Beilagen und Anmerkungen versehen von C. T. Beilschmied. Breslau, 1837, in Commission bei J. Max et Comp. XX und 261 S. 8.

Der Verf. des Originals dieses Werkes, der Esquire H. C. Watson, welcher es zu Ende d. J. 1835 zu London unter dem Titel: *Remarks on the geogr. distribution of British Plants, chiefly in connection with latitude, elevation and climate* — er-

erscheinen liefs, ist das [illegible] [illegible] in agrum eingedruckt gewesen. Ein dem jetzigen ähnliches Buch mit gleicher Haupteintheilung hatte er bereits Ende 1832 zu Edinburg drucken lassen (seine *Outlines of the geogr. distr. of Br. Pl. belonging to the division of Vasculares or Cotyledones. Edinb.: printed for private distribution*) und es, obgleich es, zugleich in blühendem Stile geschrieben, eine Masse von Daten den Gegenstand betreffend nebst anregenden Winken darbot und als ein Muster für Behandlung dieses Stoffes dienen konnte, dennoch nur privatim an seine botanischen Correspondenten vertheilt, „ihnen darin andeutend, welcherlei Mittheilungen und Belehrungen über einzelne Punkte er von ihnen erbäte;" gleicherweise hatte er gedruckte Listen aller britischen Pflanzen vertheilt, zur Eintragung der Höhen, wo die Freunde sie gefunden oder finden würden. — Nachdem der Verf. in der 1sten Abtheilung dieser älteren *Outlines* eine chorographisch-physikalische Beschreibung des ganzen Gebietes, seiner Flora und hauptsächlich der verschiedenen Höhenregionen mit ihren charakteristischen Pflanzen, ferner Bemerkungen über die aufserbritannische Verbreitung britischer Pflanzen gegeben, folgte in der 2ten, gröfseren Abtheilung ein Verzeichnifs sämmtlicher einzelnen britischen Gewächse nach natürl. Familien geordnet von *Ranunculaceae* an, welches für jede Pflanze 1) die von ihr in Grofsbritannien bewohnte Region, 2) ihre Verbreitung durch die britischen Grafschaften unter Nennung dieser, 3) ihre Verbreitung auf dem ganzen Erdballe überhaupt mit Nennung der Länder angiebt. (Der Uebersetzer des neueren Buches (der *Remarks*) hat im Schwed. botan. Jahresberichte über 1833, S. 128 ff. den Inhalt dieser älteren *Outlines* näher angegeben.

Nunmehr, 3 Jahre später, nachdem Hr. Watson neuere Mittheilungen von Freunden erlangt, Vieles selbst weiter gesehen und alles dies In-einander-greifende geprüft und vereinigt hat, hat er oben-genannte *Remarks* herausgegeben. In diesem neueren Buche ist nun Manches, was früher nur nach vereinzeltern Beobachtungen an wenigen oder einzelnen Gebirgen hatte aufgestellt werden können, z. B. in Betreff der Aufeinanderfolge von Pflanzen der Höhe nach, theils (als nicht normal für alle geltend) hinweggelassen, theils modificirt worden, indem in der *ganzen* Flora eines *Landes*, je durch Localverhältnisse bestimmt und nach speciellen Bedürfnissen der Pflanzenarten, ihre Begränzungslinien einander vielfach durchschneiden, wobei die normale Folge oft schwer zu ermitteln ist; vgl. S. 63 und 231 ff. der Uebers. — Die Aufzählung der Species (nebst einigen Varietäten) nach ihrem Vorkommen ist im neueren Werke in kürzere Tabellenform gebracht und ihr Vorkommen im Gebiete nur nach der *Anzahl* der Special-Floren und Cataloge, worin sie genannt sind, angegeben worden, die Nennung der Grafschaften selbst aber, als fast nur den Einheimischen interessirend, in einem besondern Buche des Verfs., im botan. Wegweiser (*New Botanist's Guide* etc. I. England and Wales. Lond. 1835. VI et 463 pp. 8.) mitgetheilt: s. darüber in der Uebersetzung S. IV der Vorrede.

Durch diese neueren *Remarks* oder „Bemerkungen" u. s. w. stellt sich als recht dringend heraus, wie nothwendig genauere Angaben des Höhenvorkommens der Pflanzen in den verschiedenen Regionen der einzelnen Gebirge und deren mehreren Seiten, Lage u. dgl. erforderlich sind, welche Angaben in den meisten unserer Länder-Floren noch gröfstentheils — und wenn man die Bestimmung der untern und obern Gränzen der einzelnen Pflanzen verlangt, aufser De Candolle in Mém. d'Arcueil, III. und Mehreren von Wahlenberg u. A., fast gänzlich — vermifst werden. Wir stellen deshalb die 4te der vom Verf. an seine Correspondenten und an alle Botaniker gestellten Aufgaben hierher, aus S. VI der Uebers.: Beobachtung der „höchsten „und der niedrigsten Stellen wo irgend eine Pflanzenart be„merkt worden, sowohl nach der absoluten Höhe und *in Ver„gleichung* mit dem Erscheinen oder Aufhören *anderer* Arten „(vgl. S. 231 ff.), als auch in Bezug auf die Theile einzelner „Berge, ob am Fufse oder Gipfel, oder in der Mitte" u. s. w. — Dieses Aufmerksammachen auf dergleichen nicht genug beachtete Forderungen der Wissenschaft, dann die beispielgebende Musterhaftigkeit der Arbeit, endlich die Data selbst über die britischen Vorkommensverhältnisse, welche in einer *comparativen* Phytogeographie auch allgemeineren Werth haben — alles dies hat (laut Vorwort) den kenntnifsreichen Uebersetzer, welcher Mühe und Ausgaben zu wissenschaftlichen Zwecken nicht scheuet, vermocht, Watson's Arbeiten den Deutschen näher zu rücken. Wohl ward die Pflanzengeographie durch einen grofsen Deutschen begründet, ferner haben, wie auch der Uebers. S. XII sagt, Deutsche sie cultivirt, aber fast sind es Ausländer, welche, wie Wahlenberg, R. Brown, Schouw, De Candolle, Watson, durch Reisen befähigt dem Gründer dieser Scienz folgend, das Wichtigste zum weitern Ausbaue derselben thaten und thun. Specielle Höhenangaben schenkte uns neulich für Schweizer-Pflanzen *Heer* in s. „Mittheilungen zur Pflanzen-Geogr." Was numerische Bezeichnung betrifft, so hat jüngst *Philippi* (in Wiegm. Archiv, II. Jahrg., 1836. S. 337 ff.: über Siciliens Flora u. s. w.) den bisher angewandten Bruchzahlen zur Angabe der relat. Verhältnisse des Artenreichthums der Familien, bei welcher Bezeichnungsart der Nenner des Bruches bei mehrerer *Armuth* der Familie *gröfser* wird, lieber Angaben nach *Procenten* (oder pro-Mille) vorgezogen, wonach z. B. *Leguminosae* und *Gramineae* für manche Provinz statt als „$\frac{1}{20}$" und „$\frac{1}{14}$ oder $\frac{1}{12}$" lieber als 5 p. C. und 7 oder 8 p. C. darzustellen wären.

Watsons neueres Werk nun und die Uebersetzung desselben stellen ihren Gegenstand in folgender Ordnung dar: In der Vorrede erwähnt der Verf. seiner ferneren Arbeiten und bittet um Angaben über vielerlei hier namhaft gemachte Punkte. Des Uebersetzers Vorwort berührt aufser Watson's Arbeiten auch die von *Heer*, *Unger* u. A., ferner Wünsche für Deutschland hinsichtlich pflanzengeographischer Darstellung, und bemerkt Einiges über Verhältnisse der Monocotyledonen u. s. w. — Das Buch selbst enthält: I. Bemerk. über die physikal. Geographie Britanniens: 1) Ausdehnung und Lage; 2) Höhe der Oberfläche: hier sind die Höhen sämmtlicher wichtigeren Punkte in England und Schottland aufgeführt: der Ben Nevis, am höchsten, ist 4374' hoch; 3) Klima, namentlich: Temperatur, Regen, Vorschreiten der Jahreszeiten durch das der Veget. angezeigt. II.

Allgem. Bemerk. über die Flora und Vegetation Britanniens; *b*) Zahlenverhältnisse: eine Tabelle giebt die in ganz Grofsbrit., die in England und die in Schottland bestehenden Verh. der Familien an; 2) botan. Charakter. III. Bem. über das vorhandene Material. IV. Bem. über die Verbreitung von Pflanzen innerhalb Britanniens: 1) Vertheilung und Verbreitung in Höhen-Regionen, jede Region ist S. 46 aufser der (oft wechselnden) Höhe besonders durch sie *charakterisirende Pflanzen* bezeichnet mit Angabe der dort bestehenden Boden- und mittlern Luft Temperatur) und zwar: Region der Ebene; Hügel-Region oder ansteigendes Land; R. der mittleren Höhen; subalpine R.; alpine R.; 2) Verbreitung nach der absoluten Höhe: *a*) in den Hochlanden von Schottland — hier eine Tabelle über die Zahlenverhältnisse der Familien in verschiedenen Regionen; *b*) in Cumberland; 3) Verbr. nach Längen und Breitengraden; 4) Verbreitung als abhängig von geogr. und örtlicher Lage. V. Bemerk. über die Verbreitung britischer Pflanzen über andere Länder (von Melville-Insel und Spitzbergen u. s. w. bis Frankreich; eine Tabelle zeigt die Höhenerstreckung aller britischen Bäume und Sträucher auf britischen und *andern* europ. Gebirgen und ihr nördlichstes Land; ein Verzeichnifs der Anzahl der in vielen andern Ländern gefundenen brit. Species, verglichen mit ihrer ganzen Flora schliefst diese Abtheilung). — Hierauf folgen 2 grofse Tabellen im Originale *nach* einander, in der Uebersetzung immer auf 2 Seiten einander *gegenüber* gestellt von S. 110 bis 221: die eine die Verbreitung der einzelnen Pflanzen nach der Reihenfolge der nat. Familien in *Grofsbritannien* angebend, die 2te die Verbreitung in der ganzen nördlichen *Halb*kugel nordwärts vom 30° n. Br.; als Beispiel stehe hier: *Pinguicula vulgaris. a*) in Grofsbrit.: von 52° bis 59° Br. (also bis ins nördlichste Schottland), Ebene bis alpine Region, aufgezeichnet zu finden in 9 gedruckten Floren und in 14 handschriftlichen Katalogen des Verfs. (demnach in etwa ½ aller britischen Districte), häufiger und vollkommener in Schottl. als in England; aufserdem *b*) in Amerika von der arctischen Zone bis in die Verein. Staaten, in Europa von der arct. Zone bis in die gemäfsigte, der *Länge* nach gefunden in 123,456, . 89 (d. h. in West-, Mittel- und Ost-Europa, desgl. Asien und Mittel- und östl. Amerika). In der Uebersetzung sind bei wichtigeren Pflanzen, z. B. *Coniferae* u. s. w., in Noten speciellere Data über Länder und Höhen, wo sie wachsen, hinzugekommen, gröfstentheils aus Watson's *Outlines*. — Nach diesen Tabellen folgen Listen von Pflanzen, die in *allen* britischen Localfloren vorkommen, und von solchen, die in nur etwa ¼ derselben zu finden sind; aus diesen Listen, die mehr den in England Botanisirenden angehen, hat der Uebersetzer nur die wichtigern oder die bei *uns* umgekehrt seltenen Pflanzen ausgezogen; noch ein Anhang stellt Synonyme von bei Hooker und bei Lindley verschieden benamten Pfl. gegen einander. Das Original schliefst mit dem Register der Gattungen, welches nur auf die Tabellen hinweiset; in der Uebers. sind auch *die* Seiten genannt, wo in der 1ten Abth. des Buches dieselben Gatt. schon vorkommen. Die Uebersetzung enthält aber vorher noch (S. 227—256) 4 Beilagen: I. *a*) Höhe von Pflanzen auf schottischen Gebirgen nach einer gedruckten vom Verf. mit handschriftlicher Bemerkung der Höhen dem Uebersetzer mitgetheilten Liste; *b*) eine Abhandlung Watson's aus dem *Edinb. philos. Journ.* über relative Höhen von Pfl. gegen *einander*: Der Verf. hebt nämlich hervor, wie eine Betrachtung dieser Höhenverhältnisse der Pflanzen gegen einander naturgemäfser und belehrender sei als blofse Betrachtung der absoluten Höhe, wo auf verschiedenen Bergen bei Verschiedenheit des Gesteins, der Bewässerung, Beschattung u. s. w. Gewächse von ganz verschiedenen Aggroupements auf gleicher absol. Höhe vorkommen können; hiermit zu vergleichen S. 63; *c*) einige Pflanzen Irlands u. a. Die IIte Beilage ist ein Auszug aus *Al. v. Humboldt's* Angaben über Verbr. der *Coniferae* und *Amentaceae* etc. in *Nov. Gen. et Sp.* II, mit einer Tabelle. Die IIIte enthält *a*) Watsons Abh. über die Beziehungen zwischen den Pflanzen und den Gebirgsarten, worauf sie wachsen, aus London's *Mag. of Nat. Hist.*: W. glaubt nur wenig an ausschliefslichen Einflufs des Gesteins; er giebt eine Reihenfolge der Hauptbedingnisse der Pflanzenvertheilung an (S. 244), wo Temperatur, dann Feuchtigkeit, voran stehen, die mechanischen und chemischen Eigenschaften der Felsarten aber zuletzt; — *b*) dieser Abh. hat der Uebersetzer aus *Unger's* Werke „über den Einflufs des Bodens" Listen der von U. für ausschliefslich kalk-fordernd („kalkstet") gehaltenen „Pflanzen, desgl. „schieferstete" und einander vertretender Pfl., gleichsam zur Prüfung entgegengestellt. Aehnliche Listen hatten beide Brüder *Sauter* und *Hoppe* (vgl. botan. Jahresber. über 1832, S. 117 und 1833, S. 119 f.) schon in der botan. Zeitung 1831 gegeben, welche *C. Stein* ebendas. 1834 beschränkte; solche Verzeichnisse gab auch *Zahlbruckner*; aus Unger's Verzeichnisse hat nun Dr. *Sauter* als Rec. jüngst im Lit.-Ber. der bot. Zeit. 1837 wieder einige gestrichen. — Endlich hat in der IVten Beilage der Uebersetzer die Zahlenverhältnisse der Pflanzenfamilien, wie sie in der pariser Flora bestehen, berechnet und sie mit den für ganz Frankreich und den für England gefundenen in einer Tabelle vergleichend zusammengestellt.

Wohl ist zu wünschen, dafs dieses Buch von allen Botanikern gelesen und benutzt werde. Die in Gebirgen wohnenden werden daraus lernen, auf was alles sie zu achten haben, damit sie manche ihnen zum Beobachten gebotene Gelegenheit vielseitiger benutzen, viele scheinbar gleichgültige ihnen vor Augen liegende Thatsachen wirklich notiren und die Wissenschaft mit noch mehrerem Material und daraus sich ergebenden Folgerungen bereichern. Dies war ja der Hauptzweck, weshalb Hr. Watson seine *Outlines* aus Eifer für die Wissenschaft schrieb und schenkend vertheilte, und um dessen willen er nun auch dieses neuere noch vollkommnere Buch auszuarbeiten sich getrieben fühlte. Die deutsche Uebersetzung empfiehlt sich nicht nur durch getreue Wiedergabe des Originals, sondern vorzüglich auch durch die mit grofser Sachkenntnifs hinzugefügten Materialien der vaterländischen Pflanzengeographie zu deren Bereicherung der geschätzte Uebersetzer schon manchen wichtigen Beitrag lieferte.

№ 54.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

September 1837.

Vergleichende Grammatik des Sanskrit, Zend, Griechischen, Lateinischen, Litthauischen, Altslawischen, Gothischen u. Deutschen von Franz Bopp.

(Schlufs.)

Der Hr. Vf. vermuthet nämlich bei der Zahl *Vier*, deren weibliches Thema im Sanskrit tschatasar ist, während das weibliche Thema der Dreizahl tisar ist, mit einem sehr glücklichen Gedankenblitze, es möge der Grundbestandtheil auch der Zahlen in den Pronomm. enthalten sein, eine Vermuthung, die meines Erachtens die gründlichste, gewifs allen Fleifs belohnende, Untersuchung verdient. P. 441 ist quadru in Composs. sehr glücklich durch die zendische Umstellung des schwachen Thema's der *Vier*, tschatur in tschathru, erläutert. Auch die Untersuchungen über die folgenden Zahlen sind höchst interessant, aber zur Zeit noch sehr unsicher. Den Germanisten besonders zu empfehlen ist die p. 447 sqq. versuchte Nachweisung, dafs in *eilf, zwölf* (goth. ainlif, tvalif) die Zehnzahl, lif, libi, slaw. lika = δέκα enthalten sei, wozu dann noch das p. 455 über tigus Gesagte zu vergleichen ist. Die Endungen für die Zehner, sanskrit. sati, sat, ti, zend. saiti, sata, ti, griech. κατι, κοσι, κοντα, lat. ginti, ginta erklärt der Hr. Verf. p. 454 sq., so wie auch satam, zend. satem, ἑ-κατ-όν, centum, für Verstümmelungen von dasati etc. aus dasan, *zehn*. Und so könnte aus diesem Capitel, welches unstreitig bei weitem das vorzüglichste ist, noch viel sehr Scharfsinniges angeführt werden.

Von §. 326. endlich bis an's Ende, §. 342, beginnt die Lehre von den Pronomm. Auch dieser so überaus wichtige Theil rückt durch die sehr glücklichen Bemühungen des Hrn. Vfs. recht vielversprechend vorwärts. Da *Ich* im Sanskrit aham, Zend azĕm [z für γ, wie μέγας, μέζων, mazyo etc.], Gr. ἐγώ, Lat. ego, Goth. ik, Litth. asz, Altslaw. az heifst, worin man die Endung am sieht, wie im tvam (tu+am), *Du*, ayam, *dieser*, svayam, *selbst*, vayam, *wir*, yūyam, *ihr*, so meint der Hr. Vf.: „Besser als ἐγώ stimmt das äol. ἐγών zu aham, doch würde ich ἐγόν vorziehen, um in ἐγώ die Verlängerung des Vokals als Ersatz des weggefallenen Nasals zu erklären. Es könnte aber auch das verstümmelte ἐγώ auf das vollständigere ἐγών zurückgewirkt und diesem die Länge seines Vokals mitgetheilt haben." Dagegen erlaube ich mir mehrere Einwendungen, schicke jedoch, bevor ich in's Einzelne gehe, eine mir eben deshalb nothwendig scheinende allgemeine Bemerkung voran. Jeder nämlich, der unpartheiisch und vorurtheilsfrei die Sache selbst untersucht, wird, denk' ich, die Behauptung aus inneren und äufseren Gründen wohl befestigt finden, dafs, je höher man in die Urperiode der Sprachbildung hinaufsteigt, bei aller Analogie doch auch um so mehr Anomalieen sich finden, und dafs die 1ten Pronomina eine Deklination in dem Sinne, wie die gewöhnlichen Subst. sie haben, ganz und gar nicht erkennen lassen. Die primäre Urbildung im Sprachbau, gleichsam seinen Granit, machen die Urpronomina aus, sekundärer Formation sind die Adj., tertiärer die gewöhnlichen Subst. Nun zum Einzelnen. Was ist denn diese Endung am, die den Hrn. Vf. im Griech. ein ursprüngliches ἐγόν vermuthen läfst? Dies ἐγόν ist schon deshalb unmöglich, weil es im Griech. nur Neutrum ist, und das *Ich*, wenn es auch ganz natürlich Masc. und Fem. nicht unterscheidet, sich doch unmöglich als ein Keins von Beiden darstellen darf. Die Endung am zeigt sich im Sanskrit aufser den vom Hrn. Vf. angeführten Fällen in noch mehreren, und zwar so, dafs daraus geschlossen werden darf. Ich finde es auch im Dat. mahyam, bekanntlich = mahi + am, so dafs also das lat. mihi sich aufser dem veränderten Vokal blofs durch dies fehlende am davon unterscheidet. Der Grieche hat

Beides, mit und ohne den griech. Stellvertreter des sanskrit. am, denn ἐμίνη (ἐμήνη bei Hesych. ist falsch, das vermuthete ἐμεύνη, Gen., sehr zweifelhaft) und ἐμίν verhalten sich zend. so, wie ἐγώνη und ἐγών, ἐμοί und μοί aber, mögen sie nun nach dem Hrn. Vf. dem sanskrit. und zend. mē entsprechen, oder μοί = μοί, mahi, mihi sein, was am Ende auf Eins hinausläuft, sind ohne dies am. So ist es auch mit σύ, τύ, τού, τούν, τούνη (Kühner und Bopp hätten nicht den falschen Ton τουνή aus Hesych. beibehalten sollen), τίνη, τίν, τεΐν, σοί. Das sanskrit. tubhyam = tubhi + am, tibi, (lat. b für bh) scheint eine Veränderung des Stammes tava, tav zu sein, zu welchem τεΐν i. e. τεϜίν stimmt. Ferner finde ich es auch ursprünglich im Accus., denn μέ, σέ, ἕ sind offenbar der reine flexionslose Stamm, wie ἄμμε, ὔμμε, σφέ (weshalb dies Letztere sowohl Sing. als Plur. ist). Was beweist nun die Länge im lat. mē, tē, sē, sanskrit. mām und mā, tvām und tvā, zend. maām und mā, thwaām und thwā? Erstlich sieht man, daſs m am Ende weggefallen ist, wozu bekanntlich im Gr. und Lat. überhaupt so viel Neigung vorhanden ist. Wenn ich nun die mir oft aufgefallene unläugbare Analogie des Nom. und Accus. im Goth. und Neudeutschen *ik* und *mik*, *ich* und *mich*, thu und thuk zusammenhalte mit der Notiz, die Quinctilian giebt Institt. oratt. 1, 5, 21, daſs die ältesten Römer für me auch mehe sagten, so sehe ich im sanskrit. mām und tvām Zusammenziehungen aus maham und tvaham (mehem, mehe), und auf diese Weise stimmt auch das Sanskrit im Nom. aham, Acc. maham zu der oben berührten merkwürdigen Analogie von *ik*, *ich* und *mik*, *mich*. So erklärt sich meines Erachtens die Vokallänge in mām, mā, tvām, tvā auf das Ueberzeugendste, von welcher der Hr. Vf. p. 469 zwei Erklärungen giebt, an deren Wahrheit er aber, wie es scheint, selbst sehr gezweifelt hat. Im Lat. würde maham heiſsen mehem, und das dem entsprechende aham liegt vielleicht fast ganz unversehrt vor in der lat. Interjektion ĕhĕm, zu der merkwürdiger Weise eho stimmt, wie ἐγω, ego zu aham. Obigem zufolge kann ich weder in mām das bekannte Zeichen des Accus. Sing. m, wofür der Hr. Vf. p. 470 lat. mem nach hostem, und nicht mum, postulirt, noch in mihi mit ebendemselben l. l. das i Dat. Sing. 3ter Declin. anerkennen, es sind vielmehr Stämme, die aller Casuszeichen der späteren Declin. ganz entbehren. Warum aber ist im Griech. lang ων statt des sanskrit. kurzen am? Auch das wird sich finden lassen. Das sanskrit. am nämlich findet sich auch noch in einigen Endungen der Verba, und zwar gehören ganz unzweifelhaft hierher die dualen Endungen tam, tām. Eben so nun, wie da, wechselt der lange und kurze Vokal auch im Pronomen. Ich kann nämlich in den dualen Formen āvām, *wir beide*, yuvām und vām, *ihr beide*, und dem Instrumental., Dat. und Ablat. derselben Pronomina āvābhyām und yuvābhyām das lange ām nicht mit dem Hrn. Vf. p. 483 als eine Erhärtung des gewöhnlichen Dual-Ausgangs an betrachten, sondern finde das obige am wieder, nur verlängert, und so wie tam, tām ist griech. τον, την und im Imperat. των, so ist im Griech. schon im Sing. lang ahām geworden ἐγών. Mein Kollege, Hr. Dr. Schütz, bemerkt, daſs dergleichen Verlängerungen von Verbal- d. h. also Pronominal-Endungen im Vedadialekt ziemlich häufig seien. Nach diesem ἐγών wäre δύων für δύο bei den Doriern nach Hesych. anomal zu erklären, wenn es ächt sein sollte. Was ist denn aber dies am und ām? Betrachten wir die Stämme dieses Pronom., so finden wir ah, ἐγ, eg, ik, ma, mat, maha, mahi, mai (mē), das Griech. zeigt με, μο und ἐμε, das Lat. me, mehe, mihi, mi, das Germ. mi, mei. Von diesen ist offenbar ma das Einfachste, und mat (nicht bloſs Ablat., sondern auch Stamm, wie viele Composita beweisen, eine Sache, die nur dadurch verständlich wird, daſs die Casus dieses Urpronomens gar keine Casuszeichen im Sinne der späteren Declin. haben), wegen des angesetzten t muſs man sich erinnern, daſs auch andere auf einen kurzen Vokal ausgehende Wurzeln ein solches annehmen, maha, mahi, mai sind Erweiterungen durch Ansetzung von t, ha, hi, i, ebenfalls ursprünglichen Pronominalstämmen. So weist auch aham auf am nach Absonderung von ha, welches eben so wie hi auch noch gebräuchliche Partikeln sind. Wechselformen aber ma und am zeugen von einer anderen, ama, wie die Negationen an und na, ἀν und να (νε), in und nĕ, un und nĕ von ana, und dieses ama liegt im griech. ἐμε wirklich vor, über welches ἐμε ich der Vermuthung des Hrn. Vfs. p. 468, daſs das ε vorgeschoben sei, wie in ὄνομα, ὀδούς etc., nicht beistimmen kann, wenn auch die Neugriechen auf diese Weise ἐσύ etc. aus σύ gemacht haben. Wenn man nun beachtet, daſs in dem *Ich* so leicht ein Nachdruck liegt, ferner den sanskrit.

genit. ma-ma, und das lat. meme, tete, sese, und endlich, dafs Hesych. ἐγών erklärt αὐτὰς ἐγώ, so ist man, denk' ich, zu dem Ausspruch wohl berechtigt, dafs aham den doppelten Stamm des 1ten Pronom. vereinigt enthält. Wer etwa daran Anstofs finden sollte, dafs dieses sma auch in der 2ten und 3ten Person steht, der erinnere sich an die dreifache Potestät von αὐτοῦ und an met in egomet, tumet, ipsemet, nosmet, vosmet, semet. Dieses met nämlich kann ich nicht mit dem Hrn. Vf. p. 478 und Pott aus der Partikel sma erklären, deren *einfache Ursprünglichkeit* mir überhaupt sehr verdächtig ist, obwohl ich ihre faktische, von Bopp mit so viel Scharfsinn in so weiter Verzweigung nachgewiesene, Erscheinung nicht läugne. Es ist offenbar das sanskrit. mat, welches wir oben seiner Flexionslosigkeit halber zugleich als Stamm und Ablat. des 1ten Pronom. erkannt haben, aus welchem selben Grunde es im Lat. als med sowohl Ablat. als Accus. ist. Eben dies mat, met, med finde ich auch im Griech. als μεθ in den medialen Endungen μεθα, μεθαν; die ersterem entsprechende sanskrit. Endung mahi hat gewifs früher madhi gelautet (s. auch grammat. crit. lingu. sanscr. p. 146 not. **). So kommt also auch hier mat und madh zusammen, wie ich oben tubhi zu tava gestellt habe. Vgl. auch die Präfixe apa, ava, api, abhi, ati, adhi. Der im Sanskrit durch Schlufs gefundene Stamm ama, der im Griech. faktisch ist ἐμι, liegt auch im griech. Plural als ἁμε (ἄμμε) zu Tage. In diesem ἁμε ist der spir. asper sehr interessant, meiner Meinung nach ein Ueberbleibsel von dem oben nachgewiesenen sanskrit. ha (γά, γέ?). Wenn nämlich der asper im Griech. sich in der Wurzel nicht halten kann, so tritt er öfters an den Anfang oder auch an das Ende, wie offenbar πάσχω aus πάθ-σκω, und der asper in ἵστημι zu erklären ist, wo das Sanskrit in der Wurzel ihn hat, sthâ, das Griech. vorn. Der Einflufs dieses ha zeigt sich ferner auch in den böotischen Formen ἰών, ἵωνγα, wofür Matthiae mit grofsem Unrecht ἰώνγα schreibt, da ja aus den Worten des Apollonius de pron. p. 324 ganz entschieden hervorgeht, dafs der asper, welcher das unterdrückte γ repräsentirt, alt überliefert war. Das νη endlich in ἐγώνη, τούνη, ἐμίνη, τίνη ist ebenfalls ma, unstreitig verwandt mit μη in der medialen Endung μην, so wie mit μαι, welches bekanntlich böotisch μη ist. Hinsichtlich des Wechsels vom m und n aber mufs an νή, ναί und μά, an sanskrit. mâ, griech. μή, lat. nē, an μίν und νίν, an me und nos erinnert werden. —

Doch hier breche ich endlich ab, und wünsche dem höchst verdienstvollen Werke von Herzen den durch Scharfsinn und Fleifs so wohl verdienten Einflufs, der ihm auch bei der nöthigen Mäfsigung und Vorsicht in den Ansichten und deren Entwickelungen und bei der gröfstmöglichen Klarheit und Bündigkeit in der Fassung wie in der Behandlung nicht fehlen kann noch wird. Und es ist wahrhaftig im Interesse der Wissenschaft, dafs diese durch Bopp begründete Richtung sich die ihr im Kreis der menschlichen Erkenntnifs zukommende Stellung erringe, denn es ist durch sie unläugbar ein wesentlicher Fortschritt in der wissenschaftlichen Sprachforschung gemacht. Während die Grammatik, ich spreche vom etymologischen oder formellen Theile, bisher meist bei der induktiven Beobachtung der Lebens-*äufserungen* einer Sprache stehen blieb, oder ohne die nöthige Begründung und sachgemäfse Methodik verfuhr, geht unser Vf. auf einem im Ganzen des Systems wohlbegründeten Wege auf die Erforschung der Quellen und Ursachen dieses sprachlichen Lebens und seiner Aeufserungen aus. Fallen dabei Menschlichkeiten vor, nun so bekämpfe man sie; es würde im höchsten Grade auffallen müssen, wenn oft so tief eindringende Fragen, als dieses System sie bedingt und bewirkt, gleich das erste Mal richtig und befriedigend beantwortet würden. Beide streitende Richtungen *sind* nöthig und *haben* einander selbst nöthig, sie sollten also statt unerfreulicher und unersprießlicher Streitereien über Werth und Priorität einander lieber friedlich die Hände bieten. Indessen seien wir immerhin homines, da wir doch einmal nicht anders können, wenn nur immer auch humani.

C. Schmidt, in Bielefeld.

XL.

Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften von K. A. Varnhagen von Ense. Erster und zweiter Band. Mannheim, 1837. *Verlag von Heinrich Hoff.*

Im zweiten Theil dieses Werkes (S. 155) sagt der Verf. „In einzelnen Menschen, oder in einer Gemeinsamkeit zusammengehöriger und einander sich ergänzender und übertragender Persönlichkeiten war mir

schon einigemal das Heil wiederfahren, mich durch das blofse Lebensbegegnifs, ohne mühsames Streben und Verdienst, ohne Pein der Allmäligkeit, sondern im Schwunge des vollen Glückes, und gleichsam durch einen Ruck, auf ein erhöhtes Lebensfeld versetzt zu sehen, wo schon die Luft, die ich athmete, die Sinneseindrücke, die mir zukamen, das lebendige Spiel der umgebenden Elemente, mir ein neues Dasein erschlossen und mich einer neuen Bildung theilhaft machten, wo dann weiterhin wohl Eifer und Mühe folgerecht und nachhaltig mitwirkten und den Gewinn ordnen und bewahren konnten, ihn selbst aber nimmermehr hervorzubringen vermocht hätten." Dieses Bekenntnifs giebt uns den passendsten und bequemsten Gesichtspunkt für das so inhalt- als gedankenreiche Buch, das wir hier anzuzeigen unternahmen. Denn abgesehn davon, dafs ein grofser Theil desselben aus Bruchstücken einer Biographie des Verfs. besteht, ist auch der übrige Bestandtheil desselben, meistens kritischer Art, fast ein Erlebtes zu nennen. Hr. V. v. E., geb. zu Düsseldorf i. J. 1785, ursprünglich zum Arzt bestimmt, macht seine Studien, die bald einen viel weiteren Kreis als den ärztlichen bilden, in Berlin, Hamburg, Halle; überall schliefst er sich an eine strebende Jugend an, von der späterhin manches Bedeutende und Treffliche ausgegangen ist, überall hat er das Glück, die Aufmerksamkeit ausgezeichneter Männer auf sich zu ziehen und an sie sich anlehnen zu können. Aus den stillen Studien zu Halle wird er durch den Krieges-Dämon herausgerissen; in Berlin findet er gleichgesinnte, edle Jünglinge, die mit ihm den Hafs gegen den Unterdrücker deutscher Art und Selbständigkeit theilen; er streitet unter des Erzherzogs Karl Fahnen mit bei Wagram. Dann finden wir ihn, angeschlossen an ein diplomatisches Corps, in Paris, zu der Zeit, da Napoleons Stern am hellesten leuchtete; er sieht den glänzenden Hof des mächtigen Kaisers in der nächsten Nähe und ist Zeuge des Festes, das so ahndungsvoll den dem Gipfel des Glücks so nahen Sturz zu bezeichnen schien. Das Friedensjahr endlich bringt ihm das höchste Glück mit der Hand einer ausgezeichneten Frau, von deren Werth er lange auf das innigste durchdrungen war. Gewähren so die Mittheilungen aus dem eignen Leben ein lebendiges Interesse, so wird das übrige Biographische und Kritische belebt durch des Verfs. persönliches Verhältnifs zu den Personen, die Biographie und Kritik betreffen. Einen Theil der höchst interessanten Denkwürdigkeiten Bollmanns machen Briefe an Varnhagen aus; mit Wolf, Schlabrendorf, Arnim und Andern, denen in unserm Buche ein Gedächtnifs gestiftet wird, ist er persönlich bekannt; Erhard ist sein Lehrer und Freund; so manche andre, die uns hier vorgeführt werden, sind seine vertrautesten Freunde, Rahel seine Gattin; ein ansehnlicher Theil des Buchs beschäftigt sich mit Goethe, und auch zu ihm steht er in ehrenvollem Verhältnifs.

Aus dem angegebenen Gesichtspunkte gewinnt die Sammlung so vieler und verschiedenartiger Aufsätze, die, wenn Recensent nicht irrt, grofsentheils zuvor schon einzeln erschienen sind, ein eigenthümliches Interesse.

Bei dem grofsen Reichthum dieser Sammlung würde es einer Anzeige nicht möglich sein, auf alles Einzelne einzugehn; wir heben nur das Wichtigste hervor; und freilich ist, bei den verschiedenen Anlässen, denen die biographischen und kritischen Aufsätze ihre Entstehung verdanken, Wichtiges mit Unwichtigerem, Ausführliches mit skizzenhaft Hingeworfenem untermischt. Von den biographischen Artikeln des ersten Bandes ist unbedenklich der erste, *Denkwürdigkeiten J. F. Bollmanns* überschrieben, der bedeutendste. Wir werden durch ihn mit einem Manne bekannt, eben so wenig durch ausgezeichnete Talente als durch Geburt vorragend, aber von einem kräftig-deutschen Sinne, von durchaus praktischer Richtung und, wie nur Einer, fähig den Augenblick zu ergreifen. In einem Kreise liebevoller und ernstgesinnter Verwandten wird er, als angehender Arzt, gereizt, sein Glück in der gröfseren Welt zu versuchen. Er kommt nach Paris, in einer Zeit, wo die hier zusammengehäuften Gährungs-Stoffe eine Explosion vermuthen lassen, die nur zu bald erfolgt. Hier ist es höchst interessant, den jungen Mann sich mitten im Strudel der furchtbarsten Revolution bewegen zu sehn. Schilderungen derselben haben wir in Menge; selten finden wir dieselbe als einen Hintergrund, vor dem sich merkwürdige Individuen bewegen.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 55.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.
September 1837.

Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften von K. A. Varnhagen von Ense.

(Fortsetzung.)

In unsern Denkwürdigkeiten haben wir das wohlthuende Schauspiel: einen jungen Mann, einen Deutschen, der unangetastet bleibt, damals, in Paris, vom Franzosenthum. Von Haus aus liberalgesinnt, erhält Bollmann Geist und Gemüth frei von dem Schwindel, den eine mifsverstandene Freiheit erzeugt hat. Unter Gräuel-Scenen wird er Retter eines dem Tode geweihten Anhängers der alten Ordnung; und in einer Zeit, an einem Orte, wo es fast nur Rasende und Eingeschüchterte giebt, gehört er zu den Wenigen, die mit Besonnenheit und Ruhe selbst Schwieriges durchführen. Er erwirbt sich dadurch das Vertrauen hochgestellter, ausgezeichneter Menschen, und würde Lafayette's Retter aus der Olmützer Gefangenschaft geworden sein, wenn nicht Umstände, die aufserhalb seines Bereichs lagen, gehindert hätten. In Wien, London und Amerika finden wir Bollmann dann in der mannigfaltigsten und ausgebreitetsten Geschäftsthätigkeit; denn der Heilkunst, über die ihm Zweifel gekommen, hat er entsagt; und in Westindien trifft ihn der Tod, den grofse Thätigkeit zu früh herbeigeführt hat.

Ein besonderes Interesse hat diese Biographie dadurch gewonnen, dafs die Hauptereignisse in Bollmanns Leben von ihm selbst in vertraulichen Briefen dargestellt sind. Merkwürdige Personen, unter denen wir hier nur der Frau von Stael gedenken, spielen darin eine Rolle. Auch an interessanten, wenn auch nicht Bollmann geradezu betreffenden, Einzelheiten fehlt es nicht; wie denn die Aufführung von Voltaire's Mort de César am 19. März 1792 mit einer Lebendigkeit geschildert ist, die uns die Aufregung jener Zeit in ihrer Gewaltsamkeit vor die Augen stellt, zugleich den Schreiber stark charakterisirt.

Mit einer durchaus andern Persönlichkeit werden wir dann bekannt gemacht durch die *Biographie des Grafen Schlabrendorf*, den der Verf. gleich auf dem Titel treffend bezeichnet als amtlosen Staatsmann, heimathfremden Bürger, begüterten Armen. Aber auch er ist einer der kräftigen Naturen, deren freier Geist durch Stürme nicht erschüttert, nicht gebeugt wird. Voll von grofsen Hoffnungen auf eine Umgestaltung des Veralteten, Erschlafften, ist er Augenzeuge der Französischen Revolution; doch bald schmachtet er, und achtzehn Monate lang, im Kerker; sein Haar ergraut; aber sein Sinn bleibt fest. Auf die seltsamste Weise wird er, dessen Name schon auf der Todten-Liste steht, dessen der Henker schon wartet, gerettet; und recht eigentlich kann man von ihm sagen, dafs des Menschen Sinn sein Schicksal ist; seine seltsame, unbefangene Eigenheit ist es, die ihm das Leben erhält. Sehr anmuthig wird dies (S. 147) erzählt. Der langgewachsene Bart, den er aus dem Luxemburg mitnimmt, bleibt ihm als ein Andenken an die bestandene Gefahr, ein Zeichen seiner barocken Eigenthümlichkeit. Die Hoffnung auf einen würdigen Bürgerstand ist in ihm nicht erloschen; er strebt unter den mannigfaltigsten Phasen der Revolution diesem Ideale nach, richtet aber zugleich die Kräfte seines Geistes und ansehnliche Geldmittel auf die Beförderung gemeinnütziger, menschenfreundlicher Unternehmungen; „er betrachtete sich als einen in der Fremde angestellten Armenpfleger seiner Landsleute" (S. 155), und für den dürftigen war seine Hand immer offen. Rührend sind die Anecdoten, die von dem landsmännischen Sinne des Grafen, dem kein Stand gering war, wenn das Herz in Anspruch genommen wurde, erzählt werden. Vor allem suchte der tiefe, mit unglaublicher Geschichts- und Weltkunde ausgerüstete, in die Geheimnisse der Staatskunde eingeweihte Geist mit der ihm eigenen Beredsamkeit Andre, namentlich Deutsche, aufzuklären

und zu belehren. Das Jahr 1813 begeistert auch ihn; Ränke hindern ihn Paris zu verlassen; aber was er an Geld und Gut aufzubringen vermag, bringt er dem Vaterlande dar. So erwirbt er sich das eiserne Kreuz, was ihm, der keine Orden und Ehrenzeichen achtete, für eine ausgezeichnete Zierde galt. Gewohnheit fesselt ihn ferner an Paris, wo er i. J. 1824 stirbt. Nicht ohne Bewegung, ja Wehmuth kann man diese Biographie lesen; und immerfort drängt sich der Gedanke auf: Was hätte ein Mann wie Schlabrendorf, mit diesem Geiste, diesen äufsern Mitteln, diesem Einflufs, diesem wohlwollenden Gemüthe dem Vaterlande sein können, wenn er früh über die Liebe zum Sonderbaren und Excentrischen, die ihm eigen war, Herr geworden wäre! Von dieser Liebe sind die am Ende der Biographie mitgetheilten „Einzelblicke", wie Schlabrendorf sie nannte, ein lebendiges Zeugnifs. In der That, es kostet Ueberwindung, um der einzelnen geistvollen Blicke willen sich durch diese barocke Derbheit, diesen Ungeschmack durchzuwinden. Den edleren, hätte er sich recht erkannt, wahrhaft edlen Geist sehen wir aus solchem Ungeschmack vorblicken aus folgenden Zeilen, die Verse sein sollen:

Mehr wird, und schädlicher, Völkern gehöfelt ... als Fürsten.
Volkthümlichkeit, Bürgersinns Urhauch, stürmt menschenfeindlich.
Bürgersinn schmelzen in Menschenthum, der Aufgaben höchste!
Kindisch bleibt Gränzrain, sinnlich verstümmelnd geist'gen Allkreis.
Nur in Schranken dreist, lähmt einseit'ger Zweck . . . auf Riesenbahn.

Merkwürdig ist die Belehrung, die wir S. 150 erhalten, dafs das zu seiner Zeit so viel Aufsehn erregende, noch immer wichtige Buch: Napoleon Bonaparte und das französische Volk unter seinem Consulat (1804) im Wesentlichen von Schlabrendorf ist, dafs auch die 1816 erschienene Schrift: „Einige entferntere Gründe für ständische Verfassung" mit Wahrscheinlichkeit ihm beigelegt werden darf.

Das Buch, welches wir hier anzeigen, wird dem, der einmal eine Geschichte der deutschen Literatur seit dem Anfang des 19ten Jahrhunderts zu schreiben unternimmt, von entschiedener Wichtigkeit sein; wie nicht minder eine frühere Sammlung von Kritiken desselben Verfassers. Er ist recht eigentlich dazu gemacht, das Bedeutende, in welcher Form es auch erscheinen möge, aufzufinden und darzustellen, und seine Verhältnisse bringen ihn mit dem Bedeutendsten in Berührung; er hat den reinen, humanen Blick in alles Gute, wenn diesem auch Zeit und Mode nicht günstig; er gehört ferner nicht zu denen, die, wenn sie in heifsem Drange mit einem salto mortale sich über das, was ihnen gemein erscheint, erhoben, das Frühere verachten, nicht ahnend, was sie demselben zu verdanken haben. Zu dieser Bemerkung geben uns die *Denkwürdigkeiten des Philosophen und Arztes J. C. Erhard* Anlafs. Wie wahr ist die Bemerkung in der Vorrede, dafs, da die Literatur der Deutschen zu Anfang des 19ten Jahrhunderts als ein Grofses, in sich lebendiges und selbstbewufstes Ganzes zuerst eine Haltung gewonnen, die auch nach Aufsen ein sicheres Auftreten erlaube, es um so nöthiger sei auf die Anfänge zurückzugehen. Grund und Kern um der literarischen Entwicklung Deutschlands ist die Philosophie, und zwar die Kantische. Wie bedeutend in dieser Hinsicht das Leben eines Mannes sein müsse, der, in beschränkten Verhältnissen geboren und erzogen, durch eigne Kraft sich hervorarbeitet und vermittelst der Kantischen Philosophie eine freie, weitere Lebensansicht gewinnt, dessen Wissenschaft durch diese Philosophie einen geistigen Schwung nimmt, das springt in die Augen. Ein solcher war Erhard. Sehr merkwürdig ist das, was der treffliche Mann selbst über sein Leben berichtet; ja es ist in einer Hinsicht erbaulich, indem es uns einen Mann schildert, in dem Geistes- und Charakterbildung Hand in Hand gehen. Doch giebt es auch zu einer niederschlagenden Betrachtung Anlafs; denn wie nahe liegt der Gedanke: ein wie andres Ansehn würde unsre Literatur haben, wenn in allen, die sie schufen, die für sie wirken, ein sittlicher Geist und Charakter gewaltet hätte und waltete, wie in Erhard! Dafs dieser so oft vermifst wird, das ist es, was die Hoffnungen, die Varnhagen für die nächste Zeit ausspricht, trübt, ja an Erfüllung derselben zweifeln macht. „Ein Mann wie Lessing thäte uns noth, sagt Goethe (Gespr. mit Eckermann, Th. I., S. 226); dennn wodurch ist dieser so grofs als durch seinen Charakter!"

Erhards Selbstbiographie ist nur ein Fragment, welches aber von Varnhagen ergänzt ward; ihm sind Bemerkungen zu der Sammlung der Erhardschen Briefe, mit welchen unser Autor dieselben früher herausgab,

zugefügt, geistreiche, wie sich dieses erwarten liefs, sich an den Gegenstand haltende und in denselben eindringende, daher von tiefer Charakteristik.

Mit dreizehn Personen beschäftigt sich, unter dem Titel *Biographisches* der erste Band des Werks, das wir hier anzeigen. Die drei Artikel, die wir hervorgehoben, sin die wichtigsten; aber auch die übrigen, kürzeren haben ihr Verdienst. Sie erinnern zum Theil an Männer, die weniger bekannt geworden, oder fast vergessen sind, doch in der deutschen Literatur mitzählen. So ist besonders dankenswerth, was über *F. W. Meyern*, den Verfasser der Dya-Na-Sore, mitgetheilt wird. Ausführlicher hätten wir den Aufsatz über *Achim von Arnim* gewünscht; es hätte sich gar manches Bedeutende, die Literatur, die Persönlichkeit, die Verbindungen, in denen der Dichter lebte, anknüpfen lassen. Die übrigen, von denen in diesem Bande die Rede ist, sind *F. A. Wolf*, *Kaiser Alexander von Rufsland*, *W. Nolte*, Königl. Preufsischer wirkl. Ober-Consistorialrath, *Ludwig Robert*, *Wilhelm Neumann*, *C. Günther Graf zu Bernstorff*; angehängt sind zwei Artikel: *Angelus Silesius* und *St. Martin*, Einleitungen in die Auszüge, die V. im Jahre 1833 aus den Schriften dieser Männer machte und dem Publikum schenkte.

Eine besondere Abtheilung des ersten Bandes ist *Goethe* überschrieben; und hier stofsen wir zunächst auf einen schon im letzten Hefte von Kunst und Alterthum mitgetheilten merkwürdigen Aufsatz: „Im Sinne der Wanderer". Er geht von einer schon i. J. 1808 niedergeschriebenen Bemerkung aus, der zufolge der ganze Wilhelm Meister ein Gewächs sei, um den Kern zweier Stellen im Buche herumgewachsen: „O wie sonderbar ist es, dafs dem Menschen allein so manches Unmögliche, sondern auch so manches Mögliche versagt ist!" und: „dem Menschen nicht ist jeder Strich Erde, Flufs und Alles genommen." Lesen wir jenen Brief v. J. 1808 und vergleichen ihn mit dem hier in Rede stehenden Aufsatze, so werden wir auf die Vermuthung geführt, dem Verf. desselben sei erst in späterer Zeit die Bedeutung dessen, was jene Stelle früher aussprach, recht klar geworden; wenigstens ist die Weise, in der zuerst auf jene wichtigen Stellen im W. Meister aufmerksam gemacht wurde, von der Klarheit verschieden, womit sie später erläutert werden. Man ist ferner anzunehmen versucht, Goethe selbst sei sich des Gewichts derselben beim ersten Niederschreiben nicht so bewufst gewesen, wie der Erklärer meint, und die Wanderjahre entfalten sich aus den Lehrjahren nicht mit der Consequenz, wie V. ausspricht. In den Tag- und Jahres-Heften (zum J. 1786) wird ein Vorgefühl einer ganz andern Wahrheit, aus der der W. Meister entsprungen, angegeben; Andre haben grofses Gewicht auf die Worte gelegt: „Ist doch wahre Kunst wie gute Gesellschaft! sie nöthigt uns auf die angenehmste Weise, das Mafs zu erkennen, nach dem und zu dem unser Innerstes gebildet ist;" und gemeint, in dem Romane sei eine Anweisung enthalten, wie man das Leben wie eine Kunst behandeln und treiben solle. Dafs sich an einen in diesem Sinne geschriebenen Roman im Laufe der Zeit und der Ereignisse gar manche durch diese bedingte Ansichten anknüpfen mufsten, ist natürlich. In den Lehrjahren selbst finden wir zu wenig, was als aus jenem Kern hervorgewachsen erscheint; ist Jarno mit einer Auswanderung nach Amerika beschäftigt, so ruft Lothario: „Hier oder nirgends ist America." V. selbst mufs zu Behauptung seines Gedankens die Meinung aufstellen, die beiden letzten Bücher der Lehrjahre sondern sich bereits merklich von dem früheren ab; welcher Bemerkung gewifs etwas zum Grunde liegt, aber schwerlich das, was unser Autor meint.

Vortrefflich ist übrigens, was in diesem Aufsatze über Entstehung, Grund und Tendenz sämmtlicher Goethe'schen Werke gesagt wird: „das Fortschreiten in lebendiger Entwicklung, die Veredlung und Erhebung alles dessen, was besteht, die Reinigung und Harmonisirung der Welt beseelen seinen Eifer unausgesetzt;" man könnte diese Worte als Motto dem Wilhelm Meister vorsetzen. So werden alle Verehrer Goethe's V. für die Worte dankbar sein: „Die Masse der Zeitgenossen vermag den Dichter wohl zu bewundern, aber nicht vollständig zu verstehen; sie wird seine Berichte, wie seine Intentionen tadeln; doch eine spätere Zeit stellt unfehlbar auch in dieser Hinsicht die Gerechtigkeit her und erkennt an, wie in allen Wagnissen des Herzens und Freveln des Geistes der Künstler unschuldig und fromm, in aller Sinnlichkeit keusch und rein bleibt. — Der Dichter kann nur aufhören sittlich zu sein, wo er aufhört Dichter zu sein."

Die folgenden auf Goethe und dessen Werke bezüglichen Aufsätze sind reich an Erläuterungen, An-

sichten, Aufklärungen; überall erkennt man den für den Dichter begeisterten, durch seine Begeisterung zu ernstem Forschen angeregten Mann. Wie hätte *er* nicht begeistert werden, nicht Goethe lieben sollen, der *so* von ihm aufgenommen ward, der ihn *so* reden hörte, wie es hier unter dem Titel: *Besuch bei Goethe. November* 1817 geschildert wird! „Wie gerecht, heifst es hier, umsichtig und unschuldig waren seine Aeufserungen über das Vaterland! von welchem Geschichtsgefühl, so des Augenblicks, wie der Jahrhunderte beseelt! — Goethe kein deutscher Patriot! ein ächter und wahrhafter, wie es jemals einen geben kann!" Und so erscheint überall der begeisterte, aber denkende Verehrer Goethe's, er mag Werthers funfzigjähriges Jubiläum feiern, Goethe'n in seinem Verhältnifs zu dem Geh. O. R. R. Schultz darstellen, Eckermanns Gespräche — nicht kritisiren, sondern *zu ihnen ein Wort mitsprechen*, dem Fräulein von Klettenberg ein verdientes Denkmal setzen, die Charakter-Schilderung von Rameau's Neffen ergänzen, oder von neuem den tiefen Schmerz über die Nichtvollendung der Natürlichen Tochter erregen.

Gegen Einzelnes liefse sich wohl etwas einwenden; wie z. B. gegen die Behauptung, dafs sich für die Wahlverwandschaften ein andrer Gesichtspunkt, ja wohl gar *das gerade Gegentheil* der von Eckermann (in dessen Buche: Beiträge zur Poesie) aufgestellten Ansicht ausführen lassen könne. Doch dieses Opponiren würde uns hier zu weit führen; und die Recension von Eckermanns Werk gehört auch dem zweiten Theile des Varnhagenschen Werkes, zu dem wir jetzt übergehen. Wir bemerken nur noch, dafs jener Goethe'n gewidmete Artikel reich ist, nicht allein an Ansichten und geistreichen Bemerkungen, sondern auch an manchem Factischen, an Anecdoten, an Zügen aus dem Leben des grofsen Mannes, von dem gehandelt wird. So wird dieser durch den *Besuch*, den der Verf. ihm machte, stark und von einer seiner liebenswürdigen Seiten charakterisirt; sehr dankenswerth ist die Mittheilung der Gedichte des Fräuleins von Klettenberg, die, so viel wir wissen, sich nur, und nicht einmal alle, in Lavaters Biographie von Gessner befinden; gewifs ist V. dem Verlangen Vieler entgegengekommen durch das, was er von Madame Guachet, die zu der Natürlichen Tochter Veranlassung gegeben, berichtet; und unbezahlbar ist die Anecdote von Rameau's Vater.

Den gröfsern Theil des zweiten Bandes nehmen die Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Verfs. ein, deren Bedeutung und Werth im Allgemeinen im Eingang unsrer Anzeige angedeutet worden ist. Mit einer tiefgedachten Bemerkung über die Wichtigkeit von Familiennachrichten und Geschlechtsregistern, und wie solche Fäden des Privatlebens, durch gröfsere Zeiträume durchgeführt, selbst den Lauf der geschichtlichen Ereignisse in einer eignen, neuen Verwebung und Färbung zeigen, beginnt das erste Fragment. Denn leider werden uns hier nur Bruchstücke eines reichen und interessanten Lebens mitgetheilt, die aber hoffentlich einst zu einem Ganzen verarbeitet erscheinen werden. Durch das erste Fragment werden wir in die früheste Jugendzeit des Autors eingeführt, die in Düsseldorf verlebt wird, einer Stadt, welcher in den achtziger Jahren von nicht geringer Bedeutung war; und gern wird sich der Leser an die Zeit, wo eine berühmte Gallerie die Stadt schmückte, wo ausgezeichnete, einflufsreiche Männer in Düsseldorf wohnten, erinnern lassen. Ein Beispiel von der schrecklichen Kloster-Disciplin, auch der neueren Zeit wird uns in der Geschichte einer Nonne, einer nahen Verwandten Varnhagens, gegeben.

Das zweite Fragment, welches uns nach Berlin führt, und in die Jahre 1803 und 1804, wird besonders denen werth sein, die in dieser Zeit in jener Stadt lebten. An wie manchen interessanten Kreis von Menschen wird erinnert! an welche Individuen! wie mancher Name, damals schon mit Auszeichnung genannt, der aber später bedeutender wurde, wird ihm begegnen! Fichte, mit seinen für Jünglinge höchst imposanten Wesen, mit der Weise, in der er für das Höhere zu begeistern wufste, erscheint hier lebendig, indem wir sehen, wie er auch auf V. wirkte. An A. W. Schlegel, der damals durch seine Vorlesungen grofse Sensation erregte, an Zacharias Werner, an Frau von Stael, die wie ein Meteor in Berlin erschien, werden wir erinnert; Rahel Levin taucht schon auf; Chamisso, Heinrich von Kleist, Klaproth gehören zu des Autors Freunden und Bekannten.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 56.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1837.

Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften von K. A. Varnhagen von Ense.

(Schlufs.)

Auf wie manche andre denkwürdige Namen stofsen wir in diesen Blättern! Anziehend, durch Aufrichtigkeit, ist das Entstehen eines Musen-Almanachs, den Varnhagen mit Chamisso 1803 herausgab, erzählt. Auch er gehört in die Zeit, in die wir hier eingeführt werden. Aber das erscheint ehrenwerth an den Jünglingen, dafs sie, die von Merkel und Andern als Glieder der „neuen Schule" verschrieen wurden, weder durch persönliches Anschliefsen an die Männer, die sie stifteten, noch durch literarische Richtung dahin zu rechnen waren. Dieser Umstand giebt dem Verf. zu einer trefflichen Bemerkung (S. 54) Anlafs, die mancher ehrliche Mann in unsrer Zeit an sich gemacht haben mag. — Zwei Jahre später — wie anders Berlin! das damals als Mittelpunkt aller geistigen Regungen in Deutschland betrachtet werden konnte. Auch das schmerzliche Gefühl wird erneuert: So nahe war das Jahr 1806; und in welchen Bestrebungen und Interessen waren die geistreichsten Bewohner Berlins verloren!

Wie könnten wir die folgenden Bruchstücke einzeln durchgehn? Die Universitätszeit in Halle, diese für die Akademie so denkwürdige Zeit, in der das Wirken eines Wolf, der hier vorzüglich hervorgehoben wird, und Andrer durch das schrecklichste Kriegsereignifs gestört wird; die Mittheilungen über Rahel, die merkwürdige Frau, die Varnhagen späterhin die seinige nennen durfte, die hier, umgeben von ausgezeichneten Namen, in ihrer seltnen Natur und Kraft erscheint; die Schlacht von Wagram — die der Beschreiber selbst mitkämpfte. — Das Fest des Fürsten Schwarzenberg zu Paris sichert dem Verf. einen Namen unter den besten Schilderern; wie die Scene am Hofe Napoleons ein kräftiges Schlag-Licht, vielmehr Schatten auf den merkwürdigsten Mann des Zeitalters fallen läfst.

Es folgen unter dem Titel *Kritiken* Recensionen von 28 mehr oder minder merkwürdigen Schriften, unter denen die interessantesten und gedachtesten die, welche ein Werk von Goethe, oder eins über diesen Dichter zum Gegenstande haben. Liest man die Anzeige des vierten Theils von Dichtung und Wahrheit, so erscheint einem das vortreffliche, in so kleinem Umfang inhaltreiche Buch wie von einem neuen Glanze umleuchtet. Man möchte es gleich wieder zur Hand nehmen; und thut man's, dann wird man finden, dafs der Recensent nur wahr und mit Klarheit ausspricht, was sich dem Leser, so geleitet, offenbart. Sehr erfreulich werden wir in dieser Anzeige an das Wort Jacobi's (in einem Briefe an Dohm) erinnert: „Ich mufs den Erzählungen Goethe's das Zeugnifs geben — ich erlebte ja so Vieles mit! — dafs sie oft wahrhafter sind als die Wahrheit selbst."

Wir müssen uns hier, um nicht Recensionen von Recensionen zu schreiben, kurz fassen. Ueberall finden wir in den verschiedenen Kritiken den einsichtvollen, vielseitig gebildeten, humanen Mann; überall ist er zu Hause, er mag über Goethe reden, oder von dem Leben der Guyon, die Memoiren eines deutschen Staatsmannes beurtheilen, oder an die fast vergessenen Schriften Lichtwers erinnern. Das beste Neue entgeht ihm nicht; aber das Alte bleibt daneben in seinem Werthe. Aufblühende Talente werden aufgemuntert, wie der Uebersetzer der Andria des Terenz, und mit Sachkenntnifs, die auch in die Feinheit der Metrik einzugehn versteht; über ältere, auf die eine strebende Jugend mit Dünkel herabzublicken pflegt, spricht er mit Anerkennung und Billigkeit. Wie wacker ist in dieser Hinsicht das Urtheil über einen Mann aus der Gottsched'schen Schule, über Lichtwer! wie würdig wird bei dieser Gelegenheit Gellerts ge-

dacht! Dabei verfällt V. nie in den Fehler, dafs er zu viel aus den recensirten Büchern mittheilt. Wir hören immer den geistreichen Beurtheiler; und giebt er etwas aus den Schriften, so ist es gewifs das Bedeutende, Charakteristische. Wer möchte z. B. die Liederchen der Guyon missen?

Endlich, um die Sammlung, von der wir reden, recht mannigfaltig und bunt, aber auch um das Mafs des Guten voll zu machen, ist am Schlufs des zweiten Bandes eine hübsche Zahl von Gedichten mitgetheilt worden. Der Verf. nimmt keinen höhern Platz unter unsern Dichtern ein, und begehrt einen solchen auch nicht. Aber seine höhere Bildung zeigt sich auch hier. Wo es ihm darauf ankommt, einen tiefen, oder anmuthigen Gedanken rhythmisch concentrirt auszudrücken, einem Bilde seiner Phantasie durch Vers und Reim Gestaltung zu geben, da versagt ihm das Talent dazu nicht. Die Gedichte sind aus verschiedenen Zeiten, wie man an der mehr oder minder ausgebildeten Technik sieht; auch in dieser hat es der Verf. zu einer schönen Fertigkeit gebracht, und die verschiedensten Formen stehn ihm zu Gebote. Wir finden Gedichte, zum Theil Uebersetzungen, in antikem, namentlich elegischem Mafs, selbst die schwierigen Galliamben; dann von den modernen Arten Espinelen, die ihm besonders wohl gelingen, und Sonette. Vortrefflich sind die Gedichte an Personen zu nennen; wir erkennen darin den Meister in biographischer Auffassung; so in denen auf den Prinzen Louis Ferdinand, auf Louise von Preufsen, Rahel, Goethe, Wolf.

Der Stil in den so verschiedenartigen Aufsätzen ist, wie man von diesem Autor erwarten durfte, ein durchaus gebildeter, ernst, wo der Gegenstand es forderte, höchst lebendig, wo es zu schildern gab, leicht scherzend in den Partieen, in denen Humor und Ironie zu walten hatten. Pedanterie und Aengstlichkeit sind fern; nur zuweilen hat die Fülle von Gedanken, wo sie sich in Kürze aussprechen, zugleich bedeutend sein wollte, dem Stile etwas gekünsteltes, geschraubtes, ja ungrammatisches gegeben, so Th. 2, S. 174. „Theils mit sich selber als mächtiger Gegenwart erfüllt, theils zur unbestimmten Zukunft gewaltsam hinausstrebend, war die schöne Sommerzeit verflossen, und während der Ferien mufsten die Entscheidungen ausgeführt werden, welche wir gefafst hatten."

Abeken.

XLI.

Théorie de la Procédure civile, par M. Boncenne, avocat à la Cour Royale et Professeur à la Faculté de Droit, de Poitiers. 3 *Vol. Poitiers*, 1828—32.

Vorliegendes Buch ist besonders deshalb beachtenswerth, weil es auf eine in Frankreich neue Weise den Civilprocefs abhandelt. Der Hauptcharakter dieser Weise ist das rhetorische, das auf Effect gehende, und da aus blofsen Rechtsprincipien über Civilprocefs wenig Stoff zu rhetorischem Vortrag zu schöpfen ist, so hat sich Hrn. Boncenne die Geschichte des Civilverfahrens als erwünschtes Hülfsmittel dargeboten. Hr. Boncenne ist einer der geschätztesten Advokaten des Barreau von Poitiers, der nicht nur consultirt, sondern auch plaidirt, sogar in Criminalsachen, was freilich dem tiefern Studium des Professors wenig förderlich sein mag. Die Zeit die zum plaidirenden Vortrag erfordert wird, ist's nicht allein, die bei'm activen Advocaten aufgeht; denn die Processe, wenn auch auf einen bestimmten Tag anberaumt, kommen doch erst dann vor, wann die ihnen in der Anberaumung Vortretenden plaidirt sind, was natürlich nicht auf den Tag vorausgesehen werden kann; so mufs also der Advocat vom anberaumten Tag an bis zur wirklichen Vertheidigung seiner Sache den Audienzen wartend und müfsig beiwohnen; man begreift, wie störend für wissenschaftliche Forschung ein solcher Zustand sein mufs. Ohngeachtet dieses Hinderungsgrundes und obwohl die ersten Studien Hrn. Boncenne's in eine Zeit gefallen zu sein scheinen, die in Frankreich dem gelehrten juristischen Studium wenig günstig war, und ob er wohl schwerlich dasselbe im Ausland, namentlich in Deutschland ergänzen konnte, so hat er gleichwohl einen Cursus des Civilprocesses gegeben, der sich unter den Producten der Art in Frankreich auszeichnet. Das Buch ist seinem Ursprung nach der Lehrcursus, den der Verf. als Professor des Civilprocesses zu geben verpflichtet ist; es scheint, es ist dieser Cursus dem mündlichen Vortrage etwa stenographisch nachgeschrieben und somit überfliefst er an den in solchem Falle, besonders in Frankreich, sprudelnden Phrasen. Geistreich und nicht ohne eine gewisse Tiefe ist aber derselbe dennoch. Man könnte ihn eine rhetorische Paraphrase des Code de procédure heifsen. An wissen-

schaftlicher Methode, an Systematik ist nicht zu denken; der Verf. raisonnirt und kommentirt etwa nach der Ordnung des Code, die er rationell findet. Gleichwohl schickt er der eigentlichen Erklärung des Gesetzes eine Einleitung voraus, die den ganzen ersten Theil einnimmt und eine wenigstens geistreiche Darstellung der Natur der Procefsgesetze, der Actionen und Exceptionen, der Jurisdiction und der Competenz und der Geschichte der französischen Gerichtsverfassung enthält. Dafs auch ein Capitel „von der Jury" vorkommt, mag zum Theil dem Streben nach Effect, das in Frankreich so gemein ist, zugeschrieben werden.

Wenn hier der Platz wäre ins Detail einzugehen, so könnten wir wohl Behauptungen anführen, die, wo nicht von Unwissenheit, doch gewifs von grofser Uebereilung zeugen. Der Art z. B. ist die Erklärung der Eintheilung der actions in actions personnelles, actions réelles und actions mixtes. Bekanntlich geht der Code von dieser Eintheilung, die er namentlich anführt, aus, um die Competenz zu reguliren. Nun soll der Unterschied zwischen den actions mixtes und den andern darin bestehen, dafs durch die ersten eine revindication (im römischen Sinne) auf ein Immobile ausgeübt wird, welche ihren Grund in einer persönlichen Verpflichtung habe. Diesen Charakter hätten nun, dem Verf. zufolge die actiones *familiae erciscundae*, *communi dividundo*, *finium regundorum*. Hätte er sich begnügt auf diese Weise die Natur der actions mixtes im neufranzösischen Sinn zu bezeichnen, so wäre seine Bezeichnung nicht sowohl irrig, als unausreichend, denn jenem Sinn zufolge gehören die sogenannten actiones in rem scriptae unstreitig zu denselben. Allein er stellt diese Charakteristik als gleichfalls dem römischen Recht gemäfs auf. Dafs er auf keine Weise des Charakters von judicium duplex gedenkt, kann hierbei weniger befremden.

Auch in der Geschichte der Justizverwaltung treffen wir auf ähnliche Irrthümer. So erklärt z. B. der Verf. das Adagium: fief et justice n'ont rien de commun so, als wolle es sagen: „nicht alle Lehen begreifen das Justizrecht in sich." Vielmehr aber wollte dasselbe so viel sagen: als folge nicht aus dem Umstand, dafs von Jemand Dies oder Jenes zu Lehen getragen werde, dafs eben derselbe auch der Lehnsherr dessen sei, der die an dies Lehen geknüpfte Justiz zu Lehen trage. In der That konnten früher Lehen und Justiz getrennt und zwei verschiedenen Trägern anvertraut worden sein. Deswegen sprach sich jenes Adagium eigentlich so aus: fief, ressort et justice n'ont rien de commun ensemble. Was Hrn. Boncenne zu wahrer Ehre gereicht, und dies um so mehr, als er durch seine Thätigkeit als Advocat und durch sein rhetorisches Talent der Gefahr mehr ausgesetzt war, sich durch die beliebte Jurisprudence hinreifsen zu lassen, das ist die Abneigung, die er gegen jene Autorität der Urthel äufsert, welche nur zu sehr droht, in Frankreich allem, eben kaum aufkeimenden, gründlichen, Rechtsstudium den Untergang zu bringen. Er sagt hierüber sehr vernünftig: „die Gerichtsprüche „bieten freilich ein Vorurtheil dar, das für die ähnliche Auflösung analoger Fragen günstig sein mag. „Es ist möglich, es ist sogar nothwendig, dafs der „Advocat sich fortwährend damit bekannt mache; „allein dies Ansehn des Exempels soll die Vernunft „ihrer Rechte und ihrer Kraft nicht berauben. Die „Gewohnheit nur in den Urthelssammlungen Hülfe zu „suchen, nährt die Trägheit, hält den Fortschritt des „Studiums und jene glücklichen Aufschwünge des Ge„nies zurück, denen die Gerechtigkeit ihre glänzend„sten Triumphe verdankt. Wenn man sich auf das „Gesetz stützt, so ist es weder übermüthig noch un„schicklich, dasjenige wieder in Frage zu stellen, was „für Andre entschieden worden zu sein scheint."

Um so mehr ist zu bedauern, dafs der Verf. so oft vernachläfsigt hat, seine Lehrsätze tiefer zu begründen. So spricht er (p. 547) jenen Hauptsatz der französischen Civilgerichtsverfassung: le ministère public n'agit que par voie de réquisition (et non par voie d'action) nur aus, ohne ihn weiter zu erklären, noch viel weniger dessen Grund anzugeben. Es wäre aber gleichwohl der Mühe werth gewesen, diesen in der, besonders in Frankreich, lebenden Maxime zu zeigen, dafs der Unterthan Herr seiner Civilinteressen ist und deshalb nicht unter der Tutel der Gerichte steht, die auch deshalb keine materielle, sondern nur eine formelle Justiz ausüben. Diesen und ähnliche Vorwürfe dürften wir freilich dem Verf. weniger machen, wenn er uns nicht seinen ganzen Vortrag hätte geben wollen, obgleich auch im entgegengesetzten Fall, und wenn er blos ein Compendium geben wollte, jenes Urprincip am gehörigen Platze hätte aufgeführt werden sollen.

Immer in jener rhetorischen Art des Vortrags erzählt Hr. Boncenne am Ende seiner Einleitung und da er von dem Advocatenstande spricht, die verschiedenen Manieren, die von frühern Zeiten her im französischen Barreau herrschend waren und so endigt er denn *diesen* Theil seines Cursus mit den Worten: L'alliance de l'étude de droit avec tous les genres d'études, s'est plus intimement formée, à mesure que les circonstances ont aggrandie la carrière. Politique, sciences, histoire, beaux-arts, tout est entré dans le domaine de l'avocat. La France nomme avec orgueil ces notables du Barreau, que nous voyons chaque jour s'engager sans efforts, dans une discussion nouvelle, changer de ton, de manière, avec une merveilleuse facilité, et disposer à volonté de toutes les ressources du style. Au fait de tout, prêts à parler de tout, infatigables et ne fatiguant jamais aux qui les ecoutent, ils savent donner à tous les sujets un charme inattendu, tantôt menageant les traits de leur érudition avec un sage économie, et tantôt les sémant avec toute la negligence de la richesse.

Mit dem zweiten Band fängt die Darstellung des Processes selbst an; bekanntlich theilt sich auch der französische Procefs in den ordinairen und den summarischen. Ein eigner summarischer Procefs findet noch statt vor den aufserordentlichen Tribunalien, nämlich dem Friedensgericht, das über die kleinen persönlichen Sachen, und dem Handelsgericht, das über die Handelssachen spricht. Hier ist vom Procefs vor den gewöhnlichen Bezirkstribunalien die Rede, von denen in der Regel Appellation an die königlichen Gerichtshöfe (cours royales) erhoben werden kann. Der Verf. folgt der Ordnung des Code und seiner Eintheilung in Capitel, mit der Ausnahme, dafs er den Procefs vor dem Friedensgericht hinter den Procefs vor den gewöhnlichen Tribunalien verweist. Dies ist aber auch Alles, was er der Methode zu lieb thut. Freilich ist das zweite Buch des Code, betitelt: „von den Untergerichten", nicht unsystematisch in Capitel eingetheilt, allein dafs in dieser Eintheilung das Capitel „von den Vertagungen," vor dem Capitel: „von den Urtheln" steht, ist denn doch noch nicht eine solche wissenschaftliche Einrichtung, wie man sie für ein Lehrbuch annehmen mag. Indefs ist, wie schon gesagt, das Buch des Verfs. eine Paraphrase, und so mag denn freilich die Ordnung, die er befolgt, gerechtfertigt erscheinen. Natürlich aber zeigen sich in der Befolgung derselben alle Uebelstände, die der Systemlosigkeit anhängen, die Wiederholungen, die Hinweisungen auf Gesagtes oder auf Nochzusagendes. So z. B. wird gleich S. 93 die alte Maxime angeführt: les voies de nullité n'ont pas lieu en France; das geschieht bei Gelegenheit der Erklärung der Citation. Da wird nun von den Nullitäten überhaupt etwas gesagt, ohne dafs man erfährt, in wiefern dies auch die andern Procefshandlungen und die Urthel angeht. Natürlich wird dann wieder unter dem Capitel „de l'exception de nullité" von diesem Gegenstand gehandelt werden.

In dem ersten Capitel, das nach der Ordnung des Code von dem Sühne-Versuch (tentation de conciliation) handelt, werden nebst den juristischen Erläuterungen auch solche gegeben, die aus der Politik genommen sind, natürlich giebt dies zu rhetorischen Phrasen Anlafs. Um den Sinn des Gesetzes zu erklären, geht Hr. Boncenne öfters auf die Vorarbeiten zurück, die den Code vorbereiteten, als da sind die Verhandlungen im Staatsrath, die Discussionen im Tribunal, die Vorträge im Gesetzgebenden Corps. Zur Erläuterung ist dies nun füglich sehr gut, allein wenn er diese Documente als eigentliche Entscheidungsmittel im Zweifel annimmt, so geht er zu weit; in einer zahlreichen berathenden Versammlung kann sehr wohl die Mehrzahl der Mitglieder einen Vorschlag aus andern Gründen annehmen, als die ihm vorgelegt wurden. Was die Lehre des positiven Rechts anbelangt, die der Verf. giebt, so ist sie im Ganzen wahr und klar dargestellt; manchmal möchte man eine der seinigen entgegengesetzte Meinung aussprechen, so z. B. da wo er will, dafs wenn der Beklagte eine Incidenzklage vorbringt, die nicht eine rein reconventionelle ist (z. B. die nicht auf Compensation oder dergl. abzielt), die aber gleichwohl ein triftiges Exceptionsmittel aufstellt (als z. B. eine Wiederklage auf Resolution des Kaufs, dessen Preis der Gegenstand der Hauptklage ist) der Richter den Wiederkläger auf den Sühne-Versuch hinweise.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 57.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1837.

Théorie de la Procédure civile, par M. Boncenne.

(Schlufs.)

Das Kapitel vom Sühne-Versuch nimmt 63 Seiten ein; das Kapitel von der Vertagung 192. Man urtheile! In diesem zweiten Kapitel wird nicht nur die Geschichte der Citation nach altfranzösischem Recht, sondern auch sehr weitschweifig die Geschichte der römischen Berufung vor Gericht gegeben, die zwölf Tafeln werden angeführt, ebenso die Pandecten und die Novellen, während sonderbar genug der Codex mit Stillschweigen übergangen wird. Zum Behuf der französischen Geschichte führt der Verf. an die Capitularien, die Lois anglo-normandes Beaumanois, die Etablissemens de St. Louis u. s. w. *) Die Darstellung ist gut, nur zu weitschweifig.

Der zweite Band behandelt ebenso, und indem meist auch die Ordnung der Artikel des Code befolgt wird, die Bestellung des avoué (Procurator) und die schriftliche Vertheidigung, die Mittheilung der Verhandlungs-Acten an den Staatsprokurator (ministère public), die Abhaltung der Audienzen, den schriftlichen Procefs im eigentlichen Sinne (instruction par écrit), die Urthel. Indem mitunter viel im rationellen Sinne gesagt, und so auch Bentham angeführt und discutirt wird, unterläfst der Verf. die Hauptprincipien herauszuheben und zu begründen, so dafs also die Consequenzen meist als auf sich beruhend dargestellt werden. So z. B. wird nirgends gesagt, wie das Verfahren überhaupt das mündliche ist, wie die Schrift sogar bei den Citationen eigentlich nur probationis causa erfordert wird, wie die Urthel erst durch die Aussprechung derselben in öffentlicher Audienz zur Existenz gelangen. Deshalb erscheint denn auch das Capitel vom *schriftlichen Procefs* weniger als etwas aufserordentliches als vielmehr als etwas gewöhnliches. Die rhetorische Manier des Verfs. zeigt sich auch hier in ihrem vollen Lichte. Das Capitel VI fängt so an: „L'instruction ordinaire est achévée; „les conclusions déposées au greffe ont été lues à „l'audience, les avocats ont plaidé, le ministère public „a été entendu, il ne reste plus qu'à délibérer et „juger. Les faits sont-ils assez nettement établis?" u. s. w. Man bemerke hiebei noch, dafs von dem *legalen Werth* der von Anfang an und auch aller während der Plaidoirien gegenseitig insinuirten Procefsacten, insofern sie Geständnisse, Renunciationen, Reserven u. dergl. enthalten, kein Wort gesagt, noch weniger derselbe mit dem Werth des *bei der Audienz* von den Advokaten, den Avoués oder den Parteien selbst *Gesagten* verglichen wird, was denn doch mit Hinweisung auf jenes Hauptprincip des procédé oral hätte geschehen sollen.

Im Capitel „von den Urtheln" behandelt der Verf. weitläufig die Frage, ob jeder streitige Punkt in seine Theile soll aufgelöst und in eben so viele Fragen zur Entscheidung gebracht werden; er argumentirt hier sonderbar genug von dem was bei der Jury geschieht. Vielleicht hätte er besser gethan, wenn er, anstatt das Werk von Richard Philipps und die Verfassung der Stuart's anzuführen, Cujas (Abh. XII, 16) angeführt hätte.

Der dritte Band, von welchem bis jetzt nur die erste Hälfte erschienen (1834), fängt an mit dem Capitel von den „Contumaz-Urtheln und dem Rechtsmittel der Opposition". Es mag nicht unzweckmäfsig sein zu bemerken, dafs dies Capitel die Artikel 149—165 des Code begreift. Wenn man nun von diesen die 47 ersten abzieht, als welche die Friedensgerichte betreffen, so erhellt, dafs hier der Verf. erst am 103ten

*) Der Verf. citirt auch Gajus, Savigny und Meyer, und zeigt sich überhaupt als mit der juristischen Litteratur ziemlich vertraut.

Artikel seiner commentirten Materie angelangt ist. Nun aber umfafst das dem Verfahren in Erster Instanz gewidmete 2te Buch des Code 395 Artikel, und wenn gleich natürlich nicht jeder derselben einen gleich langen Commentar veranlassen kann, so ist doch klar, dafs um jeden Artikel nur gewissermafsen auf die nämliche Manier zu erklären, ein Buch von acht bis zehn Bänden erforderlich wäre, das nun noch erst weniger als die Hälfte des ganzen Code umfassen würde. Dies wäre nun vielleicht nicht zu bedauern, wenn der dadurch verbrauchte Raum zu tiefen Untersuchungen, wie etwa die Carré's, benutzt wäre, da er aber zum Drittel durch rhetorische Deduction eingenommen ist, so steht wirklich zur fürchten, dafs des Lesers Aufmerksamkeit vor der Zeit ermüde.

Um die Natur der Contumazurthel zu erklären, geht der Verf. wieder in ziemliches historisches Detail ein, und spricht von der römischen Procedur sowohl, als von der altfranzösischen. Indem er darauf die einschlagenden Artikel des Code selbst commentirt, erörtert er die Frage, ob der Beklagte, im Fall der Kläger nicht erscheint, begehren kann nicht nur von der Instanz sondern auch von der Klage selbst losgesprochen zu werden; er erklärt sich für die Verneinung derselben. Seine Argumentation, in welcher er den berühmten Merlin auch mit zu bekämpfen gesucht hat, ist triftig genug, jedoch scheint sie uns nicht ganz überzeugend. Auf seinen Hauptgrund, dafs keine Litiscontestation statt gefunden, kann um so weniger gegeben werden, da die Litiscontestation überhaupt nicht mehr das ist, was sie im römischen Recht und zum Theil auch noch im altfranzösischen war; dazu kommt, dafs nach dem Text des Artikel 150 der Kläger gegen den nichterscheinenden Beklagten gleich bei der ersten Audienz, wo die Sache aufgerufen wird, die Condemnation des Beklagten begehren kann, und dafs sie ihm mufs zuerkannt werden, wofern sein Begehren (conclusion) in der Form gesetzlich (juste) und dem Grunde nach bethätigt ist (bien verifié). Es wäre immer der Regel von debet actori zuwider, wenn der Beklagte nicht auch im analogen Fall ein Urtheil erhalten könnte, das die gegen ihn behauptete Action ganz aufhöbe. Der Artikel 434 könnte auch wohl mehr bedeuten, als der Verf. ihm gelten lassen will, er setzt fest, dafs vor den Handelsgerichten der nicht erscheinende Kläger in contumaciam (wir gebrauchen diesen Ausdruck nur der Kürze wegen, denn der französische defaut, Nichterscheinen, begreift eigentlich den Sinn von contumacia oder Ungehorsam nicht in sich) von seiner *demande* soll abgewiesen werden. Freilich kann hier demande auch blos das derweilige Begehren in *dieser Instanz*, und nicht die Action an sich bedeuten. Indem Hr. Boncenne zugiebt, dafs der Cassationsgerichtshof durch ein Urthel vom 29. December 1825 in dem seiner Meinung entgegengesetzten Sinn und zwar aus dem Grunde: actore non probante entschieden hat, führt er unter andern dagegen an, dafs wenigstens im Fall die Citation von einer Abschrift des die Klage begründenden Documents begleitet war, jener Grund und die darauf gebaute Entscheidung wegfallen müfsten. Hier zeigt sich nun wieder scharf der Mangel an systematischer Durchführung. Kein, irgendwo im Buch ausgesprochner, Grundsatz setzt sich dagegen, dafs das Tribunal nicht ex officio für den abwesenden Kläger diesen Beweis untersuche, während doch gewifs ist, dafs aus dem Princip des procédé oral geradezu folgt, dafs das Tribunal jenes nicht thun kann.

Das zehnte Capitel ist betitelt: Une générale des exceptions et des défenses. Hier beginnt der Verf. mit einer wortreichen Uebersicht des schon von ihm beschriebenen Procefsganges: „une action allait être „intenté. J'ai dit quelles seraient les formes de l'ajour„nement ..... L'heure de la décision etait venue. „J'ai dit comment le jugement se formerait etc. Tou„tefois ce coup d'oeil retrospectif, comme dirait *Ben*„*tham*, n'a résumé que l'allure *simple* du procés .... „Il n'en est pas toujours ainsi." So kommt denn der Verf. wie er sagt, auf seine Bahn zurück, um die Vertagung wieder als Abgangspunkt anzunehmen und von da an die *Involutionen* des Processes zu verfolgen, die aus der speciellen Lage der Parteien und aus der Natur der streitigen Sache entspringen mögen, und die Exceptionen, Special-Discussionen und Incidenz-Verfahren in sich schliefsen. Leider ist diese sogenannte allgemeine Uebersicht äufserst unbefriedigend, der Verf. bleibt hier unter sich selbst. Keine durchgreifende Idee von dem was Exception ist, wird auch nur angedeutet, und *dies* Capitel endigt *hier*, unerwartet, mit seiner siebenten Seite.

Im eilften Capitel wird die cautio judicatum solvi erklärt. Auch hier wird wieder das römische Recht mitgetheilt.

Im zwölften Capitel werden die declinatorischen Exceptionen aufgeführt. Bekanntlich nennt man so in Frankreich die von der Incompetenz des Richters hergenommenen.

Die Exceptions de nullité sind der Gegenstand des 13ten Capitels. Unter diesem Namen mufs man aber nichts anders suchen, als was der Code nullités heifst, nämlich die Fehler in der Procedur als solcher. Es ist also ganz überflüfsig, dafs der Vf. in alle die Eintheilungen eingeht, welche die Materie der Nullitäten im Civilrecht verträgt. Seine Manier bleibt auch hier dieselbe. Indem er von der Jurisprudence der Parlamente in diesem Punkte spricht, sagt er: damals disputirte man viel über diesen Satz: ob die besten Gesetze diejenigen seien, welche der Thätigkeit der Gerichte am Meisten, oder diejenigen, welche dieser Thätigkeit am Wenigsten überlassen. Was die Materie selbst anbelangt, so mufs man sagen, dafs der Verf. hier wie überhaupt in diesem 3ten Bande unter der Erwartung seines Lesers geblieben.

Rauter.

XLII.

Geschichte der hellenischen Dichtkunst. Von Dr. Hermann Ulrici. Erster Theil Epos. Zweiter Theil Lyrik. Berlin, 1835. 8. 1. *Theil VIII und* 534 *S.* 2. *Theil IV u.* 624 *S.*

Nachdem Heyne, Wolf, Hermann, Boeckh zum Theil unmittelbar, zum Theil mittelbar durch ihre Schüler und Anhänger eine neue Richtung der classischen Philologie begründet und unzählige Forschungen in einzelnen Zweigen des unermefslichen Gebietes hervorgerufen haben, stellt sich immer mehr das dringende Bedürfnifs heraus, dafs mit ebenso gründlicher Gelehrsamkeit als mit der Gabe schöner und bündiger Darstellungsweise ausgestattete Philologen irgend einer gröfseren Hauptmasse des an vielen Strecken von diesem und jenem Bebauer schon urbar gemachten, aber noch nicht zu einer zusammenhängenden Flur verbundenen Feldes ihre ganze Kraft zuwenden, um dadurch, soweit das Auge reicht, dem Beschauer eine nirgends durch zwischenliegende Wüsteneien getrübte Uebersicht über das Ganze zu gewähren.

Eine solche und zwar bedeutende Hauptmasse erblicken wir in der Geschichte der hellenischen Dichtkunst, welche vor kurzem Hr. Dr. H. Ulrici auf den Grund fremder und eigner Untersuchungen zu bearbeiten angefangen hat. Schön und wahrhaftig äufsert sich der Verfasser in dem Vorworte über sein Verhältnifs zu den Meistern der Philologie: „Mit Freude und Dankbarkeit bekenne ich daher, dafs ich den grofsen Resultaten, welche seit Heyne und Wolf die neuen gediegenen Forschungen eines Böckh, G. Hermann, Fr. Jacobs, Lobeck, O. Müller, Welcker, Fr. Thiersch u. a. im Gebiete der griechischen Poesie zu Tage gefördert haben, vielleicht öfter gefolgt bin, als es meinem Werke in dieser neuerungssüchtigen Zeit zuträglich sein dürfte. Wo ich von Jener Mittheilungen abwich, da geschah es weniger des Einzelnen als des Ganzen wegen. Gebot diese Rücksicht nicht, da habe ich mich im Gegentheil bemüht dem Alten wie den Alten getreu zu bleiben und mich von der Sucht nach neuen und sogenannten originellen, meist aber nur schiefen und unlautern Ansichten rein zu erhalten. Es ist wahrlich nichts leichter als originell zu sein, wem nichts daran liegt auch wahr zu sein." —

Nach A. W. v. Schlegels Vorgang in der meisterhaften Darstellung der Geschichte der dramatischen Litteratur und Kunst hat Hr. Ulrici sein Werk in die Form von *Vorlesungen* gekleidet, welche uns hier auf dem von dem Verfasser gewählten Standpunkte minder natürlich vorkommt als bei Schlegel. Denn dieser, welcher die gedachten Vorlesungen nicht nur wirklich in Wien gehalten, sondern auch nur auf die wesentlichsten Ergebnisse und gleichsam auf die Blüthe der im Einzelnen angestellten Forschungen beschränkt hat, konnte freilich mit mehr Recht seinen Untersuchungen solch ein dem Anscheine nach etwas nachläfsiges, leichtes und gefälliges Gewand anlegen, um dadurch den bezaubernden Reiz seines Gemäldes oder vielmehr einer ganzen Gruppe von Gemälden noch zu erhöhen. Ganz anders aber verhält es sich mit dem vorliegenden Buche, welches einerseits bei weitem mehr in das Detail der Untersuchung eingeht, andererseits fast überall Belegstellen beibringt, ja sogar nicht selten umfassende gelehrte Noten zur Erläuterung für nöthig erachtet, während Schlegel dergleichen für sich zurückbehalten hat. Ein solches Werk mufste meines Erachtens auch im Aeufsern eine

streng wissenschaftliche Vertheilung des reichhaltigen Stoffes vorziehen, ohne darum zugleich den Schmuck der Rede zu verschmähen und etwa zu einer trocknen, minder anziehenden Darstellungsweise herabzusinken.

Dafs die drei Gattungen, worein sich die hellenische Poesie in naturgemäfser Entwickelung ganz wie von selbst geschieden hat, den Haupteintheilungsgrund abgeben, wird gewifs Jedermann gut heifsen. Aber die Charakteristik dieser drei Gattungen müfste nicht blofs im Allgemeinen nach dem Geiste, der sie in gewissen Zeiträumen beherrscht, sondern mehr noch nach den verschiedenen Richtungen, welchen einzelne Unterarten eingeschlagen haben, bis zum völligen Absterben des hellenischen Dichtungstriebes folgerichtig und ohne Unterbrechung fortgeführt werden. Dafs z. B. die Geschichte des Epos, welche den ersten Band ausfüllt, schon mit Antimachos abgeschlossen und nicht wenigstens bis zur alexandrinischen Schule ausgedehnt wird, widerstreitet sowohl dem Titel des ganzen Buches als auch der für den ersten Theil gewählten specielleren Ueberschrift *Epos*. Wollte aber der Verfasser die Geschichte der epischen Poesie nur in ihrer schönsten und natürlichsten Entfaltung darstellen, so gehörten sicherlich Peisandros, Panyasis, Choerilos und Antimachos eben so wenig hinein als Apollonios der Rhodier. Dieselbe Bemerkung gilt von der im zweiten Bande behandelten *Lyrik*, welche weder die elegische noch auch die bukolische Poesie *) des alexandrinischen Zeitalters berücksichtigt hat, ungeachtet die gröfsten Dichter der Römer sich vorzugsweise an diese als ihr Vorbild anzuschliefsen pflegten. Eine Geschichte der hellenichen Lyrik aber kann nicht für vollständig und in sich abgeschlossen gehalten werden, so lange sie wesentliche Momente ihrer, wenn auch erst später eingeschlagenen Kunstentwickelung unbeachtet läfst. Hätte hingegen der Verfasser gleich mehreren seiner Vorgänger die Perioden-Eintheilung für die gesammte griechische Poesie verwalten lassen und dieser die einzelnen Erscheinungen untergeordnet, so würde allerdings die alexandrinische Epoche als ein entschiedener Wendepunkt in der hellenischen Litteratur überhaupt eine bedeutende Kluft gebildet haben, welche die frühere hauptsächlich dem Gebiete der Kunst anheimfallende Richtung der Litteratur von ihrem späteren mehr wissenschaftlichen und gelehrten Charakter derselben scharf abgrenzt. So aber, indem das Epos und die Lyrik, denen sich hoffentlich später auch noch das Drama anschliefsen wird, gesondert abgehandelt werden (was wir nach dem Vorgange des Quintilianus für die allein zulässige Methode erklären möchten), ist eine vollständige Durchführung beider Gattungen über die alexandrinische Zeit hinaus hier eben so unerläfsliche Anforderung, als bei der geschichtlichen Erforschung und Darstellung jeder andern organischen Erscheinung im Gebiete der Kunst wie der Natur.

Der Geschichte des hellenischen Epos geht eine zwiefache Einleitung vorauf, eine ästhetische und eine historische, worin 1) die Entwickelung der Idee der Kunst überhaupt und der verschiedenen Zweige der Kunst in ihrer Nothwendigkeit, 2) die Bedeutung und der Charakter des hellenischen Volkes und seiner Geschichte, so wie die ersten Anfänge der letzteren behandelt werden.

Wie am Schlusse der Einleitung die *epische Dichtung* als poetische Form des höchst poetischen Inhaltes der alten Vergangenheit und ihrer Thaten, die *lyrische* als Vollendung der poetischen Form für eine reiche, geistige und künstlerische Entwickelung der Gegenwart, die *dramatische* endlich als poetische Form eines völlig ausgebildeten, Vergangenheit und Gegenwart im historischen Bewufstsein umfassenden Geistes dargestellt wird, so finden wir in der vierten Vorlesung das Wesen dieser drei Hauptäste des gemeinsamen Stammes der hellenischen Poesie bestimmter entwickelt.

*) Die bukolische Poesie möchte ich ihrer theilweise dialogischen Form halber mit F. Passow eben so wenig für eine spätere Form der dorischen Komödie ansehen, als aus gleichem Grunde mit demselben Philologen die griechische Philosophie dem Drama gegenüberstellen, da sie doch eher der lyrischen Poesie entspricht, wie dem Drama die Beredsamkeit und dem Epos die Geschichte.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 58.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

September 1837.

Geschichte der hellenischen Dichtkunst. Von Dr. Hermann Ulrici.

(Fortsetzung).

Gerade bei diesem Volke hat sich, wie bei keinem andern in der Welt, das objective und subjective Verhältnifs der Natur bald in einem scharf gezeichneten Gegensatze, bald wieder in innigster Verschmelzung herausgestellt: die epische Poesie entlehnt ihren Stoff zunächst aus der Aufsenwelt, die lyrische aus der Innenwelt der Ideen und Gefühle, während das Drama mittelst des Dialogs und des Chores beide Elemente in schönster Harmonie mit einander verschmilzt. Und darin erkennen wir gerade das wunderbare Wirken eines bewufstlos waltenden Genius, welcher das gesammte hellenische Wesen im Staate wie in der Kunst instinctartig beseelte.

Die fünfte Vorlesung handelt von der mythischen Vorzeit der griechischen Poesie, insbesondere von Orpheus als Repräsentanten derselben. Indem der Verfasser davon ausgeht, dafs in der ältesten griechischen Poesie epische und lyrische Elemente noch chaotisch in einander lagen, zeigt er im Verlaufe der sechsten Vorlesung, wie in Folge des Heldenthums die epischen Bestandtheile sich immer mehr abgesondert und zuletzt eine unabhängige Richtung eingeschlagen haben. Hr. U. tritt ganz entschieden gegen die Wolfische Hypothese von den homerischen Gedichten auf, welche er in ihren Hauptzügen mittheilt und dann zu widerlegen sucht. Ich glaube, dafs Wolfs Ansicht zum Theil nicht ganz richtig aufgefafst worden ist. Man vergleiche nur was Lachmann über die Nibelungen, A. W. v. Schlegel über den Ramayana gesagt haben, um die früheste Entwickelung der epischen Poesie, wie sie sich im Wesentlichen nach dem von Wolf gewonnenen Resultate herausstellt, der Natur des Gegenstandes gemäfs gehörig zu würdigen und ohne moderne Vorurtheile zu begreifen. Dagegen neigt sich Hr. U. auf die Seite der von Nitzsch angestellten Forschungen, welche vielleicht in Verein mit der Wolfischen Hypothese die Geschichte der allmähligen Ausbildung des homerischen Epos der Wahrheit näher zu bringen und in ihr rechtes Licht zu stellen geeignet sein dürften; wie denn auch bereits 1831 G. Hermann, ohne jedoch hier berücksichtigt zu sein, in den Wiener Jahrbüchern (wiederholt in den Opusc. Vol. VI. p. 79 sqq.) die Untersuchung einen Schritt weiter zu führen den Anfang gemacht hat, um dadurch eine Ausgleichung der entgegengesetzten Meinungen zu vermitteln.

Indem Hr. U. zu zeigen versucht, dafs Peisistratos nicht *zuerst* die homerischen Gedichte aufschreiben liefs, Athen nicht die erste Handschrift von ihnen besafs, ja sogar die Existenz einer von Peisistratos veranstalteten Ausgabe der homerischen Gedichte in Abrede stellt, bedient er sich folgender Argumentation: es sei unmöglich gewesen, dafs man einer Handschrift aus Massilia oder Sinope, den fernen, unter den Barbaren gelegenen Städten, vor jener ersten Urschrift der homerischen Werke hätte den Vorzug geben mögen, wenn nicht eben jene Städte, fern und unberührt von dem Treiben der Rhapsoden, ihre alten Handschriften, die hiernach wahrscheinlich älter als Peisistratos, sicherlich wenigstens nicht aus der pisistratischen geflofsen waren, treuer und reiner bewahrt hatten, wenn nicht an der athenischen, auf jene Weise aus den Zusammenstellungen der Rhapsoden entstanden, der Makel unkritischer Unsicherheit und Unzuverläfsigkeit gehaftet hätte. Diese Beweisführung hält beim Lichte besehen nicht Stich und läfst sich leicht also umkehren: Angenommen, Peisistratos habe die homerischen Werke zum erstenmal aufschreiben lassen, wie er denn zuverlässigen Merkmalen zufolge eine besondere Ausgabe des Homer besorgte, so

konnte dieses πρωτότυπον, im Laufe der Zeit durch Rhapsoden und Diaskeuasten in Athen vielfältig abgeändert, abgekürzt oder erweitert, längst zu Grunde gegangen sein (Welcker vermuthet im persischen Kriege), als die Ptolemäer die sogenannten städtischen und andere Editionen zusammenkauften und in die alexandrinische Bibliothek brachten; wogegen es gar nicht unwahrscheinlich ist, dafs von Athen aus schon frühzeitig Abschriften nach den entferntesten Gegenden und Colonieen verbreitet worden sind, die dann, von athenischen Rhapsoden und Diaskeuasten unberührt, den ursprünglichen Text desto reiner bewahrt und mithin den alexandrinischen Grammatikern vorzugsweise als Basis ihrer Kritik gedient haben mochten.

Desto bereitwilliger pflichten wir der Behauptung bei, dafs jede der beiden grofsen Dichtungen des homerischen Namens, mögen sie nun von dem alten Meister selbst oder später erst schriftlich verzeichnet worden sein, mögen sie Einem oder zwei verschiedenen Sängern angehören, in ihrem *wesentlichen* Kerne und Umfange, in ihrer *wesentlichen* Form und Gestalt von Einem Dichter entworfen und ausgeführt worden sind. Daraus folgt aber keineswegs, dafs nicht schon lange Zeit vorher seit Trojas Sturz eine Unzahl von Dichtern sich in demselben Sagenkreise bewegt und durch wiederholte Bearbeitung eines und desselben Gegenstandes die Form zu immer gröfserer Ausbildung gebracht hätten, woraus dann zuletzt, gleichsam auf dem Culminationspuncte der epischen Kunst, die *Urgestalt* der Ilias und Odyssee hervorgegangen wäre. Das von Hrn. U. gewonnene Endergebnifs läuft auf folgendes hinaus: *dafs Homers Dichtungen aus einer reichen Fülle epischer Volkssagen, welche Ein grofser Meister durch nähere Ausführung und Ausschmückung, auch wohl durch einzelne Zusätze zu zwei harmonischen, episch-abgerundeten Ganzen umschuf, am wahrscheinlichsten entstanden sind, dafs sie mit dem Laufe der Jahrhunderte im Einzelnen zwar mancherlei Umänderungen, Verfälschungen und Interpolationen erfahren haben, in ihrer wesentlichen Gestalt, im wesentlichen Umfange aber so, wie sie der alte Meister gebildet hatte, auf die späteren Zeiten des Alterthums und bis auf uns herabgekommen sind.* Dieses Ergebnifs möchte ich dahin modificirt wissen, dafs die dem Meister selbst beigelegte *nähere Ausführung und Ausschmückung* vielmehr von dem ursprünglichen, durch Einen Geist beseelten Leibe der Ilias und Odyssee zum Theil wenigstens gesondert und als eine erst später auf der Stufe vollendeterer Kunstbildung angelegte Bekleidung aufgefafst werden möchte. Denn dafs ursprünglich Ein Geist der Composition der Ilias und Odyssee das erste Leben eingehaucht und den also geschaffenen Körper, aus dem unendlichen poetischen Sagenstoffe reichlich genährt, bis zu seiner organischen Vollendung geleitet habe, dürfte wohl heutzutage nicht mehr in Abrede zu stellen sein.

Wir kommen zur *hesiodischen Dichtung*, welche, gleichwie die homerischen Gesänge in Kleinasien ihre höchste Ausbildung erhalten haben mochten, im eigentlichen Griechenland zur Entwickelung und Blüthe gelangte. Treffend setzt der Verfasser auseinander, wie die uralte heilige Dichtung der Thraker zuerst unterdrückt, später im episch-hesiodischen Gewande wieder erstand. Sofern nun diese Keime und Elemente der thrakisch-pierischen Dichterschule unter dem Einflusse des äolisch-böotischen Geistes sich allmählig erst zur hesiodischen Eigenthümlichkeit entwickelten, wird der hesiodischen Poesie mit Recht der Name *thrakisch-äolische Schule* im Gegensatze zur asiatisch-ionischen des homerischen Epos beigelegt. Nachdem nun ferner in der neunten Vorlesung zunächst die homerischen Hymnen, die Batrachomyomachie und der Margites besprochen sind, wird zu den Kyklikern übergegangen, wobei nur zu bedauern ist, dafs Welckers gehaltreiche Schrift über diesen Gegenstand noch nicht benutzt werden konnte. Weiterhin werden noch in drei kleineren Vorlesungen (X — XII) das spätere ethisch- und mythisch-religiöse Epos (Aristeas, Abaris, Epimenides, Onomakritos), die lyrische Abart der epischen Kunst (Stesichoros, Xenokritos, Sakadas, Erinna), das hellenische Kunstepos seit Peisandros, Panyasis, Choerilos, Antimachos, endlich die parodische, didaktische, lyrisch-religiöse Dichtgattung in äufserlich epischer Form mit Gründlichkeit und gewohnter Schönheit der Darstellung behandelt.

In dem zweiten Theile wird zuvörderst in einem allgemeinen Abschnitt die Entwickelung der lyrischen Kunst der Griechen im Ganzen und in ihren Hauptmassen geschildert (Vorlesung XIII—XV). „Die lyrische Dichtkunst an sich, hebt der Verf. an, ist die

poetische Darstellung des innern menschlichen Lebens in seiner Beziehung auf das Unendliche. Ihre Bedeutung liegt in der Tiefe der menschlichen Seele, in der Ewigkeit des persönlichen individuellen Daseins derselben und der. Unendlichkeit ihrer Beziehungen auf Gott und Welt, in der wunderbaren Verschlingung aller Gefühle und Bewegungen des Gemüths um den Mittelpunkt der Individualität und der gleichzeitigen Verkettung derselben mit den Bewegungen und Lebenselementen der Aufsenwelt. Sie ist zugleich das unendlich-mannichfaltige Echo, das die unendlich mannichfaltigen Töne des äufsern Lebens, der Natur und der Menschheit in der Seele hervorrufen, zugleich aber der wogende bedeutungsvolle Klang, der aus dem freien, selbständigen Ich und aus der unergründlichen Tiefe seines Verhältnisses zu dem Dasein Gottes und seiner Offenbarung hervordringt. Wie das innere Leben des Menschen nach einem doppelten Princip sich bildet, zugleich abhängig, bewegt, vermittelt und gestaltet erscheint von der es umgebenden Aufsenwelt, zugleich aber aus seinem ursprünglichen göttlichen Keime sich eigenthümlich und concentrisch entwickelt; so theilt sich auch die lyrische Poesie in zwei sich gegenseitig durchdringende Hälften, von denen die eine nach jenem, die andre nach diesem Princípe lebt und sich bildet." u. s. w.

Die ungeheuern Lücken, welche in der lyrischen Poesie der Griechen gerade weit empfindlicher sind als in jedem andern Zweige der Litteratur, erschweren eine zusammenhängende Darstellung ihrer Geschichte in nicht geringem Mafse. So viel jedoch stellt sich einem unbefangenen Blick als unleugbare Wahrheit heraus, dafs nach den drei Hauptseiten des hellenischen Lebens der jonische, dorische und äolische Stil der Lyrik wesentliche Verschiedenheiten darbietet. Dafs nun die Elegie gleichsam der Grenzstrich zwischen der epischen und lyrischen Poesie überhaupt sei, dafs sich in der Elegie ein episches Element zu dem vorherrschend lyrischen Stoffe mische, hat Hr. U. mit grofser Ueberzeugungskraft durchgeführt. Wenn dagegen der Satz aufgestellt wird, dafs vor dem sechsten Jahrhundert (vor Mimnermos) schwerlich das eigentliche Versmafs der Distichen zum *poetischen* Ausdruck der *Klage* und des Schmerzes gebraucht worden sei, so geht der Verfasser von einer durchaus unhaltbaren subjectiven Ansicht aus, als sei Mimnermos der *erste threnetische Elegiker*; denn wer weifs, ob nicht schon sogar vor Kallinos Trauerelegieen in Distichen abgefafst worden sind? Nicht in der geringsten Beziehung zu jener Behauptung steht die allerdings spätere Ableitungsform der Namen ἐλεγεῖον und ἐλεγεία von ἔλεγος, und man sieht nicht ein, wie der Verfasser gerade bei der gegenwärtigen Veranlassung (S. 103) die *metrische* Bedeutung jener Ausdrücke zur Sprache gebracht hat: jedenfalls vermifst man einen innern Ideenzusammenhang, was denn auch Hr. U. zuletzt selbst zu fühlen scheint, wenn er meint, dafs die Frage nach der Entstehung und Bedeutung jener Namen nichts für die Erkenntnifs des ursprünglichen Wesens der Elegie, wenig für die Einsicht in den historischen Gang ihrer Bildung darbiete. Um so erfreulicher nehmen wir die scharfsinnige Bemerkung entgegen, wie der Umstand, dafs ursprünglich bis zu Solons Zeiten Gedichte im Versmafse der Distichen nicht *Elegieen* genannt, sondern mit demselben Namen als die epischen Gesänge, ἔπη, bezeichnet worden seien, welcher genüge, um anzudeuten, dafs die erste Bildung der eigentlichen Elegie in Wesen und Form sich am meisten dem Charakter der epischen Dichtung angenähert habe. „Dasselbe beweisen die erhaltenen Ueberreste von den elegischen Gesängen des Kallinos, Archilochos, Tyrtaeos. Das äufsere allgemeine Staatsleben, die That, Krieg und Schlachten und Bürgerkämpfe, die Hauptgegenstände der epischen Poesie, waren es, an welche sich auch der lyrische Gedanke, sobald er sich aus den alten Banden der Religion und des Cultus zu lösen begann, zunächst anschliefsen mufste, wie sie ihm zunächst in die Augen fielen und die mächtigsten Hebel der Geschichte älterer ungebildeterer Zeiten waren. Nothwendig hielt sich die Elegie, ähnlich dem Epos, zuerst an das *allgemeine äufsere* Leben der umgebenden Welt, des Vaterlandes und der Vaterstadt, so lange die Individualität des Einzelnen noch nicht so weit ausgebildet war, dafs der Reichthum an Gefühlen, Gedanken und Begegnissen des Dichters wie ein Auszug das allgemeine Leben selbst hätte vertreten können, so lange letzteres in überwiegender Kraft und Fülle noch den Geist des Dichters an sich zog. Nothwendig war dies die erste Gestaltung und die erste Bildungsstufe der Elegie; einen Schritt weiter that sie, als sie mit der gröfseren Vervollkommnung und Man-

nichfaltigkeit des innern bürgerlichen Lebens an die öffentlichen Sitten und an die Gesetze und Formen des innern Staatsorganismus sich anschlofs und ergriffen von der Bedeutung und Mannichfaltigkeit derselben ihrer eignen Natur gemäfs an sie sich anschliefsen mufste. Dies war die Elegie des Solon, Xenophanes, Phokylides, Theognis, Ion von Chios, Ekenos, Kritias u. a." — Alles bis hierher Gesagte möchten wir nach bestem Wissen und Gewissen ohne weiteres unterschreiben: aber wenn Hr. U. fortfährt, dafs sich mit der vollkommneren Entwickelung der Individualität und Persönlichkeit im Organismus der griechischen Welt die dritte Gestaltung insofern bestimmt abgesondert habe, als sie zugleich an jene alten klagenden Sangesweisen näher sich anschlofs; so müssen wir der mifsverstandenen Theorie von dem Grundtypus mimnermischer Elegie gleich vorn herein entschieden begegnen, als welcher nicht in der Darstellung der *Trauer*, sondern der *Liebe* zu suchen ist; und von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet ist die mimnermische Elegie allerdings eine durchaus eigenthümliche, mehr aus dem Innern des Dichters herausarbeitende (mehr wahrhaft lyrische) als ihren Stoff von der Aufsenwelt erborgende (zum epischen Elemente hinneigende) Gattung. Es ist daher nur der erste Theil der S. 105 gegebenen Charakteristik des Mimnermos als wahr anzuerkennen, dafs er die Elegie aus dem Felde der Allgemeinheit in das Gebiet der Individualität hinübergezogen und in ihr die Gefühle und Empfindungen seiner weichen Seele, die zärtlichen Seufzer seiner Liebe ausgehaucht, nicht aber, dafs er der Elegie den threnetischen Charakter jener alten klagenden Sangesweisen gegeben habe.

Diese letztere dem wahren Wesen des Mimnermos, welches schon Propertius richtig erkannt und bündig geschildert hat (Plus in *amore* valet Mimnermi versus Homero), geradezu widerstrebende Auffassungsweise, wornach derselbe aufser der *erotischen* auch die *threnodische* Elegie zuerst ins Leben gerufen haben soll, ist dann auch Schuld an der daraus abgeleiteten Behauptung, dafs jene angebliche Zwitternatur der mimnermischen Gattung später zwei besondere Zweige, die threnodische und erotische Elegie, erzeugt habe, von denen die erstere zunächst von Simonides von Keos aufgenommen und weiter gebildet, die zweite hingegen von Antimachos von Kolophon ergriffen worden sei. Es ist aber nach genauerer Prüfung der über Antimachos' Lyde auf uns gekommenen Nachrichten des Alterthums keinem Zweifel unterworfen, dafs der Grundcharakter dieses des frühzeitigen Tod der Geliebten besingenden Gedichtes lediglich threnetischer Art, das Erotische aber darin nichts weiter als poetisches Beiwerk war, also gerade umgekehrt wie bei Mimnermos. Der Kürze halber verweise ich auf mein Programm de lugubri Graecorum elegia Spec. II. p. 3 sq. 22 sqq.

Je weniger wir in Vorstehendem mit Hrn. U. übereinstimmen konnten, desto treffender erscheint uns die nunmehr folgende Bemerkung, dafs dem innern eigenthümlichen Wesen der Elegie, wie es oben im Allgemeinen dargestellt worden, die äufsere Form des Versmafses vollkommen entsprochen habe, dafs das epische Element, der äufsere Gegenstand in epischer Auffassung, mit welchem der lyrische Gedanke sich gleichsam vermählte, durch den Hexameter, den Vers der Wirklichkeit und Objectivität, repräsentirt sei, wogegen der ihm gepaarte Pentameter in seiner Zweiheit, in seinem Steigen und Fallen, das Wogen der Empfindungen und Gefühle schön darstelle. Ferner wird es mit Recht als historisch erwiesen hingestellt, dafs die Elegie ionischen Ursprungs war und stets ganz besonders die eigenthümliche Kunstform der ionischen Lyrik blieb, wie das Vaterland der grofsen Meister der Elegie, und zwar Kallinos an der Spitze, unzweideutig darthut.

In dem *besonderen* der lyrischen Poesie gewidmeten Abschnitte wird zuvörderst eine Entwickelung und Gliederung der verschiedenen Dichtungsarten und Stile der lyrischen Kunst im Allgemeinen gegeben. Diese nun zerfällt in zwei grofse, sich gegenseitig durchdringende und ergänzende Hälften, von denen die eine das innere Leben des Gemüths, sofern es ergriffen und gebildet, durchdrungen und gestaltet wird von den Einflüssen der es umgebenden Aufsenwelt, von den Gewalten der Natur und der grofsen universellen Verhältnisse des Raums und der Zeit, die andere dasselbe innere Leben des Gemüths darstellt, sofern es aus sich selbst, aus dem innersten göttlichen Keime seines Selbst eigenthümlich und concentrisch sich entwickelt und bildet.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 59.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

September 1837.

Geschichte der hellenischen Dichtkunst. Von Dr. Hermann Ulrici.

(Fortsetzung.)

Insofern sich nun diese Eintheilung lediglich auf den Stoff bezieht, müssen wir dieselbe durchaus gut heifsen; wenn aber die erstere Hälfte mit dem griechischen Ausdruck *elegische*, welcher bekanntlich nur der Form anheimfällt, bezeichnet werden soll, müssen wir uns ganz entschieden widersetzen. Der Ausdruck *melische* Lyrik für die zweite Hälfte dürfte minder gewagt erscheinen, wiewohl die dorisch-*chorische* Lyrik sich wesentlich von der äolisch-*melischen* unterscheidet, und aufserdem Stesichoros, der Schöpfer der Dreitheilung des dorischen Chores, der elegischen Hälfte zugeschrieben werden müfste, da er nicht selten epischen Stoff zum Träger seiner Lieder gewählt hatte. Wer aber weifs nicht, wie innig bei den Hellenen stets Stoff und Form mit einander verschmolzen waren. Aber es würde erst vollends zu einer babylonischen Sprachverwirrung kommen, wenn man mit den in einer Sprache für bestimmte Begriffe ausgeprägten Worten so willkührlich schalten dürfte, wie es hier mit dem Adjectivum *elegisch* geschehen ist, welches doch nur von der in Form von Distichen gekleideten Poesie gebraucht wird: es soll nämlich hier die *elegische* Lyrik in ihrer weitesten Bedeutung genommen und es sollen darunter nicht nur alle im elegischen Versmafse verfafsten Dichtungen, sondern auch alle Arten der Lyrik begriffen werden, welche einerseits ebenfalls in Rhythmus und Versmafs eine bestimmte, stetige Einförmigkeit und Gleichmäfsigkeit bewahren, andererseits ebenfalls mehr ein durch das äufsere Leben und die Aufsenwelt ergriffenes und bewegtes inneres Leben aussprechen. Demnach soll die *Elegie* auch die *iambische Poesie* des Archilochos, ja sogar die äsopische *Fabel* in sich begreifen! Man sieht, Hr. U. hat Genus und Species mit einander verwechselt und sich dadurch in ein Labyrinth von Willkührlichkeiten verwickelt, aus dem er sich nur so wieder loswinden kann, dafs er die lyrische Poesie lediglich nach den drei Völkerstämmen in ionische, dorische und äolische eintheilt und dann unter die Kategorie der ionischen aufser der Elegie, als ihrem Grundbestandtheile, noch die iambische Dichtungsart bringt.

Die gesammte lyrische Poesie behandelt der Verfasser in drei Perioden: 1) Erstes Aufkeimen der lyrischen Poesie als Kunst: Entwickelung derselben aus der alten nomischen Dichtart — Blüthe des alten chorisch-dorischen (Nebenlinie die spätere priesterlich-religiöse Poesie der Reinigungs- und Sühngesänge, Weihelieder und Sehersprüche) und des elegisch-ionischen Stils (Nebenlinie die epigrammatische und iambisch-satirische Dichtung mit der Parodie); 2) lebendige, organische Entfaltung, Ausbreitung und beginnendes Uebergewicht der Lyrik mit der festeren Trennung nach verschiedenen Dialekten und Gattungen — Blüthe der äolischen Lyrik (Nebenlinie das Skolion), Entwickelung und Fortbildung des äolisch-dorischen Stils und neue Gestaltung der ionisch-elegischen Poesie (Nebenlinie die äsopische Fabel) — Abzweigung des lokrischen und erste Bildung des dithyrambischen Stils; 3) Gipfel- und Wendepunkt der lyrischen Kunst: höchste Blüthe des äolisch-dorischen Stils, Zurücktreten der äolischen und ionischen Lyrik, Uebergewicht des attischen Stils.

Wir würden die Schranken dieser Beurtheilung weit überschreiten müssen, wenn wir dem Verfasser in den einzelnen Verzweigungen der lyrischen Kunst Schritt für Schritt folgen und entweder beistimmend oder widerlegend speciell berichten wollten. Nur diejenigen Partieen des Buches, welche den *ionisch-elegischen* Stil der Lyrik betreffen, mögen einer

genaueren Darstellung und Würdigung unterworfen werden.

In der S. 162 aufgestellten allgemeinen Behauptung, dafs, sowie sich an die nomische Kitharodik die ersten Anfänge zu einer kunstreicheren Bildung des uralten dorischen Chorgesanges und des äolischen Melos anknüpfen, ebenso in der nomischen Aulodie die Wurzeln der elegischen Lyrik und des alten ionisch-elegischen Stils zu suchen sind, liegt unstreitig viel Wahrscheinliches. Dagegen stofsen wir in der Ausführung und specielleren Deutung mythischer Ueberlieferungen auf allzu willkührliche Beziehungen, als dafs wir darauf irgend ein entschiedenes Gewicht legen möchten. Gewifs aber ist es ein starker Anachronismus, dafs bereits Olympos bei Suidas ein *ποιητὴς ἐλεγείων* genannt wird, auf welche Notiz nur insofern einige Rücksicht zu nehmen ist, als *ἐλεγείων* für eine fehlerhafte Schreibung statt *ἐλέγων* genommen wird. Den ersten festen historischen Haltpunkt gewährt die Bemerkung, dafs *ἔλεγος* ganz allgemein für einen Trauergesang über den Tod geliebter Personen erklärt wird; der Zusatz aber „für einen *zur Flöte* gesungenen Threnos" enthält bereits etwas aus der Deutung des Vfs. Hinzugekommenes, wofür die in der 126 Note angeführten Belegstellen keinen genügenden Beweis liefern. Warum also nicht lieber die einfache historische Wahrheit von der eignen, wenn auch wahrscheinlichen Vermuthung gleich vorn herein scharf sondern? Fest steht es ferner, dafs *ἐλεγεῖον* in der Bedeutung von *Pentameter* gebraucht wurde (denn einen kürzlich von C. J. Caesar de carminis Graecorum elegiaci origine et notione p. 30 sq. vorgebrachten Einwand haben wir bereits anderswo als unhaltbar zurückgewiesen): willkührlich aber ist die Supposition des Hrn. U., dafs eben *Pentameter* und nicht *Distichon* die *ursprüngliche* Bedeutung des Wortes gewesen sei, indem uns darüber jedwede bestimmte Nachricht abgeht.

Mit vollem Rechte wird weiterhin die Frage aufgeworfen, ob die alten *ἔλεγοι* bereits in Form und Charakter wesentlich dasselbe waren, was späterhin *Elegie* hiefs, und gerade darin der zu lösende Knoten gesucht, welcher alle Fäden der Untersuchung über die Entstehung der eigentlichen Elegie verwirrt und verwickelt in sich trage, indem der älteste Gebrauch des Wortes *ἔλεγος* bei Plutarch and Pausanias zunächst nicht sowohl auf eine ursprünglich poetische sondern mehr *musikalische* Bedeutung desselben hinweise. Wie aber diese aus andern Gründen annehmbare Vermuthung durch die Nachricht, dafs Mimnermos den alten Nomos Kradias geflötet habe, das gröfste Gewicht erhalten soll, vermögen wir um so weniger abzusehen, als der beigefügte Grund, der Nomos Kradias sei ohne Zweifel threnetischen Inhaltes gewesen, lediglich auf der subjectiven Ueberzeugung des Erklärers beruht und durchaus keine objective Gültigkeit an sich trägt. Denn in der angezogenen Stelle des Hesychios v. *Κραδίης νόμος· νόμον τινὰ ἐπαυλοῦσι τοῖς ἐκπεμπομένοις φαρμακοῖς, κράδαις καὶ θρίαις ἐπιραβδιζομένοις,* möchte man eher die Andeutung einer barbarisch strengen als einer threnetisch rührenden Weise erkennen: wenigstens würde das Schauspiel einen seltsamen Contrast dargeboten haben, wenn zu gleicher Zeit ein wirklich rührender Nomos geflötet und nebenbei der hinausgeführte arme Sünder mit Ruthen von Feigenzweigen gepeitscht worden wäre. Fassen wir dagegen den *κραδίας νόμος* als eine ursprünglich finstere, jede sanftere Regung des Gemüthes erstickende, aus streng hierarchischem Religionscultus hervorgegangene musikalische Weise auf, so erklärt es sich am einfachsten, warum Hipponax (bei Plutarch) den Mimnermos durchgezogen hat, dafs der letztere sich eines so strengen Nomos zu seinen sanften Elegieen bedient habe. Natürlich versteht es sich dabei ganz von selbst, dafs Mimnermos jene finstere Weise bedeutend modificirt und vielleicht nur dann und wann bei besonderen Veranlassungen angewendet haben mag. Aber der iambische Satiriker mochte leicht eine entfernte Veranlassung haben, um seinen Spott gegen den gefeierten Elegiker auszuschütten. Je unbedenklicher wir ferner die Behauptung theilen, dafs sich Mimnermos wegen der Worte *ἐν ἀρχῇ ἐλεγεῖα μεμελοποιημένα οἱ αὐλῳδοὶ ᾖδον* an die alte nomische Aulodie angeschlossen haben dürfte, desto entschiedener müssen wir uns hinwieder gegen den mit einem oben schon berührten Vorurtheil zusammenhängenden Zusatz verwahren, die ersten Keime der klagenden Elegie hätten sich mit und nach Mimnermos entwickelt. Aber auch selbst jene Behauptung darf wohl nicht auf alle Elegieen des Mimnermos bezogen werden, da ein Theil derselben zum Gesange unter Flötenbegleitung, ein anderer zum einfachen Vortrage bestimmt gewesen sein mochte; denn nur so läfst sich mit der Plutarchi-

schen Stelle eine Nachricht des Athenaeos (XIV p. 620 C.) vereinigen, wornach aufser andern auch die mimnermischen Elegieen von Rhapsoden vorgetragen worden seien.

Eine nicht zu rechtfertigende Vermischung der in mythisches Dunkel gehüllten mit historisch-sicheren Ueberlieferungen findet sich in der Zusammenstellung der alten nomischen Aulodie und Threnodie des Olympos mit Kallinos und Tyrtaeos. Wem kann es einfallen darnach zu fragen, in welchem Verhältnisse Kallinos zum Olympos gestanden, da zwischen beiden entweder eine ungeheuere Kluft in der Entwickelung der griechischen Elegie anzunehmen, oder der letztere auf eine rein erdichtete, der erstere auf eine wirkliche Person zurückzuführen ist? Ganz anders würde es sich herausstellen, wenn gefragt worden wäre, in welchem Verhältnisse die ἐλεγεῖα (Disticha) des Kallinos ihrer metrischen Beschaffenheit gemäfs zu den früheren ἐλέγοις (d. h. θρήνοις), sei es nun des Olympos oder welches andern, gestanden hätten. Diese Frage aber, und nicht jene, „wie alle sonstigen Zweifel und Widersprüche in der Entstehungsgeschichte der Elegie, lösen sich am natürlichsten und leichtesten, wenn man annimmt, dafs jene ἔλεγοι ursprünglich näher mit der Musik als der Poesie (— die jedoch durchaus nicht von jener getrennt werden darf —) zusammenhingen und eine alte aulodisch-threnetische Sangesweise (Melodie, vielleicht phrygischen oder lydischen Ursprungs) waren und bezeichneten." Die Antwort auf eine solche Frage würde nach dem bisher erzielten Ergebnifs etwa so ausfallen, dafs, wenn der Ausdruck ἔλεγος ursprünglich eine den Gesang begleitende musikalische Weise bezeichnete, die davon abgeleiteten, ausschliefslich von Gedichten gebrauchten Ausdrücke ἐλεγεῖον und ἐλεγεία deswegen so genannt worden wären, weil man schon frühzeitig oder gleich mit ihrer Erfindung die Disticha unter musikalischer Begleitung des νόμος, welcher ἔλεγος hiefs, gesungen hätte. „Dafs aber ἔλεγος, führt der Verfasser seinerseits fort, von den jüngern ἐλεγεῖον und ἐλεγεία zu sondern ist und der letztere Name erst von dem älteren Stammworte abgeleitet wurde, um eine andere von jenem verschiedene Sache, das *Versmafs der Distichen* oder ein *Gedicht* in diesem Versmafse zu bezeichnen, geht aus dieser Ableitung und der Verschiedenheit der Bezeichnung selbst hervor, welche sonst keinen Sinn und keinen Grund haben würde. — Nicht ohne Bedeutung erscheint es daher, wenn Aristophanes in einem seiner reizendsten Stücke (in den Vögeln) die Nachtigall nicht Elegeia sondern Elegoi singen läfst. Er mochte leicht noch jenen Unterschied der Bezeichnung kennen, und da die Nachtigall nicht Gedichte (ἐλεγεῖα) sondern nur in Tönen, in *musikalischen* Weisen (ἔλεγοι) singt, wohl mit Bedacht nicht jenes sondern dieses Wort brauchen. Endlich läfst Apollonios den König der Mariandyner Lykos in vortrojanischen Zeiten seinen gefallenen Bruder in den jammervollsten ἐλέγοις beklagen. Wie aber hätte er sich dieses Ausdrucks bedienen mögen, wenn derselbe bestimmt im *Gedicht* in Distichen nach dem späteren Sinne des Wortes bezeichnet hätte? Einen solchen Anachronismus würde keine poetische Freiheit [zumal bei den fein fühlenden Hellenen] entschuldigen, da sich ja dasselbe auf jede andre Weise ausdrücken liefs." Wir finden diese Bemerkungen schlagend. Die ἔλεγοι müssen also eine musikalische Weise traurigen Inhaltes bezeichnet haben, die aber nothwendig mit einem bestimmten Versmafs in Verbindung stand. Ob dieses in der einen Hälfte des Pentameters (der Penthemimeris) oder gar in dem Pentameter selbst bestanden habe, möchte ich nicht zu behaupten wagen: die Verwandtschaft zwischen den ersten Distichen und den uralten ἐλέγοις kann ursprünglich eine ganz andere auf der Verschmelzung der Melodie und des Rhythmus beruhende gewesen sein, von der selbst die späteren Griechen, am wenigstens die Grammatiker, keine rechte Vorstellung mehr gehabt haben mochten. Und wer wird überhaupt lange rechten über die occulto in aevo sich entwickelnden Urformen der Poesie?

Unerträglich und allem rhythmischen Gefühl widerstrebend erscheint es daher, wenn Hr. U. durchaus nichts Unwahrscheinliches in der Vermuthung findet, dafs die ältesten elegischen Nomen ohne die Verbindung mit dem Hexameter im pentametrischen Rhythmus allein gesungen worden seien. Wenigstens meinem Gefühle nach würde die unaufhörliche Wiederkehr der Penthemimeris etwas so widrig Monotones an sich tragen, dafs ich die Existenz eines solchen Versmafses selbst in dem frühesten Alterthum dem zartfühlenden hellenischen Tacte unter keiner Bedingung zumuthen möchte. Wenn man nun aufserdem bedenkt, wie die Griechen mit den Ausdrücken εὑρί-

σκαι, εὐρετής, εὕρημα geschaltet und ihr willkührliches Spiel getrieben haben, so wird man sicherlich auf die angebliche Erfindung der eigentlichen Elegie (im metrischen Sinne des Wortes) durch Kallinos oder sonst wen kein starkes Gewicht legen, mindestens auf so vage Notizen nicht noch neue Hypothesen gründen, wie die von Hrn. U. gehegte Vermuthung, Kallinos habe zuerst den unsichern pentametrischen Rhythmus der Musik in das bestimmte dichterische Versmafs des Pentameters umgebildet, letzteren, durch die innere Verwandtschaft beider geleitet, mit dem epischen Hexameter vereint und so allerdings das Versmafs der Distichen gewissermafsen erfunden. Wenn es weiterhin heifst, die Disticha des Kallinos und Tyrtaeos seien unstreitig *aulodisch* gewesen, d. h. unter Flötenbegleitung gesungen worden, so ermangelt diese so apodiktisch ausgesprochene Behauptung nicht blofs aller bestimmteren Zeugnisse alter Auctoren und scheint vielmehr aus flüchtiger Verwechselung mit den Embaterien des Tyrtäos entsprungen zu sein, sondern läfst sich auch nicht recht mit einer andern Aeufserung S. 181 in Einklang bringen. Ebenso wenig hält die S. 186 dargelegte Aeufserung Stich: „Mit Recht aber wurden ursprünglich letztere (die Disticha des Kallinos, Archilochos, Tyrtaeos) nicht Elegoi oder Elegieen, sondern gleich den epischen Rhapsodieen Epe genannt, da sie mit diesen die nächste und augenscheinlichste Aehnlichkeit hatten." Der Verfasser scheint sich das Sachverhälnifs selbst noch nicht recht klar gedacht zu haben, als er jenen confusen Satz niederschrieb. Erstlich kenne ich keine einzige Stelle (und Hr. U. giebt auch keine an), wo die Disticha der angeführten Dichter ἔπη genannt würden, sondern blofs die des Solon und Theognis, während z. B. Lykurgos gegen Leokrat. c. 28 gerade die Gedichte des Tyrtaeos ausdrücklich ἐλεγεῖα nennt; zweitens der Ausdruck *Elegoi oder Elegieen* vermengt zwei der Zeit und der Form nach ganz verschiedene Begriffe, wie der Verfasser anderswo selbst richtig erkannt hat; drittens hätte es mit gröfserer Bestimmtheit lauten sollen: „die Disticha wurden nicht ἐλεγεῖα (denn *Elegieen* sind ja aus Distichen bestehende Gedichte) sondern ἔπη genannt." Kurzum Hr. U. wollte weiter nichts sagen, als dafs vor Platons Zeiten der Ausdruck ἐλεγεῖα für Disticha noch nicht in Gebrauch gewesen ist.

Betrachten wir die Form der elegischen Poesie ohne alles Vorurtheil, so stellt sich in Vergleich zu dem Charakter des homerischen Epos das Distichon als die einfachste Gestalt der lyrischen Strophe, als die erste Abweichung von dem continuirlichen Gange des heroischen Hexameters dar, so zwar dafs dem Ausdrucke momentaner Regungen und subjectiver Gefühle ein für allemal die natürlichste Bahn gebrochen war, die jedoch immer noch auf epischem Grund und Boden wurzelte, und daher vorzugsweise geeignet war den allmähligen Uebergang von dem Epos zur Lyrik in der Entwickelung hellenischer Kunst zu vermitteln. Schön setzt der Vf. auseinander, wie der Charakter des viel bewegten jonischen Volkslebens zur Zeit der Krisis zwischen der alten Königsgewalt und dem neuen theils aristokratischen theils demokratischen Volksthum in der neuen Gestaltung der Poesie das alte epische Element nicht gänzlich untergehen liefs, weshalb die neugeborne Form der Elegie nur wie eine Verschmelzung des Alten und Neuen erscheint, in welcher der Hexameter gleichsam die Vergangenheit und ihre epische Dichtung, der Pentameter die Gegenwart und ihr poetisches Weiterstreben vertritt und darstellt.

Das Zeitalter des Kallinos, worüber bekanntlich schon die Alten entgegengesetzte Ansichten hegten, setzt Hr. U. in Uebereinstimmung mit Strabo (wie Rec.) etwa um 780—50 v. Chr. G. d. h. um den Anfang der Olympiadenrechnung; und bei dieser ungefähren Zeitbestimmung wird es wohl auch um so eher sein Bewenden haben müssen, als sie allem Anscheine nach dem Resultate der gewichtigsten Stimmen des Alterthums selbst entspricht. Dagegen hielten andre Grammatiker den um 700 v. Chr. blühenden Archilochos für älter als Kallinos oder doch für gleichzeitig mit ihm, welche Meinung kürzlich an F. Thiersch und C. J. Caesar eifrige Vertheidiger gefunden hat.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 60.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

September 1837.

Geschichte der hellenischen Dichtkunst. Von Dr. Hermann Ulrici.

(Schlufs.)

Der letztere bedient sich dabei eines zwar neuen und eigenthümlichen, aber keineswegs durchgreifenden Arguments: Archilochos, schliefst er, hat zuerst die daktylische Penthemimeris als Epode mit dem Hexameter verbunden; nun aber ist es wahrscheinlich, dafs die Verdoppelung dieser Penthemimeris zu einem Pentameter und des letzteren Verbindung mit dem Hexameter zu einem Distichon später erfunden sei als die Verbindung der einfachen Penthemimeris mit dem Hexameter: also ist es einleuchtend, dafs niemand vor Archilochos sich des Distichons bedient hat. Antwort: Concedo maiorem, nego minorem, ergo nego conclusionem. Mit Einem Worte, die zweite Prämisse beruht auf einer dem einfachen Gange der Natur in der Fortbildung metrischer Formen geradezu entgegenlaufenden Voraussetzung. Dafs Kallinos mit Mimnermos in den alexandrinischen Kanon aufgenommen war, steht historisch fest. Ich möchte ihm aber diesen Vorzug mit Hrn. U. nicht blofs wegen der hohen Vortrefflichkeit, gediegenen Kraft und einfachen Schönheit seiner Gesänge, sondern aufserdem wegen seines hohen Alterthums eingeräumt wissen, keinesfalls aber diesen Beweggrund ohne weiteres wegleugnen. Kallinos, so lautete wohl der Urtheilsspruch des Aristarchos und Aristophanes, verdient deswegen unter die Classiker gezählt zu werden, weil er der älteste bekannte und erhaltene, aber dieses Namens auch würdige Elegiker ist, Mimnermos dagegen, weil er die elegische Kunst auf den Culminationspunkt ihrer Ausbildung gebracht hat. Denken wir doch nur an das fast gleiche Verhältnifs in der Tragödie: Aeschylos entspricht am meisten dem Kallinos, Sophokles dem Mimnermos, Euripides vielleicht dem Philetas. Aufserdem ist der Vf. nicht abgeneigt einer Vermuthung des Rec. beizustimmen, wornach Kallinos (eigentlich ein Appellativum zur Bezeichnung eines Dieners und Koryphäen der Schönheit) vielleicht aus einer ephesischen Sängerfamilie abstammte, die wie die homerische und spätere mimnermische die elegische Dichtung von Geschlecht zu Geschlecht in sich bewahrte und fortpflanzte.

Als der zweite Meister des alten ionischen Stils der Elegie wird Archilochos aufgeführt, jener Proteus hellenischer Poesie, über dessen Leben und Dichten die vorhandenen Nachrichten sehr zweckmäfsig zusammengestellt sind. Nur seine elegischen Gedichte, worauf es hier zumeist ankommt, sind zu kurz abgefertigt. Insonderheit vermissen wir ein bestimmteres Hervorheben des threnetischen Stoffes in derjenigen Elegie, worin Archilochos den Schiffbruch seines Schwagers und anderer Mitbürger besang, während er nach dem Inhalte anderer Bruchstücke zu urtheilen sich auf eigenthümliche Weise an die kriegerische Elegie des Kallinos anschlofs. Bei einer genaueren Betrachtung würde sich dann auch die Unzuläfsigkeit der Behauptung ergeben haben, als wären die Elegieen des Samiers Asios der elegischen Dichtung des Archilochus nahe verwandt gewesen; denn der parodisch-heroische Charakter, wie ihn das kurze elegische Bruchstück des ersteren darbietet, ist dem letzteren, wenigstens nach Mafsgabe der Fragmente, in der dort hervortretenden Manier durchaus fremd geblieben.

„Von den Küsten Kleinasiens ausgehend, über die Inseln des ägäischen Meeres fortschreitend, scheint die elegisch-lyrische Poesie der Ionier bald auch im eigentlichen Hellas Aufnahme und Fortbildung gefunden zu haben. Archilochos ruhmgekrönte Dichtungen verbreiteten sich ohne Zweifel schnell durch den ganzen Länderkreis hellenischredender Völker am ägäischen Meere, am schnellsten gewifs in die benachbarten ionischen Staaten. Nach Attika führen uns denn auch zunächst die Spuren des Bildungsganges der ionischen

Elegie." Somit wird S. 282 der Uebergang zum Tyrtäos vermittelt. Eigenthümlich und der Beachtung würdig ist die Bemerkung, dafs die Athenäer, vielleicht aus Eifersucht oder Furcht, den Lacedämoniern einen anscheinend unbedeutenden, in Kriegssachen wenig erfahrenen Mann, vielleicht gar einen Periöken aus Aphidnä zugeschickt, der aber wohl den stillen Funken der Poesie in sich getragen haben mochte, welcher nunmehr durch seine Stellung im zweiten messenischen Kriege geweckt, in hellem Lichte aufloderte. Nicht minder bemerkenswerth ist die Zurückführung der überlieferten Nachricht, welche den Tyrtäos aus Miletos abstammen läfst, auf die Uebereinstimmung seiner Dichtart mit dem Charakter der ionischen Poesie, wie sie vorzüglich auf der Küste von Asien, namentlich wohl in Ephesos und Milet zu seiner Zeit blühen mochte. In der Anordnung der elegischen Fragmente weichen bekanntlich Francke und Thiersch nach zwei entgegengesetzten Extremen von einander ab. Hr. U. folgt mit dem Rec. den alten Ueberlieferungen, welche jedenfalls mehr objective Gültigkeit behaupten als jene divergirenden subjectiven Conjecturen.

Was hernach über Klonas und Polymnestos als Elegiker und über den Einflufs ihrer threnetisch-elegischen Nomen auf die Gestaltung der mimnermischen Elegie bemerkt wird, hängt zu eng mit der schon besprochenen Lieblingsidee des Vfs. zusammen, als dafs die desfalls aufgestellten Ansichten als geschichtliche Wahrheit hingenommen werden dürften. Dafs Hr. U. das alte Mährchen von Mimnermos wieder auftischt, als habe Nanno dem Dichter, vielleicht weil er schon Greis gewesen, Andere vorgezogen, mufs billigerweise auffallen; denn wer sieht nicht selbst den wenigen erhaltenen Bruchstücken gleich an, dafs sie der reine Ergufs eines jugendlichen, von kräftigster und üppigster Sinnlichkeit sprudelnden Gefühles sind! Nach hellenischer Sinnesart würde es sogar lächerlich gewesen sein, wenn ein abgelebter Greis hätte verlangen wollen, dafs eine lebenslustige Hetäre ihn jüngeren Nebenbuhlern vorziehen sollte. Damit hängt denn auch die ganz willkührliche Voraussetzung zusammen, dafs die mimnermischen Dichtungen, während in jüngeren Jahren die Gluth ionischer Sinnlichkeit bis zu hellen Flammen aufloderte, sich später in jenen Nebel trüber, klagender Wehmuth und Unzufriedenheit über die kurze Blüthe des menschlichen Lebens und seiner Lust einhüllten. Wer aber könnte sich bei unbefangener Prüfung zu der Annahme verleiten lassen, dafs die von Hrn. U. angeführten Fragmente 1—4 und 6 gerade im Greisenalter gedichtet seien. Nein im Gegentheil die frischeste Jugendkraft, welche eben den Dichter belebte, machte ihn schaudern vor dem Gedanken, dafs ihn mit der Zeit auch das Loos alles Menschenlebens — Ohnmacht und Siechthum des Greisenalters — treffen werde. Weil nun aufserdem Hr. U. den Mimnermos schlechterdings zu einem threnetischen Elegiker umstempeln will, so vermag er die überlieferte Notiz, dafs er nach dem harmonischen und reinen Klange seiner Poesie (διὰ τὸ ἐμμελὲς καὶ λιγύ) den Beinamen *Λιγυαστιάδης* erhalten habe, mit dem weichen, düstern, klagenden Geiste seiner Gedichte nicht zu vereinigen. Aber erstlich kann heutzutage niemand mehr von dem Totaleindrucke reden, welchen des Mimnermos wahrscheinlich kaum zum hundertsten Theile erhaltenen Gedichte in ihrer Integrität auf uns gemacht haben würden — den Alten aber ist es die *Liebe* gewesen, und mit diesem Resultate müssen wir Spätlinge uns wohl für immer begnügen; — sodann möchte ich den Vf. fragen, ob er denn auch in jenem aus der Nanno herstammenden wunderschönen Bruchstück (fragm. 9) von Helios' Umschiffung des Okeanos das dem Dichter beigelegte ἐμμελὲς καὶ λιγὺ vermisse: sonder Zweifel aber findet sich nicht die leiseste Spur von jenem sogenannten düsteren Geiste darin.

Ein überaus kühnes Wagestück enthält die apodiktische Erklärung, der in Mimnermos vorwaltende threnetische Geist habe im *hohen Grade* (sic) die elegischen Gesänge seines Zeitgenossen, des Auloden Echembrotos aus Arkadien, beseelt, von dem wir weiter gar nichts wissen, als dafs er im dritten Jahre der 48. Olympiade den Preis in der Aulodik erhalten und dafür dem Herakles zu Theben einen goldnen Dreifufs aufgestellt habe, mit einer Inschrift, worin er sich als Sieger bezeichnete ᾄδων μέλεα καὶ ἐλέγους, welche hier gewifs nicht gleichbedeutend mit ἐλεγεῖα genommen werden dürfen. Wenn nun schon der Elegiker (im metrischen Sinne des Wortes) Echembrotos an und für sich eine problematische Erscheinung war, so ist eine Vergleichung desselben mit Mimnermos noch weit unstatthafter.

Auf das Zeugnifs des Diogenes und Diodoros, welche den Solon gegen die allgemeine Annahme von Geburt zum Salaminier machen, glaubt Hr. U. keine

Rücksicht nehmen zu dürfen. Aber sollten denn jene Historiker ihre Notiz ganz und gar aus der Luft gegriffen haben? Ein Grund dazu mufs gewifs vorhanden gewesen sein, sei es nun dafs Solon, auf Salamis geboren, sich später in Athen niedergelassen hat, oder dafs er von jener berühmten Salaminischen Unternehmung (wie nachmals Perikles *Olimpier*) *Salaminier* genannt worden ist. Diesem Grunde nachzuspüren ist gewifs Pflicht des Litterarhistorikers; am wenigsten aber sollte er sich zu geringschätzigen Aeufserungen über desfallsige Vermuthungen bestimmen lassen, deren Beachtung aller gründlichen philologischen Forschung den Todesstofs versetzen würde. Ueber den Charakter der Elegieen des Solon, Xenophanes, Theognis und Phokylides ist im Allgemeinen zu bemerken, dafs Solon und Theognis, wenn auch in ganz entgegengesetzter Richtung, mehr von politischen, Xenophanes und Phokylides mehr von ethischen Triebfedern geleitet worden sind.

Wenn auch in den zwei ersten von Hrn. U. angenommenen Perioden die Trennung gleichartiger Elegiker nicht so sehr auffällt, so dürfte doch die in der dritten Periode gewählte bunte Reihenfolge — Anakreon, Simonides, Aeschylos, Sophokles, Melanthios, Jon, Dionysios, Euenos, Euripides, Kritias, Antimachos — die Uebersicht über die von den Dichtern behandelten Stoffe bedeutend erschweren. Darum möchten wir überhaupt in einer Darstellung der Geschichte der hellenischen Elegie jedesmal lieber diejenigen Dichter chronologisch zusammengestellt sehen, welche einen gleichartigen Stoff behandelt haben, wie es auch der gründliche und feine Kenner der elegischen Poesie W. E. Weber in seinem geschichtlichen Ueberblick zu halten für gut befunden hat. Wir würden daher auf den Grund der Dreitheilung in *politisch-ethische* (der sich die *heroische* anreiht), in *threnodische* und *erotische* (mit der *symposischen*) *Elegie* die verschiedenen Dichter nach den überlieferten Nachrichten und Bruchstücken zu schildern versucht, dann aber auch die alexandrinische Elegie nicht ausgeschlossen haben.

Im Einzelnen wollen wir nur noch ein paar Worte über Dionysios den s. g. Ehernen beibringen, von welchem Hr. U. keine genügende Charakteristik gegeben, namentlich eine ihn wesentlich von früheren Elegikern unterscheidende Eigenheit in der äufsern Form ganz übergangen hat, dafs dieser Dichter, wenn auch nicht alle, so doch unstreitig einen Theil seiner Elegieen mit einem Pentameter anfieng, wie Athenaeos XIII. p. 602 C. berichtet und einzelne Ueberreste noch bestätigen. Da nun dieser Sonderling vorzugsweise die symposische Elegie ausgebildet zu haben scheint, so glaubte er vielleicht gerade dadurch, dafs er jedes einzelne symposische Eidyllion mit einem Pentameter anhob und mit eben demselben Verse auch schlofs, dem Ganzen mehr das Gepräge der Skolienpoesie zu geben, wie es im melischen Skolion durch den Amphibrachys geschieht. Das Unschickliche im Ausdruck, das schon Aristoteles gerügt hat, und das Gezwungene in den gewählten Bildern hat auch Hr. U. gehörig hervorgehoben; wenn er aber sagt, Dionysios habe auch von den *Bällen der Pokale* gesprochen, so liefert er sicherlich eine grundfalsche Uebersetzung von σφαῖρα κυλίκων. Die richtigste Erklärung hat kürzlich G. Hermann gegeben, wornach ἐπείρετε χεῖρας ἐς σφαίρας κυλίκων so viel bedeutet als *manus in modum calicum cavate.* Endlich mufs es für einen offenbaren Mifsgriff erklärt werden, dafs eben dadurch des Dionysios Versuche bemerkenswerth seien, indem er in seiner gekünstelten und geschraubten Ausdrucksweise als Vorläufer des Kolophoniers Antimachos zu betrachten und damit zuerst die Bahn angedeutet sei, auf welcher die Elegie allmählig in die Hände der alexandrinischen Gelehrten gerathen. Einen so handgreiflichen Verstofs würde Hr. U. gewifs vermieden haben, wenn er mehr auf die Gleichartigkeit des von den elegischen Dichtern behandelten Stoffes als auf die chronologische Reihenfolge geachtet, wenn er endlich dem Charakter der alexandrinischen Elegie mehr Aufmerksamkeit zugewendet hätte. Wo aber das Tertium comparationis fehlt (denn des Antimachos gelehrte Anspielungen und Bilder waren ihrer Natur nach wesentlich verschieden von den geschraubten Künsteleien des Dionysios), da kann auch von keiner folgerechten Durchführung der Parallele die Rede sein.

Wir urtheilen schliefslich, dafs durch die gründlichen Untersuchungen des Verfs., ungeachtet mancher Uebereilungen im Einzelnen, gleichwohl im Ganzen die Einsicht in die organische Entwickelung der hellenischen Poesie erheblich gefördert worden ist, und dafs durch seine ebenso anziehende als würdige Darstel-

lungsweise bei empfänglichen Geistern immer mehr Lust und Liebe zu einem so wichtigen Zweige der Humanität erweckt werden dürfte.

Dr. N. Bach, in Fulda.

XLIII.

Sin-zoo-Zi-Lin-Gjok-Ben, novus et auctus Litterarum ideographicarum thesaurus, sive collectio omnium literarum Sinensium, secundum radices disposita (rum), pronuntiatione Japonica adscripta. Opus Japonicum, in lapide exaratum a Sinensi Ko-tsching-dschang et redditum curante P. F. de Siebold. Lugduni Batavorum ex officina editoris. 1834. 1 *Vol. Fol.*

Die einheimische Sprache der Japaner ist von der Chinesischen wesentlich verschieden; wohl aber hat die erstere Nation von dem Nachbarvolke, das ihr an geistiger Entwicklung manches Jahrhundert vorangeeilt war, eine Menge Wörter entlehnt, die zum Theil Begriffe ausdrückten, für welche es dem Japaner in seiner Muttersprache an Bezeichnungen fehlte. Die Sinismen fanden in der Sprache Japan's eben so ungehindert Eingang, wie z. B. die arabischen und persischen Wörter im Türkischen; und schon ziemlich lange ist es in Japan so weit gekommen, dafs für die meisten Begriffe ein Wort der Landessprache und ein chinesischer Ausdruck neben einander bestehen. Der Sprachgebrauch entscheidet zu Gunsten des einen oder des anderen Wortes, und oft haben Beide gleiches Bürgerrecht.

Es hat sich aber in Japan eine eigenthümliche Aussprache des Chinesischen gebildet, die mit gewissen Provincial-Dialekten des Mittelreichs Manches gemein hat, jedoch keinem derselben ganz entspricht. Dieses Inselvolk, dessen weichlichem Organe die Nasenlaute, die Kehlhauche und fast alle Sibilanten (das einfache S ausgenommen) widerstreben, machte sich die Chinesischen Wörter mundrecht, indem es *ng* verhallen liefs, h oder *ch* in k, *sch* und *tsch* in s verwandelte u. s. w. Der Chinese würde ein Wort seiner Muttersprache im Munde eines Japaners nur selten wieder erkennen, besonders, da der Letztere auch keine Accente unterscheidet.

Beim *Schreiben* bedienen sich die Japaner bald der unveränderten chinesischen Charaktere, bald eines, auf die chinesische Begriffs-Schrift basirten Syllabariums. Als die Japaner zuerst mit den chinesischen Charakteren bekannt wurden, gebrauchten sie dieselben, wie ihre Lehrer, die Chinesen, nicht als Lautbezeichnungen, sondern nur als Symbole von Begriffen, und wenn ein japanischer Gelehrter schrieb, so ordnete er auch die Charaktere nach den Gesetzen der chinesischen Wortstellung. Noch jetzt wird in Japan Alles, was man zur höheren Litteratur rechnet, *Chinesisch* geschrieben, und liest der Japaner Texte von dieser Art, so behält er die chinesische Aussprache bei, d. h. er liest sie in dem oberwähnten chinesischen Jargon.

Nach und nach mufste sich unter den Japanern auch der Wunsch regen, ihre *Muttersprache* schreiben zu können. Als blofse Symbole von Begriffen waren die chinesischen Charaktere zu diesem Zwecke unpassend, da die Landessprache Japan's eine mehrsilbige Sprache ist, und wahre grammatische Formen besitzt. Man fing also damit an, dafs man eine Anzahl chinesischer Charaktere, mit Abstraction von ihren Bedeutungen, als Buchstaben und Silbenzeichen gebrauchte, d. h. nur von Seiten ihres *Lautes* (sofern er einem japanischen Laute entsprach oder analog war) fungiren liefs. Auf diese Weise entstand ein Syllabarium, mit dessen Hülfe jedes japanische Wort in eben so viele chinesische Zeichen zerlegt werden konnte, als das Wort Silben zählte. Wollten die Japaner z. B. *arasuna* schreiben, welches Wort in ihrer Sprache *Sand* bedeutet, so wählten sie für jede der vier Silben (*a* + *ra* + *su* + *na*) ein chinesisches Zeichen, das in ihrer Aussprache den correspondirenden Laut hatte. Da die Zahl der wirklich verschiedenen japanischen Sylben sehr eingeschränkt ist, so hätte man zu ihrer Bezeichnung auch einer geringen Zahl chinesischer Charaktere bedurft; aber der Gebrauch gestattete Abwechslung in der Wahl dieser Charaktere, so, dafs man z. B. die Silbe *su* wenigstens auf zwölferlei Weise schreiben kann.

Beim Gebrauche der chinesischen Schriftzeichen, mögen sie nun blofse Begriffe darstellen, oder, auf die eben beschriebene Weise, nur Laut-Function haben, bedienen sich die Japaner gern eines ausnehmend schwierigen Cursiv's, *Firo-kanna* genannt, in welchem oft die complizirtesten Charaktere durch wenige verschlungene Striche und Züge angedeutet werden, und einer fast unbegränzten Willkühr Thor und Thüre geöffnet scheint. Unendlich leichter lesbar ist eine andere Schrift-Gattung, das *Kata-kanna;* diese besteht aus ungefähr 50, ihrer Form nach deutlich geschiednen Charakteren, von denen es keine Varianten giebt, und die lauter Abkürzungen oder Fragmente regelmäfsig geformter chinesischer Zeichen sind. Die Kata-kanna-Schrift bezeichnet immer *Laute.* Man gebraucht sie (nur leider viel seltner als das heillose Firo-kanna zum Schreiben japanischer und chinesischer Wörter; die Letzteren werden dann wie Japanische behandelt und gewöhnlich durch mehrere Zeichen des Kata-kanna umschrieben.

Das vorliegende Werk, welches unser berühmter Landsmann Siebold durch seinen chinesischen Amanuensis *Ko-tsching-dschang* in Leiden lithographiren lassen, ist die treue und sehr saubere Copie eines in Japan gedruckten Werkes. Es enthält ein vollständiges Verzeichnifs aller chinesischen Charaktere, nach Wurzel-Zeichen geordnet, jedoch ohne Angabe ihrer Bedeutungen, indem sonst ein Lexicon daraus geworden wäre. Jedem chinesischen Schriftzeichen ist seine japanische Aussprache, und zwar in *Kata-kanna*-Schrift, beigeschrieben. Man hat gewöhnlich zwei, oft auch drei Zeichen dieser Schrift gewählt, um den ganzen Laut des chinesischen Wortes wiederzugeben. Dies ist unerläfslich, wenn die Wörter auf Consonanten oder Diphthongen ausgehen: so z. B. finden wir neben dem Zeichen *Jaspis*, das Chinesisch *yü*, und in Japan, *gyok* lautet, die Kata-kanna-Silben *gi* + *yo* + *ku* (sprich *gyok*); so ist ferner ein chinesisches Wort, das *ehrerbietig überreichen* bedeutet, und dessen Aussprache *tsching* im Munde des Japaners zu *sioo* geworden, durch *si* + *yo* + *u* umschrieben. u. s. w.

Man kann sich also aus dem vorliegenden Buche gründlich darüber belehren, was für Metamorphosen die Aussprache des *Chinesischen* in Japan erlitten hat. Nur verwechsele man dieses Jargon nicht mit der *japanischen Sprache*, welche, wie schon angedeutet, von der Sprache China's himmelweit verschieden ist.

Wilhelm Schott.

Anzeigeblatt
zu den
Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik.

1837. (Zweites Semester.) № 1.

Personal-Chronik.

Des Königs Majestät haben den katholischen Stadtpfarrer zu Oppeln, Carl Aloys *Gaerth* zum kathol. Geistlichen und Schulrath bei der Regierung daselbst zu ernennen geruht.

Des Königs Majestät haben dem Wirklichen Geheimen Ober-Medicinalrath und Präsidenten Dr. *Rust* die Erlaubnifs zu Tragung des ihm von Sr. Majestät dem Kaiser von Oestreich verliehenen Ritterkreuzes des Kaiserlich Oestreichischen Leopoldsorden zu ertheilen geruht.

Des Königs Majestät haben dem Professor in der medicinischen Fakultät der Universität zu Berlin, Dr. *Dieffenbach*, die Erlaubnifs zu Tragung des ihm von Sr. Königl. Hoheit dem Grofsherzog von Hessen verliehenen Ritterkreuzes der ersten Klasse des Ludwigs-Ordens zu ertheilen geruht.

Des Königs Majestät haben dem bisherigen Regierungsrath Freiherrn von *Stein* beim Consistorium und Provinzial-Schulcollegium zu Berlin zum Geheimen Regierungsrath und vortragenden Rath im Ministerium der Geistlichen-, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten zu ernennen geruht.

Des Königs Majestät haben dem bisherigen Direktor des Seminars und der Waisen- und Schulanstalt in Bunzlau *Kawerau* zum Regierungs- und Schulrath bei der Regierung in Cöslin zu ernennen geruht.

Der Criminalrath *Grabow* zu Greifswald ist zum Richter an der dortigen Universität ernannt worden.

Bei dem neuerrichteten und am 1. Mai d. J. eröffneten katholischen Gymnasium zu Culm ist zum Direktor desselben der Oberlehrer *Richter* am Gymnasium zu Paderborn und zum ersten Oberlehrer der Lehrer *Losinski* vom Gymnasium zu Posen ernannt worden.

Die bei dem Domgymnasium zu Merseburg durch den Tod des Conrektor *Landvoigt* erledigte Stelle ist dem bisherigen Tertius Subrektor *Haun* und dessen Stelle dem bisherigen Subrektor am Gymnasium in Zeitz, Dr. *Hiecke*, übertragen worden.

Der bisherige Rektor des gemeinschaftlichen Gymnasiums zu Schleusingen, Professor Dr. *Richter* ist zum Direktor des Gymnasiums zu Quedlinburg ernannt worden.

Der bisherige Privatdocent, Dr. *Remer* jun. zu Breslau, ist zum aufserordentlichen Professor in der medicinischen Fakultät der dortigen Universität ernannt worden.

Den Oberlehrern Dr. *Art* in Wetzlar und Dr. *Lucas* in Bonn ist das Professor-Prädicat ertheilt worden.

Wissenschaftliche Institute und Unterrichtsanstalten.

Des Königs Majestät haben die Annahme des von dem Freiherrn von *Baeselager* zu Bonn der dortigen Armenverwaltung zu Beförderung der sittlichen und religiösen Cultur bewilligten Geschenks von 4000 Rthlr. zu genehmigen geruht.

Des Königs Majestät haben die Statuten der zum Ehrendenkmal des Dr. Med. Elias *Henschel* in Breslau bei Gelegenheit seiner 50jährigen Jubelfeier beschlossenen Stiftung eines Kapitals von 2000 Rthlr. zu Unterstützung eines Studierenden der Medicin jüdischen Glaubens zu bestätigen geruht.

Des Königs Majestät haben die Stiftungen der verstorbenen Maria Catharina *Pleufs* geb. *Savels* zu Gunsten der St. Michael Pfarrkirche zu Achen im Betrag von 1850 Rthlr. zu genehmigen geruht.

Des Königs Majestät haben das von dem verstorbenen Rentier *Häger* zu Cöln der St Andreas-Pfarrkirche daselbst zu einer Abendandacht mit Predigt an jedem Freitag zugewendete Vermächtnifs von 2500 Rthlr. zu genehmigen geruht.

Des Königs Majestät haben die Annahme des von dem zu Berlin verstorbenen Rentier Franz *Favre* dem dasigen französischen Waisenhaus vermachten Kapitals von 1333 Rthlr. 10 Sgr., dessen Zinsen zur Ausstattung eines Zöglings dieser Anstalt verwendet werden sollen, zu genehmigen geruht.

Des Königs Majestät haben eine Summe von 300 Rthlr. in Gold für 6 Actien auf die Reiseunternehmung des Naturforschers *Preifs* in Hamburg, nach Neu-Holland, behufs Einsendung lebender Pflanzen und anderer Naturalien für die Königlichen Sammlungen zu bewilligen geruht.

Des Königs Majestät haben die Annahme des Legats von 1500 Rthlr., welches die verwittwete Freifrau von *Lüttwitz* geb. Freiin von *Kottwitz* in ihrem Testamente zum Bau eines Schulhauses zu Langheinersdorf ausgesetzt hat, zu genehmigen geruht.

Des Königs Majestät haben den zum Pfarrer der altstädtischen Kirche in Königsberg designirten Professor Dr. *Lehnerdt* zum Superintendenten der in der Altstadt belegenen Kirchen zu ernennen geruht

Uebersicht

der Frequenz der preufsischen Universitäten im Sommersemester 1836.

Namen der Universitäten.	Inländer	Ausländer	Zusammen.	Darunter sind: Adliche	Bürgerliche	Diese studiren: Theologie: Evangel. Theolog.	Kathol. Theolog.	Philologie u. Philosophie	Jurisprudenz	Kameralwissenschaften	Medicin
1. Berlin	1218	459	1677	162	1515	471	—	302	511	20	373
2. Breslau	751	17	768	25	743	170	197	135	139	1	126
3. Bonn	574	83	675	53	604	65	114	69	231	18	160
4. Halle	525	138	673	12	651	400	—	49	81	13	120
5. Königsberg	342	25	367	18	349	135	—	41	71	46	74
6. Greifswald	171	32	203	22	181	84	—	17	12	79	61
7. Münster (Akademie)	169	41	210	1	209	—	150	60	—	—	—
Summa	3750	795	4545	293	4252	1275	461	473	1045	177	914

Zusammenstellung

der fremden Studirenden auf den preufsischen Universitäten nach ihrer Heimath.

Namen der Uninversitäten.	Oestreich	Baiern, Würtemberg u. Baden	Hannover	Königreich Sachsen	Uebrige kleine deutsche Staaten	Schweiz	Dänemark und Holstein	Schweden	Rufsland	Polen und Krakau	Niederlande, Belgien und Luxemburg	Frankreich	England	Aufsereuropäische Länder	Summa
Berlin	30	25	39	10	199	36	41	2	44	13	3	4	11	2	459
Halle	3	8	7	11	85	5	16	—	1	2	—	—	—	—	138
Bonn	—	2	15	—	43	5	1	—	4	—	7	—	5	1	83
Greifswald	—	—	3	1	27	—	1	—	—	—	—	—	—	—	32
Münster	—	—	24	—	13	—	—	—	—	—	4	—	—	—	41
Königsberg	—	—	—	—	3	—	—	—	16	5	—	—	1	—	25
Breslau	2	—	—	3	3	—	—	—	2	6	—	1	—	—	17
Summa	35	35	88	25	373	46	59	2	67	26	14	5	17	3	795

Literarische Anzeigen.

Juristische Werke,

welche im Verlage von *Duncker und Humblot* in *Berlin* erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen sind:

Henr. Ed. Dirksen,

Manuale Latinitatis fontium iuris civilis Romanorum.

Thesauri Latinitatis epitome. In usum tironum.

Fasc. I. II. gr. 4. 1837. Subscriptions-Preis für jedes Heft 1 Thlr.

(Das Ganze wird etwa 7 Thlr. kosten.)

Zur Charakterisirung dieses Werks erlauben wir uns folgende Stellen aus der kritischen Anzeige mitzutheilen, welche die Berl. Literar. Ztg. in ihrer Nr. 34. enthält. Nachdem der Ref. zuvörderst die bisherigen Leistungen in der römisch-juristischen Wortlexikographie besprochen, fährt er fort: „dieser Zustand der bisherigen Bearbeitungen ist nun wohl festzuhalten, wenn das eigenthümliche und höchst bedeutende Verdienst des obigen Werkes richtig gewürdigt werden, und seinem ganzen Umfange nach vollständig hervortreten soll. Was zunächst den Umfang der Denkmäler betrifft, aus denen es sein Material schöpft, so sind dies die gesammten, die als juristische Quellen des römischen Rechts gelten, in der Ausdehnung, dafs auch das, was bei nicht juristischen Schriftstellern als Excerpte aus den XII Tafeln und den römischen Juristen vorkommt, mit in die Bearbeitung hineingezogen ist. — Die Behandlung der Artikel ist nun im Allgemeinen diese. Zunächst wird die Bedeutung des Wortes kurz angegeben, und zwar vorläufig ohne alle Belegstellen. Dann aber folgen unter verschiedenen Rubriken und hier zugleich in Begleitung des Quellenapparates erstens die Angabe der Synonymen, das heifst aber nicht nur der begriffsverwandten, sondern auch der begriffsgleichen Wörter; darauf mit der Bezeichnung Opposita Wörter, die in den Quellen als Gegensatz des behandelten gebraucht werden; endlich mit der Bezeichnung Conjuncta Wörter und Phrasen, in deren Verbindung das fragliche Wort möglichst zum öfteren und so zu sagen stereotypenartig vorkommt. Wo aber ein Wort mehrbedeutig ist, da wird es in verschiedenen §§. behandelt, und in jedem §. kehren dann diese einzelnen Rubriken wieder. Nur versteht es sich, dafs nicht gerade immer alle jene Rubriken vorkommen können, sondern nicht selten nur zwei oder eine derselben, je nachdem gerade die Quellen selbst diese Ausbeute liefern und an die Hand geben. Die Anwendung dieser Behandlung nun ist es vorzüglich, durch die unsere Lexikographie einen mächtigen Fortschritt gemacht hat, ja wodurch sie erst jetzt eigentlich wissenschaftlich geworden ist, und gerade deshalb wird dieses Werk auch stets als epochemachend angesehen werden müssen. Durch eine eben so geniale als gründliche Operation ist hier zuerst durchgängig wirklich der Beweis aus den Quellen selbst geliefert, dafs den Wörtern jene oder diese Bedeutung zukomme; denn eben jene Rubriken enthalten die Momente dafür, so vollständig und gut, wie sie sich mit Sicherheit gewinnen lassen."

Beiträge zur Revision der Preufsischen Gesetzgebung; herausgegeben von **Ed. Gans.** gr. 8. 1830—1832. . . . 3¼ Thlr.

Duncker, J. F. Lp., Standpuncte für die Philosophie und Critik der Ordnung und Gesetzgebung, zur Sicherstellung des unabänderlichen Grundgesetzes aller Staats-Vereine. 8. 1829. 1 Thlr.

— — das Recht, aus dem Gesetz des Lebens als Leitfaden eines Gesetzbuches entwickelt. 8. 1831. 2 Thlr.

Falkenberg, K., Versuch einer Darstellung der verschiedenen Classen von Räubern, Dieben und Diebeshehlern, mit besonderer Hinsicht auf die vorzüglichsten Mittel sich ihrer zu bemächtigen, ihre Verbrechen zu entdecken und zu verhüten. Ein Handbuch für Polizeibeamte, Criminalisten u. s. w. 2 Thle. 8. 1816—1818. 1⅔ Thlr.

Gans, Ed., vermischte Schriften juristischen, geschichtlichen, staatswissenschaftlichen und ästhetischen Inhalts. 2 Bde. gr. 12. 1834. 2⅔ Thlr.

Gaertner, Gst. F., Kritik des Untersuchungs-Principes des Preufsischen Civil-Processes. gr. 8. 1832. . . . . . 1 Thlr.

— — Finium culpae in iure criminali regundorum prolusio. gr. 8. 1836. . . ½ Thlr.

— — über die Provinzial-Rechte. Sendschreiben an den Königl. Geh. Justiz- u. vortrag. Rath u. s. w. Hrn. **A. W. Goetze.** gr. 8. 1837. ⅙ Thlr.

Göschel, K. F., der Eid nach seinem Principe, Begriffe und Gebrauche. Theologisch-juristische Studien. gr. 8. 1837. . 2 Thlr.

Kamptz, K. A. v., neue Literatur des Völkerrechts, seit dem J. 1784, als Ergänzung und Fortsetzung des Werks von Ompteda. gr. 8. 1817. 1⅔ Thlr.

— — Sammlung interessanter Polizei-Gesetze. 1ster Theil. Allgemeiner Codex der Gendarmerie. gr. 8. 1815. . . . . 1⅔ Thlr.

— — über das Verfahren bei Transporten und Landesverweisungen der Verbrecher und Landstreicher. Ein Beitrag zur Sicherheitspolizei. gr. 8. 1817. . . . . . . ⅚ Thlr.

Puttlitz, K. Edler v., über Ersparnisse im Justizhaushalt des Preufs. Staats, mit Gewinn für den Gang der Geschäfte. 8. 1821. ¾ Thlr.

Schmalz, Th., Lehrbuch des deutschen Privatrechts; Land- und Lehnrecht enthaltend. gr. 8. 1818. . . . . . 1⅓ Thlr.

— — das europäische Völkerrecht; in 8 Büchern. gr. 8. 1817. . . . 1½ Thlr.

Urtheile, merkwürdige, neuerer französischer Rechtsgelehrten über Geschwornen-Gerichte und französische Criminal-Justiz überhaupt; gesammelt von einem deutschen Rechtsgelehrten (*K. A. von Kamptz*). gr. 8. 1819. . ⅔ Thlr.

Witte, K., Abhandlungen aus dem Gebiete des römischen Rechts. gr. 8. 1817. ⅓ Thlr.

Bei G. Wuttig in Leipzig ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schott, H. A., über die Authenticität des kanonischen Evangeliums nach Matthäus benannt. Aus und nach dessen hinterlassenen Papieren herausgegeben von. D. J. T. L. Danz. gr. 8. ½ Thlr.

Leipzig im Mai 1837.

So eben ist erschienen:

Fünf Gesänge des Bhatti-Kavya; aus dem Sanskrit übersetzt und begleitet von einem Verzeichnifs der im Sanskrit vorkommenden Namen der Sonne und des Mondes und einer Uebersetzungs-Probe aus dem Mâgha-Kâvya von Dr. C. Schütz. gr. 4. geh. ½ Thlr.

Velhagen und Klasing
in Bielefeld.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Sprichwörter
und sprichwörtlichen Redensarten
der
Deutschen.

Nebst den
Redensarten der Deutschen Zech-Brüder
und
Aller Praktik Grofsmutter,
d. i. der Sprichwörter ewigem Wetter-Kalender.
Gesammelt und mit vielen schönen Versen, Sprüchen und Historien in ein Buch verfafst
von
Dr. *Wilhelm Körte*.

Kauf, Leser, kauf! —
Meinst, für Sprichwörter seist zu klug? —
Lauf, Gesell, lauf,
Bist noch lange nicht klug genug! —
Willst Du dies Buch nur etwa leihen,
Wird es schwerlich Dir gedeihen:
Soll's Dich lehren, soll es Dich laben,
Mufst Du es zu eigen haben!

Das Ganze ist auf 4 Lieferungen berechnet, die in Zwischenräumen von 6—8 Wochen erscheinen; jede Lieferung kostet ⅔ Thlr.

F. A. Brockhaus.

Bei uns ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Religionssysteme
der heidnischen Völker des Orients.

Dargestellt von
K. F. Stuhr.

8. LXIII. 448. 2⅔ Thlr.

Berlin, Juli 1837.

Veit et Comp.

Anzeige für Gymnasien und Realschulen.

Im Verlage der Buchhandlung des Waisenhauses in Halle ist erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Auswahl deutscher Gedichte für die unteren und mittleren Classen gelehrter Schulen, von Dr. Th. Echtermeyer. 8. sauber cartonirt. 1 Thlr. 7½ Sgr. (1 Thlr. 6 Gr.)

Je mehr die Nothwendigkeit einer zweckmäfsig durchgeführten Erziehung des poetischen Sinnes durch ächte und besonders vaterländische Dichtungen und die dadurch bedingte Wichtigkeit des deutschen Unterrichts in den Gymnasien anerkannt wird, da dieser vornämlich zu einer tiefern Bildung des Geistes und Gemüthes der Jugend benutzt werden kann, um so lebhafter drängt sich das Bedürfnifs guter Sammlungen der besten poetischen Erzeugnisse auf. In den letzten Jahren sind viele Versuche der Art gemacht, aber die Mehrzahl derselben begnügt sich entweder mit Hergebrachtem und Veraltetem, oder hat andere, meist formale, Zwecke verfolgt. Daher hat der Herausgeber dieser Auswahl eine neue Sammlung unternommen und mit glücklichem Gefühle und sicherem Tact, den er durch mehrjährige Leitung des deutschen Unterrichts gewonnen, für die Bedürfnisse der Schule zunächst gesorgt. Das Buch bietet reichen Lehrstoff und dürfte nicht blos bei Declamationsübungen, deren wohlthätigen Einflufs verkehrte Wahl der Stücke meist vernichtet, sondern auch bei den schriftlichen Ausarbeitungen mit grofsem Nutzen angewendet werden. Prosaische Bearbeitungen, Vergleichungen der ähnliche Gegenstände behandelnden Gedichte, Erklärungen derselben werden das Verständnifs erleichtern, und zur Uebung der schriftlichen Darstellung förderlich sein. Durch die sorgfältige Nachweisung der in verschiedenen Schriften zerstreuten Bearbeitungen der einzelnen Gedichte ist Lehrern und Schülern eine mit lebhaftem Danke anzuerkennende Erleichterung dargeboten worden. Auf einigen Gymnasien wird schon jetzt das Buch mit merklichem Vortheile angewendet, daher dürfte es sich zur Einführung in andern wohl eignen, und um diesen Zweck zu erleichtern ist die Verlagshandlung mit Vergnügen geneigt, wenn mindestens 20 bis 25 Exemplare auf einmal genommen werden, das Buch für à 1 Rthlr. abzulassen.

Anzeigeblatt
zu den
Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik.

1837. (Zweites Semester.) № 2.

Literarische Anzeigen.

Im Verlag der akad. Buchhandlung von J. C. B. Mohr in Heidelberg ist im Laufe dieses Jahres neu erschienen:

Annalen, Medizinische. Eine Zeitschrift, herausgegeben von den Mitgliedern der Grofsherzogl. Sanitäts-Commission in Karlsruhe, und den Vorstehern der medicinischen, chirurgischen und geburtshülflichen Anstalten in Heidelberg, den Professoren *F. A. B. Puchelt*, *M. J. Chelius* und *F. C. Naegele*. Jährlich 1 Band in 4 Heften mit Kupfern oder Steindrucktafeln. gr. 8. III. Band. 1. 2. pr. 1—4.
4 Thlr. — 7 fl. 12 kr.

Archiv für die Civilistische Praxis, herausgegeben von Franke, Linde, v. Löhr, Mittermaier, Mühlenbruch, Thibaut und Wächter. gr. 8. XX. Band 1s u. 2s Heft. Der Band in 3 Heften
2 Thlr. — 3 fl.

Bähr, K. C. W. F., Symbolik des Mosaischen Cultus. In II Bänden. 1r Band. gr. 8. 1837.
$2\frac{2}{6}$ Thlr. — 5 fl. 6 kr.

Bischoff, Th. L. W., Commentatio de novis quibusdam experimentis chemico-physiologicis ad illustrandam doctrinam de respiratione institutis. Praemissae sunt litterae viri illustrissimi Leopoldi Gmelini. gr. 4. $\frac{2}{3}$ Thlr. — 48 kr.

Gobleri, J., interpretationem constitutionis criminialis Carolinae ex unica quae estat edit. Basil. MDXLIII, et G. Remi nemesin Carulinam ex altera edit. Herborn. Nassov. CIƆIƆC denuo vulgavit notasque adjecit Jul. Frid. Henr. Abegg. gr. 8. 1836. Cart.
1 Thlr. — 1 fl. 48 kr.

Ὁ Πρόχειρος Νόμος. Imperatorum Basilii, Constantini et Leonis Prochiron. Codd. mss. ope nunc primum edidit, prolegomenis, annotationibus et indicibus instruxit C. E. Zachariae, J. U. D. Accedit commentatio de bibliotheca Bodlejana ejusque codicibus ad jus graeco-romanum spectantibus. gr. 8. 1837.
$3\frac{1}{2}$ Thlr. — 6 fl. 18 kr.

Puchelt, Dr. Fr. A. B., Die Hautkrankheiten in tabellarischer Form. gr. 4. 1836. Cart.
$\frac{1}{2}$ Thlr. — 48 kr.

Sengler, Dr., über das Wesen und die Bedeutung der speculativen Philosophie und Theologie in gegenwärtiger Zeit, mit besonderer Rücksicht auf die Religionsphilosophie. — Specielle Einleitung in die Philosophie und spekulative Theologie. gr. 8. 1837.
$2\frac{1}{4}$ Thlr. — 4 fl. 30 kr.

Stahl, Fr. J., die Philosophie des Rechts nach geschichtlicher Ansicht. II. Band: Christliche Rechts- und Staatslehre, 2te Abtheilung. gr. 8. 1837.
2 Thlr. — 3 fl. 36 kr.

Weber, Dr. Georg, Geschichtliche Darstellung des Calvinismus im Verhältnifs zum Staat in Genf und Frankreich bis zur Aufhebung des Edikts von Nantes. gr. 8. 1836. 2 Thlr. — 3 fl. 36 kr.

Zeitschrift, kritische, für Rechtswissenschaft und Gesetzgebung des Auslandes, herausgeg. von Mittermaier und Zachariä. gr. 8. 1837. IX. Bd. 1—3 Heft. Der Band in 3 Heften $2\frac{2}{3}$ Thlr. — 4 fl.

Unter der Presse befindet sich, und erscheint nächstens:

Huschke, Ph. E., die Verfassung des Königs Servius Tullius, als Grundlage zu einer Römischen Verfassungsgeschichte entwickelt. gr. 8. (30—36 Bg.)

Schlosser, Dr. F. C., Gechichte des achtzehnten Jahrhunderts und des neunzehnten bis zum Sturz des französischen Kaiserreichs. Mit besonderer Rücksicht auf geistige Bildung. II. Bd. gr. 8.

Zachariä, Dr. C. S., Handbuch des Französischen Civilrechts. Vierte umgearbeitete Auflage in 4 Bänden. gr. 8.

(Auf letzteres wird Subscription angenommen und dasselbe an die Subscribenten um $\frac{1}{4}$ wohlfeiler als der Ladenpreis geliefert.)

Im Verlage der Buchhandlung des Waisenhauses in Halle sind erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Büchner, Dr. Ed., Sammlung algebraisch-physikalischer Aufgaben für Gymnasien und Realschulen. Mit 1 Kupfertafel. gr. 8. 1 Thlr. 10 Sgr. (1 Thlr. 8 Gr.)

Caesaris, C. Iulii, Commentarii de bello gallico. Grammatisch erläutert durch Hinweisung auf die

Grammatiken von Zumpt und Schulz, von Dr. Moritz Seyffert. 8. 22½ Sgr. (18 Gr.)

Credner, Dr. C. A., Einleitung in das Neue Testament. Erster Theil, in zwei Abtheilungen. gr. 8. 3 Thlr. 7½ Sgr. (3 Thlr. 6 Gr.)

Daniel, Dr. H. A., Tatianus der Apologet. Ein Beitrag zur Dogmengeschichte. gr. 8. 1 Thlr. 15 Sgr. (1 Thlr. 12 Gr.)

Echtermeyer, Dr. Th., Auswahl deutscher Gedichte für die unteren und mittleren Classen gelehrter Schulen. 8. sauber cartonirt. 1 Thlr. 7½ Sgr. (1 Thlr. 6 Gr.)

Fritzsche, Dr. O. F., Commentatio de Theodori Mopsvesteni vita et scriptis. gr. 8. 15 Sgr. (12 Gr.)

Geschichte, Neuere, der evangelischen Missions-Anstalten zu Bekehrung der Heiden in Ostindien. Herausgegeben von Dr. H. A. Niemeyer. 82stes oder 7ten Bandes 10tes Stück. 4. 20 Sgr. (16 Gr.)

Knapp, G. C., Vorlesungen über die christliche Glaubenslehre nach dem Lehrbegriff der evangelischen Kirche. 2 Bände. Zweite unveränderte, mit einem Sach-, Wort- und Stellen-Register vermehrte, Auflage. gr. 8. 4 Thlr.

Register, Sach-, Wort- und Stellen-, zu Knapp's Vorlesungen über die christliche Glaubenslehre. (Für die Besitzer der ersten Auflage, aus der zweiten besonders abgedruckt.) gr. 8. 15 Sgr. (12 Gr.)

Nachricht, Aufserordentliche, über das durch Rhenius neubegonnene Missionswerk in Ostindien; erstattet von Dr. H. A. Niemeyer. Als Fortsetzung und Beilage zur Geschichte der evangel. Missions-Anstalt in Ostindien. 82stes oder 7ten Bandes 10tes Stück. 4. 2½ Sgr. (2 Gr.)

Peter, Dr. C., Commentatio critica de Xenophontis Hellenicis. gr. 8. 15 Sgr. (12 Gr.)

Programm der Lateinischen Hauptschule zu Halle für das Schuljahr 1836 bis 1837. Inhalt: 1) Grundlinien zur Geschichte des Verfalls der römischen Staatsreligion bis auf die Zeit des August. Eine litterarhistorische Abhandlung von Dr. L. Krahner. 2) Nachrichten über das Schuljahr 1836 bis 1837 von Dr. M. Schmidt. 4. geh. 10 Sgr. (8 Gr.)

Ruge, Dr. A., Neue Vorschule der Aesthetik. Das Komische mit einem komischen Anhang. gr. 8. 1 Thlr. 15 Sgr. (1 Thlr. 12 Gr.)

Schirlitz, Dr. K. A., Lateinisches Lesebuch. Erster Cursus. Dritte verbesserte Auflage. 8. 12½ Sgr. (10 Gr.)

Schmidt, Dr. Herm., Doctrinae temporum verbi Graeci et Latini, expositio historica. Part. IIa. 4maj. geh. 10 Sgr. (8 Gr.)

Schmidt, Dr. Max, Commentatio de tempore, quo ab Aristotele libri de arte rhetorica conscripti et editi sint. 4 maj. geh. 10 Sgr. (8 Gr.)

Splittegarb, C. F., Anleitung zum Rechnen. 1ster Theil. Zehnte verbesserte Auflage. 8. 6¼ Sgr. (5 Gr.)

Weber, Dr. W. E., Schule und Leben. Vorträge und Abhandlungen pädagogischen Inhalts. 8. 1 Thlr. 15 Sgr. (1 Thlr. 12 Gr.)

— — Goethe's Faust. Uebersichtliche Beleuchtung beider Theile zur Erleichterung des Verständnisses. 8. sauber broch. 1 Thlr. 5 Sgr. (1 Thlr. 4 Gr.)

In meinem Verlage ist nun vollständig erschienen:

Die Sprichwörter

und sprichwörtlichen Redensarten

der

Deutschen.

Nebst den

Redensarten der Deutschen Zech-Brüder

und

Aller Praktik Grofsmutter,

d. i. der Sprichwörter ewigem Wetter-Kalender.

Gesammelt und mit vielen schönen Versen, Sprüchen und Historien in ein Buch verfafst

von

Dr. *Wilhelm Körte.*

Gr. 8. In vier Lieferungen. Geh. Preis des Ganzen 2⅔ Thlr.

Kauf, Leser, kauf! —
Meinst, für Sprichwörter seist zu klug? —
Lauf, Gesell, lauf,
Bist noch lange nicht klug genug! —
Willst Du dies Buch nur etwa leihen,
Wird es schwerlich Dir gedeihen:
Soll's Dich lehren, soll es Dich laben,
Mufst Du es zu eigen haben!

Leipzig im Juli 1837.

F. A. Brockhaus.

Subscriptions-Anzeige.

I. KANT'S

sämmtliche Werke.

Mehr als wir es wissen, ruhet unsere jetzige, wissenschaftliche, moralische und religiöse Bildung auf der Kantischen Philosophie. Abgesehen von ihrer ewigen Bedeutung für die Entwicklung der Speculation ist daher ihr Studium, ihre Kenntnifs wenigstens nach irgend einer Seite hin jedem Gebildeten wichtig, ja nothwendig. Die bisherige Zerstreutheit der Kantischen Schriften erschwerte aber eine einigermafsen bequeme und zu-

zusammenhängende Einsicht aufserordentlich. Bei Antiquaren, auf Auctionen, mufste man sich gröfstentheils die einzelnen Werke zusammenraffen. Mehr als dreifsig Jahre sind seit Kant's Tode verflossen. Mit jedem steigert sich die Schwierigkeit, sich in den Besitz seiner Schriften zu setzen, so dafs selbst namhafte Bibliotheken, in Ansehung ihrer, empfindliche Lücken haben. In England, in Frankreich würde man schon aus Interesse für den Ruhm der Nation eine Concentration der Schriften eines welthistorisch so denkwürdigen Mannes in einer Gesammtausgabe viel früher veranstalten. Bei uns dauert es länger, ehe wir dazu kommen. Wir behelfen uns kümmerlich, so lang es irgend geht. Allein endlich müssen auch wir dem unsterblichen Geist den seiner würdigen Tribut zollen. Selbst die immer wachsende Aufmerksamkeit des Auslandes nöthigt uns dazu, denn man erkennt jetzt in Holland, Frankreich, England sehr wohl, dafs man Hegel, Schelling, Fichte, Jacobi und so viel andere Notabilitäten unserer Literatur ohne Kenntnifs der Kantischen Philosophie als ihres wahrhaften Mittelpunktes nicht gründlich verstehen könne. Die Periode einer heftigen Reaction gegen dieselbe ist in Deutschland vorüber. Man hat zu begreifen angefangen, dafs Kant nicht so schnell auszulernen sei. Die empfängliche Stimmung überwiegt schon die eine Zeit lang modisch gewordene polemische Gereiztheit, an einigen seiner tiefsinnigen Irrthümer zum Ritter zu werden. Wo Kant auch nicht das Letzte erreichte, da hat er es doch angestrebt, erahnt und in grofsartigen Inconsequenzen angedeutet.

Die Unterzeichneten sind in ihrer Tendenz, für die der Deutschen Nation anvertraute Erbschaft der Kantischen Werke alle ihnen mögliche Sorge zu tragen, mit dem Herrn Verleger zusammengetroffen, der seit Jahren denselben Lieblingswunsch genährt hat, dem grofsen Philosophen das ihm zuständige literarische Monument zu erbauen. Der eine der Herausgeber wird als Historiker durch den grofsartigen Einflufs Kant's auf die gesammte intellectuelle Cultur seines Vaterlandes Preufsen; der andere durch sein unmittelbares Verhältnifs zur Philosophie und durch den zufälligen Umstand, an der Königsberger Universität denselben Lehrstuhl, wie einst Kant, inne zu haben, zur reinsten Begeisterung für das Unternehmen gestimmt. Sie werden mit dem Herrn Verleger wetteifern, die Gesammtausgabe der Kantischen Werke so wohlgeordnet, so correct und geschmackvoll zu veranstalten, als der Ernst der Erkenntnifs der Wahrheit, als der Ruhm des Weisen und die Ehre Deutschlands es erheischen. Obwohl unsere Zeit die Zeit der literarischen Ernten ist — Hegel's, Krause's, Schleiermacher's, Daub's und Anderer nachgelassene Schriften beschäftigen das Publicum —, so hoffen sie doch zuversichtlich den unverholensten Beifall und die lebhafteste Theilnahme.

Einige Theile werden etwas stärker ausfallen, als andere. Man konnte sich nicht entschliefsen, nur des äufsern Gleichmafses wegen die Kritik der reinen Vernunft nicht als ein Ganzes zu geben. Kant hat nie ein Buch in zwei Bänden edirt. Eben so wenig war es aber möglich, jede Schrift zu vereinzeln, denn dadurch würde wiederum eine zu grofse Ungleichmäfsigkeit entstanden sein. Wo der Umfang eines Bandes, den man um der Gleichartigkeit des Inhalts willen nicht trennen mochte, zu sehr anschwoll, ist er, ihn für die Handhabe des Lesers bequemer zu machen, in zwei Abtheilungen zerlegt. Doch läfst sich vor dem Druck hierüber kaum etwas mit Sicherheit bestimmen.

In der Ordnung ist gesucht worden, den chronologischen Entwicklungsgang so viel möglich mit dem Sachunterschiede zu vereinigen. Von den Vorlesungen Kant's sind nur die durch ihn selbst anerkannten aufgenommen.

Eine Biographie Kant's, vollständiger und präciser, als die bisherigen, durfte dem Unternehmen nicht fehlen. Ein treues Bildnifs Kant's in Stahlstich und ein lithographirtes Facsimile von Schriftproben aus verschiedenen Lebensperioden werden hinzugefügt. Aus einem bedeutenden, im Besitz der hiesigen Königlichen Bibliothek befindlichen handschriftlichen Nachlafs, insbesondere praktischen Inhalts, wird das Interessanteste mitgetheilt.

Endlich aber mufsten auch die tiefen Erschütterungen, welche Kant's Philosophie bewirkte, die Bedingungen, die sie vorfand, die Consequenzen, die sie hervorrief, nach ihrem weithingreifenden Umfang in gedrängter Kürze geschildert werden. Eine Geschichte der Kantischen Philosophie mufste für die leichtere Auffassung der einzelnen Werke Sorge tragen, da unsere Zeit diese Philosophie nicht vor sich, sondern hinter sich hat.

Besondere Rechtfertigungen über die gewählte Folge der einzelnen Schriften, über das jedesmalige Verfahren bei der Textrevision, über die benutzten Hülfsmittel, über Orthographie und Interpunction, werden an Ort und Stelle in den Vorreden zu den einzelnen Bänden gegeben werden. Die ganze Ausgabe umfafst zwölf Bände.

Die Herausgeber haben das gesammte Material folgendermafsen unter sich getheilt, wobei sie natürlich von allen herkömmlichen Theilungen absehen und sich lediglich an die innere Zweckmäfsigkeit der Sache selbst halten mufsten:

I. Kleine logisch-metaphysische Schriften. *Rosenkranz.*
II. Kritik der reinen Vernunft. *Rosenkranz.*
III. Prolegomena zu jeder künftigen Metaphysik; Logik. *Rosenkranz.*
IV. Kritik der Urtheilskraft; vom Schönen und Erhabenen. *Rosenkranz*
V. Zur Philosophie der Natur; von der wahren Schätzung lebendiger Kräfte; metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft. *Schubert* und *Rosenkranz.*
VI. Physikalische Schriften; Naturgeschichte des Himmels; physische Geographie. *Schubert.*
VII. Anthropologisch praktische Schriften:
 Erste Abtheilung: Anthropologie. *Schubert.*
 Zweite Abtheilung: Pädagogik; die Krankheiten des Kopfes; zum ewigen Frieden u. s. w. *Schubert.*
VIII. Grundlegung zur Metaphysik der Sitten; Kritik der praktischen Vernunft. *Rosenkranz.*
IX. Rechtslehre; Tugendlehre. *Schubert.*
X. Religion innerhalb der Grenzen der blofsen Vernunft; Streit der Fakultäten. *Rosenkranz.*
XI. Biographie Kant's, Briefe und Nachlafs. *Schubert.*
XII. Geschichte der Kantischen Philosophie. *Rosenkranz.*

Königsberg, am 9. Juli 1837.

K. Rosenkranz. *F. W. Schubert.*
Professoren an der Universität zu Königsberg.

Der Verleger wird den Werken Kant's die gröfste Sorgfalt widmen. Jährlich sollen vier bis sechs Bände erscheinen.

Der Subscriptions-Preis ist auf $1^1/_2$ Thlr. für 24 Druckbogen festgestellt, welchen nach Erscheinen jeder Lieferung zu erhöhen ihm vorbehalten bleibt.

Das Bildnifs Kant's und das Facsimile seiner Handschrift sollen die Subscribenten als Zugabe erhalten.

Leipzig, im Juli 1837.

Leopold Vofs.

$1^1/_2$ Thlr.) wird diese Beilage eine um so willkommnere Gabe sein, als sie der Lösung eines Resultats sich zu nähern sucht, welches seit Hieronymus bis auf Goethe und Rosenmüller auf die verschiedenartigste Weise erstrebt wurde. Die sauber gestochene Karte wird auf besonderes Verlangen auch einzeln (zu $^1/_4$ Thlr.) abgegeben.

Leipzig, im Juli 1837.

F. A. Brockhaus.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Dunckor, Dr. L., die Lehre von den Reallasten, in ihren Grundzügen dargestellt. 16 Bogen. gr. 8. 1 Thlr. — 1 fl. 45 kr.

Albrecht, Prof. Dr. J. A. M., die Ausbildung des Eventualprincips im gemeinen Civilprocefs. 5 Bogen. gr. 8. br. $\frac{1}{2}$ Thlr. — 36 kr.

Koch, Prof. Dr. Chr., Grundsätze der Erziehung, des Unterrichts und ihrer Geschichte nach Niemeyer und Ruhkopf. Mit einem Vorworte von Prof. Dr. K. F. Chr. Wagner. Zweite Ausgabe. $17\frac{1}{4}$ Bogen. gr. 8. br. $\frac{5}{6}$ Thlr. — 1 fl. 30 kr.

Isokrates Panegyricus. Aus dem Griechischen übersetzt und mit den nöthigen Anmerkungen versehen von Dr. J. Hoffa. $3\frac{5}{6}$ Bogen. gr. 12. br. $\frac{1}{4}$ Thlr. — 24 kr.

Müller, Prof. Dr. Jul., unsre Pflicht gegen Gott u. gegen die Ordnungen der bürgerlichen Gemeinschaft. Eine Predigt. Velin-Papier. 1 Bogen. gr. 8. br. $\frac{1}{12}$ Thlr. — 9 kr.

Suabedissen, Hofrath Dr. D. Th. A., die Grundzüge der Metaphysik. $10\frac{1}{2}$ Bogen. gr. 8. br. $\frac{3}{4}$ Thlr. — 1 fl. 20 kr.

Landgrebe, Dr. G., über die chemischen und physiologischen Wirkungen des Lichts. $37\frac{3}{4}$ Bogen. geb. 3 Thlr. — 5 fl. 24 kr.

Marburg, im Juli 1837.

N. G. Elwert.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Abrifs der Geschichte der Philosophie

von

Karl Ludwig Kannegiefser.

Eine kurze und zweckmäfsige Geschichte der Philosophie halte ich für Schüler der obersten Classen eines Gymnasii sehr nützlich.

HERDER.

Gr. 8. Auf gutem Druckpapier $^3/_4$ Thlr.

Früher erschien und wurde mit grofsem Beifall aufgenommen:

Matthiä (August), Lehrbuch für den ersten Unterricht in der Philosophie. Dritte, verbesserte Auflage. Gr. 8. 1833. $\frac{5}{6}$ Thlr.

Leipzig, im April 1837.

F. A. Brockhaus.

Bei Friedrich Schulthefs in Zürich ist so eben erschienen:

Die Auflösung der höhern numerischen Gleichungen

als Beantwortung einer von der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin aufgestellten Preisfrage.

Von

Dr. *C. H. Gräffe,*

Professor der Mathematik.

4. 38 S. br. $^7/_{12}$ Thlr.

Vom nämlichen Herrn Verfasser ist erschienen:

Lehrbuch der reinen Mathematik.

1r. Theil. die Elemente der Arithmetik und Algebra und der ebenen Geometrie enthaltend.

gr. 8. S. 366. mit 4 Tafeln. $1^7/_8$ Thlr.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes vorräthig:

Ueber die

Gesetzgebung der Presse.

Ein Versuch

zur Lösung ihrer Aufgabe auf wissenschaftlichem Wege.

Von

Franz Adam Löffler.

Erster Theil. Gr. 8. 3 Thlr.

Dieser erste Versuch einer Wissenschaft der Presse enthält eine umfassende Darstellung aller, diesen wichtigen Gegenstand betreffenden Verhältnisse, und verdient die gröfste Beachtung.

Leipzig, im Juli 1837.

F. A. Brockhaus.

№ 61.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

October 1837.

XLIV.

1) *Thucydidis de bello Peloponnesiaco libri VIII. — Ed. Ern. Frid. Poppo. Leipzig,* 1821 *ff.* (2 *Bände Prolegom.,* 4 *Bände Text,* 4 *Bände Anmerkungen, der letzte noch unter der Presse.)*

2) *Θουκυδίδης. Thucydidis de bello Peloponnesiaco libri octo. Ex recensione Immanuelis Bekkeri. Oxford,* 1824. 1*ster Band.*

3) *Θουκυδίδου συγγραφή. Thucydidis historia. Curavit Lud. Dindorf. Leipzig,* 1824. 1*ster Band.*

4) *Thucydidis de bello Peloponnesiaco libri octo. Ad optimorum librorum fidem — recensuit — et adnotatione perpetua illustravit Franc. Goeller.* 1*ste Ausg. Leipz.* 1826. 2 *Bände.*

5) *The history of Thucydides, newly Translated in to English and illustrated with very copious annotations. — By S. T. Bloomfield. London,* 1829. 3 *Bände.*

6) *The history of the Peloponnesian war by Thucydides. A new recension of the text, though almost always coinciding with one or other of the texts of Bekker, Goeller and Poppo — accompanied with notes — by S. T. Bloomfield. London,* 1830. 3 *Bändchen.*

7) *Thucydidis de bello Peloponnesiaco libri octo ad optimorum librorum fidem edit: cum varietate lectionis et editorum adnotationibus. Curante Rob. Ad. Morstadtio (d. Text) und curante Georg. Gervino (d. Anmerk.) Frankfurt a. M.* 1830 *ff.* 2 *Theile Text u.* 2 *Theile Anmerkungen. (Der* 2*te Band der letztern theilweise besorgt von F. C. Hertlein.)*

8) *Thucydidis de bello Pelop. libri octo. Recognovit et cum brevi annotatione — in usum iuvenum studiosorum accurate edidit Christoph. Frid. Ferd. Haacke. Leipz.* 1831. 1*ster Bd.*

9) *Thucydidis de bello Pelop. libri octo. Iterum recensuit Immanuel Bekker. Edit. stereot. Berlin,* 1832.

10) *Θουκυδίδου τοῦ Ὀλόρου — βιβλία ὀκτώ. — Traduction française par Ambr. Firmin Didot. Avec des observations par Mr. de Brussy et Ambr. Firm. Didot. Paris,* 1833. 4 *Bände.*

11) *Θουκυδίδης. The history of the Peloponnesian war by Thucydides. The text according to Bekker's edition with some alterations. Illustrated by maps. — With notes, chiefly historical and geographical, by Thom. Arnold. Cambridge.* 3 *starke Bände in grofs Octav, der letzte* 1835.

12) *Thucydidis de bello Pelop. libri octo. Ad optimorum librorum fidem — recensuit — et adnotatione perpetua illustravit Franc. Goeller. Editio secunda. Leipz.* 1836. 2 *Bände.*

Der grofse Geschichtschreiber Thucydides gehört zu denjenigen griechischen Schriftstellern, welche in der neuesten Zeit eine Menge von Herausgebern und Bearbeitern gefunden haben, deren Leistungen im Ganzen zu überblicken die Aufgabe gegenwärtiger Collectivrecension ist. Es ist bekannt, dafs bis vor nicht ganz 20 Jahren dieser Schriftsteller, über dessen Stil unter den Gelehrten lange wunderbare Meinungen

herrschten, sehr vernachläfsigt worden war, und namentlich, obgleich erst Hudson, dann Wasse und Duker, später Gottleber und Bauer, endlich Gail eine Anzahl von zum Theil trefflichen Handschriften verglichen, und dieselben Gelehrten aufser Gail nebst mehrern andern, vorzüglich aber Duker, auch den Sprachgebrauch und den Sinn in vielen einzelnen Stellen sorgfältig erläutert hatten, der Text gröfstentheils so geblieben war, wie ihn bereits Heinrich Stephanus in seiner 2ten Ausgabe vom Jahre 1588 gestaltet hatte. Nachdem nun zuerst Rec. in seinen Observationibus criticis auf die vielen Fehler dieses Textes aufmerksam gemacht, und durch Classificirung und Prüfung des Werthes der Handschriften das Verfahren zu zeigen versucht hatte, nach welchem eine durchgreifende Berichtigung des Textes verzunehmen sei, welche Andeutungen theilweise von Haacke in der Ausgabe von 1820 benutzt wurden, erschien, ehe noch Rec. an Ausführung dieses seines Vorhabens gehen konnte, im Jahre 1821 die 1ste oder grofse Bekkersche Ausgabe. In dieser waren nicht nur die Varianten der Gottleber-Bauerschen und der Gailschen zusammengestellt, und durch neue Collationen, die durchgängige zweier vorzüglichen italienischen und die theilweise dreier andern Handschriften, vermehrt, sondern auch der Text selbst nach den besten Handschriften und der gründlichen Kenntnifs des Griechischen, welche der Herausgeber so vielfach beurkundet hat, durchgreifend berichtigt. Es ist daher diese Bekkersche Ausgabe als die erste neue Recension des Textes seit der des Stephanus anzusehen. Rec. hatte sich zwar, wie aus den oben angeführten Observationibus criticis erhellt, einen ähnlichen Text schon früher entworfen; aber da ihm Hr. Prof. Bekker in der Ausführung zuvorgekommen war, so konnte er in kritischer Hinsicht nur den Text dieses einer durchgängigen Recognition unterwerfen, und theils, wo es nöthig schien, begründen, was in der keine eigenen Anmerkungen des Herausgebers enthaltenden Bekkerschen Ausgabe bekanntlich nicht geschehen war, theils, wo er verschiedener Ansicht sein mufste, widerlegen, und zugleich das kritische Material möglichst vermehren. Daneben war es aber seine Hauptaufgabe den Sinn und die Gedanken des Schriftstellers zu erklären, sowohl den Sprachgebrauch desselben, als die historischen, geographischen und antiquarischen Schwierigkeiten zu erläutern, und die ganze historische Kunst und den Stil desselben zu entfalten. Zugleich wollte er ein Magazin für die Auslegung des Thucydides und die Geschichte derselben dadurch liefern, dafs er dasjenige, was für die Erklärung des Thucydides von den frühsten Zeiten an geleistet worden ist, zusammenstellte, die Anmerkungen von Wasse und Duker vollständig wiederholte, die der übrigen ältern Ausleger, so wie unter den neuern die der Ausländer namentlich Bloomfield's, Arnold's und derjenigen Deutschen, welche in kleinen Schriften oder gelegentlich den Thucydides erläutert haben, je nach ihrer Wichtigkeit und Brauchbarkeit bald wörtlich, bald in Auszügen oder Andeutungen mittheilte, endlich auch die Bemerkungen und Erläuterungen der neuesten deutschen Herausgeber, z. B. Goeller's, aber diese möglichst kurz und nur selten mit den eigenen Worten derselben angäbe. Wie weit ihm nun dieses gelungen ist oder nicht, darüber kommt das Urtheil andern Gelehrten zu, von welchen einer in diesen Blättern 1835. Sept. No. 51 ff. das Werk des Rec. geprüft hat.

Alle folgende Ausgaben nun, zu deren Beurtheilung wir uns wenden, schliefsen sich in Ansehung des Textes entweder an den Bekkerschen oder an den des Rec. mit sehr geringen Abweichungen an, aufser dafs die Didotsche, wie in der Beurtheilung in diesen Blättern 1836. Apr. No. 77 ff. gezeigt worden ist, sehr oft die unbegründete und verdorbene Vulgata beibehalten hat. Zuerst liefs Hr. Prof. Bekker selbst (in No. 2.) den Text seiner gröfsern Ausgabe ohne Varianten und Scholien genau wieder abdrucken. Nur einige Veränderungen in der Orthographie sind vorgenommen oder empfohlen, und in der Vorrede ein paar Conjecturen mitgetheilt. Gleichzeitig erschien (No. 3.) die Dindorfsche Ausgabe, welche, wie die genannte kleine Bekkersche, blofs den Text und aufserdem noch 6 Seiten Anmerkungen enthält, und in jenem fast überall mit der gröfsern Bekkerschen übereinstimmt, aufer dafs *a*) in den ersten 120 Seiten einige Lesarten aus den gewöhnlichen Ausgaben durch ein Versehen stehen geblieben sind; *b*) die Art der Interpunction verändert ist; *c*) die Orthographie in einigen wenigen Wörtern abweicht; *d*) ein paar Stellen, über welche die Anmerkungen Rechenschaft geben, nach Muthmafsungen des Herausgebers geändert sind. Ueber diese beiden Ausgaben und die gröfsere Bekkersche

hat sich Rec. ausführlicher erklärt in der Allgem. Liter.-Zeit. 1826. März. No. 60 ff. Die bald darauf (1826.) erschienene Tauchnitzer Doppelausgabe hat Rec. in dem obigen Verzeichnifs gar nicht aufgeführt, da sie gar nichts als Bekker's Text, und noch dazu nicht correct genug gedruckt enthält.

Noch immer wurde eine Handausgabe vermifst, die neben einem gereinigten Text und den wichtigsten Varianten das Nöthigste zur Erklärung enthielte, zu welchem Zwecke die genannten kleinen Ausgaben gar nichts darboten, während sich in der gröfseren Bekkerschen nur einzelne Anmerkungen von Duker befanden, und der Commentar des Rec. noch nicht erschienen war, auch beide zuletzt genannte Werke nicht zu Handausgaben bestimmt waren. In den Schulen hatte man sich bis dahin, wenn man mehr als den Text suchte, mit der älteren Ausgabe von Haacke beholfen; aber diese enthielt theils, da sie vor der Bekkerschen erschienen war, noch oft einen verdorbenen Text, theils waren ihre erklärenden und grammatischen Anmerkungen selbst für Schulzwecke nicht hinreichend, geschweige dafs sie das Bedürfnifs von Gelehrten, die den Thucydides ohne grofsen kritischen Apparat zu lesen wünschten, hätten befriedigen können. Hr. Prof. Goeller verdiente daher Dank, dafs es diesem Mangel auf zweckmäfsige Weise (in No. 4.) abzuhelfen suchte. Er liefs den Text gröfstentheils nach Bekker abdrucken, wich jedoch in einigen Stellen, wo das Ungenügende der Bekkerschen Recension vom Rec. schon gezeigt worden war, und in einigen orthographischen Dingen, in welchen er nachdem selben Vorgänger eine gröfsere Gleichförmigkeit herzustellen strebte, ein paar Mal auch nach eigenem Urtheil von jenem Führer ab. Die Varianten fügte er nur in zweifelhaften Stellen bei. Dagegen suchte er der Wort- und Sacherklärung theils durch Auszüge aus den Scholien und aus den neuern Erklärern, theils durch Beifügung der deutschen Uebersetzung von Heilmann oder andern in schwierigen und zweifelhaften Stellen, theils durch Verweisung auf gangbare Bücher, endlich durch eigene Bemerkungen, so weit es die Zwecke der Ausgabe zu erfordern schienen, Genüge zu leisten. Dafs dieses Werk einem vielfach gefühlten Bedürfnisse abhalf, hat der Erfolg gelehrt, indem es, obgleich nicht wohlfeil, in 10 Jahren vergriffen worden ist. Auch war der Plan zu demselben verständig angelegt, und im Ganzen befriedigend ausgeführt. Jedoch blieben noch manche billige Wünsche unerfüllt, und manche Mängel übrig. Was nämlich zuerst den Text anbetrifft, so hatte sich Hr. Goeller zu streng an die 1ste Bekkersche Ausgabe angeschlossen, und deshalb mehrmals einen weniger begründeten Text geliefert, wie in einer nicht unbeträchtlichen Zahl von Stellen Hr. Prof. Bekker selbst in der Stereotypausgabe durch die vorgenommenen Veränderungen der Lesart anerkannt hat. Diese gröfstentheils unterlassene Recognition des Bekkerschen Textes würde jedoch weniger zu beachten gewesen sein, wenn der Herausg. bei unsicherer Lesart öfter die Varianten mitgetheilt hätte, damit der Leser ein eignes Urtheil hätte fällen können. Wichtiger jedoch, da in dieser Ausgabe vermöge ihrer Bestimmung die Kritik nur eine sehr untergeordnete Stelle einnehmen kann, ist, dafs in den erklärenden Anmerkungen zu wenige Gleichmäfsigkeit herrschte, und während auf der einen Seite nicht selten ausführliche Auszüge aus fremden grammatischen Erörterungen gegeben waren, auf der andern nicht selten Erläuterungen der Sprache, des Sinnes und der Geographie und Geschichte fehlten, wo dieselben dem Herausg., der eine annotatio perpetua zu geben versprochen hatte, durchaus nicht zu erlassen waren. Wie ferner in jeden Commentar über einen schweren Schriftsteller nach der menschlichen Unvollkommenheit theils einzelne Unrichtigkeiten theils geradezu falsche Erklärungen schwerer Stellen sich einschleichen, so ist es kein Wunder, dafs sich manche dergleichen auch in dem genannten Werke vorfanden. Endlich ist mit Recht dem Hrn. Herausgeber vorgeworfen worden, dafs er nicht selten die Urheber der gegebenen Erläuterungen, auch wo dieselben ausführlich und wichtig sind, zu nennen unterlassen, oder sie allzu versteckt, auf eine Weise, die nicht erkennen läfst, wo die eigene Erklärung des Herausg. anhebt, angedeutet habe. Dadurch war der weniger Kundige oft verhindert die Quellen nachzusehen, wie denn sogar Erklärer und Herausgeber des Thucydides, namentlich Bloomfield, sehr oft dadurch getäuscht worden sind, und dem genannten Gelehrten lobend oder tadelnd zugeschrieben haben, was er keinesweges als sein Eigenthum in Anspruch nehmen konnte. Die Beweise für

alle diese Sätze hat Rec. in der ausführlichen Beurtheilung dieser Ausgabe in der Hall. Lit. Zeit. 1827. Oktob. No. 42. ff. geliefert.

Der nächste Gelehrte, welcher sich um Thucydides verdient machte, ist der eben erwähnte Engländer Bloomfield. Derselbe lieferte zuerst (No. 5.) eine englische Uebersetzung, die mit sehr vielen erklärenden, sprachlichen, geographischen und historischen Anmerkungen ausgestattet ist. Die Uebersetzung ist treuer als die von Smith, aber steht der von Hobbes, von welcher im Jahre 1823 in London eine neue Ausgabe erschienen ist (s. Hall. Lit. Zeit. Erg. Bl. 1827. No. 129.), an Genauigkeit nach, wenn sie dieselbe auch im Stile theilweise übertrifft. Die Anmerkungen beweisen eine grofse Belesenheit des Verfs. besonders in den spätern griechischen Geschichtschreibern, wie Dionysius Halicarnassensis, Dio Cassius, Appian, Josephus, Procopius u. a., so wie auch in mehrern Sophisten, aus welchen allen eine grofse Menge von wirklichen oder angeblichen Nachahmungen oder Parallelstellen angemerkt sind. In diesen Lesarten besteht das Hauptverdienst dieser Anmerkungen. Es mufs jedoch bemerkt werden, dafs der Verf. in dieser Hinsicht mehrmals der veralteten Ansicht folgt auch da Nachahmungen zu wittern, wo sich entweder nur ferne Aehnlichkeiten zeigen, oder es sich von ganz gewöhnlichen Wendungen handelt, die alten Schriftstellern aus der allgemeinen Umgangs- und Schriftsprache zur Hand waren, ohne dafs sie einer von dem andern zu entlehnen brauchte. Auch werden viele der gegebenen Citate dadurch weniger brauchbar, dafs sich eine grofse Menge Druckfehler in die Zahlen (deren viele Rec. in seiner Ausgabe stillschweigend berichtigt hat) eingeschlichen hat, und einige Schriftsteller, wie Josephus, nach Seitenzahlen ungebräuchlicher Ausgaben citirt sind. Von diesen Mängeln abgesehen sind jedoch diese Citate recht schätzenswerth, da sie theils die Richtigkeit des Textes bestätigen, theils wichtige Beiträge zu der Darstellung der Nachahmung des Thucydides bei spätern Schriftstellern geben. In anderer Hinsicht aber leiden die erklärenden und sprachlichen Anmerkungen des Verfs. an grofsen Mängeln. Der schlimmste von diesen ist, dafs er in Ansehung der grammatischen Ansichten noch ganz der alten Schule vor Hermann angehört, und daher eine Menge ganz ungehöriger Ellipsen annimmt, den Partikeln fremdartige Bedeutungen giebt, überhaupt Dinge für sprachlich möglich hält, die unmöglich sind, woraus natürlich auch falsche Erklärungen hervorgehen. In den Ellipsen geht er sogar weiter, als weiland die Anhänger des Lambertus Bosius. Die historischen Anmerkungen bestehen gröfstentheils aus Auszügen aus Mitford, und sind in so fern von geringerem Belange; doch wird dieser neuere Geschichtsschreiber auch nicht selten berichtigt, und auf die Abweichungen des Diodor und anderer Schriftsteller von Thucydides aufmerksam gemacht. In den geographischen Anmerkungen sind einige neuere englische Reisebeschreibungen benutzt, doch ist dies weniger geschehen, als man glauben sollte; ja die Hauptwerke von Gell und Dodwell scheint der Verf. fast nur nach Rec. zu citiren. Aufserdem hat derselbe eine besondere Sucht die geographischen Namen zu etymologisiren, welches bei seiner mangelhaften Kunde der allgemeinen und speciellen Grammatik oft auf die wunderlichste Weise geschieht. Proben hiervon und die Beweise für alles, was sonst eben von diesem Werke Bloomfield's gesagt worden ist, hat Rec. in der Hall. Lit. Zeit. 1831. No. 185—187. beigebracht. Es verdient nur noch hinzugefügt zu werden, dafs die Anmerkungen in dem letzten Bande an Zahl und Umfang abnehmen, und zu dem 8ten Buche viel spärlicher sind.

Auf diese Uebersetzung nun liefs Hr. Bloomfield eine Ausgabe des Textes mit englischen Anmerkungen (No. 6.) folgen. Diese könnte bei dem ersten Anblick und nach dem in der Vorrede entwickelten Plan, wenn man annehmen könnte, dafs dieser wirklich ausgeführt wäre, leicht als die vorzüglichste Handausgabe erscheinen. Drei niedliche Bändchen in klein Octav, jedes von mäfsiger Stärke, auf schönes weifses Papier gedruckt, die Anmerkungen weder so zahlreich, dafs der Text in Noten schwimmt, noch so gering an Zahl und Umfang, dafs man gleich viel Erklärenswerthes in ihnen übergangen zu sehen fürchten mufs, bieten sich uns dar. Auf dem Titel verspricht der Herausg. a new recension of the text, und in der Vorrede erklärt er, es sei in dieser Ausgabe zwar der berichtigte Text von Bekker zu Grunde gelegt, aber, weil dieser Gelehrte zu kühn in seinen Aenderungen sei, mit der gröfsten Prüfung und Vorsicht, die durch kritische Collectaneen von einem Vierteljahrhundert unterstützt werde.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 62.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1837.

Neuere Litteratur des Thucydides.

(Fortsetzung.)

Es sei sein (des Herausg.) Zweck gewesen durch Revision des Textes der Ausgaben von Haacke, Bekker, Recensent, Goeller und der Vulgata einen neuen Text zu schaffen; er habe aber bei solchen Abweichungen immer hinlängliche Gründe für seine kritischen Entscheidungen anzuführen sich bemüht. Ueberdiefs habe er, weil diese Ausgabe besonders für Studirende bestimmt sei, überall sorgfältig die Abweichungen des neuen Textes von jedem einzelnen der vier oben genannten Texte und gewöhnlich auch von der Vulgata angegeben, so dafs der Leser denselben Vortheil haben werde, als wenn er alle jene vier Texte vor sich hätte, da, wo keine Abweichung angegeben sei, man annehmen könne, dafs alle übereinstimmen. Aufserdem habe er besondere Sorgfalt auf die in frühern Ausgaben oft vernachläfsigte Interpunction verwandt. Was ferner die Erklärung betrifft, so habe er vereinfacht, was von frühern Erklärern in zu dunkler und kritischer Form vorgebracht worden sei, und vor allen unnütze Weitschweifigkeit und Abschweifungen abgeschnitten. Er habe aber verhältnifsmäfsig nur sehr wenig von frühern Auslegern geborgt. Sein Hauptzweck sei gewesen nur alles zu umfassen, was wesentlich sei, um die Construction aufzuklären, und den Sinn jeder schwierigen Stelle in dem Schriftsteller zu bestimmen, und diefs mit der gröfstmöglichen Kürze, so weit dieselbe mit Klarheit vereinbar sei. Gewifs ein sehr verständiger Plan, der, wenn er mit eben so vieler Geschicklichkeit und Consequenz ausgeführt wäre, als er klug in der Vorrede entwickelt ist, dieses Werk zu der besten Hand- und Schulausgabe machen würde. Aber freilich wird derjenige, der die philologischen Leistungen des Hrn. Bloomfield in seiner Uebersetzung, wie sie oben angedeutet worden sind, und namentlich seine sehr mangelhafte Kenntnifs der Grammatik kennen gelernt hat, zum voraus stark bezweifeln müssen, dafs er einen solchen Plan in dem Zwischenraume eines Jahres auszuführen und eine zweckmäfsige Schulausgabe zu liefern im Stande gewesen sei. Und das bestätigt sich denn auch bei näherer Untersuchung der Ausgabe leider im vollsten Mafse. Was zuerst den Text betrifft, so kann von einer neuen Recension bei demselben nicht die Rede sein, sondern nur von einer ohne alle bestimmte Principien und ohne alle Gleichmäfsigkeit unternommenen Recognition des oft auch da, wo er auf unsicherer Grundlage beruhte, beibehaltenen Bekkerschen Textes. Das Versprechen die Varianten der oben genannten andern Ausgaben anzuführen ist in dem erwähnten Umfange ganz unerfüllt geblieben; denn erstens die Vulgata wird nur sehr selten erwähnt; sie bleibt sehr häufig selbst dann ungenannt, wenn Haacke, dessen Abweichungen der Herausg. sorgfältig zu verzeichnen versprochen hat, mit ihr übereinstimmt; endlich die Abweichungen des Textes des Rec. sind zwar häufiger angegeben, aber doch auch nicht selten verschwiegen. Unter den oben erwähnten kritischen Collectaneen von einem Vierteljahrhundert ist nichts weiter als die schon zu der Uebersetzung gröfstentheils angeführten ähnlichen Stellen anderer Schriftsteller zu verstehen. Was die Anmerkungen betrifft, so leiden sie erstens an dem grofsen Mangel, dafs Hr. Bloomf. alle geschichtliche, geographische, chronologische, antiquarische Erläuterungen, sofern sie nicht durch die Kritik oder grammatische Erklärung in ein paar einzelnen Stellen herbeigeführt worden sind, von seinem Plan gänzlich ausgeschlossen hat, in dieser Hinsicht auf die Uebersetzung verweisend. Aber auch in exegetischer und grammatischer Hinsicht haben diese Anmerkungen viele Mängel, man mag nun auf die Auswahl oder auf die Beschaffenheit sehen. Was erstere betrifft, so schweigt der Herausg. theils in einer be-

trächtlichen Anzahl von Stellen ganz, wo entweder die Leser, für welche er seine Ausgabe bestimmt hatte, oder sogar Gelehrte eine Anmerkung vermissen; dagegen findet sich vieles Unnütze, namentlich reichliche lexicalische Citate über ganz gewöhnliche Wörter und Redensarten, die noch dazu wiederholt werden; grammatische Anmerkungen über Dinge, welche keinem Schüler, dem man den Thucydides zu lesen giebt, unbekannt sein können, auch diese zum Theil öfter wiederkehrend; endlich Uebersetzungen und Paraphrasen leichter Stellen. Wenn aber die Beschaffenheit der Anmerkungen zu betrachten ist, so ist zwar anzuerkennen, dafs der Verf. in dem Jahre, welches zwischen der Bekanntmachung seiner Uebersetzung und dieser Ausgabe verflossen war, einige grammatische Studien gemacht zu haben scheint. Denn während in den Anmerkungen zu jener Uebersetzung von Benutzung neuer grammatischer Werke kaum eine Spur sich zeigt, ist in dem spätern Werke Matthiae's Grammatik, freilich nach der 1sten Ausgabe (da doch die 2te schon im Jahre 1827 erschienen ist, und also in England 1830 nicht mehr unbekannt sein konnte), nicht selten citirt. Aber der Herausg. ist freilich nicht in den Geist dieses Werkes eingedrungen, und hat lang eingewurzelte unbegründete Meinungen nicht ausrotten können. Daher finden sich dieselben falschen und veralteten Vorstellungen von der Ellipse; daher urtheilt er über grammatische Dinge, besonders über syntaktische Regeln und den Gebrauch der Partikeln, bald geradezu falsch, bald ohne hinlängliche Bestimmtheit; daher giebt er nicht selten in streitigen Stellen nicht die eigentlichen Schwierigkeiten an, sondern geht zu kurz über dieselben hinweg, oder liefert eine Uebersetzung, aus der man nur ungefähr den Sinn, aber nicht den grammatischen Zusammenhang des Einzelnen ersehen kann. Die Beweise für diese gegebene Charakteristik dieses Werkes kann man in der ausführlichen Recension desselben finden, welche Rec. in der Allg. Schulz. 1833. Jan. Abth. II. no. 3 ff. geliefert hat. Es erhellt hieraus, dafs das Buch auch für die, welche des Englischen kundig genug sind, nicht als Handausgabe zu gebrauchen ist. Wohl aber werden die Ausleger des Thucydides daraus die oben gerühmten Citate und einzelne Erklärungen vortheilhaft benutzen können, wenn sie zu diesem Zwecke nicht lieber die Uebersetzung desselben Gelehrten gebrauchen wollen. Eigentlich können sie jedoch weder das eine noch das andere Werk entbehren, da in dem spätern die Sachanmerkungen und auch einzelne brauchbare sprachliche Bemerkungen der Uebersetzung fehlen, hingegen theils manche neue Citate gegeben, theils frühere Erklärungen und Muthmafsungen zurückgenommen, und andere dafür aufgestellt sind. Rec. hat aus beiden Werken alles, was er brauchbar oder doch bemerkenswerth fand, in seinen Commentar aufgenommen, aufser dafs er die Ausgabe bei der Ausarbeitung des Commentars zu dem ersten Buche noch nicht benutzen konnte, weshalb er die Ausbeute für dieses Buch an dem angeführten Orte der Allg. Schulzeitung nachgetragen hat.

Wir wenden uns nun zu no. 7. oder der Frankfurter Ausgabe, deren Zweck ist alles dasjenige übersichtlich zusammenzustellen, was bis dahin für Thucydides geleistet worden war. Diese Aufgabe ist in den zwei Bänden, welche den Text mit den Varianten enthalten, im Ganzen befriedigend gelöst. Unter dem Text, bei welchem der Bekkersche zu Grunde gelegt, aber mehrmals nach der Ausgabe des Rec. berichtigt ist, findet sich die vollständige Variantensammlung der gröfsern Bekkerschen Ausgabe, vermehrt durch die Varianten der für die Ausgabe des Rec. verglichenen Leydener und Münchener Handschriften und eine neue Vergleichung der Pfälzer. Die Angaben sind kurz und zweckmäfsig eingerichtet. Nachgetragen sind in der Vorrede zu Band II. noch die Varianten der unten erwähnten Bekkerschen Stereotypausgabe und die Abweichungen, welche sich bei einer neuen Vergleichung der alten Ausgabe (Ald. Bas. Steph. 1.) mit den aus denselben schon angemerkten Varianten vorfanden. Dagegen sind die Varianten der von Arnold verglichenen Handschriften, obgleich wenigstens die beiden ersten Bände von dessen Ausgabe im Jahre 1835, wo der 2te Band der Frankfurter vollendet wurde, von der Brönnerschen Buchhandlung daselbst leicht zu beschaffen sein mufsten, nicht nachgetragen. Auch ist die Uebersetzung von Valla zu der Variantensammlung nicht benutzt. Ein anderer wesentlicher Mangel ist, dafs über den Werth und das Verhältnifs sämmtlicher Handschriften nichts gesagt ist, obgleich Rec., dessen Arbeiten über den Thucydides sonst vielfach benutzt sind, über diesen Gegenstand ausführliche von Goeller, Arnold und andern gebilligte Untersuchungen

angestellt hat. Die 2te Abtheilung oder die Anmerkungen ist in dem ersten Theile ganz verfehlt. (Vgl. über diesen Theil und den Text die Beurtheilung des Rec. in der Hall. Lit. Zeit. 1830. no. 181 fg.). Der Herausgeber hatte sich vorgenommen „scriptorem nostrum ita adornare, ut Dukeri commentariis quasi fundamentis positis selectas ceterorum editorum animadversiones et novissima quaeque gravioris momenti subsidia, quae passim in singularibus libellis actisque literariis dispersa iacent, diligenter collecta superstruerentur. Quo consilio id nobis videbamur assequi, ut adnotationum corpus conficeretur, si minus ab omni parte absolutum omniumque usibus accommodatum, at ex multis magnisque commentationum voluminibus circumspecte congestum." Aber er nahm in sein Werk auſser dem, was sich in der Dukerschen Ausgabe findet, nur 1) die Anmerkungen von Goeller auf, und zwar diese, auſser wo sie aus Duker, Krueger oder Rec. entlehnt waren, fast vollständig, oft ohne auf die Quelle zurückzugehen, und selbst nicht mit Ausschluſs der zur Erklärung des Thucydides nichts beitragenden Abschweifungen; dazu fügt er 2) die erheblichsten Bemerkungen von Haacke, und Auszüge aus den Prolegomenen und Recensionen des Rec., hin und wieder endlich etwas von Gottleber. Dagegen Abresch, Heilmann, Kistemaker, Levesque, Neophytus Dukas, Gail und andere Ausleger sind, wenn sie nicht von den oben erwähnten Gelehrten angezogen sind, in dem 1sten Bande entweder gar nicht oder so gut wie gar nicht benutzt, obgleich gerade von diesen Werken mehrere schwer zugänglich sind, während die von Haacke und Goeller allgemein zu erlangen waren. Da nun von diesen beiden überdieſs später neue unten anzuführende Ausgaben erschienen sind, in denen sehr viele frühere Behauptungen zurückgenommen, oder anders begründet, oder neue Erklärungen aufgestellt sind, so ist dieser ganze Theil des ersten Bandes jetzt werthlos, wenn man die jetzigen Ansichten jener Gelehrten daraus erkennen will. Dieses ist zwar auch bei dem 2ten Theile der Fall, bei welchem wenigstens die neue Ausgabe von Haacke schon hätte benutzt werden können, was nicht geschehen ist. Sonst aber hat der 2te Theil bedeutende Vorzüge vor dem 1sten. Denn in der Zwischenzeit waren die beiden oben erwähnten Werke von Bloomfield erschienen, von welchen das erste vom Ende des 4ten Buches oder vom Schlusse des 1sten Bandes, das zweite von Buch VI. Kap. 32. an für diese Ausgabe benutzt ist. Auſserdem sind im 8ten Buche auch einige Anmerkungen aus der unter no. 10. angeführten Pariser Ausgabe zu finden. Dann ist dieser Band von dem genannten Kapitel des 6ten Buches an in die Hände eines Mannes gekommen, welcher der Aufgabe offenbar mehr gewachsen war als seine Vorgänger. Daher finden wir in diesem 2ten Bande theils Abresch öfter benutzt, theils anstatt der Anmerkungen von Goeller, wenn sie von Krueger u. a. entlehnt sind, die ursprünglichen öfter aufgenommen, endlich auch mehrmals kurze eigene Bemerkungen des Herausg., die in der Regel richtig sind, eingeschaltet, während der frühere Herausg. sich zur Regel gemacht hatte, selbst nichts hinzuzusetzen, „nisi interdum error tam manifestus occurrebat, ut intactum praetermittere nefas videretur." Ob aber gleich der 2te Theil der Anmerkungen entschiedene Vorzüge vor dem ersten hat, so erfüllt er doch seinen Zweck gleichfalls nur unvollkommen, 1) weil auch hier mehrere der oben genannten älteren Gelehrten zu wenig benutzt sind, 2) weil, wie bemerkt, viele Anmerkungen von Goeller und Haacke jetzt in der Gestalt, in welcher sie gegeben sind, ungültig sind; 3) weil weder die Bemerkungen von Dobree noch die wichtige Arnoldsche Ausgabe hat benutzt werden können; 4) weil aus den Werken Bloomfield's manches Brauchbare unbeachtet gelassen ist. Von geringerem Belange ist, daſs die nur sparsam Gutes enthaltende Pariser Ausgabe erst seit dem 8ten Buche einen kleinen Beitrag zu dieser Sammlung hat beisteuern können, wiewohl in dem 6ten und 7ten Buche einige nicht zu verachtende Anmerkungen über Oertlichkeiten von Syrakus aus jenem französischen Werke zu entnehmen waren. Die griechischen Scholien sind in den beiden bisher erschienenen Abtheilungen oder 4 Bänden dieses Werkes nicht enthalten, und sollen wahrscheinlich später mit Dodwell's Annalen nachgeliefert werden, da auf dem Titel wenigstens noch versprochen sind Scholia Graeca notis Stephani illustrata und Dodwelli Annales Thucydidei ex Corsinii et Clintoni observationibus emendati.

Als diese Ausgabe, welche in einzelnen Heften erschienen ist, noch nicht weit vorgerückt war, wurde die neue von Haacke (No. 8.) vollendet. Dieselbe ist nicht als eine verbesserte Ausgabe der früheren desselben Gelehrten anzusehen, sondern als ein für sich

bestehendes Werk, das zunächst dadurch entstanden ist, daſs der Verleger des Seebodischen Textes des Thucydides denselben mit Anmerkungen zum Schulgebrauch versehen zu haben wünschte. Der Text ist unendlich berichtigter als in der gröſsern Haackischen Ausgabe und gröſstentheils der des Recensenten; doch ist noch in einer Anzahl von Stellen der Text der Vulgata ohne gehörigen Grund beibehalten. Die Anmerkungen sind theils kritisch, theils, und viel öfter, erklärend, es bleibt bei ihnen jedoch nach Auswahl und Beschaffenheit noch vieles zu wünschen übrig. Sie lassen viele Schwierigkeiten unerläutert, geben mehrmals den Sinn zu unbestimmt und umschreibend an, beachten die Grammatik, welche in einem Schulbuche besondere Berücksichtigung verdient, zu wenig, und verweisen verhältniſsmäſsig nur selten auf die gangbaren grammatischen Lehrbücher, lassen den Schüler auch in Ansehung der Geographie, Antiquitäten und anderer Realien oft im Stiche. In den Erklärungen selbst hat der Herausg. sein Urtheil dem Goellerschen zu sehr untergeordnet, und daher in der Regel die Auslegungen des genannten Gelehrten auch da wiederholt, wo sich ihre Falschheit leicht darthun läſst, und Hr. Haacke zum Theil selbst früher richtiger erklärt hatte. Aus allen diesen Gründen fehlt viel daran, daſs diese Schulausgabe des Thucydides so zweckmäſsig und nützlich sei als z. B. die Wundersche des Sophocles; vielmehr ist eine gut eingerichtete Schulausgabe des groſsen Geschichtschreibers noch immer ein fühlbares Bedürfniſs, dem wir von Hrn. Prof. Rost in der Gothaer Bibliothek der griechischen Klassiker abgeholfen zu sehen hoffen. Einstweilen aber ist doch diese Ausgabe von Haacke, welche man genauer von Rec. in der Hall. Lit. Zeit. 1831. No. 126. fg. beurtheilt finden kann, die einzige, welche nach ihrem Umfange, Beschaffenheit und Preise für Schulzwecke brauchbar ist, wenn man sich nicht mit dem bloſsen Texte begnügen will.

Die zunächst erschienene ist die Bekkersche Stereotypausgabe. (No. 9.) Diese enthält auſser dem Text des Schriftstellers und seiner 2 alten Lebensbeschreiber und auſser Duker's Index historicus nichts als Varianten. Diese Varianten aber erstrecken sich nicht wie in der gröſsern Bekkerschen Ausgabe, über alle bis dahin verglichene Handschriften des Thucydides, sondern nur über 7 von dem Herausgeber selbst eingesehene. Dieses sind 1) vier von Hrn. Bekker schon zu der früheren Ausgabe in derselben Ausdehnung benutzte Italienische; 2) drei, von welchen eine der Herausg. früher nur einem kleinen Theile nach, zwei noch gar nicht selbst collationirt hatte. Jenes ist E. oder cod. Palatinus, von welcher Handschrift Hr. Bekker früher nur B. III und IV. verglichen hatte, jetzt aber eine vollständige Vergleichung giebt. Die ganz neu hinzugekommenen eigenen Collationen sind von F. oder Augustanus (jetzt Monacensis 430) und von G. oder Monacensis 228 (ehemals 287.). Diese neue Vergleichungen sind deſshalb von geringerem Werthe, weil alle genannte drei Handschriften schon von andern Gelehrten benutzt worden sind. Denn aus der Pfälzer hat schon Rec. eine über alle Bücher sich erstreckende Variantensammlung erhalten und bekannt gemacht, und hernach ist dieselbe Handschrift, wie oben bemerkt, zu der Frankfurter Ausgabe des Thucydides aufs neue sorgfältig zu Rathe gezogen worden. Aus der Augsburger Handschrift waren bekanntlich schon zu der Gottleberschen Ausgabe die verschiedenen Lesarten ausgezogen worden. Endlich aus der Münchener Handschrift (bei Rec. m.) hatte Goeller die wichtigsten Abweichungen an den Rand seines Exemplares der Leipziger Quartausgabe geschrieben, und Unterzeichnetem gefälligst zur Benutzung überlassen. Nun waren zwar alle diese Vergleichungen mit Ausnahme der Morstädtschen des cod. Palatinus zu der Frankfurter Ausgabe nicht genau genug, und es konnte nicht fehlen, daſs, da in der Augsburger und Pfälzer Handschrift die erste Hand oft durch Aenderungen eines Correctors unleserlich geworden ist, und die Münchener sich überhaupt in einem sehr schlechten Zustande befindet, ein Gelehrter, der in dem Lesen der Manuscripte so groſse Fertigkeit erlangt hat wie Hr. Bekker, den gegenwärtig wohl niemand hierin übertrifft, manches neu auffinden muſste, was dem weniger geübten Auge seiner Vorgänger entgangen war.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 63.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

October 1837.

Neuere Litteratur des Thucydides.

(Fortsetzung).

Doch sind die neu aufgefundenen Varianten nur entweder offenbare Schreibfehler, oder Bestätigungen schon bekannter Lesarten. Der Text nun ist von dem Herausg. nach diesen Varianten einer neuen Revision unterworfen, und in einer nicht unbeträchtlichen Anzahl von Stellen verändert worden, am häufigsten in den letzten Büchern, wo noch consequenter als früher die Vatikanische Handschrift zur Richtschnur genommen ist, und die Lesarten dieser, wo sie die der übrigen Handschriften an Güte nicht übertreffen, sondern ihnen nur gleichkommen, noch öfter als früher aufgenommen sind. Ein Theil der vorgenommenen Veränderungen stimmt mit dem Text des Rec. überein; einige andre, zum Theil gleichfalls schon in den Anmerkungen gebilligte, wird er unten empfehlen; ein beträchtlicher Theil betrifft nur die Wortstellung und den fehlenden oder zutretenden Artikel bei Eigennamen, worüber sich beim Widerstreit der besten Handschriften selten etwas mit Gewifsheit entscheiden läfst, in der Regel aber eine einzelne, wenn auch treffliche, Handschrift kein Gehör zu verdienen scheint; auch mehreren andern kann er nicht beistimmen, von welchen einige auch Arnold gut widerlegt, z. B. VIII, 96. *Βοιωτίας* statt *Εὐβοίας*. Sehr selten (wie einmal III, 107.) ist die Vulgata gegen die guten Handschriften ohne Grund beibehalten. Oft sind Aenderungen in Ansehung der Elision und des Hiatus vorgenommen, ohne dafs man wissen kann, nach welcher handschriftlichen Autorität dieses geschehen ist, da der Herausg. alle hierauf, so wie auf *ἐς* und *εἰς*, *γίγνομαι* und *γίνομαι* und ähnliche orthographische Dinge bezügliche Varianten, wie in der gröfseren Ausgabe, ganz übergangen, und anderes der Art, wie *σύν* statt *ξύν*, noch seltener als dort erwähnt hat. Auch bei wichtigerern Dingen darf man sich auf das Stillschweigen des Herausg. nicht sehr verlassen. Man sollte freilich erwarten, dafs, wo keine Variante angegeben ist, alle Handschriften, deren Lesarten in dieser Ausgabe enthalten sein sollen, mit der im Text befindlichen Lesart übereinstimmten, und wo die Abweichung einer oder der andern dieser Handschriften angegeben ist, alle übrige die Texteslesart enthielten; dafs dieses aber keinesweges durchgängig der Fall ist, sondern mehrmals keine Variante angegeben ist, wo nur eine oder die andre oder wohl gar keine der benutzten Handschriften so liest, wie im Texte steht, und noch öfter für eine Variante nicht alle benutzte Handschriften angegeben sind, in denen sie enthalten ist, hat Rec. durch Vergleichung der gröfsern Bekkerschen Ausgabe und der Varianten der Pfälzer Handschrift in der ihm zugekommenen und der von Morstadt besorgten Collation an einer genügenden Anzahl von Beispielen nachgewiesen in der Beurtheilung in der Allg. Schulzeitung 1832. Abth. II. No. 127.

Ueber No. 10. oder die Didotsche Ausgabe und Uebersetzung des Thucydides hat Unterzeichneter in diesen Blättern 1836. No. 77—79. ausführlich gesprochen, und gezeigt, dafs der Text sehr mangelhaft ist, die Anmerkungen für Deutschland nur sehr wenig Brauchbares darbieten, und grofse Unkunde der Grammatik verrathen, die Uebersetzung in einzelnen Stellen oft den Sinn verfehlt, aber ihrer ganzen Form nach besser als die frühern französischen ist. Rec. hat dieses Werk zu dem Commentar seiner Ausgabe von Buch IV. an benutzt; was sich etwa in den 3 ersten Büchern Gutes findet, soll in den Nachträgen erwähnt werden.

Bei weitem das Vorzüglichste, was das Ausland in der neuesten Zeit für den Thucydides hervorgebracht hat, ist No. 11. oder die Ausgabe von Ar-

nold. Dieser Gelehrte steht allein unter den Ausländern, welche das Werk des Thucydides bearbeitet haben, im Allgemeinen auf dem jetzigen Standpunkte der Philologie, und ist mit den Leistungen der Deutschen in diesem Fache nicht nur in grammatischer, sondern auch in antiquarischer Hinsicht vertraut, wie er denn unter den Werken, aus welchen ein Herausgeber des Thucyd. vielen Nutzen ziehen könnte, aufser Matthiae's Grammatik und Lobeck's Phrynichus unter andern nennt Boeckh's Staatshaushaltung, Otfr. Müller's Aeginetica, Orchomenus und die Dorier, Schoemann's Comitia Atheniensium, Wachsmuth's hellenische Alterthumskunde, Kruse's Hellas, welche Werke mit Ausnahme des letzten oder vielleicht der beiden letzten auch in einzelnen Stellen mehrmals citirt werden. Ueber seinen Plan erklärt sich der Herausg. in der Vorrede zu dem ersten Bande folgendermafsen. Sein ursprünglicher Zweck sei gewesen die Geschichte und Geographie des grofsen Geschichtschreibers zu erläutern, ohne in Fragen der philologischen Kritik einzugehen. Für die Geographie namentlich habe er einige gute Materialien zu besitzen oder zu erlangen gehofft, und sich in letzterer Hinsicht auch nicht getäuscht, da er den Herren W. Gell, Kapitän Smyth, Kapitän Beaufort und Hawkins sehr viel verdanke. Aufser diesen Sacherläuterungen habe er jedoch auch einige Erklärungen der grammatischen Schwierigkeiten beifügen wollen. In kritischer Hinsicht mache das Werk geringe Ansprüche. Sein vorzüglichster Zweck sei, wie S. XVI. noch einmal mit bestimmten Worten erklärt wird, die historischen und geographischen Schwierigkeiten des Thucydides so zu erläutern, dafs ein neuer Leser in den Stand gesetzt würde, seine Erzählung vollkommen zu verstehen, und in die Gedanken und Gefühle der Zeiten, auf welche sie sich beziehe, einzugehen. — Was nun die Erreichung dieses Zweckes und die Leistungen des Herausg. überhaupt betrifft, so möchte Rec. von denselben dasjenige, worauf Hr. Arn. einen geringern Werth legt, nämlich die Behandlung des Textes und Zusammenstellung des kritischen Materials und die philologische Erklärung des Sinnes nebst der Rechtfertigung desselben durch Parallelstellen des Thucyd., zum Theil höher anschlagen, als das, was derselbe sich eigentlich zum Ziel gesetzt hat, namentlich wenn man bei letzterem mehr auf die Geschichte und die Antiquitäten als auf die Geographie sieht, welche letztere allerdings durch die mitgetheilten neuern Küstenaufnahmen einiger Gegenden einzelne sehr schätzbare Erläuterungen, namentlich in Bezug auf Amphipolis und Syrakus, auch auf Pylos, bei welchem der Herausg. jedoch eine Hyperkritik zu üben scheint, erhalten hat. Uebrigens tritt die philologische Seite im Fortgange des Werkes immer mehr hervor; es mehrt sich die Zahl der benutzten Handschriften, die sprachlichen Anmerkungen werden im Vergleich zu den sachlichen viel zahlreicher, so dafs endlich zu dem 8ten Buche, welches doch durch den Kampf in Jonien viele Gelegenheit zu geographischen und durch die Staatsumwälzungen in Athen zu historisch-politischen Anmerkungen darbot, nur ein paar einzelne der Art erscheinen. Betrachten wir den Text, die Variantensammlung, die Anmerkungen und Excurse einzeln etwas genauer, und beginnen wir mit dem Text, so ist schon auf dem Titel des vorliegenden Werkes bemerkt, dafs es der Bekkerschen Recension, jedoch nicht ohne Prüfung, sondern mit einigen Veränderungen folge. Diese Veränderungen, deren Gründe nur in wichtigen Punkten und streitigen Stellen angegeben sind, sind grofsentheils die von Rec. vorgenommenen, und können daher von demselben nur gutgeheifsen werden. Er wünschte nur, es wäre sich Hr. Arn. hierin mehr gleichgeblieben, und hätte die Bekkersche Lesart noch in mehrern andern Stellen verändert, wo sie nicht mehr, ja zum Theil noch weniger für sich hat als in denjenigen, in welchen er sie verlassen hat. Im letzten Bande hat er sich noch mehr als früher an Bekker angeschlossen, jedoch zu demselben die neue Recognition des Bekkerschen Textes in der Stereotypausgabe benutzt, und mehrmals, wie unten bei Beurtheilung der Goellerschen Ausgabe gezeigt werden wird, die Lesart dieser statt der der ersten Bekkerschen Ausgabe aufgenommen, jedoch ohne sich hierin gleich zu bleiben, indem er bei Lesarten, deren Wahl gröfstentheils von der Ansicht, die man über die Vatikanische Handschrift hat, abhängig ist, bald dem einen bald dem andern Bekkerschen Texte folgt. Die Variantensammlung umfafst theils die von andern zusammengestellten verschiedenen Lesarten, theils diejenigen, welche der Herausg. durch eigene Vergleichung von Handschrif-

ten neu zusammengebracht hat. Mit der Art der Angabe der ersteren kann man nicht genug zufrieden sein. Denn sie ist in den beiden ersten Bänden fast nichts als ein unveränderter Abdruck der Variantensammlung der ersten Bekkerschen Ausgabe mit allen zahlreichen Versehen, welche sich in diese eingeschlichen hatten. Nur wenn Recensent in seiner Ausgabe nicht stillschweigend, sondern ausdrücklich solche Versehen verbessert hatte, sind diese Verbesserungen benutzt. Die Varianten der von Bekker bis dahin noch nicht gebrauchten, aber zu der Ausgabe des Recensenten verglichenen Handschriften, wie in Buch I. II. des cod. Pal. und in Buch I—III. der Münchener Handschriften, sind nicht nachgetragen; auch ist die Baseler Handschrift von Buch III—V. zu Ende, wie bei Bekker, übersehen. Im 2ten Bande oder zu Buch IV. V. sind schon die Varianten der Leydener und der Münchener Handschrift m. aus der Ausgabe des Rec. nachgetragen, doch nicht vollständig, namentlich jene dann nicht, wenn die Lesart des Codex aus dem Stillschweigen des Collators sich ergiebt, und Rec. sie in Parenthesenzeichen angegeben hat. Endlich in den letzten Büchern sind die Varianten der gröfsern Bekkerschen Ausgabe nach der Stereotypausgabe berichtigt und ergänzt, jedoch nicht immer. Die neuen Collationen des Herausg. haben sich auch im Fortgange der Zeit vermehrt. Als er den ersten Band herausgab, hatte er von dem codex Laurentianus (bei Bekker), dessen Collation bei Bekker nur bis zu Ende des 2ten Buches reicht, Buch 3. und 4. vergleichen lassen; ferner hatte er selbst zu Parma die 30 ersten Kapitel des 4ten Buches und einige der merkwürdigsten Stellen der übrigen Bücher in einer dortigen Handschrift, endlich in einigen wenigen Stellen auch 2 einige Jahre vorher aus Venedig nach Oxford in die Bodlejanische Bibliothek gekommene Manuscripte verglichen. Von diesen Handschriften kann die Laurentianische aus der Bekkerschen Ausgabe und der Classification des Rec. als bekannt genug angesehen werden; der cod. Parm. ist sehr neu, und stimmt am meisten mit den Pariser Handschriften d. und i. überein; die der Oxforder Bibliothek sind gleichfalls sehr neu, kommen mit den Manuscripten der schlechtesten Klasse überein, und haben daher gar keinen Werth. Man sieht hieraus, dafs zur Zeit der Herausgabe des 1sten Bandes Hr. Arn. nur sehr unbedeutendes neues kritisches Material zusammengebracht hatte. Viel günstiger hat sich das Verhältnifs bei den folgenden beiden Bänden gestaltet; denn in der Zwischenzeit hat der Herausg. Gelegenheit gehabt mehrere andere und zum Theil werthvollere Manuscripte zu benutzen. Erstens nämlich hat er sich eine vollständige Collation der Venetianischen Handschrift (bei dem Herausg. V.) verschafft, von welcher Zanetti einige von Rec. in seine Ausgabe aufgenommene Proben gegeben hatte. Rec. hatte aus diesen Proben gezeigt, dafs diese Handschrift mit der Clarendonianischen (bei Bekker N.) sehr übereinstimmen müsse. Dieses ist jetzt vollständig bestätigt, wie Hr. Arn. in der Vorrede zu Band II. S. VI. ff. darthut. Aufser dieser Handschrift befinden sich in der St. Marcusbibliothek noch vier andre des Thucydides, von Hrn. Arn. mit den Buchstaben W. X. Y. Z. bezeichnet. Von diesen hat er W. in einigen Kapiteln des 4ten Buches verglichen, X., welches Bekker's Marcianus oder D. zu sein scheint, in 15 Kapiteln des 4ten und einigen 20 des 8ten Buches, Y. und Z. nur in einigen einzelnen Stellen. Man ersieht hieraus, dafs dieses nur Proben von Varianten sind; auch sind diese 4 Codices von geringem Belange. Eben so sind nur Proben einer Turiner Handschrift gegeben, welche der Herausg. zu einigen wenigen Kapiteln des 8ten Buches und ein paar einzelnen Stellen eingesehen hat. Wichtiger ist die neue Vergleichung der oben genannten Clarendonianischen Handschrift in Buch 6. 7. 8. Dazu kommt die Benutzung einer andern Cambridger, bei dem Herausg. mit T. bezeichnet, im 4ten Buche und anderwärts. Endlich sind noch Proben aus 2 andern englischen Manuscripten, die sich in der Bibliothek von Hrn. Severn („of Thenford House, near Banbury") befinden, gegeben. Die Ausbeute, welche alle diese Handschriften gewähren, ist zwar nicht grofs. Denn die allein schätzbaren sind die Clarendonianische und die Venetianische V., und von diesen ist die erstere schon von Hudson verglichen worden, zwar ungenau, aber doch so, dafs die wichtigsten Lesarten derselben mit wenigen Ausnahmen von ihm angemerkt sind; die Venetianische aber ist, wie bemerkt, dieser bis auf Kleinigkeiten gleich. Dennoch ist durch diese Vergleichungen einigen früher auf spärlicher Autorität oder

wohl gar (wie einmal VIII, 94.) auf Muthmafsung beruhenden Lesarten mehr äufsere Begründung verschafft, und die hier und da zweifelhafte Genauigkeit Hudson's entweder bestätigt oder widerlegt worden. Alle diese Varianten Arnold's übrigens hat Rec. in den Commentar seiner Ausgabe, die des cod. Clarendonianus zu Buch 6—8 mit Zuziehung einer 3ten Vergleichung, die er Bloomfield's Güte verdankt, aufgenommen mit Ausnahme der nachträglich von dem englischen Gelehrten im 2ten Bande gelieferten verschiedenen Lesarten der Venetianischen Handschrift V. zu Buch 1—3., welche in den Nachträgen nachgeliefert werden sollen. Doch es ist Zeit, dafs wir uns von dem Text und den Varianten der genannten englischen Ausgabe zu kurzer Betrachtung der Anmerkungen und Excurse wenden. Jene bestehen theils in den wichtigsten von Wasse und Duker und in sehr wenigen von Goeller oder Rec. entlehnten in lateinischer Sprache, theils in den eigenen zahlreichen des Herausg., die englisch geschrieben sind. Letztere sind theils sprachliche, theils sachliche, jene wiederum theils kritisch, theils grammatisch, theils exegetisch, diese sowohl historisch, als geographisch, als antiquarisch. Die kritischen sind nicht zahlreich, da der Herausg. gröfstentheils, nicht blofs, wo er den meisten und besten Handschriften folgt, sondern auch, wo er von diesen abweicht, aber mit Bekker oder Rec. übereinstimmt, die Gründe anzugeben unterlassen hat. In grammatischer Hinsicht ist schon oben anerkannt worden, dafs der Verf. die Bemerkungen der neuesten deutschen Philologie aufmerksam berücksichtigt hat. Ob er aber gleich deshalb seinen Landsmann Bloomfield im Grammatischen weit übertrifft, so hatte er bei dem ersten Bande das Gelesene noch nicht ordentlich in sich verarbeitet, und sich noch nicht auf den Standpunkt, welchen das grammatische Studium der griechischen Sprache in Deutschland wenigstens erlangt hat, erhoben. Dieses ergiebt sich schon daraus, dafs er in jenem Bande, obgleich er nur eine sehr kleine Anzahl grammatischer Noten, die nicht zur Begründung der Lesarten oder zur Rechtfertigung der Erklärung nothwendig schienen, gegeben hat, doch einzelne lange Auszüge aus sehr bekannten grammatischen Untersuchungen mitgetheilt oder eigene weitläuftige Noten über ganz bekannte Dinge geliefert hat. Noch sichtbarer aber wird dasselbe aus mehrern wunderbaren Annahmen, die sich bei ihm in jenem Bande finden, namentlich in Ansehung der casus absoluti, der Partikeln u. dergl. Aber in diesen Beziehungen hat der Herausg. nach dem Erscheinen des ersten Bandes offenbar Fortschritte gemacht; denn in dem zweiten und dritten kommen alle diese Mängel theils seltener vor, theils verschwinden sie, wie denn der Herausg. z. B. den seltsamen Nominativus absolutus, den er zu II, 3. in den Worten VIII, 102. τὴν δίωξιν εὐθὺς ποιούμενοι angenommen hatte, in der Anmerkung zu letzterer Stelle zurückgenommen hat. Die den Sinn erläuternden Anmerkungen sind schon im ersten Bande lobenswerth. Der Herausg. hat in mehrern Stellen den richtigen Sinn zuerst entwickelt, und da, wo verschiedene Auslegungen gegeben worden sind, stimmt er gewöhnlich der zu billigenden bei, wie dieses mehrere unten bei Beurtheilung der Goellerschen Ausgabe vorkommende Stellen lehren werden. Er erklärt dabei mit Recht seinen Schriftsteller gern durch dessen eigene Worte, und führt deshalb gute Parallelstellen an. Doch ist bei der Erklärung das gehörige Mafs nicht selten nicht beobachtet worden; denn zuweilen wird von sehr schwierigen Stellen nur eine englische Uebersetzung geliefert ohne Andeutung der Schwierigkeiten und der verschiedenen Auslegungen; mehrmals wird auch der Sinn nur ungefähr angegeben; dagegen werden bisweilen lange Noten über ziemlich klare Sätze beigefügt. Von den historischen und geographischen Anmerkungen ist schon oben bemerkt, dafs sie gegen das Ende sehr selten werden; aber selbst in dem ersten Bande ist die Zahl derselben in Vergleich zu den grammatisch-exegetischen nur klein, so dafs die Bezeichnung der Anmerkungen als *chiefly* historical and geographical auf dem Titel offenbar unrichtig ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 64.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

October 1837.

Neuere Litteratur des Thucydides.

(Fortsetzung.)

Wahrscheinlich soll damit zugleich auf die geographischen und antiquarischen Excurse hingewiesen werden; aber auch mit Zuziehung dieser darf man nicht etwa hoffen einen fortlaufenden historischen und geographischen Commentar zu Thucydides zu erhalten; vielmehr sind viele der wichtigsten hier eintretenden Fragen ganz unerörtert geblieben, indem z. B. aufser dem, was oben in Ansehung des 8ten Buches erinnert ist, über den Excurs des Thucydides in Bezug auf den Zeitraum zwischen dem persischen bis zum peloponnesischen Kriege, über die Geographie des nord-westlichen Griechenlands, von welchem viele wenig bekannte Theile in den ersten Büchern des Thucydides vorkommen, über Chalcidice und was unser Geschichtschreiber sonst τὰ ἐπὶ Θρᾴκῃ nennt, mit Ausnahme von Amphipolis, ferner über das Reich der Odrysen und die diesem benachbarten Gegenden, in welchen auch nach Gatterer's von dem Herausg. nicht benutzten Untersuchungen noch manche Punkte aufzuklären blieben, nichts oder so gut wie nichts gesagt ist. In den Excursen zeigt sich im Fortschritte des Werkes, wie in den philologischen Anmerkungen, dafs der Vf. in der Zwischenzeit das für einen Leser des Thucydides Brauchbare von dem Unbrauchbaren mehr hat scheiden lernen, und von der Vorliebe zu unfruchtbaren Hypothesen und zu Vergleichungen verschiedenartiger Verhältnisse zurückgekommen ist. Denn die Anhänge, welche zu Ende des 1sten Theiles auf eine schätzbare längere nachträgliche Anmerkung über III, 84. folgen, sind mit Ausnahme weniger Theile alle 3 unfruchtbar und, wie es scheint, daraus hervorgegangen, dafs der Vf. von Bewunderung der Niebuhrschen Geschichte erfüllt, auf ähnliche Weise gewisse dunkele Partien der griechischen politischen Verhältnisse erläutern wollte. Dieses geschieht aber theils so, dafs Beispiele der verschiedensten Völker und Zeiten herbeigezogen werden, theils kühne Vermuthungen mit gläubiger Annahme mancher in der neuern Zeit nicht mit Unrecht bezweifelten Sagen sich paaren. Es handeln aber diese Anhänge 1) über die Umgestaltung der erblichen Königsherrschaften in Griechenland und ihren Uebergang in Tyrannenherrschaften zu I, 13., 2) über die Verfassung von Sparta, 3) über die attischen Demen und die alte Verfassung von Athen. Aus allen ist aufser einigen Hypothesen nichts zu lernen, was nicht klarer und kürzer in deutschen Werken entwickelt wäre. Dagegen sind die Excurse zu Band 2. und 3. alle schätzbar. Zu jenem finden sich Abhandlungen 1) über die Küste von Megara nebst einigen Worten über die Küste von Corinth südlich von Cenchreä; 2) über die Umgegend von Sphacteria; 3) über die Umgegend von Amphipolis; 4) über die Zeit der pythischen Spiele; 5) über die Ruder der alten Triremen; aufserdem die oben erwähnte nachträgliche Vergleichung der Venetianischen Handschrift V. zu Buch I—III. Im 3ten Bande ist nur *eine* gleichfalls schätzbare Abhandlung zur Erläuterung der Karte und Belagerung von Syrakus vorhanden. Die beigefügten Karten sind folgende: zum 1sten Bande 1) Map of the passes between Attica and Boeotia, 2) Plan of the isthmus of Corinth, 3) Plan of the north anchorages of Santa Maura; zum 2ten Bande, 1) Sketch of the neighbourhood of Amphipolis, 2) Coast of Megara; 3) Plan of the Paleocastro of Navarino, 4) Plan of the port of Navarino, 5) Sketch of the Corinthian coast south of Cenchreae; zum 3ten Bande 1) Sketch taken from the great harbour of Syracuse, 2) Plan of Syracuse and the adjacent country shewing the site of the ancient walls, 3) Conjectural plan of the Athenian operations before Syracuse. Diese auf neue Aufnahmen gegründete Karten sind eine besondere Zierde des Arnoldschen Wer-

kes, dessen Beurtheilung Rec. hier schliefst, indem er nur noch hinzufügt, dafs er die Belege zu den oben ausgesprochenen Urtheilen, soweit sie sich auf den ersten Band beziehen, in der ausführlichen Recension dieses Bandes gegeben hat, die in Jahn's neuen Jahrbüchern der Philologie Jahrg. II. B. V. Heft 2. S. 143 ff. enthalten ist; über das, was von den beiden folgenden Bänden eben gesagt ist, Belege aufser denen, welche die folgende Beurtheilung darbieten wird, hinzuzufügen scheint eben so wenig nöthig, da, wiefern sie sich von dem 1sten Bande unterscheiden, dieses nach dem Obigen nur auf vortheilhafte Weise der Fall ist, was ein Rec. leichter auf sein blofses Wort geglaubt zu sehen hoffen darf, als wenn er Tadel auszusprechen hat.

Dagegen wird Unterzeichneter von dem bisher in diesem Ueberblicke der neuern Literatur des Thucydides beobachteten Verfahren den Urtheilen keine Belege hinzuzufügen in Ansehung des allein noch übrigen Werkes oder der neuen Goellerschen Ausgabe (No. 12.) abweichen müssen, da er über diese allein von allen oben aufgeführten Schriften sich noch nicht anderwärts ausführlicher ausgesprochen hat. Zuerst ist anzugeben, wie sich der Herausg. selbst in der Vorrede über seine Leistungen dieser 2ten Ausgabe und die benutzten Hülfsmittel erklärt. Er bemerkt dort, er habe eine neue Lebensbeschreibung des Thucyd. verfafst, in welcher er in wichtigen Dingen von Krueger abgewichen sei. Die alten Lebensbeschreibungen des Marcellinus und des Ungenannten erschienen jetzt verbessert und, wo es nöthig befunden worden sei, durch Anmerkungen erläutert. Es sei ferner sein Hauptbestreben gewesen den Text des Schriftstellers so berichtigt als möglich zu geben, und durch zweckmäfsige Interpunction sein Verständnifs zu erleichtern. In dem Commentar, den er ganz neu ausgearbeitet habe, sei viel Neues zugesetzt, viel weniger Nützliches oder Falsches weggeschnitten, alles besser geordnet, so dafs es an einer bestimmten Stelle zu finden wäre. Bei der Sacherklärung habe er häufig auf neue vorzügliche Werke verwiesen, bei wichtigen Dingen aber auch ausführliche Erläuterungen hinzugefügt, wobei er zur Erklärung der Lage der Oerter und Gegenden die neuesten Reisebeschreibungen und besonders das Werk von Arnold benutzt habe, auch zur gröfsern Veranschaulichung Karten (B. I. Corcyra, Minoa und Nisaea, Plataeae und die benachbarte attisch-böotische Grenze, die Umgegend des ambracischen Meerbusens, der Hafen von Navarin, Thea, B. II. Amphipolis, Lesbus mit der gegenüber liegenden Küste, Piraeeus, ein Theil von Argolis und Arcadien, Syracus, der Isthmus von Corinth, also nur theilweise von Arnold entlehnt), hinzugefügt habe. Die Dodwellsche Chronologie sei mit Benutzung der hierher gehörenden Werke mehrmals berichtigt. Auch in geschichtlicher Hinsicht sei, was zur Erläuterung des Schriftstellers dienen könnte, beigefügt. In grammatischer Hinsicht sei auf die allgemein gebräuchlichen Bücher verwiesen, aufer wo ein kritisches Bedenken, oder ein besonderer Sprachgebrauch des Schriftstellers, oder die ungenügende Erörterung eines Gegenstandes in den Grammatiken, oder ähnliche Gründe nicht verstattet hätten mit einem blofsen Citate sich zu begnügen. Alle abweichende Auslegungen anzuführen sei theils widrig (taedii plenum) theils des beschränkten Umfanges des Werkes wegen unausführbar gewesen; in Ansehung der schwierigen Stelle III, 31. jedoch werden die verschiedenen Erklärungen noch nachgetragen. Nachdem aufserdem bemerkt ist, der Index grammaticus sei jetzt von dem Index verborum getrennt, und ein Index rerum hinzugefügt, wird zum Schlufs von dem Herausg. bedauert, dafs er einige kürzlich erschienenen Werke über Thucydides nicht habe benutzen können. Namentlich habe er den Commentar des Rec. zu Buch IV und V zu spät erhalten, die beiden Bloomfieldschen Werke habe er nur theilweise zu Rathe ziehen können, die Adversarien Dobree's nur in so weit, als Arnold etwas daraus angeführt habe.

So weit die eigenen Aeufserungen des Herausg. über sein Werk. Rec. will dasselbe jetzt mit Uebergehung der Lebensbeschreibung des Thucyd. dem Texte und den Anmerkungen nach prüfen. Jener hat unstreitig gegen die erste Ausgabe in einer beträchtlichen Anzahl von Stellen gewonnen, indem der Herausg. theils mehrmals da, wo er sich früher an Bekker angeschlossen, Rec. aber gezeigt hatte, dafs die Vulgata nicht zu ändern, oder seltener, dafs sie zu ändern war, dieses gethan hat, theils in einigen wenigen Stellen, in welchen er früher ohne Grund von Bekker abgewichen war, nun diesem gefolgt ist, beides gewöhnlich wie Arnold. Von ersterer Art sind im 8ten Buche folgende Stellen: Kap. 5. αὐτός statt αὐθις hergestellt (s. Arn.) und Ἀρταξέρξου statt Ἀρτοξέρξου

Kap. 13. zu Anf. αἱ vor ἀπό hergestellt, wo aber der Artikel wie bei Rec. und Arn. in Klammern eingeschlossen sein sollte, wenn Hr. Goell. nicht in der Anmerkung angeben wollte, daſs derselbe in mehrern guten Handschriften fehlt; Kap. 14. λεγομένων λόγων statt γενομ. λόγ., Kap. 23. und 100. Ἔρεσον und Ἔρεσος statt Ἔρεσσον und Ἔρεσσος, gleichfalls Kap. 23. τὸν ἑαυτοῦ στρατόν statt τὸν ἑαυτοῦ στρατὸν πεζόν, Kap. 35. ἀφεστήκει ἤδη ὑπὸ Τισσαφέρνους, wie jetzt auch Bekker, statt ἀφ. ἤδ. ἀπὸ Τ.; Kap. 48. ist ἦλθε und Kap. 50. κοινοῦσθαι mit Recht durch Klammern als zweifelhaft bezeichnet; Kap. 66. προὔσκεπτο, wie jetzt auch bei Bekk., statt προὐσκέπτετο aufgenommen, desgleichen Kap. 76. προκαθημένης statt προσκαθημ.; Kap. 81. ἀπ' ἐκκλησίας statt ἐπ' ἐκκλ. hergestellt; Kap. 90. τὸ ἐντὸς τὸ καινὸν τεῖχος, wie jetzt auch bei Bekk., statt τὸ καινὸν τὸ ἐντὸς τὸ τεῖχος aufgenommen; Kap. 102. Πρωτεσιλάω, wie jetzt auch bei Bekk., statt des aus zu weit getriebenem Atticismus ehemals in den Text gesetzten Πρωτεσίλεω hergestellt; Kap. 106. νεκρούς, wie jetzt auch bei Bekk., statt τοὺς νεκρούς aufgenommen. Dazu kommt noch eine Stelle, wo jetzt nach Krueger's und Arnold's Vorgang von Bekker mit Recht abgewichen ist, nämlich Kap. 6. in αὐτοὶ ἔμελλον πέμπειν statt αὐτοῖς ἔμ. π. Von der 2ten Art, oder Stellen, in welchen früher mit Unrecht von Bekker abgewichen war, sind im 8ten Buche nur drei, Kap. 63. κατελέλυτο statt des frühern κατελύετο, ebendaselbst προὐτρέψαντο und ἐπαναστάντας αὐτούς statt des frühern προτρεψάντων und ἐπαναστάντες αὐτοί, endlich Kap. 66. ὥστε statt des frühern ὥς τε. Aber während alle diese Veränderungen zu billigen sind, kann Rec. doch nicht einräumen, daſs der Herausg. die Worte des Schriftstellers so berichtigt als möglich („quam poteram emendatissima") geliefert habe, und dieses aus 3 Gründen, 1) weil er nicht alle kritische Hülfsmittel benutzt, 2) weil er in mehrern Stellen die richtigere oder mehr begründete Lesart verschmäht, 3) weil er oft in Stellen, deren Lesart unsicher ist, die Varianten nicht angegeben hat. Was nämlich den ersten Punkt betrifft, so hat der Herausg. die Bekkersche Stereotypausgabe nicht zu Rathe gezogen, was um so mehr zu verwundern ist, da dieselbe nicht nur überall leicht zu haben ist, sondern auch von Arnold, dessen Werk unser Verf. benutzte, schon in dem letzten Theile vielfach gebraucht ist. So sind also die richtigeren Lesarten, welche in dieser Stereotypausgabe aufgenommen sind, wenn sie nicht schon von Rec. oder Arn. in den Text gesetzt waren, und mehrmals auch, wie sich unten zeigen wird, wo dieses schon von dem Letzteren geschehen war, vernachlässigt, so daſs in den letzten Büchern der Arnoldsche Text den Goellerschen an Richtigkeit übertrifft, was in den ersten nicht der Fall ist. Aber auch, wo der Herausg. abgesehen von jener Stereotypausgabe das Richtige leicht finden konnte, ist dasselbe mehrmals verschmäht. Hierher gehören erstens einige orthographische Punkte. So ist noch immer Ἄγις statt Ἆγι; was jetzt Bekker aufgenommen hat, geschrieben. S. Rec. Commentar zu IV, 2. So steht noch überall Θράσυλλος, ja, so weit Rec. sich entsinnt, selbst ohne eine Angabe der Schreibart mit einem λ, obgleich diese schon in den unter dem Text der Ausgabe des Rec. befindlichen Varianten überall in mehrern der besten Handschriften erscheint (VIII, 73. 75. 76. 100. 104. 105.), durch die Arnoldschen Vergleichungen noch mehr Beglaubigung erhalten hat, bei vielen andern Schriftstellern sich findet (s. die Frankf. Ausg. zu VIII, 76.), und von Bekker jetzt in den Text gesetzt ist. Eben so ist noch VIII, 108. Ἁλικαρνασσέας statt Ἁλικαρνασέας ohne Angabe einer Variante gegen die besten theils früher theils von Arnold verglichenen Handschriften, gegen den Gebrauch des Thucydides und anderer älterer Schriftsteller in solchen Wörtern und gegen die Arnoldsche und Bekkersche Stereotypausgabe geschrieben. Das noch immer Kap. 60. sich findende falsche Ἐρετρίαν statt Ἐρέτριαν scheint durch ein bloſses Versehen stehen geblieben zu sein, da Kap. 95. der richtige Accent hergestellt ist. Eben so, um von diesen orthographischen Dingen zu andern überzugehen, scheint VIII, 17. in ἐβούλετο — φθάσαι, τάς τε ἀπὸ τῆς Πελοποννήσου ναῦς προςαγαγόμενος αὐτούς, καὶ τοῖς Χίοις — τὸ ἀγώνισμα προςθεῖναι, die Auslassung von τέ wider Willen des Herausg. aus der ersten Ausgabe in die neue übergegangen zu sein, da in der Anmerk. gesagt ist, Arnold habe die Umstellung dieser Partikel bemerkt, wiewohl dieses nicht erst jener Engländer zu thun brauchte, da Haacke es schon gethan hatte. Kap. 29. in ἀναγαγόμενος δὲ καὶ ὁ Ἀστύοχος τῇ αὐτῇ ἡμέρᾳ ἐς ὀψέ, καὶ προςλαβὼν Χίαν ναῦν μίαν, ἔπλει ἐς τὴν Λέσβον ist gegen die besten Handschriften und ohne Angabe einer Variante ἀναγόμενος geschrieben, wozu das Vorkommen dieser Form in einigen

ähnlichen gröfstentheils gleichfalls zweifelhaften Stellen (z. B. Kap. 95., wo Bekk. jetzt aus Vat. ἀναγαγόμενοι) um so weniger berechtigte, da in andern Stellen, z. B. Kap. 19., wo das Particip des Präsens noch etwas mehr Autorität hat, das des Aorists eben so stillschweigend beibehalten ist. Kap. 34. steht geschrieben: Ἐν τούτῳ δὲ καὶ ἡ τῶν Ἀθηναίων στρατιώτισιν ναυσὶν ἐκ τοῦ Κωρύκου περιπλέουσα κατ' Ἀργῖνον ἐπιτυγχάνει τρισὶ ναυσὶ τῶν Χίων μακραῖς· καὶ ὥσπερ ἰδόντες ἐπεδίωκον, καὶ χειμών τε μέγας ἐπιγίγνεται, καὶ αἱ μὲν τῶν Χίων μόλις καταφεύγουσιν ἐς τὸν λιμένα. Hier haben schon mehrere eingesehen, dafs die Worte ὥσπερ ἰδόντες ungrammatisch sind; unser Herausg. aber erklärt sie, in der Hauptsache nach Bauer, also: et quam cito conspectas naves persequuntur, tam continuo tempestas oritur. Allein gegen diese Erklärung hatte schon Haacke erinnert, dafs ὥσπερ nicht, wie ὡς, als Zeitpartikel gebraucht werden zu können scheine. Unser Herausg. versichert zwar dagegen, es enthalte diese Partikel nichts Ungewöhnliches; sie habe vielmehr ungefähr dieselbe Bedeutung wie in der Formel ὥσπερ εἶχε. Aber in dieser ist ὥσπερ entschieden particula comparativa, weshalb man auch Lateinisch sagt *sicut* erat; folglich ist dadurch der Gebrauch desselben als Zeitpartikel nicht im mindesten erwiesen. Zweitens aber widerstrebt dieser Partikel auch das καὶ vor χειμών. Dieses soll continuo heifsen. Allein in den Beispielen des Thucydides, die für diesen Gebrauch angeführt werden, z. B. VIII, 8. ὡς δὲ ἔδοξεν αὐτοῖς, καὶ διεκόμισεν εὐθὺς μίαν καὶ εἴκοσι ναῦς, lehrt schon das hinzugefügte εὐθύς die Unrichtigkeit dieser Erklärung. Besser hat dieses καὶ in dieser Stelle und den ganz ähnlichen von Duker daselbst gesammelten schon Bauer daselbst gefafst. Man vergleiche auch Hartung über die Partik. I. S. 130. Da nun also diese Erklärung nicht zu billigen ist, so hat Bekker jetzt richtig aus der Vatikanischen Handschrift ὡς εἶδον geschrieben. Kap. 48. steht noch ὅ τε Ἀλκιβιάδης, ὅπερ καὶ ἦν, οὐδὲν μᾶλλον ὀλιγαρχίας ἢ δημοκρατίας δεῖσθαι ἐδόκει αὐτῷ, ἢ ἄλλο τι σκοπεῖσθαι ἢ ὅτῳ τρόπῳ — κάτεισι. Dafs aber von dem an sich widrigen dreifachen ἢ das zweite unrichtig sei, hat Rec., dessen Worte der Herausg. beigefügt hat, gezeigt. Ob nun gleich derselbe nichts gegen diese Beweisführung erinnert, und nicht einmal die Art, wie Arnold die Vulgata zu entschuldigen versucht, erwähnenswerth gefunden hat, so ist doch der gewöhnliche Text beibehalten, während Bekker jetzt richtiger aus cod. Vat. οὐδ' aufgenommen hat. Kap. 64. zu Ende steht geschrieben: σωφροσύνην γὰρ λαβοῦσαι αἱ πόλεις καὶ ἄδειαν τῶν πρασσομένων ἐχώρησαν ἐπὶ τὴν ἄντικρυς ἐλευθερίαν, τὴν ὑπὸ τῶν Ἀθηναίων ὕπουλον εὐνομίαν οὐ προτιμήσαντες. Dazu wird bemerkt, Reiske und Arnold billigten ἀπό statt ὑπό, Rec. aber vertheidigte ὑπό in den Anmerkungen zu I, 110, 2. Indefs lehrt Rec. dort keinesweges, *dafs* es beizubehalten, sondern, *wie* es, wenn es von Thucyd. herrühren sollte, zu erklären sei; zu den Varianten unserer Stelle aber hat er bemerkt, dafs ἀπό wahrscheinlich zu billigen sei, und die Worte τὴν ἀπὸ τῶν Λακεδαιμονίων ἐλευθερίαν verglichen; Bekker endlich hat jetzt ἀπό aus der Vatikanischen Handschrift aufgenommen, was auch unser Herausg. hätte thun sollen. Schwieriger ist in derselben Stelle die Entscheidung über die Lesarten αὐτονομίαν und εὐνομίαν; indefs hofft Rec. in dem Commentar zu dieser Stelle zu zeigen, dafs die Gründe Arnold's, durch welche sich Hr. Goell. hat bestimmen lassen das früher aus den besten Handschriften nach Bekker's Vorgange aufgenommene αὐτονομίαν wieder zu verdrängen, nicht zureichend sind. Kap. 69. wird gelesen: τοὺς τετρακοσίους ἤδη ὕστερον τρόπῳ τοιῷδε ἐς τὸ βουλευτήριον ἐσήγαγον. ἦσαν δ' Ἀθηναῖοι πάντες ἀεὶ οἱ μὲν ἐπὶ τείχει u. s. w. Dafs aber das δὲ nicht richtig sein könne, da man entweder γάρ oder keine Partikel erwartet, hat Rec. gezeigt. Arnold räumt dieses ein, wenn man nicht eine Parenthese und nach derselben eine verwirrte Construction annehmen wolle, und er hat, wie Bekker in der Stereotypausgabe, δ' eingeklammert; unser Herausg. aber schweigt, und hat keine Klammern hinzugefügt. Kap. 81. steht noch Θρασύβουλος ἀεὶ — τῆς αὐτοῦ γνώμης ἐχόμενος· aber nach Vergleichung der von Rec. in dem Commentare zu I, 140. beigefügten Stellen wird es niemanden zweifelhaft sein, dafs die Lesart der Vatikanischen Handschrift τῆς αὐτῆς γνώμης, die Bekker jetzt aufgenommen hat, den Vorzug verdiene.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 65.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

October 1837.

Neuere Litteratur des Thucydides.

(Fortsetzung.)

In demselben 81sten Kapitel weiter unten steht ohne alle Bemerkung περὶ πολιτικῶν πολλὰ εἰπών, obgleich die Auslassung des ehemals hier vorhandenen Artikels vor πολιτικῶν in der Didotschen Ausgabe mit besseren Gründen, als gewöhnlich dort zu finden sind, bekämpft ist, und Bekker und Arnold ihn hergestellt haben. Kap. 83. steht noch bei unserm Herausgeber ohne irgend eine Bemerkung ξυνιστάμενοι πρὸς ἀλλήλες· aber Recensent hat schon zu den Varianten gezeigt, dafs κατ' ἀλλήλες, die Lesart der Vatikanischen Handschrift, den Vorzug zu verdienen scheine, und diese haben Bekker und Arnold aufgenommen. Kap. 95. hatte Hr. Goell. schon in der 1sten Ausgabe abweichend von Bekker διέχει statt ἀπέχει in den Worten ἀπέχει δὲ μάλιστα ὁ Ὠρωπὸς τῆς τῶν Ἐρετριέων πόλεως θαλάσσης μέτρον ἑξήκοντα σταδίες beibehalten. Dagegen hatte Rec. erinnert, 1) dafs ἀπέχει in den besten Handschriften (Cass. Aug. It. Vat., man füge jetzt Pal. hinzu,) stehe, 2) dafs die dagegen geltend gemachten Worte des Thomas Mag. διέχει δοκιμώτερον ἢ ἀπέχει nichts bewiesen, *a*) weil sie etwas offenbar Falsches lehrten, was Duker zu II, 81. darthut, *b*) weil gerade ihretwegen, wie in anderen Stellen, in mehrern Handschriften ἀπέχει verdrängt sein könnte. Diese Beweisführung haben Haacke, der jetzt διέχει mit ἀπέχει vertauscht hat, wie Bloomfield und Arnold, überzeugend gefunden. Unser Herausg. aber hält noch immer an διέχει fest, ohne doch für dasselbe aufser jenem Zeugnifs des Thomas sonst etwas anzuführen, als die Glosse des Hesychius διέχειν, διεστάναι, διεληλυθέναι, welche, wie aus den Infinitiven und dem διεληλυθέναι klar ist, zu unserer Stelle nicht gehört. Vielleicht soll auch noch ein Grund des Verfahrens des Herausg. darin liegen, dafs ἀπέχει nur in wenigen Handschriften steht; denn dieses ist zu Anfange der Anmerkung bemerkt; aber bekanntlich kommt es zunächst nicht auf die Zahl, sondern auf den Werth der Handschriften an, was der Herausg. durch sein eigenes Verfahren an vielen Stellen anerkannt hat. Während in diesen und ähnlichen Stellen es kaum zweifelhaft scheint, dafs die von dem Herausg. gewählte Lesart nicht die richtige ist, so hätte er bei Benutzung der Bekkerschen Stereotypausgabe oder auch nur bei sorgfältigerem Gebrauch der diese schon in den letzten Büchern berücksichtigenden Arnoldschen, noch manche Lesart dort aufgenommen finden können, die, wenn auch weniger evident, doch aus einem oder dem andern Grunde vor der Vulgata Vorzüge zu haben scheint, und also gewifs Erwähnung verdiente. Dahin gehören z. B. mehrere Wortstellungen, als das seltenere ὕστερον οὐ πολλῷ statt des gewöhnlichern οὐ πολλῷ ὕστερον nach Vat. bei Bekk. ed. Ster. VIII, 95.; desgleichen τῷ πολέμῳ ἐτελεύτα τῷδε VIII, 60. nach Vat. bei Bekk. ed. Ster. und Arn. statt ἐτελ. τ. πολ. τ.; ferner der Zutritt oder die Weglassung des Artikels vor Eigennamen, z. B. τῷ Τριοπίῳ VIII, 35. nach Vat. bei Bekk. ed. ster. und Arn., was dadurch sich empfiehlt, dafs dieser Name, nachdem er das 1ste Mal ohne Artikel vorgekommen ist, in den folgenden Stellen dieses Kapitels immer denselben bei sich hat, und eben so und noch mehr ἐπὶ τῆς Μυκάλης, nachdem derselbe Name schon 3 Mal kurz vorher mit dem Artikel da gewesen ist; dialektologische Formen, wie ἢ κεῖνοι (ἤ' κεῖνο) VIII, 86. gleichfalls nach Vat. bei Bekk. ed. ster. u. Arn. Vgl. dort Rec. in den Variant. Noch gröfser ist endlich die Zahl derjenigen Stellen, in denen zwar ein ganz oder beinahe genügender innerer Grund zur Anwendung der Lesart nicht vorhanden ist, man aber doch ungewifs sein kann, ob die Vulgata oder eine andre Lesart, namentlich der Vatikanischen Handschrift in den letzten Büchern, den

Vorzug verdiene, und daher die letztere neben jener in den Anmerkungen, zumal wenn sie von andern neuen kritischen Herausgebern aufgenommen oder empfohlen worden ist, in dieser Ausgabe einer kurzen Erwähnung werth war. Dahin gehören z. B. die meisten übrigen von Bekker und theilweise von Arnold kürzlich in den Text gesetzten Lesarten, etwa mit Ausschlufs der verschiedenen Wortstellungen und der zutretenden oder fehlenden Artikel vor manchen Eigennamen, namentlich solche, wie *πυθόμενος τὰ περὶ τῆς ναυμαχίας* statt *περὶ τὴν ναυμαχίαν* VIII, 63. (vgl. Rec. zu der Stelle), *ἔτι* statt *ἐγγύς* VIII, 92., *ἀμφοτέρωθεν* statt *ἀμφοτέρων* VIII, 25., mehrere Verwechselungen von einfachen und zusammengesetzten Zeitwörtern, z. B. *ξυγκινδυνεύειν* (nicht unwahrscheinlich) statt *κινδυν.* VIII, 24., *ναυμαχεῖν* statt *διαναυμ.* VIII, 78. und 79.

Von dem Text und dem kritischen Theile des zu betrachtenden Werkes wendet sich Rec. zu dem Commentar. Hier ist nun zuerst anzuerkennen, dafs der Herausg. seiner Versicherung gemäfs die Anmerkungen der ersten Ausgabe einer sorgfältigen Prüfung unterworfen, und vielfach berichtigt und vermehrt hat, was, da es bei der Vergleichung beider Ausgaben gleich in die Augen springt, näheren Nachweises nicht bedarf. Es ist daher nicht zu bezweifeln, dafs, wenn dieses Werk schon früher als Handausgabe des Thucydides vielen willkommen war und wesentliche Dienste leistete, es in dieser vielfach berichtigten Gestalt noch mehr diesen Nutzen leisten wird, und mit vollem Recht Empfehlung verdient. Doch darf Rec. nicht verschweigen, dafs er glaubt, es hätte dem Werke in einiger Hinsicht noch leicht eine gröfsere Vollendung gegeben werden können. Zuerst ist allerdings zu bedauern, dafs der Herausg. die oben von ihm genannten Werke nicht benutzt hat, was, wie man meinen sollte, wenigstens in Ansehung der Bloomfieldschen hierher gehörigen und, wie es scheint, nur da, wo ihr Inhalt von andern schon mitgetheilt war, erwähnten Bücher, da sie viel früher erschienen waren, wohl durchgängig ausführbar gewesen wäre; indefs wird der, welcher das Hindernifs nicht näher kennt, hierüber nicht mit dem Verf. rechten können. Allein das kann man wenigstens mit Fug und Recht erwarten, dafs von den Werken, welche benutzt sind, ein gleichmäfsiger Gebrauch gemacht sei. Dieses ist aber namentlich in Ansehung des Arnoldschen nicht der Fall. Während einerseits aus diesem lange Anmerkungen, auch solche, die geringen Werth haben, wörtlich übersetzt und auch bei unwichtigen Dingen das Urtheil dieses Engländers bemerkt ist, so dafs man stellenweise glauben könnte, es sei des Herausg. Absicht alles Gute aus diesem kostbaren ausländischen Werke seinen Landsleuten mitzutheilen, sind auf der andern Seite lange und wichtige Anmerkungen und Excurse desselben ganz unberücksichtigt geblieben. So wird in sprachlicher Hinsicht nichts erwähnt von den Bedenken, die derselbe VIII, 78. gegen die Erklärung von *ἄλλως* durch nil nisi in einer langen Anmerkung aufstellt, in der er die Annahme jener Bedeutung für surely unsuitable to the present state of Greek philology kühn erklärt. Eben so wenig ist VIII, 80. bemerkt, dafs derselbe, wie Portus, die Worte *ἀθρόαις ταῖς ναυσί* mit *ἀντανήγοντο* in der Bedeutung des Ablativs verbindet, und diese Erklärung als die richtige zu rechtfertigen sucht. Desgleichen ist Kap. 87. nicht erwähnt, dafs Arnold in einer längern Note zu zeigen sucht, man müsse entweder *ὡς καὶ βοῆς ἕνεκα τῆς ἐς Λακεδαίμονα, τὸ λέγεσθαι* etc. oder *ὡς καταβοῆς ἕνεκα τῆς ἐς Λακεδαίμονα, τοῦ λέγεσθαι* etc. lesen; dafür wird schlechtweg gesagt, Arnold verwerfe die Lesart *τὸ λέγεσθαι.* In demselben Kapitel sucht dieser Engländer in einer längern Note die Lesart in den Worten *ὁ δὲ χάριν ἂν — μείζω ἔτι ἔσχεν* zu bezweifeln, weil *χάριν ἔχειν,* das unzählige Male *Dank wissen* bedeute, nicht zugleich *Dank empfangen* oder *eine Gefälligkeit erweisen* heifsen könne. Auch hierüber schweigt unser Herausgeber. Wollte nun derselbe das Nichterwähnen der Arnoldschen Erklärungen in solchen Stellen damit rechtfertigen, dafs er, wie in der Vorrede bemerkt sei, überhaupt nicht immer die von seinen abweichenden Erklärungen habe anführen wollen, so würde dieses allenfalls auf die 1ste und 4te der eben erwähnten Stellen Anwendung finden, nicht auf die 2te und 3te, da in jener die abweichende Auslegung des Portus wirklich angedeutet, in dieser die Ansicht Arnold's ungenau angegeben ist. Aber auch in solchen Stellen, in welchen der Herausg. gar keine Erläuterung hinzugefügt hat, und die Aufnahme der Arnoldschen Bemerkungen in Uebersetzung oder in einem Auszug einem fühlbaren Mangel abgeholfen hätte, ist dieses ein und das andre Mal versäumt. Hierher gehört namentlich die Stelle Kap. 37. *καὶ οὐχ ἥκιστα δὴ τὸν πρῶτον χρόνον*

ἐπί γε ἐμοῦ Ἀθηναῖοι φαίνονται εὖ πολιτεύσαντες, wo über das dunkele τὸν πρῶτον χρόνον und die Dauer der nach dem Sturze der Vierhundert in Athen eingesetzten Verfassung nichts bemerkt ist, obgleich bei Arnold eine weitläuftige Anmerkung über diese und damit zusammenhängende Punkte sich findet. Allzu kurz angedeutet sind auch die ausführlichen Untersuchungen Arnold's über Pylos, über welche nur zu IV, 8. gesagt ist: Sphacteriam nuper quidam coeperunt accipere esse peninsulam Palaeocastro, quae nunc augustis spatiis cum continente cohaeret; sic vero portum Pyli statuunt non esse sinum Navarini, sed lacum, quem nunc dicunt Osmini Aga. In utramque partem disputat Arn. Vol. II. p. 400 sqq., et disputata duabus tabulis explicat, sed rem sibi liquere negat. Ein dritter sehr fühlbarer Mangel zeigt sich darin, dafs die Citate der Matthiaeschen Grammatik, welche sehr zahlreich sind, und oft die Stelle einer andern Erläuterung vertreten, gewöhnlich nach den Seitenzahlen, nicht nach den Paragraphen der 2ten Ausgabe eingerichtet sind, und dadurch, da gleichzeitig oder nach den Angaben auf dem Titel sogar noch früher von dieser Grammatik eine 3te Ausgabe erschienen ist, für diejenigen, welche die ältere nicht besitzen, unbrauchbar werden. Viertens hat der Herausg., wie in der frühern Ausgabe, nicht selten das Eigenthum anderer als das seinige erscheinen lassen, oder so mit dem letztern verknüpft, dafs die Grenzen beider zu bestimmen ohne Vergleichung der Quellen unmöglich ist. So ist VIII, 22., was von den Periöken gesagt ist, mit Ausnahme der ersten Citate, eine wörtliche Uebersetzung der Anmerkung Bredow's; VIII, 24. die Bemerkung zu ἐκ καταλόγου ἀναγκαστοίν mit Ausnahme der Citate ist von Arnold entlehnt; VIII, 29. die zu ὅμως δέ mit ihrer falschen Erklärung (s. Bloomf.) und mit den Citaten ist ein Eigenthum Krueger's zu Dion. S. 354. VIII, 31. S. 396. das über τὰς Πελοποννησίων δέκα Gesagte gehört Arnolden an. Zu Kap. 61. ist die ganze lange Anmerkung zu ναῦς δώδεκα über die peloponnesische Flotte allen Theilen der Untersuchung nach von Krueger zu Dion. S. 299—301. entnommen, der nur in 2—3 Einzelheiten, wo er getadelt wird, wie gelegentlich genannt ist, und dem nacherzählt wird, Hippokrates sei mit 13 Schiffen gekommen, da es doch nur 12 waren. S. Kap. 35. Kap. 62. zu Ende wird, nachdem Arnold's Ansicht in der oratio obliqua vorgetragen ist (Arn. addit sententiam meliorem fieri —) fortgefahren: At aptum erat dicere —; welcher ganze Satz nach den Gesetzen der Latinität nur unserm Herausg. zugeschrieben werden kann, aber Arnolden nicht minder angehört als das Vorige. Kap. 65. zu Ende ist, was über μετέχειν τῶν πραγμάτων gesagt ist, gleichfalls stillschweigend von diesem Engländer entlehnt. Kap. 67. ist nur durch ein Versehen des Setzers das erste Anführungszeichen der von Krueger entnommenen längern Anmerkung ausgefallen, welches Z. 5. der Anm. vor Anecdd. Bekk. zu setzen ist. Nicht eben zu rügen ist es auch, wenn einzelne Citate von andern Gelehrten stillschweigend entlehnt werden, wiewohl die vielen aus dem Scholiasten des Aristophanes zu VIII, 73. über Hyperbolus wohl als von Krueger (S. 378) beigebracht bezeichnet sein sollten. Kap. 90., wo von Eetionea gehandelt wird, ist zwar der Satz vorausgeschickt: Castelli — haec mihi cum Arnoldo et partim Leakio ratio fuisse videtur. Aber aus diesen Worten wird man schwer schliefsen, dafs die folgende Entwickelung mit Einschlufs der beigefügten Worte Leake's bis zu S. 468. Z. 4. der Anm. eine blofse Uebersetzung der Arnoldschen Anmerkung ist. Nachdem der weitere Inhalt dieser später in oratio obliqua vorgetragen ist, addit Arn. — potuisse, fällt der Herausg. zuletzt wieder mit spes erat so in die oratio recta, dafs man nach den Gesetzen der Latinität nicht glauben kann die Ansicht des Engländers noch weiter mitgetheilt zu sehen. Von demselben ist auch einige Kapitel weiter (Kap. 93.) das entnommen, was über das Anaceum und die Ueberreste des Theaters gesagt ist, blofs mit Ausschlufs des Citates von O. Mueller. Und so wird sich wahrscheinlich noch in dem 8ten Buche, aus welchem alle diese Beispiele gezogen sind, andres der Art finden, da Rec. in dieser Hinsicht nur Kap. 22—31. und Kap. 61—93. mit den ihm zur Hand befindlichen Quellen verglichen hat.

So weit hat Rec. die Auswahl, Form und Quellen der Goellerschen Anmerkungen betrachtet; es ist nun nur noch übrig, dafs er sich über die Richtigkeit derselben äufsere. In dieser Hinsicht ist im Allgemeinen zunächst wieder anzuerkennen, dafs der Herausg. in der Regel in Stellen, wo mehrere Erklärungen aufgestellt worden sind, sich für die richtigere entschieden und bisweilen diese zuerst vorgetragen, und gewöhnlich zweckmäfsige Erläuterungen hinzugefügt hat. Doch

finden sich, außerdem dafs in einzelnen schwierigen Stellen das Urtheil natürlich mehrmals schwankend bleiben mufs, auch einzelne Unrichtigkeiten und Ungenauigkeiten; von welchen Rec. einige Proben aus jedem der beiden Bände geben will. Aus dem ersten wählt er zu diesem Zwecke Buch IV. Hier wird zu Kap. 3. behauptet, es sei ungewifs, ob unter Koryphasium eine Stadt oder ein Vorgebirge zu verstehen sei, und angenommen, es sei bei Thucydides bald dieses bald jenes. Aber wie hätte, wenn zur Zeit, wo die Athener diesen Ort besetzten, dort eine Stadt gleiches Namens oder Pylus gewesen wäre, Thucydides sagen können, er sei ἔρημον αὐτό τε καὶ ἐπὶ πολὺ τῆς χώρας, welche ἐρημία auch noch anderwärts angedeutet wird. Auch leistet den Athenern, als sie landen, niemand Widerstand, noch geschieht irgendwo der Pylier Erwähnung. Wenn also ja einige Einwohner vorhanden waren, so können dieses nur Bewohner einzelner Hütten gewesen sein, wie Strabo VIII. S. 359. nach Zerstörung des alten Pylus einige Messenier ὑπὸ τῷ Κορυφασίῳ wohnen läfst, zwar ohne bestimmt zu sagen, wie lange, aber doch so, dafs die folgenden Worte vermuthen lassen, dieser Zustand habe nach seiner Ansicht bis zu der Besitznahme durch die Athenienser fortgedauert. Von diesen aber wurde unstreitig keine Stadt, sondern nur ein Castell errichtet, in dem in der Folge, nachdem die Messenier aus Naupactus einen Theil ihrer Leute dorthin sandten Kap. 41., mehrere Häuser erbaut sein mögen, oder eine Art Flecken entstanden sein mag, wiewohl jene messenischen Ankömmlinge den Ort nur als Stützpunkt zur Verheerung von Lakonika benutzten. Wunderbar schreibt unser Herausg.: Restitui Lacedaemoniis non tantum urbem, sed etiam agrum urbis usque ad Buphradem et Tomea inter eos et Athenienses convenerat. Vid. IV, 118. Dort wird ja den Lacedämoniern überhaupt nichts wiedergegeben, sondern bestimmt, in welchen Grenzen die atheniensische Besatzung von Koryphasium während des Waffenstillstandes sich halten solle. Kap. 4. wird die mit Recht aufgenommene Lesart περιστᾶσιν noch mutata sententia gedeutet; aber diese Erklärung, welche durch den Sprachgebrauch nicht zu rechtfertigen ist, haben Bloomfield und Arnold mit Recht verworfen; es heifst nichts weiter als circumstantes. (*Die Soldaten, während sie müfsig an der Küste herum standen*). Kap. 8., wo der Herausg. über den Unterschied von δυοῖν und δυεῖν spricht, bemerkt er, Rec. habe I. 1. S. 223. gezeigt, dafs der von den alten Grammatikern angenommene Unterschied zwischen dem Genitiv und Dativ nicht nöthig sei; aber er setzt nicht hinzu, was zu wissen für den Leser des Thucyd. die Hauptsache ist, dafs bei diesem Schriftsteller auch im Genitiv immer δυοῖν vorzuziehen ist, und dieses jetzt durchgängig gelesen wird. Kap. 9. übersetzt der Herausg. ganz ungrammatisch ἐπισπάσασθαι (τοὺς πολεμίους) προθυμήσασθαι, hostes attractum iri, ut vires exsererent, indem er das Verhältnifs der Infinitive des Aorists und des Futurums geradezu umkehrt, von welchen überdiefs ἐπισπάσασθαι auf keine Weise passive Bedeutung haben kann. Es ist ἐπισπάσεσθαι, abhängig von προθυμήσεσθαι, zu schreiben, wie Rec. in seinem Commentar weiter entwickelt hat. Kap. 10. zu εὔελπις ὁμόσε χωρῆσαι τοῖς ἐναντίοις (ἕκαστος βουλέσθω), καὶ ἐκ τούτων ἂν περιγενόμενος, wird behauptet, ἂν περιγενόμενος habe die Bedeutung des Präteriti, und sei aufzulösen ἐὰν περιγένηται. Beides ist falsch, da aufzulösen ist ἐπεὶ (εἰ ὁμόσε χωρήσειε) περιγένοιτ' ἄν, in welchen Worten offenbar keine Bedeutung der vergangenen Zeit liegt. Man vergleiche Rost Gr. S. 120. e. bb. β'. Kap. 19. in den schwierigen Worten Νομίζομέν τε τὰς μεγάλας ἔχθρας μάλιστ' ἂν διαλύεσθαι βεβαίως, οὐκ ἢν ἀνταμυνόμενός τις καὶ ἐπικρατήσας τὰ πλέω τοῦ πολέμου κατ' ἀνάγκην ὅρκοις ἐγκαταλαμβάνων μὴ ἀπὸ τοῦ ἴσου ξυμβῇ, ἀλλ' ἢν παρὸν τὸ αὐτὸ δρᾶσαι πρὸς τὸ ἐπιεικές, καὶ ἀρετῇ αὐτὸ νικήσας παρὰ ἃ προσεδέχετο μετρίως ξυναλλαγῇ, nimmt der Herausg. an, αὐτὸ sei so viel als τὸ αὐτὸ δρᾶσαι πρὸς τὸ ἐπιεικές, d. i. ξυμβῆναι πρὸς τὸ ἐπιεικές, und νικήσας stehe prägnant, so dafs der Sinn sei *es über sich erlangend einen Frieden auf billige Bedingungen zu schliefsen.* Aber wenn νικᾶν prägnant mit einem Accusativ der Sache gebraucht wird, bedeutet es blofs *etwas ersiegen, durch Sieg etwas erlangen*, z. B. νίκην. Sollte also hier der Sinn darin liegen, *über sich selbst gewinnen*, so durfte dieser wesentliche Begriff nicht fehlen, da ohne ihn die Worte nur bedeuten *die Möglichkeit erlangt habend auf billige Bedingungen Frieden zu schliefsen*, was schon in dem Vorhergehenden liegt.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 66.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

October 1837.

Neuere Litteratur des Thucydides.

(Schlufs.)

Dieses bestätigt die von Hrn. Goell. verglichene Stelle selbst, Soph. Oed. C. 1206. *βαρεῖαν ἡδονὴν νικᾶτέ με λέγοντες*, wiewohl dort überdiefs Doederlein *ἡδονὴν* mit *λέγοντες* verbunden wissen will. Ferner würde nach dieser Erklärung das *καί* vor *ἀρετῇ* besser fehlen, da der Sinn, der durch die Interpunction, nach welcher *ἦν* ohne Verbum zu stehen scheint, verdunkelt und nicht ausdrücklich angegeben ist, offenbar der sein müfste: *sondern wenn jemand, sobald es ihm möglich ist auf billige Bedingungen Frieden zu schliefsen, dieses durch Herzensgüte über sich gewinnend wider Erwarten einen mäfsigen Vergleich eingeht.* Endlich ist dieser ganze Gebrauch von *νικᾶν* in der Prosa auf *νικᾶν νίκην, πάντα, γνώμην* und die übrigen von Matthiae Gr. §. 409, 3. angeführten bekannten Wendungen beschränkt, und seine Annahme macht die Rede hier ganz ungewöhnlich und dunkel. Wollte der Herausg. einen ähnlichen Sinn herausbringen, so mufste er die Lesart einiger Handschriften *αὐτόν* in *αὑτόν* verwandeln, und übersetzen *sich selbst besiegend*, was jedoch Rec. keineswegs empfehlen will. Kap. 27. zu den Worten *ἐδεδοίκεσαν μὴ σφῶν χειμὼν τὴν φυλακὴν ἐπιλάβοι, ὁρῶντες τῶν τε ἐπιτηδείων τὴν περὶ τὴν Πελοπόννησον κομιδὴν ἀδύνατον ἐσομένην ἅμα ἐν χωρίῳ ἐρήμῳ καὶ οὐδ' ἐν θέρει οἷοί τε ὄντες ἱκανὰ περιπέμπειν, τόν τε ἔφορμον χωρίων ἀλιμένων ὄντων οὐκ ἐσόμενον*, bemerkt Hr. Goell., er sehe nicht ein, wie die Worte *ἅμα ἐν χωρίῳ ἐρήμῳ* mit den übrigen zusammenhingen, und scheint deshalb nicht abgeneigt sie zu versetzen; wenigstens sagt er: mihi perspicuum videtur ea suo loco legi post *ἐπιλάβοι*. Sie sind aber ganz an ihrer Stelle, und wir haben hier, wie auch Arnold erkannt hat, die gewöhnliche Thucydideische Brachylogie, vermöge der *die Zufuhr würde ihnen an einem öden Orte unmöglich sein* gesagt ist für *die Zufuhr würde ihnen, da sie sich an einem öden Orte befänden*, oder *da diese an einem öden Orte sehr zahlreich sein müfste, unmöglich sein.* *Ἅμα* hängt mit dem ganzen Sätzchen zusammen, wie oft *τὲ — ἅμα-τέ* gesagt wird. Zu Kap. 28. wo steht *οὐκ ἔχων ὅπως ἐξαπαλλαγῇ*, wird behauptet, nach *οὐκ ἔχων ὅπως* sei das Futurum gebräuchlicher („solennius"). Dieses ist, wie aus den hinzugefügten Stellen II, 52. V, 65. erhellt, blofses Mifsverständnifs von den Worten des Rec. I. 1. S. 137., wo diese Wendung gerade von andern, in denen das Futurum in der indirecten Frage erscheint, bei Thucydides ausgenommen wird, was freilich als ein blofser Zufall anzusehen ist, da andre Schriftsteller auch nach *οὐκ ἔχειν ὅπως*, und Thucydides selbst nach der verwandten Wendung *ἀπορεῖν ὅτῳ τρόπῳ* das Futurum neben dem Conjunctiv gebraucht. Kap. 40. zu Anf. hält unser Herausg. den Satz *Παρὰ γνώμην τε δὴ μάλιστα τῶν κατὰ τὸν πόλεμον τοῦτο τοῖς Ἕλλησιν ἐγένετο· τοὺς γὰρ Λακεδαιμονίους οὔτε λιμῷ οὔτ' ἀνάγκῃ οὐδεμιᾷ ἠξίουν τὰ ὅπλα παραδοῦναι, ἀλλὰ ἔχοντας καὶ μαχομένους ὡς ἐδύναντο ἀποθνήσκειν· ἀπιστοῦντές τε μὴ εἶναι τοὺς παραδόντας τοῖς τεθνεῶσιν ὁμοίους* mit *ὁμοίους* für geschlossen, indem er zu *ἀπιστοῦντες* aus dem Vorhergehenden *ἠξίουν* ergänzt, und sagt, der Sinn sei: *und sie erwarteten es so, dafs sie niemand für einen Lacedämonier hielten, der die Waffen übergab.* Aber damit trägt er offenbar etwas in das Griechische hinein, was nicht darin liegt. Dieses giebt mit ergänztem *ἠξίουν* den Sinn: *sie meinten, die Lacedämonier überlieferten die Waffen weder aus Hunger noch aus irgend einer andern Noth, und sie meinten diefs, indem sie glaubten, diejenigen, welche die Waffen übergaben, wären den Gestorbenen nicht ähnlich.* Damit wird also, aufserdem dafs die ganze Rede holperig ist, eine Meinung, welche die Griechen vor der Zeit, als die Lacedämonier sich ergaben, hatten, mit einer andern, die

sie nach diesem Ereignisse faſsten, zusammengestellt, statt daſs die letztere eine Folge der ersteren sein und es nach der Goellerschen Erklärung statt *ἀπιστοῦν-τές τε* heiſsen sollte *ὥστε ἠπίστουν* (*ἀπιστεῖν*). Es ist also der Satz mit *ἀποθνήσκειν* zu schlieſsen, und *ἀπιστοῦν-τες* mit dem folgenden zu verbinden. Das dadurch in diesem entstehende Anacoluth *ἀπιστοῦντές τε — καί τινος ἐρομένου — ἕνα τῶν — αἰχμαλώτων — ἀπεκρίνατο αὐτῷ* erklärt zwar unser Herausg. für nicht zu rechtfertigen. Daſs dem aber nicht also sei, glaubt Rec., dessen Ansicht Arnold theilt, in seinem Commentar zu dieser Stelle gezeigt zu haben. Zu Anfange des 54sten Kap. zu den Worten *κατασχόντες οὖν οἱ Ἀθηναῖοι τῷ στρατῷ δέκα μὲν ναυσὶ καὶ δισχιλίοις Μιλησίων ὁπλίταις* ist eine Anmerkung geliefert, die mit den Worten anfängt: „Advexerant universos graviter armatos bis mille, non tot unorum Atheniensium, totidemque Milesiorum, ut sentit Wachsm. Antt. Gr. II. 1. p. 398, 28. Vid. cap. 53." Aber eben die angezogene Stelle des 53sten Kapitels bestätigt die Richtigkeit der Erklärung Wachsmuths. Denn dort heiſst es, die Athener seien zu Felde gezogen *δισχιλίοις ὁπλίταις ἱππεῦσί τε ὀλίγοις καὶ τῶν ξυμμάχων Μιλησίους καὶ ἄλλους τινὰς ἀγαγόντες*. Es werden also die Milesier von den 2000 Hopliten, die als Athenienser anzusehen sind, geschieden. Wie viele und was für Truppen die Milesier lieferten, erfahren wir im 53sten Kap. nicht; hier hören wir, daſs es gleichfalls 2000 Hopliten gewesen seien, die auch in unserm Kapitel, wie unser Herausg. selbst bemerkt hat, von *τῷ ἄλλῳ στρατεύματι*, d. h. den 2000 Athoniensischen Hopliten und den dazu gehörenden Reitern und andern Bundesgenossen, geschieden werden. Dabei ist es auch möglich, daſs, wie Hr. Goell. vermuthet, ein Fehler in der Zahl der Milesischen Hopliten enthalten sei. Nur muſs der Grund dieses zu vermuthen nicht der sein, daſs die Zahl sämmtlicher anwesenden Hopliten nur 2000 sein dürfe; sondern es konnte gesagt werden, die Zahl von 2000 Hopliten scheine für eine steuerpflichtige Stadt selbst von Milet's Reichthum zu groſs, es stimme diese Zahl, welche beinahe die Hälfte des erwähnten Heeres ausmache, nicht mit der ihr beigegebenen Zahl der Schiffe, die nur $\frac{1}{6}$ der Flotte betrage, und es ergebe sich aus dem, was weiter unten erzählt wird, daſs nicht diese Truppenabtheilung, sondern die mit *τὸ ἄλλο στράτευμα* bezeichnete die Hauptmacht gewesen sein müsse. Kap. 63. zu Anf. zu den Worten *τὸ ἐλλιπὲς τῆς γνώμης, ὧν ἕκαστός τι ᾠήθημεν πράξειν, ταῖς κωλύμαις ταύταις ἱκανῶς νομίσαντες εἰρχθῆναι*, bemerkt der Herausg. noch, wie ehemals, der Accusativ *τὸ ἐλλιπές* sei entweder als abhängig von *εἰρχθῆναι* anzusehen, oder, was wahrscheinlicher scheint, durch quod attinet ad zu erklären. Beide Erklärungen aber sind gleich unrichtig. Denn wenn *τὸ ἐλλιπές* von *εἰρχθῆναι* abhinge, so würde erstens statt des Accusativs der Genitiv zu erwarten sein, und zweitens entsteht der falsche Sinn consiliorum defectu excludi statt consiliis excludi. Was aber den Accusativ, der quod attinet ad bedeuten soll, betrifft, so wird die Richtigkeit dieser Erklärung am besten durch die Stelle selbst dargethan, auf welche sich der Herausg. beruft, nämlich Matth. Gr. S. 789. der 2ten Ausg. (§. 427.) Anm. 3. Denn dort heiſst es: „Was man öfters von einem accusativus absolutus erinnert hat, der auſser aller Verbindung mit dem Satze stehend durch quod attinet ad zu erklären sei, beruht auf ungenauen Erklärungen der angeführten Stellen. Gewöhnlich sind solche Accusative dadurch veranlaſst, daſs in Sätzen, die durch einen Zwischensatz getrennt sind, der Schriftsteller die vor dem Zwischensatze angefangene Construction nach demselben verläſst, und eine andre befolgt." Als ein solcher Zwischensatz aber kann der relative *ὧν — πράξειν* schon der Attraction wegen nicht angesehen werden, durch welche er auf das engste mit *τῆς γνώμης* verschmilzt, und die Anwendung der von unserm Herausg. gesetzten Commata unerlaubt wird. Uebrigens hat schon Bauer unsere Stelle, in der *τὸ ἐλλιπὲς* nur Subjectsaccusativ zu *εἰρχθῆναι* sein kann, richtig verstanden, und ihm sind Arnold und Haacke in der 2ten Ausg. gefolgt, auf die Rec. verweist. Mit Uebergehung der nächsten Kapitel wollen wir nur noch eine Stelle aus diesem Buche, nämlich im 85sten Kap., betrachten, da Hr. Goell. dort mehrere Einwürfe gegen die von Rec. aufgestellte Erklärung gemacht hat. Die Worte sind: *τὴν αἰτίαν οὐχ ἕξω πιστὴν ἀποδεικνύναι, ἀλλ' ἢ ἄδικον τὴν ἐλευθερίαν ἐπιφέρειν, ἢ ἀσθενὴς καὶ ἀδύνατος τιμωρῆσαι τὰ πρὸς Ἀθηναίους, ἢν ἐπίωσιν, ἀφῖχθαι. καίτοι στρατιᾷ γε τῇδ' ἣν νῦν ἐγὼ ἔχω ἐπὶ Νίσαιαν ἐμοῦ βοηθήσαντος, οὐκ ἠθέλησαν Ἀθηναῖοι πλέονες ὄντες προσμῖξαι, ὥστε οὐκ εἰκὸς νηΐτῃ γε αὐτοὺς τῷ ἐν Νισαίᾳ στρατῷ ἴσον πλῆθος ἐφ' ὑμᾶς ἀποστεῖλαι*. Die von diesen Worten zur Rechtfertigung des *ὥστε* von Rec. gegebene Erklärung ist folgende: *Quam-*

obrem (quum apud Nisaeam confligere cum hoc exercitu noluerint) *Athenienses navali quidem expeditione* (sumptuosa et difficili, qua maiorem exercitum transvehere non possint) *aequalem ei, qui ad Nisaeam praesto erat, missuros non est verisimile.* Dagegen erinnert Hr. Goell. 1), es müfste νηϊτικόν statt νηΐτῃ heifsen. Wahrscheinlich wollte er ναυτικόν sagen; denn νηϊτικόν konnte Thucyd. nicht schreiben. Aber zu νηΐτῃ ist aus dem Folgenden στρατῷ zu ergänzen, und νηΐτῃ στρατῷ und νηΐτῃ στόλῳ sind zwei adverbiale oft vorkommende Redensarten. Vgl. Bloomf. zu II, 24. Dann sagt der Herausg.: Si non maiorem, certe aequalem ei, quem apud Nisaeam habebant, exercitum mittere poterant. Sie *können* es freilich, aber Brasidas sagt, es sei *nicht wahrscheinlich, dafs sie es thun würden*; denn wenn sie mit einem gleich starken Heere schon einmal in der Nähe von Attika nicht gegen ihn zu kämpfen gewagt hatten, so war es warlich nicht wahrscheinlich, dafs sie ein solches eine kostspielige Seefahrt würden machen lassen, um sich mit demselben Feinde, mit dem es vorher den Kampf ausgeschlagen hatte, an der Grenze von Thracien zu messen. Drittens sagt unser Vf., wenn man das ἴσον nicht von der Zahl, sondern von der Beschaffenheit der Truppen verstehen wollte, so folgte daraus, dafs die Athener bei Nisäa mit dem Brasidas nicht hätten schlagen wollen, nicht, dafs sie keine auserwählteren Truppen gehabt hätten. Man sieht, dieser Einwurf beruht auf demselben Mifsverständnifs; der Vf. spricht wieder von dem *Können*, von dem im Griechischen nichts gesagt ist, statt von der *Wahrscheinlichkeit des Thuens oder Lassens.* Hören wir nun dagegen die Erklärung unseres Verfs., der ἐφ' ἡμᾶς statt ἐφ' ὑμᾶς gelesen wissen will: Ne quis forte dicat me contra Athenienses propugnando parem non esse. Noluerunt Athenienses apud Nisaeam contra me pugnare, unde probabile fit non eos missuros esse parem maritimae certe apud Nisaeam expeditioni exercitum, *sed terrestrem quoque vestrum*, Acanthiorum, et si qui alii socii sunt, quos non in partes meas pertraxero. Quo necesse fit, ut, quum, qui non mecum, adversus me futuri sint, eos, qui recusant, mecum iungi cogam. Diese Auslegung mufs Rec. für ganz verfehlt halten. Der Vf. geht schon von einem unrichtigen Satze aus; denn nicht Ne quis forte dicat steht im Griechischen, sondern καὶ (αἰτίαν ἕξω), *und man wird mich beschuldigen, dafs ich* —. Doch das ist das Geringste und blofs Mangel an Genauigkeit des Ausdrucks. Dann ist die ganze Ergänzung von *sed terrestrem — iungi cogam* rein willkürlich und durchaus nicht im Griechischen begründet. Wollte Thucyd. *sed terrestrem quoque* verstanden wissen, (alles Uebrige, was der Vf. ergänzt, liefs sich gar nicht auslassen), so mufste er μόνον hinzusetzen. Ferner war das Heer, dem Brasidas bei Nisäa sich widersetzt hatte, keinesweges νηΐτης in dem Sinne, in welchem der Vf. dieses Wort verstehen mufs, im Gegensatz zu einem Landheere, vielmehr waren es dorthin übergeschiffte Landtruppen. Wenn dieses also den in Chalcidice schon befindlichen Truppen der Bundesgenossen entgegengesetzt werden sollte, so mufste etwa gesagt werden: ὥςτε οὐκ εἰκὸς οἰκεῖον μόνον τῷ ἐν Νισαίᾳ στρατῷ ἴσον πλῆθος ἐφ' ἡμᾶς ἀποστεῖλαι. Endlich pafst der ganze Gedanke durchaus nicht in den Zusammenhang. Brasidas hatte gesagt, er würde, wenn die Akanthier nicht zu ihm abfielen, entweder keine wahre Freiheit zu bringen, oder gegen die Athener zu schwach und zum Widerstande unfähig zu sein scheinen. So wie er nun das erste disjunctive Glied im Folgenden Αὐτός τε etc. widerlegt, so mufs das 2te in unsern Worten als nichtig dargestellt, nicht aber gezeigt werden, warum Brasidas den Akanthiern keine Neutralität zugestehen könne, was erst Kap. 87. entwickelt wird.

So viele Stellen, in denen Rec. mit dem Herausg. nicht übereinstimmen kann, als Probe aus einem Buche des 1sten Bandes. Nun noch einige aus dem 2ten Bande, und zwar hier aus Buch VII vom 55sten Kapitel an. Zu diesem Kap. wiederholt der Herausg., indem er eine Conjectur Duker's empfiehlt, die Behauptung, der Plural μεγέθη werde nicht leicht anders als vom Erhabenen gebraucht. Man sehe dagegen Didot. Bald darauf, wo Bekker in den Worten οὐ δυνάμενοι ἐπενεγκεῖν οὔτε ἐκ πολιτείας τι μεταβολῆς τὸ διάφορον αὐτοῖς, ᾧ προςήγοντο ἄν, οὔτ' ἐκ παρασκευῆς πολλῷ κρείσσους, σφαλλόμενοι δὲ τὰ πλείω, nach κρείσσους das Particip ὄντες hinzugefügt, aber bemerkt hat, vielleicht sei der Accusativ ὄντας vorzuziehen, erwiedert Goeller: „Qui hic accusativus ferri possit, mihi quidem prorsus ignotum." Zu dem Accusativ aber ist offenbar δυνάμενοι προςάγεσθαι zu ergänzen, da das erste Glied dem Sinne nach so viel ist als οὐ δυνάμενοι οὔτε ἐκ πολιτείας τι μεταβολῆς τὸ διάφορον αὐτοῖς ἐπενεγκόντες προςάγεσθαι. Dann wird die Vermuthung Lindau's, κρείσσους müsse in κρείσσοσι verwandelt werden, weil die Athener damals sich nicht hätten rühmen können den Syrakusanern überlegen zu sein, so widerlegt, dafs behauptet wird, es sei die Rede von dem Zustande, in welchem die Athener zuerst gegen Syrakus gezogen wären. Aber auch von dieser Zeit läfst sich nicht sagen, die Athener seien ihren Feinden weit überlegen gewesen. Man sehe VI, 21. 23. zu Anf. (wo man freilich nicht der sprachwidrigen Erklärung unseres Herausg. folgen darf, die so beschaffen ist, als ob die Partikeln πλήν γε entweder gar nicht daständen, oder *und zwar nicht blofs* bedeuteten) 37. Denselben Zweck nun, welchen Lindau durch κρείσσοσι erreichen wollte, erlangt man durch Bekker's

Veränderung. Uebrigens wäre es ganz an der Stelle gewesen zu bemerken, dafs der Vf. πολλῷ κρείσσους verstehe, *obgleich sie weit stärker waren*; denn wenn man οὔτ' ἐκ παρασκευῆς κρείσσους verbinden zu können glaubte, so würde das Bedenken Lindau's durch den Zutritt der Negation von selbst gehoben. Kap. 57. zu Anf. hat unser Herausg. jetzt nach Rec. nur mit Beibehaltung von τις aus der frühern Ausgabe geschrieben: οὐ κατὰ δίκην τι μᾶλλον οὐδὲ κατὰ ξυγγένειαν μετ' ἀλλήλων στάντες, ἀλλ' ὡς ἕκαστός τις τῆς ξυντυχίας ἢ κατὰ τὸ ξυμφέρον ἢ ἀνάγκῃ ἔσχεν. Aber statt ἕκαστός τις war die Lesart der Handschriften ἑκάστοις beizubehalten, da der ihr entgegengesetzte Grund, ἔχειν in Verbindung mit den Adverbien εὖ. κακῶς und ähnlichen und einem Genitiv scheine nicht impersonell vorzukommen, von Arnold durch ein Beispiel des Herodot VII, 188. widerlegt ist. Auch ist der Plural von ἕκαστος deshalb zweckmäfsiger, weil nicht von Individuen, sondern von Völkern und Völkerabtheilungen die Rede ist. In demselben Kapitel zu Ende, wo von den Thuriern und Metapontiern gesagt wird, sie hätten an dem Sicilischen Feldzuge Theil genommen, ἐν τοιαύταις ἀνάγκαις τότε τῶν στασιωτικῶν καιρῶν κατειλημμένων, wird zu ἐν τοιαύταις ἀνάγκαις nach Bauer (ohne dafs die Worte als dessen Eigenthum bezeichnet sind) bemerkt: Intellige tali necessitate obstrictos fuisse, ut propter seditiones cogerentur fugere, patria excedere, quaerere apud Athenienses, ut tuto agerent, unde vitam tolerarent. Wunderbar genug, da unser Herausg. selbst vorher gesagt hat, Rec. habe nachgewiesen, es werde auf Kap. 33. Beziehung genommen, dort aber erzählt ist, die Athener hätten bei ihrer Ankunft in Thurii die ihnen feindlich gesinnte Partei eben aus der Stadt getrieben gefunden, und daher die Thurier leicht überredet sich ihnen anzuschliefsen. Kap. 60. werden in dem Sätzchen καὶ τἆλλα ὡς οἷόν τ' ἦν ἐξ ἀναγκαίου τε καὶ τοιαύτης διανοίας ἐπορίσαντο die schwierigen Worte ἐξ ἀναγκαίου — διανοίας übersetzt *in solcher Nothdurft und bei solchem Zwecke*. Aber dafs ἐξ ἀναγκαίου ohne Artikel und in dieser Verbindung, wo es, weil die Präposition auch zu τοιαύτης διανοίας gehören mufs, nicht adverbial gefafst werden kann, so nicht verstanden werden könne, sondern ἀναγκαίου zu διανοίας gehören müsse, wie dieses Adjectiv auch sonst generis communis ist, hält Rec. für sicher. Man vergl. auch Arn. In dem, was kurz vorher über den Tempel des Herkules bei Syrakus nach Arnold gesagt ist, heifst es: Hoc fanum Arn. ait fuisse in Neapoli; quae serius vocabatur, subter Epipolis, verum in iugo *paulo editiori* supra vallem Anapi. Aber für die letzten Worte sagt Arnold: but raised on a sort *of lower* ridge above the valley of the Anapus. Also gerade das Gegentheil von paulo editiori. So sind auch in andern Stellen einzelne Angaben Arnold's falsch oder ungenau ausgedrückt. Zu Kap. 64. εἴ τε ξυμβήσεταί τι ἄλλο ἢ τὸ κρατεῖν ὑμῖν wird noch immer gelehrt, ἄλλο sei oft κακόν, und dieses mit Citaten D'Orville's belegt, die alle nicht hierher gehören, da *etwas andres als der Sieg* natürlich eine Niederlage oder ein κακόν sein mufs. Kap. 65. zu den Worten προηγγέλθη δὲ αὐτοῖς καὶ ἡ ἐπιβολὴ τῶν σιδηρῶν χειρῶν heifst es: „Cave ἐπιβολή convertas *iniectio*; nam significat *consilium* (*Anschlag*)." Aber die getadelte Uebersetzung ist die allein richtige, da die Worte sich auf Kap. 62. beziehen, wo steht: εὕρηται δ' ἡμῖν ὅσα χρὴ ἀντιναυπηγεῖσθαι, καὶ πρὸς τὰς τῶν ἐπωτίδων αὐτοῖς παχύτητας — χειρῶν σιδηρῶν ἐπιβολαί, αἳ σχήσουσι τὴν πάλιν ἀνάκρουσιν τῆς προσπεσούσης νεώς, und da auch in unserm Kapitel bald darauf gesagt ist: ὅπως ἂν ἀπολισθάνοι καὶ μὴ ἔχοι ἀντιλαβὴν ἡ χεὶρ ἐπιβαλλομένη. Kap. 66. wird zu der substantivisch gesetzten Wendung τὸ παρ' ἐλπίδα, *durch das Unerwartete*, die schon IV, 62. dagewesen ist, nach einer veralteten Erklärungsweise ἀποβάντι ergänzt. Zu Kap. 70. wird in dem Satze πολλὴ μὲν γὰρ ἑκατέροις προθυμία ἀπὸ τῶν ναυτῶν ἐς τὸ ἐπιπλεῖν, ὁπότε κελευσθείη, ἐγίγνετο, πολλὴ δὲ ἡ ἀντιτέχνησις τῶν κυβερνητῶν καὶ ἀγωνισμὸς πρὸς ἀλλήλους die von Krueger gegebene Erklärung des Artikels vor ἀντιτέχνησις getadelt, da der Satz aus πολλὴ δὲ ἡ ἀντιτέχνησις ἦν τῶν κυβερνητῶν, ἢ πρὸς ἀλλήλους ἐγίγνετο, zusammengezogen sei; aber es wird nicht gezeigt, warum im ersten Gliede, das sich eben so auflösen läfst, bei προθυμία kein Artikel steht. Kap. 71. τοῖς σώμασιν αὐτοῖς ἴσα τῇ δόξῃ περιδεῶς ξυναπονεύοντες ἐν τοῖς χαλεπώτατα διῆγον ist ἴσα τῇ δόξῃ übersetzt *wie es die Kämpfenden machen sollten*, da es nur heifsen kann *ihrem Gedanken* (*ihrer Ansicht von der Schlacht*) *gemäfs*. Wegen des Dativs αὐτοῖς τοῖς σώμασι ist auf Math. Gr. §. 405. Anm. 3. verwiesen, wo von dem Dativ der Begleitung in Beispielen wie ἀλλ' αὐτοῖς ἵπποισι καὶ ἅρμασιν ἆσσον ἰόντες, bei welchem αὐτός seinem Substantiv immer vorangeht, die Rede ist, während wir hier den Dativ des Werkzeuges haben; denn derselbe gehört eigentlich zu διῆγον, und zu ξυναπονεύοντες ist zu ergänzen αὐτά.

So hofft Rec., was er an diesem schätzbaren Werke noch zu erinnern findet, begründet und die ganze Beschaffenheit der zu prüfenden Ausgabe zur Genüge dargethan zu haben. Er fügt nur noch mit wenigen Worten hinzu, dafs die Latinät des Herausg. im Allgemeinen sehr lobenswerth und nur durch wenige Flecken verunstaltet ist. Dahin rechnet Rec. den mehrmaligen Gebrauch von exspectare statt sperare oder putare mit dem accus. c. infin., z. B. exspectandum erat hostes attractum iri zu IV, 9. vgl. 13., das oft vorkommende versus ohne in oder ad bei Appellativwörtern, z. B. altum versus IV, 25., priusquam poterant, noch dazu in der oratio obliqua IV, 33., ait positum esse quia scriptor vult IV, 47., Cythera, ae, wie ehemals bei Tacitus, statt Cythera, orum, IV, 53., im 2ten Bande S. 346. und sonst milliaribus, auch sectio sexies mille hominum, so wie oft ähnliche Zahlbezeichnungen, die der klassischen Prosa fremd sind, Cnidi advenisse statt Cnidum S. 426., antequam proficiscebatur, noch dazu in der oratio obliqua, ebendaselbst, um von misertitudo (I. S. 448.), lacessitio (I. S. 450.) und ähnlichen späten oder veralteten Wörtern zu schweigen.

Poppo.

№ 67.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

October 1837.

XLV.

Die Religion der Römer nach den Quellen dargestellt von J. A. Hartung. 2 Thle. (1ster T. XIV u. 320 S. 2ter 298 S. gr. 8.). Erlangen, 1836. bei Palm und Enke.

Diefs Werk vereinigt viele Vorzüge. Der Stoff ist wirklich an den Quellen geschöpft und, was mehr ist, von einer Kritik gesichtet, die auf wissenschaftliche Sprachkenntnifs — vom Verf. bereits in früheren Schriften rühmlich dargelegt — und auf ein intuitives Talent sich gründet, welches in die Natur der Sachen eindringt. Die Abfassung läfst zu ihrem Vortheile bemerken, dafs Kenntnifs und Ueberblick des Ganzen bereits den Beginn der Ausarbeitung geleitet hat. Auch bot Einsicht in das Wesen der Religion als solcher dem Verf. für das Begreifen des Einzelnen, das Anordnen und Verbinden feste Gesichtspunkte dar. Folge davon ist eine zweckmäfsige Beschränkung, die mit Entfernung alles Müfsigen oder Halbklaren nur consequente Gedanken und bestimmte Resultate vorträgt. Dieser gute Haushalt durchdringt auch die Sprache, in deren klarem Ausdrucke die Gesundheit der Gedanken sich spiegelt. Man merkt dem bündigen Vortrage, der einen Nerv hat, die klassische Bildung an. Ich läugne nicht, dafs mir im Einzelnen das Verfahren bisweilen etwas zu peremtorisch, der Verf. zu kurzen Procefs zu machen schien; aber diefs darf nicht hindern, den Forschergeist und die kräftige Sammlung anzuerkennen, die das Ganze bewerthen. Es ist ein lehrreiches Ganze und die Darstellung, so oft sie nach Bereitung der historischen Grundlagen zu erweiterter Betrachtung sich öffnet, von redlicher Begeisterung so schön gehoben, dafs sie einen edeln Genufs gewährt.

Der *erste* Theil behandelt das Allgemeine, die Collektiv-Namen und generellen Begriffe der römischen Religion, die durchgehenden Einrichtungen und Anstalten, so wie das Wesentlichste von der Geschichte der Religion im Römervolk, und von der idealen Religionsgeschichte in seinen Sagen. Der *zweite* Theil nimmt die Gottheiten im Besondern unter fünf Classen durch.

Die *Einleitung* des Ganzen entwickelt populär, aber gedankenmäfsig, die Nothwendigkeit der Religion und in derselben des Anthropomorphismus. Dabei wird der Unterschied der heidnischen Religion von der christlichen darein gesetzt, dafs in jener die Freiheit unter die Nothwendigkeit beschlossen blieb; demgemäfs in ihr auch die Offenbarung mehr im Gebiete der Naturerscheinung als im Innern gesucht wurde; doch so, dafs die Pfänder der Offenbarung, an sich natürlich, der Bedeutung nach übernatürliche waren. Denn eine schlechthin natürliche Religion ist, wie der Verf. mit Recht erklärt, ein Widerspruch. Religion ist Offenbarung, Bund mit Gott, ihre Symbole sind Unterpfänder dieses Bundes, bedeutungskräftige Zeichen. Es wird dieser sprachlich und sachlich richtige Begriff des Symbols vom Vf. mit Nachdruck jener (Creuzer'schen) Ansicht entgegengesetzt, welche die Symbole für abstrakte Bilder nahm und sie aus dunkler Spekulation und verworrener Allegorie herleitete. In der That hat diese Symbolik, die vom Symbol weiter nichts als den Namen hat, den Vofs-Lobeck'schen Puritanern leicht gemacht, ihre Antisymbolik durchzusetzen. Der Verf. steht keineswegs auf Seiten der letzteren. Er verficht vielmehr auch an einer andern Stelle (S. 264 f.) den Satz, dafs nur diejenigen Völker eine Geschichte gehabt, die sich gleich im Anfange durch eine Offenbarung haben binden lassen, und dafs solche Bindung, die zugleich Beschränkung der Willkühr, Sonderung der Rechte, Stände durch heilige Satzungen ist, überall der Anfang der Geschichte sei. Ueber die Griechen bemerkt er (S. 269): „Nur wer von der Bedeutung der alten Religionen, ihrem Einflufs auf Sitten und Denkungsweise und ihrer innigen Verflechtung mit

allen häuslichen und bürgerlichen Verhältnissen keine Ahnung hat, kann verkennen, wie fest die Gebräuche und Gesinnungen des epischen Jahrhunderts mit Symbolengebrauch zusammengewachsen sind, und dafs Homer den Orpheus nicht blos hinter, sondern auch vor und neben sich hat. — Diese Formen waren vorhanden, aber das Volk hat durch den stillen Gang der Bildung (welche nur durch solche Formen möglich war) sich über dieselben erhoben?" — Auf der andern Seite weist der Verf. an Rom das merkwürdige Phänomen nach, wie ein Volk beim strengsten Festhalten an den ursprünglichen Ceremonien, wenn ihnen veränderte Lebensweise und Sitten den innerlichen Antheil entwunden, sich binnen weniger Jahrzehende seiner Religion total entfremden, den Symbolen fremde Bedeutungen, den Göttern anderes Wesen unterlegen und in einer neuen Mythologie die einheimische unvermerkt begraben kann (S. 249 ff.). Dieselbe Individualität der Religion, diese Beschränkung, welche die Keime der volksthümlichen Bildung befestigt, gereicht auch, sobald das Volksthum sich umgestaltet, der Religion zum Untergange.

Das Symbol ist, nach dem Verfasser, erstlich Gegenstand der Offenbarung, zweitens Eräugnifs, Art und Weise derselben. Darnach theilt sich der Religionsunterricht in Auslegung der Bedeutung und des Gebrauchs der Symbole, zweitens in Erzählung der besonderen Umstände ihrer Mittheilung: heilige Geschichte, Volkssage, Legende. Der Mythus beginnt mit der Persönlichkeit. Je mehr in einem Religionsglauben Personifikationen enthalten sind, um so reicher quellen die Mythen und kann aus mannichfaltigen und fortgehenden Berührungen des Glaubens mit der Natur und Erfahrung durch deren freie Ausbildung innerhalb der volksthümlichen Grenzen eine subjektive Religion in Theogonieen und Mythen sich entwickeln, die eine gewisse Mitte zwischen Philosophie und Religion repräsentirt (wie bei den Griechen). Doch kann diese Mythenklasse auch fehlen, wenn (wie bei den Römern) die freie Thätigkeit des Geistes die Richtung auf das praktische Leben genommen hat und die subjektive Religion in der positiven ganz aufgegangen ist. Die letztere aber, die vom Bedürfnifs erzeugt und vervollständigt wird und auf speciellen Verkehr der Menschen mit der Gottheit sich gründend, unmittelbar in die Schicksale der Einzelnen wie der Staaten eingreift — diese positive Religion ruft nothwendig eine andere Mythenklasse, die nicht fehlen kann, jene Legenden hervor, welche bestimmt sind, den göttlichen Ursprung der Satzungen und Richtungen, auf deren Grunde der Organismus des Staates ruht, zu überliefern. Diese Mythen sind Correlate der Symbole. Und so kann ihre Deutung nur durch ein Verbinden der Sage mit dem Symbol geschehen; wozu die Mittel in den Religions-Alterthümern liegen. Grundlage der Letzteren ist die Idee des Opfers. Aus dieser gehen die Entnehmung der Offenbarung und Ceremonie, die Ascetik und der Gottesdienst, Reinigung und Sühne hervor. Sie genügen so lange, bis übergreifende Bildung und entbundener Forschergeist, oder aufgepflanzte Bildung und Vermischung, die Bedeutungskraft herausgezogen.

Der *zweite* Abschnitt erklärt in 11 §§. die römischen Begriffe von der *Gottheit* und den heiligen Wesen unter folgenden Abstufungen: numen und deus, genii, semones, manes, lemures, lares, aborigines, larvae, penates, indigetes, novensiles. Von semo macht der Verf. wahrscheinlich, dafs es bei Varro nur nach etymologischer Muthmafsung für Halbgötter gebraucht, ursprünglich gleichbedeutend mit genius sei. Eben so einsichtig unterscheidet er in Betreff der penates blofse Vermuthungen und Schlüsse der einzelnen Schriftsteller von der ursprünglichen Vorstellung. Zugleich ertheilt er in Verbindung mit diesen Religionsbegriffen den Sagen von Hostus Hostilius und Mettus Curtius, von Quirinus, Aeneas, Indiges, Latinus, von Caeculus und Servius Tullius, Gaja (Gegania) und Tanaquil ein erfreuliches Licht.

Der *dritte* Abschnitt handelt in 8 §§. von den *Zeichen:* omen, portentum, auspicium und augurium, haruspicium. In der Erklärung von spectio und nuntiatio sucht der Verf. *Otfried Müller's* Darstellung (Etrusk. II, 112 f.) etwas zu restringiren, besonders will er bei Festus p. 257 mit weniger Aenderungen ausreichen. Allein *Müller's* Emendation: *Spectio et* nuntiatio (für die Augurn, im Gegensatz der Magistrate, die *nur* spectio haben) wird im höchsten Grade empfohlen durch das unmittelbar folgende: qui *omne* jus sacrorum habent, *auguribus:* und das einschränkende spectio *duntaxat — magistratibus:* indem es ziemlich sinnlos wäre, zu sagen, *die Augurn haben das ganze Recht des Heiligen, die Magistrate nur die spectio,* wenn die Augurn diese *nicht,* sondern

ihrerseits auch nur die nuntiatio gehabt hätten. Desfsgleichen sind im Nächstfolgenden Müller's Aenderungen nach dem Buchstaben leicht und dem Sinne günstig. Wenn dagegen der Verf., bei Annahme desselben Sinnes, die Worte vertheidigt: nuntiando quae cum vidissent satis, weifs ich nicht, ob in ihnen ein passender Gedanke liege, da ich, trotz dem „sc. esset" des Verf. sie nicht verstehen kann. — An einem andern Ort (S. 116 Anm.) hätte der Verf. in Bezug auf Cic. leg. II, 8. sagen mögen, *O. Müller* habe Cicero's Worte nicht genau wiedergegeben (Etrusk. II. p. 116); dafs er sie „gänzlich mifsverstanden," würde der Verf. nicht gesagt haben, wenn er S. 136 desselben Buches, und S. 138, Anm. 46, verglichen hätte, wo die Sache richtig und deutlich bestimmt ist. — Noch minder ist er im Recht, wenn er seiner Erklärung der urbs, als Inneren eines *kreisrunden* pomoerium (S. 114) die kurze Bemerkung anhängt: „Ohngeachtet dieser Wortbedeutung und trotz Varro's und Plutarch's ausdrücklichen Zeugnissen erklärt *O. Müller* die urbs für ein Viereck und verwechselt sie mit der Roma quadrata." — Ist das alles? — So kann replicirt werden: „Ohngeachtet der Wortbedeutung, indem urbs von urvare, Furchen ziehen, herkommt (Fest. s. v. urvat), somit nicht eben Kreis bedeutet, und trotz Dionysius ausdrücklichem Zeugnifs (I, 88.), dafs Romulus die Gründungsfurche auf einem *viereckigen* Plane gezogen, erklärt A. Hartung die urbs für einen Kreis und trennt sie von der ursprünglichen Roma quadrata." Wer hat nun Recht? — Die Sache ist die: Das Zeugnifs des Dionysios, welches der Verf. stillschweigend verwirft, streitet mit dem des Plutarch, welches *Müller* selbst anführt, aber blos durch Varro's Ableitung der urbs von orbis veranlafst glaubt (Etr. II, S. 142 n. 68) und zieht *Müller* die Angabe des Dionysios aus Gründen vor. Aus dem Grunde nämlich, weil bezeugtermafsen diese urbs ein templum nach etruskischer Disciplin, die Form der templa aber nach der Uebersetzung bei Plutarch (Rom. 22. Camill. 32) πλινθία, πλινθίων ὑπογραφαί, wie auch nach der Beschreibung und den Resten etruskischer und römischer Götter-Tempel, ferner nach der Gestalt, welche noch jetzt die meisten etruskischen Städte erkennen lassen, ferner nach der Gestalt des Lagers, des Prätoriums und jenes templum, welches wir durch die Geschichte der Samnitischen legio linteata kennen (Liv. X, 38.) endlich nach der Gestalt etruskischer Feldmessung — viereckig war. Darum also und weil *Müller* auch aus einem Verse des Ennius (Etr. II, S. 145 n. 79) entnahm, dafs ursprünglich die Stadt Rom quadrata war, dann, weil Plutarch selbst (Rom. 9) die Stadt des Romulus Ῥώμην Κουαδράτην, ὅπερ ἐστὶ τετράγωνον, nennt, dagegen, wenn er nach Stiftung dieser noch ein kreisförmiges Umfurchen annimmt, wahrscheinlich irrt, — denn nach seiner eigenen Darstellung zeichnet ja der gepflügte Graben die Mauern und seine Unterbrechungen die Thore, somit die Gestalt der wirklichen Stadt vor — aus allen diesen Gründen nahm *Müller* an, dafs die ursprüngliche Stadtanlage vierseitig gewesen und es nur etwas Sekundäres sei, wenn jenes ummauerte Viereck auf dem Palatin, worin die Gründungs-Geräthe für urbes lagen, ebenfalls Roma quadrata genannt wurde. Hier ist also keine Mifsachtung von Zeugnissen, sondern Prüfung; keine Verwechslung, sondern ein Schlufs; und es stand dem Verfasser um so weniger zu, *Müllern* diefs Beides vorzuwerfen, als vielmehr *er* es war, der ausdrückliche Zeugnisse überging, während *Müller* die Akten vollständig und obenein Gründe gegeben hatte, ohne deren Widerlegung des Verfassers Entscheidung für Varro und Plutarch nichts beweist. Es sind noch im Folgenden ein par Stellen, wo der Verf. etwas diktatorisch zu Werke geht. Seine Einwendungen (S. 120 f.) gegen *Niebuhr's* und *Müller's* Ansicht, dafs den Etruskern der Sitz der Götter im Norden gewesen, sind doch nicht entscheidend. Er mufs das bestimmte Zeugnifs des Dionysios (II, 5) verwerfen, das des Varro (bei Fest. p. 260) corrigiren, und das des Servius (Aen. II, 693) dahin erklären, dafs die höheren Blitze und nicht gerade die nördlichen die bedeutsamern seien. Allein für's Erste bezeichnet Servius deutlich die nördliche Seite als die linke, die in der Disciplin der Augurn die stärkere sei; dann giebt er als Erklärung, dafs sie höher und darum den Göttern näher sei. Das Zeugnifs für den Norden als geehrtere Seite würde bleiben, auch wenn die Erklärung falsch wäre. Wenn sie aber im alten Glauben gegründet ist, wie denn der Verf. selbst noch weiter belegt, dafs der Süden für niedriger als der Norden gegolten, so bleibt ja, auch die Höhe als Grund genommen, immer der Norden vornehmer. Dahin führt auch entschieden, was wir durch Livius und Varro von der Inauguration und dem Auspiciren wissen; und der Verf.

konnte wohl den Osten als geehrte Seite bezeichnen, weil zwischen Ost und Nord die günstigen Zeichen fallen; dagegen ist seine Behauptung, dafs der Norden nirgends zu Ehren komme, und vielmehr der Süden mit dem Ost die geehrteste Weltgegend sei, ein blofser Machtspruch. Dafs der Auspicirende Süden vor sich hat, bei der Inauguration mit Wendung nach Osten, kann nichts für die Ehre des Südens beweisen, da die östlichen oder die nördlichen, nicht aber die südlichen Zeichen die guten heifsen, und der Einwand des Vfs.: „wer wird den Göttern, wenn er von ihnen Zeichen begehrt, den Rücken wenden?" auch wenn er sehr scheinbar wäre, die Ueberlieferung nicht umstofsen kann. Es ist aber keineswegs widersinnig, dafs der Auspicirende dieselbe Richtung annehme, in welcher die Götter gedacht werden, und erwarte, dafs sie über sein verhülltes Haupt her günstige Zeichen senden mögen. So gehen die Zeichen als schützende über ihm hervor und ihm zur Seite, gleichsam mit ihm, und kehren ihre Spitze gegen das, was ihm entgegen ist. Zu den mehrfachen Zeugnissen, wo in Verbindung mit Augurien die linke Seite für die heilskräftige erklärt wird, gehört auch Plut. quaest. Rom. 78, und wenn der Vf.: (S. 121) diese Stelle zum Beweise brauchen will, dafs solche Gewohnheiten keinen bestimmten Glauben voraussetzen, da sie nicht selten eine geschichtliche Veranlassung hätten: so widerspricht er den Grundsätzen, die er selbst mehrmals im Buche ausspricht und sonst immer befolgt. Wenn er nämlich die Ableitung der Augurien-Ansicht der Thebaner aus einem geschichtlichen Anlasse auf Entstehung solcher Bestimmungen bei den Römern anwenden will, widerspricht diefs seiner Erklärung in der Vorrede, mit Ausschliefsung von Vergleichungen die römische Religion in ihrer Selbständigkeit darzustellen. Und wenn er die Ableitung der römischen Augurien-Ansicht von Askanios oder Aeneas eine Herkunft aus geschichtlicher Veranlassung nennen will: widerspricht diefs seinem wiederholt und ganz bestimmt (z. B. S. 280) ausgesprochenen Lehrsatze, dafs solche Legenden *nicht* für historisch wahr zu halten und einzig als mythische Erklärung bestehender Bräuche und Satzungen zu fassen seien. Endlich, dafs nicht bei allen Zeichen die linke Seite den Vorzug gehabt, zeigt der Verf. freilich aus dem Epitomator des Festus p. 56: dextra auspicia prospera. Diese vereinzelte Glosse aber, die sich auf eine Stelle beziehen konnte, welche nach dem griechischen, nicht dem römischen Brauche gefafst gewesen, da sie wenigstens durch nichts ausdrückt, dafs sie eine Bestimmung der Augural-Disciplin wäre, kann doch wahrhaftig nicht beweisen, dafs „*in den meisten Fällen die rechte Seite für die die günstigere*" gegolten habe. Wäre diefs, so hätten wir uns in der That höchlich zu verwundern, dafs bei dem ersten Anlafs zur Gründung des römischen Volks (Virg. Aen. II, 693) und bei dem ersten Siege der mythischen Stifter in der neuen Heimat (Ibid. IX, 631) und bei Auspicirung und Gründung der Stadt Stadt Rom selbst (Ovid. Fast. IV, 833) immer links der Donner hallt. Diefs und dafs die Capitolinischen Götter dii laevi et laevae, sinistrarum regionum praesides et inimici partium dextrarum heifsen (Arnob. adv. g. IV, 5) sind Beispiele, welche für blofse Ausnahmen zu halten sich schwerlich jemand entschliefsen wird. — Ich erwähne hier gleich einer andern, meines Erachtens eben so einseitigen Polemik des Verfs. *Müller* (Etr. II. S. 125) sagt, wo templum für den Himmel gesetzt werde, sei immer der ganze, niemals, dafs er wüfste, ein Abschnitt des Himmels templum genannt. Diese Behauptung meint der Verf. (I. S. 142), könne durch jede beliebige Stelle bei Classikern widerlegt werden. Bei solchem Ueberflufs an Stellen, hätte er uns billig eine oder die andere nachweisen sollen. Er führt keine einzige an. Er beruft sich aber auf den Ausdruck *πλινθίον*, womit Griechen templum übersetzen. Hier irrt der Verf. Varro VII, 2. unterscheidet von dem natürlichen templum, dem Himmel, das *für die Auspicien geltende auf der Erde*. Es ist aber das Letztere, von welchem bei Plutarch (Cam. 32. Rom. 22) der Ausdruck *πλινθία* gebraucht wird. Von eben demselben *irdischen* templum, nämlich dem, welches *der Augur* für die Himmelsbeobachtung begränzt, ist auch bei Varro VII, 8 die Rede, so dafs diese Stelle dem Verf. nichts hilft, ganz richtig aber von *Müller* (Ebd. S. 132) behandelt ist.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 68.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

October 1837.

Die Religion der Römer nach den Quellen dargestellt von J. A. Hartung.

(Schlufs.)

Was der Verf. weiter gegen Müller deklamirt: „Umzäunung und Oeffnung gehöre gar nicht nothwendig zum Begriffe des Wortes templum" trifft diesen gar nicht. Etrusk. I. S. 132. 136. An der letzteren Stelle wird ausdrücklich bemerkt, dafs es templa gab, die *blos durch Worte bezeichnet* waren, während die minora templa auf irgend eine Weise eingezäunt wurden. Dafs aber das (ideale oder reale) templum nur *einen* Eingang haben durfte, sagt Varro VII, 2 ausdrücklich. Der Verf. fährt fort: „Vollends steht nirgends geschrieben, dafs ein ummauertes templum seinen Eingang im Süden haben mufste, vielmehr lauten die ausdrücklichen Zeugnisse dahin, dafs der Eingang und die Vorderseite der Tempel sowohl als der Altäre wo möglich immer nach Westen gerichtet war." Hernach wird Vitruv IV, 5 angeführt, dafs, wo möglich, das Bildnifs in der Cella nach Westen, der Altar davor nach Osten sehen müsse, damit auch die Betenden gen Osten blicken — Distinguendum est. Müller spricht vom Tempel-Gebäude nach altetruskischer Anlage und, ausgehend davon, dafs seine Verzeichnung, seine Theile und deren Lage, dem Namen und der Ueberlieferung zufolge, mit der Eintheilung des Auspicien-Templum übereinstimmen, ferner von der wirklichen Lage des Capitolinischen Tempels, endlich von der alten Sitte, nach dem Gebete sich rechts zu wenden, gewinnt er (S. 238 f.) die Bestimmung, dafs die postica an der Nordseite, die antica im Süden gewesen. Nirgends aber sagt er, dafs alle römischen Tempel nach altetruskischem Ritus gebaut sein mufsten und nicht auch ihre Lage, wie bei Vitruv, in griechischer Weise bestimmt werden konnte.

Diefs sind die Fälle, in welchen ich den Vf. zu kurz angebunden fand, ohne zu verkennen, wie wohlgeordnet er im Uebrigen die röm. Religionsalterthümer, wie treffend die darauf bezüglichen Sagen erläutert. So in dem Abschnitte, von dem ich ausging, die Sage vom Augur Navius Attius, von den Marcii und den italischen Sibyllen. — Der *vierte* Abschnitt bespricht in 8 §§. den *Gottesdienst*, das Heilige und Profane, die heiligen Stätten, Bilder, Zeiten, Personen, Opfer, Speisungen, Spiele, Gebete. — Hier hätten übrigens wohl auch einige Legenden von Tempelgründungen und die historischen Anlässe zur Vermehrung von Heiligthümern und Culten sich anknüpfen lassen. — Der *fünfte* in 5 §§. vom *religiösen Wandel*, Reinheit, Frömmigkeit, heiliger Feier, Observanzen, Büfsung und Reinigung. Der *sechste* in 7 §§. vom *Staat als Kirche*, Einheit der Rel., geistl. Obrigkeit, Religionsschriften, Staat und Haus, Verhalten gegen auswärt. Rell., fremde Elemente im röm. Götterdienst. In diesem Abschnitt werden wieder die positiven Keime verschiedener Legenden, von Numa Pompilius und Numa Marcius, Ancus Marcius und Tullus Hostilius, von Silvius und Julus, Amulius und Numitor, scharfsinnig nachgewiesen.

7ter Abschn. in 7 §§. von der *Geschichte der röm. Rel.*, vom ursprünglichen Charakter, dann der Vermischung mit dem Griechenthum (treffliche Bemerkungen in schöner Darstellung), von der überhandnehmenden Aufklärung, anderntheils dem Festhalten am Gegebenen, vom Charakter des gesammten Alterthums, dessen Blüthe und Verfall. — Einige der allgemeineren Sätze, die hier auf einleuchtende Weise entwickelt werden, hab' ich oben angedeutet. Hier und in der Einleitung, und schon in der lesenswerthen Vorrede, die verwandten Inhaltes ist, gibt der Verf. gründliche und für die Alterthumsforschung fruchtbare Ansichten der Cultur-Geschichte. Nur in Bezug auf eine einzelne Bemerkung der Vorrede (S. IV) möcht' ich das Alter-

thum in Schutz nehmen gegen den Verf., wenn er sagt, dafs man bei den Alten vergebens nach allgemeinen Anstalten zur Unterstützung Hilfloser und Nothleidender suche. Was erstlich die Gesinnug betrifft, so kommen ja nach Homer (Od. XIV, 56) alle Fremdlinge und alle Arme von Zeus, müssen gescheut und begabt werden. Dann die Einrichtungen betreffend, gewährte schon die grofse Oeffentlichkeit des Lebens, die Gemeinschaft der Staatsopfer, die Zugänglichkeit der Gemeinde- und Privat-Opfer, in vielen Staaten die gemeinschaftliche Speisung, in den demokratischen die zum Theil gesetzlichen Spendungen aller Art an ärmere Bürger von Seiten der Reicheren — schon diefs gewährte den Armen viele Vortheile. Bei den Gemein-Mahlen in Kreta war es ausdrücklich bestimmt, dafs die Waisen gleichen Antheil haben müssen, und in jedem Speisesaal waren die ersten zwei Tische für Fremde bestimmt (Athen. IV, 143 c. e). In Athen nahm sich der Staat aller Gebrechlichen, Krüppel und Verstümmelten an (Plut. Sol. 31. Schol. Aeschin. 3, 738), hielt Aerzte, welche die Armen unentgeltlich behandeln mufsten (Schol. Acharn. 1029) und verpflichtete zur Ausstattung verwaister Mädchen die Verwandten (Diod. XII, 18). Auch fehlt es nicht an einzelnen Beispielen, dafs der Staat Waisenkinder versorgte, dafs Gemeinden fremde Unglückliche verpflegten u. dgl. Doch diefs beiläufig.

Nach jener Charakteristik des Alterthums geht der Verf. vom Ueberblick der äufseren Geschichte zur mythischen über, indem er nach kurzem Unterricht von den Quellen der römischen Religionsbeschreibung nun im *achten* Abschnitt den *Sagen* eine besondere Behandlung in 11 §§. widmet. Ueber die Entstehung der Sagen, ihre Fortbildung durch Dichtkunst und Veränderung durch Schriftsteller gehen lehrreiche Bemerkungen vorher. Dann werden die vornehmsten Helden der röm. Legende durchgegangen, nämlich, da Aeneas und Latinus, Numa und Ancus Marcius, und Julius Proculus schon früher gedeutet sind, nun noch Quirinus, Horta, Romulus und Remus, Hostus Hostilius und Tullus H., Titus Tatius und Lucumo, Servius Tullius, Tarquinius, Tanaquil und Tarpeja; nebst scharfsinnigen Vermuthungen über Cacus und Horatius. — Gewifs wird diesen Theil jeder Mytholog mit Vergnügen und mit Nutzen lesen. Uebrigens zeigt der Verf. hier, wie durch das ganze Werk bei verschiedenen Anlässen starke Abneigung gegen die Annahme etruskischer Einflüsse auf die Bildung des Römervolkes und seiner Religion, und würden nach ihm neben den Ramnensern nur Sabiner in Betracht kommen. Nicht einmal die Tarquinier, noch minder die Laren gelten ihm für tuskisch, während doch bei jenen der Zusammenhang mit der etruskischen Metropole in reicher und unzweideutiger Tradition und im baaren Namen selbst vorliegt, bei diesen, deren Legenden nicht umsonst mit Tarquinius und Tanaquil verbunden sind, schon der Umstand, dafs Larth ein eigenthümlich etruskischer Ehrentitel und gewöhnlicher Vorname ist, entscheidend erscheinen mufs. Es ist seltsam, da in andern Fällen die Beweise des Verfs. gröfstentheils auf Namensgleichheit, bisweilen auf zweifelhafte sich gründen, dafs sie ihm hier, wo sie ganz offen liegt, gar nichts gilt. Auch die Ableitungen des Lucumo, Lucerus, Caelius, der vicus Tuscus in Rom und Tusculum geniren den Verf. nicht. Und wenn römische Bräuche und Symbole nach vielfachem Zeugnifs von den Etruskern herrühren, so beruft sich der Verf. auf daneben vorkommende Ableitungen von Romulus. Gegen alle Kritik. Denn dafs von aufsen Gekommenes dem Stammheros beigelegt wird, ist sehr erklärlich; nicht aber das Umgekehrte. In vielen andern Punkten, wo die Tradition zwischen Etruskern und Sabinern schwankt, entscheidet sich der Verf. stets für die Letzteren. Aber so scharfes Ausschliefsen ist niemals und um so weniger hier rathsam, als man nach O. Müller's Nachweisungen sich von einem frühzeitigen Zusammenflufs des Etruskischen und Sabinischen in Falerii z. B., in Fidenä, in Crustumerium, in Gabii wohl überzeugen kann. Wie kann daher — um nur ein Beispiel anzuführen — der Verf. so viel Gewicht darauf legen, dafs der Augur Attius Navius ein Sabiner von Geburt heifst, da ihn doch die Legende nicht minder den Schüler eines etruskischen Augurs und den steten Begleiter des etruskischen Tarquinius nennt? Zudem weist der Vf. selbst nach, wie das Gedächtnifs des Attius an ein fulguritum geknüpft war; dafs aber die Blitz-Bestattung ächt etruskisch und immer den tuskischen Haruspices in Rom anvertraut war, ist sattsam bezeugt (S. Müller Etr. II. S. 170 f.). Gedenkt man solcher Spuren nur im Einzelnen und, wie der Verf., gelegentlich in getrennten Artikeln, so lassen sie freilich mit Schein sich beseitigen; die Sache ist aber die, dafs die Tra-

ditionen vom Einflufs der Etrusker auf Roms früheste Geschichte und seine Religionsalterthümer, obgleich in manchem einzelnen Punkt übertrieben und entstellt, im Wesentlichen sehr gut untereinander und mit den Seiten übereinstimmen, die wir am Volks- und Religions-Wesen der Etrusker selbst kennen lernen. Aus diesem Grunde lassen sie gar wohl eine historische Behandlung zu. Dafs der Vf. einer solchen sich enthalten, soll ihm keineswegs zum Vorwurfe gemacht werden — sein Zweck war Darstellung der in Rom geltenden Religionen nach ihrem Begriff, gleichviel, unter welchen Anlässen sie recipirt wurden — aber besser hätte er gethan, seine gelegentlichen Controversen über den historischen Ursprung ganz wegzulassen, wenn er doch die Akten nicht vollständig geben wollte. Wer übrigens von diesem Zusammenhang auch nichts weiter wüfste, als was der Verf. da und dort bespricht, der müfste gleichwohl auf den Gedanken, dafs es mit der einfachen Originalität der Römer-Religion, die der Verf. festzuhalten strebt, nicht so ganz richtig sei, schon durch des Verfs. Darstellung kommen, da diese nicht umhin kann, auf einen und denselben Religions-Begriff und einfachen Glaubens-Träger je vier bis acht Namen von verschiedener Local- und Gentil-Anknüpfung zurückzuführen; Beweis genug, dafs hier theils Gleichartiges aus verschiedenen Gegenden her nebeneinander trat, theils Fremdartiges durch Nachbarschaft allmälig eine gegenseitige Assimilation erfuhr. Jene Beschränkung und Bindung, welche der Verf. mit Recht überall als Gründungsakt der Staatengeschichte und Volkscultur bezeichnet, kann auch bei den Römern keine That abstrakter Entschliefsung gewesen, mufs bei ihnen, wie bei allen Völkern durch die wirkliche Nothwendigkeit strengerer Bestimmungen als der blos natürlich gattungsmäfsigen erzeugt sein. Diese Nothwendigkeit kommt durch Collision verschiedener Stämme. Wo immer wir ein gröfseres Stück Geschichte überschauen können, sehen wir aus solchen Collisionen nicht nur die Anfänge der Staaten sich concentrirend emporringen, sondern auch die Epochen nationaler Geschichten mittelst ähnlicher Collisionen, Aneignungen des Fremden in verschiedenen Graden, Entfremdungen des Verwandten und Rückbeziehungen, immer durch Zersetzung nationaler Substanzen, Sitten, Rechte ihren Fortschritt finden und nehmen.

Im *zweiten* Theil gibt der Verf. eine systematische römische *Götterlehre*. Nach einem Capitel über die *Eintheilung* der Gottheiten: der *erste* Abschnitt über *die drei capitolinischen G.*, *Jupiter* (in 9 §§.), *Juno* (5 §§.), *Minerva* (1); der *zweite* Abschnitt: die *Gottheiten der Gestirne und Elemente* (8 §§.); der *dritte*: die G. des *Feldbaues und der Viehzucht* (8 §§); der *vierte*: die *Laurenter-Könige* (= Laren: Mars, Picus Martius, Lupercus, Faunus u. s. w. in 14 §§); der *fünfte*: *Getth. physischer und psychischer Zustände* (13 §§).

An einzelnen wenigen Stellen schien mir auch hier die Ueberlieferung zu knapp beschnitten zu werden. Vom Begriffe des Vedius z. B. halt' ich es für ein Leichtes, zu beweisen, dafs ihn der Verf. mit Unrecht auf die Namenserklärung des Ovid, welche der Vergleichung nicht Stich hält, beschränken will. Ich erlaube mir, auch diefs auf Rechnung seiner Antipathie gegen das Etruskische zu schreiben. Doch Diefs und Aehnliches dahingestellt, verdient der Verf. viel mehr unseren Dank für die Sorgfalt, mit welcher er durchgehends die Grundbedeutungen römischer Götter und den wahren Sinn der Bestandtheile des Cultus hervorstellt und gelehrt belegt. Mit Scharfsinn hat er verdunkelte oder alterirte Formen, wie den Regaranus, Sancus, die Laurenter-Könige in ihre alten Rechte eingesetzt. Und seine reichhaltige, lichtvolle Zusammenstellung ist als ein erwünschtes Geschenk für jeden Selbstforscher, jeden gebildeten Freund des Alterthums zu betrachten. Ein zureichender Index erhöht die Brauchbarkeit des trefflichen Buchs.

Ad. Schöll.

XLVI.

Aeneas Gazaeus et Zacharias Mitylenaeus de immortalitate animae et mundi consummatione. Ad codices recensuit, Barthii, Tarini, Ducaei notas addidit Io. Fr. Boissonade. Parisiis, 1836. *pp. XXV. u.* 530. 8.

Das günstige Geschick, welches in unserer Zeit einige fast verschollene griechische Autoren aus langer Vergessenheit an das Licht hervorzog, ist auch dem *Aeneas von Gaza* zu Theil geworden, und seine Bearbeitung von der kundigen Hand eines *Boissonade*

wird ihm für die Zukunft Leser sichern, welche in früheren Jahren niemals völlig mangelten. Was ihm bisher in der Meinung abging, um ein frisches und dauerndes Interesse zu geniefsen, wie es den Apologeten durch eine sehr übertriebene Tradition zugefallen war, das mag vielleicht bei näherer Erwägung seinen Werth besser begründen helfen. Allerdings gehört *Aeneas* mit *Zacharias*, seinem gewöhnlichen Begleiter, keinem der Zeitalter an, worin die werdende Kirche durch systematische Polemik, die gewordene und politisch gesicherte durch den Redeglanz vornehmer Geistlichen befestigt und verherrlicht werden mufste; jene beiden besitzen in der That, wenn sie auch nichts an Eifer und religiöser Gesinnung eingebüfst haben, weder den Schimmer der apologetischen Gelehrsamkeit noch das Gepränge homiletischer Beredsamkeit: allein im sechsten Jahrhundert, in dessen Anfängen sie lebten, war die alte patristische Kunst und überhaupt die christliche Wissenschaft arm an namhaften Vertretern, und es bedurfte der gewaltsamen Anstrengungen, welche die Neuplatoniker beim Erlöschen des Heidenthums selbst machten, um ihre Gegner wenigstens vorübergehend zu philosophischen Studien zurückzuführen und die dogmatischen Gegensätze der Parteien namentlich den Christen zur Prüfung näher zu legen. Diesen Kampf gegen die Schulweisheit, deren Mittelpunkt Alexandria, die Pflegerin aller Religionsverwandten, blieb, repräsentiren auf christlicher Seite *Aeneas*, *Zacharias* und *Iohannes Philoponus*, denen sich in ziemlicher Ferne unter lateinischen Autoren *Claudianus Mamertus* anschliefst. Ihre Waffen und Methoden gleichen sich in so hohem Grade, als man von den Jüngern der durch keine Differenz des Glaubens gespaltenen alexandrinischen Gesellschaft erwarten darf; um so tauglicher sind ihre Schriften, um die Geschichte der hinsterbenden Philosophie des Alterthums zu vervollständigen, und ohne hier auf den Zusammenhang einzugehen, in den sie der Theolog zu den kirchlichen Thatsachen beziehen mag (vgl. *Schröckh* christl. Kirchengesch. XVI. S. 81 ff.), kann es nicht uninteressant scheinen die Eigenthümlichkeit und den Gehalt der beiden ersten Männer in kurzen Umrissen zu schildern.

Ueber *Aeneas* hat *Wernsdorf*, der Herausgeber des Himerius, als er sich mit einer neuen Ausgabe beschäftigte, Forschungen angestellt, welchen Boissonade hinter seinem kurzen Vorbericht ihre Stelle eingeräumt. Die Zeitbestimmung anlangend, so war im Allgemeinen kein Bedenken jenen Autor in das Ende des fünften Jahrhunderts zu rücken; er selber bezeichnet den Philosophen Hierokles, der in der Mitte desselben blühte, als seinen Lehrer, die unter Kaiser Zeno bekannten Sophisten *Gessius* und *Zosimus* redet er in Briefen an, ferner gedenkt er der Verfolgung, welche die Orthodoxen von den Vandalen 484. erlitten: Umstände deren Zusammentreffen auf die Regierung des Anastasius hinweist. Seine Vaterstadt Gaza in Syrien hatte damals blühende Schulen der Rhetorik; in Alexandria hörte er den vielbesuchten Platoniker Hierokles (ihn selbst nennen Codices in der Ueberschrift, vielleicht ohne Grund, einen Platoniker); dafs er den heidnischen Glauben mit dem Christenthum vertauschte, diese von *Cave* und anderen aufgestellte Behauptung ruht auf keinem sicheren oder scheinbaren Zeugnifs, eben so wenig dürfte man mit Wernsdorf aus p. 76. schliefsen, dafs er in Konstantinopel gewesen; indessen ist nach sonstigen Spuren nicht zu zweifeln, dafs er die Anachoreten seiner Landschaft besuchte, und, wenn man den Aeufserungen in seinen Briefen trauen soll, dafs er in Gaza Rhetorik oder sophistische Kunst lehrte und viele Schüler gewann. Dies ist alles was man von seinem Leben weifs, zur Ergänzung mag noch dasjenige dienen, was wir aus dem vorliegenden Dialog entnehmen. Ist er Rhetor von Beruf gewesen, so sticht er in Wissen und Schreibart merklich von seinen Kunstgenossen, wie von Prokop dem Gazäer und Choricius ab, welche sich angelegen sein liefsen alle Feinheiten der attischen Diktion mit einer Auswahl gelehrter Kenntnisse geschmackvoll zu verknüpfen. Wenn wir diese zuweilen flitterhafte Ausstattung am Aeneas vermissen, so tritt freilich eine lange Folge rühmender Testimonien entgegen, welche seine Belesenheit, seine Vertrautheit mit Philosophen (*sectarum enim cunctarum placita habuit percepta: Platonem Plotinumque devoraverat!*) und Mythologen, die in einem so kleinen Raume zusammengedrängte Fülle von Notizen, endlich die Eleganz des mit fast kunstloser Natürlichkeit gemischten Stiles nicht müde werden zu preisen: s. namentlich Wernsdorf gegen den Schlufs seiner Abhandlung.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 69.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

October 1837.

Aeneas Gazaeus et Zacharias Mitylenaeus de immortalitate animae et mundi consummatione. Ad codices recensuit, Barthii, Tarini, Ducaei notas addidit Io. Fr. Boissonade.

(Schlufs.)

Allein jeder weifs wie gutherzig unsere Vorgänger waren, sobald es sich um den Ruf einer alterthümlichen Schrift handelte, wie der leise Anflug der Redefertigkeit und Erudition ihnen alle Düfte griechischer Musen und Grazien zu verbergen schien: nämlich in Zeiten, als die Charakteristik der Autoren und die Unterscheidung der Stilarten selbst den Meistern fern lagen. Was nun die Sprache betrifft, so schreibt Aeneas leicht und gebildet, aber etwas trocken und farblos, ohne sophistische Studien zu verrathen und ohne den Forderungen der Korrektheit durchaus zu genügen, wie er unter anderm im Gebrauch der Modi nachläfsig ist; im übrigen schimmern die Erinnerungen aus der platonischen Phraseologie durch. Auch in den philosophischen Studien geht er nicht über die Mittelmäfsigkeit hinaus; am genauesten kennt er *Plato*, doch nur im Gewande eines orientalischen Denkers, welcher die Geheimlehre der Chaldäer und Aegypter (p. 8.) nach Griechenland verpflanzte und besonders mit letzteren (p. 10) stimmt; hiernächst seine Ausleger und die eigentlichen Neuplatoniker, von denen er namentlich p. 12. aufführt *Harpokration*, *Boethus*, *Numenius*, vor allen *Plotin*, dem er einzelne Sätze, auch die Kenntnifs von älteren philosophischen Dogmen, verdankt; die letzten in der Reihe sind ihm *Syrianus*, *Proklus* (p. 14.), *Hierokles*. Aufserdem können bemerkenswerth scheinen die Erwähnungen von *Arrian* als Historiker; von *Hierokles*, dem durch Eusebius bekämpften Gegner der Christen und Sammler von Wundergeschichten (p. 19); von *Porphyrius* in Aufzählung der Kulte vergötterter Menschen (p. 38.) und in der Frage über Erschaffung der Materie, wofür Porphyrius die chaldäische Theorie (p. 51.) im Buch Λογίων συναγωγή oder περὶ τῆς ἐκ λογίων φιλοσοφίας benutzt hatte; von ägyptischer Chemie, welche Gold aus Schmelzung von Silber und Zinn hervorzubringen versicherte (p. 71); von Wundersagen bei *Theopompus* und *Eudoxus* (p. 72.), der die Wiedererweckung zweier uns unbekannter Menschen, des Lyders Tymon und des Atheners Timosthenes erzählte; neben etlichen mythologischen Kleinigkeiten. Wenn bei diesen geringen Mitteln Aeneas das Verdienst einer irgend selbständigen Forschung behaupten soll, so wird es einzig darin bestehen, dafs er die Spekulation des Neuplatonismus über das Verhältnifs der körperlichen Dinge zu den geistigen völlig auf den Standpunkt des christlichen Glaubens und Ahnens zurückbringt, und den Buchstab des strengen Dogmas mit den kühnen Phantasmen der Alexandriner färbt. Indem er zur Stufe gelangt zu sein meint, wo man Gott mehr als Plato glauben müsse, platonisirt er nicht etwa gleich Klemens und anderen Patres, denen die griechische Philosophie ein bequemes Supplement, eine fafsliche Form zur Verständigung mit gebildeten Kreisen darbot, sondern er setzt die Glaubenspunkte und Wünsche der damaligen Kirche in die plastischen Anschauungen und die Mystik der Alexandriner um, deren ohnehin schwankende Methode hier in kecke willkürliche Sprünge zerrinnt. Kirchliche Gesinnung darf man also von Aeneas, der in seinem Herzen schwerlich ketzerisch dachte, nicht begehren, und noch weniger sich wundern, dafs er z. B. die Schöpfung des Menschen etwas Pelagianisch fafst, oder die Wirkung des heiligen Geistes auf die Kraft der platonischen Weltseele zurückführt.

Doch ehe Referent den Inhalt jener Demonstration angibt, mag es rathsam sein die litterarhistorische Notiz von des Aeneas Schriften einzuschalten. Wir wis-

sen blofs von seinen Briefen und dem Dialog *Θεόφραστος*, welcher vom Objekt auch wol den Titel *Ἔλεγχος τῆς παρ' Ἕλλησι λογομαχίας* erhalten hat. Seine 25 Briefe sind seit Aldus nirgend als in den epistolographischen Sammlungen erschienen, und Wernsdorf wollte sie deshalb, da sie seit dem letzten Druck 1606. verschollen waren, der Vergessenheit entreifsen: ein nützlicher Plan, den Boissonade mit Zurücklassung einiger zweckloser Zugaben hätte verwirklichen sollen. Denn es fehlt an triftigen Gründen um sie zu verdächtigen: zwar folgen sie dem Ton und Apparat, der in diesen Schaustücken des Schulstaubes von frühen Zeiten her galt, und lassen die Individualität im blauen schweben; aber der Name Aeneas besafs zu geringen Klang, um zur Unterschiebung anzureizen. Einzig bedeutend ist indefs der kleine Dialog (denn er füllt hier nur 78 weitläuftig gedruckte Seiten), den zuerst die lateinische Uebersetzung des Kamaldulenser-Generals *Ambrosius* (angeblich Ven. 1513.) bekannt machte; wegen ihrer grofsen Seltenheit liefs Boissonade sie aus dem Genfer Abdruck 1645. zu Ende wiederholen, nicht ganz nach Willen seines praktischeren Verlegers, *qui cum diu haesisset, tandem se persuaderi passus est*. Füglich konnte sie fortbleiben; denn *Ambrosius Traversari*, der sich als eleganten und sachverständigen Uebersetzer unter seinen Zeitgenossen auszeichnet, hatte keine vorzügliche Handschrift erlangt, vielmehr eine lückenhafte, die von p. 24. an grofse Verwirrung zeigt: darum war es hinreichend in den kritischen Noten, wie der französische Kritiker gewöhnlich thut, die auffallendsten Lesarten (vgl. besonders p. 198. 209.) aus ihm anzumerken. Den Text gab aus dem Augsburger Codex mit lateinischer, etwas flüchtig gearbeiteter Uebersetzung *Johann Wolf* zu Zürich 1559. heraus, woran die Wiederholungen in den verschiedenen *Bibliothecae Patrum*, unter anderen durch den Jesuiten *Fronton le Duc*, sich anschliefsen; der Hauptsache nach auch die Edition von *Casp. Barth* 1653. (nicht 1655. dann mit verändertem Titelblatt 1658.) in allem Betracht ein monstroses Machwerk. Der Name Barth läfst schon einen durch Papier und Typen abschreckenden Sudeldruck erwarten; noch schlimmer, die paar wirklich angebrachte Verbesserungen sind durch zahlreiche Druckfehler und den Ausfall ganzer Linien aufgewogen; daneben eine von Fehlern wie absichtlich erdrückte barbarische Uebersetzung; endlich wie immer ein überströmender selbst in Digressionen (wie über Alexandria p. 379—389.) abspringender, Kommentar zum Aeneas und Zacharias, voll von Citaten und Frömmigkeit, arm an Gedanken- und wahrer Belesenheit (Boissonade p. 286. *Bonus ille Barthius, homo melancholicus et hypochondriacus, cerebelli congestione chronica laborabat etc.*), kläglich durch die ärgsten Mifsgriffe der Kritik: kurz, wie Bentley urtheilt, *πολυμαθέστατος, non κριτικώτατος*. Dennoch hat der neueste Herausgeber diesen Wust, aus welchem höchstens einige Nachweisungen zu excerpiren waren, der Länge nach aufgefrischt: seine Beweggründe, *libelli Barthiani raritas summa* (in Deutschland wenigstens trifft man ihn oft genug an), *summa quae homini doctissimo debetur reverentia*, stimmen übel zur voraufgehenden Verdammnifs der Noten, *nam plurimae prorsus sunt absonae.* Mit seinen eigenen Leistungen wird man sich besser verständigen können. Bisher war der Text überall verfälscht, öfters unlesbar, und was sich nicht immer entdecken liefs auch verstümmelt. *Boissonade* hat durch eine vollständige Vergleichung der drei guten Pariser MSS. und noch mehr durch zweckmäfsigen Gebrauch derselben seinen Autor bis zu demjenigen Grade der Reinheit hergestellt, welcher durch spätere Bearbeiter wenig gewinnen mag; und die vortreffliche typographische Ausstattung, wie man sie an Pariser Drucken längst gewohnt ist, mufs zur Lesung anlocken. Nächst der durchgehenden Berichtigung der Lesarten verdient die Ausfüllung der zum Theil erheblichen Lücken anerkannt zu werden, wo manches durch die Aehnlichkeit von Endungen und Wörtern verloren gegangen war; z. B. p. 21. bestand in *καὶ τὸ στρεβλοῦσθαι παρὰ τῶν μοχθηρῶν καὶ παίεσθαι* (l. *καίεσθαι* mit *Ambrosius*) blofs *καὶ στρεβλοῦσθαι*, 12. *Ἐπιγενόμενοι δὲ Πορφύριός τε καὶ Ἰάμβλιχος, ὁ μὲν πολυμαθής, ὁ δὲ ἔνθους γενόμενος*, 42. *Ὁ ἀγαθὸς νομοθέτης ἐπιστήμῃ, οὐκ ἐμπειρίᾳ προγινώσκει τῶν ἀνθρώπων τὰ πάθη, καὶ οὐκ ἀναμένει πάντα* etc. (ferner p. 49.) sind die gesperrten Worte hinzugekommen, mehr als einmal (pp. 6. 37. 68. 77.) auch Satzglieder ergänzt, worunter ein merkwürdiges Supplement p. 78. mit der eigenthümlichen Notiz dafs die Arkadier Menschenopfer dem Kronos weihten; überdies sogar halbe Seiten in 39. und 61. neu gegeben, und häufig die Interpolationen oder gemeineren Ausdrücke mit den feineren vertauscht. Wenige Stellen werden nunmehr Bedenken erregen (wie p. 6. *ϑε-*

ϱεῖν, 37. *καὶ γείτονος εὐχῆς*, wo Barth verständlicher *καὶ κρεῖττον ε.* hat, 44. *ἐπεὶ οὐδ' ἀνθρώπου εἴη*) oder Besserung verlangen: so p. 5. extr. *ὡς δεσμῷ τινι καὶ οἷον ἐν σήματι τῷ σώματι θαπτομένην τὴν ψυχήν*, wo mit p. 44. *δεσμώτιν καὶ οἷον κτλ.* zu lesen; 7. *τῇδε*, vielmehr *τὰ τῇδε*, und nach Spuren der codd. 9. *συμπαραθεῖς* für das falsche (in der Note p. 185. nicht passend vertheidigte) *συμπαραχθῇς*, 14. *κτηνώδη* für den täuschenden Fehler *ἰκτινώδη*, 26. 14. *συντάττεται*, (cf. p. 29.) statt *συνταράττεται*, auch würden 16. *ἤ σκηνῆς* und 66. extr. *τὸν χαλκοῦν* auszustofsen sein. In den bald ausführlichen bald gedrängteren Noten hat Boissonade meistentheils kritisches und sprachliches behandelt, und aus mancherlei Anlässen (ungefähr wie im Kommentar zu Theophylakt, und wie vermuthlich in dem nächstens erscheinenden über Psellus) die von ihm selbst anderwärts und von verschiedenen gemachten Beobachtungen vervollständigt, Stellen aus einem mäfsigen Kreise von Autoren zu berichtigen gesucht und Varianten mitgetheilt: woraus wir z. B. über den von *Tafel* herausgegebenen *Eustathius* besonders p. 354. von neuem lernen müssen, dafs sein Text auf einer ungenauen Kollation der Pariser Handschrift beruhe. So belehrend auch diese Bemerkungen sind, werden sie doch, wenn einmal was sehr zu wünschen unter uns ein Corpus der neuplatonischen Litteratur in einer Handausgabe zu Stande kommt, dort ohne wesentlichen Verlust einen beschränkten Raum erfüllen.

Endlich von der Gedankenfolge dieses Dialogs, welcher zwischen *Euxitheus*, der Hauptperson, und dem Athener *Theophrastus* geführt wird. Letzterer spielt eine zu traurige Figur und in ganz jungen Verhältnissen, um für den Peripatetiker zu gelten; wenn man nicht etwa den Aeneas alles gesunden Verstandes und historischen Wissens berauben will. Nachdem er also die berühmtesten Philosophen über Präexistenz der Seele und ihre Wanderungen verhört und mit allem Eifer die Metempsychose bestritten (dies Proömium bis zu p. 20.), auch dargelegt hat, dafs die Rechtfertigung der Uebel in der Welt, welche zur Schule des Lebens dienen, zu dieser Annahme nicht berechtige (der physiko-theologische Beweis, bis zu p. 39. mit vieler Beredsamkeit ausgedehnt): stellt er die Unsterblichkeit der für dieses Leben geschaffenen Seele auf. Hauptsächlich erweist er sie nur durch die Vorstellung, dafs Gott sie nach seinem Bilde schuf: p. 45. *τὸ δὲ τῷ ἀθανάτῳ προςόμοιον καὶ ἀθάνατον*: die Zahl der Seelen sei Gott bekannt und gehe in ihm auf (dafür nutzt auch er das berühmte *ἓν τὰ πάντα* p. 46. und das Resultat der Dämonologie, dafs alle Räume von unendlichen geistigen Kräften erfüllt würden, p. 47. *καὶ ὡς ἔφη τις τῶν παρ' ὑμῖν σοφῶν, κενὸν οὐδὲν οὐδ' ὅσον αἰθέρα καὶ τρίχα βαλεῖν*), und hiermit schliefst die erste Abtheilung bei p. 48. Noch entschiedener tritt der Neuplatonismus in der zweiten hervor, die Ewigkeit der Welt betreffend: als materielle Schöpfung hat sie Anfang und Ende, Gott aber entbehrt des Anfanges, weil er immer mit Freiheit schafft und alles erzeugte stets in sich behält, folglich die Dinge (der Emanationslehre gemäfs, die auf die Trinität Anwendung findet) aus seiner Vernunft sich entwickeln, *τὸν λόγον οὐσιωδῶς τέτοκεν* p. 50. Dies führt zur Auferstehung von den Todten, zur Rückkehr des sinnlichen in ein geistiges Dasein, p. 58. *οὐδὲν γὰρ ἔσται θνητόν, ἀλλὰ πάντα καινὰ καὶ ἀθάνατα, καὶ ὁ πᾶς οὗτος κόσμος καὶ ὁ ἄνθρωπος.* Aeneas beseitigt die Meinung der Platoniker (s. Boisson. p. 283.) dafs die Seele, nach dem Mafse ihrer Reinheit und Vollkommenheit, unter den Hüllen des Lichts oder des Sternenglanzes, der Luft oder eines gröberen Stoffes auferstehen werde; sie bedürfe zwar eines Leibes, doch nicht eines irdischen, welcher völlig verschwinden müsse, sondern eines neu aus den Elementen der Dinge zu gestaltenden: p. 62. *ὅταν ὁ δημιουργὸς καλῇ, πάντα πανταχόθεν συλλέγεται*, dieses nach der Analogie so vieler physischer Erscheinungen, welche sich aus dem geringsten Keime zum herrlichsten Wachsthum erheben. Ueberhaupt beharre in allem Wechsel der Materie ein formales Element (p. 65. *ἡ μὲν οὖν ὕλη φθείρεται καὶ διαλύεται, μένει δὲ σῶος καὶ αὐτὸς τοῦ εἴδους ὁ λόγος*): deshalb hätten sowohl die Leichname selbst minder tugendhafter Menschen Wunder gewirkt, als auch zuletzt die der christlichen Heiligen. Da nun einmal das Gebiet der Phantasie eröffnet ist, so bestätigt Aeneas seinen Satz, dafs auch dem Körper ein Antheil an der Seligkeit und an höheren Thätigkeiten gebühre, durch Erweckungsgeschichten aus der griechischen Mythologie, aus dem Leben der Anachoreten und an den Märtyrern der Vandalischen Verfolgung.

Weniges wird über *Zacharias* Bischof von Mitylene hinreichen: welcher in seinem Dialog *Ἀμμώνιος* so vieles in Plan, Beweisführung, Ausdrücken und selbst

im Schlufs, der gleichfalls mit einem Gebet endigt, mit Aeneas gemeinsam hat, dafs man zuweilen ein Bedenken hatte, wer von beiden der Vorgänger gewesen sei, oder (was noch paradoxer klingt) ob nicht dem Zacharias beide Schriften angehörten. Wir hören blofs, dafs letzterer die Kirchenversammlung zu Konstantinopel 536. besuchte; der Titel eines Σχολαστικὸς welchen er führt, worüber die Gelehrten in der Einleitung sich nicht vereinigen können, bezeichnet wie in anderen Fällen einen Rechtsgelehrten, woran um so weniger zu zweifeln, als er deutlich von seiner Person berichtet, er habe einmal die Schulen der alexandrinischen Philosophen mit denen der Juristen in Berytus vertauscht. Seine Bildung ist mittelmäfsig; von Plato hat er sich einige Gedanken aus Phädrus und Phädon angeeignet, weit mehr von Basilius und anderen Patres; er schreibt lebhafter als Aeneas, aber auch redseliger und minder korrekt, überdies sehr ungleich in der Komposition, die sich in kleinliche Sätzchen oder in formlose Perioden verliert. Das Buch selber bietet der Kritik geringe Schwierigkeiten dar, und aus den Pariser Handschriften ist nur weniges verbessert oder geändert worden; um so weitläuftiger sind die erklärenden Anmerkungen von *Tarinus*, *Ducaeus*, *Barth*, deren Gehalt nicht sonderlich befriedigt; *Boissonade* hat eine mäfsige Beisteuer geliefert. Uebrigens zerfällt der Dialog in zwei Abschnitte, welche fast einerlei Objekt mit obigem Theophrastus verhandeln. Zuerst wird gegen *Ammonius* Hermias Sohn erwiesen, dafs die übliche Demonstration für Ewigkeit der Welt, die man aus ihrer Schönheit abzuleiten und durch die Göttlichkeit der Sonne zu symbolisiren pflegte, schwach und voll von Widersprüchen sei. Darauf wendet sich der Streit gegen den philosophischen Arzt *Gessius*: Gott wirke nicht durch stete Schöpfungskraft, sondern durch Erhaltung dessen, was besteht (ungefähr wie Aeneas, p. 104. ἔχων τοὺς δημιουργικοὺς λόγους ἐν ἑαυτῷ); die Welt sei in der Zeit geworden und mit der Bestimmung unterzugehen, im Widerspruch mit der Ewigkeit Gottes, welcher aufser der Welt von Anfang an die Fülle seines Wesens behaupte. Der gröfsere Theil der Schrift erörtert deshalb die Freiheit des göttlichen Willens, gegenüber der Materie; daran schliefsen sich gleichfalls die Lehren von der Trias, von der Unfähigkeit der Welt unsterblich und für unsterbliche Bewohner zu existiren, und von der Auferstehung: alles ohne eigenthümliche oder anziehende Gedanken.

Bernhardy.

XLVII.

Beiträge zur neuern Kunstgeschichte von Ernst **Förster**. *Mit vier Kupfertafeln. Leipzig,* 1835. *bei Brockhaus.*

Dr. Förster aus Altenburg ist Künstler und Kunstforscher. In Italien nahm die mittelalterliche Kunst bereits 1826 seine Aufmerksamkeit in Anspruch. Von dort zurückgekehrt, malte er zuerst mit Götzenberger in der Universitäts-Aula in Bonn, dann führte er in den Arkaden des Hofgartens in München ein historisches Gemälde aus. Von neuem verweilte er in Italien und arbeitete dann in München im Königsbau nach W. Kaulbach's Entwürfen. Eine von ihm verfafste Erklärung der hier entstandenen Wandgemälde erschien 1834. Seit dem Anfange des Jahres 1833 befand er sich acht Monate auf Befehl des Kronprinzen von Bayern, in Begleitung zweier Kunstgenossen in Pisa, Lucca, Florenz und Siena, um von alten Bildwerken und Gemälden Zeichnungen anzufertigen. Aufsätze in den Zeitschriften, dem Kunstblatt, und Phönix erschienen als viel versprechende Vorboten seiner kritischen Leistungen, deren Ergebnifs den wichtigsten Momenten nach in die „Beiträge" niedergelegt ist. Seiner Reise im verflossenen Jahre nach Berlin und Dresden verdankt das Kunstblatt eine Beleuchtung der dortigen Gemälde-Sammlungen. Mit besonderen Aufträgen sendete ihn, wie es heifst, der König von Sachsen nach Italien. In Padua war es ihm in diesem Jahre vergönnt, eine Entdeckung zu machen, die alle früheren, wie wichtig sie auch sein mögen, weit aufwog. In einer eingegangenen Kapelle brachte er hier Fresken zum Vorschein, welche das Schönste übertreffen, das, seinem Ausspruch nach, im 14. Jahrhundert in Pisa, Siena und Florenz entstand.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 70.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

October 1837.

Beiträge zur neuern Kunstgeschichte von Ernst Förster.

(Schlufs.)

Da v. Rumohr's italienische Forschungen durch die herbe Entschiedenheit, mit der sie an den alten Glaubenssätzen rüttelten, eine sichtbare Verschüchterung zuwege brachten, so müssen wir um so dankbarer, als die 1832. erschienenen Streitschriften uns weder Vertrauen noch Mifstrauen in das Urtheil des Schriftstellers setzen lassen, eine Stimme aufnehmen, die unbefangen beipflichtet oder widerlegt. Auch Förster sah wiederholt die Gegenstände, die er beschreibt, und weifs gleichfalls seine Meinung durch urkundliche Zeugnisse zu begründen. Seine Berichtigungen in den Zeitschriften (hier las man, dafs auf einem Bildwerk des Biduinus der bärtige Judas für eine Magdalena angesehn sei, dafs Taddeo Bartoli nichts weiter als eine handwerksmäfsige Fertigkeit besessen, der in Raphael das eigentliche Licht angezündet haben sollte) hatten einen mehr bitteren Ton, als im vorliegenden Buch, dennoch sind sie nicht weniger aufrichtig. Einige sind dermaafsen schlagend (wie auf S. 9, 10, 215, wo falsch gelesen wurde, S. 86, wo ein Irrthum von anderthalb Jahrhunderten vorkömmt, S. 100, wo eine leicht zugängliche, für die ältere Kunstgeschichte wichtige, Urkunden-Sammlung unberücksichtigt blieb), dafs man geneigt ist, auch die zu unterschreiben, wo eine subjektive Auffassung manches leicht anders erscheinen läfst.

Die neun von einander unabhängigen Abhandlungen, die das zu besprechende Werkchen bilden, umfassen die wichtigsten Hervorbringungen der Kunst bis etwa zum Jahr 1400. Wenn die Sache vorzugsweise der Materie gilt, und ihren Repräsentanten Cimabue, Giotto, Simon von Siena, Lorenzetti und Petri, so wird auch die Bildhaueri behandelt, die unter Nicolao Pisano „um Jahrhunderte der geschichtlichen Entwickelung vorgegriffen," so wird durch Beschreibung der alten Facade des florentinischen Doms (S. 51 fgg.) gezeigt, welchen Rang damals die Baukunst behauptete, so wird auch die Goldschmiedekunst nicht aus der Reihe der Betrachtungen ausgeschlossen.

Es ist die gewöhnliche Meinung, dafs an dem marmornen Grabdenkmal des h. Dominikus in Bologna der erste und der letzte berühmte italienische Bildhauer Nicolao Pisano und M. A. Buonarrotti gearbeitet habe, dafs wie Giotto, J. van Eyck auch Nicolao von keinem Nachfolger übertroffen sei. Der Verf. schliefst aus der Aehnlichkeit zwischen dem Werk in Bologna und einem in Pistoja, welches letztere wider Vasari's Angabe einen lombardischen Meister zum Urheber hat, dafs auch das erstere von einem *lombardischen* Schüler Nicolao's um 1270 verfertigt sei (S. 21.), denn der Styl (die Formen sind unbestimmt, die Verhältnisse sehr lang, die Ausführung weich und glatt) stimmt nicht mit Nicolao's Marmorkanzeln in Pisa und Siena überein, welche sich nicht einer gleichen Vollendung rühmen können. Wenn der Verf. einer *unbestrittenen Annahme*, dafs die Arca des h. Dominikus dem Nicolao angehöre, entgegen zu treten glaubt, so irrt er, indem in der von Lanzi oft angeführten Guida: Pitture scolture ecc di Bologna 1782. mit Bezugnahme auf ein Manuscript von Pietro Lamo S. 208. berichtet wird: La cassa è d'incerto autore. Hier wird Niccolò dall' arca und Niccolò Pisano, für Morrona, I. S. 407, freilich nicht deutlich genug, unterschieden. Wenn es unwahrscheinlich ist, dafs man zu einem so kostbaren Denkmal als der Arca nicht die Thätigkeit des Meisters, der damals noch thätig war und der nicht Anstand nahm nach Siena und Pistoja zu reisen zur Darstellung geringerer Werke, in Anspruch genommen haben wird, sondern nur die des Schülers, so erscheinen die Gründe als beifällig, mit denen der Verf. wider Vasari darthut, dafs jenes nicht

als eine Jugendarbeit des Nicolao angesehn werden könne. Ein beglaubigtes Relief von 1233 in Lucca zeigt eine auffallende Verschiedenheit und scheint noch ohne Anwendung des Thonmodells (S. 19) gearbeitet zu sein, dessen er bei den späteren Werken, sowohl bei den nackten als bekleideten Figuren, nicht entrathen konnte, wie dieses, was v. Rumohr nur als Vermuthung hinstellt, überzeugend nachgewiesen wird. (S. 35, 50.) Nicht anders als Nicolao die Antiken nachahmte, von denen er nur Motive entlehnte, nahm er sich wohl die Sculpturen seiner Vorgänger zum Vorbild. Auf der ersten Kupfertafel sind zwei ähnliche Reliefs mit Kreuzesabnahmen abgebildet, das von Nicolao 1233. gefertigte und eines in Florenz muthmaafslich aus dem 12. Jahrhundert. Die Composition soll von dem einen auf das andere übertragen sein und daraus folgen, dafs Nicolao einen einflufsreichen Jugendunterricht in Florenz genossen habe. Die Annahme der Entlehnung ist aber zweifelhaft. Unwillkührlich pflanzten sich in weiter Verbreitung Stellungen, Gefühlsäufserungen fort, die bei denselben Gegenständen immer wiederkehren (man vergl. S. 215.), ohne dafs wir die fern liegende, gemeinsame Quelle der Entstehung nachzuweisen vermögen. Das Uebereinstimmende der Reliefs ist mehr etwas allgemeines, als einzelnes. Dafs Johannes und Maria zu beiden Seiten des Kreuzes stehn, bedingte Ev. Joh. 19, 26. Der Nägel ausziehende Nikodemus kömmt öfter vor. Das Motiv, dafs die Leidtragenden eine Erquickung darin finden, den Kopf, die Arme, die Füfse des vom Kreuze abgenommenen Heilandes an die Wange zu lehnen (nach dem Verf. S. 22, 24 mit Thränen zu benetzen) finden wir schon auf der Kreuzesabnahme auf dem Exterstein und noch auf einem Bilde des Castagna (Agincourt. Pl. 163). Da Nicolao's Vater Petrus de Senis genannt wird, so ist es angemessener, ihn zu einem Kunstgenossen des sienesischen Malers Guido zu machen, weil in Siena im Anfange wie noch in späterer Zeit die subjectiv gemüthliche Seite der heiligen Geschichten besonders hervorgehoben wurde. In Pisa ward Nicolao mit den Antiken bekannt und sich nach ihnen bildend gewann sein Streben mit überraschendem Glanz Schönheit der Form vielleicht auf Kosten des Gefühls. Aus der h. Jungfrau wird eine stolze Juno, aus Joseph ein griechischer Weltweiser. In die urkundliche Angabe (S. 4) Magister nicholas petri de apulia und in ihre Ausdeutung kann sich Ref. nicht finden. Nicolao, der zugleich Baukünstler war, arbeitete noch 1273. und war vor 1290 nicht mehr unter den Lebenden (S. 59). Bei der Beschreibung einer Marmorkanzel des Nicolao, bei der, wie oft in Italien, eine Säule auf einem Löwen aufsteht, bemerkt der Vf., dafs ihm die gewöhnliche Erklärung des Löwen nicht genüge und dafs er ihm als Symbol der Stärke den Fels der Kirche zu versinnlichen scheine S. 30. In Deutschland kömmt auf Grabmälern häufig der Löwe vor, der als Wappenemblem die Kraft des beerdigten Mannes bezeichnet, wie der Hund die Treue der Gattin. In Italien scheint dagegen der Löwe stets als das feindliche Princip gebildet zu sein. Der Bildhauer Fuccio stellte das Grabmal einer Königin mit einem Löwen über der liegenden Bildnifsfigur dar, nach Vasari per dimostrare la fortezza dell' animo di lei, wenn man indefs dasselbe betrachtet (Cicognara tav. XIX.), so findet man, dafs der Löwe der Widersacher (1 Petri 5, 8) ist. Bei Betrachtung des silbernen Altarschmucks von S. Jacopo in Pistoja, den Andrea di Jacopo d'Ognabene 1316 in der Art der Pisaner verfertigte (S. 70), weist der Vf. nach, wie Vasari fälschlich die Inschrift einer Silbertafel von 1366, die Leonardo di Ser Giovanni als den Künstler nennt, auf das ganze Werk bezogen habe und zeigt zugleich, dafs wir in dem letzteren den Vorläufer Ghiberti's zu erkennen haben, denn schon er versuchte durch Landschaften und Perspektiven aus den engen Grenzen der Sculptur ins Malerische überzutreten. In den Nachrichten über Malereien in Pisa und Lucca behauptet der Vf., dafs von älteren Sachen, die den Namen Kunstwerke verdienen, weder hier noch dort etwas vorkomme.

In dem todt machenden Urtheil über Giunta di Pisa stimmt er Fr. Köhler'n, dem Vf. der Anfänge italienischer Kunst bei, dagegen rühmt er ein Gemälde des Pisaners Turinus Vanni von 1397. Die Pisaner erkannten, dafs sie zur Ausführung von Gemälden fremder Hülfe bedürftig wären und beschäftigten daher den Sienesen Taddeo Bartoli (S. 89), Niccolò Petri und den bekannteren Cimabue (S. 98). Den Florentinern Cimabue und Giotto sind zwei Aufsätze gewidmet. Cimabue, der noch 1302 lebte, fertigte als eines seiner letzten Werke ein musivisches Gemälde, das nach Vasari von der rohen Hand der Griechen herrühren sollte, die Majestas in der Tribune des Doms in Pisa. Der Aus-

druck Majestas, der schon früher einmal vorkömmt, ist nicht ganz deutlich erklärt. Er bezeichnet nur einen thronenden Heiland, wie dies die angeführte Urkunde in den Worten: figura S. Joannis, quam fecit juxta *majestatem* und die von Vasari erhaltene Inschrift eines ähnlichen Tribunenbildes: Vicinus pictor perfecit imaginem B. Mariae, sed *Majestatis* et Evangelistae per alios inceptae ipse complevit. *Majestät* wird später in Kirchen ein Behufs von Feierlichkeiten errichteter hoher Sitz genannt. Die Wandgemälde in der Oberkirche in Assisi, die von Cimabue herrühren sollen, müssen erst (wie S. 101 mit Recht bemerkt wird) „einer genaueren Untersuchung unterworfen werden." Auch der Vf. ist der Meinung, dafs Giotto durch seine Neuerungen der Kunst Gewalt angethan habe, dafs Cimabue und der alte Sienese Duccio in einzelnen Bildundungen (zwei herrliche Köpfe von ihnen befinden sich auf der zweiten Kupfertafel (die vortheilhaft von den giottesken Köpfen auf der vierten abstechen) vorzüglicheres als er geleistet. Indefs bleibt ihm der unbestrittene Ruhm, die Richtung der florentinischen Schule, die durch ihre bewufste Objectivität mit Sicherheit zur Vollendung schritt, bestimmt zu haben. Bei einer unwillkührlichen Hingebung an das Frühere mufsten sich die Formen durch die mechanische Handhabung bis zur flachen Unbestimmtheit abschleifen. Den Schönheitssinn, der sich in den Bildern eines Duccio ausspricht, nennt der Vf. mit Recht, „ein unsicheres Besitzthum. Das Unvollkommene liegt dicht neben dem Vollendeten." Zur Entschuldigung des Unschönen in den Werken Giotto's kann die Bemerkung (S. 174) gereichen, dafs nichts so sehr in der Kunst verwirre „als die nicht vollkommen dienstbar gemachte Natur" „dafs mit dem Natürlichen das Häfsliche kommt" (S. 196). Giotto dachte über seine Bestrebungen nach und rang nach charakteristischem Ausdruck. In seiner Person verband er die drei Schwesterkünste und erkannte daher das Wichtige einer bestimmten Zeichnung, sein rathgebender Freund war Dante, dessen grofses Gedicht, namentlich die Hölle, in alttestamentlicher Klarheit sich plastisch herausbildet, er sah seinen höchsten Beruf in Verherrlichung des h. Franziskus und somit ward ihm die Aufgabe, Begebenheiten nächster Vergangenheit aufzuzeichnen; er gehörte mehr der Welt an, als die übrigen Künstler, deren Talent sich in der Stille bildete. Die Vorstellungen des Heiligsten entzogen sich nicht seinem unbefangenen Prüfungsgeist. Die h. Jungfrau ward ihm zur Mutter und das Christkind, anstatt die Finger segnend zu erheben, enthüllt ihr nach Art der Säuglinge ungestüm die Brust (S. 161); über die traurige Rolle, die der h. Joseph auf den heiligen Familien spielt, kann er sich eines frivolen Scherzes nicht enthalten und, wiewohl er seinen Pinsel der Feier des h. Franziskus weiht, widerspricht er in dem Gedicht: Motti son que' che lodan povertate entschieden dessen Lehren. — Der Vortheil, der ihm daraus erwuchs, dafs er auf Kirchenbildern neben dem h. Franz Darstellungen des Gegenwärtigen anbringen konnte, wäre auch dem Nicolao, der auf des h. Dominikus Marmorgrabmal Szenen aus dem Leben dieses Gottesmannes bildete, geworden, wenn nicht seine Begeisterung für die Antiken ihn auf allgemeine Schönheitsformen gewiesen hätte. Jedoch vermuthet der Vf. (S. 56), dafs in seinen letzten Werken „die Benutzung lebendiger Vorbilder schon bis zum Einführen wirklicher Portraits fortgeschritten sei." Die Abhandlung über den Campo Santo in Pisa stellt beinahe die Autorschaft aller Maler bis auf Antonio Veneziano, Spinello von Arezzo, dessen Verdienste der Verf. nicht so hoch anschlägt als v. Rumohr, und Benozzo Gozzoli in Zweifel.

Die Genesis im Campo Santo, dem zur Mythe herabgesunkenen Maler Buffalmacco zugeschrieben, malte Pietro di Puccio, der Verfertiger eines Bildes, das Vasari (wie dieses schon Morrona dargethan) als ein Werk des Taddeo Bartoli beschreibt. Pietro di Puccio ward 1390. aus Orvieto nach Pisa gerufen. Seine Werke im Campo Santo sind die ältesten wirklichen Fresken in Toskana (S. 127). Die Geschichte Hiobs, als Giotto's Erfindung bekannt, malte wahrscheinlich 1371. Franciscus de Volterra, dessen muthmaafslicher Schüler (S. 114, 115 u. 117). — Wenn Giotto uns statt des Ueberkommenen das Selbstgefundene zeigt, so nehmen wir das Gegentheil bei Simon da Siena wahr, der für einen Schüler des ersten galt. Ein bildungsgemäfses Fortschreiten, kein Umgestalten kann ihm nachgerühmt werden. Der Vf., der defshalb sich gegen v. Rumohr erklärt, nimmt an diesem Künstler ein besonderes Interesse und gleicht das zweideutige Lob aus, das ihm Vasari ertheilt. Dafs ein lyrischer Dichter ihm die Freundschaft, die dem Giotto ein epischer Dichter schenkte, glaubt man in den Werken beider Künstler zu unterscheiden. Dem Vf. wurde die Freude von Si-

mon ein seltenes Werk mit seinem Namen, aus mehreren Tafeln bestehend, die einen Raum von 12 Fufs in der Länge einnehmen, zu gewinnen. Aus der grofsen Zahl der Heiligen wählte er zur Abbildung auf der dritten Kupfertafel die h. Katharina (166). Das Bild mit der streitenden Kirche in der spanischen Kapelle in Florenz, möglich, dafs der Vf. die Abbildung in Agincourt Pl. C. XXII für „keine" (S. 174) gelten läfst, wird dem Simon nicht so entschieden, als sont abgesprochen. — Das Wesen der sienesischen Schule, Intensivität des Gefühls, das in der Glanzperiode in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts sich gänzlich verflüchtigt, bewahrte Ambruogio Lorenzetti, wenn er auch in soweit abwich, als er zu den Wandgemälden in der sala delle balestre in Siena eine allegorische Erfindung wählte. Wenn diese, in Bezug auf die Bestimmung des Ortes das gute und schlechte Regiment darstellend (man hat sie ein moralisches Lehrgedicht genannt) genau beschrieben werden, so noch weitläuftiger die Wandgemälde im Kapitelsaal S. Francesco in Pisa, die die Passion enthalten und, wie die Inschrift lehrt, von Niccolo Petri, einem wenig bekannten Florentiner aus dem J. 1390. herrühren. Ueber das Technische der älteren Malerei ertheilt der Vf. vielfache Belehrung mit. Seine Beobachtungen über die Wandmalerei sind in einer besonderen Abhandlung zusammengestellt. Cimabue und die Sieneser blieben auch in der Technik der Weise der Byzantiner treu und bedienten sich einer Tempera, die mit Wachs versetzt ist. Giotto aber nahm dazu Feigenmilch und Eigelb (S. 139). Ein florentinischer Maler Cennino di Drea Cennini, der um 1437 lebte, lehrt, dafs man bei nackten Theilen mit grüner Erde die Schattenpartien anzugeben pflegte, dafs aber Giotto gegentheils auf eine grüne Untermalung die Incarnation, durch die die Grundfarbe durchschimmerte, aufgesetzt habe. Leider giebt der Vf. nicht an, ob die Gemälde Giotto's im Gegensatz zu denen der früheren Meister die Angabe bestätigen. Auf wirkliches Colorit, wie (S. 201) bemerkt wird, sah es die Schule Giotto's nicht ab. Vor 1350 kannte man nicht die eigentliche Frescomalerei. Bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts begnügte man sich auch die Wände in Secco zu malen, nachdem man den Kalkgrund mit einer Tempera oder blofs mit Leim überzogen hatte. Da Cennino angiebt, dafs bei solchem Verfahren auch mit Oel auf die Wandfläche gemalt werden könne, so erklärt sich das Auffallende, wenn die Verfertiger von Wandgemälden neben Farben, Leim, Eier und Oel in Rechnung stellen (S. 115, 219). Bisweilen ward der zu bemalende Grund nicht unmittelbar auf die Mauer, sondern auf ein Rohrgeflecht getragen, um die Stocknässe unschädlich zu machen (S. 109). Cennino kannte die Frescomalerei nur in unvollkommener Gestalt, denn er führt an, dafs alles, was in Fresco ausgeführt werde, trocken retouchirt werden müsse. Bei den Werken des Taddeo Gaddi, eines Schülers von Giotto, zeigt es sich deutlich, dafs sie in Fresco untermalt sind. Ob Giotto selbst so malte, ist ungewifs. Das so gemalte Abendmahl in St. Croce in Florenz wird ihm fälschlich zugeschrieben. Der genannte Pietro di Puccio ist der erste, der wirkliche Fresken darstellte, die nicht mehr der Nachhülfe in Secco bedürfen. Zuletzt macht der Verf. die Farben namhaft, deren sich die alten Maler bedienten.

Einzelnes, das nicht in innigem Zusammenhange mit dem Besprochenen steht, möge als Nachtrag folgen. Merkwürdig scheint es, dafs die Weichheit und Eleganz der lombardischen Kunst, von der Mantegna und seine Kunstgenossen noch nichts wissen, schon bei einem Künstler um 1270. vorgetreten ist, merkwürdiger dafs Vasari ein Werk desselben gerade den Deutschen beilegt. Die Folgerung des Vfs. (S. 21), dafs ein Lombarde der Verfertiger der Arca d. h. Dominikus sein müsse, weil sie der gedachten Arbeit ähnlich sähe, ist wohl nicht zu rechtfertigen. Ob es unumstöfslich ist, dafs kein Maler aus Giotto's Zeitalter „seinen Namen anders als in die Mitte des Bildes, meistens in den Rahmen, jedenfalls in eine Einfassung schrieb" (S. 137)? Gewifs hat die Vermuthung keinen Grund, dafs die Buchstaben in den Säumen der Gewänder der Heiligen eine Geheimschrift und zwar in griechischer Sprache enthalten (S. 172). Das Auge, so scheint es, hatte sich an die Namen in den Glorienscheinen gewöhnt und verlangte sie auch in anderen Goldverzierungen. Bei Raphael kommen oft Buchstaben vor. Bei der heiligen Familie in Wien deutete man das PZ auf Peruzzi. — Die Spindel, die in der Hand einer die Verkündigung empfangenden Jungfrau gesehn ist (S. 40), das brennende Füllhorn der Charitas (S. 55) fällt wohl in eine Klasse mit der, vom Vf. gerügten, symbolischen Schlange der Magdalena.

Die wohlthuende Wärme der Darstellung in dem Buche wird oft zur Begeisterung und verräth sich dann in einer Farbenbrillanz (wie S. 28), die den schlichten Gebilden, die geschildert werden, bisweilen nicht wohl steht.

Des Rühmenswerthen dieser *wesentlichen* Beiträge zur Kunstgeschichte giebt es jedoch mehr als uns hier anzuführen der Raum gestatten will. Mögte es dem geehrten Vf. gefallen, aus seinem reichen Schatz des Gesammelten auch das weniger allgemein Interessante freundlich mitzutheilen und dafür zu sorgen, dafs ein Theil der Zeichnungen, die er in die Hände seines erhabenen Beschützers niederlegte, durch den Kupferstich vielen zugänglich werde! Den, wahrscheinlich vom Verf. selbst sauber radirten, Blättern, entspricht die typographische Ausstattung des Buchs.

E. A. Hagen.

№ 71.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1837.

XLVIII.

Die Erdkunde im Verhältnifs zur Natur und Geschichte des Menschen oder allgemeine vergleichende Geographie von Carl Ritter, ord. Prof. an der Universität zu Berlin. Zweite Auflage von Asien. Berlin. Th. I. 1832. *S.* 1143. *Th. II.* 1833. *S.* 1203. *Thl. III.* 1834. *S.* 1244. *Th. IV. Abth. I.* 1835. *S.* 1046. *Abth.* 2. 1836. *S.* 1248. *Th. V.* 1837. *S.* 800.

Erster Artikel.

Jetzt nachdem der berühmte Begründer der wissenschaftlichen Geographie die erste Hälfte seines grofsartigen Werkes in der Darstellung des asiatischen Orientes nach seinen Natur- und Völkerverhältnissen vollendet hat und im Begriff ist von den Grenzmarken des Orients innerhalb Asiens zu seinen Westgebieten, die nun überall schon ein mehr europäisches Gepräge tragen, überzugehen, mag es wohl einem seiner Schüler vergönnt sein in einigen Hauptzügen darauf hinzuweisen, welche Bedeutung dieses Werk für die Wissenschaft hat und stets haben werde, und in wie weit die Wissenschaft dadurch im Verhältnifs zu der erstern, frühern Darstellung dieses Gegenstandes von dem Hrn. Verf. gefördert worden sei. Immer wird es ein Ruhm der deutschen Nation bleiben ein so grandioses Werk wie dieses hervorgebracht zu haben, wie es in dieser Art keine andere europäische Nation aufweisen kann. Denn wenn gleich manche andere Völker durch ihre politischen und merkantilischen Verhältnisse, durch ihre geographische Lage und manche andere Umstände, wie zumal die Engländer und Franzosen, mehr begünstigt sind, um das der geographischen Wissenschaft zukommende Material zu beschaffen, und wenn vornehmlich von den erstern auch die trefflichsten, klassisch zu nennenden Leistungen der gelehrten Welt zu Theil geworden sind, so fehlte es doch bis auf die neueste Zeit an einer geistigen Ueberwältigung und Verarbeitung dieses Materiales, das in einem wilden Chaos sich selbst überwucherte und von einem Einzelnen kaum mehr schien umfafst werden zu können. Und so wie es wiederum eigentlich nur Deutsche und Engländer sind, welche durch ihre Entdeckungen und gründlichen Forschungen die Geburt der Wissenschaft der Geographie vorbereiteten, gegen welche alle übrigen Nationen in einem sehr untergeordneten Verhältnisse stehen, so mufste es auch der systematische und spekulative Geist der Deutschen sein, der jenen Zweig des Wissens zur Wissenschaft erhob. Nicht die todte zufällige Kenntnifs von gleichfalls zufälligen Dingen, sondern die Erkenntnifs der Oberflächenbildung der Erde, in so fern dieselbe nach vernünftigen Gesetzen gebaut ist und vornehmlich das Verhältnifs derselben zur Entwickelung der auf ihr und unter ihrem Einflufs lebenden Menschheit oder das Verhältnifs der Natur zum Geiste ist es, was dieser Disciplin einen ideellen Charakter ertheilte und in dem *Begreifen* der allgemeinen in den besondern und einzelnen Erscheinungen sich manifestirenden, aber nicht verlierenden Verhältnisse sie als *Wissenschaft* oder als besondere Offenbarungsweise der Einen Idee sowohl den abstrakten Theorien, wie sie die Leistungen der Franzosen bezeichnen, als auch dem Verlieren an das maafslose Material, wie sie die Leistungen der Engländer bezeichnen, ein für allemal entzog. Diese spekulative Fassung der Sache ist dem deutschen Geiste eigenthümlich und so wenig wie man läugnen kann, dafs diese Behandlungsweise dem allgemeinen Entwickelungsgange des deutschen Geistes in seiner neuern idealistischen Philosophie entsprechend sei, und sich derselbe Geist nur nach verschiedenen Richtungen hin geäufsert habe, so sehr möchte man läugnen, dafs sie gleich jener philosophischen Richtung bei andern euro-

päischen Völkern werde heimisch werden, da ja selbst unter uns der Einflufs beider (obschon dies der Wissenschaft selbst sehr gleichgültig sein kann) nur sehr beschränkt ist und bleiben wird.

Grade zwei Decennien sind es jetzt, dafs die Darstellung Ost-Asiens in dem mäfsigen Umfange von nur 400 Oktavseiten von dem Hrn. Verf. herausgegeben wurde, und jetzt sind daraus 6 mächtige Bände von je 1000 bis 1200 Seiten erwachsen. Sowohl die Thätigkeit in der Beschaffung des Materiales von Seiten der Engländer, Deutschen und auch Franzosen in Beziehung auf die chinesischen Quellen nehmen unsere Bewunderung in Anspruch, als auch besonders der aufserordentliche Fleifs und Gelehrsamkeit des Begründers der wissenschaftlichen Geographie. Von der indischen und von der sibirischen Seite her ist für die Kenntnifs Ost-Asiens seit jener Zeit aufserordentlich viel geschehen und die Resultate aller der Entdeckungen und Erforschungen der jüngsten Zeit sind hier mitgetheilt, aber einen Hauptantheil an der grofsen Erweiterung dieses Werkes haben die vielen ethnographischen Nachrichten, welche aus chinesischen Quellen uns erst seit kurzem zu Theil geworden sind, und welche eine völlige Umgestaltung aller bisherigen Verhältnisse scheinen bewirken zu wollen. Es hat sich also die frühere unscheinbare Grundlage in der vergleichenden Erdkunde zu einem mächtigen kolossalen Gebäude ausgedehnt, zu dessen Aufführung in der That ein eiserner Fleifs und eine gigantische Kraft gehört, obwohl demselben nun die ursprüngliche, plastische, harmonische Einheit abgehen möchte, welcher jenes Werk zunächst seinen grofsartigen Einflufs verdankt. Demnach hat dieses Werk im Verhältnifs zu seiner frühern Form einen wesentlich doppelten Charakter erhalten. Einmal liegt der alte plastische Bau, dessen Schönheit die allgemeine Begeisterung erregte, noch immer zum Grunde und tritt überall in grofsartigern Zügen wieder hervor, dann aber ist dies Werk durch die ungeheuere Bereicherung der Wissenschaft in materieller und ideeller Beziehung in der neuesten Zeit auch wesentlich verändert worden, indem es von dem neu errungenen Stoffe nichts hat wollen fahren lassen, um alles, was vorhanden ist, an Ort und Stelle ganz vollständig zu geben, so dafs daher auch vieles, bis jetzt noch bedeutungsloses Material an seinen Ort aufgenommen ist, um dereinst einmal durch weitere Forschung sein Licht und seine Bedeutung zu erhalten. Es ist also das Werk zugleich auch ein Magazin für die jetzige Kenntnifs von Asien und ein Repertorium für alles bis jetzt darüber erforschte geworden.

Natürlich kann es dabei nicht befremden, dafs bei solcher Erweiterung zumal aus heimischen Quellen, deren Erforschung jetzt erst begonnen hat, und zu deren Sichtung noch mehrere Jahrhunderte gehören werden, auch viel unbestimmtes und hypothetisches sich mit einfinden wird, wo auch bei der gröfsten Sorgfalt und Strenge eine Entscheidung noch nicht möglich ist. Dies mufs um so mehr bei den neuen Quellennachrichten der Fall sein, welche von einem uns in aller Beziehung so fremdartigen Volke wie die Chinesen uns überkommen sind, und grade in dieser Beziehung sind die letzten Jahre überaus reich an Ausbeute gewesen, und die jüngern französischen Orientalisten, an deren Spitze für jene Sphäre noch vor kurzem Remusat stand, haben in dieser Sache eben so viel geleistet als wie die ältern Jesuitenpatres des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts. Nun besteht das ganze bisher behandelte Ost-Asien (von welchem Sibirien mit Recht ausgeschlossen ist) nur aus der chinesischen und indischen Welt, welche zwei ganz verschiedenartige fast ganz für sich abgeschlossene Theile Asiens bilden, indem erstere den äufsersten Osten und die Mitte, letztere den Süden umfafst, und durch die sorgfältige Benutzung alles uns seit kurzem aus China dargebotenen historischen, geographischen und ethnographischen Materiales hat jene Darstellung der chinesischen Welt da, wo sie über die ursprüngliche Grundlage hinausgeht, durch die fragmentarische und trocken verständige Anhäufung des Materiales selbst einen gewissen chinesischen Charakter erhalten. Die französischen Kenner der chinesischen Litteratur sind auf solchem Gebiete die einzigen Führer und Gewährsmänner, sie haben auf demselben mit grofsem Fleifse eine Menge von Thatsachen zu Tage gefördert und sich natürlich bemüht diese an unser abendländisches europäisches Wissen anzuknüpfen und dadurch erst lebendig und fruchtbar zu machen, wenn gleich sie sich, wie schon das Beispiel von Deguignes lehrt, nicht von den willkührlichsten Hypothesen freizuhalten gewufst haben. Man wird nie vergessen können, was man jenen französischen Gelehrten für die Wissenschaft verdankt, aber man wird auch nicht umhin können sich zu be-

klagen, wenn man Abentheuerlichkeiten lesen mufs von einem St. Martin und Remusat (wie z. B. im journal asiatique. Paris I. p. 72. III. p. 13. IV. p. 258), auf welche sie nicht verfallen sein würden, wenn sie als die grofsen Kenner der angeblichen chinesischen Philosophie nur eine Ahnung von der Philosophie ihrer nächsten Nachbarn, der Deutschen, gehabt hätten. Diese chinesischen Studien bilden einen schwer zu überwindenden Inhalt in diesem so berühmten grofsartigen Werke, welches durch die sonst so glanzvolle und poetische Darstellungsweise des Hrn. Verfs., wie sie in seinen kleinern Schriften rühmlichst bekannt ist, nicht so verarbeitet erscheint, um durch seine Form die Schwierigkeit des Studiums zu erleichtern.

Asien hat seinen Hauptcharakter davon, der *Orient*, das Land des Sonnenaufgangs zu sein, während Africa sich charakterisirt als das Land des Südens und Europa als das Land des Occidents. Asien ist aber auch der Orient für die Entwickelung des Geistes und daher läfst sich bei diesem Erdtheile das geographische und ethnographische gar nicht von einander trennen, beides ist dort noch gleichsam in einander gewachsen. Die Völkerverhältnisse sind in dem asiatischen Orient durchaus abhängig von den Naturverhältnissen, das historische und geographische erläutert sich dort gegenseitig. Aber in der *Wechselwirkung* zwischen der historischen Entfaltung oder der Entwickelung des Geistes und zwischen den Naturverhältnissen zeigt Asien ein eigenthümlich *mittleres Verhältnifs* zwischen Africa und Europa. Denn wenn die Entwickelung des geistigen Lebens oder die historischen und ethnographischen Verhältnisse sich in Asien vollkommen abhängig von der Natur zeigen und sich dem Einflusse der Natur unterwerfen müssen, so sind beide doch immer nur coordinirt und lassen sich auf gewisse Weise auch von einander lösen. In Africa zeigt sich dagegen das geistige Leben vollkommen in die Natur versenkt und auf eine unauflösliche Weise mit ihr verschmolzen, so dafs die ethnographischen und historischen Verhältnisse vor den Naturverhältnissen mit wenigen Ausnahmen fast ganz verschwinden. Dagegen hat sich in Europa das geistige Leben der Völker aus den Banden der Naturverhältnisse herausgearbeitet und hat sich im allgemeinen dieselben schon unterwürfig gemacht, so dafs sie nur noch als ein Moment an der historischen Entwickelung der europäischen Völker erscheinen. Asien aber ist das Land des Ringens und Kämpfens des Geistes sich von den natürlichen Banden zu befreien, wo die geistige Entwickelung über die natürlichen Schranken hinausgeht, aber auch eben so oft in sie zurücksinkt und ihnen wieder unterthan wird.

Als die Wiege und Heimath der ältesten Kulturvölker der Erde hat Asien stets das Interesse der Menschheit in Anspruch genommen. Die Bildung der ersten Staaten und somit der Anfang der Geschichte gehört diesem Erdtheile an, und von dort aus hat sich die Civilisation und die Ausbildung in Kunst und Wissenschaft in ihren Grundelementen über alle übrigen Erdtheile verbreitet. Zugleich ist Asien das Heimathsland aller grofsen welthistorischen Religionen und die Anfänge aller Kultursprachen der modernen Welt führen gleichfalls auf Asien zurück. Auch hat Asien eine solche Fülle von Naturgaben um die Völker im Zustande der Kindheit zu ernähren und zu erhalten wie kein anderer Erdtheil, so dafs erst bei mehr fortgeschrittener Entwickelung und Erstarkung des Menschengeschlechtes die andern Erdtheile Wohnsitze für Kulturvölker werden konnten. Asiens weit ausgedehnte Flächenräume unter einem günstigen Himmel gelegen liefsen die Völker leicht ihre Wohnsitze vertauschen und in ferne Gegenden wandern, wo dennoch dieselben Naturverhältnisse sie umgaben, und daher ist Asien auch stets die Heimath der Wandervölker und das Land der Völkerwanderungen gewesen. Aus allen diesen Gründen hat der asiatische Orient in religiöser, merkantilischer und politischer Beziehung durch alle Jahrhunderte der Geschichte hindurch bis auf die Gegenwart einen solchen Einflufs auf das europäische Abendland ausgeübt, dafs fast stets die Augen der europäischen Völker auf ihr altes Mutterland hingerichtet gewesen sind und dafs man daher mit Recht erwarten könnte, dafs auch unter uns ein gröfseres Interesse für diese Verhältnisse herrschte als es doch leider der Fall nicht ist. Es mufs aber dieses historische Interesse an dem asiatischen Erdtheil noch gesteigert werden durch die Betrachtung seiner eigenthümlichen Naturverhältnisse, und rücksichtlich seiner wunderbaren und grofsartigen Gebirgsbildung und Flufssystembildung, welche auf die Entwickelung der verschiedenartigen Völker daselbst so charakteristisch eingewirkt haben, übertrifft Asien jeden andern Erdtheil.

Freilich ist unsere *Kenntnifs* des asiatischen Orients bis jetzt noch sehr unvollständig und fragmentarisch zu nennen, über viele wichtige Verhältnisse sind wir theils noch ganz im Dunkeln, theils hat ihre Lösung erst in der allerjüngsten Zeit begonnen. Nur sehr allmählig hat sich Asien der europäischen Kulturwelt entschleiert, so frühzeitig auch wie in der alten hellenischen Zeit europäische Forscher einen Theil dieser Welt durchwandert und bekannt zu machen gesucht haben, und so frühzeitig selbst eine grofse europäische Herrschaft, das griechisch-baktrische Reich, sich im centralen Asien ausgebildet hat. Die Entdeckung eines ganzen Drittheils von Asien ist ja jünger als die Entdeckung der neuen Welt und die Entdeckung der letztern war selbst nachtheilig für Asien, in so fern die Aufmerksamkeit der Europäer in dem Aufsuchen der amerikanischen Eldorados, welche mit weniger Mühe geben sollten, was das reiche Indien nicht in Fülle genug zu geben schien, von jenem Mutterlande auf eine Zeitlang abgelenkt wurde. Daher haben auch erst die letzten Decennien für die Erweiterung der Erdkunde Asiens Epoche gemacht und die Ausbildung des politischen Lebens in Europa hatte einen Hauptantheil daran. Denn auf eine eigenthümliche Weise wird das europäische Abendland von dem afrikanischen Süden und dem asiatischen Orient durch eine lange Zone räuberischer und fanatischer Völker geschieden, welche von Senegambien im äufsersten Südwesten bis nach Tungusien hin im äufsersten Nordosten dem Islam ergeben eine fast *undurchdringliche Barriere* zwischen ihnen bilden. Es ist grade die eigenthümliche Bedeutung des Islam, dafs er als die allerabstrakteste und allersinnlichste Religion zugleich sich überall zwischen das Gebiet der Religion des Geistes und der der Natur wie eine fressende Säure eindrängt und Wurzel schlägt, und eine Art von Neutralisation in ihrer Starrheit gegen einander bewirkt. Nur daraus ist die mächtige Ausbreitung dieser Religion, welche auf dem Gebiet der Naturreligion noch jetzt als ein höheres Lebensprinzip immer mächtig um sich greift, zu erklären, so wie nicht minder die geographische Sphäre ihrer Ausbreitung. Dieser Damm mufste aber erst durchbrochen werden, und erst im Rücken dieser Barriere mufste der asiatische Orient für die europäischen Völker zugänglich werden, ehe eine erfolgreiche Erforschung desselben beginnen konnte.

Doch auch so noch war die schon herangereifte Kraft der europäischen Staaten nothwendig um in Asien nur irgendwie festen Fufs zu fassen. Während in America die Völkerschaften und selbst die ausgebildeten Staaten vor der europäischen Ueberlegenheit schnell zusammensanken, zeigten sich in dem asiatischen Oriente mächtige Staatensysteme, welche bei allem anscheinenden Verfall und Auflösung doch noch eine ungemeine Kraft in sich bewahren, um sich in ihrer Selbstständigkeit zu erhalten. Die asiatischen Völker charakterisirt eine grofse Energie alles fremdartige von sich zurückzustofsen; ihre Staatensysteme, ernährt und herangewachsen durch den historischen Verlauf von Jahrtausenden, sind durch die geistige Ueberlegenheit der Europäer nicht plötzlich zu stürzen. Das Recht der Vergangenheit oder der Verlauf der historischen Entwickelung wird die asiatischen Staaten und Völker noch Jahrtausende gegen die Angriffe der modernen europäischen Civilisation aufrecht erhalten. Die orientalischen Religionen, die meistens mit der Entstehung der Staaten Asiens zusammenfallen und meist bis in die Urzeit hinaufreichen sind die festesten Stützen des eigenthümlichen Lebens der orientalischen Völker in politischer und intellektueller Beziehung. Die Europäer in Asien haben bis jetzt immer ihre Eigenthümlichkeit aufgeben müssen, sie haben dort immer zu Orientalen werden müssen, und wie die Geschichte des westasiatischen Mittelalters, die Zeit des hellenistischen Orients bis zum Auftreten des Islam, zeigt, haben europäische Sitten und Verfassung in Asien immer ein orientalisches Gepräge annehmen müssen. Nur eine scheinbare Ausnahme von diesem Gesetze machen die jüngsten historischen Verhältnisse in dem Emporkommen zweier europäischen Herrschaften in Ost-Asien, die Begründung der *russischen* Herrschaft in Sibirien an Altai und die Begründung der *brittischen* Herrschaft in Indien am Himalaja, mit welchen auch erst die genauere wissenschaftliche Erforschung Asiens und vornehmlich Ost-Asiens beginnt, während die politischen Verhältnisse in Europa seit dem Beginn der französischen Revolution einen nicht minder wichtigen Einflufs auf West-Asien äufserten.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 72.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

October 1837.

Die Erdkunde im Verhältnifs zur Natur und Geschichte des Menschen oder allgemeine vergleichende Geographie von Carl Ritter.

(Fortsetzung.)

Englands Rivalität mit Frankreich und Rufsland und die Besorgnifs der Engländer vor einem Angriff und Sturz der brittischen Macht in Indien machten Vorder-Asien zu einem Gegenstande politischer Untersuchungen. Die Besetzung Aegyptens durch die *Franzosen* und das Sichfestsetzen der *Russen* am Kaukasus am Ende des achtzehnten Jahrhunderts macht Epoche in der politischen Geschichte und in der Wissenschaft. Das muhamedanische West-Asien ist seitdem seiner Selbstständigkeit beraubt worden, französische, englische und russische Emissäre zogen zu politischen Zwecken an den Höfen der vorderasiatischen Fürsten umher, und diesen Bestrebungen verdanken wir, vornehmlich von Seiten der Britten, die klassischen Werke für die Kunde von West-Asien.

Der mächtige Stamm des asiatischen Kontinentes, welcher sich mit seiner ganzen Breite durch den schönsten Theil der gemäfsigten Zone über tausend Meilen weit ausdehnt und dessen grofsartige Glieder als Halbinseln südwärts zum indischen Ocean in die heifse Zone hineinragen, wird gleich wie Africa durch ein nicht minder *mächtiges Hochland* charakterisirt, welches seine ganze Mitte erfüllt, aber sich grade dadurch so wie auch durch seinen eigenthümlichen Bau von dem afrikanischen Hochlande unterscheidet. Es wird daher dieses Hochland auch von Stufenlandschaften und Niederungen der verschiedensten Art nach allen Himmelsrichtungen hin umlagert und hat in den Gliederungen des Kontinentes noch mehrere trabantenartig es umgebende kleinere Plateaus. Auf eine Länge von 1200 geogr. M. bei einer von Westen nach Osten zunehmenden Breite von 50 bis 500 M. erstreckt es sich vom Kaukasus und schwarzen Meere im äufsersten Westen bis zum daurischen Alpengebirgslande im Norden des gelben Meeres (Hoang-hai) im äufsersten Osten, und diese beiden grofsen Gebirgsgruppen bilden nebst dem Altai im Norden und dem Himalaja im Süden die grofsen Grenzsteine dieser mächtigen Naturform. Es nimmt dieses Hochland an zwei Fünftheil des ganzen Erdtheils oder bei einer Gröfse von über 300,000 □M. ein doppelt so grofses Areal als wie ganz Europa ein. Diese *erhabene Mitte* des innern Asiens ist der alle übrigen Gebiete und Naturformen des Erdtheiles beherrschende Kern desselben, dessen Einflufs auf die Natur- und Völkerverhältnisse sich in allen Erscheinungen auf die frappanteste Weise kund giebt. Dieses gemeinsame Hochland zeigt sich aber nach seinen horizontalen und vertikalen Ausdehnungen von doppelter Art. Es besteht selbst aus zwei verschiedenen Hochländern, welche zusammen als zwei verschiedene Terrassen einer gemeinsamen Erhebung betrachtet werden müssen, und mit dieser Unterscheidung beider Haupttheile, eines östlichen und westlichen Theiles von dem Gesammtplateau, hängt die Eintheilung des asiatischen Orientes selbst in einen Osten und Westen genau zusammen. Asien ist wesentlich ein *doppelter*, in sich *gespaltener Erdtheil*, wo die Ostwelt und Westwelt gröfsere Kontraste darbieten als es selbst bei dem Gegensatze von Asien und Europa der Fall ist. Der 90. Meridian, welcher das erste Viertel des Erdumfanges bezeichnet, scheidet auch das grofse Centralplateau Asiens in seine Ost- und Westhälfte, in das *östliche mongolische*, nach Erhebung und Umfang gröfsere Hochland und in das *westliche persische*, nach Erhebung und Umfang kleinere Hochland. Jenes bildet den Kern und Träger des nach seinem Umfange weit ausgedehntern ostasiatischen Landes, welches drei Viertel des ganzen Erdtheiles umfafst, dieses ist der Kern und Träger des weit minder

ausgedehnten und mehr durchbrochenen westasiatischen Landes, welches nur ein Viertel des ganzen betragend das eigentliche *Land der Vermittelung* bildet zwischen der hinterasiatischen, rein orientalischen Welt mit dem afrikanischen Süden und dem europäischen Abendlande.

Beide Plateaus hängen zwar ununterbrochen durch eine gemeinschaftliche Fortsetzung zusammen und bilden nur Eine Gesammterhebung, aber sie verengen sich grade bei ihrer gegenseitigen Berührung und durch die eigenthümliche Zusammenschnürung ihrer erhabenen, blasenartig emporgetriebenen Massen zu einem mächtigen Alpengebirge sind sie wieder sehr charakteristisch von einander gesondert. Beide Plateaus, welche die neuere Wissenschaft treffend genug mit den Namen *Turan* und *Jran* bezeichnet, berühren sich nicht mit ihren Längenseiten sondern mit ihren Ecken, so dafs das südwestliche Turan (Tübet) mit dem nordöstlichen *Jran* (Kabul) und zwar unter völlig rechten Winkeln zusammenstöfst. Wie ein Isthmus verbindet beide das seit Alexander des Grofsen baktrischen und indischen Feldzügen berühmte Alpenland des *indischen Kaukasus* (Hindukhu), während sich von Nordwest und von Südost her die beiden grofsen Niederungen, das baktrische oder bocharische und das indische Tiefland gleichfalls unter rechten Winkeln zwischen sie eindrängen und wiederum durch die mächtigen Stromsysteme und Stufenländer des Oxus und Iaxartes nach der nordwestlichen und des Indus und Ganges nach der südöstlichen Seite mit jenen mächtigen Erdbuckeln verknüpft werden. So zeigt sich in dem centralen Asien auf dem verhältnifsmäfsig kleinsten Raume der *gröfste Kontrast* in der Konfiguration der Erdoberflächenbildung in der gröfstmöglichen Annäherung und Verknüpfung der Hauptnaturformen der Erde und zwar in einem so kolossalen Maafsstabe wie nirgends, und dieser eigenthümliche Bau gehört zu den gröfsten Merkwürdigkeiten des asiatischen Erdtheiles. Grade dieser Bau war es auch, welcher der gröfsten Anhäufung der Ländermassen auf der Erde dennoch die *allerzugänglichste Gestalt* gab, wie dies aus dem Gegensatz gegen das centrale Africa so wie aus dem Gange der Geschichte erhellt. Jenes Centrum von Asien unter dem 35. Parallel und 90. Meridian, dessen schöne Alpenthäler unter dem mildesten Himmelsstriche mit allen Vortheilen der warmen und polarischen Zone ein stetes Frühlingsklima geniefsen, und wo das vielgepriesene Kaschmir liegt, kann man nicht ohne Grund, wenn man einmal einen äufserlichen Einheits- und Ausgangspunkt der Völkerverbreitung sucht, als das *ursprüngliche Heimathsland* der jungen Menschheit betrachten. Von je an sind diese Gegenden stark bevölkert gewesen und zwar von den allerverschiedenartigsten Völkerschaften, in welchen man nach Sprache und leiblicher Bildung die Reste der Urvölker der Erde erkennen kann. Auch finden sich dort zahlreiche alte Monumente, welche in die Urgeschichte der Menschheit zurückgehen; die Traditionen fast aller orientalischen Völker weisen auf jene Gegend zurück, und merkwürdig genug mufs man bis zu jenem Alpengebirgslande zurückgehen, um die Wurzeln aller Kultursprachen der heutigen Welt aufzufinden.

Einen charakteristischen Zug in der Individualität des asiatischen Erdtheiles bildet sein *innerer Gegensatz* und seine *Doppelheit* nach seinen natürlichen, ethnographischen und historischen Verhältnissen. Wenn Africa in jeder Beziehung nur eine ununterschiedene Einheit darstellt, so zeigt Asien eigentlich die blos äufserliche Verknüpfung von zwei ganz verschiedenartigen Erdtheilen, während diese Gegensätze in Europa wiederum zu einer harmonischen Einheit aufgehoben sind. Der Orient und Occident innerhalb des asiatischen Orientes selbst sind zwei Welten, welche in natürlicher und geistiger Beziehung fast gar keine Aehnlichkeit und Verwandtschaft mit einander haben, und dieser Gegensatz zwischen einem Osten und Westen oder Aufgang und Niedergang des natürlichen und geistigen Lichtes, der im allgemeinen so dominirend ist, wiederholt sich überall auch in den kleinsten Kreisen und offenbart seinen Einflufs auf die gesammte organische Natur in der Thierwelt und Pflanzenwelt. Ost-Asien ist der für sich *abgeschlossene*, auf sich *beschränkte* oder *in sich seiende Orient* zu nennen, West-Asien ist dagegen der nach aufsen hin *geöffnete*, der zum europäischen Abendlande und zum afrikanischen Süden hin *aufgeschlossene Orient* zu nennen, wie dies seine Individualisirung nach seinen horizontalen und vertikalen Dimensionen am klarsten ausspricht. Eben so verschiedenartig ist die Menschenwelt und alle sich an sie anknüpfenden geistigen Sphären. Den asiatischen Orient und Occident charakterisiren der gelbe und weifse oder mongolische und kaukasische

Völkerschlag, dort finden sich die mechanischen, hier die organischen Sprachsysteme, dort herrscht der uns so fremdartige Braminismus und Buddhaismus, hier der dem europäischen Bewufstsein so nahe liegende Islam und dem entsprechen mehr oder minder alle historischen und politischen Verhältnisse.

Ost-Asien ist es nun, mit welchem die wissenschaftliche Betrachtung naturgemäfs in diesem Erdtheile den Anfang machen mufs, und sie bildet den Inhalt der ersten sechs Bände des vorliegenden Werkes. Die Darstellung seines centralen Hochlandes bietet wiederum den ersten Ausgangspunkt dar.

Das *mongolische Hochland*, welches nach seiner charakteristischen Bevölkerung, nach den Mongolen, diesen Namen trägt, obgleich diese weder seine einzige noch auch zahlreichste Bevölkerung bilden, die sich überdies erst in den letztern Jahrhunderten der Geschichte über einen gröfsern Theil desselben ausgebreitet hat, dehnt sich im Nord-Osten des Hochlandes Iran aus zu beiden Seiten des 40. Parallels, der den Süden Europas durchschneidet. Seine mittlere Längenausdehnung von Westen nach Osten beträgt gegen 550 Meilen, seine Breite wächst von Westen nach Osten, indem sie dort an 200 Meilen, hier an 500 M. beträgt. Demnach füllt diese mächtige Naturform in der Gestalt eines unregelmäfsigen Vierecks ein Areal von ungefähr 180,000 □ M. oder einen Länderraum, der bei weitem die Gröfse von ganz Europa übersteigt. Wegen der gemeinsamen Erhebung dieses grofsen Länderraumes erklärt sich leicht die schon den Reisenden des Mittelalters so auffallende Erscheinung, dafs sich auf diesem weiten Rücken ein so kaltes nordisches Klima findet, welches mit dem milden Klima des südlichen Europa so auffallend kontrastirt. Zwar hat man früher, wie der Hr. Verf. in dem letzten Theile bemerkt, die Erhebung dieser gesammten Hochlandsmasse wohl etwas überschätzt, doch bleibt es nichts desto weniger richtig, dafs hier eine gemeinsame *geschlossene Gesammterhebung* anzunehmen ist, auf welcher sich dennoch mancherlei relative Einsenkungen finden können, woraus sich wiederum in verschiedenen Theilen das mildere Klima erklärt, so wie das Dasein fruchtbarer Kulturlandschaften auf diesem im Allgemeinen immer rauhen und unwirthbaren Hochlande, das von je an nur der Aufenthalt nomadisirender Völker gewesen ist. Die gröfsten Depressionen finden sich, wie aus A. v. Humboldt's jüngsten Forschungen hervorgeht, in dem nordwestlichen Theile, in dem Uebergangsgebiet zur abendländischen Welt oder in dem chinesischen Turkestan, während die Hauptanschwellungsachse dieser grofsen Blähung der Erdoberfläche in der Diagonale des Erdbuckels von Südwest nach Nordost zu suchen ist, wo jedoch noch alle Messungen fehlen, und wo die Bestimmungen nur aus den Angaben der mit den Karavanen jene Gebiete durchsetzenden Reisenden haben entnommen werden können.

Auf vier Seiten wird dieses Hochland von mächtigen *Alpengebirgen* umsäumt, deren Kenntnifs für uns jedoch noch sehr lückenhaft ist, obschon sie zu den kolossalsten und zu den physikalisch wie historisch merkwürdigsten der Erde gehören. Diese vier *Ränder* des ostasiatischen Hochlandes in Verbindung mit der von ihnen eingeschlossenen *Scheitelfläche* desselben bilden dann den nächsten Gegenstand der Untersuchung und Darstellung in diesem Werke, und es ist dabei wieder der Anfang gemacht mit der eigenthümlichen *Nordostecke*, welche sich gleichsam als ein ganz besonderes Glied des Hochlandes weit gegen Nordosten vorstreckt und als Scheidewand von drei grofsen ostasiatischen Ländern an einer Stelle unmittelbar die Gewässer des Ostoceans berührt.

Das *daurische Alpengebirgsland*, welches jene Nordostecke des mongolischen Hochlandes umsäumt, bildet auf der Grenzmark von Sibirien, Tungusien und China das vermittelnde Glied zwischen dem Nordrande und Ostrande von dem Hochlande. Durch die politischen und merkantilischen Verbindungen zwischen den Russen und Chinesen seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts oder seit der Begründung der Mantschu Herrschaft in China ist uns diese Erdstelle einigermafsen bekannt geworden, und giebt daher auch nothwendig auf einem Gebiete, wo durch die Beziehung des russischen und chinesischen Reiches zu einander alle ethnographischen und historisch-politischen Verhältnisse bestimmt werden, den Ausgangspunkt der Untersuchungen. Daran reihet sich sogleich die Betrachtung des *Ostrandes* von Hochasien oder des *chinesischen Alpengebirgslandes*, dessen Steilabfall ostwärts zu dem flachen ringsummauerten chinesischen Tieflande am Ostocean geht. Dieser Ostrand ist uns aber der allerunbekannteste und ist der den Europäern stets am

wenigsten zugängliche gewesen. Unsere Kenntnifs von ihm beschränkt sich fast allein auf die Nachrichten, welche uns die Jesuiten mitgetheilt haben, die sich im siebzehnten Jahrhundert an dem chinesischen Kaiserhofe aufhielten und auf kaiserlichen Befehl Charten von dem gesammten chinesischen Reiche zu entwerfen hatten. Im weitesten Sinne breitet sich dieses Alpengebiet von der Nordostecke Dauriens bis zum Innern der indochinesischen Halbinsel an der Südbeugung des grofsen südchinesischen Stromes, des Jantse-kiang, an 500 Meilen oder im engern Sinne von der Gebirgsumsäumung Chinas in Nordwest von Peking bis nach Jünnan noch an 350 Meilen weit aus. Es bildet dieses Gebiet die drei grofsen chinesischen Westprovinzen Schensi, Setschuen und Jünnan, und wird von der kolossalsten Stromgruppe der Erde, dem chinesischen Zwillingsstromsystem des gelben und blauen Flusses, von Westen nach Osten quer durchbrochen. Doch ist hier zunächst nur die *nördliche Hälfte* des chinesischen Alpenlandes am obern Hoangho, wo der grofse Durchbruch des Alpenlandes in dem Passagelande von Tangut von den mongolischen Hochflächen zu dem chinesischen Flachlande hinabführt, behandelt worden.

Die Darstellung dieser Naturverhältnisse bildet die erste Hauptparthie des Werkes in Theil I. p. 85—314. Daran schliefst sich sogleich die Darstellung des gesammten *Nordrandes* des östlichen Hochasien, des im weitern Sinne sich über 500 Meilen weit von Westen nach Osten ausdehnenden Gebirgssystemes des *Altai*, auf welchem die merkwürdige Reichsgrenze des russischen und chinesischen Staates seit einem Jahrhundert entlang geht. Diese zweite Hauptparthie folgt in Theil I. p. 315 — 1143 und in Th. II. p. 1 — 342. Zwischen beiden grofsen Naturformen gelegen folgt sodann als dritte Hauptparthie die Darstellung der *Scheitelfläche* des ostasiatischen Hochlandes, obgleich nur in ihren östlichen Theilen, wo sie als einstmaliger oder noch jetziger Sitz mongolischer und tungusischer Völker das Zwischenland zwischen dem russischen und chinesischen Reiche bildet, und zwar in Th. II. p. 343—406.

Damit wäre in diesen drei Abschnitten die Darstellung der gesammten *Nordhälfte* des ostasiatischen Hochlandes gegeben, was in so fern von Wichtigkeit erscheint, als derjenige Schauplatz seinem gröfsern Umfange nach dargestellt ist, auf welchem sich das Leben der drei wichtigsten mittelasiatischen Völkerschaften, der *türkischen*, *mongolischen* und *tungusischen* Völker, bewegt hat, deren vielfache Kämpfe unter sich und deren Wanderungen und Zersprengungen nicht ohne Einflufs auf den Gang des westasiatischen und osteuropäischen Völkerlebens gewesen sind. Daher kommen hier auch schon die wichtigsten ethnographischen Verhältnisse zur Sprache, auf welche rücksichtlich der uns näher liegenden abendländischen Welt in dieser kritischen Anzeige besonders geachtet werden soll. Doch ist der westliche Theil der Scheitelfläche des ostasiatischen Hochlandes, wo der Einflufs dieser ostasiatischen Völkerwelt auf die abendländische näher nachgewiesen ist, noch nicht behandelt, sondern die Darstellung von Turfan oder des chinesischen Turkestan ist als eines *Uebergangslandes* vom Orient zum Occident erst dem sechsten Theile überwiesen, wo die Gesammtbedeutung des chinesischen Reiches, welches auf diesem Hochlande stets eine dominirende Rolle gespielt hat, für das Abendland in West-Asien und Europa mit allen von den Chinesen in jenem Gebiete überlieferten ethnographischen Berichten ausführlich noch einmal im Zusammenhang dargestellt wird. Ehe aber dazu übergegangen wird, sind im 2. 3. 4. und 5. Bande die Stufenlandschaften, Niederungen und untergeordneten Plateaubildungen Ost-Asiens, wozu denn auch die gesammte indische und indochinesische Welt, das Gegenstück zur chinesisch-mongolischen Welt gehört, behandelt worden.

Wie schon bemerkt, soll es ein Hauptzweck dieser kritischen Anzeige sein dem ethnographischen Zusammenhange nachzugehen, zu vergleichen, in wie weit unsere Kenntnifs im Verhältnifs zur frühern Zeit erweitert worden und in wie weit die seit den letzten Decennien mannigfach erworbenen Kenntnisse sich nicht nur an sich, sondern auch im Verhältnifs zu unserm Wissen rechtfertigen lassen, um die Wissenschaft auf dem Standpunkt der Entwickelung, auf dem sie jetzt steht, nicht mit einem Ballast von Material und Hypothesen zu überladen, welcher sie selbst ertödtet und statt sie zu befruchten ihr die versteinerte Gestalt giebt, welche das charakteristische des chinesischen Lebens in politischer wie intellektueller Beziehung bildet.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 73.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1837.

Die Erdkunde im Verhältnifs zur Natur und Geschichte des Menschen oder allgemeine vergleichende Geographie von Carl Ritter.

(Fortsetzung.)

Die auf eine eigenthümliche Weise gegen Nordost vorgerückte *Ecke* des *ostasiatischen Hochlandes* bildet unter dem 45. Parallel die Grenzmark von drei grofsen Ländern, von Sibirien im Norden, Tungusien im Osten und China im Süden. Ihre nördliche und östliche Umsäumung gegen Sibirien und Tungusien ist das daurische Alpengebirgsland, welches nach dem tungusischen Zweige den *Dauren* benannt ist, welche die Russen zur Zeit der Entdeckung des östlichen Sibirien als ein durch Ackerbau und Bergbau ausgezeichnetes und in festen Ortschaften wohnendes Volk vorfanden. Diesem Vorsprunge Hoch-Asiens ist wiederum als erhabener Grenzstein gegen Südosten vorgelagert der *Schan Alin* oder *Tschang Peschan* d. h. der weifse Berg bei Chinesen und Mongolen, eine Gebirgsgruppe, welche das Halbinselland Korea von Tungusien scheidet. An ihrem Westfufse liegt die Alpenstadt Mukden in der Provinz Leaotong im Norden vom Hoang-hai. Diese Alpenlandschaft ist das gepriesene Stammland der Mantschu, deren Stammfürsten die jetzt in China herrschende tungusische Dynastie bilden. Der Schan-Alin ist ein heiliger Berg, der von den chinesischen Kaisern verehrt wird, hier ist das paradiesische Fabelland der Mantschu, und auch in militärischer Beziehung ist dieses Gebiet ein wichtiger Punkt in der Sicherung der Herrschaft in Peking, der Residenzstadt der Mantschu Kaiser in China. Zugleich bildet dasselbe ein reiches Jagdrevier und die Jagd daselbst ist eine fromme religiöse Pflicht. Die Landschaft *Leaotong*, welche sich an dem Westfufse des Schan-Alin ausbreitet, liegt schon aufserhalb der grofsen Mauer, welche mit ihrem äufsersten Ostende den Golf von Leao berührt, sie ist aber durch eine besondere Pallisadenmauer umsäumt.

Nach Süden fällt dieser Nordostvorsprung des Hochlandes sehr steil und plötzlich abwärts zu der nordchinesischen Landschaft Petscheli. Dieser *Südabfall* ist uns bekannt geworden theils durch die Jesuiten, welche wie Verbiest und Gerbillon an dem Hofe der Mantschu Kaiser im siebzehnten Jahrhundert von dem Flachboden Chinas nach Norden hinaufstiegen, theils durch die russischen Gesandtschaften und Karavanen, welche wie Ysbrand Jdes, Ad. Brand, Lor. Lange, Bell, Unverzagt, Timkowsky und andere von Sibirien her die wüsten Hochsteppen übersetzten, um in das chinesische Kulturland hinabzusteigen. Es sind *zwei Karavanenstrafsen*, welche von Sibirien aus den Südrand dieses Vorsprunges des Plateaus durchsetzen, sie geben aus von Kiachta im Nordwest von Peking und von Nertschinsk im Norden von Peking, beide in grader Distanz an 200 Meilen von der letztern Stadt entfernt. Beide Strafsen führen durch enge beschwerliche Alpenpässe von der Höhe hinab in das Blachfeld von Peking, sie heifsen Kalgau bei den Russen und Keu bei den Chinesen. Es sind *vier grofse Pforten*, welche hier auf der Grenzmark der Länder der Chinesen, Mongolen und Tungusen in der asiatischen Geschichte stets eine grofse Rolle gespielt haben, und zwar folgen sie von Westen nach Osten als Tschangkia-Keu, Nan-Keu (beide gehören aber genau zusammen, da sie nur die Nord- und Südöffnung einer und derselben Alpenpassage bezeichnen, daher Nan-Keu d. h. Südthor nach Peking zu), Kupe-Keu und Hifong-Keu.

Die *Kiachta-Strafse* durchsetzt in grader Richtung gegen Südost die grauenvolle Wüste des Hochlandes und erreicht so den Alpenpafs Tschangkia-Keu, der treppenartig steil hinabführt. Die *Strafse* von *Nertschinsk* über Zuruchaitu (daher auch *Zuruchaitu-Strafse* genannt) führt zu der östlichen Pforte Hifong-

Keu, dem Golfe von Petscheli benachbart. Diese Strafse bildet einen grofsen nach Osten gekrümmten Bogen, indem sie das wüste kalte Hochland umgeht, daher ist die Länge dieser Strafse auch um die Hälfte gröfser als der erstern. Der gebirgige Grenzsaum der Hochebenen gegen Osten unter dem 140. Meridian heifst bei den Chinesen Khingan, er bildet eine Scheide des Klimas, der Vegetation und der Bevölkerung, er trennt jetzt die mongolischen von den tungusischen Stämmen. Von Nertschinsk und Zuruchaitu steigt die Strafse über den Jalo-Pafs zu seinen östlichen warmen und mildern Thälern hinab nach Tsitsikar am Nonniula, wo sich reichliche Waldungen, Obsthaine und Ackerkultur finden. Von dort aus hat man nur noch einen niedrigen Vorsprung der Steppe gegen Süden zu durchsetzen, um zum Alpenpasse Hifong-Keu zu gelangen. Der *Steilabfall* des Hochlandes, der sich zwischen den beiden Pforten Tschangkia-Keu und Nan-Keu mehrere Tagereisen weit ausbreitet, ist als Gebirgsland mit den schönsten Waldungen geschmückt, die gegen das kalte, öde und baumlose Hochland den gröfsten Kontrast bilden, er schliefst verschiedene und reichlich bewässerte Thäler in sich ein, welche als Längenthäler des Randes als eben so viele Stufen und Terrassen des Abfalles zu betrachten sind; sie sind mit der üppigsten Vegetation geschmückt, sie erzeugen Trauben, Kastanien, Mandeln, Citronen, Pomeranzen, Aepfel und Birnen. Winter und Sommer grenzen hier schroff aneinander. Aber am Fufse des Hochlandes, dehnt sich ein reich bebautes lombardisches *Fruchtland* aus bis zum Golfe von Petscheli mit zahlreichen Ortschaften bedeckt und von wasserreichen Strömen durchschnitten, auf welchen die Seeschiffe landeinwärts fast bis zum Fufse des Hochlandes fahren. Hier, wo der gewaltigste Kontrast von Höhe und Tiefe auf dem kleinsten Raume sich zeigt, liegt der Sitz des kolossalen Weltreiches von Asien, die Hauptstadt Peking, die Residenz der Mantschu Kaiser in China und der Mittelpunkt der Kräfte im östlichen Asien, nur wenige Tagereisen vom Fufse des Hochlandes entfernt. Hier im äufsersten Norden von China, in der *Nordprovinz* d. h. Pe-Tscheli, sind sie ihrem alten Heimathslande Tungusien jenseit der grofsen Mauer immer nahe.

In der Mitte zwischen den beiden Thoren von Nan-Keu und Hifong-Keu liegt das Thor Kupe-Keu in der grofsen chinesischen Mauer, und durch dieselbe führt eine prächtig gebaute Kunststrafse von 30 Meilen Länge nach dem merkwürdigen Sommerschlosse *Dschehol* am Schangtu-Flusse, der von dem hohen Petscha herabkommend sich gegen Südost in den Golf von Petscheli ergiefst. Diese Lokalität ist uns erst bekannt geworden durch die brittische Gesandtschaft unter Lord Macartney im Jahre 1793, als derselbe den alten ehrwürdigen Kaiser Khien-long dorthin begleitete, welcher hier seinen 83sten Geburtstag feierte. Aber weiter aufwärts an diesem Strome liegen noch zwei andere ähnliche Lokalitäten Tsahan Nor und Schangtu, die uns schon durch Marco Paolo bekannt geworden sind, welcher diese Sommerresidenzen der chinesischen Juan-Dynastie oder der mongolischen Kaiser aus der Familie Dschingischans am Ende des dreizehnten Jahrhunderts im Gefolge des Kublaichan besuchte. Ueberall zeigt sich in diesem Alpenlande aufserhalb der grofsen Mauer unter gleicher Breite mit Neapel und Madrid schon ein nordisches Klima und eine ihr entsprechende Vegetation.

Von diesem äufsersten Nordende des Ostrandes von dem östlichen Hochasien geht die Darstellung und Untersuchung gegen Südwest weiter fort zu dem am Durchburch des grofsen nordchinesischen Stromes (Hoang-ho) gelegenen Theile des chinesischen Alpenlandes von Seite 145 an. Hier, wo wir auf ein ganz neues, früher noch nicht behandeltes Gebiet treten, werden die Nachrichten der Berichterstatter sehr fragmentarisch und so auch die ganze Darstellung ziemlich dunkel und schwerfällig. Als ein Hauptpunkt ist jedoch da festzuhalten das eigenthümliche *Doppelknie* in der grofsen *Nordwendung* des *Hoang-ho* gegen das Innere des Hochlandes zu, woran sich alle Angaben mehr oder minder anschliefsen lassen. Eine doppelte Passage führt von Peking aus westwärts zu dem Nordost-Knie des Hoang-ho nach der Stadt Khukhu-Kotun. Die südliche Strafse geht innerhalb des Gebirgsabfalles in dem Berglande von Schansi d. h. das West-Bergland (im Gegensatz von Schantong im Südost von Peking); sie führt in dem Längenthale des Saakan-ho entlang, und zwar innerhalb der hier doppelt gezogenen Mauerlinie, welche zum gröfsern Schutze Pekings gegen die Angriffe von Norden her sowohl am Südrande des Gebirgsabfalles von Nan-Keu westwärts, als auch am Nordrande desselben von Tschangkia-Keu

westwärts aufgeführt ist. Die nördliche Strafse führt auf dem Rücken des Hochlandes aufserhalb der doppelten Mauerlinie westwärts nach jener Stadt Khukhu-Kotun in der Nähe des Mauerthores *Schaho-Keu*, durch welches die Südstrafse in jene Nordstrafse einlenkt. Der *Inschan* (Onghin Ula bei den Mongolen) bildet dort den erhabenen Rand der Scheitelfläche des Hochlandes, wo der Hoang-ho in seinem nördlichen Vorsprunge von Westen nach Osten hinfliefst. Beide Lokalitäten, sowohl der Gebirgsrand des Inschan wie das von dem Hoang-ho umflossene Halbinselland scheinen durch ihre physikalischen, wie durch ihre historischen und ethnographischen Verhältnisse von gleicher Wichtigkeit zu sein. Dieses *Halbinselland der Ordos*, wie es nach einem später dort eingewanderten mongolischem Stamme genannt wird, und welches noch durch die grofse Mauer von dem chinesischen Boden abgeschnitten wird, ist ein Nomadenland gleich der Scheitelfläche des Hochlandes und daher seit der Zeit der Hiongnu das Land der Kämpfe, von wo aus jene Reiterschwärme der Türken und später die der Mongolen vornehmlich in die reichern Landschaften Chinas einzudringen suchten. Dieses mit Sandmassen erfüllte Hochthal innerhalb des mächtigsten Gebirgsrandes des Hochlandes gegen die chinesischen Landschaften von Schensi und Schansi zu, tritt so eigenthümlich auf, dafs man seine Bildung nur einer grofsen Naturrevolution zuzuschreiben geneigt sein kann, und dafs man dieses Thal als einen trocken gelegten Seekessel betrachten mufs. Auch schliefst sich merkwürdig genug die chinesische Sagengeschichte daran an, indem hier die grofse *chinesische Fluth* zur Zeit des Jao lokalisirt wird in der Nähe von Schensi (dem westlichen Tschin), dem Stammlande der Chinesen.

Dort wo die grofse Mauer die Westseite des Halbinsellandes am Hoangho berührt, liegt *Ninghia*, eine Stadt, die ihrer Lage in militärischer und politischer Beziehung ihre Wichtigkeit und ihren alten Ruhm verdankt, wozu noch kommt, dafs sie durch ihre reiche Umgebung mitten zwischen weiten Wüsten gelegen für alle von Norden und Nordwest anstürmenden Barbaren gleich wie ein Hafenort an dem Küstensaum des reichen Landes China erscheint. Ferner liegt Ninghia in der Mitte zwischen den beiden grofsen nach China führenden Eingängen zwischen der von Norden kommenden *Mongolen-Strafse* nach Khuku-Kotun und der von Westen kommenden *Türken-Strafse* durch Tangut an dem Westende der grofsen Mauer entlang; für beide ist dieser Ort der sie verbindende und sie beherrschende Schlüssel und daraus erklärt sich das Interesse der chinesischen Politik durch alle Jahrhunderte der Geschichte für diese Lokalität. Darum hatte auch der Weltenstürmer Dschingischan sie als den Schlüssel zum chinesischen Lande erobert und rüstete sich von hier aus gegen Südost durch das Alpenland einzudringen, von wo er den beiden damaligen Herrschergeschlechtern in China, den tungusischen Kin in Katai und den chinesischen Song in Matschin auf gleiche Weise gefährlich werden mufste, als der Tod ihn ereilte und seine Plane seinen Enkeln zur Ausführung überliefs. Es ist dieselbe Lokalität, welche bald darauf Marco Paolo als ein wichtiges Emporium unter dem Namen Egrigaja kennen lernte.

Von gleicher Bedeutung mufs aus den bemerkten Gründen eine unter ähnlichen Naturverhältnissen weiter gegen Südwest liegende Lokalität sein und zwar um so mehr als sie in der bestimmtesten Beziehung zu jenem westlichen Mauervorsprunge steht. Dort folgt ein von dem obern Hoangho im Zickzacklaufe durchsetztes wildes Alpenland, in dessen Mitte der berühmte Koko Nor (der blaue See) gelegen ist. Noch ist uns dieses Land eine Terra incognita, und nur so viel scheint aus den dürftigen Angaben darüber so wie aus dem eigenthümlichen Laufe des gelben Stromes hervorzugehen, dafs sich hier im Lande *Sifan* d. h. Westland auf der Grenze von China und Tübet eine Menge mächtiger Gebirgsketten, die von den Chinesen als Schneegebirge (Siue Schan) bezeichnet werden, in der Richtung von Süden nach Norden und von Westen nach Osten, also dem ganzen Bau des Hochlandes mit seinen alpinen Umsäumungen gemäfs durchkreuzen, wovon die bei den Anwohnern in Verehrung stehende Gebirgsgruppe der 13 Patriarchen an der Südseite des Koko Nor einen solchen Durchschnittsknoten zu bilden scheint, obgleich uns die Naturverhältnisse noch sehr dunkel sind, wie dem auch die Darstellung entspricht. In derselben Gegend in einiger Entfernung von dem Ostufer des Koko Nor liegt nun die Stadt *Sining*, die nordwestlichste Stadt Chinas, wie schon ihr Name anzeigt (nehmlich mit Ausschlufs der sogenannten Mauerstädte) in der Landschaft Kansu oder dem westlichen Theil von dem alten Schensi. Sie ist

als die *Westpforte Chinas* zu bezeichnen an der turkestanischen Strafse, aber es sind hier in diesem Alpenlande zwei grofse Gabelthäler, welche sich im Osten des Koko Nor von Nordwest und von Südwest her vereinigen, und dadurch wieder eine grofse Doppelstrafse nach dem übrigen Asien hin darbieten, nehmlich die eigentlich *turkestanische Strafse* durch Tangut nach Turfan und West-Asien (und das ist die grofse *Seren-Strafse*) und die *tübetanische Strafse* durch Sifan nach Süd-Asien, beide schon im siebzehnten Jahrhundert von den Jesuitenpatres bereiset. Hier mufste also stets wie ein friedlicher Verkehr, so auch eine feindselige Berührung mit den türkischen und tübetanischen Völkern statt finden. Die Tübetaner sind hier als das einheimische Volk zu nennen, und als dieselben während des achten und neunten Jahrhunderts sich zu einer grofsen politischen Bedeutsamkeit emporschwangen, mufste hier das Schlachttheater der Kämpfe zwischen den Chinesen und Tübetanern werden, so lange die letztern an dieser Doppelpforte zu China einen dominirenden Einflufs ausübten und China selbst mit ihren Einbrüchen bedroheten.

Da die Gebirgsgaue um Sining herum seit aller Zeit als die wahre Heimath der *Rhabarberpflanze* bekannt sind, so ist dieselbe in Beziehung auf ihre Heimath so wie nach ihrer Verbreitungssphäre durch Hoch-Asien und nach ihrem Einflufs auf den Gang der Völkerentwickelung in merkantilischer Beziehung in einer eigenen Anmerkung näher behandelt worden. Wünschenswerth wäre es dabei nur gewesen, wenn sich der Hr. Verf. bestimmter über den eigentlichen Namen der Pflanze ausgesprochen hätte, indem man im Dunkeln gelassen wird, ob der antike Name der Wolga darin liege, wie es dem Ref. wahrscheinlich ist, und also der erste Theil des Wortes als Hauptsache betrachtet werden, oder ob der letzte Theil mit Beziehung auf den Hafenort am indischen Ocean hervorgehoben werden mufs.

Als die am meisten charakteristisch hervortretende Naturform zeigt sich aber in jenem Gebiete Asiens der *kolossale Durchbruch* des *Ostrandes* von Hoch-Asien, an welchem das Westende der chinesischen Mauer auf eine Strecke von 80 Meilen entlang sich hinzieht und wo bei den drei Mauerstädten Liangtschu, Kantschu und Sotschu das eigentliche Gebiet Chinas auf so seltsame Weise in das Innere der Hochebenen des Plateaus eingreift. Dieser Durchbruch in dem Lande *Tangut*, durch welchen die turkestanische Strafse hindurchführt, ist seit den ältesten Zeiten die grofse Völkerpassage, die Strafse der Handelskaravanen und der Eroberer von dem Westen Asiens zum Osten gewesen. Denn auf der Südseite wird diese Landzunge von mächtigen Alpenmassen (Nan-Schan), auf der Nordseite von der grauenvollen Wüste der Gobi umsäumt, und nur in ihrer Längenstreckung ist sie zur Vermittelung eines Orientes und Occidentes innerhalb des asiatischen Orientes durchgehbar. Hier mufsten daher also zunächst alle die grofsartigen ethnographischen und historischen Verhältnisse in dem Völkerconflikt zur Sprache kommen, sich einander ausgleichen oder den Sieg übereinander davon tragen, ehe sie weiter abwärts an den verschiedenen Thoren und Mauerpforten des eigentlichen China sich aufs neue geltend machen konnten. Wie dies geschah, wie die Herrn des himmlischen Reiches der Mitte nach der Vollendung des grofsen Defensionssystemes der Mauerlinie seit der Zeit von Schihoangti um 200 vor Chr. Geb. hier ein System von Markgrafschaften errichteten mit Kolonisationen aller Art zum friedlichen Verkehr und zur Abwehr der nomadischen Barbaren, wie ferner dieses System zur Spaltung der Völker auf der Nord- und Südseite diente, und wie die Chinesen zur Sicherung ihres Reiches in dem Tieflande am Ostocean ihre Hände von diesem Passagelande aus weit nach Westen, nach den *Si-ju* d. h. Westländer, nehmlich nach Turfan oder den Ländern der Türken ausstreckten und ihren politischen und diplomatischen Einflufs geltend machten — dies alles ist hier trefflich und auf die grofsartigste Weise geschildert worden. Schon anderthalb Jahrhunderte vor Christi Geburt bemerken wir hier den Konflikt von vier ganz verschiedenartigen Völkern, von welchen die Chinesen durch ihre Politik unter dem ausgezeichneten Kaiserhause Han den Sieg davon trugen, so dafs Chinas Herrschaft nicht nur hier festgestellt wurde, sondern zum erstenmale sich über die Scheitelfläche des östlichen Hoch-Asien bis zu den Grenzmarken des orientalischen Westens auszudehnen begann.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 74.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1837.

Die Erdkunde im Verhältnifs zur Natur und Geschichte des Menschen oder allgemeine vergleichende Geographie von Carl Ritter.

(Fortsetzung).

Denn von Norden her drängten die *Hiongnu* vom türkischen Stamme und ihnen standen gegenüber von Süden her die *Usiun* und die *Juetschi*, von denen erstere von indogermanischem, letztere vom tübetanischen Stamme genannt werden, und ostwärts standen die *Chinesen*, deren politischer Mittelpunkt damals wie auch noch lange nachher diesen Gebieten noch sehr nahe in den Landschaften Schensi zu Singanfu und in Honan zu Lojang war. Von den angeblich indogermanischen Usiun wird noch später die Rede sein, dagegen ist von den Juetschi sogleich zu bemerken, dafs diese im sechsten Bande von dem Hrn. Vf. wenn auch nicht dem indogermanischen, doch einem demselben mehr oder minder nahestehenden Volksstamme vindicirt werden, indem es dort nur als Klaproths Hypothese ausgesprochen wird, sie als Tübetaner zu betrachten. In wie fern auf diese ethnographischen Bestimmungen die Systematik der neuern Wissenschaft Einflufs habe, lassen wir unentschieden, nur ist dabei nicht zu übersehen, dafs man hier den Gestaden des Ostoceans näher als denen des kaspischen Meeres alle anderen Völker eher erwarten könnte als indogermanische, und dafs man bei der übermäfsigen Ausdehnung der Völker kaukasischen Stammes gegen Osten wirklich in Verlegenheit kommt die Völker mongolischen Schlages, welche so aufserordentlich zahlreich sind und doch keinesweges erst seit jener Zeit oder noch später wie die Pilze aus der Erde geschossen sein können, unterzubringen. Die Angaben der Chinesen, auf welche sich die französischen Gelehrten dabei berufen, sind noch viel zu unbestimmt, als dafs man fest darauf bauen könnte, und bedürfen unstreitig noch der Erörterung und Untersuchung anderer als blos französischer Gelehrten, welche überall finden, was sie suchen. Es ist hier offenbar dieselbe Einseitigkeit, mit welcher man ehemals die frühzeitige und weite Verbreitung der Völker mongolischen Stammes unter dem Namen der Hunnen nach Europa voraussetzte, da es doch selbst jetzt noch an Historikern nicht mangelt, welche in diesem Volke nicht aufs Gradewohl Kalmücken annähmen, und wenn Klaproth das Verdienst hat, die Grundlosigkeit davon nachgewiesen zu haben, so möchte er nur eben so einseitig sein, wie es sich auch in vielen andern Punkten darthun läfst, wovon später die Rede sein wird, Remusats Angaben folgend die Sache einmal umzudrehen, und Schweden und Gothen an der grofsen Mauer zu suchen, wie man die Kalmücken unter Attila bis nach Gallien gebracht hat. Als ein Beispiel der wildesten Abentheuerlichkeit und der völligsten Kritiklosigkeit ist grade für diese Verhältnisse zu nennen des englischen Major Tod Abhandlung über die Abstammung der baltischen Schweden und Gothen aus dem centralen Asien (Journal asiat. Paris 1827. X. p. 277—309). Leider fehlt es auch in unserm Werke nicht an manchen Anklängen und Beziehungen auf solche Auffassung. Dort in Tangut sind, wie es beiläufig zu bemerken ist, stets *tübetanische Völker* heimisch gewesen, und die Ueberreste der Miao (hier der San Miao, wie die Miao-tse in den Kuan-Ländern von Matschin) haben sich bis jetzt noch dort erhalten.

Ueber jene eigenthümliche Naturbildung des grofsen Alpendurchbruches von Tangut fehlen uns jedoch alle neuere Berichte, und für die speciellen Naturverhältnisse sind wir allein an das gewiesen, was uns die Reisenden des Mittelalters darüber mitgetheilt haben oder was uns durch den Gang der Geschichte selbst aufgeschlossen ist. Dort zeigt sich als die erste merkwürdige Lokalität und als der äufserste Vorposten des chinesischen Reiches der Ort *Scha-tschu* d. h. die

Sandstadt, mitten in der Sandwüste gelegen, an 40 Meilen vom Nordwestende der Mauer und an 30 Tagereisen im Osten des Lop Nor. Hier werden uns zwei Grenzpässe genannt Jumen und Jangkuan, zu deren Bewachung jene Feste dient. Hier war immer der Abgangspunkt der chinesischen Heere bei ihren Eroberungszügen nach den Westländern (Si-ju), so wie hier die vom Abendlande kommenden Reisenden zuerst den Boden des himmlischen Reiches betraten. Es spaltet sich zugleich diese turkestanische Strafse oder der Seren-Weg in der Sandstadt in drei Arme, nehmlich die *Nordstrafse* über Hamil nach dem songarischen Steppengesenke nach dem heutigen Pelu zum Jli-Flusse, die *Mittelstrafse* grade westwärts zum Lop-Nor nach dem heutigen Nanlu am Jarkan-Flusse, und die *Südstrafse* nach Khotan, deren Bedeutung aus den Zügen der Völker und der Kriegsheere erhellt. Durch Marco Paolo erfahren wir, dafs Sachion (Scha-tschu) damals schon seit alten Zeiten der Sammelplatz der verschiedensten Religionsanhänger war, welche wie die Buddhisten, Magier und Nestorianer durch die Verfolgungen der Bramanen, Muhamedaner und Christen aus dem Westen ausgestofsen, hier auf der Grenzmark des Orients und Occidents innerhalb des asiatischen Orientes eine Zuflucht suchten, und auf den religiösen und intellektuellen Entwickelungsgang der Völker Mittel-Asiens seit Jahrhunderten einen wichtigen Einflufs ausgeübt hatten. Durch die Mauerpforte Kiaju-Kuan gelangt man ostwärts nach jener vorspringenden Landzunge von Kansu, wo Marco Paolo die drei als Grenzfestungen und Emporien gleich merkwürdige Lokalitäten So-tschu (Succiur), Kan-tschu (Campion, Cancipu) und Liang-tschu (Erginul) in der Richtung von Nordwest nach Südost bereisete, und welche uns hier mit einer Masse von einzelnen Nachrichten überladen vorgeführt werden.

Da Marco Paolo von Liangtschu seine Reise grade ostwärts oder nordostwärts nach Ninghia am Hoangho fortsetzte, so führt dies auf die nähere Betrachtung der Lokalität von *Khukhu-Kotun* am Fufse des Junschan und am nördlichen Vorsprunge des Hoangho zurück, wo die Mongolen-Strafse von Norden her das chinesische Gebiet berührt. Darum ist diese Lokalität, wo Dschiagischans Enkel Kublaichan, der mongolische Eroberer Chinas, nicht selten residirte und wo Marco Paolo ihm seinen Besuch abstattete, für das Verhältnifs der Chinesen zu den mongolischen Völkern von der gröfsten Wichtigkeit, und wie die vielfachen Städteruinen jener Gegend ihre Bedeutung für die ältere Zeit beurkunden, so erhellt die für die jüngere Zeit aus dem Lamaismus, der hier eine seiner Hauptstätten aufgeschlagen hatte. Die nahe Gebirgsumgebung von Khukhu-Kotun erscheint noch vor dem Auftreten der Mongolen als das Heimathsland und als der älteste uns bekannte Stammsitz der Hiongnu oder der Stammväter aller der zahlreichen später auftretenden *Türken-Stämme*, deren Verhältnifs in ihrem grofsen Doppelreiche zum chinesischen Reiche bis zur Zertrümmerung der türkischen Herrschaft daselbst durch die koreanischen Sianpi im Jahre 216 nach Chr. Geb. näher (S. 241) charakterisirt wird. Doch werden diese Verhältnisse nicht blos im Allgemeinen berührt, sondern es wird auch sogleich, obschon gegen die ausdrückliche Versicherung des Hrn. Verfs. (S. 243), auf die speciellen Beziehungen der Türken-Stämme zu dem chinesischen Reiche und auf ihre einheimischen Angelegenheiten, die an diesem Orte zum Theil ganz gleichgültig sind oder doch zur Erläuterung der Raumverhältnisse nichts beitragen, eingegangen, und da kann Ref. nicht verhehlen, dafs dieses Zerstückeln und Durcheinanderwerfen der speciellen historischen und geographischen Verhältnisse die ganze Darstellung sehr schwerfällig und dunkel macht. Unläugbar wird dabei eine grofse Kenntnifs des gesammten ethnographischen Systemes von Asien, so wie eine genaue Kunde der ostasiatischen Geschichte vorausgesetzt, wie man sie nur da zu erwarten berechtigt ist, wo man diese Sache schon zum Gegenstande eines besondern Studiums aus den hier gleichfalls benutzten Quellen und Hülfsmitteln gemacht hat. Gewifs würde eine gröfsere Absonderung der historischen Verhältnisse von den geographischen und eine gröfsere Gruppirung derselben in besondern Abschnitten, wie es auch an verschiedenen Stellen geschehen ist, mit besonderer Berücksichtigung der Chronologie, sehr vortheilhaft und weniger erdrückend beim Studium gewesen sein. Der Ref. weifs aus eigener Erfahrung, dafs für das genauere Verständnifs aller der an unzähligen Orten berührten historischen Verhältnisse ein ganz eigener historisch-ethnograph. Kommentar auf Grundlage der Geschichte des chinesischen Reiches in seiner Beziehung zu den tungusischen, mongolischen, türkischen, tübetanischen und allen andern mittelasiat-

tischen Völkerstämmen in chronologischer Folge nöthig war, um sich in dem Gewirr der zerstückelten historischen Notizen, die doch nur sehr wenigen in ihrem ganzen Umfange und in ihrer räumlichen und zeitlichen Beziehung zu einander stets gegenwärtig sein werden, nicht selbst zu verlieren und von dem Material erdrückt zu werden.

Dieses verwirrende Durcheinanderwerfen der historischen Verhältnisse wiederholt sich besonders in dem Abschnitte, wo zur Betrachtung des Landes *Tenduch*, welches Marco Paolo zuerst für die europäische Welt am jenem Jschan entdeckte, als er seine Reise von Ninghia nach des Kublaichan Sommerlager Schangtu gegen Nordosten fortsetzte. Dort werden uns zuerst die türkischen Schato vorgeführt und deren Einfluſs auf das nordchinesische Reich geschildert, dann aber als die merkwürdigsten Insassen des Jnschan die mongolischen *Ta-ta*, deren Name nachmals, wie es hier mit Recht heiſst, wie ein Phantom als Tataren zu einer groſsen historischen Völkergestalt heranwuchs, welche Jahrhunderte hindurch ganz Europa und Asien mit Schrecken erfüllte. Aber was hier von den Urverhältnissen der Tata als eines Zweiges der Moho, Mokhe, Mung-ku oder Mongol beigebracht wird, ist in einer so dunkeln und inkorrekten Sprache und zum Theil mit Widersprüchen versehen (wie das Vorkommen des Namens der Tata bei den Chinesen, und die Verwechselung der Dynastie der Tang mit den Song) ausgedrückt (S. 253), daſs man den eigentlichen Sinn schwerlich errathen kann, wozu noch kommt, daſs die weiter daran angeschlossenen historischen Angaben, die man gern an einem andern Orte in einem gröſsern Zusammenhange sehen würde, für jeden, der mit der ostasiatischen Geschichte nicht genau vertraut ist, die Unklarheit bedeutend vermehren. Es soll nehmlich hier dargethan werden, daſs bei dem mongolischen Stamme der Tata der Fürstentitel Vang-khan von chinesischem und mongolischem Ursprunge durch die europäischen Reisenden die Veranlassung zur Entstehung der Sage von einem *Priesterkönige Johannes* gegeben habe, der hier im Lande Tenduch auf der Grenzmark des mongolischen und chinesischen Landes eine wichtige politische Rolle spielte und durch die Verbreitung nestorianischer und buddhistischer Missionen mit ihrem Glauben und Kultus nach diesem Gebiete in einem eigenthümlichen Lichte erschien. Mit dem Aufblühen der tatarisch-mongolischen Weltherrschaft unter Dschingischan muſste die politische Würde jener fürstlichen Familie des Tata-Stammes verschwinden, aber durch die Begründung des buddhistischen Lamaismus an dieser Lokalität muſste die geistliche Würde um so mehr hervortreten, und so finden wir denn seit der Mantschu-Herrschaft in China den *Kutuchtu Lama* im Lande Tenduch, indem derselbe die Würde eines Katholikos bei den Kalkas-Mongolen bekleidete, wie es jetzt mit dem in der Urga am Nordrande der Gobi-Wüste residirenden Kutuchtu-Lama der Fall ist. Die Huldigung, welche diesem mongolischen Katholikos, wie einst den Päpsten von den römisch-deutschen Kaisern, von dem chinesischen Kaiser Kanghi im Jahre 1696 dargebracht wurde, wobei sich auch der Pater Gerbillon befand, ist hier ausführlich geschildert. Es war derselbe groſsartige Mantschu-Kaiser, welcher als Zeitgenosse Peters des Groſsen die Herrschaft der tungusischen Dynastie in China auf dem gesammten mongolischen Hochlande zuerst begründete und als ausgezeichneter Politiker und Kriegsheld durch die Unterwerfung der Ost-Mongolen (Kalkas) und der West-Mongolen (Oelöth oder Kalmücken) so wie durch die Demüthigung Tübets, auf welche Verhältnisse noch weiter unten vielfach zurückgekommen wird, das chinesische Reich zur ersten Staatsmacht Ost-Asiens erhob.

Mit der Darstellung des Landes Tenduch als des Sitzes des Kutuchtu-Lama und einer der Hauptpunkte der buddhistischen Lamahierarchie ist auch die Darstellung des Ostrandes vom östlichen Hochasien vollendet, es werden daher nun die zuletzt erwähnten Punkte in zwei Anmerkungen als in zwei eigenen Abhandlungen näher erörtert.

Als Kommentar für die dunkle Stelle auf S. 253—255 folgt zunächst die Abhandlung über den Namen der *Tataren* und über das Verhältniſs der tatarischen zu den andern mittelasiatischen Völkern, für welche zusammen bei morgenländischen und abendländischen Autoren der Name der Tataren gleich wie der der Scythen bei den Alten und der Kafern bei den Arabern zu einem Kollektivnamen geworden ist und bis in die neueste Zeit die gröſste Verwirrung hervorgebracht hat. S. 274—283.

Es war, wie bemerkt, der Name Tata die Bezeichnung eines mongolischen Stammes am Jnschan, welcher auch schon nach dem Vorgange der Chinesen als

Tatar und *Tartar* bei den übrigen orientalischen Autoren vorkommt. Wenn es aber heifst, dafs dieser Name fast gleichbedeutend sei mit Taidschigod, welcher letztere seit Dschingischans Zeit verschwinde, so widerspricht dies der S. 254 gemachten Angabe, wonach die Chinesen selbst im eilften Jahrhundert die vier mongolischen Haupthorden als die *Mongol* (Mungku), *Taidschigod* (Taitschud), *Tata* und *Kerait* bestimmen. Es sind also verschiedene mongolische Stämme, wobei die Namensähnlichkeit eine ganz gleichgültige ist, da der Name der Tata als einzelner Stamm den der Taidschigod nur in so fern absorbirt haben kann, als beide Stämme selbst von den auch im weitern Sinne Tataren genannten Mongolen absorbirt worden sind und als einzelne Stämme später nicht mehr vorkommen. Ueberhaupt zeigt sich hier manche Verwirrung und Verwechselung der alten mongolischen Stämme vor Dschingischans Zeit, welche, wie man wohl sieht, durch die Quellen und verschiedenartigen Berichte veranlafst worden, aber doch hier nicht genug berücksichtigt und zur Vermeidung von Mifsverständnissen hervorgehoben ist. Abwechselnd werden die Namen Tata und Mongol bald als einzelne Zweige des mongolischen Stammes, bald als allgemeine Stammnamen selbst gebraucht. Denn so wird zunächst das, was von der Würde eines Vang-khan bei den Tata am Jnschan angegeben war, wieder auf die Kerait übertragen (S. 256), und dann werden wieder die Tata und Mongol verwechselt, indem Dschingischans Familie (auch abgesehen davon, dafs sie vielleicht gar nicht mongolischen, sondern eigentlich türkischen Stammes ist) als mit dem Stamme der Tata in Feindschaft stehend, von den Tata wie von den Kerait bestimmt unterschieden und zum Stamm der Mongol gerechnet wird (S. 254. 255. 275). Dennoch soll sich Dschingischans Familie selbst wieder Tata genannt haben, obschon sie doch aus diesem Stamme nicht war, vielmehr Dschingischan selbst das gesammte von ihm vereinigte mongolische Volk nach seinem Stammnamen *Mongolen* nannte und auch der diplomatische Name der Oberfürsten dieses Volkes nur *Mogulchan* und nicht Tatarchan war. Dieser letztere Name wurde von den Dschingischaniden gering geschätzt, konnte also unmöglich der Name seines Stammes sein. Er gehörte vielmehr dem besiegten Stamme an, obschon er sich aus einem doppelten Grunde neben dem des siegenden Stammes immer erhalten hat; einmal nehmlich weil die Horden des Tata-Stammes in den Kriegsheeren der Mongol (die nun im allgemeinen Mongolen genannt werden) die zahlreichsten und tapfersten Krieger gewesen sein sollen, und dann weil auch die Chinesen den Namen des mit ihnen am meisten in Berührung stehenden mongolischen Stammes der Tata kollektivisch für diese ganze Völkergruppe gebrauchten. So konnte also der Name Tata (Tatar) bei den Orientalen und Occidentalen die allgemeine Bezeichnung für diese Völkergruppe und für diesen politischen Verein werden, obschon der der Mongolen nur der historische und officielle Name dafür sein konnte.

Seit Dschingischans Zeit also verschwindet mit dem Zusammenfliefsen der verschiedenen mongolischen Stämme der Unterschied der Tataren und Mongolen, und beide Namen bezeichnen einen und denselben dominirenden Völkerschlag auf dem ostasiatischen Hochlande, der sich in diese Unterschiede nicht wieder aufgelöst hat. Aber so wie nun durch die Chinesen jener Name allgemeiner gefafst, bald auch appellativisch genommen und auf ganz andere Völkergruppen mehr ostwärts übertragen wurde, wobei sie allerdings den Unterschied von Tata und *Tatsche* gemacht haben sollen, so geschah eine ähnliche Uebertragung auf einen den Mongolen völlig fremden Volks- und Sprachstamm nach Westen hin durch die Abendländer. Ostwärts ging der Name auf die tungusischen Völker über und erzeugte so die *Tartares Mandchoux* und so viele andere Tataren-Völker, dafs man zuletzt selbst nicht mehr wufste, was man sich dabei denken sollte. Dies zeigte sich aber besonders durch die Verpflanzung des Tataren-Namens nach Westen hin, wo der Schrecken, der durch die Eroberungszüge der mongolisch-tatarischen Horden sich über ganz Europa verbreitete, die Ableitung dieses Völkernamens von dem Worte Tartarus, aus welchem diese Horden hervorgebrochen sein sollten, an die Hand gab, und diesen Namen der Tartaren zu einem allgemeinen für dieses von dem centralen Asien ausgehende Herrschervolk und für alle ihm untergebene Völker auf Jahrhunderte lang bis auf eines Remusat und Klaproth Forschungen stempelte.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 75.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

October 1837.

Die Erdkunde im Verhältnifs zur Natur und Geschichte des Menschen oder allgemeine vergleichende Geographie von Carl Ritter.

(Schlufs.)

Hier steht nun der mongolisch-tatarische Volksstamm in einem wesentlichen Verhältnifs zu dem mächtigen, ausgebreiteten *türkischen* Volksstamme, dessen von den alten Hiongnu ausgehende verschiedene Zweige in dem Verlauf der Jahrhunderte von dem Jnschan westwärts durch alle kaspischen und pontischen Gestadelandschaften sich in den Petschenegen und Uzen schon bis zur untern Donau hin verbreitet hatten. Dieser noch jetzt in Asien am weitesten ausgebreitete Völkerstamm trat mit jenem mongolisch-tatarischen in enge Verbindung, die türkischen Völker wurden die Unterthanen der Mongolen Khane wie besonders in dem westmongolischen Reiche *Kaptschak*, deren Khane aus den an der Wolga einheimischen türkischen Völkern ihre Heere ganz allein rekrutiren mufsten. Ob diese türkischen Völker auch zum Theil, wie es hier S. 282 heifst, vor dem Einbruch der Mongolen in Europa, den Fürsten der Bulgaren um das heutige Kasan unterthänig waren, ist unerwiesen, und hat vielmehr alles gegen sich, was uns von dem Verhältnifs der ugrischen und türkischen Völker an der Wolga zu jener Zeit bekannt ist. Die Chane der goldenen Horde in Serai an der Wolga waren mongolisch-tatarischen Stammes, ihre Unterthanen aber Türken, dieselben, die noch jetzt in Rufsland an der Wolga als Tataren bezeichnet werden, obschon sie diese Bezeichnung als einen Schimpfnamen betrachten. Durch jene grofse Wanderung der mongolisch-tatarischen Völker während des dreizehnten Jahrhunderts ist nun aber eine grofse Umwandlung mit dem türkischen Volksstamm vor sich gegangen. Ein grofser Theil der türkischen Völker ist wenn auch nicht seiner Sprache, doch seiner leiblichen Bildung nach durch die Verbindung und Vermischung mit den mongolisch-tatarischen Völkern gänzlich verändert worden, und dies giebt den Unterschied von *eigentlichen Türken* und von *Turktataren* d. h. von den zahlreichen Völkerschaften, welche gröfstentheils auf dem Gebiete des russischen Reiches hausend eine mongolische Gesichtsbildung angenommen, aber sich ihre alte türkische Sprache bewahrt haben und welche in Rufsland selbst nur Tataren genannt werden. Vom Standpunkt der Russen aus kann man diesen Namen auch wirklich beibehalten, wenn gleich von einem allgemeinern Standpunkte aus nothwendig zwischen den tatarischen Mongolen oder mongolischen Tataren und den türkischen Turktataren in Beziehung auf die Sprache unterschieden werden mufs. Dieser neuere Name Turktataren ist in so fern für die Ethnographie Asiens, für welche wir Klaproth so viel verdanken, von der gröfsten Wichtigkeit um endlich einmal allen Verwirrungen und Mifsverständnissen auszuweichen.

Geographisch in drei Hauptgruppen vertheilt als 1) die westlichen Turktataren, wozu die kasanischen, astrachanischen und krimschen Tataren nebst den Nogaiern und andern gehören, 2) die östlichen Turktataren oder die drei Kirgisen-Horden und 3) die nördlichen Turktataren oder die verschiedenen Zweige der bei den Russen genannten sibirischen Tataren unterscheiden sich dieselben wesentlich in leiblicher Beziehung durch ihre mehr oder minder mongolischartige Bildung von den eigentlichen Türken sowohl den östlichen oder Dschagatai-Turk in Mawaranahar, als den westlichen oder Osmanli-Turk in Europa und Klein-Asien. Dennoch haben jene Turktataren, wie dies Klaproth aus eigener Erfahrung kennen zu lernen Gelegenheit hatte, wie z. B. die Kirgisen und viele andere Stämme die reinste türkische Sprache. Deshalb ist es auch mifslich, den Namen turktatarische Sprachen

gebrauchen zu wollen, indem dies wieder zu neuen Mifsverständnissen Veranlassung giebt, als ob nehmlich das Turki dieser Turktataren sich nach Analogie des Unterschiedes in leiblicher Beziehung von dem Turki der Osmannen unterschiede, obschon ersteres mit Ausnahme von wenigen ganz verbasterten Stämmen vollkommen mit dem in Constantinopel übereinstimmt, und dieses letztere sich nur noch durch die Aufnahme von persischen und arabischen Wörtern aus dem südwestlichen Asien bereichert hat. Dafs übrigens das jetzige Dschagatai-Turki sich von dem ursprünglich Türkischen der Hiongnu nach Erskine's Meinung nur so unterscheide wie die dschagataischen Türken durch ihre Sitte und Kulturfortschritt von jenen, liegt eigentlich in der Natur der Sache, möchte sich aber im einzelnen schwerlich nachweisen lassen.

Die Sage von einem *christlichen Könige* und *Priester Johannes* im centralen Asien, welche von S. 283—299 behandelt wird, hat, wie der Hr. Verf. mit Recht bemerkt, einen so grofsen Einflufs auf den Fortschritt der geographischen und ethnographischen Kenntnifs Asiens und selbst auch Africas ausgeübt, dafs es für die Wissenschaft wichtig genug ist, sie nach ihrem Ursprunge und nach ihrem Zusammenhange mit dem Leben der asiatischen Völker zu verfolgen. Zunächst hängt sie genau zusammen mit der Verbreitung der *nestorianischen* Gemeinden, welche seit ihrer Vertreibung aus dem byzantinischen Reiche zuerst im Sassaniden-Reiche eine Zuflucht fanden und von dort aus ihre Missionen bis nach dem centralen Asien hin ausdehnten. Dennoch mufs es, wie auch aus den wiederholten Angriffen hervorgeht, sehr zweifelhaft bleiben, ob sich christliche Gemeinden schon während des achten Jahrhunderts bis nach dem eigentlichen China hin verbreitet haben, da das dort aufgefundene Monument mit syrischer Inschrift, dessen Authenticität ein Remusat bei seiner Vorliebe für China sogleich glaubte anerkennen zu müssen, durchaus nicht über allem Zweifel erhaben ist. Ueberhaupt scheint dem Ref. für das in so vielfacher Beziehung noch dunkle Gebiet der asiatischen Ethnographie und Geschichte als Hauptgrundsatz feststehen zu müssen den Zweifel gegen alle Angaben festzuhalten, die nicht durch innere oder äufsere Gründe das Zeugnifs der Wahrheit unbedingt in sich enthalten, vornehmlich aber solche Berichte mit Mifstrauen zu behandeln, welche uns von den so fern stehenden asiatischen Völkern, wie Chinesen und Indern, zugekommen sind, welche Völker uns in ihrer ganzen Denk- und Anschauungsweise viel zu fremdartig sind, als dafs die ihrem Bewufstsein vorliegenden Thatsachen schon darauf Ansprüche machen könnten einen gleichen Werth vor dem unsrigen zu haben. Wie grade in dieser Beziehung die Aehnlichkeit von Namen dazu dienen kann, abendländische Verhältnisse an morgenländische Berichte anzuknüpfen und dadurch historische Verhältnisse zu begründen, deren Zusammenhang sich sonst schwerlich erkennen läfst, davon wird noch später die Rede sein müssen. Durch die Namensähnlichkeit eines mächtigen türkischen Fürsten Nasarat, dessen Name auf die bei den Orientalen für Christen übliche Bezeichnung Nazarener hinweisen soll, und dessen Schaaren im eilften Jahrhundert von Ost- nach West-Asien vordrangen, bahnt sich der Hr. Verf. einen Weg nach Osten zu dem mongolischen Stamm der Kerait am Juschan im Lande Tenduch, wo den Nestorianern grofse Bekehrungen gelungen und wo der tatarische Fürst, der Vang-khan, zum Christenthum übergetreten sein soll. Die Nachricht davon konnte sich wohl nach dem Abendlande hin verbreiten, aber sehr fraglich bleibt es, ob die Nestorianer selbst aus Oppositionsgeist und aus Rivalität gegen das Oberhaupt der römischen Kirche im Abendlande dazu beigetragen haben sollten, das Gerücht von dieser Bekehrung und von dem für das Christenthum gewonnenen Fürsten zu vergröfsern, da dies nicht nur ein gewisses politisches Bewufstsein voraussetzt, wie wir es bei jenen morgenländischen Christen nicht finden, sondern auch eine weit gröfsere Berührung und Beziehung zwischen jenem äufsersten Ost-Asien und dem Westen im Abendlande voraussetzt, als man bisher kennt. Uebrigens bleibt es bei den vielen zum Theil ganz wunderlichen Erklärungen des Namens Priester Johann immer am wahrscheinlichsten und einfachsten an den *Vang-khan* (Joan Rex) zu denken, so viele Kirchen und Heiligthümer auch der Täufer Johannes bei den nestorianischen Gemeinden im innern Asien gehabt haben mag, und dies entspricht auch am besten der einfachen, hier mitgetheilten Angabe des christlichen syrischen Annalisten Abulfaradsch im dreizehnten Jahrhundert.

Auch nach der Zertrümmerung der Macht jenes angeblich christlichen Fürsten der tatarischen Kerait

konnte sich die Sage um so leichter erhalten, als Dschingischan selbst mit dessen Familie verwandt war und er und seine Nachfolger, denen übrigens das religiöse Interesse sehr fern lag, allen Religionspartheien gleiche Freiheit gewährten und vornehmlich den Nestorianern an ihrem Hofe grofsen Einflufs gestatteten, so dafs diese dadurch wie früher auf die arabischen Eroberer in West-Asien, so hier nicht minder auf die mongolischen in Ost-Asien durch die Verbreitung einer gewissen intellektuellen Kultur nicht ohne wohlthätige Rückwirkung gewesen sind. Bei dieser Toleranz gegen die nestorianischen Christen an ihrem Hofe zeigte sich noch der für das Abendland wichtige Umstand, dafs die tatarisch-mongolischen Horden aus politischen Gründen Feinde der Muhamedaner waren und in der That die gefährlichsten Widersacher des Islam geworden sind, bis letzterer sein höheres Recht in der Stufenfolge der Religionen auch in spätern Zeiten überall auf den Gebieten der Dschingischaniden geltend gemacht hat. Wie sehr aber die Abendländer allzu geneigt waren dies politische Verhalten jener Horden zu einem günstigen Vorurtheil für die christliche Kirche und für ihr politisches System zu machen, erhellt aus den verschiedenen Gesandtschaften an die Höfe der Grofschane, durch welche dann auch, wie besonders von Rubruquis, der Ungrund von der lange gehegten Meinung über jene geistlich-weltlichen Macht dargethan wurde.

Das Vorhandensein von Nestorianern und ihrer Gemeinden im mittlern Asien während des Mittelalters vor dem Auftreten der Mongolen unter Dschingischan wird man wohl nicht läugnen wollen, um dadurch die ganze Sache für eine blofse Erdichtung zu halten, und auch das mufs man dem Hrn. Verf. zugeben, dafs es mit dem Christenthum der Nestorianer nicht weit her war, aber nur nicht aus dem Grunde, weil sie es so leicht mit dem Buddhaismus vertauscht haben sollen. Denn dafs dies geschehen sei, davon wissen wir nichts, und ist deshalb gar nicht wahrscheinlich, weil es an sich nicht möglich ist. Denn so wenig, mufs man sagen, der Mohr seine Haut wandeln kann, so wenig kann ein Christ ein Buddhaist werden, wenn überhaupt dem Denken noch ein Recht bei der Beurtheilung von geistigen Verhältnissen eingeräumt wird. Dafs die angeblich zum Christenthum bekehrten mongolischen Stämme sich alsbald zum Buddhaismus gewandt haben, liegt in der Natur der Sache, weil dies für sie ein Fortschritt in ihrem geistigen Leben war, aber dafs die eigentlichen Nestorianer, deren Anzahl überdies immer nur sehr gering gewesen sein kann, gleichfalls dazu gekommen sein sollten, ist das härteste, was man dem europäischen oder abendländischen Bewufstsein, welches doch die Nestorianer gehabt haben müssen, zugeschrieben wird. Auf eine solche Stufe der religiösen Entwickelung hinabzusteigen, ist auch für das elendeste abendländisch-christliche Bewufstsein unmöglich und ist in eben dem Grade undenkbar, in welchem umgekehrt der Uebergang desselben in seiner unentwickelten Form zum Jslam denkbar und zum Theil nothwendig ist. Grade dieser Punkt verdient hier aber um so mehr hervorgehoben zu werden, als in diesem Werke noch späterhin auf die Verbreitung des Buddhaismus vielfach zurückgekommen wird. So wie der Hr. Verf. schon früher die Verbreitung dieser Lehre in der ältesten vorchristlichen Zeit nach den europäischen Gebieten nachzuweisen gesucht hat, so ist auch hier in dem weitern Verlaufe des Werkes noch viel die Rede von ihrer Verbreitung nach den westasiatischen und mehr abendländischen Gebieten oder auf dem Gebiete der Völker kaukasischen Schlages. Schon vorläufig mufs sich daher der Ref. hier im Interesse des denkenden Erkennens gegen jene historisch noch nicht begründeten Annahmen verwahren und kann nur zugeben, dafs wenn diese berührten Verhältnisse im Westen irgendwie einen Grund haben, doch von einem völlig andern Buddhaismus die Rede sei, als von welchem man gewöhnlich spricht und den man allgemein darunter versteht, und welcher nicht das geringste mit der religiösen Anschauungsweise der Völker mongolischem Schlages wie der Chinesen, Mongolen, Tübetaner und der Indochinesen u. a. m. zu thun hat, indem diese letztern Völker in ihrer Gesammtheit das religiöse Bewufstsein der abendländisch-europäischen Völker eben so wenig jemals in sich tragen werden ohne aufzuhören das zu sein, was sie sind, als sie es in ihrer leiblichen wie politischen und intellektuellen Bildung zu thun fähig sein werden.

Ferdinand Müller.

XLIX.

Kritik und Erläuterung des Goethe'schen Faust. Nebst einem Anhange zur sittlichen Beurtheilung Goethe's. Von Ch. H. Weifse. Leipzig, 1837. 399 S. 8.

Wie die Faustischen Dichtungen noch immerfort die Tiefe der Sage nicht zu erschöpfen vermögen, so ringt auch die Auslegung unaufhörlich, die Tiefen der Dichtung, insbesondere der Goethe'schen, zu erschliefsen. Die Commentare von Enk, Lehrs (über die Helena), Deyks, Düntzer, Carus, Weber, haben jeder auf eigenthümliche Weise den Räthseln des zweiten Theils und seinem Zusammenhange mit dem ersten neue Seiten abzugewinnen gewufst. Bei der vielfachen Besprechung des Thema's konnte man sich zuletzt, auch bei redlichem Willen, einer gewissen Uebersättigung sowohl an Faustischen Productionen als an kritischen Betrachtungen über dieselben kaum entschlagen. Ja, es wurden Stimmen laut, welche die Meinung aussprachen, dafs das ewige Zurückkommen auf Goethe und dessen Faust, statt bildend, nur hemmend wirken könne, indem dadurch die Eigenheit der Anschauung bei den jüngeren strebenden Schriftstellern nothwendig erdrückt werde, weil man endlich gar keinen andern poetischen Maafsstab habe, als immer nur Goethe und über den Problemen, welche die Faustdichtung concentrirt, keine höheren kenne.

Es gehörte die orthodoxe Liebe, die sich doch von Befangenheit frei zu halten sucht, das ausgebreitete Studium des Dichters und die umfassende Bildung, welche Hr. Weifse besitzt, dazu, um schon jetzt wieder für diese Angelegenheit neue Gesichtspunkte auffinden zu können. Hier kommt ihm aber sogleich das Verhältnifs zu Gute, in welches er sich zu Goethe gesetzt hat. Er ordnet sich dem grofsen Dichter unter. Er schaut zu ihm hinauf. Er erbaut sich an seinen Dichtungen, er stählt sich durch die Betrachtung seines arbeitvollen, in so schönem Maafs durchgeführten Lebens. Und indem er in diesem Cultus eben so viel Gemüth als Verstand zeigt, indem seine Verehrung nichts weniger als jenes Extrem einer Alles beschönigenden Schmeichelei ist, so mufs er jeden Leser für sich gewinnen.

Was zunächst als ein tiefer Gedanke Weifse's anerkannt werden mufs, das ist die Nachweisung von dem Verhältnifs des ersten und zweiten Theils des Faust zu der *eigenen Entwickelung des Dichters*. Weifse unterscheidet darin erstens eine Periode des *unmittelbaren*, schöpferischen Dranges, in welcher der Dichter der *Natur*, *heimathlichen Zuständen* und dem *Mittelalter* sich hingab. Die tiefste Schöpfung dieser Zeit ist das *Fragment* des Faust. Alles, was in der Brust des jungen Titanen wühlte, alle prometheische Kühnheit, die in ihm sich bäumte, alle Skepsis, die in ihm nagte, alle Liebe, an der er blutete, alles Elend, das er geschmeckt, alle Weltverachtung, in die er sich gerettet, alle jene erhabenen Schauer der Natur, an denen er sich, wenn Wissenschaft und Menschenleben ihm zum Ekel geworden waren, in Waldesnacht, auf Bergeshöhen, wenn unter ihm die Ströme rauschten und die Thurmspitzen der Städte geisterhaft am fernen Horizont standen, so innig erfrischt hatte — das Alles sammelte er in diesem lyrischen Drama. Seine Sehnsucht fand endlich in der zweiten Periode Befriedigung. In Rom war es, von wo aus er jenes Fragment zum Druck beförderte. An die Stelle der Natur trat der *Mensch* als das höchste Studium; an die der Deutschheit *Italien* (oder überhaupt die Welt, denn Italien war nur das Land, worin er sich auch praktisch von der Gewohnheit eines herkömmlichen Daseins entäufserte); an die des Mittelalters die *Antike*. Goethe erreichte das *Ideal*. In der dritten und letzten Periode seines Lebens war es die *Reflexion* auf seine Poesie, auf den Gang, den seine Bildung genommen, welche ihn vornehmlich beschäftigte. Weifse datirt diese Periode von da an, wo Goethe „Wahrheit und Dichtung" zu schreiben begann. Dieser Zeit gehört nun der *zweite Theil* des Faust im Allgemeinen an, wenn auch Veränderungen des ersten, Entwürfe für den zweiten und theilweise Ausführung derselben, wie insbesondere der Helena, noch in die mittlere Periode fallen. Mit feinem Spürsinn hat W. die verschiedenen Näthe auszufühlen versucht, wo die ursprüngliche Anlage abbricht, wo sie in eine andere Richtung hineingezogen worden, wo ein Einschiebsel gemacht ist, kurz, wo die verschiedenen Perioden sich materiell und formell kreuzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 76.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1837.

Kritik und Erläuterung des Goethe'schen Faust. Nebst einem Anhange zur sittlichen Beurtheilung Goethe's. Von Ch. H. Weifse.

(Fortsetzung.)

Er zeigt, dafs die classisch-romantische Phantasmagorie den eigentlichen Mittelpunkt des zweiten Theils ausmache, d. h. eben das Streben des Dichters, die milde Klarheit, die anmuthige Begrenztheit des antiken Ideals mit der Leidenschaft, mit dem Spröden der modernen Ueberschwänglichkeit zu vereinigen. Nur dichtend konnte der Dichter von seiner poetischen Bildung sich völlige Rechenschaft geben. Der zweite Theil des Faust verknüpft die Gegensätze der ersten und zweiten Periode. Was Goethe in der Iphigenia, im Tasso, im Meister, in der natürlichen Tochter, in den Wahlverwandtschaften und den Wanderjahren *factisch* gethan hatte, das läfst er hier in allegorischen Figuren und Handlungen als den Reflex seines ausdrücklichen Bewufstseins erscheinen. Einem grofsen Theil unserer heutigen Poeten ist mit Recht vorgeworfen worden, dafs sie über dem Besingen ihres Talentes nicht zu seiner Aeufserung, über dem Dichten von dem Dichten nicht zum Dichten selbst kommen.

Göschel hat in seiner Schrift über Hegel und Goethe die Auflösung der Ironie in eine solche leere *Poesie der Poesie* ausführlicher entwickelt. Soll man nun Goethe wegen des zweiten Theils des Faust nicht denselben Vorwurf machen? Eine gröfsere Ungerechtigkeit könnte man wohl nicht begehen, denn darin gerade zeigt sich das Urschöpferische des Genie's, dafs es zur wirklichen Entäufserung, zur Objectivität gelangt, während die Mattigkeit an der velleitas kleben bleibt. Sie sagt nur, dafs sie aus sich heraus möchte. Sie girrt nach Emancipation von der Subjectivität, wie junge Vögel, die noch nicht flügge sind und doch schon den Kopf zum Nest heraus strecken. Alles, was Goethe in seinem Innersten durchgemacht hat, alle Tendenzen, denen seine Poesie huldigte, hat er hier zu Incarnationen sich verdichten lassen, welche in ihrer Gediegenheit nicht blos ihn und seine Geschichte, sondern eben so sehr die Kunst und deren Geschichte überhaupt illustriren.

Ferner zeigt W. sehr gut, dafs in der Darstellung des ersten und zweiten Theils des Faust der Unterschied obwalte, dafs in dem ersteren es der Innerlichkeit darum zu thun ist, zu Worte zu kommen; sie bricht oft in Naturlauten hervor; das Chaos will sich gestalten; der Strom des zerrissenen Gemüths will sich ein Bette graben. Im zweiten Theil dagegen stürmt kein solcher Drang. Die Sprache erscheint in der glänzendsten Meisterschaft. Die Gestaltung ist intensiv schwächer, aber der Ausdruck um so malerischer. Dort wird er vom Pathos beherrscht; hier ist im Symbolischen und Allegorischen gar kein eigentliches Pathos da; die *Breite der Schilderung* wird also mit Nothwendigkeit hervorgelockt und mit ihr die Neigung, recht farbensatt zu malen. Für die Malerei enthält der zweite Theil unstreitig viel mehr Motive, als der erste, und ich wundere mich, aufser den Blättern von Retzsch noch keine weiteren Versuche gesehen zu haben. Nach einer Andeutung in Eckermanns Gesprächen, auf welche W. nicht reflectirt, hat Goethe sogar an eine *theatralische* Darstellung des zweiten Theils gedacht. Dem ersten war sie so lange als unmöglich abgesprochen, bis die erfreulichste Verwirklichung alle Welt überraschte. Warum sollte der zweite nicht auch solche Erfolge haben können? Goethe erinnert bei dieser Gelegenheit an die *Oper* und dies ist gewifs der am meisten befriedigende Standpunkt, den man für die Betrachtung der dramatischen Oekonomie des zweiten Theils nehmen kann. Weil die Oper

nur einfache Charaktere und eine einfache Handlung gestatten darf, um der Entfaltung der Melodie Raum zu geben, so neigt sie sich im Aeufserlichen zum Imposanten, zum Phantastischen. So ist auch im zweiten Theil des Faust das Drastische unbedeutend; die Charaktere an sich sind so leicht verständlich, wie ihre Situationen; aber um so elastischer wiegt sich die Sprache in den mannigfachsten Rhythmen und Metren; um so reizender gestaltet sich das Local; um so schöner schlingen sich die Gruppirungen. Eine Aufführung der Mummenschanz oder der Helena müfste von unbeschreiblichem Effect sein und Vieles, was dem *Leser* Schwierigkeit macht, würde sich durch das theatralische Ensemble und seine Anschaulichkeit von selbst erklären. Weifse kann sich für diese eigenthümliche Verschmelzung der Poesie mit dem Pittoresken und Musikalischen nicht anders helfen, als dafs er sie *wunderbar* nennt und als psychologischen Schlüssel für dies Transparente die herrliche Stelle aus Goethe's Werken Bd. 49, S. 87 anführt: „Am Ende des Lebens gehen dem gefafsten Geiste Gedanken auf, bisher undenkbare; sie sind wie selige Dämonen, die sich auf den Gipfeln der Vergangenheit glänzend niederlassen."

Dafs der zweite Theil als ein ganz selbstständiges Werk unabhängig von dem ersten betrachtet werden könne, wollen wir in Betreff der Handlung und des Tones zugeben; in Betreff der *Tendenz* können wir es nicht und sperren uns deshalb auch dagegen, das lockere Verhältnifs beider Theile so weit, als Weifse, bis zum Indifferentismus zu treiben. Er will nicht, dafs beide Theile zusammen eine *Weltdichtung* in dem Sinne sein sollen, dafs alle menschliche und göttliche Wahrheit sich darin concentrirt findet. Er nennt die Dichtung späterhin selbst eine „weltumfassende." Indessen könnte ihm dieser Ausdruck so nebenher entschlüpft sein und wir wollen kein Gewicht weiter darauf legen. Auch würde dem Dichter in der That ein schlechter Dienst erwiesen, wenn die Dichtung alle Elemente des Universums mit einer encyklopädischen Abgeschlossenheit wie eine Art Encheiridion enthalten sollte. Allein das soll damit gesagt sein, dafs in ihr nicht blos *eine Seite* des Weltganzen, das Universum nur in einer seiner Individualisirungen, sondern in der That die Welt in der Fülle ihres unendlichen Inhaltes, in dem Gewimmel ihrer zahllosen Gestalten erscheint. Um eine Abmarkung, um eine ängstliche Berechnung konnte es dabei nicht zu thun sein. Dergleichen wäre gänzlich prosaisch gewesen. Allein so wie Harolds Pilgerfahrt, die divina Commedia, des Aristophanes Vögel, die *Totalität als Totalität*, die Totalität nicht blos in der Concentration Eines Momentes darstellen, was ja alle wahre Kunst thut, so ist dies auch mit dem Goethe'schen Faust der Fall und das Staunenswerthe liegt eben auch darin, dafs eine so ungeheure Mannigfaltigkeit doch in einen Rahmen hat eingespannt werden können und nicht eine gänzliche Verflüchtigung zur Folge gehabt hat.

Man kann folgende Antithese aufstellen. Der erste Theil des Faust bewegt sich vom Himmel durch die Welt zur Hölle. Religiös und metaphysisch beginnt er; ethisch endigt er. Vom Hymnus geht er zum Dithyrambus, zur Idylle, zum wirklichen Dialog über. Gretchens Geschichte ist das eigentlich drastische Element desselben. — Der zweite Theil bewegt sich von der Hölle durch die Welt als Unter- und Oberwelt zum Himmel. Ethisch beginnt er, religiös endigt er. Zwischen das Ethische und Religiöse tritt hier das Aesthetische ein, welches hier die nämliche Rolle spielt, wie das Metaphysische im ersten Theil. Der zweite Theil beginnt mit der negativen Versöhnung, von dem Schuldbewufstsein entsühnt zu werden. Das himmlische Mitleid der Geister splitterrichtet nicht.

> *„Ob er heilig, ob er böse?*
> *Jammert sie der Unglücksmann."*

Er endigt mit der positiven Versöhnung, sich selbstbewufst in steter Läuterung mit dem Göttlichen zu vereinigen. Mit einem Monolog hebt er an; zu einer descriptiven Plastik schreitet er fort; mit dem Feierklange des Hymnus schliefst er. Wie nun in der Entwicklung des ersten Theils Faust's Verhältnifs zu Gretchen die eigentliche Katastrophe bildet, so hier sein Verhältnifs zur Helena. Sie ist der einzige, schwache dramatische Hebel.

Fafst man so beide Theile in ihrer inneren Gegenseitigkeit, so bleibt ihre unendliche Verschiedenheit unangefochten. Es springt aber auch mit dem Parallelismus die Einheit hervor. Herr Weifse erinnert ja selbst oft genug daran, dafs Goethe schon in früher Zeit den Plan zu dem zweiten Theil gefafst habe.

Sehen dieser Umstand hätte ihn bedenklicher machen müssen, die Unabhängigkeit desselben vom ersten so schroff auf die Spitze zu stellen. In der wirklichen Betrachtung des zweiten Theils verschwindet auch bei ihm diese Ansicht, denn er mufs oft genug auf den ersten sich zurückbeziehn. Weifse hat sich in seiner Erklärung, wie schon bemerkt worden, immer an das Leben des Dichters gehalten und allerdings überraschende Beleuchtungen dadurch gewonnen. Allein wird denn dadurch eine Tendenz der Dichtung, ein durch alle ihre Glieder lebendig pulsirendes Blut unmöglich gemacht? Glaubt Herr Weifse, dafs ohne eine solche Idee die lyrische Kraft des ersten, die symbolische und allegorische Mannigfaltigkeit des zweiten Theils der Nation, der Welt ein so grofses Interesse hätte abnöthigen können? Diese Idee des Faust ist die *Freiheit*. Schon in der *Sage* ist sie es. Weifse hat ganz Recht, wenn er meint, dafs die Sage Goethe nur im Allgemeinen die Elemente zu seinem Werk gegeben habe. Allein so gering, als er es thut, ist dieselbe deshalb doch nicht anzuschlagen. Insbesondere ist das metaphysisch-theologische Element darin eben so grofs, als das frivol lebenslustige und mysteriös magische. In meiner Geschichte der Deutschen Poesie im Mittelalter habe ich zu zeigen versucht, wie die deutsche Sage mit Faust aus der *Auctorität* aller menschlichen und göttlichen Gesetze herausgeht. Diese Losgebundenheit von allem Objektiven macht ihn aber positiv dem Teuflischen verfallen. In der Sage ist nun freilich der vertrauliche, treuherzige Ton, mit welchem Faust und Mephistopheles sich über das Paradies, die Hölle, den Fall der Geister, die Vorherbestimmung der Einzelnen zur Seligkeit und Unseligkeit unterhalten, vorherrschend; aber doch fehlt es nicht an dem Bemühen, die Ironie des Satanischen auszudrücken. Wenn Faust „der elende Mensch" wie „ein wilder Stier" in seiner Stube sitzt und sich in Sorge um seine Ewigkeit verzehrt, so kommt der Teufel mit Gelächter und spottet seiner Frömmigkeit, räth ihm, darauf zu beharren und zuzuschauen, was sie ihm helfen werde; er solle nur eine Mönchskappe anziehn und stets Bufse thun; es sei ihm wohl Noth, denn er habe es gar zu grob gemacht u. s. w. In Widmanns Bearbeitung der Sage wird ausdrücklich zwischen *Lucifer* und *Mephistopheles* als zwischen dem Höllenfürsten und seinem Diener unterschieden, worin W. für seine Hypothese, dafs in dem Fragment der *Erdgeist* ursprünglich die diabolische Rolle habe übernehmen sollen, hätte Aufschlufs finden können. W. meint auch, dafs für Gretchens Geschichte sich in der Sage „durchaus kein Motiv" dargeboten habe. Dem ist jedoch nicht so, denn, bevor Mephistopheles Fausts Begierden durch das Phantom Helena sättigt, hat er mit ihm einen schweren Kampf zu bestehen, weil der Doctor sich in die Magd eines Krämers aus seiner Nachbarschaft verliebt hatte. Sie wollte aber nicht seine Beischläferin werden, sondern verlangte die Ehe. Schon war Faust dazu entschlossen, als Lucifer selbst ihn durch Qualen, Drohungen, Versprechungen wieder von diesem Vorhaben abzog, denn nicht in den „von Gott verordneten Ehestand" zu treten, war ein Punkt des Vertrages. Mit der Helena zeugte Faust nach der Sage einen Sohn, den Justus Faustus. Beide verschwinden mit Fausts Tode. Also auch hier hat Goethe in dem Euphorion sich nicht so weit von der Sage entfernt, als Mancher glauben möchte, wiewohl er dem *Inhalt* nach eine ganz neue Welt aus diesem Motiv geschaffen hat. Selbst das Heraufbeschwören der Helena aus der Unterwelt hat seine Analogie in dem Volksbuch und dem Puppenspiel, worin Faust vor dem römischen Kaiser den König Salomo und Alexander und zuweilen noch andere Figuren citirt. Doch genug dieser Andeutungen. Sie sollten nur die befruchtende Energie der alten Sage in Schutz nehmen, welche, bei aller Originalität, die Goethe in ihrer Gestaltung bewiesen, nicht so über die Achsel angesehen zu werden verdient, als Weifse es zuweilen thut. Hätten sich andere Faustdichter mehr darum bekümmert, so würden sie vor manchem Mifsgriff behütet worden sein. Der Briefwechsel Goethe's mit *Zelter* zeigt uns auch, wie sorgsam der Dichter mit der Tradition der Sage sich beschäftigte.

Ohne die Freiheit als das Princip der Faustdichtung zu begreifen, mufs man Vieles in ihr als willkürlich ansehen, wie dies W. auch thut. Ich will zugeben, dafs Goethe nicht ein so klares Selbstbewufstsein darüber gehabt haben mag, als dies für uns möglich ist. Das hindert nicht, dafs nicht die Idee beständig in ihm gearbeitet habe, so dafs bei dieser perenniren-

den Bewegtheit seiner Seele das *frühere* oder *spätere* Ausarbeiten der einzelnen Scenen in der That gleichgültiger ist, als dasselbe nach Weiſse erscheint. Zur Zeit der Reformation war der Untergang Fausts ganz consequent; in der neueren Zeit *konnte* eine andere Wendung eintreten, entweder die Goethe'sche der Wiederversöhnung, oder die Byron'sche, dessen Manfred, mit dem Tode ringend, gegen den Abt ausspricht, dafs sein Geist und dessen Schicksal eben er selbst, *sein Bewuſstsein*, sei, dafs Himmel und Hölle seine eigenen Thaten wären. Eine Entsühnung als kirchliche Absolution ist dem Charakter des Faust so unangemessen, als ein Tod durch Selbstmord, wie ihn der Lenau'sche Faust stirbt. Bei Goethe beginnt Faust damit, dafs er von der *Leerheit seiner Subjectivität loszukommen* sucht. Er fühlt den *Widerspruch* des Begriffs, den er von sich als einem göttergleichen Wesen hat, und der Realität, welche ihn, dem Erdgeist gegenüber, in seiner Endlichkeit zusammenleben läſst. Zur rechten Zeit stört ihn der trockne Schleicher Wagner. Kaum hat sich dieser jedoch entfernt, als der himmelstürmende Drang sich wieder regt. Die Giftphiole fällt dem nach einer Umarmung mit dem Universum Lechzenden in die Augen. Zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag! — Weiſse findet es nun *psychologisch* schlechthin *unwahr*, dafs man vor dem Selbstmorde sich in einer solchen Extase befinden könne. In dem Volksbuche greift Faust allerdings immer in der „Schwermuth" zum Messer und der Teufel kommt dann und lähmt ihm die Hand. Nach der prometheischen Anlage des Goethe'schen Faust hingegen ist es nichts weniger als unnatürlich, wenn der Verzweifelnde, der doch sich „mehr als Cherub" fühlt, der „schon abgethan das Erdenkleid" von der Lockung „auf neuer Bahn den Aether zu durchdringen" unwiderstehlich angezogen wird. Ist auch der Selbstmord ein abnormes Thun, so ist doch der Mord eine That, ein Akt der formellen Freiheit, von welchem die Sophistik der Leidenschaft wohl lügen kann „dafs Manneswürde nicht der Götterhöhe weicht." So kann Faust das Gift mit Entzücken in die Hand nehmen. Tausend Wunder stehen schon an der Schwelle, ihm eine neue Welt zu offenbaren, als plötzlich sein pantheistischer Enthusiasmus von dem vergessenen Christenthum, dessen Osterglocken schallen, contrastirt und paralysirt wird. Wollte ich in die Thatsachen der empirischen Psychologie greifen, so sollte es nicht an Beispielen fehlen, dafs die ernstesten, gehaltvollsten, ja religiösesten Momente, denen allerdings ihre Dosis Wahn nicht mangelte, dem Selbstmord unmittelbar vorangehn können.

Weiſse will den *leiblichen* Selbstmord nur als *Symbol* der *geistigen* Selbstvernichtung darstellen. Allein diesem Vorschlag kann ich noch weniger beitreten, als jenem Tadel der Unnatürlichkeit. Weiſse ist überhaupt in eine Sucht verfallen, einzelne Momente in einen *Spiritualismus* hinaufzuschrauben, welche dies nicht blos nicht nothwendig machen, sondern bei welchen auch die wahrhaft poetische Kraft dadurch zerstört werden würde. Der Gedanke des Selbstmordes und die Rüstigkeit zu seiner Ausführung können nur als *wirkliche That* Effect machen. Wir sehen darin den Umsprung Faust's von dem abstracten Studiren, dem Brüten über der Magie u. s. w. zur *That*. Und wie er's in der Wissenschaft weit gebracht hat, „sintemal Gott ihn mit einem herrlichen ingenio begabte," so offenbart uns diese Entschlossenheit auch eine grofse praktische Energie. Weiſse ist, wie gesagt, mehrmals in eine solche Uebertreibung des Deutens verfallen, die übrigens bei dem Faust mehr als irgendwo zu entschuldigen ist. So will er z. B. Gretchens Fall als ein Symbol für des Dichters Naturzustand und dessen Untergang deuten; er will die *Schätze*, von denen Mephistopheles dem Kaiser spricht, gar nicht als Gold und Silber genommen wissen, für welches später das Papiergeld vicariren muſs, sondern es sollen dies „Schätze des Geistes sein, den Genius, den Gehalt der Wissenschaft und Kunst, der Religion und alles intensiveren Geistesdaseins für das Staatsleben zu gewinnen, um dieses dadurch zu erfrischen und zu erneuen." So sollen in dem Feste des Nereus die Tiefen des *„geistigen Weltmeers"* dargestellt sein. Die Gaukeleien, mit welchen Faust dem Kaiser in der Schlacht beisteht, sollen auch „die Art und Weise bezeichnen, wie Ideen und geistige Kräfte sich in den Köpfen und Sinnen der Masse in leere Zerrbilder und Trugbilder verkehren, aber auch so noch, in dieser Entfremdung ihrer selbst, das eigentlich Wirkende und Mächtige, das in allen Kämpfen der Weltgeschichte Entscheidende sind."

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 77.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1837.

Kritik und Erläuterung des Goethe'schen Faust. Nebst einem Anhange zur sittlichen Beurtheilung Goethe's. Von Ch. H. Weifse.

(Fortsetzung.)

So wenig diese hypersthenische Auslegung mich anspricht, so wenig kann ich mich darin finden, dafs der Niedergang Fausts zu den *Müttern* als solcher einen *ethischen Act*, eine Wiedergeburt durch das Schöne, „eine Reinigung des Gemüths durch die Geister der Poesie" ausdrücken soll. Ich habe mich über diese geheimnifsvollen Wesen dahin erklärt, dafs ich *die Idee* darunter verstünde, wie sie in der einsamsten Selbstbesinnung des Geistes, im lauteren Denken sich als die einfache Seele alles Geschaffenen, als die stille Urkraft aller Production offenbart. Ausdrücklich sagt Faust, dafs er vor der Unvernunft oft genug in Einsamkeit „in Wildnifs" gewichen sei. Und doch sendet ihn Mephistopheles in eine ganz andere Einsamkeit; nicht der Ocean, nicht der Himmel sei so öde:

„Nichts wirst du sehn in ewig leerer Ferne,
Den Schritt nicht hören, den du thust,
Nichts Festes finden, wo du ruhst."

Von den Müttern namentlich heifst es:

„Die einen sitzen, andre stehn und gehn,
Wie's eben kommt. Gestaltung, Umgestaltung,
Des ewigen Sinnes ewige Unterhaltung.
Umschwebt von Bildern aller Creatur;
Sie seh'n dich nicht, denn Schemen sehn sie nur."
„Was einmal war, in allem Glanz und Schein,
Es regt sich dort; denn es will ewig sein.
Und ihr vertheilt es, allgewaltige Mächte,
Zum Zelt des Tages, zum Gewölb der Nächte u. s. w."

Ich sagte, dafs ich Idee hier ganz in dem *Platonischen* Sinne nähme als das unerschaffen-schöpferische Urbild der Wirklichkeit, denn Faust mufs ja in die Schattenwelt, d. h. in das Innere des Geistes hinabdringen, um das Bild der Helena zu reproduciren; die geschichtliche Tradition kann nicht zu dieser Production verhelfen; Chiron weis't nur hin zum Tempel der Manto, wo wir den Faust nicht hinbegleiten; vates und poeta ist ja bei den Alten identisch. Da aber der Inhalt der Phantasmagorie ein ewiger, ein *absoluter*, nämlich *das Schöne* ist, so erhält das geistig Geborene für Faust die Geltung der realsten Gegenwart. Wie dem Pygmalion der Stein zu zartem Leben erwarmte, so verkörpert sich ihm sein Ideal. An logische Kategorieen im gewöhnlichen Sinn habe ich so wenig gedacht, als daran, dem Faust ein speculatives Studium zuzumuthen. Lieber hätte ich in dem glühenden *Dreifufs*, bei welchem Faust sich im tiefsten Grund befinden soll, eine *Satire* auf die Hegel'sche *Triplicität* des Begriffs gesehen, als solche Prosagedanken zu äufsern. Wenn Weifse statt der Idee das *Ideal* setzt, so ist das kein grofser Unterschied, obwohl der Begriff des Ideals eine zu grofse Bestimmtheit und nicht die Weite des Begriffs der Idee hat. Bei den Müttern kommt es zunächst auf das *Schöpferische*, nicht auf die Schönheit der Erscheinung an. Auch ist Weifse mit mir darin einig, dafs er die Uebergabe des *Schlüssels* durch Mephistopheles durch die Negation erklärt, denn, wie das Absolute durch Negation zur Endlichkeit sich entäufsere, so könne man auch nur auf demselben negativen Wege zu ihm zurück. Von einer ethischen Bedeutung dieses Actes sehe ich gar nichts, kann auch in Goethe's Briefen aus Italien nichts entschiedener darauf Hinweisendes finden, am wenigsten aus ihnen und aus der Iphigenia mir das *Schaudern* Faust's bei Anhörung des Namens der Mütter begreiflich machen. Hr. Weifse mufs auch zuletzt das Bekenntnifs ablegen: „dafs diese Erfindung nicht mit dem Gewicht und Nachdruck, mit dem tiefen sittlichen Ernst, den ihr Inhalt eigentlich zu fordern schien, ausgeführt ist." Dieser Tadel trifft nach meiner Meinung Goethe'n gar nicht, weil er das nicht bezweckte, was Weifse ihm als Plan unterschiebt.

Die Kürze, deren sich W. beflissen hat, vornehmlich bei dem schon so oft und ausführlich besprochenen ersten Theil, kann man nur loben. Im zweiten Theil ist am Gelungensten Alles, was sich auf die *mythologischen Elemente* der Dichtung bezieht. Tüchtige Gelehrsamkeit und ein feiner, geistreicher Blick haben sich hier zu vielen glücklichen Aufschlüssen vereinigt, welche im Einzelnen bemerklich zu machen zu weitläufig sein würde. Ueber der Enträthselung des Besonderen und über dem steten Hinblick auf Goethe's Leben dürfte jedoch die Steigerung bis zu dem den Faust tödtenden Moment des Entzückens nicht gehörig beachtet sein. Wenn Faust im ersten Theil nach einander in der Magie, in dem Strudel der Welt, in der Liebe, in dem Wahnsinn der Hölle umsonst eine dauernde Befriedigung suchte, so sehen wir ihn im zweiten Theil von dem Gewirr der Gesellschaft, von der Kunst, von dem militärischen und politischen Treiben zu einer mercantilischen und industriellen Thätigkeit, zum Ackerbau auf einem *selbsterzeugten Boden*, der nicht als ein Geschenk der Natur vorgefunden worden, übergehen. Wie kurz der Dichtergreis auch die ganze Scenenfolge des letzten Actes gehalten habe, so möchten wir doch in ihr die erhabenste Anlage besitzen, der eine weitere Ausführung vielleicht sogar Schaden gethan hätte, denn der Contrast des *werkthätigen Producirens*, das selbst durch *Blindheit* sich nicht stören läfst, zu einem *contemplativen, mystischen Seelenschwunge* würde dann nicht so mächtig haben wirken können. Wir rechnen es Goethe hoch an, dafs er, wie auch die auf Nordamerika deutenden Wanderjahre bekunden, trotz so mancher in seiner Stellung unausbleiblichen Antipathieen, dennoch den Sinn für die Richtung des Zeitalters auf *Association* und auf eine *nationalökonomische Grundlage* (nicht, als wenn Wohlhabenheit der *Grund* des Staatenwohles wäre, wie unsere Ultrabenthamisten predigen) der Gesellschaft sich frei gehalten hat. Wir möchten um Nichts die Worte des sterbenden Faust missen, denen Herr Weifse ganz stumm vorübergeht:

„Ja! diesem Sinne bin ich ganz ergeben,
Das ist der Weisheit letzter Schlufs:
Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern mufs.
Und so verbringt, umrungen von Gefahr,
Hier Kindheit, Mann und Greis sein tüchtig Jahr.
Solch' ein Gewimmel möcht' ich sehn,
Auf freiem Grund mit freiem Volk zu stehn.
Zum Augenblicke dürft' ich sagen:
Verweile doch, du bist so schön!"

Das Meer duldet keine Stagnation; seine Wogen bedrohen jeden Augenblick den kaum gewonnenen Besitz und doch lockt es zugleich in die Weite, zum Kampf mit seinen mitleidlosen Wellen. Darum siedelt sich der strebende Faust am Seegestade an. Die Kunst und ihre Werke, Herrschermacht und Würden, Gesundheit endlich und Jugend können dem Menschen entrissen werden: die *Freiheit*, welche sich in einem Volke als dessen Gemeindrang befestigt „der die Lücke zu verschliefsen eilt," bringt sich selbst unaufhörlich hervor und ist das Einzige, worauf wir nach allen Bestrebungen im *Diesseits* wieder hinauskommen, denn die höheren Forderungen des Geistes, die allerdings mit solcher Thätigkeit, solchem Ringen aufs Engste zusammenhängen, fordern auch eine Lösung, welche nicht der Geist eines Volkes, nur *der göttliche Geist selbst* geben kann. Faust stirbt nur, um im *Jenseits* noch tieferen Metamorphosen entgegenzugehen, zu welchen das Selbstthun des Menschen nicht hinreicht, die vielmehr den *Synergismus* Gottes, seine Gnade, nothwendig machen. Aber Faust stirbt auch nur, nachdem er sich in dem Gedanken einer allgemeinen, einer *objectiven* Freiheit, wirklich von seiner Subjectivität losgemacht hat: nun erst thut sich ihm der Himmel auf.

Hierauf, so wie überhaupt auf den zweiten Theil des Faust, pafst ganz die schöne Charakteristik der Büste Goethe's von Rauch, welche ich so eben in Hegel's Aesthetik, herausgegeben von Hotho, Bd. II, S. 76 treffe und die hierherzusetzen ich nicht unterlassen kann: „diese hohe Stirn, diese gewaltige, herrschende Nase, das freie Auge, das runde Kinn, die gesprächigen, vielgebildeten Lippen, die geistreiche Stellung des Kopfs, auf die Seite und etwas in die Höhe den Blick gewendet; und zugleich die ganze Fülle der sinnenden, freundlichen Menschlichkeit, dabei diese ausgearbeiteten Muskeln der Stirn, der Mienen, der Empfindungen, Leidenschaften, und in aller Lebendigkeit die Ruhe, Stille, Hoheit im Alter; und nun daneben das Welke der Lippen, die in den zahnlosen Mund zurückfallen, das Schlaffe des Halses, der Wangen, wodurch der Thurm der Nase noch gröfser, die Mauer der Stirn noch höher heraustritt. — Die Gewalt dieser festen Gestalt, die vornehmlich auf das Unwandel-

bare reducirt ist, erscheint in ihrer losen hängenden Umgebung, wie der erhabene Kopf und die Gestalt der Orientalen in ihrem weiten Turban, schlotterndem Oberkleid und schleppenden Pantoffeln; — es ist der feste, gewaltige, zeitlose Geist, der, in der Maske der umherhängenden Sterblichkeit, diese Hülle herabfallen zu lassen im Begriff steht und sie nur noch lose um sich frei herumschlendern läſst."

Kleinere Ausstellungen unterdrückend, möchte ich von dieser köstlichen Zeichnung sogleich zu einigen Reflexionen über „*die sittliche Beurtheilung Goethe's*" (wohl etwas mangelhaft gesagt für die Beurtheilung von Goethe's Sittlichkeit) übergehen. Allein zuvor muſs ich noch Weiſse's Urtheil über Byron modificiren. Der Glanz seiner Poesie wird zwar im Allgemeinen anerkannt, aber dann wird das alte Lied von seiner sittlichen Unlauterkeit gesungen und ihr Schmuz auf seine Dichtungen hinübergefärbt. Es wird Goethe'n der Vorwurf gemacht, daſs er Byron zu *unvollständig* aufgefaſst habe und damit in letzter Instanz gemeint, daſs Goethe denselben als Menschen und Dichter *überschätzt* habe. Das kann man nicht zugeben. Der *Dichter* Goethe hat hier einen richtigeren Blick gehabt, als der *Philosoph* Weiſse. Es ist wahrlich nicht blos die Dedication des Sardanapal, nicht blos die englische Sprachcolonie in Weimar gewesen, nicht blos das Faustische Ingrediens in Byrons Poesieen, welche Goethe's Vorliebe für den kühnen und doch auch wieder so Rousseausch zarten Briten bestimmten. Nicht umsonst belehren uns die von Eckermann herausgegebenen Gespräche, zum Theil auch der Briefwechsel mit Zelter, wie Goethe in seinen letzten Lebensjahren sich an der Anschauung Napoleons und Byrons immer von Neuem erquickte und in ihnen ein Studium vom *Dämonischen* machte. Alle anderen Interessen gehen ihm vorüber, aber Napoleon und Byron halten aus und werden immer wieder zu frischen Lebensquellen. Zunächst sollen Byron seines moralischen Defects halber alle seine *weiblichen* Gestalten mehr oder minder miſslungen sein; seine Darstellung der Männer dagegen wird groſs und gewaltig befunden; bei Goethe sollen dagegen die Frauencharaktere den Triumph seiner Poesie ausmachen. Von diesem letzteren Urtheil will ich wegsehen. Was aber das erstere anbetrifft, so denke ich, stimmen die Kritiker mehr in dem Lobe der Byron'schen Frauen, als seiner Männer überein. Hr. Weiſse zeige doch, was ihn in Hedchen, in Josephine, in Aholibamah, in Adah, in Gulnare, in Myrrha u. s. w. so sehr verletzt? Kann er so vieler Unschuld, Liebe, Treue, Freiheitssinn widerstehen? Kann er nicht finden, daſs gerade in diesen ätherischen Gestalten, in diesen engelgleichen und doch nicht Klopstockisch abstracten Wesen sich des Dichters bestes Theil, seine Anbetung der Schönheit und Liebe, am reinsten verklärt hat? Hat Haidn's Paradieseslieblichkeit und anmuthsvoller Kindersinn ihm nie Thränen des Entzückens entlockt? Es ist wahr, solche Frauen voll Gluth und doch voll Hingebung, voll Schönheit und doch voll Leidenschaft, sind uns Männern die reizendsten. Wir wünschen Alle, so geliebt zu sein, wie Byron's düstere Helden es werden. Allein kann dieser Umstand die Wahrheit solcher Charaktere beeinträchtigen? Sollte man nicht gerade dem Dichter in Erfassung der weiblichen Natur Wahrheit zutrauen, der sie in den mannigfachsten Schattirungen beobachten konnte, der sich nie sultanhaft gegen sie betrug, der nie von untergeordneten Persönlichkeiten angezogen ward, der der Geliebte einer Carolina Lamb, der Gemahl einer Milbank, der Freund einer Guiccioli und Blessington war? Daſs ein Dichter von Byrons Umfang der Phantasie und Lebenserfahrung im Don Juan auch eine Julie und Kaiserin Katharina und einen spukenden Mönch zeichnete, der sich zuletzt als eine Lady mit üppiger Brust und derben Waden enthüllt, soll das ein Vorwurf sein? Wahrlich, das wäre eine Kritik, wie sie des ersten Londoner Blaustrumpfs würdig wäre. Oder will man gar Byrons Dandyleben, will man seine venetianischen Bacchanalien seiner Phantasie imputiren? Wäre das nicht eine abscheuliche Insinuation? — Doch genug hierüber. Weiſse geht noch weiter. Er sagt: „Gleich Faust ist Byron ein contemplativer Geist, nicht ein nach auſsen handelnder; darum kein Bösewicht, kein Verbrecher im gemeinen Wortsinne. Aber eben dies ist die Bedeutung der Sage, die sich an ihm so furchtbar bewährt findet, daſs es auch eine Sünde des Gedankens, eine Verworfenheit des weltdurchdringenden Schauens und Dichtens gibt; daſs auch die mächtigste Intensität des Talents, die reichsten Gaben des Genius nicht vor der Hölle schützen, die ihren Sitz in den Tiefen des Geistes hat." Gegen die allgemeine Wahrheit dieser Sätze habe ich nichts. Noch weniger werde ich in

Abrede stellen, dafs Byron die tiefsten Tiefen der Hölle auf's Genaueste gekannt und ihre Qual mehr als leicht sonst Jemand gefühlt habe, denn auch dazu gehört Tiefe. Aber wenn Weifse mit solchen Phrasen etwas über Byron gesagt zu haben meint, so schiefst er dem Ziele weit vorbei; dann ist er nur ein Wiederhall des Geredes der Lockisten gegen die scool of satan und darüber ist ihm nur die Note zu empfehlen, welche Byron gegen Southeys Verlästerungen den beiden Foscaris hinzufügte. Eins der geistvollsten Capitel in Weifse's Aesthetik ist bekanntlich die Entwicklung des Begriffs der Häfslichkeit, welchen dem System des Schönen als organisches Moment vindicirt zu haben ihm die Ehre gebührt. Aber die *Ausführung* dieses Begriffs ist noch äufserst mangelhaft und schon damals brach Weifse über die Byronsche Poesie als einer *Poesie der Häfslichkeit* den Stab und zog höchst einseitig die Häfslichkeit ganz in die Sphäre des *Diabolischen* herunter. Ich denke aber, zwischen einem Dichter, der so viel ächte Metaphysik und Theologie, so viel Productivität und Empfindung besitzt, als Byron, und zwischen solchen Poeten, die sich des Teufels und der Wollust nur wie spanischer Fliegen bedienen, die welke Haut des Publicums brandig zu ziehen, ist ein *absoluter Unterschied*. Goethen und tausend Andere hat Byron nicht blos unterhalten, sondern wahrhaft erbauet. — Endlich tadelt Hr. Weifse Goethe'n darüber, dafs er in Byrons Nachbild, dem Euphorion, etwas der Dichtung ganz Fremdartiges eingedrängt habe, da man in Byron „jede Spur einer Einwirkung des antiken, hellenischen Kunstideales vergebens sucht." Wie kann man doch so engherzig sein! Also das hellenische Kunstideal sucht Weifse bei Byron? So versteht er jene Meteorepisode? Nein, daran dachte Goethe gewifs nicht, Byron um sein Griechisch und um seine Lectüre zu examiniren, Byron, der da lebte und dichtete, wo Homer und Aeschylus lebten und dichteten, der da kämpfte, wo die Hellenen kämpften. Mufs man denn eben *nachahmen*, wenn es sich manifestiren soll, dafs ein gewaltiger Geist eine Wirkung auf uns gehabt hat? Goethe wollte zeigen, dafs ein Byronsches *Leben*, ein *Erstürmen der Freiheit*, *scheitern* mufs. Das Antike in Byron war seine Freiheitsliebe, welche in dem Kampfe des Griechenvolkes ihren objectiven Anhalt fand. Der englische Aristokrat zog das Schwert für ein fremdes Volk, dessen Genius, wie er in der Enge der Thermopylen die Fittige zum unsterblichen Flug erhob, sich ihm innigst vermählt hatte. Im Gegensatz zu solch tumultuarischem Beginnen sehen wir ja eben im fünften Act Faust's allerdings strenge, herrscherische, selbst zur Unbill fortgerissene, aber grofsartig ruhige Thätigkeit ein Terrain, ein Volk und Freiheit produciren. Jedoch ich will einmal von dieser Beziehung auf Byrons Geschichte abstrahiren, welche so unverkennbar in jener Einflechtung liegt, so würde unter Byrons Werken jener Gesang des Childe Harold, der Hellas Natur, Kunst und Geschichte feiert, so wie das herrliche Drama Sardanapal, der Charakter der Jonierin Myrrha, vollkommen hinreichen, eine Verschmelzung des Antiken und Romantischen im Byron-Euphorion zu rechtfertigen. — Weifse würde nicht zu solchen beschränkten Auffassungen gekommen sein, wenn er sich Byrons Leistungen in ihrer Totalität vergegenwärtigt hätte, ein Fehler, in welchen unsere deutsche Kritik so oft verfällt, dann nicht eins in's andere rechnen kann und zuletzt mit pädagogisch trüben Reflexionen über das Verführerische und Verderbliche der Byron'schen Poesie endigt, wie man sie dem Vater eines *Karl von Hohenhausen* in seinem Entschuldigungseifer zu Gute halten mag.

Wie einen trefflichen Anwald Goethe's weifs doch Herr Weifse gegen die Anklagen zu machen, welche der Professor O. L. B. *Wolff* in dem Büchlein über Goethe und *Gervinus* in seiner Darstellung des Goethe'schen Briefwechsels erhoben haben? Bei Byron fiel ihm das nicht ein und deshalb haben wir uns seiner angenommen. Bei Goethe streift seine Vertheidigung mitunter sogar an sophistische Beschönigung. Hier lesen wir: „dafs die Kunst, eine rechte Ehe zu führen, für den genialen Menschen eine schwerere ist, als für den gemeinen, und eine ausdrückliche Richtung des Genius auf diese *Kunst*, die wie alles besondere Kunsttalent, *angeboren* sein will, voraussetzt. Wir preisen den Genius glücklich, der ausdrücklich dieses *sittliche Talent*, diese hohe und nicht genug zu schätzende Tugend als eine *göttliche Gabe* besitzt, ohne denjenigen gehässig zu tadeln, der, wie wir von Goethe ohne Umschweife eingestehen, ihrer entbehrt."

(Der Beschlufs folgt.)

№ 78.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1837.

Kritik und Erläuterung des Goethe'schen Faust. Nebst einem Anhange zur sittlichen Beurtheilung Goethe's. Von Ch. H. Weifse.

(Schlufs.)

Gegen den Vorwurf der Beschönigung verwahrt sich Weifse ausdrücklich dadurch, dafs man Goethe nur dann wirkliche Unsittlichkeit vorwerfen könne, wenn man ihm theils *Treulosigkeit*, theils *Frechheit* gegen das weibliche Geschlecht nachzuweisen im Stande sei. Wir sind weit davon entfernt, der *Vertheidigung* Weifse's entgegentreten zu wollen, aber die *Art und Weise* derselben können wir nicht billigen. Die *sittliche Freiheit* mufs frei bleiben von jeder Einmischung des *Aesthetischen*. Ich weifs nicht, was Herrn Weifse zu so paradoxen und trüben Theorien von der Liebe bestimmt, womit er sein System der Aesthetik schliefst und wie sie hier wieder durchblicken; aber so viel weifs ich, dafs weder die Kunst noch die Moralität einen sonderlichen Gewinn von dieser seltsamen Platonik haben. Dafs *genialen* Menschen die Führung der Ehe oft schwer wird, ist nur eben so wahr, als dafs es ordinairen Geistern gerade eben so ergeht. Die Erfahrung gibt also jenen nichts voraus und was man bei jenen durch geistige Ueberfülle entschuldigt, durch Versuchungen der Phantasie, durch leichtere Gereiztheit des zarteren Gemüths, das entschuldigt man bei diesen durch ein Uebermaafs physischer Kraft, durch die ansteckende Gewalt des Beispiels, durch die Rohheit des Sinnes. *Die Ehe ist ein göttliches Institut*, zu dessen Realisation es nur der *Liebe*, ihres heiligen, unerschöpflichen, alle Widerwärtigkeit des gewöhnlichen Daseins, alle momentane Spannung überwindenden Waltens bedarf. Eine Kunst zu lieben gibt es allerdings. Aber die Liebe selbst lehrt sie. Ein *besonderes Talent* für die Ehe zu fordern, würde ganz auf die Schlegelsche Lucinde hinauskommen, welche Herr Weifse mit einem Hegels Bitterkeit dagegen noch überbietenden Ausdruck ein Hurenparadies nennt. Der *Wille mufs gebildet werden*, seine Egoität zu opfern. Solche Entäufserung liegt *an sich* schon in der Empfindung der Liebe. Aber die Ehe ist erst die *concrete Bewährung* solcher Gesinnung, welche in der Treue die sich aufthuenden Widersprüche besiegt und in der *Dauer* der Ehe ihre Lehr- und Meisterjahre hat. Goethe selbst in seiner Philosophie der Ehe, um es so zu nennen, hat niemals einer so gefährlichen Theorie gehuldigt, hinter welcher jeder Verstimmte, verdriefsliche Gatte, dem sein Verhältnifs momentan unbequem, ja wohl gar widrig ist, sich mit dem Freibrief davon lossagen könnte: er sehe ein, dafs es ihm an Talent zu dieser Kunst fehle. Vielmehr liegt ja der Hauptaccent der Wahlverwandtschaften darauf, allen solchen Meinungen dadurch die Zuflucht abzuschneiden, dafs die Geschichte mit der erschütterndsten Anatomie aufdeckt, wie *nicht die wahrhafte Liebe* den Bund der Gatten geschlossen, nur eine wohlmeinende Jugendneigung, welche gegen spätere Collisionen nicht aushält, aber doch die Ehe nicht aufgeben darf.

Es wäre zu wünschen gewesen, dafs Hr. W. den verschiedenen besonderen Aufsätzen für Goethe's ethische Würdigung eine ähnliche Einleitung vorangesetzt hätte, wie den Betrachtungen über Faust. Wenn wir zuvor die Gegensätze, um die es sich hier immer handelt, *der Mensch in seiner Beschränktheit*, wie die Verhältnisse ihn bedingen, und der *Dichter in seiner Idealität*, wie er auf dem Feuerwagen der Phantasie dem Empyräum des ewigen Seins zuschwebt, in ihrer Wechselwirkung bei Goethe kennen gelernt hätten, so würden wir Müllers Begeisterung, des Jenensers boshafte Anekdoten, Göthe's Tagebuchregistratur seines Daseins, Gervinus durch Goethe's Hofleben abgekältete Bewunderung, Bettinen's Liebe und

Zorn noch besser verstanden haben. Worüber wir uns aber noch mehr wunderten, war, dafs Weifse, da er so vieler Anderer Erwähnung thut, nicht die auch in stilistischer Hinsicht ausgezeichnete Schrift Gutzkows: über Goethe im Wendepunkte zweier Jahrhunderte; Berlin 1836; mit in den Kreis seiner Kritik aufgenommen hat. Doch dieser Vernachlässigung, eine solche Schrift nicht zur Sprache gebracht zu haben, könnte ich auch mich selbst anklagen und will deshalb wenigstens aus ihr mit der Stelle schliefsen, in welcher Gutzkow die Entstehung des Faust schildert und so zum Ausgang dieser Betrachtungen zurückkehren. Gutzkow zeigt den Einflufs der Häuslichkeit auf Goethe's Poesie; „sie ist der Leib, aus welchem die höhere Psyche der Goethe'schen Lebensanschauung emporsteigt. Es ist ein Winken nach einem fernen Heimathlande, ein süfses Locken aus den Grotten der Natur und dem Empyreum des Geistes, es ist der rauschend vorüberklingende Moment, als die Götter über die Geburt eines Genies zu Rathe gingen. Und der Auserwählteste der Sterblichen schwebt dem geheimnifsvollen Winken nach, mit den rauschend entfalteten Schwingen der Poesie, die Pforten des Himmels öffnen sich und werfen die glänzenden Lichtströme der Sonne in ein Auge, das nicht erblindet, da es Verwandtes sieht. Jetzt ist Goethe der freie Göttersohn des Himmels und schreitet stolz und keck durch eine Welt, die ihm Spielzeug ist. Titanenideen ergreifen sein Hirn, während er durch die Wälder und Berge streift, die Sprache wirft den Reim von sich, seine Einfälle sind erhaben, wahnsinnig, humoristisch, bis sich an dem Versuch, einen Prometheus zu dichten, endlich die wogende und schäumende Welle bricht und in dem Moment, wo der fiebernde Trotz des Genius Krankheit wird, die rothwangige, besonnene und vom Vater geerbte Gesundheit der transcendentalen Krisis zu Hülfe kommt; dann genas er allmählig in eine Mäfsigung, innerlich gesund, doch noch im Auge die Spur des Unheimlichen tragend, bis er zuletzt mit frischgesammelter und die Erinnerung des ganzen Himmels in sich tragender Kraft den Faust schuf."

Karl Rosenkranz.

L.

Stellarum duplicium et multiplicium Mensurae micrometricae in Specula Dorpatensi institutae. Auctore F. G. W. Struve. Petropoli, 1837. CLXXX u. 331 Seiten in grofs Folio.

Wir haben eine *grofsartige* Leistung anzuzeigen; eine Leistung, welche sich in die Reihe der umfangreichsten stellt, die man in neuerer, die ältere in dieser Beziehung weit übertreffender Zeit, durch astronomische Beobachtungen erlangt hat; eine Leistung, welche einen wesentlichen und merkwürdigen Theil der Kenntnifs des Fixsternenhimmels betrifft. — Der wissenschaftliche Werth und die äufsere Ausstattung des vor uns liegenden Werkes sind einander entsprechend. Der erstere ehrt seinen Verfasser; die letztere ehrt die Petersburger Akademie der Wissenschaften, welche das Werk hat drucken lassen. Vielfältige und grofse Anerkennung, welche eine solche Arbeit ihrem Urheber eingebracht hat, ehrt das Land in welchem er lebt.

Ehe ich den Inhalt des Werkes näher bezeichne, erlaube ich mir, die Aufmerksamkeit auf den Zustand unserer Kenntnifs des Fixsternenhimmels zu lenken, auf das was er um die Mitte des vorigen Jahrhunderts war, und auf das was er gegenwärtig ist. Damals war Alles in der Astronomie, und damit auch die Kenntnifs der Fixsterne, weit hinter der vorausgeeilten *Newton*'schen Theorie zurückgeblieben; es erschienen aber Männer wie *Bradley*, *Tobias Mayer* und *Lacaille*, welche die Kraft besafsen, das Fehlende deutlich zu erkennen, zu seiner Ergänzung geeignete Mittel zu ergreifen und ihre Anwendung fleifsig zu verfolgen. Wenn man jetzt auf das zurücksieht, was diese Männer, auch für die Kenntnifs des Fixsternenhimmels, welche die Grundlage und der Anfang aller astronomischen Untersuchungen ist, geleistet haben, so wird nur durch einschläfernden Einflufs von Zeitverhältnissen erklärlich, dafs man auf der eröffneten Bahn nicht fortschritt. Jedenfalls ist es Thatsache, dafs, nachdem *Bradley* Beobachtungen gemacht hatte, durch welche die Oerter von mehr als 3000 Fixsternen, mit grofser, den Forderungen der Wissenschaft auch jetzt noch angemessener Genauigkeit bestimmt werden konnten, in vielen Jahren nichts Erhebliches hinzugesetzt wurde; dafs vielmehr die Schritte, welche auf der Sternwarte in Greenwich unterhalten wurden, auf der einzigen deren Leben in dieser Zeit, die Geschichte anerkennen wird, nicht

immer *Forschritte* waren. Indessen unterbrach *Herschel* die eingetretene Ruhe: er schuf sich die Mittel zur erfolgreichen Durchforschung des Himmels; er entdeckte eine grofse Menge doppelter und mehrfacher Sterne; er gründete, auf eine sinnreiche Art von Ausmessung, ein Urtheil über die Figur, welche das, auch unsere Sonne enthaltende Fixsternensystem begrenzt; er entdeckte mehrere Tausend Nebelflecken und suchte zu zeigen, dafs sie dem unsrigen ähnliche Sternensysteme seien. — Nicht durch so grofsartige Uebersichten, aber dagegen auf eine Art, welche die *eigentliche* Astronomie näher berührt, trug *Lalande* zur Kenntnifs des Fixsternenhimmels bei, indem er Beobachtungen anordnete, durch welche die Oerter von 50000 Sternen festgesetzt worden sind. — Gleichzeitig, und später noch einmal, unternahm *Piazzi* eine, auf oft wiederholte und die Kraft seiner Hülfsmittel erschöpfende Beobachtungen gegründete Bestimmung der Oerter von 7646 Sternen. Diese, verbunden mit der Kenntnifs der Oerter der Sterne für *Bradleys* Zeit, zu welcher man ein halbes Jahrhundert nach seinem Tode gelangt war, führte zu der ersten genaueren Bestimmung der unter ihnen stattfindenden kleinen Bewegungen; auch gab sie die Mittel zur Berechnung der *Lalande*schen Beobachtungen und vieler anderer, welche, bei vorkommenden Gelegenheiten angestellt waren und noch angestellt werden. — Es folgten nun ausgedehnte Arbeiten, deren Zweck war, die Grundbestimmungen am Fixsternenhimmel, auf welchen alle astronomische Resultate beruhen, sicherer zu befestigen, als früher geschehen war. — Nach der Erreichung dieses Ziels wurden, auf einer unserer Sternwarten, die *Lalande*schen Arbeiten wieder aufgenommen und viele Jahre lang fortgesetzt, so dafs, durch eine Masse von 75000 Beobachtungen, die Oerter einer noch weit gröfseren Zahl von Sternen, bis zu geringerer Helligkeit herabgehend und den Himmelsgrund allenthalben füllend, bekannt wurden. — *Struve* und der zweite *Herschel* wandten ihre starken Fernröhre und Spiegelteleskope zur Aufsuchung bisher unbekannter *Doppelsterne* an und vermehrten die Zahl der von *Herschel*, dem Vater, gefundenen weit beträchtlicher, als sie durch andere, nicht geradezu auf diesen Zweck gerichtete Beobachtungsreihen, z. B. die *Lalande*sche und die sich ihnen anschliefsende, gelegentlich schon vermehrt worden war. *Struves* Verzeichnifs von 1827 enthält alle, bis dahin bekannt gewordene Doppelsterne, 3112 an der Zahl; es ist später noch beträchtlich vermehrt worden, vorzüglich durch den zweiten *Herschel*, der von seinem Vater nicht nur die umfangreichen Ansichten und den Eifer für Forschungen am Sternenhimmel geerbt hat, sondern beide durch grofse mathematische und physicalische Ausbildung erfolgreicher zu machen im Stande ist. — Ihm verdanken wir auch die Hinzufügung einer grofsen Zahl neuer Nebelflecken zu den, schon durch seinen Vater bekannt gewordenen. Auch werden wir ihm die Kenntnifs des südlichen, in Europa unsichtbaren Himmels verdanken, zu dessen Durchforschung er sich jetzt auf dem Vorgebürge der guten Hoffnung befindet. — Für die Bestimmung der Oerter vieler Sterne in diesem Theile des Himmels, mit welcher *Lacaille* sich schon beschäftigt hatte, ist durch die Bemühungen *Sir Thomas Brisbanes*, *Rumkers*, *Dunlops*, *Johnsons* und *Hendersons* in der neueren Zeit sehr Vieles geleistet worden. — Ueber diejenigen Sterne, welche eigene Bewegungen von einer merklichen Gröfse haben, hat *Argelander* neue Beobachtungen gemacht und sie, in einem diesem Gegenstande gewidmeten Werke, untersucht.

Diese Uebersicht zeigt eine Masse von Arbeiten, durch vieljährige Thätigkeit Vieler hervorgebracht, deren Ziel die Kenntnifs des Sternenhimmels war. Vergleicht man das, was dadurch erlangt worden ist, mit dem was früher vorhanden war, so wird man *der* Zeit, welche diese Arbeiten erzeugt hat, den Ruhm nicht streitig machen, den bei weitem gröfsten Theil unserer Kenntnifs geliefert zu haben. Indessen sind die angeführten Beiträge von sehr verschiedener Art: ein Theil davon besteht in der Aufsuchung früher unbekannter Gegenstände am Himmel, ein anderer in der Bestimmung der Oerter und Bewegungen schon bekannter. Der letztere gehört zu der eigentlichen Astronomie, während der erstere nur die Beschreibung des Himmels vervollständigt. Allein auch dieser tritt in die Astronomie ein, wenn die aufgefundenen Gegenstände Anlafs zu Beobachtungen und Folgerungen gewähren. Dieses ist der Fall bei den *Doppelsternen* gewesen, welche nicht allein aufgesucht, sondern auch ihrer gegenseitigen Lage und Entfernung nach, beobachtet worden sind.

Als *Herschel* I. eine gröfsere Zahl von Doppel-

sternen auffand, entging es seinem hellen Verstande nicht, dafs sie, wenigstens der gröfseren Zahl nach, zusammengehörige, durch die Anziehungskraft miteinander verbundene Sternenpaare sind. Er gelangte zu dieser Ueberzeugung, selbst ehe seine Beobachtungen diejenigen gegenseitigen Bewegungen der einzelnen Paare gezeigt hatten, welche nothwendige Folge ihrer physischen Verbindung sind: die grofse Unwahrscheinlichkeit, durch blofs zufällige Vertheilung der Sterne am Himmel, viele derselben einander so nahe gebracht zu sehen, wie sie sich wirklich zeigten, war in der That hinreichend, diese Ansicht zu entfernen. Als *Herschel*, nach einer Reihe von Jahren, die Beobachtungen der Doppelsterne wiederholte und dadurch Bewegungen erkannte, welche nur durch gegenseitige Anziehung erklärt werden können, erhielt er eine unmittelbare Bestätigung dessen, was dringende Wahrscheinlichkeit ihn als wahr anzunehmen veranlafst hatte. — Am auffallendsten trat die physische Verbindung der Doppelsterne hervor, als die Berechnung der Bradleyschen Beobachtungen im J. 1812 zeigte, dafs der 61te Stern des Schwans, ein schöner Doppelstern, eine sehr grofse eigene Bewegung besitzt, welche seinen *beiden* Sternen gemeinschaftlich, und mit deutlicher Umlaufsbewegung beider um ihren Schwerpunkt verbunden ist.

Es ist also, *wenigstens* seit 25 Jahren, nicht mehr der kleinste Zweifel an der physischen Verbindung der Doppelsterne untereinander vorhanden. Jedes Paar derselben besteht aus zwei Sonnen, welche sich um ihren gemeinschaftlichen Schwerpunkt bewegen. Es ist möglich, dafs einige wenige Doppelsterne von *anderer* Art sind, nämlich wirklich sehr weit auseinanderstehen und nur wegen der zufälligen Nähe unserer Sonne bei der sie verbindenden geraden Linie, in geringer Entfernung erscheinen; aber dieses kann nur seltene Ausnahme von einer allgemeinen Regel sein. — Als die Natur der Doppelsterne bekannt geworden war, trat der Wunsch hervor, sie ihrer gegenseitigen Stellung nach, genau beobachten zu können, um dadurch das zu erhalten, wovon weitere Folgerungen über die Elemente ihrer Bewegung, allein ausgehen können. *Herschel* selbst hatte zwar von einer beträchtlichen Anzahl solcher Sterne sowohl die Entfernung, als die Richtung (den Positionswinkel) angegeben, und zwar hatte er diese Beobachtungen zu zwei verschiedenen, 20 Jahre von einander entfernten Zeiten wiederholt; allein dieses war noch viel zu wenig um darauf mehr als ganz allgemeine Folgerungen gründen zu können. Auch wenn es vollständiger gewesen wäre, würde dennoch das Bedürfnifs fortgesetzter Beobachtungen nicht weniger fühlbar geworden sein, denn diese hätten die aus den früheren gezogenen Folgerungen bestätigen und ihre Genauigkeit vermehren müssen. — Indessen waren die Mittel, welche *Herschel* zu seinen Messungen anwenden konnte, nicht geeignet, volles Zutrauen zu denselben einzuflöfsen; namentlich mufsten sie die Entfernungen beträchtlich unsicher angeben, während sie die Richtungen mit gröfserer Sicherheit verrathen konnten. Durch diesen Umstand wurde es zweifelhaft, ob *Herschels* Beobachtungen überall zur genaueren Bestimmung der Bahnen der Doppelsterne mit zugezogen werden durften.

Beobachtungen der Doppelsterne müssen, wenn sie gültige Beiträge zur Bestimmung ihrer Bahnen geben sollen, *höchst genau* sein; eine Ungenauigkeit von einer Gröfse, welche für andere Anwendungen von Beobachtungen vielleicht wenig in Betracht kömmt, kann, wenn sie in der Entfernung eines Doppelsterns stattfindet, die Folgerungen auf welche sie Einflufs erhält, *gänzlich* unrichtig machen. Dieses ist eine Folge der Kleinheit der scheinbaren Entfernungen dieser Sterne, zu welcher ein, seiner Gröfse nach *kleiner* Fehler, schon ein *beträchtliches* Verhältnifs erhält. Unsere genauesten Meridianbeobachtungen sind daher nicht hinreichend, brauchbare Angaben über die Doppelsterne zu liefern; sie sind es desto weniger, da die Nähe der Sterne beieinander die Zuverlässigkeit der Beobachtung einer jeden von ihnen beeinträchtigt. Hier sind immer nur zwei Sterne in *kleiner* Entfernung miteinander zu vergleichen, während die Beobachtungen, welche man im Meridiane macht, von jeder Beschränkung dieser Art frei sein müssen und frei sind. Diese Beschränkung der Beobachtungen auf *kleine* Entfernungen, mufs zur Vermehrung der Genauigkeit der dazu dienlichen Einrichtungen benutzt werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 79.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1837.

Stellarum duplicium et multiplicium Mensurae micrometricae, in Specula Dorpatensi institutae. Auctore F. G. W. Struve.

(Fortsetzung).

Wirklich besitzen die Astronomen, seit langer Zeit, Fadenmikrometer, welche in dem Brennpunkte des Objectives eines Fernrohrs, es sei dioptrisch oder catoptrisch, angebracht, die Messung einer kleinen Entfernung mit derselben Sicherheit ergeben, mit welcher man im Fernrohre sehen kann. Diese Mikrometer würden, insofern es sich um Messungen der Doppelsterne handelt, nichts zu wünschen übrig lassen, wenn die tägliche Bewegung der Sterne ihrer Anwendung nicht sehr grofse Hindernisse in den Weg legte. Will man sie anwenden, ohne diese Hindernisse beseitigt zu haben, so wird man gezwungen, auf *beide* Sterne *zugleich* seine Aufmerksamkeit zu wenden, ihren centralen Durchschnitt durch die *beiden* Fäden des Mikrometers in *einem* Augenblicke zu beurtheilen, oder, wenn dieses nicht geschehen kann, dem Fernrohre eine Bewegung zu geben, welche den einen Stern so lange auf dem Faden erhält bis auch die Beobachtung des anderen vollführt ist. Es ist vielleicht möglich, dafs man hierin eine gewisse Fertigkeit erwerben kann; dafs sie von allen Beobachtern erworben wäre, ist, der Erfahrung nach, mehr als zweifelhaft.

Indessen beschränkte sich hierauf die ältere Beobachtungsmethode der *Doppelsterne*. *Herschel* konnte keine andere anwenden. Dafs ihm die Beobachtung der Positionswinkel besser gelang, als die Beobachtung der Entfernungen, ist zu erwarten, weil man den Parallelismus der durch die beiden Sterne gelegten geraden Linie mit dem Faden des Mikrometers, auch bei der Bewegung der ersteren, weit leichter beurtheilt, als die Gleichheit der Entfernungen der Sterne und der Fäden. — Der angelegentliche Wunsch, Beobachtungen über Doppelsterne zu erhalten und die Entbehrung eines von der gerügten Unvollkommenheit freien Apparates, veranlafste nicht nur *Struve*, sondern auch *Herschel* II. und *South*, mehrere Jahre vor dem Anfange der Beobachtungen, welche das gegenwärtige Werk enthält, der älteren Methode zu folgen. Wenn diesen, nach *Herschels* Zeit *ersten* Versuchen, auch bei weitem nicht der Werth zuzuschreiben ist, welchen ein in jeder Hinsicht vervollkommneter Apparat und der durch das Gelingen vermehrte Eifer, gegenwärtig zur Folge gehabt haben, so bin ich doch weit entfernt, ihnen Brauchbarkeit abzusprechen; vielmehr betrachte ich sie als Beobachtungen aus früheren Jahren, welche, so wie auch die noch früheren von *Herschel* dem Vater, wenn sie richtig angewandt werden, ihrer älteren Epoche zufolge, von wesentlichem Nutzen sein können. *Struve* fing im Jahre 1819 an, mit einem *Troughton*schen Fernrohre von 5 Fufs, Positionswinkel von Doppelsternen zu beobachten; er setzte dieses bis zur Mitte 1821 fort, wo er ein *Fraunhofer*sches Fadenmikrometer an demselben Fernrohre anbrachte und nun auch, bis 1823, Entfernungen maafs. *Herschel* II. und *South* machten von 1821 bis 1823 gemeinschaftlich Beobachtungen über Doppelsterne, wozu sie zwei Aequatoreal-Instrumente von 5 und 7 Fufs anwandten; die Zahl der beobachteten Doppelsterne ist 380; die darüber bekannt gemachte Abhandlung vermehrt ihren eigenen Werth noch durch eine Anführung und, wenn Veranlassung vorhanden ist, auch Beurtheilung anderer Beobachtungen derselben Sterne. Von dem Ende dieser Beobachtungsreihe an, bis 1825, machte *South* allein eine neue, deren Frucht die Bestimmung von 458 Doppelsternen ist, worunter jedoch mehrere von so grofser Entfernung vorkommen, dafs man sie wohl nicht mehr zu den eigentlichen Doppelsternen zählen kann. — Schon im J. 1816 hatte *Herschel* II. die Wiederbeobachtung der Dop-

pelsterne seines Vaters angefangen; später machte er die auf Beobachtungen von 1829 und 1830 gegründete Bestimmung von 364 solchen Sternen bekannt.

Wir erkennen diese Arbeiten über die Doppelsterne dankbar an; allein *den* Erfolg, welchen die neuere Arbeit von *Struve* besitzt, konnten sie nicht haben; auch übertrifft diese sie an Vollständigkeit. Der Grund der gröfseren Vollkommenheit der neueren Beobachtungen liegt in dem vervollkommneten Apparate und in dem Eifer, mit welchem er angewandt worden ist. Es ist den Lesern wahrscheinlich schon bekannt, dafs die Dorpater Sternwarte eins der gröfseren, jetzt vorhandenen Fernröhre, von 13½ Fufs Brennweite und 9 Zoll Oeffnung, besitzt, welches so aufgestellt ist, dafs seine Bewegung der täglichen der Sterne folgt, so dafs ein angebrachtes Uhrwerk die Sterne ruhig in seinem Sehefelde erhält. So wie die beträchtliche Kraft eines solchen Fernrohres dem *Sehen* der Gegenstände und ihren *Messungen* äufserst günstig ist, so tritt das Uhrwerk als ein *wesentliches* Hülfsmittel zur Vervollkommnung der letzteren hervor. Es soll das Geschäft übernehmen, die Sterne auf den Fäden des Mikrometers zu erhalten und führt es weit vollkommener aus, als eine mit der Hand zu drehende Schraube würde thun können. Wenn die Ruhe der Sterne, beziehungsweise auf die Fäden im Fernrohre, durch das Uhrwerk *vollkommen* erhalten wird, kann das Mikrometer, mit derselben Sicherheit zur Messung der Entfernung eines Doppelsterns angewandt werden, mit welcher es, in dem nicht bewegten Fernrohre, die Messung der Entfernung zwischen zwei festen Punkten auf der Erde ergeben würde; wenn das Uhrwerk nicht vollkommen, sondern näherungsweise leistet, was es leisten soll, so wird zwar von dieser Sicherheit *etwas* verloren; es scheint aber nicht, dafs dieser Verlust merklich ist, wenigstens erwähnt *Struve* keiner Schwierigkeit dieser Art, obgleich er kleiner Abweichungen des Ganges der Uhr gedenkt (P. XVII). Ein durch ein Uhrwerk bewegtes, *den Sternen genau folgendes* und mit einem Mikrometer versehenes Fernrohr, mufs eben so vollkommene Messungen *kleiner* Entfernungen gewähren, als das Heliometer, dessen Vorzug *dann* nur noch in seiner gleich vortheilhaften Anwendbarkeit auf gröfsere Entfernungen und in der Entbehrlichkeit jeder Fadenbeleuchtung besteht. — Die Verbindung des Fadenmikrometers mit einem Uhrwerke ist ein, der gröfseren oder kleineren Vollkommenheit des letzteren nach, mehr oder weniger bedeutender Schritt zur Vervollkommnung der Beobachtung der Doppelsterne; ein Verdienst *Frauenhofers*, welches vorzüglich *die* Astronomen mit Dank erkennen werden, die auf die Anwendung solcher Mikrometer an Fernröhren ohne Uhrwerk, viele Zeit verwandt haben, ohne durch vollkommen sichere Resultate belohnt worden zu sein. Es ist zu vermuthen, dafs, nach den in Dorpat und in Königsberg gemachten Erfahrungen über den Werth eines Uhrwerkes an einem Fernrohre, alle gröfseren, aequatorealartig aufgestellten Instrumente dieser Art, diesen Zusatz erhalten werden.

Der Werth des mit irgend einem Apparate Geleisteten, mufs indessen nicht mit dem Werthe des Apparates selbst verwechselt werden. Der Apparat macht nicht die Beobachtungen; er ist Hülfsmittel für den Mann der sie macht. Es ist nicht zweifelhaft, dafs ein stärkerer Apparat mehr Hülfe leistet, als ein schwächerer; aber es ist auch nicht zweifelhaft, dafs der letztere, in dem Besitze des Einen mehr leisten kann, als der erstere in dem Besitze des Anderen. Es fehlt nicht an Erfahrungen, welche dieses bestätigen; Einrichtungen, welche hundertmal kaum beachtet worden sind, haben zum hundertundeintenmale vortreffliche Früchte erzeugt; die, wovon man grofse Früchte erwartet hat, haben sehr oft nicht die geringsten hervorgebracht. Wir müssen also nicht blofs den Dorpater Apparat, sondern auch die Art wie er angewandt worden ist, kennen lernen.

Die Einleitung des *Struve*schen Werkes giebt davon völlige Rechenschaft; das Werk selbst spricht den äufsersten Fleifs aus, mit welchem die Beobachtungen verfolgt worden sind. Dieser Fleifs ist das, woven alles was sonst noch zu loben ist, ausgehen mufs: wer so viele Begeisterung für den Gegenstand eines durchzuführenden Unternehmens besitzt, dafs er ihn mit Anstrengung seiner *ganzen* Kraft verfolgen kann, wird ihn ganz verstehen und deshalb auch die Mittel finden, ihn *ordentlich* durchzuführen. Wir kehren daher die Reihefolge des Werkes um, und weisen zuerst den Fleifs nach, womit *Struve* sich den Messungen der Doppelsterne hingegeben hat. Von den 3112, in dem Verzeichnisse von 1827 angegebenen Doppelsternen, hat er mehrere ausgeschlossen; namentlich fast alle über 16″ von einander entfernten, falls der Gefährte von geringer

Helligkeit als ein Stern der 9ten Gröfse ist; ferner fast alle über 32″ entfernten, ohne Rücksicht auf die Helligkeit des Gefährten; die in Sternhaufen vorkommenden; die, deren Hauptstern kleiner ist als 9ter Gröfse; endlich einige, deren Gefährte so klein war, dafs er sich der genauen Messung entzog. Dagegen hat er einige, in dem Verzeichnisse nicht enthaltene Doppelsterne aufgenommen. Die Anzahl aller Sterne, deren Messung das Werk enthält, ist hierdurch auf 2641 gekommen. Ueber diese Zahl hat *Struve* 11065 Beobachtungen gemacht. *Diese* Masse von Beobachtungen ist es also, welche den Eifer bezeichnet, womit die Arbeit verfolgt worden ist; dafs derselbe damit nicht erschöpft war, sondern sich in der Zusammenstellung und Vergleichung der Beobachtungen noch in voller Frische zeigt, brauche ich Denen nicht zu sagen, die das Glück gehabt haben, grofse Arbeiten, für *den* Lohn den diese selbst gewähren, durchzuführen.

Ich kehre nun zu der Einleitung des Werkes zurück. Ohne sie ganz im Einzelnen zu verfolgen, werde ich die Uebersicht darüber geben, welche mir den Lesern dieser Anzeige wünschenswerth zu sein scheint. Das Fernrohr hatte ursprünglich 6 verschiedene Augengläser, durch welche 86 bis 532malige Vergröfserung erlangt wurde; später kamen noch 4 von kürzerer Brennweite dazu, die 682, 848, 1150, 1500 Mal vergröfsern. Die beiden letzteren hat *Struve* nie zu den Messungen angewandt, bemerkt aber darüber, dafs sie, unter äufserst günstigen Umständen, noch gutbegrenzte Bilder der Sterne gewähren; die beiden erstern der neuen Augengläser zeigten sich oft vortheilhaft, vorzüglich bei den Messungen sehr naher oder sehr glänzender Doppelsterne. Dafs das Fernrohr so starke Vergröfserungen verträgt, rührt ohne Zweifel von der Beschränkung seiner Oeffnung her, welche *Frauenhofer* auf den achtzehnten Theil der Brennweite festgesetzt hat, während andere Optiker sie wohl bis auf ein Zwölftel derselben getrieben haben. Ich erlaube mir, bei dieser Gelegenheit, die Bemerkung, dafs ich bedaure, Anstrengungen um die Vervollkommnung der Spiegelteleskope, deren Leistungen in den Händen der beiden *Herschel* schon geeignet sind, Erfolge zu versprechen, noch immer nicht mit der Vorliebe behandelt zu sehen, welche die gröfsten Optiker für die achromatischen Fernröhre gezeigt haben. Ich weifs zwar wohl, dafs beträchtliche Schwierigkeiten, vorzüglich in der *Dauer* der Güte der Spiegel, vorhanden sind; aber ich weifs auch, dafs ein Spiegelteleskop *mathematisch vollkommen* sein kann, während es als eine Merkwürdigkeit angesehen werden mufs, dafs die *unvermeidlichen* Unvollkommenheiten der achromatischen Fernröhre, bei ihren Anwendungen nicht störender hervortreten. Wäre *Frauenhofer* nicht frühzeitig gestorben, so hätten wir wahrscheinlich jetzt, *entweder* Spiegelteleskope, deren vollkommene Ausführung die Arbeiten eines *Short* wenigstens erreichen und sie mit anderen guten Eigenschaften in Verbindung setzen würde, *oder* die Ueberzeugung, dafs der entschiedene Vortheil, den sie vor achromatischen Fernröhren voraushaben, durch nichtzubeseitigende Nachtheile überwogen wird.

Struve hat sein Mikrometer in verschiedenen Beziehungen geprüft und gut gefunden. Den Werth der Drehungen der Schraube desselben hat er mit grofsem Fleifse ausgemittelt; dafs das, einer *ganzen* Drehung entsprechende Fortschreiten, durch die Angabe der Schraubentrommel richtig eingetheilt wird, kann bei einer, ohne Zweifel mit sehr grofsem Fleifse gemachten Schraube vorausgesetzt werden; ein kleiner Fehler darin würde auch kaum der Berücksichtigung werth sein, da die Beobachtungen von willkürlichen und immer veränderten Anfangspunkten ausgehen. Die frühere Annahme einer *Vergröfserung* des Werthes der Schraubendrehungen in der Kälte, wird hier durch eine Untersuchung ersetzt, welche das Gegentheil ergiebt und sich darin der früheren Untersuchung des grofsen Königsberger Heliometers nähert. Ueber die Berichtigungsart der Aufstellung des Instrumentes, von welcher der 4te Abschnitt der Einleitung umständlich handelt, ist es unnöthig, hier etwas anzuführen, da *Struve* darin den schon bekannten Vorschriften folgt. Den Einflufs der Schwere des Fernrohrs auf die Positionswinkel der Sterne, welcher sich bei dem Königsberger Heliometer verrathen hat, hat *Struve* auch bei seinem Instrumente gesucht und fast doppelt so grofs als bei jenem gefunden; Nachtheil für die Beobachtungen erwächst aber nicht daraus, da die Theorie des Fehlers bekannt ist und er also in Rechnung gebracht werden kann.

Um den Umfang des Werkes nicht ohne Noth zu vermehren, ist nicht jede einzelne, am Mikrometer gemachte Ablesung angeführt; sondern Alles, was über einen Doppelstern, an *einem* Tage beobachtet ist, ist

in eine einzige Zeile zusammengezogen. Diese Anordnung hat unsern ganzen Beifall; destomehr da *Struve* nicht unterläfst, eine Probe des Tagebuches selbst vorzulegen, aus welcher man die Art des Fortganges der Beobachtungen kennen lernt. Obgleich Messungen so kleiner Entfernungen, wie die der Doppelsterne sind, von der Strahlenbrechung nur Störungen erfahren, welche ohne Zweifel unter der Kraft der Messungen selbst liegen, so hat *Struve* doch nicht versäumt, die, nach einer bekannten Methode berechneten, kleinen Verbesserungen anzuführen, welche die Zahlen die das Mikrometer unmittelbar angegeben hat, aus dieser Ursache bedürfen. Ich erwähne dieses Umstandes, um dadurch zu zeigen, dafs auch in der Ableitung der Resultate der Beobachtungen, wissentlich nichts vernachläfsigt ist. Das was ich von der Berichtigung der Aufstellung des Instruments angeführt habe, wird zwar erheblich, wenn gröfsere Entfernungen gemessen werden, hat aber, in so kleinen wie die hier vorkommenden sind, einen kaum merklichen Einflufs.

Ein eigener Abschnitt der Einleitung handelt von dem Zutrauen, welches die in dem Werke enthaltenen mikrometrischen Messungen verdienen. Offenbar ist die Genauigkeit der Messungen nicht für alle Doppelsterne als gleich grofs anzunehmen; die Verschiedenheiten ihrer Entfernungen und ihrer Gröfsen müssen Einflufs darauf äufsern. *Struve* berücksichtigt diese Umstände, indem er die Doppelsterne in Classen eintheilt, deren jede nur einander ähnliche enthält, und indem er für jede Classe besonders untersucht, wie grofs der wahrscheinliche Fehler ist, den die in den Beobachtungen vorkommenden Unterschiede andeuten. Für die Classe, für welche dieser Fehler am kleinsten ist, erscheint die Entfernung, so wie sie aus den an *einem* Tage gemachten Beobachtungen hervorgeht, mit dem *wahrscheinlichen* Fehler 0″,074 behaftet; während in der auf die Entfernung senkrechten Richtung, also durch den Positionswinkel, mit einem *wahrscheinlichen* Fehler von nur 0″,031 gemessen wird. Diese, der genauesten Beobachtung fähige Classe, enthält alle Sterne bis zur Entfernung von 1″, deren Helligkeit zugleich grofs genug ist, um der Messung keine Schwierigkeit in den Weg zu legen. Die Genauigkeit nimmt ab, so wie die Entfernung wächst; sie wird ferner kleiner wenn der Gefährte des Hauptsterns weniger hell als 8ter Gröfse ist; sie wird beträchtlich kleiner wenn die Helligkeit des Gefährten sehr klein, unter der der 11ten Gröfse entsprechenden ist. Dieses ist was die Untersuchung der unter den Beobachtungen wirklich vorgekommenen Unterschiede unmittelbar ergeben hat. Um von der Art der Abnahme der Sicherheit der Beobachtungen Beispiele anzuführen, entlehne ich aus den Struveschen Tafeln, dafs Sterne, deren Helligkeitsverhältnisse zu den *vortheilhaftesten* gehören, wenn sie zwischen 24″ und 32″ voneinander entfernt sind, statt der oben angeführten wahrscheinlichen Fehler, resp. 0″,156 und 0″,120 zeigen; eben so weit voneinander entfernte Sterne die aber ein *ungünstigeres* Helligkeitsverhältnifs besitzen, sind mit den wahrscheinlichen Fehlern resp. 0″,207 und 0″,178 beobachtet worden; wenn dieses Verhältnifs *das ungünstigste* ist, mit resp. 0″,371 und 0″,365. — Dieser Einflufs der Helligkeiten der Sterne auf die Genauigkeit der Beobachtungen liegt in der Natur der Sache und *Struve* verdient auch für die Aufsuchung des Maafsstabes für die Sicherheit derselben, in den verschiedenen Fällen, den Dank Aller, welche seine Beobachtungen später benutzen werden. Was die Verminderung der Sicherheit mit dem Wachsen der Entfernung anbetrifft, so giebt *Struve* davon eine Erklärung, welche keinen Zweifel darüber läfst, dafs bei der Anstellung der Beobachtungen, nicht auf den völlig richtigen Gang des Uhrwerkes gerechnet ist, sie also nicht so gemacht worden sind, dafs man *zuerst* den einen Stern durch den festen, *dann* den anderen durch den beweglichen Faden des Mikrometer geschnitten hätte; vielmehr ist das Durchschneiden der Sterne durch diese Fäden *gleichzeitig* beurtheilt worden; desto leichter und sicherer, je kleiner die Entfernung der Sterne war; die Schwierigkeit wuchs mit der Gröfse der Entfernung, so dafs Entfernungen zwischen 24″ und 32″ nicht mehr mit 532maliger Vergröfserung, sondern höchstens mit 420maliger gemessen werden konnten. — Aus diesen Untersuchungen geht hervor, dafs die Uebereinstimmung der Beobachtungen untereinander sehr grofs, jedenfalls *weit* gröfser ist, als andere Fadenmikrometer sie ergeben haben: der kraftvolle Apparat und der Eifer des Beobachters, alle Genauigkeit welche jener gewähren konnte, wirklich zu erreichen, haben günstig zusammengewirkt. —

(Der Beschlufs folgt.)

№ 80.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

October 1837.

Stellarum duplicium et multiplicium Mensurae micrometricae, in Specula Dorpatensi institutae. Auctore F. G. W. **Struve.**

(Schlufs.)

Indem die Abweichungen der Beobachtungen voneinander, auf welche man gefafst sein mufste, durch diese Untersuchungen bekannt wurden, wurde *Struve* veranlafst, den seltenen Fällen nachzuspüren, in welchen sich gröfsere zeigten; gröfstentheils hält er sie für Schreibfehler. —

Von zwei Abschnitten der Einleitung, welche die Art wie *Struve* die *Gröfsen* der Sterne bezeichnet hat und die *Farben*, in welchen sie sich im Fernrohre darstellten, angeben, können wir keinen Auszug mittheilen. Nachdem der sinnreiche *Steinheil* Mittel gefunden hat, das Verhältnifs der Lichtstärken der Sterne genau zu messen, fehlt es wenigstens nicht mehr an Veranlassung, eine ausgedehnte und gründliche Arbeit über dieselben zu unternehmen. Ich hoffe, dafs dieses von Einem oder dem Anderen geschehen wird und unterdrücke, bei dieser Gelegenheit, den Wunsch nicht, dafs dabei in der üblichen Bezeichnungsart der Gröfsen nichts geändert, sondern nur *bestimmt* werden möge, welche Lichtstärken die so bezeichneten Gröfsen besitzen. Der jüngere *Herschel* beurtheilt die Gröfsen der Sterne nach einem anderen, für die kleineren beträchtlicher anwachsende Zahlen angebenden Systeme; ich glaube dafs das von *Struve* gewählte das anschaulichere ist.

Vorzügliche Aufmerksamkeit werden, wenn ich nicht irre, die *drei-* und *mehr*fachen Sterne, von welchen *Struve* drei Verzeichnisse mittheilt, auf sich ziehen. Die Anzahl der in diesen Verzeichnissen enthaltenen Fälle des nahen Zusammenstehens von mehr als *zwei* Sternen, ist 124, und wenn man die davon ausschliefst, deren Entfernung gröfser als 32″ ist, noch immer 68. Viele davon zeigen eine Verbindung von Sternen, deren Helligkeiten wenig verschieden sind und scheinen dadurch anzudeuten, dafs die Massen der durch Anziehung miteinander verbundenen Sonnen, gleichfalls nur mäfsige Verschiedenheit besitzen. Wenn die Folge der Zeit die Bewegungen dieser verbundenen Systeme entwickeln wird, wird eine Erscheinung hervortreten, deren Verfolgung durch die Rechnung, bis jetzt ungedenkbar ist. Wir können zwar die Aufgabe von der Bewegung dreier oder mehrerer Körper, durch Annäherung auflösen, so wie es die in dem Sonnensysteme vorkommenden Fälle dieser Art fordern; aber diese Annäherung beruhet auf der Voraussetzung, dafs die Masse eines der Körper *weit* gröfser ist, als die Massen der übrigen. Was stattfindet, wenn diese Voraussetzung nicht gültig ist, davon haben wir durchaus keinen Begriff; es wird also sehr lehrreich sein, zu sehen, wie *die Natur* die Schwierigkeit, welche unsere Rechnung hemmt, überwindet. Unsere Enkel einer früheren oder späteren Reihe, werden nach Beobachtungen *dieser* Sterne aus einer früheren Zeit mit vorzüglicher Begierde suchen.

Die Bemerkung, welche die Berechnung der *Bradley*schen Beobachtungen und ihre Vergleichung mit den *Piazzi*schen Oertern der Sterne, vor 20 Jahren erzeugte, dafs nämlich viele Doppelsterne eine beträchtliche *eigene*, beiden Sternen gemeinschaftliche Bewegung besitzen, verfolgt *Struve*, indem er die eigene Bewegung zum Grund legt, so wie die Beobachtungen von *Argelander*, welche sowohl genauer, als auch später sind als die Piazzischen, sie ergeben. Er zählt 53 Doppelsterne auf, deren eigene Bewegung mehr oder weniger unzweifelhaft ist, während die Fundamenta Astronomiae pro A. 1755 ein ähnliches Verzeichnifs von nur 17 gaben. Einige von den 53 scheinen, wegen der Kleinheit ihrer Bewegung, zwar nicht mit gröfserem Rechte aufgenommen zu sein, als das Recht

war, welches bei der Zusammenstellung an dem angeführten Orte, ihre Aufnahme nicht hinreichend zu begründen schien; aber dennoch ist nicht zu bezweifeln, dafs vermehrte Zahl, sowohl der Doppelsterne, als auch der merklichen eigenen Bewegungen, gegenwärtig eine ausgedehntere Kenntnifs der mit den letzteren behafteten Doppelsterne zur Folge haben mufs. Indem die Vergleichung der von *Herschel* I. vorgenommenen Beobachtungen der gegenseitigen Stellung vieler Doppelsterne, mit jetzt vorhandenen neueren Beobachtungen, die Art der gegenseitigen Bewegung kennen lehrt, oder indem die letzteren allein, wo die früheren fehlen, diese andeuten, kann näher nachgewiesen werden, inwiefern mit Sicherheit darauf gerechnet werden kann, dafs ein Doppelstern eine beiden Sternen gemeinschaftliche Bewegung besitzt, welche sich also mit der Umlaufsbewegung der beiden Sterne um ihren gemeinschaftlichen Schwerpunkt vereinigt. Das Ergebnifs dieser Untersuchung ist, dafs unter 41 Doppelsternen, deren eigene Bewegung unzweifelhaft ist, nur einer vorkömmt, dessen eigene Bewegung den Hauptstern allein betrifft, der also mit seinem Gefährten nicht durch Anziehung verbunden, sondern nur ein *zufälliger* Doppelstern ist. Dieses ist der Stern δ *Equulei*, welcher aus zwei Sternen von äufserst ungleichen Helligkeiten zusammengesetzt ist. Was die Untersuchung ergeben hat, ist dem, was nach allgemeinen Gründen der Wahrscheinlichkeit zu erwarten war, ganz angemessen. — Merkwürdige Fälle weiter voneinander entfernter, dennoch aber mit gemeinschaftlicher eigenen Bewegung behafteter Sternenpaare, sind d *Eridani* und sein 1′ 24″ von ihm entfernter Gefährte, so wie einige andere; vorzüglich aber der schon in den Fundamentis Astr. angeführte des Doppelsterns A *Ophiuchi* und des nicht weniger als 12 Minuten von ihm entfernten 30 *Scorpii*.

Bekanntlich haben *Savari*, *Encke*, *Mädler* und vorzüglich *Herschel* II. versucht, aus den vorhandenen spärlichen Angaben der gegenseitigen Stellungen einiger Doppelsterne, die Elemente ihrer Bewegungen um ihren gemeinschaftlichen Schwerpunkt näher zu bestimmen. *Struve* läfst sich hier nicht darauf ein, obgleich er, durch seine eigenen Beobachtungen, noch spätere Grundlagen einer solchen Untersuchung besafs. Hierin hat er, meiner Meinung nach, Recht, indem die bis jetzt vorhandenen Angaben wirklich noch nicht zu einer genaueren Bestimmung hinreichen, und eine dankenswerthe *Uebersicht* schon durch die angeführten Bemühungen erlangt wird. Dieses ist einer von den Fällen, in welchen *Geduld* in Anspruch genommen wird. Das Wesentliche, was für jetzt geschehen mufs, ist die fleifsige Beobachtung der Doppelsterne und die Bemühung, sie von der nachtheiligsten Art der Fehler, den *beständigen* oder immer wiederkehrenden, zu befreien.

Struve theilt eine eigene Untersuchung auch über *diese Art* der Fehler, in sofern sie seine Beobachtungen angeht, mit. Die *zufälligen*, auch oben erwähnten Fehler, die er früher aufgesucht hat, werden durch Unterschiede verrathen, die in den Beobachtungen vorkommen und sind der unvermeidlichen Unvollkommenheit der Sinne und der Störung der Beobachtungen durch äufsere Einflüfse zuzuschreiben; sie sind weder von beträchtlicher Gröfse, noch von einer Art, welche falsche Folgerungen erzeugen könnte. Allein aufser ihnen können andere vorhanden sein, welche verursachen, dafs das, was man unmittelbar, mehr oder weniger übereinstimmend, durch das Instrument erhält, nicht das ist, was man zu beobachten beabsichtigt: es kann in dem Apparate, oder in der Beobachtungsart ein Grund vorhanden sein, *immer* zu viel oder zu wenig, eine Entfernung z. B. *immer* zu grofs oder zu klein zu beobachten. Diesem Grunde, der auf die Uebereinstimmung der Beobachtungen untereinander gar keinen Einflufs hat, kommt man offenbar nicht durch die Betrachtung der Unterschiede zwischen den einzelnen Beobachtungen auf die Spur, sondern nur durch eine umsichtige Beurtheilung des Apparates und der Beobachtungsart. — Ein Fadenmikrometer ist aber eine so einfache Einrichtung, dafs es schwer erscheint, einen Grund zu errathen, welcher zur Folge haben könnte, dafs die damit gemessene Entfernung zweier *festen* Punkte, deren Schnitt durch die Fäden *abgesondert* und mit der gehörigen *Ruhe* beobachtet werden kann, anders erscheine, als sie wirklich ist. Wenn dieser Fall der vorkommende wäre, so gestehe ich, dafs ich jede weitere Untersuchung für überflüssig halten würde; aber der vorkommende Fall ist ein anderer; die Sterne, deren Entfernung gemessen werden soll, haben die tägliche Bewegung und ich habe schon oben bemerkt, dafs die Beobachtungsart nicht auf der Voraussetzung ihrer Unbeweglichkeit im gleichfalls be-

weglen Fernrohre beruhet. Dieser Umstand, der die Anwendung des Fadenmikrometers weit weniger unmittelbar macht, als sie in jenem Falle sein würde, ist es, welcher die Prüfung, der *Struve* einen Abschnitt widmet, wesentlich erscheinen läfst. — Die Vergleichung seiner neueren Messungen mit anderen, gleichfalls durch Fadenmikrometer, von beiden *Herscheln*, *South*, *Dawes* und *Struve* selbst vorgenommenen, stellt zuerst ins Licht, dafs diese immer *gröfsere* Entfernungen angeben und zwar bis zum Belaufe mehrerer Zehntel einer Secunde; die Unterschiede dieser Beobachtungsreihen von der neueren sind aber nicht für alle gleich und bringen daher die ersteren, sowohl untereinander, als mit der letzteren in Widerspruch. Indessen kann es vernünftigerweise Niemandem einfallen, diejenige unter den mit Fadenmikrometern gemachten Beobachtungsreihen, welche den Vortheil des gröfseren und besseren Fernrohrs und die Unterstützung der Messungen durch das Uhrwerk auf ihrer Seite hat, durch andere prüfen zu wollen, welche dieses Vortheils entbehren. Allein *Struve* findet sich beunruhigt, durch Unterschiede in demselben Sinne, welche sich zwischen seinen Messungen und den mit dem grofsen Heliometer der Königsberger Sternwarte gemachten zeigen; hierdurch wird er veranlafst, Prüfungen seines Fadenmikrometers vorzunehmen, deren Wesen ich erwähnen werde, während ich nicht für angemessen halte, hier auf die Erörterung des Grundes der gefundenen Unterschiede einzugehen; astronomische Leser werden einiges darüber an einem anderen Orte finden. *Struve* hat sein Werk für Die ausgearbeitet, welche seine Früchte benutzen sollen, nämlich für die Astronomen, welche sich ohne Zweifel beeifern werden, das grofse Geschenk, welches ihnen dadurch gemacht wird, kennen zu lernen; sie können dann diese Anzeige entbehren, welche also für das gröfsere Publicum geschrieben wird. Für dieses haben aber Erörterungen über wissenschaftliche Zweifel einen zweideutigen Werth; nämlich sie können mifsverstanden werden, wenn dabei vermieden werden mufs, die Aufmerksamkeit durch zahlreiche Erläuterungen über Einzelnheiten, ungebührlich in Anspruch zu nehmen. Was ich aber über den, hier in Betracht kommenden Punkt noch hinzufügen zu dürfen glaube, ist die Erklärung, dafs ich, auch in dem Falle der Abweichung meiner Meinung von der *Struve*schen, nichts von der Bewunderung der Gröfse und Art seiner Arbeit einbüfsen werde, welche ihre Kenntnifs in mir belebt hat. — Die Prüfung, welcher *Struve* sein Fadenmikrometer unterwirft, ist in Beziehung auf *dieses selbst* vollständig: sie besteht in der Messung der Entfernungen zwischen weifsen Punkten auf schwarzem Grunde, welche bekannte, von 1″ bis 16″ wachsende Winkel, am Objectivglase des Fernrohrs einschlossen, in verschiedenen Neigungen gegen die Lothlinie angebracht und auch in ihren Gröfsen abgeändert wurden. Immer gab das Mikrometer ihre Entfernungen richtig an; auch gegen die Richtigkeit der Messungen der Positionswinkel erzeugten diese Versuche keinen Zweifel. — *Struve* untersucht bei dieser Gelegenheit auch, ob verschiedene Färbung beider, einen Doppelstern zusammensetzender Sterne, Einflufs auf ihre gegenseitige Lage dadurch erhalte, dafs beiden Farben verschiedene Strahlenbrechungen oder Aberrationen zukämen; der Stern ε *Bootei*, welcher *gelb* ist und einen *blauen* Gefährten besitzt, zeigte keinen Einflufs dieser Art. — Eine der Beachtung werthe Bemerkung ist, dafs die Richtung der durch einen Doppelstern gelegten geraden Linie sich ändert, wenn die Lage des Auges geändert wird. Zum Belege dieser Bemerkung führt *Struve* an, dafs er sie bei dem eben erwähnten Sterne gemacht hat; es würde lehrreich sein, zu erfahren, ob etwas Aehnliches sich auch im Falle der Gleichheit der Farbe beider Sterne zeigt; denn wenn dieses der Fall wäre, so würde ein Versuch der Erklärung zurückgewiesen werden, den man auf die Verschiedenheit der Entfernungen, in welchen das gelbe und das blaue Bild durch das Augenglas des Fernrohrs erscheinen, zu gründen veranlafst werden könnte. Ich bitte *Struve*, die Art der beobachteten Erscheinung näher zu erläuteren.

Ein besondere Aufmerksamkeit erregender Abschnitt der Einleitung betrifft die jährliche Parallaxe der Fixsterne. Der Wunsch, diese wenigstens für einige Sterne, und damit die Entfernungen derselben, kennen zu lernen, hat bekanntlich von jeher die Astronomen in Anspruch genommen und ist die Veranlassung der wichtigen Entdeckungen *Bradleys*, der Aberration und Nutation geworden. Diese Entdeckungen stellten aber die Beobachtungen dieses grofsen Astronomen so vollständig dar, wie ihre eigene Feinheit erforderte; sie zeigten daher, dafs die jährliche Parallaxe zu klein ist, um sie durch *diese* Beobachtungen an den Tag legen

zu können. Man versuchte also *noch gröfsere* Verfeinerung der Beobachtungen, und wandte in der That jedes Mittel an, welches nur einigermafsen geeignet erschien, sehr kleine Gröfsen, in dem mittleren Resultate sehr häufiger Wiederholungen, merkbar hervortreten zu lassen. Allein obgleich einige dieser Versuche wirklich Spuren einer jährlichen Parallaxe angedeutet haben, so sind sie doch immer zu sehr mit den unvermeidlichen Beobachtungsfehlern vermischt gewesen, um mehr als die Ueberzeugung von der *äufsersten Kleinheit* derselben hervorzubringen; die unzweifelhafte Bestimmung der jährlichen Parallaxe eines Fixsterns ist noch nicht erlangt worden, vielmehr haben viele, nicht gelungene Versuche veranlafst, die Frage danach ruhen zu lassen. Es ist hier nicht der Ort, die umfangreiche Geschichte dieser Bemühungen zu schreiben; wohl aber mufs ich erwähnen, dafs *Herschel*, der Vater, glaubte, den Beobachtungen der gegenseitigen Lage der beiden, einen Doppelstern zusammensetzenden Sterne, eine Genauigkeit geben zu können, geeignet auch Aenderungen von einem kleinen Bruche einer Secunde hervortreten zu lassen. Dieses beruhete auf der Meinung, dafs die Doppelsterne nicht miteinander verbundene Paare seien, sondern durch zwei Sterne von höchst ungleichen Entfernungen gebildet werden, in deren Richtung wir uns sehr nahe befinden. Dieser Versuch, die jährliche Parallaxe der Fixsterne zu beobachten, war die Veranlassung, dafs *Herschel* die Aufsuchung der Doppelsterne unternahm, und brachte der Wissenschaft, so wie früher die ähnliche Absicht *Bradleys*, zwar nicht die Kenntnifs des Gesuchten, dafür aber andere Entdeckungen, welche zu den werthvollsten gehören, die die Astronomie aufzuweisen hat. In dem Laufe dieser Aufsuchung der Doppelsterne lernte *Herschel* eine so grofse Zahl derselben kennen, dafs er zu der Ueberzeugung ihrer *paarweisen Verbindung* geführt und also veranlafst wurde, die Frage nach der jährlichen Parallaxe fahren zu lassen und dagegen die Beobachtung der Verbindung selbst zum Gegenstande seiner Arbeiten zu machen. — Indessen giebt es auch nahe beieinanderstehende Sterne am Himmel, von welchen die nach und nach erlangte Kenntnifs ihrer eigenen Bewegungen entweder gezeigt, oder wenigstens sehr wahrscheinlich gemacht hat, dafs sie keine *eigentliche*, d. h. paarweise verbundene Doppelsterne sind. Der Stern *α Lyrae*, welcher bekanntlich von der *ersten* Gröfse ist und dadurch eine verhältnifsmäfsig kleine Entfernung von der Erde anzudeuten scheint, gehört zu diesen, indem er einen 43″ entfernten, sehr kleinen Gefährten besitzt, welcher die eigene Bewegung des Hauptsterns nicht theilt. Er ist also geeignet, der Gegenstand einer Beobachtungsreihe über die jährliche Parallaxe zu werden. *Struve* wählt ihn dazu und führt 17 Beobachtungen, zwischen dem November 1835 und December 1836 gemacht, an, welche wirklich die Sp[...] einer jährlichen Parallaxe von 0″, 125 zu verrat[...] scheinen. Was *Herschel*, in Beziehung auf die Genauigkeit der Beobachtungen, erreichen zu können [...]te, kann man, mit mehrerem Rechte, von dem Dorp[...]ter Apparate hoffen; wirklich stimmen die Beobachtungen so nahe untereinander überein, dafs die Ausmitt[...]lung einer Gröfse, welche nur den achten Theil ei[...] Secunde beträgt, nicht als eine zu kühne Hoffnung [...] scheint. Dennoch können nur weit länger fortgesetz[...] und weit häufiger vervielfältigte Beobachtungen, [...] sichere Bestimmung einer so kleinen Gröfse gewähr[...] und durch die wirkliche Erkennung derselben, die sch[...] erlangte Ueberzeugung von ihrer äufsersten Klein[...] ergänzen.

Ueber das Werk selbst, dessen Einleitung wir j[...] kennen gelernt haben, kann ich kaum etwas sag[...] indem die Messungen der Doppelsterne selbst ke[...] Auszuges fähig sind. Lehrreich sind die Bemerk[...]gen, welche *Struve* den einzelnen Sternen hinzufü[...] wenn Anlafs dazu vorhanden ist. Unter den sehr [...] Doppelsternen kömmt die schon von *Herschel* be[...]achtete Erscheinung einer Bedeckung des einen St[...] durch den anderen verhältnifsmäfsig häufig vor. A[...] sind mehrere Fälle vorhanden, in welchen fortgeset[...] Beobachtungen einen der beiden, einen Doppelst[...] zusammensetzenden Sterne, wieder als doppelt hab[...] erkennen lassen, was entweder Folge einer Umla[...]bewegung, oder durch vortheilhaftere atmosphäris[...] Umstände hervorgebracht sein kann.

Von der Gröfse des Hindernisses, welches die [...]ternden Bewegungen der Luft den Beobachtungen [...] den Weg legen, welche nur mit starken Vergröfser[...]gen der Fernröhre gemacht werden können, hat [...] Der einen Begriff, dessen Anstrengungen häufig [...] durch vereitelt worden sind. *Humboldts* Schilder[...]gen des Himmels von Cumana und *Herschels* Erf[...]rungen auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, [...]hen die sehnsüchtigen Blicke der an den Norden [...] Europa gefesselten Astronomen nach Gegenden, w[...]che ihr Paradies genannt werden können. Indes[...] überwältigt ernstlicher Willen alle Schwierigkeiten, [...] trotzt dem Himmel des Nordens etwas ab, was [...] dem Süden enthüllen zu wollen scheint. *Struv[...]* Werke sieht Niemand es an, dafs es unter dem 58[...] Breitengrade gemacht ist; man würde es ihm aber [...]sehen, wenn es dreifsig Grade südlicher gemacht w[...]

F. W. Bessel.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben
von der
Societät für wissenschaftliche Kritik
zu
Berlin.

November 1837.

Berlin,
Verlag von Duncker und Humblot.
1837.
Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

Inhalt des November-Heftes.

Jahrbücher No. 81—100.

Anzeigeblatt No. 3.

Gedruckt in Berlin bei **J. F. Starcke**.

№ 81.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

November 1837.

LI.

1. *The career of Don Carlos since the death of Ferdinand the Seventh: being a chapter in the history of Charles the Fifth. By his Aide-de-camp, the Baron de los Valles. Lond.* 1835. 384 S. *in* 8. Uebers. unter dem Titel: *Geschichte des Don Carlos und des Krieges im nördlichen Spanien. Vom Baron de los Valles. A. d. Engl. von Ungewitter. Berl.* 1835. 201 S. *in* 8.
2. *The most striking events of a twelve month's campaign with Zumalacarregui by Henningsen. Lond.* 1836. 2 *vols in* 8. 307 *u.* 302 S.
3. *The court and camp of Don Carlos. By Honan. Lond.* 1836. 422 S. *in* 8.
4. *Twelve months in the British legion. By an officier of the 9th regiment. Lond.* 1836. 273 S. *in* 8.
5. *Spain; and the seat of war in Spain by Herbent Byng Hall. Lond.* 1837. 328 S. *in* 8.
6. *Personal memoirs and correspondence of Colonel Charles Shaw. Comprising a narrative of the war for constitutional liberty in Portugal and Spain. Lond.* 1837. 2 *vols. in* 8. 500 *u.* 660 S.

Bei der Rückkehr der königlichen Familie aus der französischen Gefangenschaft nach Spanien im Jahre 1814 widersetzte sich Don Carlos entschieden der Annahme der 1812 zu Cadix proclamirten Constitution. Schon aus jener Zeit soll die Verstimmung zwischen der sogenannten liberalen Parthei und ihm herrühren. 1820 trat er der wiedererweckten Constitution nicht minder widerstrebend, und nur nach manchen Zögerungen bei. Als er in jener für Spanien so kritischen Zeit seinen königlichen Bruder um das Commando der Garden bat, da er in dieser Stelle die königlichen Prärogativen wirksamer vertheidigen zu können hoffte, wurde dieser Antrag zurückgewiesen.

Seit der Restauration hatte sich inzwischen in der königlichen Familie ein Zwiespalt ausgebildet, vornämlich durch deren weibliche Mitglieder herbeigeführt. Es bestand nämlich eine heftige Spannung zwischen der neapolitanischen Prinzessin Louise Caroline, Gemahlin des Infanten Francisco de Paula, und den beiden portugiesischen Prinzessinnen, von denen die eine Gemahlin des Don Carlos, ältesten Bruders des Königs, die andere Wittwe des verstorbenen Infanten Peter, Vetters des Vorigen, und somit Mutter des im gegenwärtigen, spanischen Bürgerkriege als Feldherr hervorgetretenen Infanten Don Sebastian war. — Die Unfruchtbarkeit der drei ersten Ehen Ferdinand's VII. gab Gelegenheit genug zur Ausbildung aller persönlichen Intriguen, die sich an diesen Familienzwist knüpften. Die constitutionelle Parthei war eben so interessirt, wie die Prinzessin Louise Caroline, Don Carlos auf alle Fälle vom Throne entfernt zu halten. Beide schlossen sich daher an einander, und ihr gemeinschaftlicher Einfluſs bestimmte Ferdinand VII., sich von neuem zu vermählen, und zwar mit der Schwester der genannten Prinzessin, mit Marie Christine, der Tochter Franz I., Königs von Neapel. Diese nunmehr stark gewordene Parthei, entschlossen Don Carlos auf alle Fälle vom Throne zu entfernen, setzte zu dem Ende bei Ferdinand VII. eine Veränderung derjenigen Erbfolgeordnung durch, welche im Jahre 1713 von Philipp V. und den damaligen Cortes gemeinschaftlich eingeführt war. Jene Ordnung, auf ältere Gebräuche gestützt, und von dort her „salisches Gesetz" genannt, schloſs die weibliche Descendenz, selbst des Königs

eigene Töchter, zu Gunsten der Prinzen von der Succession aus. Die Aufhebung dieses salischen Gesetzes hatte bereits die Cortes-Versammlung im September 1789 durch ein s. g. Expediente, dem jedoch Carl IV. die Bestätigung versagte, beantragt. Auch Ferdinand VII. scheint sich zwar Anfangs gesträubt, und jenes Expediente nicht anerkannt zu haben. Die constitutionelle Parthei wufste nichts destoweniger seinen Widerwillen durch die Einwirkungen des königlichen Günstlings Juan Grijalba zu überwinden. Somit wurde das mit königlicher Sanction versehene Expediente von 1789 am 29. Mai 1830 wirklich in Madrid feierlichst als Gesetz publicirt; wogegen jedoch die sämmtlichen männlichen Mitglieder der verschiedenen Linien, der Familie Bourbon in Frankreich, Sardinien und Neapel, wegen Rechtsverletzung feierlichst protestirten. Der damalige Herzog von Orleans blieb in jener Zeit mit seiner Rechtsverwahrung nicht zurück, indem er einen Grundsatz bestritt, den er kurze Zeit darauf als König der Franzosen, auf mannigfache Weise zu begünstigen angemessen erachtete.

Der Erzählung de los Valles zufolge soll sich Ferdinand VII. später wegen der Folgen, welche durch die Aufhebung des salischen Gesetzes über Spanien gebracht werden dürften, sehr beunruhigt gefühlt haben. Eine Art von Gewissensangst habe ihn daher gegen Ende des Jahres 1832 bestimmt, während einer schweren Krankheit, am 18. September 1835 durch eine eigene Acte jenes Erbfolgegesetz wieder herzustellen. Dieser Widerruf, so fährt de los Valles fort, sei jedoch nicht zur Publicität gekommen, sondern wurde vielmehr in die Hände des ältesten Mitgliedes des Rathes von Castilien gegeben, in der Absicht im Staatsarchive bis zum Tode des Königs niedergelegt zu werden. Anstatt dessen wurde jedoch diese Urkunde noch bei Lebzeiten Ferdinands VII. der Königin Christine, welche während der Krankheit des Königs als Regentin fungirte, ausgeliefert. Diese von ihrer Schwägerin, der Infantin Marie Caroline und durch das von ihnen angestellte liberale Ministerium unterstützt, wufste den König zu bestimmen, jenen letzten Act bald darauf zu widerrufen, so dafs derselbe, wenn er wirklich vollzogen wurde, doch niemals zur Bekanntmachung gekommen ist. Zu Anfang des Jahres 1831, wurde die Prinzessin von Beira (die verwittwete Infantin Marie Therese), auf Betrieb der Königin Christine und deren Schwester, aus Spanien verwiesen. Am 16. Mai verliefs sie Madrid, um sich nach Portugal zu begeben, und wurde, der vom Könige ertheilten Erlaubnifs zufolge, von ihrem Schwager Don Carlos, dessen Gemahlin (ihrer und Don Miguel's von Portugal Schwester), deren drei Söhnen, und endlich von ihrem eigenen Sohne, dem Infanten Sebastian, so wie von dessen Gemahlin, der Infantin Marie Amalie, in die Verbannung begleitet.

Nicht lange darauf erschien Cordova als Abgesandter Ferdinand's VII. im Palaste von Ramalhal, um Don Carlos im Namen des Königs zur Eidesleistung zu Gunsten der Thronfolge der Infantin Marie Jsabella aufzufordern und zu bestimmen. Die Wahl des Gesandten mag mehr vom Partheigeiste, als von der Klugheit eingegeben gewesen sein; denn Cordova wird als mit dem Infanten Carlos schon seit längerer Zeit verfeindet geschildert. Auch verweigerte Don Carlos ausdrücklich seine Zustimmung, und verwahrte zugleich förmlichst seine Rechte. In Madrid schritt die constitutionelle Parthei dagegen so weit fort, dafs am 20. Juni 1833 durch die Ceremonie der s. g. *Jura* die öffentliche Eidesleistung zu Gunsten der Prinzessin Marie Jsabella veranstaltet wurde. Nichts destoweniger scheint sich jene Parthei durch die Nähe des vom Throne ausgeschlossenen Infanten beunruhigt gefühlt zu haben. Wenigstens erhielt Don Carlos im Sommer des genannten Jahres aus Madrid Befehl, Portugal zu verlassen, und sich in die päpstlichen Staaten zu begeben. De los Valles zufolge stand der Prinz im Begriff, dem Befehle des Königs zu gehorchen; er soll sich mit den Vorbereitungen der vorgeschriebenen Reise in Coimbra bereits beschäftigt haben, als Lissabon von den Truppen Don Pedro's genommen wurde. Die Entwickelung der Begebenheiten erfuhr eine noch schnellere und stärkere Beschleunigung durch den Tod Ferdinand's VII., der am 29. September 1833 erfolgte. Maria Jsabella, für welche deren Mutter, die Königin Christina, die Zügel ergriff, wurde von den Regierungen in Frankreich und England sofort anerkannt, um dadurch die Legitimisten, so wie die Tories indirect zu bekämpfen. Gleichzeitig liefs König Louis Philipp, um alle Wechselfälle im Auge zu behalten, ein Observations-Corps unter General Harispe an die Pyrenäen rücken. In derselben Zeit nahm die spanische Regierung die allgemeine Entwaffnung der königl. Freiwilli-

gen war, d. h. desjenigen Theiles der männlichen Bevölkerung, der die Beibehaltung der bisherigen Regierungsform wünschte. Schon zu dieser Zeit zeigten sich in verschiedenen Theilen Spaniens, vornämlich aber in Navarra und in den baskischen Provinzen, Bewegungen zu Gunsten der Beibehaltung jener alten Landesverfassung. Don Carlos versuchte durch eine Invasion von Portugal aus jene Gährung für seine Zwecke zu benutzen, und sich somit des Thrones zu bemächtigen. Es gelang ihm aber nicht einmal die Grenzen zu überschreiten. Vielmehr sah er sich nach einiger Zeit völliger Unthätigkeit, wozu ihn vielleicht gänzlicher Mangel an Mitteln, oder auch eigene Neigung bestimmte, vom spanischen Generale Rodil aufs äufserste gedrängt und verfolgt. Rodil nämlich commandirte dasjenige christinische Truppen-Corps, welches ursprünglich dem Don Pedro von der Regierung in Madrid zu Hülfe geschickt war, und das nun als Nebenaufgabe auf Don Carlos Jagd machte. Dieser Act des spanischen Bürgerkrieges fand seinen politisch-militairischen Schlufs in der Convention von Evora, 26. Mai 1834, durch welche sich Don Miguel anheischig machte, gegen eine ihm von der portugiesischen Regierung zu zahlende Rente, die Waffen niederzulegen, und Portugal zu verlassen. Da nunmehr auch Don Carlos an dieser Stelle ferner Widerstand zu leisten, sich ohne alle Mittel sah, segelten beide Prinzen am 3. Juni 1834 auf englischen Schiffen aus dem Tajo ab; Don Carlos nach England, Don Miguel nach Genua.

Inzwischen waren, wie bereits oben angedeutet, bald nach dem Tode Ferdinands VII., im Herbste 1833, bewaffnete Haufen gegen die constitutionelle Regierung und deren Verwaltung aufgetreten. Es möchte nicht wohl möglich sein, schon jetzt diese und andere damit verwandte Erscheinungen, in ihrem Ursprunge und ihrer Ursächlichkeit vollständig zu erklären. Doch geht aus den hier angekündigten Schriften folgendes als glaubwürdig hervor.

Die ländliche Bevölkerung, sowohl adeliger und bürgerlicher Geburt, als auch priesterlichen Standes, ist der Mehrzahl nach fast überall in Spanien der carlistischen Parthei zugethan. Vorurtheilsfreie Beobachter behaupten nicht, dafs dieser Theil der Nation der Person des Don Carlos mit besonderer Vorliebe anhänge; sie bemerken vielmehr, dafs der Spanier, und namentlich der spanische Bauer, sich unter der absoluten Regierungsform einer sehr ausgedehnten, persönlichen Unabhängigkeit erfreuete, welche ihm den damaligen Zustand werth machte, während er durch Einführung der Constitution und den daraus hervorgehenden Verwaltungs-Maafsregeln mancherlei Beschränkungen erfuhr. Jenen alten liebgewordenen Zustand — namentlich die Fueros der baskischen Provinzen — will der Landmann mit den Waffen in der Hand bewahren oder wieder erobern. Nach dieser Darstellung, worin wir Henningsen, der selbst Carlist seiner Gesinnung nach, so wie anderen Schriftstellern folgen, hätte sich die grofse Mehrzahl der Carlisten zwar zur Aufrechthaltung des Principes der Legitimität, eigentlich jedoch für die Beschützung ihres individuellen politischen Standpunktes bewaffnet. Don Carlos gilt ihnen hiernach nur als personificirter Repräsentant und Vereinigungspunkt ihrer Ideen und Wünsche. — Das constitutionelle System findet dagegen, der Menge, so wie der Leistungsfähigkeit nach, seine wichtigsten Stützen in den grofsen Städten. Diese sind in Spanien fast ohne Ausnahme Seehäfen oder doch Handelsstädte an bedeutenden Strömen. Handel- und Wasserstrafsen haben auch hier, wie überall, die Menschen in ferne Länder geführt. So hat die städtische Bevölkerung die Resultate der neuen europäischen Bildung und die damit verbundenen Vortheile kennen gelernt, obschon Grund genug vorhanden, wonach bezweifelt werden darf, ob in ihr die Einsichten weit verbreitet seien, ohne welche ein verbesserter Zustand wohl bemerkt, aber nicht hervorgerufen werden kann. Jedenfalls befinden sich jene Städte im Zustande der Unruhe und des Begehrens nach neuen politischen Formen, während das platte Land sich mit seinen Vorstellungen und Bedürfnissen immer noch im 15ten und 16ten Jahrhunderte bewegt. In diesem Gegensatz, in dieser zwiespältigen Richtung ist der eigentliche Grund des Kampfes zu suchen, unter dessen Verwüstungen eine Bevölkerung leidet, deren Vorfahren einige Jahrhunderte früher unserm Erdtheile Vorbilder und Lehrer waren.

Diese städtische, oder was ziemlich gleichbedeutend ist, constitutionelle Parthei soll dem numerischen Verhältnisse nach sich durchaus in der Minderzahl befinden; Henningsen's Angabe zufolge sogar nur $\frac{1}{10}$ der gesammten Bevölkerung betragen. Sollte diese Angabe wirklich ihre Richtigkeit haben, so mufs die

lange Dauer des Widerstandes — nunmehr seit vier Jahren — den die Christinos zu leisten vermochten, in der That überraschen. Dem sei wie ihm wolle, so kommen den Christinos jedenfalls die Gewalt und die Mittel zu statten, in deren Besitz sich jede bestehende Regierung befindet; auſserdem aber die groſsen Reichthümer des Handelstandes in wichtigen Plätzen, wie Cadix, Barcelona, Bilbao u. s. w. Diese Reichthümer des Kaufmannsstandes fallen um so gewichtiger in die Schaale, da der alte Adel in Spanien, wie in den meisten Ländern Europas, in Folge der industriellen und politischen Bewegungen des 18ten und 19ten Jahrhunderts, verarmt und verschuldet ist, und sich daher nicht mehr des wichtigen Einflusses früherer Jahrhunderte erfreuet.

So standen bei Ferdinand's Tode die Partheien scharf gesondert gegen einander, als die Verwaltung bei Don Carlos Entfernung, wie wir gesehen haben, einstweilen ohne materiellen Widerstand von Bedeutung in die Hände der Constitutionellen fiel. Die aus der Constitution hervorflieſsende Gesetzgebung und Verwaltung verletzte die ländliche Bevölkerung in ihren Vorstellungen und Gewohnheiten. Sehr bald zeigten sich dem zufolge Guerilla-Haufen in verschiedenen Theilen des Landes. Schon am 12. Oktober 1833 proclamirte Eraso, welcher eben dadurch der Bedeutendste unter den zuerst hervortretenden Partheigängern wurde, in Roncesvalles den Don Carlos als König. Wenn schon dieser Akt als eigentlicher Ausgangspunkt des neuesten Bürgerkriegs in Spanien angesehen werden muſs, so fehlte es den Unternehmungen der Carlisten doch immer noch an Zusammenhang; denn jeder der carlistischen Chefs handelte für eigene Rechnung, und war eifersüchtig darauf bedacht, seine Unabhängigkeit vor dem Einfluſse der übrigen zu bewahren. Dieser Mangel an Einheit muſste um so nachtheiliger auf die Gestaltung der carlistischen Angelegenheiten einwirken, da in jener Periode die Christinos einsichtsvoller und zusammenhängender, als ihre Feinde operirten. Dennoch vermochten die Truppen der Königin-Regentin die kleinen Haufen der Gegner nicht zu bewältigen: so groſs waren die Schwierigkeiten, auf welche die Constitutionellen gleich anfangs stieſsen, und die vornämlich in der Gesinnung ihrer Gegner, so wie in der Beschaffenheit des Bodens, auf welchen diese den Kampf zu bringen wuſsten, zu suchen sind. Die Lage der Carlisten würde jedoch, bei der Ungleichheit des Kampfes, allmälig immer schwieriger, so daſs Zumalacarregui gleichsam als Retter seiner Parthei angesehen werden darf. Durch zwei Eigenschaften gewann unter seiner Leitung die von ihm vertheidigte Sache in merkwürdig kurzer Zeit ein unerwartetes Uebergewicht. Erstlich besaſs er das Talent eines Truppen-Organisators in seltenem Maſse. Als er die Oberanführung in seinem Vaterlande, Biscaya, übernahm, folgten ihm 7—800 Mann in ungeordneten Haufen. Und da er nach einer vierzehnmonatlichen Commando-Führung durch den Tod aus seiner glänzenden Laufbahn gerissen wurde, hinterlieſs er den Seinigen ein wohl organisirtes Heer von 28,000 M. mit 28 Geschützen, welche erst hatten erobert werden müssen. Diese ganze Schöpfung war sein Werk. Im Felde glänzte er mit einem anderen, nicht minder groſsen Talente. Er wuſste Angriff und Vertheidigung so richtig und so ganz sachgemäſs mit einander in Verbindung zu bringen, ferner verstand Zumalacarregui den Feind durch unveränderte Thätigkeit und Marschlust so vielfach zu bedrängen: daſs er, um in den baskischen Gebirgen den Herren zu spielen, nicht langer Zeit bedurfte. Diese Ueberlegenheit verschaffte ihm gleichzeitig in der eigenen Armee ein groſses Ansehen; daher muſsten ihm die übrigen Carlisten-Chefs, wenigstens in Nordspanien, willig oder unwillig den Befehl zugestehen, was als eins der wichtigsten Förderungsmittel ihrer Sache anzusehen ist. Nicht minder günstig wirkte, daſs Don Carlos sich in der Mitte seiner Parthei einfand, und ihr dadurch einen politischen Mittelpunkt verschaffte, wie ihr durch Zumalacarregui ein militairischer zu Theil geworden war. Am 1ten Juli 1834 hatte Don Carlos seine Abreise aus England angetreten, über Paris und Bayonne fortgesetzt, und schon am 9ten Juli betrat er in der Gegend der letzteren Stadt den spanischen Boden. Ueber diese abentheuerliche Reiseunternehmung finden sich die pikantesten Mittheilungen, deren Genauigkeit wir übrigens dahin gestellt sein lassen müssen, in dem unter No. 1. aufgeführten Werke des Baron de los Valles, des einzigen Begleiters des Prinzen bei diesem merkwürdigen Unternehmen.

(Der Beschluſs folgt.)

№ 82.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

November 1837.

The career of Don Carlos etc. by de los Valles etc.

(Schlufs.)

Sobald Zumalacarregui sein Corps bis auf einige tausend Mann vermehrt hatte, scheuete er das Zusammentreffen mit den Christinos in gröfseren Gefechten, welche in den spanischen Berichten durchgehends als Schlachten figuriren, durchaus nicht mehr. Zweie unter diesen waren es vorzüglich, deren Gewinn Zumalacarregui gestattete, seine Operationen über den engern Kreis des baskischen Gebirgslandes auf die benachbarten Provinzen auszudehnen. Jene beiden Gefechte sind die am 27ten und 28ten Oktober 1834 bei Vittoria, so wie im Januar 1835 bei Segura. Eine lange Reihe kleiner Postengefechte, deren Namen sogar diesen Blättern fremd bleiben dürfen, bereiteten die wichtigeren Schläge vor, oder folgten denselben.

Nach solchen Siegen wendete sich Zumalacarregui gegen Bilbao, dessen Besitz, als Hafenplatz, wegen der überseeischen Verbindung, für beide Partheien von gröfster Wichtigkeit ist.

Bei den Angriffen auf diese Stadt, zu Anfang des Jahres 1836, empfing Zumalacarregui eine tödtliche Wunde, der bald sein Tod folgte, wodurch seiner Parthei ein bis jetzt noch unersetzter Verlust zugefügt worden ist.

Noch vor seinem Tode hatte Zumalacarregui einen Akt der Menschlichkeit ausgeübt, der zugleich die Früchte der Klugheit brachte. Nämlich seit die carlistischen Bewegungen am Ende des Jahres 1833 gefährlich zu werden droheten, hatten die Anführer der Christinos gegen ihre Feinde mit den strengsten Mafsregeln, als gegen Rebellen verfahren zu müssen, und auf diesem Wege den Widerstand beseitigen zu können geglaubt. Im Januar 1834 wurde aus dem Hauptquartier der constitutionellen Armee in einer eigenen Proclamation verkündet, dafs jeder gefangene Carlist, ohne Unterschied des Ranges, erschossen werden würde. Quesada hatte dieser Maxime zuerst Eingang verschafft; Rodil dehnte sie sogar auf alle unbewaffnete Einwohner aus, insofern man bei ihnen carlistische Gesinnungen voraussetzte. Zumalacarregui sah sich unter diesen Umständen zur Erwiderung dieser eben so unpolitischen als unmenschlichen Maafsregel fortgerissen. Auf die Weise wurden alle Gräuel des Bürgerkrieges in jene Kämpfe verflochten. Da nahm sich das grofsbritannische Gouvernement der leidenden spanischen Nation an; und Lord Elliot, als englischer Commissarius, vermittelte einen Vertrag, demzufolge Gefangene nicht mehr getödtet werden sollten, wogegen deren Auswechselung bedingt wurde. Der Vertrag, am 25. April 1835 zu Asarta abgeschlossen, sollte nicht als Staatsact, sondern nur als eine militairische Convention betrachtet werden, und wurde deshalb lediglich von den beiderseitigen commandirenden Generalen unterzeichnet. Nichts destoweniger lag der aus der Verhandlung hervorgehende Vortheil auf Seiten der Carlisten, denn die Christinos gaben eine befolgte Maxime förmlich auf; und erkannten, wenn schon nicht de jure, doch faktisch die Carlisten als Macht an.

Minder günstig für Don Carlos fiel eine Einmischung Grofsbritanniens in anderer Beziehung aus. Nämlich schon im Sommer 1834 meldeten die Generale der constitutionellen Nordarmee, Valdez und Cordova, officiel nach Madrid, die zu ihrer Disposition gestellten Streitkräfte zeigten sich zu schwach zur Besiegung der Carlisten. Sie trugen gleichzeitig förmlich darauf an, dafs die Regierung auf Erfüllung des Quadrupel-Alliance-Traktates dringen möchte. Der beregte Antrag erfolgte hierauf wirklich von Seiten der Königin

Christine. England und Frankreich verweigerten zwar eine directe Intervention; doch gestattete jenes Anwerbungen zu Gunsten der Königin, und Frankreich überliefs ihr die Algiersche Fremden-Legion. Die ersten Abtheilungen der in England geworbenen Hülfs-Legion landeten auf verschiedenen Punkten der Nordspanischen Küsten, vornämlich in San Sebastian, seit Juli 1835. Die französische Fremden-Legion erschien dagegen später, doch noch in dem nämlichen Jahre in Katalonien. Am mittleren Ebro vereinigten sich beide während des zunächst folgenden Winters. Wenn man den geringen Widerstand erwägt, welcher in dieser Periode von den spanischen Constitutionellen geleistet wurde, so erscheint es allerdings nicht unglaublich, dafs schon damals Don Carlos directe Versuche auf Madrid, oder doch über die Ebro-Gränze hinaus, ganz füglich hätte unternehmen können, wofern jene Hülfsvölker nicht zu bekämpfen gewesen wären, welche in mehreren Fällen sogar durch königlich-englische Truppen unterstützt wurden.

Nämlich schon 1834 nahmen grofsbritannische Marine-Soldaten an der Vertheidigung von Bilbao lebhaft Theil. Diese Erscheinung, welche einen grellen Gegensatz mit dem von jener Seite her so oft reclamirten Grundsatze der Nichtintervention bildet, hat sich seit der Zeit auf verschiedenen Küstenpunkten, wo die Waffen der Carlisten sieghaft fochten, immer wiederholt. Dergleichen Widersprüche in Einklang zu bringen, überlassen wir gern den systematischen Vertheidigern der Volkssouverainität! —

Die fremden Hülfs-Truppen stachen zwar in ihrem Aeufseren sehr vortheilhaft gegen die kaum bekleidete spanische Nationalarmee ab. Aber an Leistungsfähigkeit thaten es diese Fremden, welche den unaufhörlichen Entbehrungen häufig unterlagen, den spanischen Soldaten bei weitem nicht gleich. Das ungewohnte Klima wirkte nicht minder zerstörend auf jene Hülfs-Corps, als die gänzliche Vernachlässigung, welche sie von Seiten der constitutionellen Regierung in Madrid, wahrscheinlich wohl wegen deren eigenen Mittellosigkeit, erfuhren. Die englische Legion, welche am meisten litt, ohne Zweifel, da der englische Soldat an eine sehr reichliche und regelmäfsige Verpflegung gewöhnt ist, scheint zu Ende des Winters $18\frac{35}{36}$ gröfstentheils nicht mehr schlagfertig gewesen zu sein. Neben diesen Ergebnissen mögen die Zerwürfnisse oder die Unfähigkeit der spanischen Generale der Sache der Constitution während der Feldzüge von 1835 u. 36 nicht minder geschadet haben. So die Stellung des Jauregui zu Cordova. Gaspar de Jauregui ist bei Tolosa als Schaafhirte — daher gewöhnlich el pastor genannt — erwachsen, hatte sich aber im Befreiungskriege hervorgethan, und gegenwärtig den Rang eines Brigade-Generals erlangt. Er kommandirte die spanischen Truppen in und um San Sebastian. Cordova, der persönliche Feind des Don Carlos, und daher von dessen Sache abgefallen, so wie gleichzeitig Günstling der Königin Regentin, fungirte als kommandirender General und hielt die Ebro-Linie. Sein Hauptquartier war der Sammelplatz des christinischen Adels. Jauregui wurde dort wegen seines Geburtsverhältnisses nur mit Geringschätzung behandelt. Der commandirende General rechtfertigte jedoch keineswegs die von ihm gehegten Erwartungen. Einige zeihen ihn der Unfähigkeit, Andere der Verrätherei; eine Anklage, welche man in Zeiten leidenschaftlicher Parthei-Aufregungen zu hören gewohnt ist. Die Zeit wird über diesen, durch seine damalige Stellung wichtig gewordenen Mann aufklären. Nachtheilig für die Sache, welcher er nunmehr seinen thatenlosen Arm geliehen, blieb es jedenfalls, dafs er in gänzlicher Selbsttäuschung befangen sich für eine der wichtigsten Personen seines Vaterlandes hielt; und das Vertrauen so wie die Anhänglichkeit der Armee in so hohem Grade erworben zu haben meinte, dafs er durch dieselbe die Cortes-Versammlung beherrschen, und somit zu jeder Zeit seine Gebieterin nach innen, wie nach aufsen schützen zu können wähnte. Wir, bemüht, wahr und billig zu urtheilen, glauben in dieser gänzlichen Selbstverblendung den Schlüssel zu Cordova's Benehmen und erzwungener Flucht sehen zu dürfen. Der geringe Erfolg der kläglichen Operationen der Christinos, nach Ankunft der Fremden-Legionen war folgender. Noch im Jahr 1835, nach Landung des englischen Corps, wurde versucht von San Sebastian her die Stellung der Carlisten in den baskischen Provinzen zu sprengen. Die Unternehmung mifsglückte jedoch, und am Ende führte man die in und bei San Sebastian und Santander aufgestellten Streitkräfte über Bilbao und auf manchen Umwegen an den mittleren Ebro. Hier

concentrirte Cordova möglichst viele Truppen — Spanier, Engländer und Franzosen — um mit denselben, von S. her den Angriff auszuführen, der einige Monate früher, aus San Sebastian geleitet, wie gesagt, gänzlich mifslungen war.

Die Gefechte bei Vittoria, im Januar 1836, die wichtigsten, welche bis dahin geliefert waren, fielen für die Constitutionellen völlig nachtheilig aus. In Folge dessen zogen sich diese in die Städte zurück, mufsten sich in denselben auf die Defensive beschränken, und den Carlisten den Besitz des platten Landes überlassen. In der That finden wir nun auch bereits im Mai 1836 die carlistische Bewegung in Galicien, Aragonien und Catalonien nicht nur verbreitet, sondern selbst gewurzelt.

Nur bis zu diesem Abschnitte des Krieges begleiten uns die Zeugnisse der am Eingange genannten Schriften in genügenderer Weise. Die späteren Begebenheiten kennen wir bis jetzt einzig durch die ihrer Natur nach unzuverlässigen Zeitungsberichte. Auch gewähren hier die Begebenheiten selbst dem Berichterstatter einen Ruhepunkt, da von nun an der Kampf einen erweiterten, über den Ebro hinaus liegenden Schauplatz gewinnt, auf welchem Gomez, als Vorläufer gröfserer Unternehmungen, zuerst auftrat. Mag dieser eben so betrübende, als merkwürdige Kampf einen Ausgang nehmen, welchen er will: so wird Don Carlos jedenfalls in der Eifersucht der Navarresen und Basken gegen die ihnen benachbarten Catalonier, so wie im Widerwillen der Ersteren, aufserhalb ihrer Gebirge zu fechten, eine nicht leicht zu besiegende Schwierigkeit finden.

Doch, wir bekennen zu zweifeln, dafs dieser Kampf überall mit den Waffen zu Ende gebracht werden könne. Wir haben oben bereits nachgewiesen, dafs er aus der divergirenden Bildung und der daraus entsprungenen Verschiedenartigkeit der einzelnen Theile des Volkes entstanden sei. Frieden kann mithin nur der Machthaber über dieses gesegnete, aber unglückliche Land herbeiführen, welcher diese Ungleichheiten zu verschmelzen verstehet. Ein solches Werk kann nicht das Erzeugnifs des Augenblickes sein, wir fürchten daher, dafs die pyrenäische Halbinsel noch geraume Zeit an den unnatürlichen Maafsregeln von Regierungen, welche für keine gleichmäfsige Fortbildung aller Theile des Volkes fürsorgten, nachleiden werde.

Nach dieser Schlufsbemerkung bleibt uns nur noch die Angabe der charakteristischen Eigenthümlichkeiten der hier in Rede stehenden Schriften, aus denen in den vorhergehenden Zeilen die wichtigsten Thatsachen kurz zusammengestellt waren, übrig.

Der Verfasser von No. 1. heifst ursprünglich Xavier August de St. Sylvain. Seiner Gesinnung nach streng carlistisch und von Geburt Franzose, übernahm er in verschiedenen Ländern Europa's mancherlei legitimistische Missionen. Am Ende schlofs er sich fest an Don Carlos an, wofür ihn dieser zum Baron de los Valles ernannte. Bei Abfassung seiner Schrift, welche den Zeitraum vom Tode Ferdinand's VII. bis zum April 1835 umfafst, beabsichtigte er vorzugsweise eine Darstellung der politisch-diplomatischen Begebenheiten jenes Zeitraums, insofern sie sich auf Don Carlos beziehen. Wir finden Herrn St. Sylvain überall im Vordergrunde seiner Erzählungen, und müssen dahin gestellt sein lassen, in wie weit dieselben gerade in dieser Beziehung vollen Glauben verdienen. Unstreitig lagen ihm gute Materialien vor, und seine Schrift, obschon durchaus im Sinne seiner Parthei abgefafst, läfst tiefe Blicke in den Zusammenhang der dargestellten Begebenheiten thun. Die am Ende der Schrift mitgetheilten Urkunden und officiellen Aktenstücke sind um so willkommener, da sie, wenigstens theilweise, bisher auf keinem anderen Wege zu unserer Kenntnifs gelangt waren. Da der Verfasser nicht darauf ausging, die Hauptwendungen der Begebenheiten in ein helles Licht zu stellen, sondern vielmehr vorzieht, alle Verwickelungen der Verhältnisse und Verhandlungen, oft bis in die kleinsten Nuancen, nachzuweisen, so fesselt seine Darstellungsart nicht immer gleichmäfsig.

Die oben erwähnte Uebersetzung ist in einer fliefsenden Sprache abgefafst; doch vermissen wir in ihr das vom Verf. an die Spitze gestellte Zueignungsschreiben an die Prinzefsin von Beira.

No. 2. Henningsen's Schrift umfafst den Zeitraum vom Ende des Jahres 1833 bis Anfang 1835. In ihr werden viele äufserst interessante Thatsachen, zu deren Kenntnifs nur ein Augenzeuge durch eigene Anschauung gelangen konnte, mitgetheilt. Der Verf.,

obschon Carlist, spricht sich dennoch mit so seltener Unpartheilichkeit aus, dafs sein Werk auch für spätere Geschichtsforscher eine wohl zu beachtende Quelle bleiben wird. Zu bedauern ist, dafs das Ganze eines sichern Planes und der Ordnung ermangelt. Daher erscheint Zusammengehöriges nicht selten getrennt, und Fremdartiges dagegen zusammengestellt. Diese Unregelmäfsigkeit erschwert die Benutzung des Buches. — Eine willkommene Zugabe ist das nach der Natur gezeichnete Bildnifs Zumalacarregui's.

Honan, der Verf. von No. 3., reiste wie viele Engländer zum Zeitvertreib, oder um Stoff zu Correspondenzartikeln für Zeitschriften zu erjagen. Er besuchte die baskischen und die denselben benachbarten Provinzen vom December 1834 bis März 1835, und theilt in seinem Buche mit, was er dort hörte und sah. Zwar vorurtheilsfrei, wie ein Mann, dem aus Nachdenken und Erfahrung der Werth einer festbegründeten, monarchischen Regierungsform klar geworden ist; aber dagegen ohne alle hervorstechende Eigenthümlichkeit. Zugleich vornehm flach erzählt er nicht selten mit nüchterner Breite was ihm begegnete, aber für Andere ohne Interesse sein mufs; während er bei viel wichtigeren Gegenständen ungenügend schnell vorübergeht.

Der Verf. von No. 4. kam mit der britischen Legion im Juli 1835 nach San Sebastian, wohnte den Zügen seines Corps bei, und kehrte, nachdem er Anfang Mai 1836 verwundet, noch in dem nämlichen Monate in sein Vaterland zurück. In seiner subalternen Stellung scheint er keine Gelegenheit gefunden zu haben, den höhern Zusammenhang der militairisch-politischen Begebenheiten zu erfahren. Dagegen lernen wir aus seinem Buche die Natur des dortigen Krieges und Landes auf recht anschauliche Weise kennen.

Sir Herbert Byng Hall, Verf. von No. 5., diente vom Sommer 1835 bis zum Frühjahr 1836 in der britischen Legion, und zwar als Adjutant des Generals Evans. In dieser Stellung und während seines längeren Aufenthaltes in Cordova's Hauptquartier, fand er Veranlassung, Personen und Begebenheiten zu beobachten. Nur schildert er oft breit und flach, wo einige kräftige Pinselstriche besser am Platze gewesen wären. Bemerkenswerth ist, dafs dieses Buch — welches übrigens bruchstückweise schon früher in United service journal mitgetheilt worden — neben der Erzählung der Kriegsbegebenheiten des genannten Zeitraums, auch ein Bild der Kriegführung und der Kriegsmittel beider kriegführenden Partheien nicht ohne Geschick liefert.

No. 6. Der Verf. giebt hier in Memoiren und Briefen, meist an Verwandte geschrieben, Nachrichten über Begebenheiten, welche er während seiner ganzen militairischen Laufbahn, d. h. seit den letzten Feldzügen gegen Napoleon, erlebte. Jedoch beziehen sie sich gröfstentheils auf die Bürgerkriege in Portugal und Spanien seit dem Jahre 1831, an denen Shaw dort zu Gunsten Don Pedro's, hier für die Königin Christine Theil nahm. Die letzte Hälfte des 2ten Bandes ist ausschliefslich dem Kriege in Nordspanien gewidmet, in welchem der Verf. die schottische Brigade der britischen Legion commandirte. Ohne Zweifel wäre er im Stande gewesen, in dieser Stellung manche genügende Aufschlüsse über die dortigen Kriegsbegebenheiten mitzutheilen. Anstatt dessen werden wir jedoch von dem innern Getriebe in der Legion, welche schon seit ihrer Entstehung den Keim der Auflösung in sich getragen zu haben scheint; ja wir werden sogar von den Privatverhältnissen und der persönlichen Stellung des Verfassers vielfach unterhalten. Anmafsungen dieser Art scheinen der eigentliche Fluch der gegenwärtig der Veröffentlichung so häufig übergebenen Briefwechsel zu sein! —

H. v. Gansauge.

№ 83.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1837.

LII.

Grundsätze zur Bearbeitung evangelischer Agenden mit geschichtlicher Berücksichtigung der frühern Agenden. Ein kritischer Beitrag zur evangelischen Liturgik von Georg Friedrich Wilhelm Kapp, der Philos. Dr. u. Pfarrer zu Baireuth. Erlangen, 1831. *bei Johann Jacob Palm und Ernst Enke. XII u.* 364 *S. gr.* 8.

Zu den Büchern, welche ganz besonders auf den Dank der nächsten evangelischen kirchlichen Gegenwart volles Recht haben, gehört unstreitig das oben angezeigte, und diefs sowohl durch die gründliche, gelehrte und denkende Behandlung des Stoffs, als auch durch das durchaus Zeitgemäfse seiner Bestimmung. Wenn nun diefs gehaltvolle Buch bisher in diesen und andern Blättern nicht die ihm gebührende kritische Würdigung gefunden hat, so lag diefs allerdings wohl in Zufälligkeiten, mehr aber noch darin, dafs es nicht leicht ist, über eine solche Fülle von concretem, unter allgemeine Regeln und Grundsätze gebrachtem, Stoff, in der Beurtheilung Herr zu werden, und mit Hintansetzung aller Zeitmeinungen und individueller Ansichten einen Standpunct für die Kritik zu gewinnen. Wohl ist es leichter, nach einer gewonnenen selbst begriffsgemäfsen Erkenntnifs des Wesens des christlichen Cultus und seiner factischen Gliederung allerlei Beachtenswerthes zu sagen; verdienstlicher und schwieriger ist es aber da, wo das usuell und zu Recht Bestandene allmählich, wie jetzt, abolirt wird, und die neue Zeit neue Institutionen nach dem Grundtypus des Alten begehrt, sowohl einen gediegenen Inhalt, als Form und Maafs für das Neue zu finden. Bekannt ist es, dafs seit zwei Decennien von Seiten der zur Handhabung des protestantischen Kirchenregiments Berufenen mit allem Eifer dahin gestrebt worden ist, die in den evangelischen Kirchen eingetretene liturgische Leere und Nüchternheit, als einen unangemessenen Rückschritt fühlbar zu machen, und an die Stelle des willkürlichen Thuns und Lassens, wieder eine feste wohlorganisirte Sitte zu bilden. War es dem preufsischen Staate vorbehalten, zu diesem verdienstvollen Beginnen zuerst kräftig die Hand zu bieten, und durch eine auf den Grund alter Agenden gebaute kirchliche Ordnung ein neues Interesse für den liturgischen Theil des Cultus zu erwecken: so blieben auch andere Staaten nicht zurück, und suchten die Aufgabe auf theils löbliche, theils minder beifallswürdige Weise, zu lösen. Man kann mit aller Sicherheit annehmen, dafs, wo bisher noch die eingerissene Willkür in dieser Beziehung im Schwange ist, schon die Zeit einer neuen Organisirung kommen werde. Wir sagen absichtlich Organisirung; denn das leuchtet ein, an eine unbedingte Repristination, wie sie auch in der preufsischen Agende nicht Statt hat, kann hierbei nicht gedacht werden. Es fragt sich nun, von welchen theoretischen Grundsätzen soll bei dieser Angelegenheit ausgegangen werden. Diese Frage beantwortete für die in Baiern projectirte Agende der geehrte Verfasser des vorliegenden Buchs. Nicht mehr, so urtheilt der Verf. in der Vorrede, könne in dieser Angelegenheit der Mafsstab subjectiver Empfindungen und Erfahrungen gelten. Auch ein blofs politisches Interesse könne allein nicht hinreichen, sondern es müsse auf theologische Forderungen und Einwendungen ernste Rücksicht genommen werden. Das Verhältnifs der Agende zum Glauben, zum Ganzen des Cultus, und zum Leben der Gemeinde, so wie überhaupt den Zusammenhang des kirchlichen Wesens nicht aus den Augen zu lassen, — das sei die Aufgabe für uns're Zeit. So allein liefsen sich Principien gewinnen, nach denen Agenden sich gestalten, und bearbeitete beur-

theilt werden könnten. Der Verf. bemerkt dabei, dafs diese sichern Principien sich nicht in abstracto errathen und aussinnen liefsen, sondern sie müfsten sich aus einer geschichtlichen Ansicht des Kirchenwesens, wie das Gegenwärtige sich aus dem Vergangenen gebildet habe, entwickeln. Seine canones und Regeln sollen daher nicht zum Voraus gemachte Normen sein, sondern reine Ergebnisse, die aus der denkenden Beschäftigung mit liturgischen Gegenständen hervorgehen. Diese ausführlicher in der Vorrede dargelegten Principien müssen wir dem Verf. in einer Angelegenheit, die sich auf einem concreten Gebiete bewegt, und die zugleich eine historische Grundlage hat, zugeben. Jedoch ist weniger dem beizustimmen, wenn es (S. VI) heifst: „die alten und neuen Gebets-Verfertiger, deren Arbeiten der Beibehaltung werth sind, schrieben ihre Formulare nieder, getrieben und geleitet von dem, was sie in sich ausgebildet und abgeklärt hatten, und was ihr Inneres bewegte, ohne sich erst zu besinnen, wie dieses und jenes mit anderen Forderungen übereinstimme, oder nicht. Und eben so wird jeder Geistliche in dem Augenblick, wo er an den heiligen Stätten zu Gott sich wendet, oder die heiligen Actus verrichtet, nicht erst an Norm und Form denken, nach welchen er seine Gedanken ordnen und seine Worte stellen soll, sondern es wird in *der* Art aus ihm hervorgehen, wie er sich selbst dafür gebildet hat, und das Gepräge seines übrigen Wesens haben." — Geben wir zu, dafs in allen Momenten der höhern Productivität, im Strom der Bewegung des concreten Gedankens, die sichtende und sondernde Reflexion, also die negative Kritik, zurücktritt: so ist doch diefs letztere beim producirenden Dichter, Redner, Liturgen u. s. w. theils schon vorangegangen, theils begleitet es unbewufst die Thätigkeit, und es ist daher eine falsche Ansicht unsrer Zeit, wenn man als Unmittelbarkeit etwas erdichtet, was in der Wirklichkeit nicht Statt findet. Schon in den sogenannten Liturgieen der Apostel sieht man das *Planmäfsige*, nicht blofs in den einzelnen Gebeten, Antiphonieen, Responsorien, sondern auch in der ganzen, dafs wir so sagen, dramatischen Anordnung und Vertheilung der einzelnen Gebets-Acte. Schon diefs, dafs keiner öffentlich beten wird, ohne vorher für seine Gedanken eine gewisse Form und Einkleidung gesucht zu haben, zeigt uns, wie die Unmittelbarkeit im Sinne des Improvisirens allein nicht ausreicht. Wenn daher der Hr. Vf. noch hinzufügt: der Tonkünstler wird seine Kunst ausüben, ohne dabei die einzelnen Regeln und Griffe derselben seinem Geiste vorzuführen: so trifft dieses Beispiel das nicht, was gesagt werden soll. Freilich in dem Acte der Execution eines Musikstücks tritt die Reflexion auf das Mechanische und Theoretische der Kunst zurück, und es geht die Virtuosität aus einer scheinbar genialen Unmittelbarkeit hervor; aber wer wüfste nicht, welch' eine reiche Vermittelung diesem Acte vorangegangen sei? Ja! wollte der Verf. nur die Unmittelbarkeit auf dem liturgischen Gebiete geltend machen, so möchten wir ihn mit seinen eigenen Waffen schlagen, denn das ganze Buch ist ja eine kritische Procedur und Remedur, wornach, wenn diese erst angestellt sind, es zu liturgischen Productionen kommen kann. Uebrigens würden wir uns über diesen Gegenstand nicht so ausführlich erklären, wenn der Hr. Verf. nicht in eben der Vorrede den Satz aufstellte: „Ist einmal die evangelische Kirche in sich selbst fester und gewisser geworden, und werden nur solche Prediger in ihr gefunden, die mit wissenschaftlicher Klarheit und heiligem Eifer das Objective der Kirche stets im Auge behalten, dann mögen liturgische Sammlungen überflüssig sein. Dagegen mufs dem bemerkt werden: das feststehende Liturgische hat nicht blofs die Bestimmung, der Willkür des Einzelnen Einhalt zu thun, sondern soll in einem gröfsern confessionellen Verbande von Gemeinden, sei diefs auch nur in einzelnen Provinzen, ein Gemeinsames und Uebereinstimmendes im Cultus hervorbringen. Eine vom wahren kirchlichen Geiste getragene Uniformität in der liturgischen Ordnung der einzelnen Cultusacte giebt den getrennten Gemeinden das Bewufstsein einer ideellen Einheit und glaubigen Gemeinschaft. Die Liturgie im Sinne der Formularen-Sammlung, in die Hände der Gemeindeglieder gelegt, befördert die active Theilnahme der Hörer an dem Gesprochenen. Das, was gesprochen wird, ist ein alter Bekannter, der schon lieb und werth geworden. Das Gerede, der Eine könne unmöglich für den Andern beten, ist ein abgeschmackter Grundsatz, der in der gewöhnlichen Abstraction, womit er aufgefafst wird, eben so gut das beweiset, was er widerlegen soll. — Hätte nun unser Verf. dem subjectiven Talent nicht so viel zugemuthet, und die Producte der Kirche, wie sie im Laufe

der glaubensvollen Zeiten, sowohl aus der Tüchtigkeit der Einzelnen, als aus dem objectiven Geiste der Kirche, hervorgegangen sind, mehr gewürdigt: so möchte das ganze Raisonnement an positiver Bedeutung gewonnen haben, wie es denn nun an so sehr vielen Stellen nur einen Werth als negative Kritik behauptet. Ein durchaus gutes Vorurtheil erweckt für des Verfs. gebildete theologische Stellung die Aeufserung (S. IX.): „der oft bis zum Ekel besprochene Widerstreit zwischen Verstand und Gefühl ist im Grunde nur ersonnen und eingebildet, vielmehr soll es das Streben jedes humanistisch und theologisch Gebildeten sein, Beides immer zu einigen; — — es giebt für mich keine Frömmigkeit und keinen Glauben, der nicht vor der schärfsten Kritik Stich hält, aber auch keine Kritik, die nicht vom frommen Sinn geleitet und begleitet wird." Diefs, dafs er die Einheit des Gefühls und des Verstandes, der Unmittelbarkeit und Vermittelung, wenigstens abstract anerkennt, zeigt, dafs er sich schon sehr losgemacht hat von den gewöhnlichen Richtungen; wäre ihm dabei noch die Erkenntnifs aufgegangen, dafs der Geist eben so sehr Gefühl, Verstand und Vernunft ist, und dafs der letztern es in ihrer speculativen Gestalt zukommt, in der absoluten Wahrheit die Einheit in den Unterschieden zu erkennen und festzuhalten, so würde sicherlich auch diefs der ganzen Schrift mehr Haltung und Tiefe gegeben haben.

In der Einleitung hebt der Verf. auch noch, neben diesen Expectorationen, die mehr zufälligen Veranlassungen zur Herausgabe seiner Schrift hervor. Er wurde nehmlich zur Mitredaction eines neu zu bearbeitenden Entwurfs einer Agende für den Consistorial-Bezirk Baireuth erwählt. Daher wollte er seinen Mitarbeitern eine Uebersicht über die Grundsätze geben, *nach* welchen, und über die Art, *in* welcher, von seiner Seite die Sache angesehen und darin gearbeitet werden müfste.

Von hieraus wenden wir uns zu der Schrift selbst. Sollten wir die 66 in diesem Buche aufgestellten und dann näher besprochenen und erläuterten Canones hier beprüfen: so würde unsre Kritik die uns gesetzten Gränzen zu sehr überschreiten. Es mag daher passender und bequemer sein, unsre Bemerkungen unter allgemeine Rubriken zu bringen und zwar so, dafs wir zuerst das, wodurch sich diefs Buch in Wahrheit von den aus dem vulgären subjectiven Protestantismus hervorgegangenen Ansichten über Liturgik, vortheilhaft auszeichnet, hervorheben, und dann auch den Tadel nicht verschweigen.

1) Wer über den Cultus und dessen Theorie schreiben will, soll vor allen Dingen erkennen, dafs den christlich kirchlichen Gemeinschaften in ihrer confessionellen Gestaltung ein ihrem Geiste und Leben angemessener Cultus nothwendig zukommt, in welchem theils *feste*, theils *bewegliche* gottesdienstliche Acte mit einander abwechseln. Wenn nun gleich der Verf. mehr assertorisch, als durch eine aus dem Begriff des Cultus selbst, hervorgehende Entwickelung das Angegebene an vielen zerstreuten Stellen einleuchtend zu machen sucht; so zeugt doch das Beigebrachte von einer tiefern Anschauung vom Wesen des Cultus. In einer noch zu erwartenden Liturgik wird das Vorgebrachte nicht unbenutzt bleiben dürfen.

2) Geht aus dem ganzen Buche hervor, dafs der Verf. erkannt hat, wie der subjective moderne Protestantismus nicht blofs den liturgischen Theil des Cultus zu sehr beeinträchtigt hat, sondern wie diese Richtung auch einen unerbaulichen entweder trocken docirenden, oder verweichlichenden sentimentalen Ton in die neuen Formulare eingeschwärzt, und die eigentliche durch Luther geschaffene kraft- und saftvolle Kirchensprache nebst dem evangelischen Inhalte allmählich abhanden gekommen sei. Wir heben in dieser Beziehung, zugleich aber auch als Probe der Darstellung, S. 38 ff. hervor, wo es heifst: „Man hüte sich in das Extrem der Sentimentalität zu fallen. Die Formulare der frühern Zeit haben einen kräftigen Ton, aber wie ganz anders lauten so viele neuere! Nicht genug, dafs man die Empfindsamkeit und Weinerlichkeit in die Predigten und Reden eingeschwärzt hat, und mit solchem Gut die Menschheit nur in der Schwäche erhält, anstatt erbauet; auch den liturgischen Formularen hat man solche Manier beizubringen gewufst! Anstatt zum Herzen zu sprechen, anstatt das Gefühl, d. h. das Innerste im Menschengeist, anzustimmen, hat man es darauf angelegt, die weichen Empfindungen zu rühren, und gar oft nichts Anderes, als die Register aller wehmüthigen Erinnerungen hervorgezogen. Aber so wie „Herr Herr" sagen keine Gerechtigkeit ist, so ist auch der Thränen-Ergufs und die seufzende Stimmung noch keine Frömmigkeit. Vielmehr ist die Religion, je reiner und vollkommner

sie ist, eine innere Kraft, kein zaghaftes, sondern ein starkes, Gott ergebenes und Gott vertrauendes Gefühl. Diesen Charakter soll jedes Formular haben. Mit weinerlichen Empfindungen, süfslichen Stimmungen, und seufzenden Exclamationen, möge ja keine Agende erfüllt sein; denn mit solchem schwachen Zeug hat der christliche Ernst Nichts zu schaffen und einem kräftigen Gemüth, so wie einer einfachen schlichten Natur ist dergleichen ein Anstofs und ein Aergernifs." u. s. w. Vgl. auch S. 24 u. 37.

3) Erkennt der Verf. sehr gut, dafs bestimmte Gränzen zwischen dem Homiletischen und Liturgischen im Cultus seien. Auch diese Einsicht ist nicht gering anzuschlagen, da man eben im neuern Protestantismus Beides in der Weise confundirt, dafs Alles in's Homiletische und Hymnische aufgehen soll.

4) Macht das Buch einen höhern Ernst, eine wahre Erhabenheit der im Cultus geläufigen Gedanken geltend, und fordert, dafs alle unedlen unwürdigen kleinlichen Vorstellungen ausgeschlossen sein sollen. Vgl. besonders S. 50 ff. Hierher gehört auch die Forderung S. 52, dafs das Gebet kein eigentliches Sünden-Züchtigungs-Mittel sei; auch diefs, dafs man in Anreden zu den Sacramenten sich nicht bemühen soll, die Sache plausibel zu machen. Was der Verf. über spiefsbürgerliche Anschauungen sagt, können gewisse theologische Richtungen nicht ernstlich genug beherzigen.

5) Die gewifs gerechte Forderung, dafs die Agende durchaus aus dem kirchlichen Glauben hervorgegangen sein müsse. S. 60 ff. Daher Bewährung des eigenthümlich kirchlichen Charakters. S. 63. Warnung vor dem Verschwimmen in's Allgemeine. Aller geistlicher Segen sei uns nur in und durch Christi Sendung gekommen. Deshalb müsse die Agende einen christlichen Charakter haben. Luthers neugeschaffene Kirchensprache im Gegensatz gegen die Kotzebueische ehr- und zuchtlose Weichlichkeit. In Bezug auf den bibl. Charakter will der Verf. alle solche Stellen aus einer Agende entfernt wissen, deren Auslegung noch streitig und zweifelhaft sei. Auch ist nicht uninteressant, was über Fafslichkeit und Klarheit der Gedanken, über reinen deutschen Ausdruck, über Rundung und Schwung der Perioden, gesagt wird.

6) Entfernung aller homiletischen und liturgischen Uebertreibungen, unbiblischer, nur temporärer Meinungen, wodurch schiefe und unreine Gesinnungen gefördert würden. Weder eine falsche Dogmatik, noch Ethik, noch Physik, sei zu dulden! Besonders mufs hier ausgezeichnet werden, was der Verfasser (S. 80 ff.) vom Satans-Glauben in der plumpsten und abergläubigsten Gestalt, was er vom Verderben der menschlichen Natur, so fern auch diefs Dogma so oft outrirt und alterirt wird, eben so wahr, als gediegen vorbringt.

7) Die Liturgie soll der Ausdruck einer Gesammtgesinnung der Kirche sein. Immer sei der Liturgus nur das Organ, oder der Mund der Kirche, welcher nicht in seinem Namen und nicht das Seinige, sondern im Auftrage der Kirche nur das der Kirche ausspricht und behandelt. (S. 148) Daher sind Kirchengebete nur solche, die im Bewufstsein einer gemeinsamen religiösen Verbindung ausgesprochen werden.

Giebt uns nun das Angeführte, was wir der Kürze halber unter gewisse Rubriken zusammenziehen mufsten, vollgültiges Zeugnifs von dem sichern Tacte, von dem richtigen Mafs und Geschmack des Verfassers: so kann doch auch die Kritik manche Ausstellungen nicht unterdrücken. Auch hier wollen wir uns nicht an den 66 Canones bewegen, sondern den auseinandergehaltenen Inhalt unter gewisse Gesichtspunkte bringen.

1) Bemerken wir, dafs es allerdings nicht die dürftigen Categorien der modernen subjectiven Theologie sind, in welchen der Verf. denkt; es begegnet ihm aber doch, dafs er sehr oft, statt aus der sachlichen Anschauung zu reden, es nur zu abstracten psychologischen Bestimmungen bringt. Zum Beispiel heifst es: (S. 27). Jeder vollkommene Gottesdienst mufs zwei Theile haben. Er soll eben so wohl die Seele in die religiöse Stimmung versetzen, oder darin bestärken, als er auch die religiöse Gesinnung zum Bewufstsein bringen, darüber den Menschen verständigen und ihn zur rechten That leiten soll. Das „in religiöse Stimmung-Versetzen" vindicirt der Verf. dem liturgischen Theile des Cultus. Diese Angabe aber leidet, wie gesagt, an einer vagen Unbestimmtheit.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 84.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

November 1837.

Grundsätze zur Bearbeitung evangelischer Agenden mit geschichtlicher Berücksichtigung der frühern Agenden. Ein kritischer Beitrag zur evangelischen Liturgik von Georg Friedrich Wilhelm **Kapp.**

(Schlufs.)

Denn nicht nur, dafs die übrigen Akte des Cultus, selbst der rein musikalische Theil desselben, diefs leisten, so ist „Stimmung" eine wenig sagende und daher inhaltsleere Bezeichnung für das, was gesagt werden soll. Wenn nehmlich in der Liturgie ein feierliches Sündenbekenntnifs gesprochen wird, Doxologien recitirt, oder abgesungen und der kirchliche Glaube bekannt werden, wenn gemeinsame Bitten, Dank und Fürbitten in diesem Akte ihre Stelle finden, so ist es doch wahrlich keine blofse *Stimmung*, in welche die Hörer und Mitbeter versetzt werden. Daher ist denn auch sicherlich die Liturgie mehr als ein „Anregungs-Mittel." Hätte der Herr Verf. den evangel. Cultus in der concreten Totalität seiner Idee aufgefafst, so wären ihm Gesang, Gebet, Predigt und Sacrament als die nothwendigen Momente und Glieder eines organischen Ganzen erschienen, wobei der Liturgie nicht eine so verdünnte Bedeutung würde gegeben sein. Auch dafs der Liturgie das „Erweckende" und der Predigt das „Belehrende" zukomme, ist zu unbestimmt gesprochen. Wie viel näher wäre man der Wahrheit schon gekommen, wenn beim Gesange an die subjectiv-lyrische Gestaltung der Frömmigkeit; bei der Liturgie an die objectiv episch-dramatische Darstellung, und bei der Predigt an die doctrinelle Vermittelung der christlich-biblischen Elemente gedacht worden, obgleich auch hierdurch die Sache noch nicht erschöpft wäre. Und wollte man gar noch psychologische Zustände, die den einzelnen Akten conform wären, anführen, so mufste der Gesang als das der Empfindung; die Liturgie als das der Anschauung; und die Predigt als das dem Verstande Entsprechende, bezeichnet werden. Auch die Behauptung, (S. 37) dafs die liturgischen Formulare nicht die Absicht hätten, zu belehren, sondern zu erwärmen, und sie daher mehr für das *Gemüth*, als für den Verstand seien, erinnert ebenfalls zu sehr an die für die Wissenschaft aufser Cours gekommenen psychologischen Categorien. Der liturgische Akt soll den Glauben in einer totalen Fassung, in seiner biblisch-kirchlichen, dafs wir so sagen, *episch-dramatischen Unmittelbarkeit*, wiedergeben und an die Gemeinde bringen, wo dann die begleitende freie Rede die Aufgabe hat, sowohl dem Hörer das Unmittelbare durch Reflexion zu vermitteln, als auch das Casuelle hervorzuheben und das Allgemeine zu individualisiren. In so fern freilich ist die vom Verf. gehandhabte Polemik an ihrem Orte, als derselbe von dem Liturgischen das Reflectirte und die verstandesmäfsige Form abzuhalten, bemühet ist. „Stimmungen" und sogar „Mitteninliegende Gemüthsstimmungen" sollten aber keine hier anwendbare Categorien sein.

Was 2) den Verf. zu einseitigen Bestimmungen geführt, und zugleich ihn beengt hat, die reale Wirklichkeit des evangelischen Cultus in seiner ganzen Gliederung richtig zu würdigen, und darin das der Idee Entsprechende zu finden, ist sein gar zu abstract-spiritueller Protestantismus. Man kann nehmlich das protestantische Princip in seiner ganzen Geistigkeit auffassen, und dennoch die Einsicht haben, wie ein dieser Qualität entsprechender Cultus *sinnliche* Elemente nicht blofs in den den Künsten entnommenen Hülfsmitteln, sondern auch in der Tongabe der sprachlichen Färbung haben kann. Wir haben die substanzielle Einheit des Sinnlichen und Geistigen hierbei im Auge. Der Verf. will Alles gar zu sehr zum abstracten Geist sublimirt haben und vergifst, dafs der Cultus

als solcher eben die Bestimmung hat, durch Versinnlichung und Individualisirung der absoluten Wahrheit dem blofs Spirituellen entgegen zu arbeiten. Man könnte auch hier von einem Fleischwerden des Wortes reden. Auch hier wäre es gut gewesen, hätte der Verf. die Dialektik des Aeufsern und Innern begriffen. Aus diesem Mangel erklärt sich auch (S. 75 und an mehreren andern Orten) die peinliche Scheu, welche der Verf. vor allem Ceremoniell an den Tag legt. Das Symbol, als die Erscheinung der Idee in einer sinnbildlichen Form, ist im Cultus, als der Veräufserlichung und Verinnerlichung der Religion eben so nothwendig, wie der reflectirende gebildete Verstand. Ein sich aller symbolischen Kunst entäufsernder Cultus wird ein Quäckerthum, worin Alles verschlossen bleibt und von keiner Einwirkung des Aeufsern auf das Innere die Rede sein kann. Diese vielfach zu bemerkende Befangenheit des Verfs. spricht sich auch in der Furcht vor allem Allegorischen und Mystischen in der Sprache aus. Man sollte es kaum glauben, dafs der sonst mit dem Geiste des Evangeliums und einer tiefern Wissenschaft befreundete Verf. sich mifsbilligend über einen Gebetsausdruck aus einer Adventscollecte wie: „kehre bei uns ein und werde auch in uns geboren," äufsern und solche Sachen als unbiblisch, und als dem neutestamentarischen Sprachgebrauch völlig fremd, bezeichnen konnte. Es mag gut und verdienstlich sein, zu allen diesen in Gebeten, Antiphonieen und Responsorien vorkommenden verbis solemnibus altioris sensus das Licht einer gesunden Kritik hinzuzubringen, aber man nehme der kirchlichen Sprache alles Allegorische — mit einem Worte — die Metaphern der Gedanken, und das Ganze wird die ihm eigenthümliche Salbung und Weihe durchaus verlieren. Dafs religiös so gesprochen werden mufs, lehrt uns auch hier das Vorbild aller Homileten und Liturgen — der Herr. Die hingegen vom Verf. mit Recht gerügten aus einer trüben verworrenen Anschauung hervorgegangenen und ans Absurde streifenden allegorischen Sätze verdienen den gerechten Tadel, der Schlufs jedoch, dafs nun auch ein vom blofsen Verstande ausgehender Purismus überall seinen säubernden Einflufs geltend machen soll, ist eine einseitige Forderung. Hiermit hängt auch auf's Innigste das eben so einseitige Begehren des Verfs. zusammen, dafs er alles *Traditionelle*, was keinen biblischen Grund und Boden hat, aus dem evangelischen Cultus hinwegwünscht. Festtage, wie die Erscheinung der Weisen, Marientage, das Fest Johannis des Täufers, welche, neben ihrer historischen Beziehung, auch zugleich einen christlichen Gedanken symbolisiren, will der Verf. nicht gelten lassen, und zwar, weil man in diese Feste Bedeutungen künstlich hineinsymbolisiren müsse. Vgl. S. 241. Man sollte doch in unserer Zeit im Protestantismus nicht mehr die Blöfse geben und vor der Lärmstange der Tradition sogleich fliehen. Schon Lessing hat sich über diese lächerliche Scheu eben so gelehrt, als besonnen geäufsert. — Auch was der Verf. sonst noch (S. 175) von den sinnlichen Bestandtheilen des Cultus sagt, kann wohl als ein Correctiv des katholischen, nicht aber des protestantischen Cultus gelten. Der Cultus uns'rer Kirche wartet noch auf eine Theorie, die nicht mehr blofs eine Polemik gegen den Katholicismus ist, sondern die auch wieder einen positiven Boden gewinnt, und daher aufbauend und wiederherstellend wirket. Diese Zeit wird nicht mehr ferne sein. Das Wort „Sinnlichkeit" wird nicht mehr ein Spitzwort sein dürfen, womit man das Niedrigste bezeichnen wolle. In der Kunst ist diefs längst anerkannt und die Kleriker im Protestantismus wollen noch in der Sprödigkeit einer abstracten leeren Geistigkeit verharren! —

Aus dem oben gedachten einseitigen Purismus geht auch (S. 21 u. a. a. O.) die Scheu des Verfs. hervor, Einweihungen von Orgeln, Kanzeln, Abendmahlskelchen u. s. w. zu gestatten. Diese Weihungen, meint der Verf., hätten gar keinen evangelischen Grund und sollten in einer protestantischen Kirche nicht erlaubt sein. Denn solche Ceremonien würden die Apostel und die ersten Lehrer der Kirche nicht geduldet haben. Auf diesen angegebenen Grund des nicht historisch aus der apostolischen Zeit nachzuweisenden Ursprungs ist kurz zu antworten, dafs diefs auch ganz und gar nicht nöthig ist bei Cultusangelegenheiten. Denn wäre diefs, so möchte am Ende nichts mehr übrig bleiben. Ueberdiefs konnte ja auch das unstäte Wirken der Apostel es nicht zu einem förmlichen Cultus bringen! Das war Sache der Gemeinden! Es mufste auch zuerst zu einer neuen Gesinnung und einem neuen Leben durch die Predigt des Worts gebracht werden. Sobald es aber zu einem wohlgeordneten Gemeindeverbande gekommen war, zeigten sich auch die ersten

Anfänge einer liturgischen Entaxie, die um so nothwendiger wurde, als einestheils allem unordentlichen Wesen entgegengearbeitet, anderntheils auch den religiösen Gesinnungen, Gedanken eine ihnen entsprechende Aeufserlichkeit gegeben wurde, damit das Aeufsere wieder auf das Innere zurückwirke. Was ist nun wohl unschuldiger, als einen für ein Gotteshaus bestimmten Lehrstuhl, einen Altar und Kelch, durch eine angemessene Feier zu dem heiligen Zwecke einzuweihen, sie dadurch vor den Augen der Gemeinde als vom Gemeinen abgesondert darzustellen? Freilich wäre es völlig unevangelisch, von einem geweiheten Gegenstande zu glauben, dafs ihm, abgesehen von seinem heiligen Gebrauche, eine höhere durch die Weihung ihm gegebene Kraft inwohne; aber diefs soll ja auch keinesweges durch die Weihung bezweckt werden. Will man Alles auf die erste unmittelbare Gestaltung zurückführen und in diesem Geiste auch in kirchlichen Dingen nur immer nach einem in der heiligen Schrift gegründeten Ursprung fragen, so kommt man in grofse Verlegenheit. Mit eben dem Rechte könnten die ersten unmittelbaren Anfänge der Staaten, als unbedingte Muster für unsere so unendlich concreter gewordene Staaten aufgestellt und der ganze reiche Organismus der neuern Zeit verworfen werden. Künstlich zum Unmittelbaren zurückgehen wollen, ist ein harter Widerspruch, denn das so gewonnene Unmittelbare wäre nicht ein solches. — Wir kommen hier auf den Punct, wo es gesagt werden mufs, dafs das Studium einer objectiven Logik keine so unpractische Beschäftigung und nichts weniger als eine brodlose Kunst sei. Bei jedem noch so geistvollen Raisonnement über Staatsverfassung, Cultus u. s. w. wird sich, wo die Kategorien vom Subjectiven und Objectiven; Freien und Nothwendigen; Mittelbaren und Unmittelbaren; Vernünftigen und Wirklichen, nicht dialectisch erkannt sind, immer Einseitigkeit, und daher unpractisches Wesen zeigen.

Alles diefs konnte einem Schriftsteller gesagt werden, der durch Geist, Gelehrsamkeit und einen practisch-genialen Blick ein Buch geliefert hat, von dem wir ohne alles Bedenken eine neue Aera in der Liturgik datiren werden. Möchte es ihm gefallen, zu einer vollständigen Theorie des Cultus Hand an's Werk zu legen! Gewifs! dazu wäre er ganz der Mann. Aufmuntern, nicht abschrecken soll es unsern geehrten Hrn. Verf., wenn der Referent ihm das Geständnifs macht, dafs auch er seit Jahren mit solchem Studium beschäftigt, gern einen Genossen auf diesem noch wenig betretenen Wege fände. Referent glaubt auch in dieser Beurtheilung dem Verf. für seine Anweisungen den ihm gebührenden Dank nicht vorenthalten zu haben.

Klöpper.

LIII.

Der Mond, oder allgemeine vergleichende Selenographie, von Wilhelm **Beer** *und Dr. J. H.* **Mädler**. *Berlin,* 1837. *bei Simon Schropp et Comp. XVIII und* 412 *S. in* 4., 5 *Steindrucktafeln.*

Ich habe die Leser dieser Blätter (1834 No. 56—58) mit dem *ersten* Viertel der Beer und Mädlerschen Mondkarte bekannt gemacht. Nach und nach sind die *drei übrigen* Viertel erschienen und das Ganze wird jetzt durch das Werk gekrönt, dessen Titel ich eben geschrieben habe. Das Versprechen der Verfasser ist hiermit *vollständig* erfüllt: indem ich dieses schreibe, prangt das Bild des ganzen Mondes vor meinen Augen; es ist zusammengesetzt und so an der Wand befestigt, dafs es um seinen Mittelpunkt gedrehet und dadurch jedesmal in die Lage gebracht werden kann, in welcher der Mond am Himmel steht. Wünscht man Erklärung über diese oder jene Einzelnheit des Bildes, so giebt sie das, zum Nachschlagen eingerichtete Buch. Aber diese Einrichtung desselben ist der Absicht, ein zusammenhängendes Werk über die Selenographie daraus zu machen, nicht in den Weg getreten. Das Buch liefert nicht nur Erklärungen über die einzelnen Theile der Mondoberfläche, sondern es setzt auch in vollständige Kenntnifs der mathematischen Bestimmungen, welche der Arbeit der Verfasser zum Grunde liegen; es erläutert alles, was sich, im weitesten Sinne genommen, auf die Kenntnifs des Mondes bezieht: seine Bewegungen, die Beobachtungsart seiner Flecken, die Methoden, welche von dieser zu den beabsichtigten Resultaten führen. Wir haben noch kein ähnliches Werk, wenigstens keins, welches, verglichen mit dem vorliegenden, für mehr angesehen werden könnte, als die Andeutung einer Absicht, welche jetzt ausgeführt ist.

Von den drei letzten Vierteln der Mondkarte habe ich nichts mehr zu sagen, nachdem das erste Viertel mir Gelegenheit gegeben hat, ihr Wesen im Allgemeinen zu erläutern. Auf die Beschreibung der Einzelnheiten der Karte darf ich mich nicht einlassen; sie würde den Lesern auch zweifelhafte Unterhaltung gewähren. Erfreuet hat es mich aber, dafs auch das südwestliche Viertel derselben, welches einen Theil des Mondes darstellt, der mit Unebenheiten bedeckt ist, in der Zeichnung nicht weniger gelungen ist, als die übrigen Viertel. Ich bewundere die Geschicklichkeit, mit welcher diese unendlichen Einzelnheiten wiedergegeben sind. Das von den Verfassern angewandte Verfahren mufs gerade das rechte gewesen sein, da es sie, selbst hier, nicht verlassen hat.

Ich habe also nur mit dem *Buche* zu thun, welches hin und wieder auf die *Karte* zurückführen wird. Es zerfällt in zwei Abtheilungen, in die mathematische und physische Selenographie und in die Topographie der sichtbaren Mondsoberfläche. Von der ersteren wird das Meiste zu berichten sein, während die für die Kenntnifs der Mondoberfläche selbst wichtigen Nachweisungen der letzteren, sich nicht zu Auszügen eignen.

Die das Werk eröffnende Darstellung der Bewegungsart des Mondes, ist eine Frucht eindringenden Studiums der verwickelten Theorie; es versteht sich von selbst, dafs hier nicht von einer Entwickelung derselben die Rede sein kann, sondern nur von der Darstellung ihrer Resultate, deren Verbindung mit ihrer Ursache auf eine Art verfolgt ist, welche den Verfassern zur Ehre gereicht. Hieran reihen sich die nothwendigen Angaben über die Axendrehung des Mondes; über seine Parallelen, Meridiane u. s. w.; über Tag und Nacht auf dem Monde; über Finsternisse; über die Himmelserscheinungen auf dem Monde im Allgemeinen. Dieses alles ist keines Auszuges fähig, allein es ist auf eine Art ausgearbeitet, welche Denen nützlich sein wird, die, ohne der Astronomie ernsthafter zu huldigen, den Mond näher kennen zu lernen wünschen. Es ist, seinem Wesen nach, längst bekannt und nur seine Form kann Eigenthum der Verfasser sein.

Dagegen ist die „specielle mathematische Selenographie," welche einen grofsen Theil des Werkes füllt, bis auf einige wenige Ausnahmen, ihr Eigenthum. Sie haben nur einzelne der Bestimmungen, welche sie ihrer Arbeit zum Grunde legen mufsten, von Anderen entlehnt, bei weitem die meisten aber durch eigene Beobachtungen aufgesucht. *Bouvards* und *Nicollets* sehr sorgfältige Bestimmung des Mondfleckens Manilius hat den Ort dieses Punktes geliefert; von *Lohrmanns* Arbeit sind 12 Bestimmungen *ohne* Zusatz, und 6 mit einem Zusatze von eigenen Beobachtungen, benutzt, während die Verfasser 86 Bestimmungen ganz auf eigene Beobachtungen gründen. Auch *Schroeters* Messungen von Höhen und Tiefen hätten benutzt werden können. — Aber die Verfasser verlangten weit *zahlreichere* Grundlagen ihrer Arbeit, als sie hätten vorfinden können; auch mufsten sie sich von der Sicherheit derselben vollkommen überzeugen können, denn der blofse Glauben daran ist unzureichende Stütze des Entschlusses, ein Werk von dem Umfange des unternommenen, durchzuführen. Mit der angeführten, verhältnifsmäfsig geringen Ausnahme, ist also das Gerippe des Werkes, so wie seine Ausführung, das Eigenthum der Verfasser. — Die Vergleichung vieler, durch *Schroeter* bestimmten Höhen und Tiefen, mit ihrer neueren Bestimmung, ist erfreulich, indem sie die Güte beider Arbeiten bewährt.

Die grofse Menge der Gegenstände auf der Mondsoberfläche erforderte mehrere, bis jetzt unbenannte, durch Namen zu unterscheiden. *Hevel* vermied, Namen von Personen auf dem Monde anzuwenden, und wählte dagegen die Namen von Ländern, Meeren, Bergen u. s. w. der Erde. Ich glaube nicht, dafs er für das was er mit Recht vermied, einen ganz passenden Ersatz gefunden hat, zweifle aber auch, dafs dieser sich finden lasse. *Riccioli* hatte dagegen kein Bedenken gegen die Personennamen, und diese sind im Gebrauche geblieben, während nur gröfsere Theile der Oberfläche des Mondes als Meere u. s. w. bezeichnet sind, welche ihre Benennungen, in älterer Zeit von astrologischen Qualitäten des Mondes, in neuerer von Theilen der Erde erhalten haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 85.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

November 1837.

Der Mond, oder allgemeine vergleichende Selenographie, von **Wilhelm Beer** *und Dr. J. H.* **Mädler.**

(Fortsetzung).

Die Verfasser schliefsen sich dem Gebrauche an, sparen aber die neuen Namen mit Recht, und wählen, wo sie sie ohne Unbequemlichkeit vermeiden können, griechische und lateinische Buchstaben, deren Anordnung unmittelbar andeutet, ob ein dadurch bezeichneter Gegenstand gemessen und berechnet, oder nur bildlich dargestellt ist. Wesentlich, in Beziehung auf die Benennungen, ist eine vergleichende Tafel der älteren und neueren; jeder Zweifel hierüber wird durch eine zweite Tafel zerstreuet, welche alle, sich auf der neuen Mondkarte findende Namen, in alphabetischer Ordnung und von der näherungsweisen Angabe der Oerter der benannten Gegenstände begleitet, enthält.

Zuerst erläutern die Verfasser die Beobachtungsart, durch welche sie hier Kenntnifs von 105, der Arbeit zum Grunde gelegten selenographischen Längen und Breiten gelangt sind, so wie auch das Verfahren, welches sie bei der Berechnung ihrer Beobachtungen befolgt haben, und wozu *Encke* die Vorschrift an *Lohrmann* gegeben hat. Sie finden es vortheilhaft, nur dann zu beobachten, wenn der Mond sich in der Nähe des Meridians befindet; welcher Umstand auch einige Abkürzung der Rechnungen herbeiführt und die Benutzung von ein für allemal berechneten Hülfstafeln erlaubt. Die Beobachtung selbst bestand in mikrometrischen Messungen der Entfernungen des zu bestimmenden Fleckens, sowohl von dem vorgehenden oder folgenden Mondrande, als auch von dem nördlichen oder südlichen. Wir lernen hier alle gemachten Beobachtungen dieser Art, welchen das Jahr 1831 gewidmet worden ist, 919 an der Zahl, kennen. Darauf folgen die, aus dieser beträchtlichen Masse von Beobachtungen abgeleiteten Oerter der Mondflecken, für welche die Resultate der einzelnen Messungen angegeben und in arithmetische Mittel zusammengezogen werden. Man sieht daraus, dafs die Beobachtungen so genau sind, dafs schon eine weit geringere Zahl derselben hingereicht haben würden, für die Karte genügende Bestimmungen zu ergeben; ganz abgesehen von der Karte, ist aber die Tafel der 105 Längen und Breiten von Punkten auf dem Monde, durch die grofse Zahl der dazu benutzten Beobachtungen, ein desto schätzbarerer Besitz geworden. — Um diese festbestimmten Punkte zur Entwerfung der Karte benutzen zu können, mufste ihre Zahl beträchtlich ververmehrt werden, denn sie liegen noch immer viel zu weit voneinander entfernt, um die sich zwischen ihnen befindlichen Einzelnheiten, nach dem blofsen Augenmaafse, verzeichnen zu können. Es wurden daher sehr viele andere Punkte auf dem Monde, durch die Messung ihrer Entfernungen von der vorigen, und durch die Beobachtung ihrer Richtungen an diesen, festgelegt und, ihrer selenographischen Länge und Breite nach, berechnet. Das Verzeichnifs davon ist nicht in tabellarischer Form vorhanden, sondern den Beschreibungen der einzelnen Gegenstände auf dem Monde einverleibt.

In der Form der Gebirge auf dem Monde herrscht bekanntlich die Craterform vor: ein gewöhnlich sehr nahe kreisförmiger Raum, von einem, oft sehr steil aufsteigenden, Bergwalle umschlossen. Der Durchmesser des inneren Raumes geht durch alle Gröfsen, von der kleinsten, welche unsere Fernröhre zeigen können, bis zu 30 Meilen und darüber. Häufig zeigen sich, im Innern des Raumes, kleinere ähnliche Gebilde; häufig bemerkt man sie auf den Bergwällen, oder auf anderen Bergrücken, so wie auch in der Ebene. Diese Form, die an die Crater unserer Vulcane erinnert, sich aber oft von ungleich bedeutenderer Gröfse

zeigt, ist, wie ich schon gesagt habe, die vorherrschende auf dem Monde und die Verf. haben sich, durch sorgfältige Messung von 150 der gröfseren *Crater*, bemüht, sie auf der Karte richtig darzustellen. Aufser dieser Art des Gebirges kommen noch viele und grofse Gebirgsmassen vor, welche unseren Gebirgsländern ähnlicher sind, z. B. der *Schweiz*; andere, welche sich in zusammenhängenden Ketten erstrecken, wie die *Anden* und ihre Verzweigungen. Sehr oft findet man auch in der Mitte der Ringgebirge hochaufsteigende, mehr oder weniger steile Berge. — Diese verschiedenartigen Ungleichheiten, die die Oberfläche des Mondes bedecken, hat zuerst *Hevel*, später *Schroeter* zu messen versucht, und zwar hat der letztere sie aus der Länge des Schattens, welchen sie in das Thal werfen, beurtheilt und nach von *Olbers* gegebenen Vorschriften berechnet. Dieser Methode, welche der von *Hevel* angewandten, auf der Entfernung von der Lichtgrenze, in welcher die Berggipfel anfangen oder aufhören sichtbar zu sein, beruhenden, vorzuziehen ist, folgen auch die Verf. Sie ist in der That die beste die man anwenden kann, obgleich sie nicht etwas Aehnliches ergiebt, wie unsere, entweder trigonometrischen, oder auf das Barometer gegründeten, die *von der Oberfläche des Meeres angezählten* Höhen der Berge bestimmenden Methoden. Wenn auf dem Monde eine solche Oberfläche vorhanden wäre und ein Schatten auf ihr läge, so würde die gröfsere oder geringere Genauigkeit der Messung der Höhe des schattenden Gegenstandes, nur von der gröfseren oder geringeren Genauigkeit abhängen, mit welcher die Schattenlänge gemessen wird; allein die Oberfläche des Mondes bietet nirgends ein Kennzeichen dar, wonach man beurtheilen könnte, ob ein Punkt, auf welchen ein Schatten fällt, in der mittleren, als unsere Meeresfläche vertretend anzunehmenden Oberfläche, oder über oder unter derselben liegt. Hieraus entsteht nothwendig eine Unsicherheit der Bestimmung der Höhen der Berge: die Höhe, die man aus der Messung der Schattenlänge berechnet, ist die Höhe über dem Punkte wo der Schatten sich endigt; wie aber die Höhe dieses Punktes, beziehungsweise auf die mittlere Oberfläche ist, weifs man nicht; ein Berg der sich eine Meile hoch über eine Ebene erhöht, welche selbst eine Meile hoch über der mittleren Oberfläche läge, würde nicht zwei Meilen, sondern nur eine Meile hoch gefunden werden. — Die Verf. haben nicht weniger als 1095 Messungen über solche Unterschiede der Höhen angestellt. Der gröfste, den sie gefunden haben, kommt bei einem grofsen, nahe am südlichen Rande des Mondes liegenden Gebirge vor, welches sie *Newton* genannt haben, er beträgt 3727 Toisen; Unterschiede welche 3000 Toisen überschreiten, finden sie nicht selten.

Von einer *grofsen Menge* von Arbeiten, durch welche unsere vortrefflichen Selenographen sowohl ihre Karte fest begründen, als auch zur noch genaueren, d. h. in Zahlen angeblichen Kenntnifs des Mondes, führen, habe ich nur einen äufseren Umrifs vorlegen können. Der Werth dieser Arbeiten ist im Verhältnisse der Kenntnifs, mit welcher sie unternommen, und des Fleifses, mit welchem sie ausgeführt sind; nur das *Zusammenwirken* beider konnte ihn auf die Höhe bringen, auf welcher er sich wirklich befindet und von welcher herab das, was früher schon erlangt ist, nur als eine Andeutung erscheint. — Indessen waren diese grofsen Arbeiten nur Vorarbeiten für unsere Selenographen, auf welche eine mehrjährige, ununterbrochen ihrem letzten Ziele, nämlich der Kenntnifs jeder Einzelnheit der Oberfläche des Mondes und ihrer endlichen Darstellung auf der Karte, zustrebende Beschäftigung mit demselben folgte. Während dieser langen, alle Kräfte in Anspruch nehmenden Beschäftigung mit dem Monde, während der Erlangung der Kenntnifs jeder Einzelnheit welche er zeigt, während ihrer Zusammenstellung und Vergleichung, mufsten sich Ansichten von der Beschaffenheit des Mondes bilden, welche als das Gesammtresultat der wahrgenommenen Thatsachen anzusehen sind. Sie sind geeignet, diejenige Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, welche Urtheilen immer gebührt, die auf vollständigen und reif gewordenen Untersuchungen beruhen und von Männern ausgehen, deren Aufmerksamkeit sich im Laufe der Untersuchungen bewährt hat, und die zu klug sind um parteiisch zu sein. Ich folge ihnen daher mit Vergnügen in der zweiten Abtheilung der *allgemeinen* Selenographie, nämlich der *physischen*.

Die Beibehaltung der *gebräuchlichen* Benennungen der sich auszeichnenden Theile der Mondsoberfläche z. B. Meer, Sumpf, u. s. w. zwingt keinesweges zu der Annahme einer ursprünglichen Meinung von

der Beschaffenheit dieser Theile; sogar hat *Hevel*, der diese Benennungen einführte, sich ausdrücklich dagegen verwahrt, dafs man sie für mehr als *willkürlich* annehme. Sieht man die dunkleren Stellen des Mondes, die sogenannten Meere, mit einiger Aufmerksamkeit an, so verschwindet die Vorstellung einer Wassermasse: ihre Oberfläche erscheint nicht überall in gleichem Lichte, auch zeigt sie zahlreiche einzelne Hervorragungen und fortgesetzte Hügelzüge; ihre Begrenzung gegen die sie umgebenden helleren Theile, ist oft durchaus nicht scharf, sondern beide geben durch unmerkliche Abstufungen ineinander über. Dagegen sind die helleren Stellen der Mondsoberfläche fast ohne Ausnahme gebirgig, und oft aus Bergen zusammengesetzt, welche die unsrigen, zwar nicht an Höhe, wohl aber an *Steilheit* übertreffen. In welchem Maafse dieses der Fall ist, wird anschaulich, wenn man viele Gebirge des Mondes, mit erhabenen Darstellungen der Erdgebirge, z. B. der Schweizer und Tyroler Alpen, vergleicht. Ich meine nicht etwa, mit solchen Darstellungen, welche für Entfernungen und Höhen *verschiedene* Maafsstäbe haben und sicher *nicht* geeignet sind, die wahre Beschaffenheit einer Gegend anschaulich zu machen, sondern desto mehr davon *ablenken*, je gröfser die Verschiedenheit dieser Maafsstäbe ist. Darstellungen welche wirklich eine Berggegend anschaulich machen, überraschen dadurch, dafs sie weit kleinere Neigungen zeigen, als man, den Bergprofilen und den Schwierigkeiten der Besteigung nach, erwartet haben würde. Der Anblick des Mondes zeigt dagegen Abhänge, welche den Eindruck senkrechter Wände von grofser Höhe machen. Doch besitzen nicht alle Gebirge des Mondes solche Abhänge, sondern sehr viele sind, ihrer Figur nach, den Gebirgen der Erde ähnlicher. — Die vorherrschende Form des Gebirges auf dem Monde ist jedoch, wie schon oben angeführt ist, die sogenannte *Crater*-form: sie besteht, den vielfältigen Wahrnehmungen unserer Selenographen zufolge, *im Allgemeinen*, aus einem hohen, kreisförmigen, nach aufsen fast geradlinig, nach innen concav geböschten Walle, welcher eine sphäroidische Vertiefung umgiebt, deren tiefster Punkt, fast ohne Ausnahme, unter der den Wall umgebenden Fläche liegt, und in deren Innerem sich zuweilen Berge erheben, die zwar oft steil und hoch sind, jedoch die Höhe des umgebenden Walles nicht erreichen, auch nicht mit diesem zusammenhängen. Diese Form ändert sich vielfältig ab, indem sie sich mit anderen Bildungsarten vermischt. Kömmt sie in bedeutenderer Gröfse, von 8 oder 10 bis 30 Meilen Durchmesser vor, so ist der Wall selten einfach, sondern meistens ein verwickeltes System von Gebirgen, in welchem sich jedoch gewöhnlich ein zusammenhängender, höchster Rücken nachweisen läfst. Die innere Fläche ist zuweilen gleichförmig eben oder gekrümmt, zuweilen enthält sie Erhebungen von einzelnen Bergen, Bergketten oder Hügelmassen; oft auch kleinere Crater. In einzelnen Fällen ist sie aufgeblähet, während sie im Allgemeinen hohl ist. Ihre Tiefe und die Höhe des Walles pflegen einander verhältnifsmäfsig zu sein; bei ganz kleinen Vertiefungen pflegt man jedoch keinen Wall zu bemerken, vielleicht nur weil es für unsere Fernröhre zu klein ist. — Die Craterform ist dermaafsen allgemein auf dem Monde, dafs unsere Selenographen Gegenden gefunden haben, welche gewöhnlich ganz eben erscheinen und eine schwache Erleuchtung besitzen, unter ausgezeichnet günstigen Umständen sich aber mit unzähligen kleinen Cratern bedeckt zeigen, deren Ränder Schatten und dadurch die Lichtschwäche verursachen. Ueber die Häufigkeit der Crater bemerkt *Kunowsky* (Bode Jahrb. 1825) dafs ihre Zahl im verschiedenen der sogenannten Meere, in seinem ausgezeichnet schönen Fernrohre, bei heller Luft und hohem Stande des Mondes, so grofs erscheine, dafs man sie nicht leichter zeichnen könne, als die Sterne der Milchstrafse.

Die Allgemeinheit der Craterform auf dem Monde veranlafst die Verf., über die Vergleichung des Mondes mit der Erde, ihre Ansicht auszusprechen. Sie bemerken, dafs die gröfsten Crater unserer Vulcane, kaum den kleinsten, auf dem Monde sichtbaren vergleichbar sind; sie erklären dafs alle auf dem Monde vorkommenden, ihren Boden zeigen, während sie viele vulcanische Crater auf der Erde als wahre Schlünde betrachten. Ein Bewohner der Erde, mit seinem Fernrohre auf den Mond versetzt, würde sich vergebens bemühen, bei uns etwas zu entdecken, was selbst kleineren, geschweige denn den gröfsten craterförmigen Massen auf dem Monde, wie Copernicus, Tycho und Bulliald, vergleichbar wäre. Selbst unsere Gebirge

würden, wenn man sie nach den Vorstellungen beurtheilen wollte, welche die Beschaffenheit *des Mondes* erzeugen kann, wenig verständlich sein. Die grofsen Längenthäler unserer Anden-, Alpen- und Himalaya-Ketten finden keine Analogie auf dem Monde; Spülung durch Wässer und Witterung, welche beide unsere Gebirge vielfältig verändert haben, fehlen auf dem Monde, von welchem also auch ihre *Begriffe* nicht hergenommen werden können. Unsere Flüsse und Meere würden, für lunarische Vorstellungen, ganz räthselhaft sein. Die Deutung des Mondes nach den Vorstellungen der Erde, und die Deutung der Erde nach den Vorstellungen des Mondes — beide sind gleich ungedenkbar. Dieses ist die Ansicht der Verfasser; sie ist vorurtheilsfrei und gesund; ich wünsche ihnen Glück dazu; auch den Lesern ihres Buches, wenn auch schöne sympathetische Träume dadurch gestört werden. —

Indessen kehre ich wieder zur *allgemeinen* Beschreibung des Mondes zurück. Besondere Aufmerksamkeit ziehen die sogenannten *Rillen* auf sich. Dieses sind sehr schmale und lange, gewöhnlich gerade, aber auch mäfsig gebogen, oder auch schlangen- und hakenförmig gekrümmt vorkommende Vertiefungen; in einem Falle vereinigen und trennen sie sich aderartig. Ihre Länge ist sehr verschieden, von 2 bis 30 Meilen. Sie gehen zuweilen durch kleine Crater, oder dicht an ihnen vorbei, haben auch wohl einen derselben zum Endpunkte; oft sind sie von Bergen dicht begrenzt, laufen aber nie quer über dieselben hin. Ihre Vertiefung kann nicht bezweifelt werden, da sich der Schatten ihrer Ränder in ihrem Inneren zeigt. — An die *Erde* denken, wie ich eben bemerkt habe, *Beer* und *Mädler* nicht, wenn sie an den *Mond* denken wollen; dafs man bei den Rillen nicht an unsere Flüsse denken dürfe, setzen sie indessen auseinander; dafs sie sie auch nicht für Landstrafsen ansehen können, würde ich gern glauben, wenn sie auch nichts darüber hinzufügten. Das was sie bei dieser Gelegenheit sagen, um Ideen über Analogien zwischen den Werken der Menschen und dem was man auf dem Monde sieht, in ihre Schranken zu verweisen, würde ich den Lesern wohl im Auszuge mittheilen, wenn ich nicht noch lieber wollte, dafs sie es im Buche selbst, verbunden mit dem Uebrigen wozu es gehört, läsen.

Ströme finden sich auf dem Monde nicht. Dafs die dunkele Färbung der sogenannten Meere, die nicht wirkliche Meere sind, auch nicht auf Wasser schliefsen läfst, geht daraus hervor, dafs gewisse *Berglandschaften* im Vollmonde *noch dunkeler* erscheinen. Der Mond besitzt, an verschiedenen Stellen, verschiedene Fähigkeiten, das Sonnenlicht zurückzuwerfen; in den Meeren immer eine schwache, an einigen anderen Stellen eine noch schwächere, oder eine Fähigkeit, welche sich schwach zeigt, wenn das Licht in entgegengesetzten Richtungen von der Sonne ausgeht und zu der Erde gelangt. Was die Grundursache hiervon ist, mufs man *rathen*; was übrigens in der Entfernung des Mondes in gleichem Maafse schwieriger und weniger eingeengt ist, als auf der Erde, wo das *Rathen* bekanntlich die zahllosen Geheimnisse der Natur noch nicht aufgeklärt hat, auch wohl nicht aufklären wird.

Die Abwesenheit des Wassers auf dem Monde ist sogar *nothwendig*, wenn dem Monde auch eine Atmosphäre fehlt; denn es würde sich, ohne den Druck der Atmosphäre, in Dampf verwandeln und sich, selbst in geringer Wärme, als solchen erhalten. Dafs der Mond keine Atmosphäre hat, geht daraus hervor, dafs das Licht der Sterne, über welche er, bei seiner Bewegung, hinweggeht, an seinem Rande nicht gebrochen wird. Dieses ist zwar von den Freunden der Mondatmosphäre nicht geläugnet worden; sie haben aber versucht, das Fehlen oder die unmerkliche Dichte derselben an dem Rande, den sie mit hohen Gebirgen besetzt annahmen — welche übrigens dort selbst *nicht mehr* vorhanden sind als in anderen Theilen seiner Oberfläche — mit ihrer Anwesenheit in tieferen Gegenden zu vereinigen. Der Versuch zerfällt aber, bei näherer Prüfung, ich will nicht geradezu sagen *in Nichts*, sondern in so geringen Erfolg, dafs dem Monde, auch an seinen tieferen Stellen, dadurch keine Atmosphäre gerettet werden kann, die so dicht ist, als der leerste Raum den wir unter der Glocke unserer Luftpumpe hervorbringen können. —

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 86.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

November 1837.

Der Mond, oder allgemeine vergleichende Selenographie, von Wilhelm **Beer** *und Dr. J. H.* **Mädler.**

(Fortsetzung.)

Die Freunde der Mondsatmosphäre gingen vielleicht nicht ganz ehrlich zu Werke, indem sie die erwähnte, nähere Prüfung der von ihnen angenommenen Vereinbarkeit nicht vornahmen; aver sie führten zwei Gründe *für* die Atmosphäre an: der eine davon beruhet auf allgemeinen, theoretischen Betrachtungen, von welchen unsere Selenographen bemerken, dafs sie für das Vorhandensein einer Atmosphäre nichts beweisen können; der andere beruhet auf einer Dämmerung, die nahe an der Lichtgrenze des Mondes sichtbar gewesen sein soll und ist allerdings ein *positiver* Grund, der einzige, den man anführen kann, wenn man *Astolfs* Zeugnifs und andere Gründe von gleichem Gewichte, nicht geltend machen will. Man begreift aber leicht, dafs dergleichen schwaches Licht, bei dessen Beobachtung es schwer sein wird, sich vor dem Eintritte einer optischen, oder von dem Instrumente erzeugten Täuschung zu schützen, und welches überdies auf einem Boden liegt, der von dem Lichte der Erde und dem Halbschatten der Sonne erleuchtet wird, nur eine sehr schwache Stütze einer Annahme sein kann, die aufser diesem angeführten Grunde, noch andere Gründe, die man nicht anführen, sondern als Folgen hervortreten lassen wollte, gehabt haben mufs. In Beziehung auf die Mondatmosphäre ist es jedenfalls nicht unwichtig, von unseren Selenographen zu vernehmen, dafs sie an der Erleuchtungsgrenze des Mondes nie Licht gesehen haben, welches von dem Lichte, womit die Erde den Mond beleuchtet, hätte unterschieden werden können. Dem eigentlichen, entscheidenden Grunde *gegen* eine Atmosphäre des Mondes, tritt also, nach *Beer* und *Mädlers* Zeugnisse, auch der schwache Grund *für* dieselbe nicht mehr entgegen. Man glaubt diesem Zeugnisse desto lieber, je unvereinbarer miteinander es sein würde, dafs dieselbe Strahlenbrechung, welche bei dem Lichte der Sterne unmerklich ist, sich bei dem Sonnenlichte zeigte und Dämmerung verursachte. — Der Mond hat also keine Luft und kein Wasser; Feuer kann im luftleeren Raume nicht brennen.

Hiermit ist alles vereinbar, was *Beer* und *Mädler* auf dem Monde beobachtet und nicht beobachtet haben. Von Wolken sahen sie keine Spur; sie sahen keine Spur von Strombetten, von Zerstörungen der Gebirge durch das bei uns so mächtige Wasser. Sie sahen nichts, was der Annahme widerstreitet, dafs die Gebirge noch in der Form sind, welche sie bei ihrer Entstehung erhalten haben; in einer Form, welche auf der Erde bis zum Unkenntlichwerden verändert sein kann. — Sehr auffallend sind die verschiedenen Grade von Hell und Dunkel, welche man auf dem Monde bemerkt; sehr lehrreich ist das, was unsere Selenographen davon sagen. Um die verschiedenen Grade der Helligkeit zu bezeichnen, haben *Schroeter* und *Lohrmann* 10 Abstufungen unterschieden, welchen auch die Verfasser folgen: 1—3 ist grau, 4—5 lichtgrau, 6—7 weifs, 8—10 glänzend weifs; die vollkommene Schwärze der Schatten brauchte auf dieser Scale nicht bezeichnet zu werden. — Die Unterschiede der Helligkeit fehlen nicht etwa im Vollmonde und bewähren sich dadurch als Verschiedenheiten der Fähigkeit der verschiedenen Theile der Oberfläche, das empfangene Licht zurückzuwerfen; denn einer Beschattung können sie nicht zugeschrieben werden, weil man dann die Gegenstände in derselben Richtung, in welcher sie beleuchtet werden, also ohne Schatten, sieht. Die niedrigsten Grade der Helligkeit kommen in den durch Bergwälle umschlossenen Ebenen, doch nicht in allen vor; heller, aber auch sehr verschieden,

sind die Meere; die Helligkeit anderer, nicht gebirgiger Stellen ist im Allgemeinen gröfser und wird von der Helligkeit der Ränder der verschiedenen craterförmigen Bildungen und oft auch ihres Inneren, noch übertroffen; einzelne Berge sind oft noch heller; die höchsten Grade der Helligkeit finden sich meistens bei Cratern und einigen Ringgebirgen; der allerhöchste zeigt sich im *Aristarch*. Ich bin zweifelhaft, ob es einen Werth hat, über die Verschiedenheit der Helligkeiten *so allgemein* zu sprechen; wenigstens darf es nicht geschehen, ohne der Ausnahmen zu gedenken, die so zahlreich sind, dafs man der Regel nicht sicher werden kann. Hohe Berge besitzen oft einen geringen Grad von Helligkeit; in einem einzelnen Falle sind sie sogar weit dunkeler als das sie umgebende Land; dafs die höchsten Gipfel auch die hellsten wären, spricht sich nirgends allgemein aus. — Besonders erwähnen die Verfasser der glänzenden Crater, die nicht nur an ihrem Rande, sondern auch an ihrer ganzen inneren Fläche, lebhaft glänzen und sich im Vollmonde als die hellsten der unzähligen Lichtpunkte zeigen, womit er übersäet ist. Man sieht dann keinen Schatten und kann nicht erkennen, was erhaben und was vertieft ist; vor oder nach der Zeit des Vollmondes, wenn der Schatten sichtbar ist, zeigt sich ein, im Vollmonde zu den hellsten gehörender Punkt oft als Crater, oft als einzelner Berg, oft als keins von beiden. Es ist auch etwas gewöhnliches, dafs zwei nebeneinander liegende Crater, die, wenn ihre Schatten lang sind, kaum voneinander unterschieden werden können, im Vollmonde so ungleich werden, dafs der eine nicht von dem Grunde, auf welchem er liegt, zu unterscheiden ist, während der andere sehr glänzend hervortritt. — Diese Veränderlichkeit der Helligkeit tritt ihrer vollständigen Bezeichnung auf der Karte entgegen; auch ist diese mit der Darstellung der Einzelnheiten unvereinbar: die Karte gewährt also kein genügendes Bild derselben und die Beschreibung mufs ihr aushelfen.

Streifen, welche eine gröfsere Helligkeit besitzen, als der Grund, über den sie hinweggehen, überziehen, von mehreren der gröfseren Ringgebirge aus, den Mond bis zu beträchtlichen, 30, 50, ja mehrere hundert Meilen weiten Entfernungen. Sie sind vorzüglich im Vollmonde sichtbar und gehen radienartig von den Ringgebirgen aus, indem sie in geringer Entfernung des Fufses ihres Walles anfangen. Sie setzen ihren Zug über alles, was in ihrer Richtung liegt fort, es sei Ebene, Gebirge oder Rille; oft treten sie sichtbarer, oft weniger sichtbar hervor, welches letztere jedoch die Verfolgung ihrer Richtung kaum erschwert. Ihre Breite ist verschieden, meistens einige Meilen grofs. In der Nähe der Ringgebirge, von welcher sie ausgehen, drängen sie sich so dicht aneinander, dafs sie einen Heiligenschein bilden. Gewöhnlich wird ihr Ende nach und nach unscheinbar, so dafs es sich in der Ebene verliert; in einigen Fällen brechen sie an einem Crater oder Ringgebirge plötzlich ab. — Das auffallendste dieser Strahlensysteme hat *Tycho*, von welchem über hundert Streifen ausgehen; unter diesen ist ein nach Nordosten gehender, doppelter Streifen, durch seine Helligkeit und eine Länge von 150 Meilen ausgezeichnet; so wie auch ein nach Nordwesten gehender, welcher, nachdem er fast verschwunden ist, nach seinem Durchgange durch das Ringgebirge *Menelaus*, neue Lebhaftigkeit erhält und bis zur Länge von 400 Meilen verfolgt werden kann. — Es ist zwar nicht schwierig, diese Strahlensysteme auf einer Abbildung des Vollmondes wiederzugeben; allein auf einer Karte, welche nicht sowohl eins der *verschiedenen Bilder* des Mondes geben, als ihn darstellen soll wie er wirklich ist, treten sie, hinter den Einzelnheiten, mit welchen sie gefüllt ist, etwas zurück und daher nicht so deutlich hervor, als der Vollmond, der diese Einzelnheiten nicht zeigt, sie hervortreten läfst. — Der Anblick dieser Strahlensysteme könnte die Meinung erzeugen, sie seien Erhöhungen; aber sie werfen nie einen Schatten, auch nicht unter den dafür günstigsten Verhältnissen, welche schon einen sehr geringen Böschungswinkel bemerkbar machen würden. Die Beobachtungen von *Beer* und *Mädler* haben nie etwas gezeigt, was zu einer anderen Ansicht dieser Strahlen berechtigen könnte, als der, dafs sie blofs aus gröfserer Fähigkeit ihres Grundes, das Sonnenlicht zurückzuwerfen, entstehen. Auffallend ist es dabei, dafs diese Fähigkeit sich radienartig von einigen der gröfseren Ringgebirge aus, verbreitet; allein wenn dieses auch im Ganzen richtig ist, so mufs man die Streifen doch nicht alle als schnurgerade fortgehend und sich immer in bestimmten Mittelpunkten schneidend, ansehen; oft finden sie sich ohne deutlichen Anfangspunkt, einzeln in der Ebene und den sogenannten Meeren. — *Schro-*

ter hat sie für Bergketten und Bergadern gehalten, was jedoch mit den angeführten Beobachtungen der Verfasser nicht vereinbar ist; *Herschel* nahm sie für Lavaströme, welche aus den grofsen Cratern ausgegangen seien und sich weit und breit ausgedehnt haben, wogegen die Verfasser aber anführen; dafs diese Ströme, welche doch den tiefsten Stellen der Oberfläche des Mondes hätten folgen müssen, selbst an Wällen von 1000—1500 Toisen Höhe, ihre Richtung nicht ändern. Wenn diese Wälle wirklich schon bei der Entstehung der Streifen vorhanden gewesen sind und sich nicht etwa später erst aufgethürmt haben, so geben sie einen entscheidenden Grund gegen jede Erklärung, welche auf Ausströmungen aus den grofsen Cratern beruhet.

Hiermit schliefsen sich die allgemeinen, physischen Bemerkungen der Verf. über den Mond. Sie äufsern die Furcht, die Erwartungen eines Theils ihrer Leser nicht befriedigt zu haben, indem sie vermieden haben, ihre Darstellung durch allerlei Muthmafsungen über animalisches und vegetatives Leben zu würzen. Was die *Erwartungen* anbetrifft, so kann ich freilich nicht wissen, mit *welchen* der eine, oder der andere Leser das Buch in die Hand nimmt; an der Befriedigung der Leser selbst, ihre Erwartungen mögen gewesen sein wie sie wollen, kann ich aber nicht zweifeln; vielen unter ihnen, wozu auch ich gehöre, würde die gesunde kraftvolle Speise, durch die Würze verdorben worden sein. — Nach dem Schlusse der *allgemeinen* Bemerkungen über den Mond, folgt nicht sogleich der Anfang der *speciellen*; sondern zwischen beide sind noch einige Abhandlungen zwischengeschoben, von denen zu berichten ich mir nicht versagen kann. — Zuerst treffen wir auf physische Bemerkungen über die Mond- und Sonnenfinsternifse. Es ist bekannt, dafs verschiedene Mondfinsternisse einen sehr verschiedenen Anblick gewähren: zuweilen verschwindet der verfinsterte Mond gänzlich, so dafs man ihn weder mit blofsen Augen, noch mit Fernröhren sehen kann; zuweilen erscheint er im rothen Lichte, wie eine glühende Kohle; zuweilen erscheint er matt grau. Der Rand des Erdschattens auf dem Monde zeigt ähnliche Verschiedenheiten: oft ist er so gut begrenzt, dafs man die Zeiten, wenn er die Mondsflecken berührt, mit einiger Genauigkeit beobachten kann, oft ist er so unbestimmt, dafs die Beobachtung viel rohere Näherung wird. Die gelehrten Verf. führen zahlreiche Beispiele dieser Verschiedenheiten, aus älterer und neuerer Zeit, an und sprechen dann die Ansicht aus, dafs die Verschiedenheiten von verschiedenen Zuständen der Erdatmosphäre, zur Zeit der Mondfinsternifs, herrühren. Bekanntlich ist die Strahlenbrechung in dieser Atmosphäre die Ursache davon, dafs die Erde, in der Entfernung des Mondes, keinen vollständigen Schatten mehr hat; oder dafs der Raum, der ohne die Strahlenbrechung beschattet sein würde, noch von dem Sonnenlichte erleuchtet wird, welches an den Rändern der Erde, an den Punkten, welche die Sonne auf- und untergehend sehen, durch die Strahlenbrecheng von seinem geraden Wege abgelenkt wird. Man würde nur einen sehr geringen Schatten auf den Mond fallen sehen, wenn die Atmosphäre der Erde vollkommen durchsichtig wäre; allein die am Rande der Erde hinstreifenden Strahlen verlieren so viel Licht, durch ihren Durchgang durch die Atmosphäre, dafs nur ein sehr kleiner Theil desselben, den man auf den dreitausendsten geschätzt hat, von der auf- oder untergehenden Sonne zu uns gelangt. Der Lichtverlust den ein, durch die Erdatmosphäre gehender Sonnenstrahl erleidet, wird zwar desto kleiner, je weiter von der Oberfläche der Erde der Strahl durchgeht; zugleich aber vermindert sich, mit wachsender Entfernung, die Brechung welche er erfährt. Wäre die ganze Atmosphäre, bis zu ihrer äufsersten Grenze, mit Wolken gefüllt, die kein Licht durchgehen liefsen, so würde offenbar nur vollständiger Schatten auf den Mond fallen und dieser vollständig verschwinden; ist sie zum Theil mit Wolken gefüllt, so tritt eine schwächere Beleuchtung des verfinsterten Mondes ein, als als wenn sie von Wolken ganz frei ist. — Durch die Verschiedenheiten der Bewölkung der Erdatmosphäre erklären die Verf. die sich bei den Mondfinsternissen zeigenden Anomalien, deren wirkliches Vorkommen sie durch eigene Beobachtungen zweier Erscheinungen dieser Art nachweisen. Bei dieser Gelegenheit bemerke ich, dafs die Vorstellung, welche unsere Lehrbücher von den Mondfinsternissen geben, nicht ganz richtig ist: vom Monde aus gesehen verschwindet die Sonne nie, sondern ihr Licht wird, durch die Strahlenbrechung, entweder sichelförmig um einen Theil des Erdrandes, oder kreisförmig um die ganze Erde zerstreut, und dabei mehr oder weniger

geschwächt. — Auch über die Sonnenfinsternisse führen die Verf. sehr viele, lehrreiche Beobachtungen aus älterer und neuerer Zeit an und folgern daraus dafs die Sonne von einer Lichthülle, die sich bis zu beträchtlicher Entfernung erstreckt, umgeben ist. — Eine zweite Abhandlung betrifft das Erdenlicht auf dem Monde, dem die Verf. vollständigere Beobachtung wünschen: ihre eigenen Beobachtungen bestätigen, dafs die von einigen Astronomen behaupteten vulcanischen Ausbrüche im dunkelen Theile des Mondes, nichts anderes sind als blofse Wirkungen *dieses* Lichtes. — In einem kurzen Aufsatze (III) führen die Verf. Einiges an, welches darauf zu deuten scheint, dafs die höchst unbedeutende Mondsatmosphäre, welche mit den, auch oben angeführten, Gründen gegen ihr Vorhandensein, noch *möglicherweise* vereinigt werden kann, *nicht gänzlich* fehle. So schwache Spuren als die sind, durch welche eine Ursache von dieser Kleinheit, sich allein wirksam zeigen könnte, werden indessen kaum durch Beobachtung erkannt werden können, ich glaube nicht, dafs man wagen darf, einen schwach *bläulichen* Schimmer, den die Verf. ein paarmal an Gegenständen in der Lichtgrenze bemerkt haben, als eine Wirkung dieser Ursache geltend zu machen; die Formveränderung, welche ein anderer Beobachter an Fixsternen, *beträchtliche* Zeit vor ihrem Eintritte in den Mondrand, wahrgenommen hat, hat gewifs eine andere Ursach gehabt, indem doch nicht an eine *so weit* ausgedehnte Atmosphäre gedacht werden kann. — Eine vierte Abhandlung betrifft den Einflufs des Mondes auf die Witterung und ist dem einen der Verf., Herrn *Mädler*, allein zuzuschreiben. Er führt die verschiedenen, vorhandenen Untersuchungen dieses Gegenstandes von *Schübler*, *Eisenlohr*, beiden *Bouvard's*, *Flaugergues* und *Everest*, meistens umständlich an und vermehrt ihre Zahl durch zwei eigene, deren eine auf 17jährige Barometer-, Thermometer- und Witterungsbeobachtungen, von ihm, in Berlin angestellt, beruhet, während die andere auf 4jährigen Beobachtungen gegründet ist, welche von *Trentepohl* und *Chenon*, zu Christiansburg in Guinea, also in einem Clima gemacht wurden, in welchem die zufälligen Störungen der Regelmäfsigkeit der atmosphärischen Erscheinungen weit kleiner sind, als in Europa. Ich mufs mich begnügen, das Gesammtresultat, welches Herr *Mädler* aus diesen Untersuchungen zieht, blofs anzuführen: der Mond ist nicht ohne allen Einflufs auf die climatischen Verhältnisse des Erdkörpers, aber dieser Einflufs ist gering und den Einflüssen der Sonne und anderer, nicht nachzuweisender Ursachen untergeordnet; er zeigt sich im Stande des Barometers, in der Wärme, in der Heiterkeit des Himmels, und in der Regenmenge; allein die bisherigen Untersuchungen reichen noch nicht hin, in Zahlen bestimmte Formeln dafür festzustellen. — Endlich geht der *speciellen* Selenographie noch eine, von grofser Belesenheit zeugende *historische Uebersicht* voran, welche die sich nach und nach entwickelnden Kenntnisse der Bewegung des Mondes um die Erde, und später auch um seine Axe, so wie auch der Beschaffenheit seiner Oberfläche, verfolgt. Ich überspringe einen sehr grofsen Zeitraum und gehe gleich zu dem über, was die Verf. von der genaueren Bestimmung der Rotationselemente des Mondes sagen. Wenn der Mond sich ursprünglich, in derselben Zeit in welcher er um die Erde läuft, um eine seiner Hauptaxen gedrehet und keine plötzliche Störung, etwa durch den Anstofs eines Kometen, erfahren hat, so ist nur ein Element zu bestimmen, nämlich die Neigung seines Aequators gegen die Ebene seiner Bahn; die Knotenlinie des Aequators des Mondes fällt dann mit der Knotenlinie seiner Bahn auf der Ecliptik zusammen. Soll aber über den ursprünglichen Zustand und über das Verbleiben in demselben, nichts vorausgesetzt werden, so kommen noch *zwei* Elemente dazu, nämlich die beiden, von welchen die Kenntnifs der *physischen Libration* abhängt. Wie diese *drei* Elemente in dem Orte eines Punktes auf der Mondscheibe hervortreten, ist theoretisch bekannt; es müssen also *drei* unbekannte Gröfsen durch eine Reihe von Beobachtungen dieses Ortes, an den Tag gelegt werden. Diesen Zweck hatten in der That zwei Beobachtungsreihen, welche auf den Wunsch von *Laplace*, auf der Pariser Sternwarte angestellt wurden.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 87.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

November 1837.

Der Mond, oder allgemeine vergleichende Selenographie, von Wilhelm Beer und Dr. J. H. Mädler.

(Schlufs.)

Obgleich der darauf gewandte Fleifs eines ausgezeichneten Erfolges würdig war und wirklich eine beträchtliche Sicherheit der Bestimmung gewährt hat, so ist der Erfolg doch noch nicht *so grofs* gewesen, dafs man das Vorhandensein oder Nichtvorhandensein einer *physischen* Libration, bis auf eine Grenze sicher, über welche Beobachtungen noch aufklären können, behaupten kann; dafs sie so klein ist, dafs nur sehr genaue Beobachtungen sie zeigen können, ist nicht mehr zweifelhaft. Ueber die weitere Vermehrung der Genauigkeit der Beobachtungen bemerken die Verf., dafs es vorzüglich auf die Vermeidung des Einflusses der Ungleichheiten des Mondrandes und auf die Wahl eines möglichst unzweideutig erscheinenden Punktes auf dem Monde, ankömmt. Ich glaube, aus eigenen Erfahrungen schliefsen zu müssen, dafs die Ungleichheiten des Mondrandes gefährlicher aussehen als sie sind, falls man nämlich die hervorragenden Gipfel vermeidet, indem man für den Rand die Kreislinie annimmt, die dem sichtbaren, ungleichen Rande am meisten entspricht, also zwischen den Vertiefungen und Erhöhungen, den ersteren näher, hindurchgeht. Als zu beobachtenden Punkt ziehen die Verf. einen kleinen Crater, dem von den französischen Astronomen angewandten *Manilius* vor. — Noch von einer anderen Seite kann zum vollständigsten Gelingen einer neuen Bestimmung der Rotationselemente beigetragen werden, nämlich durch eine sorgfältige Wiederholung der Entwickelung des Ausdruckes für die Horizontalparallaxe des Mondes, deren jedesmalige Gröfse Einflufs auf den Halbmesser des Mondes hat; dafs aber diese, durch die, unter der Presse befindliche, Mondstheorie von *Hansen*, schon erlangt werden wird, ist nicht zu bezweifeln. Endlich müssen dergleichen Beobachtungen, bei denen die Erlangung der äufsersten Feinheit der Zweck ist, nur vorgenommen werden, wenn der Apparat vollkommen geeignet und die Luft ruhig und in jeder Beziehung günstig ist. — Dafs die Verf. davon sprechen, macht ihren Willen, sich diesen Beobachtungen hinzugeben, wahrscheinlich; dafs sie ausführen, was sie ausführen *wollen*, zeigen ihre Mondkarte und das vorliegende Werk, wobei weit gröfsere Schwierigkeiten zu überwinden waren, als bei der Bestimmung der Rotationselemente zu erwarten sind. — Was in der historischen Uebersicht sonst noch gesagt ist, um die Arbeit der Verf. mit früheren, ähnlichen Arbeiten in Verbindung zu setzen, darf ich jetzt unberührt lassen, da ich schon in meiner Anzeige des *ersten* Viertels der Karte davon gesprochen habe.

Man wird nicht von mir fordern, dafs ich den *zweiten Theil*, die topographische Beschreibung der sichtbaren Mondsoberfläche, welcher den gröfseren Raum des Werkes füllt, im Einzelnen durchgehe. Solche Bemerkungen kann man (wenigstens *ich*) nicht im Zusammenhange lesen und noch weniger verstehen. Man wird angelegentlich danach suchen, wenn Veranlassung vorhanden ist, über irgend eine Einzelnheit Aufklärung zu wünschen. Diese habe ich z. B. über den räthselhaft gewordenen *Alhazen* verlangt, und glaube eine Probe von dem Inhalte dieses Theils des Werkes anzuführen, indem ich den Stand der Frage, wie er *vor* und *nach* demselben ist, auseinandersetze. *Schroeter* zeichnete den *Alhazen* zuerst am 2. Nov. 1788 (§. 85. Taf. VI.), als eine von einem geschlossenen Ringgebirge umgebene Einsenkung; südlich, nahe bei ihr ein 3 Meilen langes Gebirge. Er bemerkt, dafs die Einsenkung, unter allen Erleuchtungswinkeln, mehr oder weniger dunkelgrau erscheine und man sie unter allen Umständen sehen könne, weshalb

er sie auch, jahrelang, zur Grundlage anderer Messungen angewandt habe (§. 835). Er fand jedoch den *Alhazen* in seinem Ansehen oft ganz, und bis zur Unkenntlichkeit verschieden, allein zuweilen auch wieder so, wie er ihn zuerst gesehen hatte. Dieses war namentlich am 2. Juni 1794 der Fall; auch am 1. März 1797, als *Schroeter* schon ganz entwöhnt gewesen zu sein scheint, den *Alhazen* deutlich wiederzuerkennen, trat er als ein gegen Norden geöffnetes Ringgebirge, auf eine Art hervor, welche dem anfänglichen Bilde zwar nicht gleich, jedoch wohl *nicht mehr* davon verschieden ist, als durch das nun angewandte stärkere Fernrohr und die immer veränderte Stellung und Beleuchtung der Mondflecken, füglich erklärt werden kann. Wenigstens gab diese Beobachtung *Schroetern* keinen Argwohn gegen die Identität des früher und später gesehenen *Alhazen*; auch ist er der Meinung, dafs man von der Veränderlichkeit der Erscheinung, nicht auf physische Veränderung schliefsen müsse, obgleich er an eine atmosphärische, hin und wieder vorkommende Verdeckung des Craters denkt. Der Unterschied zwischen der ersten und letzten Abbildung, ist hauptsächlich, dafs jene ein geschlossenes, diese ein gegen Norden geöffnetes Cratergebirge zeigt; zwischen beiden liegt wenigstens eine, der ersteren ganz entsprechende Ansicht, während mehrere ganz, und zwar bis zur Unkenntlichkeit, davon abweichende, dazwischen liegen. Um über die wahre Beschaffenheit des *Alhazen* aufs Reine zu kommen, suchte ihn *Kunowsky* im J. 1821 aufs Neue (Astr. Jahrb. 1825), fand aber den Crater, den *Schroeter* zuletzt geöffnet gesehen hatte, gänzlich verschwunden. Im Jahrb. 1827 trat Hr. *Pastorff* (nicht 1828 und nicht *Köhler*, wie die Verf. irrthümlich schreiben) dieser Beobachtung, durch eine Reihenfolge von 6 Zeichnungen entgegen, welche an der Stelle des *Alhazen* etwas zeigen, was wohl mit den *Schroeter*schen Zeichnungen zusammengereimt werden kann. Jedenfalls macht es die beträchtliche Veränderlichkeit des Anblickes dieser Gegend anschaulich; so wie es, übereinstimmend mit *Schroeters* eigenen Wahrnehmungen, zeigt, dafs diese Veränderlichkeit, so auffallend sie hervortritt, auch wieder zu den früheren Zuständen zurückführt. Hierdurch verliert die Annahme *wirklicher* Veränderungen des *Alhazen* die Wahrscheinlichkeit, und würde sie erst wiedererlangen, wenn nachgewiesen werden könnte, dafs entweder das sichtbare Zurückkehren zu dem früheren Zustande nicht vollständig genug, oder kein wirkliches ist. Indessen bleibt es doch wünschenswerth, den Grund näher kennen zu lernen, welcher den scheinbaren gänzlichen Widerspruch zwischen Wahrnehmungen von *Schroeter* und *Kunowsky*, mit anderen, auch von *Schroeter* und Herrn *Pastorff* erzeugt hat. Ich habe also bei unseren Selenographen nachgesehen und nachgelesen: ihre Karte zeigt ein mit zwei Gipfeln versehenes Gebirge (α), welches ich für dasselbe halte, welches *Schroeter* südlich von *Alhazen* gezeichnet hat; nördlich von diesem Gebirge, seiner relativen Lage nach übereinstimmend mit *Schroeters Alhazen*, zeigt sie *ein Thal*, welches von zwei gekrümmten, ihre Höhlungen gegeneinander kehrenden Bergrücken eingeschlossen, gegen Norden und Süden aber offen ist. Dieses Thal halten die Verf. für *Schroeters Alhazen*; sie erklären seinen Helligkeitswechsel durch verschiedene Beleuchtung und sein zuweilen stattfindendes Verschwinden, durch seine Oeffnungen, durch welche sein Grund mit dem gleich hell erleuchteten Mare Crisium in Verbindung tritt, so dafs es einen Theil desselben auszumachen scheint. — Um ganz vollständige Befriedigung hervorzubringen, müfste man noch zeigen, dafs dieses Thal, unter ähnlicher *Libration* und Stellung des Mondes gegen die Sonne, einen Anblick gewährt, welcher *Schroeters* verschiedenen Zeichnungen gemäfs ist; so wie auch, dafs dasselbe, oder was gelegentlich dafür angesehen sein mag, sich unter den Umständen, unter welchem *Schroeter* veranlafst wurde, es zum Vergleichungspunkte auszuwählen, wirklich mehr oder weniger dazu eignete. — Um keine Verwirrung zu veranlassen, erinnere ich noch, dafs die Verfasser einen anderen, südlicher gelegenen Gegenstand, nämlich ein wirkliches Cratergebirge, *Alhazen* nennen. — Bei einer anderen Gelegenheit bemerken sie, dafs Gegenstände in der Nähe der Ränder des Mondes immer die gröfsten Schwierigkeiten darbieten werden, wenn Zweifel gegen ihre Unveränderlichkeit erhoben werden; in welchem Maafse diese Bemerkung gegründet ist, mag auch das über *Alhazen* angeführte zeigen. Ich erinnere bei dieser Gelegenheit daran, dafs eine Reihenfolge von Beobachtungen einer Mondsgegend, welche in aufeinanderfolgenden Monaten, immer an demselben Tage des Mondesalters vorgenommen wird, einen ganz anderen Ein-

druck davon gewähren kann, als eine andere Reihe, welche man bei demselben Mondsalter, aber die halbe Umlaufszeit der Apsiden später, macht; vielleicht erklärt sich hierdurch einigermafsen, warum *Schroeter* den später oft anhaltend so unbestimmt erscheinenden *Alhazen* zu einem Vergleichungspunkte wählte. —

Ich halte für überflüssig, von *Beer* und *Mädlers* Arbeit über den Mond mehr zu sagen: sollte mir nicht gelungen sein, durch das Gesagte ihr Wesen zu bezeichnen, so würde es mir durch das, was ich noch hinzusetzen könnte, noch weniger gelingen. Auch mein Gesammturtheil darüber brauche ich nicht besonders auszusprechen, da meine beiden Anzeigen klar genug zu Tage legen, dafs der Anfang und das Ende der Arbeit mich erfreuet haben. Aber ich finde gut, zu sagen, welchen wissenschaftlichen Rang ich diesen Beschäftigungen mit dem Monde beilege. Ich lege ihnen *den* Rang bei, den ich astronomischen Arbeiten einräume, die eine *grofse* Lücke der Wissenschaft ausfüllen; die nach einem umfassenden Plane entworfen und mit durchgreifendem Fleifse ausgeführt sind; deren Ausführungsart den Beweis liefert, dafs sie nicht unbedacht, sondern nach erlangter Ueberzeugung von der Hinlänglichkeit der Kräfte, unternommen wurden. Solchen *seltenen* Arbeiten gebührt ein *hoher* Rang, und diesen räume ich der gegenwärtigen mit Vergnügen ein. — Mögen *Beer* und *Mädler* sich ihres schönen Werkes erfreuen, und möge auch der Neid seinen Werth unangetastet lassen! —

F. W. Bessel.

LIV.

Monumenta Germaniae historica inde ab anno Christi 500 *usque ad annum* 1500 *auspiciis societatis aperiendis fontibus rerum Germanicarum medii aevi edidit* G. H. **Pertz**. *Scriptorum Tomus I. Hanoverae impensis bibliopolii aulici Hahniani* 1826. *fol. XXVI*, 660 *pag*. — *Scriptorum Tomus II. ib.* 1829. *XIV*, 840 *pg*. — *Legum Tomus I. ib.* 1835. *XXXVI*, 578 *pg*. — *Legum Tomus II. ib.* 1837. *XXIV*, 582, *Pars* 2. 218 *pag*.

Erster Artikel.

Jeder der auch nur gelegentlich den Versuch gemacht hat, über einen Punkt der vaterländischen Geschichte sich aus den Quellen zu unterrichten, weifs, wie schwer, wie fast unmöglich es bislang war, ich sage nicht eine vollständige, sondern auch nur eine irgend befriedigende Kenntnifs derselben zu erlangen. In mehr als 50 Sammlungen und aufserdem in unzählige kleine Schriften zerstreut waren nach und nach die Schriftsteller der deutschen Geschichte, der allgemeinen wie der speciellen herausgegeben worden; fast keine Bibliothek konnte sich rühmen, Alles zu besitzen, was nothwendig hierhin gehörte; einige Quellen waren oft, andre einmal, manche noch gar nicht vollständig edirt, kein einziger Autor — man darf es sagen — genügend, die meisten auf solche Weise bekannt gemacht, dafs ihre Fehlerhaftigkeit allen Glauben übersteigt. Dies hatte die nothwendige Folge, dafs an eine kritische Benutzung der Quellen in der deutschen Geschichte des Mittelalters kaum irgend zu denken war; jeder nahm und brauchte was ihm zur Hand lag; Bestrebungen und Hinweisungen aufs Richtige wie in Semlers interessantem Buche blieben unbeachtet, manche Vorschläge und Versuche wie von Gatterer, Krause, Röfsler u. a., der Sache abzuhelfen kamen nicht zur Ausführung und waren meist schon in ihrer Anlage verfehlt. Die Mangelhaftigkeit der bisherigen Quellenbenutzung gränzt wirklich ans Unglaubliche; grofse und beinahe vollständige Kenntnifs des Materials zeigt sich nur in der sehr mit Unrecht vernachläfsigten Reichshistorie von Hahn; bis auf die neuste Zeit hinab hat nur Stenzel eine umfassendere Arbeit auf kritisches Quellenstudium gegründet.

Da war es denn wohl ein erfreuliches Ereignifs, als ein Mann, den Deutschland als seiner gröfsten einen verehrt, auftrat, und dem lange schwer gefühlten Bedürfnisse abzuhelfen, entscheidende Schritte that. — Auch waren andere Nationen schon mit nachahmungswerthem Beispiele vorangegangen. Italien hatte durch den Fleifs Eines Mannes und den Eifer einer Gelehrtengesellschaft seine 28 Bände Scriptores; in Frankreich hatten die Benedictiner der Congregation S. Maur ihren unsterblichen Verdiensten um Geschichte und Alterthumskunde auch das hinzugefügt, eine vollständige Ausgabe der historischen Denkmäler zu unternehmen; in Dänemark war eine Sammlung der Geschichtschreiber ihrer Vollendung nahe, in andern Ländern wenigstens manches in ähnlichem Sinne geschehen

ben. In Deutschland war es bei Versuchen geblieben, und wahrscheinlich noch lange hätten wir an dem Alten uns genügen lassen müssen, wenn nicht Steins Aufruf zur rechten Stunde gekommen wäre. Er mufste in der Zeit, wo jeden ein doppelt lebhaftes Interesse an das gemeinsame, eben befreite Vaterland knüpfte, den allgemeinsten Anklang finden. Die historischen Studien begannen einen neuen Aufschwung zu nehmen; man hatte sich von vielen Seiten dem deutschen Mittelalter zugewandt, Recht, Sitte und Poesie desselben durchforscht und sich angeeignet; allen Bestrebungen kam dieser Aufruf entgegen, und mufste alle, die beizutragen vermochten, zur Theilnahme gewinnen. — Staatsmänner und Gelehrte verbanden sich zur Förderung des Unternehmens, und so bildete sich, um eine Gesammtausgabe der Quellenschriftsteller des deutschen Mittelalters zu begründen, am Anfang des Jahrs 1819 zu Frankfurt die Gesellschaft für ältere deutsche Geschichte; eine Centraldirection übernahm die Führung des Ganzen; mit der Leitung der Geschäfte und der dereinstigen Ausgabe wurden einige Mitglieder besonders beauftragt. Man vereinigte sich über einzelne allgemeine Grundsätze, eine erste Ankündigung berichtete über das Unternehmen und forderte zur weitern Theilnahme auf.

„Der Zweck dieser Sammlung ist, heifst es hier, alle Quellenschriftsteller deutscher Geschichten des Mittelalters dem historischen Forscher in möglichster Aechtheit und Eigenthümlichkeit zugänglich, und jede andre Ausgabe der aufzunehmenden Schriften oder jede Vergleichung derselben zur Verlässigung des Textes ihm entbehrlich zu machen." — Als Werke die in Betracht kommen werden Geschichtschreiber, Biographien und wichtige Briefsammlungen genannt, was aber die Ausgabe selbst betrifft, die deutschen Gelehrten aufgefordert, sich einzelne Schriftsteller zur Bearbeitung zu wählen. Man wünschte aufserdem Vorschläge und Bemerkungen jeder Art, und bestimmte für diese und alle vorläufigen Mittheilungen das heftweis erscheinende Archiv der Gesellschaft. Man fing die Arbeiten damit an, die Bibliotheken zu untersuchen; ein Bundestagsbeschlufs hatte gleich anfangs die Sache der Beachtung und Unterstützung aller deutschen Staaten empfohlen, und in Folge davon wurden alle Archive und Bibliotheken für die Zwecke der Gesellschaft geöffnet. Einzelne Collationen wurden gemacht, die Bearbeitung mehrerer Autoren übernommen. Wichtiger aber war es, dafs auf den Antrag Steins die Untersuchung und Benutzung zuerst der Wiener Handschriften einem Gelehrten besonders übertragen wurde; der jetzige Herausgeber unterzog sich der Arbeit, und ging von hier nach einem $1\frac{1}{2}$jährigen Aufenthalt nach Italien, um hauptsächlich die römischen Schätze auszubeuten. Man weifs, wie Aufserordentliches er hier geleistet hat; seine auf diesen Reisen gemachten Arbeiten sind die eigentliche Grundlage alles dessen, was bisher bekannt gemacht worden ist: keine Klasse historischer Denkmäler ist ohne die wesentlichste Bereicherung geblieben; für alle Perioden des Mittelalters ist vorgearbeitet und wenigstens Einzelnes geschehen.

Auch in Deutschland, der Schweiz, Frankreich und England wurden unterdessen einzelne Arbeiten ausgeführt, das Archiv der Gesellschaft zeigt, was an Beiträgen und Mittheilungen von den verschiedensten Seiten einging, und die Vorrede des ersten Bandes der Monumenta bezeichnet näher die wichtigsten der Förderer des Unternehmens. Ich nenne hier keinen, um keinen zu übergehen.

So sehr aber auch diese Bestrebungen die vollkommenste Anerkennung verdienen, und so wenig hier die Absicht sein kann, den Verdiensten irgend eines der Theilnehmer zu nahe treten zu wollen, so dürfte doch behauptet werden können, dafs auf dem bisher befolgten Wege die Sache nie zur befriedigenden Ausführung gelangt wäre. Die Vertheilung der Schriftsteller war mehr nach Willkühr als mit Urtheil und Einsicht geschehen; viele die Arbeiten übernommen hatten waren gestorben oder auf andere Weise beschäftigt; das Verzeichnifs am Anfang des 4ten Bandes des Archivs zeigt, dafs doch sehr wenig nur in dieser Beziehung geschehen war. Die Herren Büchler und Dümge, Secretär und Redacteur der Gesellschaft, von Frankfurt versetzt, mufsten im Jahr 1823 ihre Stellen aufgeben; auch die meisten Mitglieder der Centraldirection wurden durch Entfernung der Sache entfremdet. —

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 88.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1837.

Monumenta Germaniae historica inde ab anno Christi* 500 *usque ad annum* 1500 *auspiciis societatis aperiendis fontibus rerum Germanicarum medii aevi edidit G. H. Pertz.

(Fortsetzung).

In dieser Lage der Dinge *) wurde schon während seines Aufenthalts in Italien dem jetzigen Herausgeber von Stein der Antrag gemacht, die Leitung des Ganzen zu übernehmen. Er kam im Herbste des Jahres zurück, entwarf einen vorläufigen Plan, der aufser von Stein, von Niebuhr und mehreren anderen Gelehrten gebilligt und auf einer Zusammenkunft in Frankfurt am Anfang des Jahres 1824 von den anwesenden Mitgliedern der Centraldirection, als Grundlage für die Herausgabe der Monumenta Germaniae historica angenommen wurde.

Es wurden 5 Abtheilungen der Quellen festgesetzt: Geschichtschreiber, Gesetze, Urkunden, Briefe, vermischte kleine Denkmäler, passend als Antiquitates bezeichnet. Die Sammlung sollte im Allgemeinen bis zum Ende des 15ten Jahrhunderts alles, was hierhin gehört, umfassen, und dabei auf alle deutsche Stämme Rücksicht genommen werden. Erst bei der entschiedenen Trennung der von Deutschland aus gestifteten Reiche wurde ihre Geschichte verlassen: aber eine Beachtung der italienischen Verhältnisse bis gegen das Ende des Mittelalters hin war nicht von der Hand zu weisen, die Geschichte der späteren Ausbreitung deutscher Herrschaft und deutschen Wesens durchaus eingeschlossen. Bei allen Denkmälern wurde diplomatisch treue Herstellung des Werkes aus den besten Quellen das erste und oberste Gesetz. Jedem sollte eine literarische Einleitung vorangehen, die nöthigen Anmerkungen in aller Kürze hinzugefügt werden. Unter den Geschichtschreibern waren besonders nur die zu berücksichtigen, die als ursprüngliche Quellen sich erwiesen; abgeleiteten Erzählungen sollte nur eine geringere Aufmerksamkeit zugewandt, doch immer möglichst die Integrität eines bedeutenderen Werkes aufrecht erhalten werden. Für die Bearbeitung der Urkunden wurden andre Grenzen und nähere Bestimmungen festgesetzt.

Diese Grundsätze wurden öffentlich bekannt gemacht und auch den drei deutschen Academien zur Begutachtung vorgelegt; da keine wesentlichen Einwendungen von irgend einer Seite laut wurden, durften sie als allgemein gebilligt angesehen werden. Zur Ordnung des Ganzen wurde zugleich bestimmt, dafs wer von den ältern Mitarbeitern ein Jahr und länger seine Theilnahme auf keine Weise bezeuge, nach §. 4. der ersten Statuten als der Gesellschaft nicht mehr angehörig betrachtet werden solle. Dafs es bei der völligen Planlosigkeit und Willkühr der ersten Vertheilung einer solchen Mafsregel bedurfte, wird keiner läugnen, der Arbeiten, wie sie z. B. eingelaufen oder auf eigne Hand dem Publikum vorgelegt worden sind, näher kennt. Dagegen wurde um diese Zeit in dem Dr. Böhmer zu Frankfurt ein eben so thätiges als tüchtiges Mitglied gewonnen, der allmählich ganz die Leitung der dortigen Angelegenheiten übernahm und seinen Fleifs bald vorzugsweise den Urkunden zuwandte.

Unterdessen wurde die Herausgabe selbst begonnen, und die beiden ersten Bände noch bei Lebzeiten Steins, der bis zum letzten Augenblicke mit dem regsten Eifer und der ausdauerndsten Thätigkeit an allen Maafsregeln Theil nahm, vollendet. Die nicht geringen Kosten, die in der Reihe der Jahre bisher verwandt waren, hatten theils die grofsmüthigen Beiträge

*) Wahrscheinlich in diese Zeit gehört die Aufforderung Steins an die Berliner Akademie die Leitung des Unternehmens zu übernehmen, ein Wunsch, den sie, mit andern grofsen Arbeiten beschäftigt, nicht erfüllen konnte. Ganz genau bin ich jedoch über die Zeit nicht unterrichtet.

des Stifters und einiger Mitglieder des ersten Vereins bestritten, theils die Liberalität mehrerer Regierungen und hoher und höchster Personen bewilligt. Doch war für die Dauer keine Unterstützung gesichert, in dieser Beziehung zuerst schien der Eifer erkalten zu wollen. Die Kosten des Druckes freilich wurden durch den Absatz gedeckt; wer aber die Gröfse der für ein solches Werk erforderlichen Arbeiten und Hülfsmittel kennt, wird leicht ermessen, dafs den übrigen Bedürfnissen dadurch nicht abgeholfen werden konnte. Es schien dies auf einen Augenblick die Fortsetzung des Unternehmens gefährden zu können, zumal als die Bewegungen des Jahrs 1830 ganz Europa erschütterten und mit gewaltsamer Aufregung bedrohten. Unter kriegerischen Rüstungen und Bedrängnissen der meisten Regierungen daheim und nach aufsen konnte den gelehrten Arbeiten die nöthige Beachtung nicht geschenkt werden. Dennoch wurden die Arbeiten fortgesetzt; mehrere spätere Reisen des Herausgebers in Deutschland, Frankreich und England hatten neue Hülfsmittel herbeigeschafft und der Sache neue Freunde gewonnen; im Verein mit diesen bereitete man die künftigen Bände vor. Böhmer lieferte seine trefflichen Register als Vorarbeit zu der Ausgabe der sämmtlichen Kaiserurkunden. Um dieselbe Zeit (1831) erlitt das Unternehmen durch den Tod Steins einen grofsen und schmerzlichen Verlust. Der Staatsminister von Nagler, der seit einiger Zeit an der Centraldirection Theil nahm, sicherte in der Folge durch sein Ansehn der Gesellschaft die Gunst der deutschen Regierungen. — Inzwischen hatte auch die erste Aufregung sich gelegt, die innern Verhältnisse der Staaten wurden geordnet, die augenblickliche Störung vergessen und die ersten Arbeiten wieder aufgenommen. Auch für die Monumenta kam eine günstigere Zeit. Der Versammlung der Abgeordneten des deutschen Bundes in Wien wurde die Lage und der Fortgang des grofsen deutschen Nationalwerkes zur Berücksichtigung vorgelegt, unter Vorgang des Staatskanzlers Fürsten Metternich von allen die Wichtigkeit desselben anerkannt und eine Sicherstellung der Ausführung durch Bewilligung hinreichender Mittel für nöthig erachtet. In Folge hiervon empfahl ein Beschlufs des Bundestags die Sache der Aufmerksamkeit der einzelnen Regierungen, und von den sämmtlichen deutschen Staaten wurde mit hoher Liberalität ein bedeutender jährlicher Zuschufs bewilligt, der die Fortsetzung der Monumenta sichert, und es möglich macht, im vollsten Umfang die begonnenen Arbeiten weiter zu führen und hoffentlich dereinst glücklich zu beenden. Neue Verbindungen wurden angeknüpft, mehrere wissenschaftliche Reisen unternommen, und zahlreiche neue Hülfsmittel herbeigeschafft. Zugleich wurde zu der Herausgabe der nächsten Bände geschritten, von denen zwei uns bereits vorliegen, und die nächsten in möglichst kurzer Zeit nachfolgen werden.

Ich wende mich zu der Betrachtung des Einzelnen. Die beiden ersten Bände der Monumenta umfassen die Geschichtschreiber der karolingischen Periode. Der Grund, dafs mit diesen der Anfang gemacht wurde, lag wohl zumeist in dem zufälligen Umstande, dafs der jetzige Herausgeber des Ganzen zuerst besonders mit dieser Periode beauftragt war und auf seinen Reisen sein vorzüglichstes Augenmerk auf die Quellen dieser Zeit gerichtet hatte. Hier waren die Vorarbeiten am weitesten fortgeschritten, und die Ausgabe selbst konnte ohne bedeutenden Verzug erfolgen. Die Geschichtschreiber der frühern Zeit bis zum Ende der merowingischen Herrschaft bleiben einigen einleitenden Bänden vorbehalten. Es war aber von Anfang an natürlich nie daran gedacht worden, nach Art des französischen Recueil des historiens de France, deren Vorbild auch die längst schon begonnene, aber bis jetzt durch unangenehme Verhältnisse in ihrem Erscheinen verzögerte Sammlung der englischen Scriptores gefolgt ist, die einzelnen Historiker aller Perioden zu zerstückeln und ihre Fragmente unter gewisse Zeiträume zu zertheilen. Der Nachtheil, der daraus allem ernsten Studium der Quellen erwächst, wird durch die Bequemlichkeit, das Zusammengehörige bei einander zu finden, auf keine Weise aufgewogen, und es trägt jene Anordnung gewifs nicht wenig dazu bei, den Werth jener grofsen Sammlung zu vermindern. — In diesen beiden ersten Bänden konnten also nur Schriftsteller ihren Platz finden, die vorzugsweise dieser Periode angehören. So finden wir am Anfang des ersten Bandes die kurzen Annalen der Zeit, denen die gröfsern annalistischen Werke folgen. Den 2ten Band eröffnet die Sammlung der Sanct. Gallischen Schriftsteller; dann folgen Nachträge zu den Annalen des ersten Bandes, endlich Lebensbeschreibungen und Darstellungen einzelner Begebenheiten und kürzerer Perioden. Die Nach-

richten späterer Autoren, die in ihren Werken auch diese Periode behandeln, können natürlich erst in der Folge ihre Stelle finden. — Außerdem machten noch manche andre Umstände eine Beschränkung des allgemeinen Planes nothwendig. Für einige Quellen fehlten doch für den Augenblick noch die nöthigen Hülfsmittel, bei andern konnte es zweifelhaft sein, ob sie zur merowingischen oder karolingischen Zeit gerechnet werden sollten; die Aufnahme der italienischen Historiker der Zeit, die in dem Kreis der gestellten Aufgabe liegen, wurde durch den Umfang des Bandes unmöglich gemacht. So sind die vitae pontificum, und sie gewiß sehr passend, den einleitenden Bänden vorbehalten; eben dahin kommt des Paulus Diaconus hist. Langobardorum mit ihren Fortsetzungen und was von der historia miscella Aufnahme verdient. Die italienisch-langobardischen Geschichtschreiber des 9ten Jahrhunderts werden mit denen des 10ten vereinigt im nächsten Theile erscheinen. Eher als diese möchte man einige kleine Schriften wie den Anonymus de conversatione Karantanorum und noch einige der wichtigeren vitae Sanctorum, z. B. des Wunebald, Willibald, Gregorius Trajectensis u. a. vermissen. Doch muß man auf die Gründer des Christenthums namentlich im südöstlichen Deutschland (Rupertus, Kilian, Corbinian) noch einmal zurückkommen, und da lassen die bezeichneten Stücke nicht unpassend sich anschließen. Schwerer wird dem Leben der Hathumoda von Agius, dem der Liutburgis und des Bertharius chronicon Virdunense eine Stelle anzuweisen sein, da sie durchaus innerhalb der Grenzen der karolingischen Periode fallen und doch nicht ganz übergangen werden dürfen. Die kurze chronica Francorum im Jahr 855 geschrieben bei du Chesne (I. p. 797) und Labbé (I. p. 330) ist wohl als unbedeutend mit Absicht ausgeschlossen.

In anderer Beziehung sind jedoch die Grenzen der Periode auch nicht selten überschritten worden; es ist theils durch die Aufnahme der sämmtlichen Sanct. Gallischen Schriftsteller geschehen, die aber jeder nur zweckmäßig finden wird, theils besonders bei den kleineren Annalen. Freilich war hier weniger als irgendwo ein strenges Festhalten einer bestimmten Grenze möglich, da diese oft Jahrhunderte lang aus gleichzeitigen Aufzeichnungen auf Einem Blatte oder doch in Einem Kloster bestehen, und der Zusammenhang der einzelnen unter einander es oft wünschenswerth und nothwendig macht, auch die späteren mit in den Kreis der Betrachtung zu ziehen. Doch, glaube ich, ist der Herausgeber hier mitunter zu weit gegangen. Eine vollständige Sammlung aller kleinern Annalen der frühern Jahrhunderte konnte in diesen Bänden doch nicht erreicht werden, und war auch nicht der Plan *); es hätten daher manche, die hier mitgetheilt sind, für die späteren Zeiten, denen sie eigentlich angehören, aufbewahrt werden können. Aus dem ersten Bande rechne ich z. Th. schon die Annales Colonienses dahin, deren erste Hand erst 957 schließt, in weit höherem Grade aber die Ann. Brunnslavenses von 1000—1125, deren Aufnahme mir durch nichts gerechtfertigt scheint, und für die schon der 2te Band uns Supplemente bringt. In diesem scheinen mir die Annales Gandenses — 1350 ungehörig, weniger die Ann. Lobienses, wohl dagegen die Besuenses, Lemovicenses, das Chron. Coloniense, vor allen aber die Ann. Wirciburgenses, die aus dem Hermann Contract abgeleitet, mit dem Ekkehard Uraugiensis und den Ann. Hildesheim. verwandt, gewiß hier unter echten und gleichzeitigen Denkmälern der karolingischen Zeit keine Aufnahme verdient hätten. Denn am Ende der Gesichtspunkt, was für den Augenblick gerade passend gegeben werden kann, darf doch nicht der überwiegende sein bei der Anlage eines Werks, bei dessen Wichtigkeit und großem Umfang auch die zweckmäßige Ordnung in Betracht kommen und einst den Gebrauch erleichtern muß.

Aber abgesehen von jenen Stücken geben die beiden ersten Bände der Scriptoren eine ebenso reiche als interessante Zusammenstellung von gleichzeitigen kurzen Annalen, die uns über die Entstehung und Verbreitung derselben zum erstenmal ein befriedigendes Licht gewähren. Wir sehen, wie in fast allen Klöstern die Jahrescyclen benutzt werden, alljährig kurze Notizen über die wichtigsten Begebenheiten daheim und in der nächsten Umgebung oder im Heere und am Hofe des Königs, über Himmelserscheinungen und Zufälle der verschiedensten Art aufzuzeichnen, wie diese bei der Stiftung neuer Klöster oder bei andern Gelegenheiten von einem in das andere übertragen, dort abge-

*) Denn von den Ann. Lobienses und Elnonenses sagt der Herausg. selbst I. p. 4, weil sie mehr die spätere Zeit umfassten: inter Carolingii aevi monumenta minime collocandos esse judicavi.

schrieben, vermehrt und fortgesetzt wurden, später oft ein fleifsiger Mönch mehrere zusammenschrieb, sie ordnete und erweiterte, endlich bei der wachsenden Bildung und dem zunehmenden Interesse an Geschichte dieses Materials sich fähige Männer bemächtigten und umfangs- und inhaltsreiche Werke bildeten, wie sie in den Ann. Laurissenses und deren Ueberarbeitung durch Einhard uns vorliegen. — Der Herausgeber macht auf diese Fortschritte der historischen Darstellung aufmerksam (I. p. 1—3 vgl. Archiv VI. p. 258); er meint überhaupt nachweisen zu können, wie sie von jenen rohesten Anfängen aus sich auf ganz selbstständige und unabhängige Weise in Deutschland fortgebildet habe. Ich kann doch nicht in Allem beistimmen. Wir dürfen wohl nicht vergessen, dafs jene dürftige Annalistik nie die einzige Art der Geschichtschreibung war, dafs gleichzeitig mit ihren ersten Anfängen auch ausführlichere Werke geschrieben wurden, dafs auch später in der Blüthezeit geschichtlicher Arbeiten in den Klöstern man immer zu der einfachen Aufzeichnung zurückkehrte und durch alle Jahrhunderte sie fortsetzte, ohne dafs doch immer aufs Neue aus diesen Anfängen die eigentliche Geschichtschreibung sich entwickelt hätte. So sehr daher auch immer die Bedeutung dieser mehr und mehr sich vervollkommnenden Annalistik anerkannt werden mufs, so wenig dürfte doch eine stetige Entwickelung aus ihr bis zu den Werken eines Einhard angenommen werden können, und es scheint daher wenig zu bedeuten, ob die ersten Anfänge der vorhandenen Annalen von England, wie doch sehr wahrscheinlich ist (vergl. II. p. 237 Lappenberg engl. Gesch. p. XLVI) übertragen oder in Deutschland selbst aufgezeichnet worden sind.

Sehr zweckmäfsig sind die unter sich verwandten Annalen bei der Ausgabe verbunden, und von spätern, zu verschiedenen Zeiten verfafsten oder aus verschiedenen Aufzeichnungen zu einem Ganzen zusammengesetzten Werken die sich entsprechenden Theile neben einander gesetzt, die übrigen Stücke an ihre Stelle gebracht, der selbstständige oder wenigstens nicht weiter abzuleitende Theil für sich gedruckt. Ich meine, man mufs, wenn Annalen auf solche Weise zusammengesetzt worden sind, dafs sich mit Sicherheit verschiedene Bestandtheile oder um Jahrhunderte von einander entfernte Verfasser nachweisen lassen, überall dies Verfahren festhalten und selbst die nicht zusammengehörigen Stücke, wenn der übrige Zusammenhang es fordert, in verschiedene Bände setzen dürfen. Dasselbe gilt von den Fortsetzungen; es scheint mir unerläfslich, eine solche die um Jahrhunderte später in dem Geiste einer ganz anderen Zeit und mit Benutzung späterer Quellen, die erst nachher herausgegeben worden, geschrieben ist, von dem Hauptwerke zu trennen und an der gehörigen Stelle einzureihen. Wenigstens der Versuch, den entgegengesetzten Plan festzuhalten, überall Hauptwerk und Fortsetzung zu verbinden, wird zu argen Unzuträglichkeiten führen, z. B. beim Lambert von Aschaffenburg unter den fränkischen Kaisern seine Fortsetzungen des 14ten und 15ten Jahrhunderts aufzunehmen, oder bei dem Chron. epp. Merseburgensium (Ludewig Rel. V.), dessen erster Verfasser in der Mitte des 12ten Jahrhunderts lebte, die bis ins 16te Jahrhundert fortgeführte Geschichte. Wollen wir aber dies nicht, dürfen wir auch nicht mit dem Ekkehardus Uraugiensis den zweiten Theil des Urspergensis verbinden; wir müfsten wenigstens auch die Ann. Bosovienses, die unter dem Namen des Heinricus Stero bekannten Annalen und andere hinzufügen, da diese nicht minder wie jene an den Ekkehard anknüpfen. Unsere mittelaltrigen Annalen sind grofsentheils Fortsetzungen des Beda, und doch wird keiner dadurch veranlafst werden, alle als Anhang zu ihm zu betrachten. Also, um ein Beispiel zu wählen, das bald zur Entscheidung kommen mufs, wird man von den Ann. Hildesheimenses, deren erster Theil als mit den Ann. Laurissenses minores wörtlich gleichlautend nicht in Betracht kommt, nur den 2ten — 1040 in dem nächsten Band, die Fortsetzung — 1137, die zum Theil aus Hermann Contract geflossen ist und eine ganz andere Behandlungsweise zeigt, später geben müssen. Bisher kam die Sache nicht eben zur Sprache, da unter den Fortsetzungen nur der Cont. Reginonis die Grenzen der Periode überschreitet, gegen dessen Aufnahme aber nichts zu erinnern sein wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 89.
Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.
November 1837.

Monumenta Germaniae historica inde ab anno Christi 500 usque ad annum 1500 auspiciis societatis aperiendis fontibus rerum Germanicarum medii aevi edidit G. H. Pertz.

(Fortsetzung.)

Ein zweiter Gesichtspunkt, der bei der Ausgabe beobachtet wurde, ist die Zusammenstellung der Annalen nach den Provinzen, in denen sie entstanden sind. Von Belgien ausgehend finden wir aus fast allen Theilen Deutschlands Beispiele dieser alten und einfachsten Historiographie. Zu bedauern ist nur, dafs die im 2ten Bande gegebenen Nachträge nicht gleich an ihrer Stelle haben eingereiht werden können, wenn es gleich auch erfreulich ist, dafs in so kurzer Zeit eine so reiche Ausbeute z. Th. bisher unbekannter Quellen hinzuzufügen war. Besonders eine Reise des Herausgebers nach Frankreich und England hat dies möglich gemacht. — Im Ganzen sind es über 40 Quellen von verschiedenem Umfang und Werthe, die in dieser Classe uns geboten werden, und die Alles umfassen, was bisher sehr zerstreut und mangelhaft bekannt gemacht oder handschriftlich aufgefunden war. Nachträge werden sich aus gedruckten Werken kaum geben lassen, und nur die in der Einleitung ausgesprochene Hoffnung, dafs noch in den Bibliotheken ähnliche, bisher oft unbeachtete kurze Aufzeichnungen verborgen liegen und dereinst ans Licht gezogen werden möchten, scheint Aussicht auf Vermehrung des Apparats zu geben. Zwei sehr kurze Exemplare von Ann. Augienses hat seitdem Mone bekannt gemacht; die von demselben herausgegebenen Ann. Sithienses werden kaum Beachtung verdienen, da sie nicht, wie er vermuthet, als Quelle des Einhard betrachtet werden können, sondern, wie anderswo zu zeigen ist, aus seinen und den Ann. Fuldenses excerpirt worden sind.

Inhaltsreicher und für die eigentlich historische Belehrung bei weitem wichtiger sind die grofsen annalistischen Werke, wie sie zuerst in Lorsch entstanden, dann durch Einhard die allgemeinste Verbreitung fanden, und bald an mehreren Orten in ähnlicher Weise geschrieben wurden. Was sich in der Art erhalten hat bringt der erste Band, der zweite als neuen Erwerb die ähnlichen Ann. Xantenses; dieser ist aufserdem, wie schon gesagt ist, vorzüglich bestimmt, die Geschichte einzelner Orte, Begebenheiten, so wie die vorhandenen Lebensbeschreibungen zu umfassen. Aufser den Biographien Karls des Grofsen und seines Sohnes Ludwigs sind es vorzugsweise die bedeutender Geistlichen, die entweder vollständig oder auszugsweise hier mitgetheilt worden sind. — Es wird schwer sein, über die Grundsätze, die bei der Aufnahme der vitae sanctorum festgesetzt werden müssen, ganz ins Reine zu kommen. Unzweifelhaft sind sie für viele Begebenheiten, für die Zustände des Lebens überhaupt unsere wichtigste historische Quelle, und sie verdienen gewifs die gröfste Aufmerksamkeit. Auf der andern Seite ist auch nicht zu verkennen, wie oft sehr unbedeutende oder wenigstens minder wichtige Erzählungen den gröfsern Theil der vitae selbst bedeutenderer Männer bilden, wie dagegen in manchen, die an und für sich gar nicht in Berücksichtigung kommen würden, sich einzelne sehr interessante und belehrende Stellen finden. Früh schon hat deshalb du Chesne den Weg eingeschlagen, aus sämmtlichen Heiligenleben solche Excerpte, die die Kunde der Geschichte zu bereichern schienen, seiner Sammlung einzuverleiben, Bouquet ist ihm gefolgt, und auch in den ersten Vorschlägen für die Herausgabe der deutschen Quellen ist etwas der Art öfter angerathen worden. Muratori dagegen weist dies entschieden von der Hand, er hat nur einige unedirte oder wenig zugängliche vitae berücksichtigt, diese aber vollständig gegeben. Ein Zusammenlesen kleiner Bruchstücke aus den vitis sanctorum kann nun

in den Monumenten gewifs nicht der Zweck sein; aus ihrem Zusammenhang gerissen verlieren die Stellen ihren Werth, und kein gründlicher Forscher wird sich mit ihnen genügen lassen. Auch sind die Acta SS. leicht keinem unzugänglich und in Mabillons chronologischer Anordnung des Einzelnen auch nicht schwer zu übersehen. Es kommen daher überall nur die bedeutenderen vitae in Betracht, die solcher Männer, die durch ihre Stellung selbst einen bedeutenden Einflufs auf den Gang der Begebenheiten geübt oder doch eine selbstständige und öffentliche Wirksamkeit erlangt haben. Diese aber, wenn sie von Zeitgenossen herrühren und mit einiger Einsicht geschrieben sind, dürften auch vollständige Aufnahme verdienen, weil die Schilderung ihres Lebens, wenn sie auch nicht überall die allgemeine Geschichte bereichert, doch zur genauen Kenntnifs der Zeit nicht wenig beiträgt. Nur in einzelnen Fällen möchte es hier noch räthlich sein, gröfsere unnütze Massen auszuscheiden, und überall wäre lieber das zu viel als zu wenig zu geben. Vielleicht ist, um den Stoff nicht zu sehr zu häufen, dies doch nicht immer beobachtet worden, und man könnte wohl wünschen, dafs einige auszugsweise gegebene vitae z. B. die des Adelhard nicht völlig so beschnitten wären, wie es geschehen ist. Ich kann es aus eigener Erfahrung bezeugen, wie ich für rein historische Zwecke zu der Ausgabe der Acta SS. zurückzugehen genöthigt worden bin. Und dies wird bei dem, was einmal hier vorliegt, gewifs nur selten geschehen, und soll, meine ich, nach dem Plan des Unternehmens wohl auch nicht nöthig sein.

Noch schwieriger ist es, da Alle zu befriedigen, wo es auf Aufnahme oder Beseitigung derjenigen Theile eines Werkes ankommt, die aus älteren Quellen entlehnt sind. Der Herausgeber ist hier mit möglichster Schonung verfahren, und ich glaube, er hat sich dadurch bei Vielen Dank erworben. Durch den Druck mit sehr kleiner Schrift ist der Umfang dieser Theile auf einen geringen Raum beschränkt worden; sie sind aber doch immer zur Hand und der historisch-literarischen Forschung näher geblieben, als wenn sie in Zukunft in den gewifs später mehr und mehr vernachlässigten älteren Sammlungen aufgesucht werden sollten. Natürlich wo ein ganzes Werk von einem späteren Verf. fast wörtlich wiederholt wurde, konnte von einem Wiederabdruck nicht die Rede sein, sondern nur eine Benutzung als Handschrift Statt finden. So sind die Ann. Metenses auf einen sehr geringen Umfang reducirt, und die zwei vitae *) Karls des Grofsen, die auf Einhards Annalen zurückzuführen sind, mit Recht übergangen; auch den Anfang von Ados und Erchamberts Chroniken wird man am Ende entbehren können. Aber es ist zu hoffen, dafs auch in Zukunft mit gleicher Behutsamkeit verfahren und der Text eines Autors nicht verworfen wird, wo er in eigner Darstellung wenn auch aus bekannten Quellen seine Geschichte verfafst habe, damit aufser der unmittelbaren Kenntnifs der Ereignisse, auch die Geschichte der Literatur in dieser Sammlung sich Auskunft holen kann.

Die Grundsätze der Behandlung und Bearbeitung, die als Norm für die Ausgabe der Monumenta gelten, sind in den bisherigen Bänden auf eine höchst würdige und alle Anforderungen befriedigende Weise ausgeführt worden. Fast alles was hier vorliegt ist von Pertz selbst bearbeitet; aufser ihm haben nur Ild. von Arx und Dahlmann Beiträge geliefert, viele andere jedoch durch einzelne Mittheilungen und Collationen die Sache gefördert. — Selbst ein Lob aus meinem Munde kann leicht als anmafslich erscheinen, doch mufs ich aussprechen, wie mir neben der umfangsreichen Gelehrsamkeit und den ausgezeichneten paläographischen und diplomatischen Kenntnissen des Herausgebers besonders die Sicherheit und der feste Takt in der Behandlung des Einzelnen, der Entfernung bedeutender Schwierigkeiten und der Begründung eines verläfslichen Textes die vollste Anerkennung, der Fleifs aber, mit dem die ungeheueren Vorarbeiten und die Ausarbeitung selbst vollendet worden sind, eine wahre Bewunderung zu verdienen scheinen. — Nur die grofse Vorliebe für die Sache und alle hierher gehörigen Studien kann mich bewegen etwas näher auf die Behandlung des Einzelnen einzugehen und hie und da einige Bemerkungen laut werden zu lassen.

Unter den kleinen Annalen ist ein grofser Theil wenn nicht zum erstenmal herausgegeben, doch wiederholt aus den Handschriften abgeschrieben worden;

*) Die eine, die des sogenannten monachus Engolismensis ist gar nicht einmal ein selbstständiges Werk, sondern ein Theil des Ademarus Cabannensis, wie, so viel ich sehe, noch nirgends ausdrücklich ausgesprochen ist, obwohl es sich schon aus Labbé II. p. 153 ergiebt.

nur bei einigen zuerst von du Chesne bekannt gemachten, mufste man sich bei der Ausgabe begnügen. Neu sind die Ann. Laubacenses, die gleich zu der ersten Gruppe gerechnet werden, deren älteste Heimath das Kloster S. Amand in Belgien ist, aus einem Codex zu Monza. Derselbe gab auch einen vierten Text der folgenden Ann. Alemannici, einer Ableitung der viel verbreiteten Annalen von Murbach im Elsafs, nachdem du Chesne, Zaccharia und Ussermann bereits drei bekannt gemacht hatten. Die verschiedenen Annalen von S. Gallen, unter denen die majores, früher unter dem Namen des Hepidan bekannt, die wichtigsten sind, erscheinen durch die Sorgfalt Ild. von Arx's aus dem Autographon hergestellt. Für die Augienses, die nach Baluzius edirt worden sind, finden sich nicht unbedeutende Nachträge und Berichtigungen im 2ten Band (p. 238), die aus eigner Ansicht der Pariser Handschrift geflossen sind. Ich übergehe die folgenden Stücke, unter denen die Ann. Salisburgenses, Fragmente sehr alter Fuldenses, die S. Columbae Senonenses und Weissemburgenses zum erstenmal erscheinen. Den Uebergang zu den gröfseren Annalen bilden die Laurissenses minores, zuerst von Lambecius herausgegeben, hier durch die Vergleichung einer Berner Handschrift in ihrer ursprünglichen Gestalt auch ohne die Zusätze des Fuldaer Mönchs, die sich im Wiener Codex finden, ans Licht gestellt. Einzelne Varianten aus einer Brüsseler Handschrift sind II. p. 194 nachgetragen. — Ein sehr grofser handschriftlicher Apparat wurde für die Ann. Laurissenses majores, früher als Loiseliani und plebeji bezeichnet, und die damit verbundenen Jahrbücher Einhards zusammengebracht, aus ihm der Text bis zur möglichsten Sicherheit festgestellt und dadurch viele schwankende und leere Vermuthungen beseitigt. Es zeigt ein Verkennen aller diplomatischen Kritik, wenn gegen die Auterität so alter und trefflicher Codices noch immer eigenen Hypothesen zu Liebe abgethane Lesarten aufgenommen und vertheidigt werden, wie in der Literatur unserer Tage nicht seltene Beispiele vorliegen. —

Die Ausgabe des sogenannten Poeta Saxo stützt sich auf die einzige vorhandene Handschrift, früher in Helmstädt jetzt in Wolfenbüttel, die wiederholt und nicht ohne Nutzen aufs genauste verglichen worden ist. — Dasselbe war leider mit der Pariser (früher im Besitze du Chesne's) für das Chron. Neissacense vor der Ausgabe nicht geschehen; ihre spätere Einsicht machte es nothwendig im 2ten Bande die letzten Seiten des Werkes noch einmal abdrucken zu lassen. — Für den aufzunehmenden Theil der Ann. Metences waren keine Hülfsmittel vorhanden, und sind wohl auch keine weiter bekannt; eine Handschrift des Jesuiterkollegiums zu Paris, vollständiger als du Chesne's Text, die Lelong verzeichnet (p. 336), fehlte schon bei der neuen Ausgabe seines Buchs (II. p. 122). Dagegen lassen die Hülfsmittel für die Ann. Fuldenses fast nichts zu wünschen übrig; eine Handschrift des 9ten und 10ten Jahrhunderts aus Schlettstadt gab für das Hauptwerk eine sichere Grundlage: auch die Fortsetzungen sind nicht ohne handschriftliche Berichtigung geblieben, wenn gleich der älteste noch vor einem Jahrhundert von Christ benutzte Codex nicht wieder aufzufinden war. Es ist auffallend, wie leicht selbst in den neusten Zeiten noch Handschriften in Vergessenheit gerathen oder verloren gehen, zumal wenn sie in die Hände von Privaten gelangt und nicht wie die von Bongars an Einem Orte niedergelegt worden sind.

Die Ann. Bertiniani wurden zuerst von du Chesne aus einer vom Jesuiten Rosweid gemachten, vom Pater Bollandus ihm mitgetheilten Abschrift eines Codex des Klosters S. Bertin edirt; Bouquet benutzte bei seiner Ausgabe eine Handschrift, die er anfangs für das Original jener Copie hielt (VI. p. 192), später aber (VI. Praef. u. VII.) für verschieden erklärte. Der Herausgeber konnte nur auf diese Ausgaben zurückgehen und mufste, da der Text an nicht wenigen Stellen Spuren offenbarer Verderbung zeigt, durch Vergleichung der abgeleiteten Quellen und scharfsinnige Conjectur das Richtige herzustellen versuchen. Ebenso ungünstig war es bei der Wiederausgabe der Ann. Vedastini gestellt, bei der nur Bouquets Abdruck aus demselben Codex benutzt werden konnte. Später entdeckte er in Brüssel eine Handschrift, die aufser mehreren anderen Quellen auch diese beiden Annalen enthielt, die aber an den meisten Stellen dieselbe Verderbung zeigt und wenig zur Verbesserung des Textes nützen kann. Man wird schon dadurch geneigt, sie für eine der beiden bisher bekannten

Handschriften zu halten, ja, wenn der Herausgeber Recht hätte, nach Bouquets erster Annahme jene beiden als identisch zu betrachten, würde zum drittenmal dieser Codex aufgefunden und benutzt worden sein. Es sind mehrere Gründe, die uns in dieser Ansicht bestärken können; Bouquets Codex enthielt aufser den beiden Annalen auch die jetzt sogenannten Laurissenses minores und die Chronik Bedas (VII. p. 79 u. a.); dieselben stehen in der Brüsseler Handschrift (Mon. II. p. 192); hier folgen die Bertiniani unmittelbar auf Fredegars Chronik und eben das besagt du Chesne von seinem Codex (III. p. 150). Ein Theil der Erzählung des Jahrs 865 fehlt bei du Chesne, war in Bouquets Handschrift am Ende hinzugefügt, steht auch in der Brüsseler auf einem besonders eingefügten Blatte. Rechnen wir dazu die an den meisten Punkten sehr auffallende Zusammenstimmung aller drei Collationen, so wird jene Annahme als sehr wahrscheinlich erscheinen. Dennoch aber, glaube ich, wird sie im ganzen Umfang sich nicht vertheidigen lassen. Bouquets und die Brüsseler Handschrift für identisch zu halten wird durch eine Stelle unmöglich gemacht; in jenem bei du Chesne ausgelassenen Fragmente fehlt der Brüsseler Handschrift ein Satz, dessen Ausfallen durch die gleichen Schlufsworte sehr erklärlich wird, den Bouquet aber gewifs nicht anderswoher ergänzen konnte. Auf der andern Seite möchte die Identität der Handschriften du Chesne's und Bouquets noch manchen Zweifeln unterliegen. Ich komme daher zu der Vermuthung, den Codex, aus dem die Jesuiten jenem eine Abschrift schickten und der jetzt in Brüssel unter ihren Papieren bewahrt wird, für identisch, ihn aber für eine Abschrift des ältern Codex zu S. Bertin zu halten, der von Bouquet und Lebeuf benutzt worden ist, was um so wahrscheinlicher wird, da dieser nach des Letzteren Angabe von mehreren Händen geschrieben war, davon aber beim Brüsseler Codex nicht die Rede ist, vielmehr auch der letzte Zusatz hier von derselben Hand geschrieben ist. — Bei der ersten Annahme wird man freilich für die von Pertz in der Vorrede genannten Stellen besonders die des Jahrs 875 dieselbe Erklärung brauchen wie bisher, da die Cod. Bertin. und Brux. hier durchaus übereinstimmen. Doch treffen an andern Stellen die Varianten des Brux. mit du Chesne gegen Bouquets Text zusammen *). Hiernach würde dieser als aus der ältern Quelle stammend den Vorzug verdienen, wenn wir nur überzeugt sein könnten, dafs Bouquet überall seine Handschrift und nicht eignem Gutdünken gefolgt wäre. Es gilt dies besonders auch von den Ann. Vedastini, und es kann daher nicht als überflüssig betrachtet werden, dafs diese im 2ten Band noch einmal aus dem Brüsseler Codex abgedruckt sind. Wir erreichen nie auf einmal das Vollkommene; und so sehr man daher auch bedauern mag, dafs nach so langen Vorarbeiten nicht gleich bei der ersten Ausgabe auch diese Hülfsmittel benutzt worden sind, so darf doch daraus dem Herausgeber, der diese Quellen auf einer erst später möglich gewordenen Reise entdeckte, kein Vorwurf erwachsen, sondern wir haben den neuen Gewinn dankbar entgegen zu nehmen und uns der Aussicht zu freuen, dafs am Ende nie ein Erschöpfen und Abschliefsen des Forschens und Findens eintreten wird, sondern die Wissenschaft auch ferner noch nicht blofs eine immer vollkommnere Durchdringung des vorhandenen Materials, sondern auch eine Vermehrung desselben hoffen darf.

Für die Chronik des Regino, die trotz einer Reihe von Ausgaben nur in ganz verdorbener Gestalt vorlag, so dafs einige Irrthümer wie das ad Alpes für Adalpertus fast sprüchwörtlich geworden waren, haben die deutschen und benachbarten Bibliotheken reiche Hülfsmittel geliefert; Schafhausen, Karlsruhe, Trier und Wien besitzen sehr alte und treffliche Handschriften, und auf diese, anderer zu geschweigen, gestützt mufste es gelingen, den Autor in fast ganz verjüngter Gestalt uns vorzuführen, wie es hier geschehen ist. Die Arbeit schliefst sehr würdig den ersten Band. Drei Jahre später wurde der zweite bekannt gemacht, der, wie schon öfter bemerkt ist, zugleich die Resultate einer neuen Reise des Herausgebers brachte. Unter den neu aufgefundenen Denkmälern sind die Ann. Xantenses bei weitem die bedeutendsten, da sie eine selbstständige Erzählung wenigstens der Jahre 829—73 geben und über mehrere Puncte z. B. den Tod des Ludolf, Ahnherrn der sächsischen Kaiser, uns zuerst mit Sicherheit belehren. —

*) z. B. p. 436 n. d., 438 n. e., 440 n. e., 451 n. e., 458 n. d., 482 n. b., 490 n. b. u. s. w.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 90.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

November 1837.

Monumenta Germaniae historica inde ab anno Christi* 500 *usque ad annum* 1500 *auspiciis societatis aperiendis fontibus rerum Germanicarum medii aevi edidit G. H. Pertz.

(Fortsetzung.)

Die in den Anfang des Bandes gestellten Sanct. Gallischen Geschichtschreiber sind alle von Ildephons von Arx aus den ältesten Handschriften des Klosters, zum Theil den Autographis, mit Treue und Sorgfalt abgeschrieben und zuerst in ihrer Integrität mitgetheilt worden. Den Anfang bildet die älteste bisher ungedruckte vita des heiligen Gallus. Wunderbar genug, dafs nach so vielen Hagiographen noch eine so wichtige und alte Quelle, die lange bekannt und schon von Goldast benutzt war, hier zuerst mitgetheilt werden konnte. Aus den spätern Lebensgeschichten des Stifters, die sich alle auf diese vita stützen, sind nur einzelne Theile aufgenommen. Mehrere kleine Schriften, die vita Othmar's des zweiten Abtes folgen, dann die Reihe der Casus S. Galli. Wie sehr ihr Text gegen Goldast's unkritische Ausgabe gewonnen hat, ergibt sich beim ersten Blicke. Da fast überall eine Handschrift alle übrigen so sehr überwiegt, dafs aus den spätern kein Gewinn zu hoffen war, so hat der Herausgeber, abweichend von den allgemeinen Grundsätzen der Sammlung nur in seltenen Fällen eine Angabe der Varianten für nöthig gefunden, ein Verfahren, das sich hier vielleicht wird rechtfertigen lassen, aber nicht nachgeahmt werden dürfte. —

Von den in diesen Jahrhunderten noch selteneren ausführlichen Chroniken einzelner Klöster und Kirchen sind nur zwei gegeben, eine dritte für karolingische aber besonders westfränkische Geschichte bedeutende ist die der Bischöfe von Le Mans; die von Verdün habe ich schon oben erwähnt. Des Paul Diaconus Geschichte von Metz ist mit Hülfe der Pariser Handschrift verbessert; bei der von Fontenelle konnte nur d'Achery's Ausgabe benutzt werden *). — Königsverzeichnisse und Genealogien sind in Handschriften und Ausgaben sehr viele bekannt. Nur die älteren, denen spätere absichtliche Erdichtungen noch fremd sind, werden beachtet; über die folgenden weniges zur allgemeinen Charakteristik in der Einleitung gesagt. Besondere Aufmerksamkeit verdient ein Geschlechtsregister der merowingischen Könige, das die bisher angenommene Reihe um mehrere Glieder bereichert und zu neuen und interessanten Folgerungen über den Werth dieser Stammregister führen mufs. — Eine genealogia des karolingischen Hauses wurde besonders verbreitet und die Grundlage einer kurzen Geschichte der fränkischen Könige, die nach d'Achery's und Ussermanns Ausgaben aus mehreren Handschriften verbessert und bereichert erscheint. Zum Schlufs ist eine genealogische Tabelle, wie sie gleichfalls schon im M. A. sehr häufig sind, aus einer Münchener Handschrift gegeben. — Für den Ado von Vienne sind 5 Codices benutzt, aus dem Berner eine ungedruckte freilich sehr kurze Fortsetzung mitgetheilt. Dagegen liegt bei Erchembert's wenig bedeutendem Buche Ussermanns Ausgabe zu Grunde. Die jetzt in Lindenau bewahrte Handschrift ist erst später bekannt geworden (s. III. p. 267), gewährt aber für den Text keinen Gewinn. — Von besonderem Werthe ist was für

*) Was aus dieser über die gesta Lantberti gesagt wird, scheint auf einem kleinen Mifsverständnisse zu beruhen. D'Achery sagt nicht, einige Fächer vom Codex abgerissene und später angenähte Blätter hätten diese aber unvollständig enthalten, sondern sie wären in der Handschrift unvollständig gewesen, weil die letzten Blätter, abgerissen oder von Motten verzehrt, gefehlt hätten. Auch der App. 2. de transl. S. Wolframmi mufs nach d'Achery in der Handschrift selbst, nicht in du Chesnes Apographon gestanden haben; dagegen ist die hier p. 209 aufgenommene constitutio Ansegisi aus dem letzteren entlehnt.

die wichtige vita des heiligen Bonifaz hat geschehen können; die Carlsruher Handschrift aus Reichenau stammend ist um das Jahr 800 geschrieben und übertrifft an Alter weit alle übrigen; zwei Wiener Codices wurden aufserdem benutzt. Für das Leben des Lebuin ist die freilich sehr neue aber einzig bekannte Kölner Handschrift nach Särius zuerst wieder eingesehen, das des Sturm aus dem Codex zu Erlangen verbessert, der Ausgabe der vita des Willenhad eine Handschrift des Domherrn Mayer in Paderborn zu Grunde gelegt. — Nicht so glücklich war der Herausgeber bei dem bekannten carmen de Karolo Magno et Leone papa, dessen von Canisius *) aus S. Gallen erhaltene Handschrift dort vergebens gesucht wurde und erst später in Zürch aufgefunden von Orelli zu einer neuen Ausgabe benutzt worden ist, die für eine vollkommen sichere Kenntnifs des überlieferten Textes nicht entbehrt werden kann. Sehr bedeutend ist der Gewinn jedoch nicht zu nennen. — Für die vita des heiligen Liudger standen 2 Handschriften zu Wolfenbüttel und Berlin zu Gebote.

Ein wirklich unvergleichlicher Reichthum von Hülfsmitteln ist für die vita Karoli Magni Einhards zusammengebracht worden; über 50 Handschriften sind für diese Ausgabe entweder ganz verglichen oder doch an einzelnen Stellen eingesehen und benutzt. Der Herausgeber theilt sie in zwei Hauptclassen, die sich an einzelnen Kennzeichen sehr leicht sondern lassen und von denen die zweite auf eine sehr alte gemeinsame Quelle hinweist, die uns selbst jedoch nicht erhalten zu sein scheint. Bis ins 9te Jahrhundert gehen aber die ältesten Handschriften beider Klassen zurück; in Wien, dem letzten Sitz der Nachfolger des grofsen Karl, werden diese bewahrt. Es mögen sich hie und da noch andere finden; für die Herstellung des Textes aber wird nicht leicht noch ein besonderer Ertrag zu erwarten sein. Nur die p. 440 n. aus einer hannöverschen Handschrift gegebene Vorrede ist vollständiger von mir aus einem Kopenhagener Codex abgeschrieben worden. — War hier der Reichthum fast erdrückend, so ist bei den folgenden Werken des Ermoldus Nigellus der Mangel fühlbar. Das carmen elegiacum an Ludwig hat sich nur in einer Wiener Handschrift erhalten, eine neuere Abschrift in der Bodlejanischen Bibliothek zu London ungerechnet. Die Elegien finden sich sogar nur in dieser; da sie früher aber ganz unbekannt waren und für die Berichtigung das Mögliche geschehen ist, mufs ihre Herausgabe immer als eine sehr dankenswerthe Bereicherung betrachtet werden. — Bei den nächsten vitis SS. sind nur die bisherigen Ausgaben benutzt, dagegen für Thegan wieder bedeutende Hülfsmittel gewonnen; in Wien, Schafhausen und Trier finden sich Handschriften des 11ten Jahrhunderts, zwei andere sind seitdem bekannt geworden, von denen die eine zu Kopenhagen aus dem 15ten Jahrhundert die allen andern unbekannte nur von Pithöus gegebene Vorrede des Walafridus Strabo enthält. — So scheint nicht selten das Mögliche und Genügende gethan, und später bietet sich doch eine neue und unerwartet wichtige Quelle dar. Es ist dies in gewissem Sinne bei des Anonymus vita St. Ludowici der Fall, deren älteste hier benutzte Handschrift bis ins 10te wo nicht 9te Jahrhundert hinaufreicht. Ihr Text von zwei Römischen bestätigt mufste als der ursprünglichen Gestalt sehr nahe kommend betrachtet werden. Ich will auch jetzt nicht das Gegentheil behaupten; allein ein später zugänglich gewordener Codex *) gibt so eigenthümliche und mitunter so ansprechende Abweichungen, dafs für das wichtige Geschichtswerk doch noch manche Verbesserungen nothwendig erscheinen. Darüber wird anderswo das Nähere mitzutheilen sein. Eine Kopenhagener Handschrift weicht weniger ab; eine dritte glaube ich in Hänels Catalogen zu Montpellier zu entdecken **).

Des Nithard Geschichtsbücher sind wieder nur in einer Handschrift auf die Nachwelt gekommen, und diese entzog sich allen Nachforschungen des Herausgebers. Ein glücklicher Zufall verschaffte ihm aber eine sehr genaue in Frankreich gemachte Collation, auf die gestützt die Ausgabe die frühern alle weit hinter sich zurückläfst. — Von Ruodolf's und Meginhards Buch fand sich das Original in Hannover; der Ausgabe der vita des Ansgar konnte Dahlmann eine treffliche Studtgarder Handschrift zu Grunde legen, wogegen für die vita Rimberti der in jener sehr verstümmelte Codex des Domherrn Mayer benutzt werden mufste. — Zahlreich waren die Hülfsmittel, die für den monachus

*) Bd. II. ist Schreibfehler statt VI.

*) Im Archiv I. p. 435 als so gut wie verloren genannt, in der Vorrede nicht erwähnt.

**) Unter dem Titel Aimoinus de Ludowico Pio H. 142.

Sanct. Gallensis zusammengebracht worden sind, aber ihr genaues Studium hat zu dem Resultate geführt, dafs sie alle auf ein früh, wenigstens in einzelnen Stellen, verderbtes Exemplar zurückgeführt werden müssen. Doch hat der Text gegen die früheren Ausgaben sehr bedeutend gewonnen. Es gilt dies in gleichem Maafse von Abbo's carmen, dessen Handschrift zu S. Germain wiederholt genau verglichen worden ist, aus der das dritte bisher weggelassene Buch hinzugefügt werden konnte. Die zahlreichen Glossen des Autors stehen am Rande, im dritten Buche über dem Text; das ganze Werk ist mit der gröfsten Sorgfalt hergestellt.

Ich kann diese Uebersicht dessen, was für die kritische Herstellung des Textes einer Reihe so bedeutender Geschichtsquellen geschehen ist, nicht schliefsen, ohne noch einmal das grofse Verdienst des Herausgebers hervorzuheben. Kritische Schärfe und Genauigkeit, wie wir sie hier geübt sehen, ist bisher den historischen Denkmälern des M. A. nur in sehr seltenen Fällen zugewandt worden; eine so umfassende Herstellung der Quellen ist von keinem versucht; die mit ähnlichen Sammlungen vorangingen, haben sich nicht einmal die Aufgabe gestellt, geschweige denn etwas, was hiermit verglichen werden könnte, erreicht. — Man wird nicht überall und an jeder Stelle mit der Aufnahme dieser oder jener Lesart einverstanden sein; es werden, wie ich hie und da schon angedeutet habe, sich noch immer Nachträge und Berichtigungen finden, es kann selbst ein günstiger Zufall für einzelne Werke noch sehr bedeutende neue Aufschlüsse liefern. Allein völlig abschliefsen und bis zur absoluten Vollkommenheit gelangen kann keine Arbeit; was irgend die Kraft Eines Mannes auch bei der reichsten Unterstützung und im Besitze der schönsten Hülfsmittel leisten konnte, ist hier geschehen; ist hie und da geirrt, so würden von Andern leicht andere und schwerere Irrthümer begangen sein. An Beispielen zu zeigen, an wie unzähligen Stellen der Text verbessert, das Richtige gefunden und hergestellt ist, kann hier nicht entfernt meine Absicht sein. Es wächst die Beurtheilung so über das Maafs einer gewöhnlichen Anzeige hinaus, und ich wende mich daher zu der Betrachtung dessen, was für die Erklärung und Erläuterung weiter geschehen ist.

Jedem Werke oder bei den kurzen Annalen jeder Gruppe derselben geht eine Einleitung voraus, in der der Herausgeber über den Schriftsteller, sein Verhältnifs zu anderen, über Handschriften, Ausgaben und sonstige Verhältnisse berichtet. Vielleicht könnte namentlich in literarischer Hinsicht hie und da eine gröfsere Ausführlichkeit gewünscht werden; einige kleine Unrichtigkeiten dürften auch nicht fehlen, die aber bei dem Umfange einer solchen Arbeit kaum jemals sich ganz werden vermeiden lassen. Unberücksichtigt geblieben ist bei den Annales Lemovicenses II. p. 251 die Ausgabe von Labbé nova bibl. mss. I. p. 332: die Floriacenses ib. p. 254 stehen auch bei Baluzius Miscell. II. p. 303—7, das Chron. Aquitanicum ist auch von Chifflet edirt, ein Abdruck der Ann. Wirceburgenses aus Baluzius von Ludewig Geschichtschreiber des Bischoffthums Wirzburg gegeben; von Abbo's Buch de bello Parisiaco finde ich eine Ausgabe cum glossis integris in Toussaint's de Plessis Nouvelles annales de Paris 1753. 4. angeführt. — In der Einleitung zu der ersten Gruppe der Annalen hätte vielleicht bemerkt werden sollen, dafs Labbé's Ausgabe der Petaviani erst mit dem Jahre 726 anfängt. — Uebrigens ist unter den kurzen Annalen die zweite Reihe wohl die interessanteste. Die zu Grunde liegenden Ann. Murbacenses erlangten in Deutschland die weiteste Verbreitung, und ein Nachklang ihrer Nachrichten oft freilich durch drei oder mehrere Zwischenstufen läfst sich noch in sehr späten Chroniken erkennen. Sie zumeist bilden die Grundlage der Ann. Hersfeldenses, von denen 4 oder vielleicht noch mehrere abgeleitete Exemplare sich erhalten haben, die im nächsten Bande ihre Stelle finden werden. — Sehr wichtig für die Geschichte der letzten Hälfte des 9ten und des Anfangs des 10ten Jahrhunderts ist die Fortsetzung der Annales Alemannici in Reichenau und Sanct. Gallen geschrieben. Diese Klöster haben uns aufser vielen andern der schätzenswerthesten Denkmäler namentlich auch werthvolle Aufzeichnungen dieser Art hinterlassen; gleich die nächste Classe (n. 9 u. ff.) gehört hierher.

Vor allen erlangten die Ann. Augienses eine hohe Bedeutung, da sie den Fortsetzern des Regino, dem Hermann Contract und Marianus Scotus als Quelle dienten, und durch deren Vermittelung den gröfsten Theil der spätern Chronisten in ihren Nachrichten über diese Jahre leiteten. Aus den erwähnten Verbesserungen, zu denen die Benutzung des Cod. Par. Gelegenheit gab, sehen wir, dafs die beiden letzten Aufzeichnun-

gen zu 953 u. 54 von anderer Hand in den Codex eingetragen sind; bekanntlich erzählt hier der Erzbischof Wilhelm von Mainz selbst seine Erwählung und Ordination. Da dieselben Worte sich im Marianus Scotus finden, der, wie bemerkt, auch die eigentlichen Ann. Augg. benutzte, so wird es wahrscheinlich, dafs er eine sehr nahe verwandte Handschrift *), die auch diesen Zusatz enthielt, vor sich hatte. — Die folgenden kleinen Jahrbücher geben zu besonderen Bemerkungen wenig Veranlassung; ich gehe zu den wichtigen Ann. majores Laurissenses über, die hier nicht allein in wesentlich verbesserter Gestalt erscheinen, sondern über deren Entstehung auch zum erstenmal ein befriedigendes Licht verbreitet wird. Bis zum Jahre 788 im Kloster des heiligen Nazarius verfafst, sind sie von Einhard, dem berühmtesten Historiker dieser Periode, fortgesetzt, später überarbeitet und wiederholt herausgegeben worden. Dafs die letztere Arbeit, über deren Verfasser man früher allerlei wunderliche Behauptungen aufstellte, dem Einhard zuzuschreiben sei, konnte schon nach den Ausführungen mehrerer, zuletzt der Benedictiner in der Hist. litter. de France IV. p. 559 nicht wohl bezweifelt werden; neu und treffend ist es, auch die Ann. Laur. selbst ihm zu vindiciren. Ueber sein Leben wird sorgfältig und erschöpfend in der Einleitung zur vita Karoli gehandelt und nur über die ihm mit Recht oder Unrecht sonst beigelegten Werke hätte vielleicht noch einiges gesagt werden können. Der ihm zugeschriebenen hist. Saxonum werde ich unten noch gedenken. — Unter den Autoren, die aus den Ann. Laur. geschöpft haben, wird p. 130 auch der Ann. Saxo genannt, mit Unrecht, da er seine Nachrichten, die auf jene Quelle zurückgehen, aus dem Cont. Reg. und dem Ekkehard entlehnte. Der letztere hat nach seiner eigenthümlichen Weise die Ann. Laur. und Einhards Jahrbücher neben einander benutzt, selbst wo keine wesentliche Bereicherung für die Geschichte sich daraus ergab.

Sowohl im Chron. Noissiacense als in den Ann. Metenses konnte der gröfste Theil der Erzählung auf die echten uns erhaltenen Quellen zurückgeführt werden: doch ist die Behandlung in beiden zu verschieden, um das gleiche Verfahren in ihrer Ausgabe zu beobachten. — Im Noissiacense tritt die Eigenthümlichkeit des Schreibers fast überall hervor; er bearbeitet aus den Quellen mehr oder minder selbstständig seine Geschichte. Da diese zugleich in einzelnen Theilen uns die interessantesten Nachrichten erhalten hat, durfte dem Ganzen die Aufnahme nicht verweigert werden. Der Verf. der Ann. Metenses dagegen schrieb meist wörtlich seine Quelle aus, und nur ein kleiner Theil zeugt von einer gewissen Selbstständigkeit des Autors. Mit Grund ist auch nur dieser wiedergegeben, das Uebrige als Variante zu den einzelnen Quellen benutzt.

Ueber die wichtigen Ann. Fuldenses haben neue Hülfsmittel neue Aufschlüsse gegeben. Nachdem man früher gegen Goldast's Versuch den Anfang dem Walafrid Strabo zuzuschreiben die Gleichförmigkeit des Styls und der Behandlung eingewandt hatte, finden wir jetzt nicht weniger als 5 Verfasser nachgewiesen. Die älteste Handschrift aus Schlettstadt nennt bis zum Jahre 838 den Enhard, von da bis 863 Rudolf als Verfasser. Ich habe seitdem einen neuern Codex in Kopenhagen aufgefunden und untersucht, der dieselben Randnoten enthält, auch sonst fast ganz mit jener Handschrift übereinstimmt und direct oder durch weitere Vermittelung aus derselben geflossen zu sein scheint. Aber auch noch eine andere Kunde dieser Nachricht hat sich erhalten. In dem Chronicon von Worms des monachus Kirsgartensis (Ludewig Rel. II.) werden die Ann. Fuldenses häufig wörtlich benutzt, als Verf. Einhardus genannt und dieser mit dem Geschichtschreiber Karls des Grofsen für identisch gehalten. Zum Jahr 838 aber heifst es (p. 26): Hucusque scripsit Einhardus. Notamus et quod Rodolphus continuerit, prout hic sequitur. Des Verf. Handschrift enthielt offenbar dieselben Randnoten, die wir in den zu Schlettstadt und Kopenhagen finden; höchst wahrscheinlich ist es aber die letztere, die von ihm benutzt worden ist.

*) Unsere ist später als die Zeiten des Marianus.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 91.
Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1837.

Monumenta Germaniae historica inde ab anno Christi 500 usque ad annum 1500 auspiciis societatis aperiendis fontibus rerum Germanicarum medii aevi edidit **G. H. Pertz.**

(Fortsetzung).

Dieser Codex nämlich ist, wie eine am Schluſs der zu Anfang stehenden Geschichte Turpins hinzugefügte Bemerkung besagt, in dem Kloster jenes Mönches geschrieben: Coeptus fuit liber iste — per supperiorem ordinis canonici — in Kyrsig juxta worm. anno domini 1496 etc. gerade um die Zeit als auch jenes Chronikon verfaſst worden ist, dessen Verfasser vielleicht selbst der Schreiber dieser durch wunderlichen Zufall nach Kopenhagen gelangten Handschrift war *). Sein Chronikon obschon lange edirt ist kaum mehr als diese bekannt geworden, und erst die Entdeckung des alten Schlettstädter Codex führte zu der Entdeckung der verschiedenen Verf. Daſs Enhard nicht Einhard sei, bemerkt Pertz sehr richtig; der Irrthum des Wormser Chronisten ist leicht zu erklären. — Der Mönch Rudolf ist schon lange als einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit bekannt und die Nachrichten über ihn von Mabillon und den Verfassern der Hist. litt. de France gesammelt worden. Noch ein zweites bedeutendes Werk haben wir jetzt von ihm kennen lernen und wir begreifen das hohe Lob, das ihm seine Fortsetzer spendet, und das durch die früher bekannten Schriften doch kaum verdient zu werden schien. Unter den beiden Fortsetzern gehört nur der erste nach Fulda; der andere scheint in Baiern geschrieben zu haben; ihre Wichtigkeit für die deutsche Geschichte am Ausgang des 9ten Jahrhunderts ist bekannt genug. —

*) Als Quelle aus der er diese Geschichte entlehnte nennt er liber majonis eps. in Wormacia.

Daſs auch die sogenannten Ann. Bertiniani nicht Einem Verf. angehörten, war von Fleury bereits behauptet *), durch Lebeuf und Levesque de la Ravaliere weiter nachgewiesen worden. Der Herausgeber ist ihnen beigetreten und gibt die Jahre 835—61 unter dem Namen des Bischofs Prudentius von Troyes, den Schluſs als vom berühmten Erzbischof Hincmar von Rheims verfaſst. Das Erstere ist durch ein ausdrückliches Zeugniſs hinlänglich begründet; ich will auch das zweite nicht bestreiten; allein nicht ganz unerheblich und wenigstens einer Beachtung werth scheinen mir die Einreden in der Hist. litter. V. p. 578 sqq., auf die hier keine Rücksicht genommen ist, und nach denen wir nicht Hincmar selbst, sondern einen seiner leidenschaftlichsten Anhänger als den Verf. annehmen müſsten. — Am wenigsten genau sind wir über Entstehung und Verf. der Ann. Vedastini unterrichtet; auch der Herausgeber hat darüber nichts beizubringen gewuſst und auch über ihre Benutzung nur Lebeufs Angabe und wie mich dünkt etwas undeutlich wiederholt. Ob Fulcuin in seinen Gestis abb. Lobiensium sie benutzte, war leicht ins Licht zu stellen; auf diese ist aber gewiſs die Kenntniſs des Sigibertus Gemblac. zurückzuführen, da sie sonst zu seinen gewöhnlichen Quellen gehören. — Das angehängte Chron. Normannorum ist unbedeutend und nirgends selbstständig. Nicht ganz genau ist die Angabe, daſs du Chesne es zuerst in seinen Ss. Rel. Gall. edirt habe; schon 17 Jahre früher nahm er es in die Sammlung der Historiae Normannorum Ss. auf.

Den Schluſs des Bandes bildet Reginos allgemein bekannte und höchst werthvolle Chronik. Ein günstiger Zufall hat gewollt, daſs unter den drei wichtigsten Geschichtsquellen der spätern karolingischen Zeit, den Ann. Fuldenses, Bertiniani und Regino, die ersteren

*) Hist. ecclesiastique Lib. I. Par. 1720 Tom. XI. p. 128.

in Deutschland, die Bertin. in Westfranken, das Buch des Regino in Lothringen geschrieben wurden. Die Verf. kannten ihre Arbeiten gegenseitig nicht, und so haben wir drei unabhängige, verhältnifsmäfsig ausführliche und sich gegenseitig ergänzende Darstellungen dieser Jahre. Unter allen am namhaftesten und am meisten benutzt im M. A. wie von den Neuern ist Reginos Werk, selbst in den Theilen, wo er nur die frühern Quellen abschrieb oder mit geringen Zusätzen wiedergab. Die Ableitungen sind wohl nicht eben vollständig genannt; selbst noch im Gobelinus Persona glaube ich von einer Benutzung des Regino Spuren zu finden. Dagegen findet sich bei den Ann. Wirciburg. (II. p. 238) davon nichts, sondern sie sind, wie schon bemerkt, blofs aus dem Hermann Contract und zwar aus der unter dem Namen des codex vetus bekannten epitome mit Hinzufügung einiger würzburgischen Nachrichten entstanden. Auch Hermann selbst hat wenigstens den Continuator nicht benutzt, so entschieden auch Ussermann dies behauptet, der sogar zu der Annahme sich fortreifsen läfst, Hermann möge wohl selbst der Cont. sein, eine Vermuthung, die mit Recht hier ganz übergangen ist. — Die Einleitung handelt von dem Leben des Regino, jedoch etwas kurz. Brower (Ann. Trevir. p. 440 a. E.) sagt, freilich ohne Angabe seiner Quelle, er sei vom Erzbischof Ratbod zu Trier zum Abte von S. Martin ernannt worden. — Über die Person des Continuator ist schwer etwas mit Sicherheit festzusetzen; dafs er in dem Kloster S. Maximin zu Trier gelebt habe, ist kein ausreichender Grund anzunehmen, da die dafür angeführten Stellen meist sich auf die nachträglich als Quelle erkannten und herausgegebenen Ann. S. Maximini zurückführen lassen; nur scheint die vom Cont. benutzte Handschrift vollständiger gewesen zu sein als unser Text, und wird wahrscheinlich auch zum Jahre 950 als Quelle angenommen werden müssen. Hätte er selbst dem Kloster angehört, würde er wohl nicht a. 966 den Abt desselben Willerus Treverensis nennen, eine Bezeichnung, die er den Worten jener Annalen hinzufügte. — Die ehemalige Idee von weitern Fortsetzungen scheint auf einem wunderlichen Irrthum zu beruhen, dessen Grund schwer zu erkennen ist; auch die Cambridger Handschrift (Archiv III. p. 435) enthält nichts der Art. Nur ein Fragment könnte man noch geneigt sein, dem Cont. selbst gegen alle Handschriften zu vindiciren, worüber ich an anderm Orte sprechen werde.

Bei den kleinen Annalen, die im zweiten Bande stehen, weifs ich nur zu bemerken, dafs das Chron. Aquitanicum (ich sehe nicht ein, warum nicht auch dies Annales genannt wird, wie alle ähnlichen Werke) als Quelle der Ann. Engolismenses, die im nächsten Band ihre Stelle finden und des Ademarus Cabannensis zu betrachten ist.

Dafs die Einleitung zu des Paulus Diaconus Geschichte von Metz nicht benutzt worden ist, um über das Leben des Verfs. Einiges zusammenzustellen, darf uns nicht wundern, da die wichtigeren Schriften desselben später gegeben werden müssen und die passendste Gelegenheit dazu geben. — Beim Ado von Vienne dagegen, der in vieler Beziehung als Geistlicher und Gelehrter hervorglänzt, hätte eine ausführlichere Einleitung, scheint mir, nicht fehlen dürfen; nicht einmal über die Entstehung der Chronik und über das Verhältnifs derselben zu der auf den Wunsch des Ado vom Bischof Claudius zu Turin unternommenen ähnlichen Arbeit ist etwas gesagt. Dagegen wird zuerst der Schlufs des eigentlichen Werkes aus den drei ältesten Handschriften gegeben und die Quelle der Continuatio in der kurzen hist. regum Francorum, die aus der Genealogie des Arnulf entstanden ist, nachgewiesen. — Auch über die Verf. der folgenden vitae Ss. ist doch zu ungenügend gehandelt. Von Hucbald heifst es, es sei die vita des Lebuin zwischen 918 und 976 geschrieben; allein er starb schon um das Jahr 930; nur zwischen dieser Angabe, 929 und 932 schwanken die Angaben. Beim Eigil konnte aus seiner ganz gleichzeitigen, freilich hier nicht aufzunehmenden vita des Candidus in der Einleitung passend einiges zusammengestellt worden, was beim Anschar, dem Verf. der vita Willehadi, freilich unnöthig war.

Das carmen de Karolo Magno et Leone papa wird Karls des Grofsen Schwiegersohn, dem bekannten Angilbert vindicirt, mit Gründen, die durch die Behauptung des neusten Herausgebers, die Züge der Handschrift seien Helpericus zu lesen, noch keineswegs entkräftet scheinen. Was es mit der Angabe des Fabricius *), schon Goldast habe 1600 zu Genf das Gedicht edirt, auf sich hat, habe ich nicht zu er-

*) Bibl. Latina m. a. ed. Mansi I. p. 347.

mitteln vermocht. — Ich übergehe die erschöpfend und gelehrt bearbeiteten Einleitungen zu Einhards Leben Karls und Ermoldus Nigellus Elegien; nur eine Erwähnung der Verdienste des Lambecius um das Bekanntwerden der letzteren wäre hier vielleicht noch zu erwarten gewesen. — Auf die Geschichte des Paschasius Radbertus, des Verfs. der vitae S. Adalhardi und Walae dagegen ist der Herausgeber nicht eingegangen, mit Recht vielleicht, da das Leben und die schriftstellerische Thätigkeit des Mannes weit mehr andern Gebieten des Wissens als der Geschichtschreibung angehört, also unter andern Gesichtspunkten zu betrachten ist. Nur über die Abfassungszeit beider Werke ist nach Mabillon Einiges gesagt, eine Untersuchung, die noch etwas weiter hätte ausgeführt werden sollen, da wenigstens sie hier ganz am Orte ist und für die richtige Beurtheilung der Erzählung ein nicht Geringes austrägt.

Ueber Thegan sind die wenigen Zeugnisse, aus denen wir schöpfen können, vollständig mitgetheilt, und eine weitere Ausführung konnte unnöthig erscheinen. Am Ende sind wir über seine Person sehr wenig unterrichtet *). Dafs er vor Walafrid Strabo († 849) gestorben sei, wie man aus der Vorrede desselben hat schliefsen wollen (Hist. litter. V. p. 46), ergiebt sich wenigstens nicht mit Sicherheit. Nur hierauf und auf der Annahme, dafs Helti Erzbischof von Trier, der hier beatus heifst, nicht 847, wie Regino sagt und auch der Herausgeber annimmt, sondern 851 gestorben sei, gründet sich die Annahme, dafs Thegan den Appendix der Wiener Handschrift nicht habe verfassen können. So werden wir es weder behaupten, noch entschieden in Abrede stellen. — Der Name des Astronomus als Verf. der vita Hladowici ist mit Recht verworfen, des anonymus Namen wird nur ein glücklicher Zufall uns dereinst noch entdecken können. Nithard ist durch seine Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten in den unruhigen Jahren nach Ludwigs des Frommen Tode wie durch sein Buch, das die innern Kriege der Nachfolger schildert, bekannt; was wir von seinem Leben wissen ergibt sich meist aus diesem. Was andere, namentlich Hariulf in seinem Chron. Centulense, dessen Bericht auch der Herausgeber gefolgt ist, erzählen, ist von Mabillon mit so triftigen Gründen angefochten worden, dafs wir darauf wohl nicht zu bauen berechtigt sind. Die spätern Schicksale und der Tod des Mannes bleiben uns unbekannt.

Wir begegnen zum zweitenmal dem gelehrten Rudolf von Fulda. Auf Bitten des Grafen Waltpert unternahm er die Translation des heiligen Alexander und dessen miracula zu beschreiben. Er begann die Darstellung mit einer Uebersicht der ältesten Geschichte der Sachsen, ihrer Zustände und Bekehrung zum Christenthum. Bei der Arbeit ereilte ihn der Tod und Meginhart sein Schüler und Freund setzte die Schrift fort. Jener erste Theil aber hat für uns den gröfsten Werth, und er hat seit Scheidts Ausgabe die Gelehrten vielfach beschäftigt. Was uns hier erzählt wird, finden wir dem gröfsten Theile nach im Anfang des Adam von Bremen wieder, von ihm angeführt als entlehnt aus einer Schrift Eginhards de adventu, moribus et superstitione Saxonum. Er bezeichnet den Verf. ausdrücklich als denselben, dessen vita Karoli er in demselben Zusammenhange nennt; gleichwohl haben Scheidt, Pertz (I. p. 339, II. p. 673 *), und besonders Asmussen: de fontibus Adami Bremensis p. 30 angenommen, Adam habe sich in der Bezeichnung geirrt und Rudolfs oder Meginhards Buch sei seine Quelle gewesen. Andere **) dagegen sind der Meinung, Rudolf und Adam hätten beide Einhards Buch benutzt, jener seine Quelle genannt, dieser sich ohne weitere Angabe die Erzählung angeeignet. Es scheint dafür zu sprechen ***), dafs auch die vita Karoli hier benutzt wird, dafs an einer Stelle, wo die Worte derselben von Rudolf etwas geändert sind, Adam dem Texte des Einhard folgt und von Rudolf abweicht, obschon er diese Stelle nicht aus der vita sondern aus jener historia anführt. Ich will über die Sache nicht entschieden aburtheilen; doch kann ich mich zu der Annahme jener Schrift des Einhard, von der jede weitere Spur fehlt, immer nicht entschliefsen. Adam konnte den Meginhard und Eginhard leicht verwechseln, die

*) Statt chorepiscopus nennt die Kopenhagener Handschrift der Vorrede ihn gar archiepiscopus.

*) Im Archiv V. p. 159 war er anderer Meinung.

**) Bes. Stenzel Fr. Kais. II. p. 98, von Werseba bei Hesse Beiträge p. 6 h. p. 8 ff., Hildebrand de vet Sax. rep. p. 12 sqq.

***) S. Hildebrand p. 13 n. 16, leicht die beste Bemerkung im ganzen Buche.

Bezeichnung des Titels ist nicht unrichtig gewählt, die Angabe, es werde aber hier von der Translation des heiligen Alexander gesprochen, weist mit grofser Bestimmtheit auf unser Buch; Adam, der die vita vor sich hatte, wird am Ende an einer Stelle, wo er fand, dafs sein Autor dieser folgte, sie selbst zu Rathe gezogen und ihre Worte treulich aufgenommen haben können, und dies um so eher, da er beider Verf. für identisch hielt. — Ob Widukind irgend diese Quelle gekannt habe, bezweifle ich; Ekkehard hat gerade des Rudolfs Buch benutzt, wie an der obenangeführten Stelle seine Uebereinstimmung mit diesem gegen Adam zeigt.

Dahlmann in seiner mit gewohnter Umsicht, Gründlichkeit und Scharfsinn geschriebenen Einleitung zur vita Anscharii konnte sich einer genaueren Erörterung über das Leben des Verfs. enthalten, da die wichtige vita desselben später ihren Platz fand *). Er entwickelt besonders die Geschichte des Textes sorgfältig und belehrend, wie man es nur überall wünschen mag. Dasselbe ist von der Einleitung des Herausgebers zum Monachus Sanct. Gallensis zu rühmen; sie hat mich nächst der zum Einhard am mehrsten befriedigt, und es wäre wohl zu wünschen, dafs derselbe öfter aus dem Reichthum seiner Kenntnifs auf diese mehr umfassende Weise die einzelnen Autoren und ihre Werke würdigte und so den Leser gleich überall auf den richtigen Standpunkt zur Auffassung und Beurtheilung der Quellen stellte. — Nur dafs Basnage zuerst den Notker für den Verfasser hielt ist nicht richtig, da schon Goldast (SS. Alem. 1606 II. p. 195) diese Vermuthung aussprach. — Man könnte im Gegensatz die Kürze der Einleitung zur vita Remberti tadeln, wenn nicht alle Mittel zur näheren Bestimmung fehlten. Wir kennen den Verfasser nur aus der vita; die Versuche ihn zu nennen sind zu wenig begründet, um eine Widerlegung zu verdienen; angeführt werden hätten sie allenfalls noch können.

An der Grenze des 9ten und 10ten Jahrhunderts lebte Abbo von S. Germain, dessen Todesjahr, was hier übergangen ist, man auf 925 festgesetzt hat. Sein Werk aber scheint am Ende des 9ten Jahrhunderts geschrieben zu sein; über dies hinaus führen uns bereits die Annalen des ersten Bandes. Aufserdem aber sind es nur einzelne italienische Scriptoren, die den ersten Jahren des folgenden Jahrhunderts angehörig herabführen zu den späteren Sächsischen oder ihnen gleichzeitigen Quellen. Aus diesem Bande aber ist noch der Arbeit des gelehrten Jld. von Arx über die Sanct. Gallischen Geschichtschreiber zu gedenken, die, mit Ausnahme der Annalen an die Spitze des Bandes gestellt, von der ersten Stiftung bis ins 13te Jahrhundert hinab die Geschichte des Klosters und der umliegenden Gegenden führen. Die Einleitungen sind zum Theil zu sehr interessanten Nachweisungen über noch vorhandene oder verloren gegangene früher in S. Gallen befindliche Werke und Handschriften benutzt. In der Einleitung zur vita S. Galli übersehen wir wenn auch in etwas verworrener Darstellung die Reihe der Bestrebungen verschiedener Inwohner des Klosters ihren Stifter und Patron in jeder Art der Darstellung zu verherrlichen und zu feiern. Nur die Versuche Ermanric's, dessen Anfang sogar abgedruckt wird, und Grimolds wundere ich mich nicht erwähnt zu finden. Die ältesten Schriften mit Ausnahme der des Gozbert haben sich sämmtlich erhalten; weniger glücklich ist Othmars Geschichte gewesen, da die erste gleichfalls von Gozbert geschriebene vita desselben verloren und nur Walafrid Strabos Ueberarbeitung sich erhalten hat. Ueber ihn, einen der gelehrtesten Männer des 9ten Jahrhunderts, zu handeln hält Arx für unnöthig; doch wird es in den meisten Fällen nicht überflüssig sein auch nach den fleifsigen und sorgfältigen Arbeiten über die Gelehrtengeschichte dieser Zeit, mit der Schärfe unserer heutigen Kritik dieses Gebiet neu zu durchmustern. Jene freilich läfst sich bei dem gelehrten Bibliothekar etwas gar sehr vermissen; über die Quellen seiner Autoren etwas anzuführen, hat er von vorn herein verschmäht und erst Pertz dies kurz nachzuholen gesucht. Die fast um 30 Jahre verrückte Zeitbestimmung der vita S. Galli ist von demselben berichtigt. Ueber den Ratpert ist wenig gesagt, das Todesjahr c. 900 durch nichts begründet.

*) Die in Deutschland vielleicht wenig bekannte comm. de Remberto scr. P. F. v. Hammerich Hafniae 1834. 8. will ich hier erwähnen. Ich kann sie aber nicht loben. —

(Der Beschlufs folgt.)

№ 92.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

November 1837.

Monumenta Germaniae historica inde ab anno Christi 500 *usque ad annum* 1500 *auspiciis societatis aperiendis fontibus rerum Germanicarum medii aevi edidit G. H. Pertz.*

(Schlufs.)

Die Einleitung zum Ekkehard mufs ich als ganz verfehlt bezeichnen, wie anderswo darzuthun ist. Was über die Fortsetzungen gesagt ist, scheint weniger Ausstellungen zu unterliegen. Arx allein macht in den Einleitungen auch auf die Sprache der Verfasser aufmerksam; sein Urtheil ist nicht eben unrecht, nur hält es sich etwas ans Aeufserliche und würdigt durchaus nicht die herrlich naiv-treue Darstellung z. B. des Ekkehard. Auch dürfte manches was über die Latinität der Geschichtschreiber geurtheilt ist, über ihren um so viele Jahrhunderte späteren Nachfolger mit fast gleichem Grunde gesagt werden können, wie man denn überhaupt in so barbarischer Nachbarschaft in diesen Bänden klassische Eleganz weder suchen noch finden wird. — Dagegen ist mit besonderer Anerkennung die Sorgfalt zu erwähnen, mit der J. von Arx aus dem Schatze seiner Gelehrsamkeit, seiner Kenntnifs der Verhältnisse des Klosters und der umliegenden Lande und aus den Handschriften der Bibliothek die Reihe dieser Geschichten zu erläutern und zu berichtigen sich bemüht hat.

Im Ganzen ist bei der Herausgabe der Monumenta das gewifs richtige Princip aufgestellt worden, in den Anmerkungen nur das Nothwendigste zu geben; allein dafs auch wenigstens dies geschehen müsse, damit wird jeder einverstanden sein. Die beste Erläuterung ist freilich die Zusammenstellung aller Denkmäler einer Periode, da so unmittelbar aus der einen sich die Berichtigung und Bestätigung der andern ergibt. Doch wird an einzelnen Punkten eine bestimmte Hinweisung auf Parallelstellen sehr erwünscht sein; aufserdem ist was aus Urkunden, Briefen, Necrologien und sonstigen Denkmälern für die Erklärung einer und der andern Stelle sich ergibt nicht von der Hand zu weisen; geographische Angaben bedürfen einer Erklärung, manche zerstreute Notizen, die weniger der politischen Geschichte als andern Gebieten angehören, werden nicht selten eine kurze Bemerkung fordern. Pertz ist sparsam, vielleicht hie und da zu sparsam gewesen; allein im Ganzen wird man der aufgestellten Regel seine Zustimmung nicht versagen, besonders auch nur loben können, dafs nur dann die Bemerkungen früherer Herausgeber benutzt worden sind, wo noch jetzt und in dieser Zusammenstellung denselben irgend ein Werth beigelegt werden kann; ausführliche Commentare, wie sie Muratori seiner Sammlung einverleibt hat, finden natürlich hier nie ihre Stelle. — Was in den Anmerkungen gesagt ist, beruht, wie zu erwarten ist, auf einem tiefen und gründlichen Studium der Geschichte dieser Periode: dafs aber alles über jeden Zweifel erhaben und unumstöfslich richtig sei, wird der Herausgeber selber am wenigsten behaupten. Es tritt jede dieser Bemerkungen in den Kreis der allgemeinen literarischen Discussion ein, sie haben wie jede selbstständige Arbeit den Widerspruch und die aus fortgesetztem Studium sich ergebende Berichtigung zu erwarten; hie und da ist beides schon geschehen und es wird vielleicht öfter noch in der Folge der Fall sein; allein ihrem Werth und ihrer eigentlichen Bestimmung, beim Lesen und Studium der Quellen die erste und nothwendigste Erläuterung und Verweisung zu geben, kann dies durchaus keinen Eintrag thun.

Auch sonst ist für die Erleichterung des Gebrauchs sehr zweckmäfsig gesorgt; Typen und Einrichtung des Drucks wird jeder loben; selbst die Engländer haben nicht verschmäht, diese bei der von ihnen unternommenen Ausgabe der Scriptoren im Wesentlichen zum

Muster zu nehmen. Des sehr zweckmäſsigen Verfahrens, minder wichtige oder ganz unselbstständige Theile oder ganze Werke mit kleinerer Schrift zu drucken, habe ich schon oben gedacht. Die Eintheilung der Bücher in Capitel ist zum Theil aus den frühern Ausgaben beibehalten; mitunter die einer Handschrift zu Grunde gelegt. Wo beiden eine solche fehlt, z. B. beim Ditmar, wird sie gewiſs eingeführt werden müssen, dann aber auch durch Anführung der pagg. früherer Ausgaben, wie Niebuhr es in den Byzantinern so sorgfältig betrieb, für die Leichtigkeit des Auffindens früherer Citate zu sorgen sein. Bei einigen vitis SS. ist auch dies bereits geschehen. Auſserdem wird die Chronologie, hie und da eine kurze Angabe des Inhalts oder Aehnliches am Rande verzeichnet. Ein Index, nicht mit lästiger Ausführlichkeit, aber vollständig in Angabe der Namen und geographischer Bestimmungen und zugleich die wichtigsten Puncte für Recht und Verfassung zusammenstellend, endlich ein kurzes Glossar für Germanismen und auffallende Barbarismen beschlieſsen jeden Band.

Georg Waitz, in Hannover.

LV.

Memoirs of the Life and Works of the late Right Honorable Sir John Sinclair, Baronet. By his son the Reverend John Sinclair M. A. 2 *Vol. William Blackwood and Sons, Edingburgh; T. Cadell, Strand, London,* 1837. 8.

Die Schilderug eines der gediegensten Repräsentanten seiner Nation, als welcher der vielseitig gebildete, für das Gemeinwohl rastlos strebende, erfolgreich und hinhaltig wirkende schottische Baronet, Sir John Sinclair von seinen Zeitgenossen anerkannt wurde, ist eine erfreuliche Gabe für alle die ihm näher standen, gemeinschaftlich mit ihm wirkten oder die Früchte des weisen Rathes, des zeitgemäſsen Entschlusses und der sich selbst aufopfernden Thätigkeit des Dahingeschiedenen nach vielen Jahren dankbar genieſsen. Aber auch das Ausland wird gerne sich aneignen, was in der Heimath bewährt und verehrt war, vielleicht zu noch gröſserem Nutzen als in dieser die Sinnes- und Stammverwandten. Denn sehr lehrreich ist, namentlich uns Deutschen das Leben des Landedelmannes, im fernsten Winkel des öden Nordschottlands, welcher eben nur bemittelt genug um in strenger Aufsicht über den vererbten Pflug und altherkömmlichen Dreschflegel, in liebevoller Sorge für die Wohlfahrt der Kinder unter dem morschen Dache oder auf der holperichten Landstraſse und in gastfreier Bewirthung jagd- und wettlustiger Nachbaren einen behaglichen Lebenslauf und die Abwehr gegen alle höheren Anmuthungen zu finden, wenn wir diesen, unter strengster Beachtung jeder hausväterlichen Pflicht, alles erstreben und gröſstentheils erreichen sehen, was nur dem Vornehmsten und Reichsten beschieden zu werden, so wie auch das was gewöhnlich nur der Ehrgeiz, wenn nicht gar der Erwerb der Unbemittelten zu sein pflegt. Sehr ermunternd muſs uns dieses Vorbild aber vorzüglich zu einer Zeit erscheinen, wo viele wackere Männer mit neuerwachter Liebe zum Vaterlande ihr Leben dem Gemeinwohle und dessen freierer Verwaltung zu widmen bereit sind, und jener sie lehren möge, auf wie vielen Wegen ein einziger Mann — und es giebt deren noch unzählige für Unzählige — ein Mann, ohne durch Geburt, Glücksgüter, Bildung, Verhältnisse auf die allerhöchste Stufe gestellt zu sein, auf seinen District, seine Provinz, sein Vaterland und die übrige Welt einwirken kann, wenn der edle, leicht erregbare Eifer für das Gemeinwohl nicht in einen selbst verzehrenden, ertödtenden Ehrgeiz versteinert ist. Das Interesse aber, welches Sinclair in Anspruch nimmt, ist um so allgemeiner, da er mit groſser Kraft und seltenem praktischen Blicke die vielseitigsten wissenschaftlichsten Anlagen verband, durch welche er auch, wenn er selbst nur zunächst an seinen Heerd und sein Feld dachte, ein Lehrer der Welt durch Rath und Beispiel geworden ist. Daſs wir jedoch an diesem Orte einige Züge aus Sinclairs Biographie hervorheben wollen, erscheint um so begründeter, da auf Anlaſs des von dem seitdem verstorbenen Sinclair selbst herausgegebenen Briefwechsels eine anerkannte Meisterhand bereits eine Skizze seines Lebens in diesen Blättern lieferte *): an welche ergänzend sich zu reihen und dadurch das Andenken des verehrungswürdigen Schotten zu erneuern unser wohlgemeintes Bestreben ist.

Die vorliegenden Memoiren des Sir John Sinclair

---

*) S. Jahrgang 1831. Juni.

sind das auf den Wunsch des Vaters unternommene Werk seines jüngeren Sohnes, John Sinclair, welcher durch einige im Interesse der anglicanischen Kirche verfafste Schriften sich vortheilhaft ausgezeichnet hat. Dem vorliegenden Werke gebührt die Anerkennung, dafs es in schmucklos anziehender Darstellung abgefafst ist, mit unverkennbarer Pietät für den Vater, zugleich aber mit der gröfsten von seinem Sohne zu erwartenden Unbefangenheit und Wahrheitsliebe. In den reichen Stoff dieses Werkes ist alles verwebt worden, was der verstorbene Sinclair in der kurzen seiner Correspondenz vorgesetzten Selbstbiographie über sein Leben angab, so wie auch jene Briefe und die denselben angefügten Erläuterungen von dem neuen Biographen benutzt sind. Doch ist dessen Streben zu sehr gelungen, um verkannt werden zu dürfen, aus den leider nicht immer treuen, und daher manche fernere Nachforschungen veranlassenden Angaben alter Freunde — denn die Lebhaftigkeit und jedenfalls der Reichthum der Jugenderinnerungen alter Leute gehört zu den ererbten, aber unbewährten Fabeln — aus den Erzählungen des Greises selbst, aus einem Wuste von 40—50,000 Briefen und anderen Handschriften, ein reiches Bild des Lebens seines Vaters zu geben und statt der schon von diesem mitgetheilten Züge und Anecdoten, sowohl von diesen neue, als auch werthvolle umfassende Uebersichten über dessen vorzüglichste Bestrebungen und Lebensepochen zu geben, wodurch denn dieser Biographie auch als reicher Beitrag zur Geschichte Englands in den letzten funfzig Jahren, vorzüglich aber zur Geschichte des Landbaues und der Finanzen, ein bleibender Werth gesichert ist.

Die Abstammung aus einem alten, erlauchten Geschlechte nutzet, wenn auch nicht lediglich, doch vorzüglich demjenigen, welchem persönliche Vorzüge diese Begünstigung entbehrlich zu machen scheinen. Ein altes normannisches Rittergeschlecht, de Sancto Claro, welches für Wilhelm den Eroberer bei Senlac gefochten *), im folgenden Jahrhunderte in den schottischen Niederlanden sich niederliefs und in der Nähe von Edinburg die in ihren Ruinen noch heute bewunderte Kapelle zu Roslin erbaute; durch Heirath die Grafschaft der orcadischen Inseln, welche damals die Bedeutung eines nordischen Malta besafsen, unter norwegischer, hernach dänischer Hoheit, später noch die Grafschaft Caithnefs erwarb; mancher trefflicher Sinclair, den schwedische *) und schottische Balladen und Chroniken preisen; andere, welche unter Gustav Adolfs Banner in Deutschland fochten und Besitzthümer in Schweden erhielten; dieses rüstige, tapfere Geschlecht, welches mehr europäische als provinzielle Berühmtheit erlangt hat, und zwar nicht wie gewöhnlich der englische Adel, dessen Geschichte mehr die des Titels, als des Blutes zu sein pflegt, vererbte seinen ehrenwerthen Namen auf unseren Baronet, geboren 1754. Dessen Grofsvater hatte sich durch Kauf in den gröfsten Theil der seinem Hause nur theilweise vererbten Besitzungen der Grafschaft Caithnefs gesetzt. Der Vater aber hatte durch treffliche Erziehung unter dem bekannten Dr. Watts, Studien zu Utrecht und Verbindungen mit den ausgezeichnetsten Zeitgenossen in seinem Vaterlande, von denen der Geschichtschreiber Robertson und der Prediger Blair uns die bekanntesten sind, seinen Kindern den unvermerkten, aber wichtigen Einflufs höherer Geistesbildung gesichert.

Es ist jetzt wohl allgemein anerkannt, dafs die Dichter selten oder nie den Grundstoff ihrer erzählenden Gedichte erfinden: weniger ist beachtet, dafs dem Menschen der Stoff und Inhalt seines anscheinend durch eigene selbstständige Neigung gelenkten Lebens schon in erster Kindheit von aufsen gegeben ist: dafs nicht blofs das Kind der Vater des Mannes ist, sondern dafs das Kind schon einen, wenn gleich nicht immer nahe verwandten, Geistesvater darstellt. Freilich fehlen uns häufig genauere Nachrichten über die Umgebungen ausgezeichneter Menschen in den Kindesjahren, um die Vorbilder der späteren Jahre in den Monocotyledonen der frühesten Entwickelung zu erkennen. Bei Sinclair war jedoch das Wesen, welches in dem seinigen sich weiter ausbilden, kräftigen und verbreiten sollte, die treffliche Mutter. Ihr Enkel theilt uns interessante Züge von dieser würdigen, aus einem der vornehmsten

*) Wir bemerken diesen von dem Biographen nicht angeführten Umstand, und fügen hinzu, dafs Richard von Sancto Claro im Doomesday als Afterlehnsmann in Suffolk und Norfolk erscheint; unter Henry I. aber Wilhelm und Hanno de Sancto Claro als einflufsreichste Männer und besonders letzterer als Herr von Colchester auftrat.

*) Die neueste derselben möchte die von dem unglücklichen schwedischen Major Malcolm Sinclair sein, welcher im Jahr 1739 auf der Reise von Constantinopel nach Breslau ermordet wurde. S. Geyer u. Afzelius Svenska Folkvisor. Th. I.

schottischen Geschlechter stammenden Dame mit, welche lange im Wittwenstande ihre Güter mit großer Sorgfalt und Klugheit verwaltete. Nichts ist charakteristischer und entspricht mehr dem Bilde, welches ihr Sohn von sich der Welt hinterlassen hat, als ihr Abschiedsschreiben an denselben, in welchem die liebevollsten und ernstesten Ermahnungen eines tief religiösen Herzens mit den Resultaten ihrer Wirthschaftserfahrungen, als da sind: die Rechnungen mit den Angestellten häufig abzuschliefsen, Pachtgüter nie auf lange Zeit zu verpachten u. dgl., an einander gereiht sind.

Unter der Leitung dieser Mutter fehlten auch andere treffliche Führer seiner Jugend nicht. Der Theologe und Dichter Logan, dessen Predigten selbst über die vielgepriesenen Blairs zuweilen gestellt sind, ward ihm zum Hofmeister gegeben: doch bedauert er selbst stets zu lange dem öffentlichen Schulunterricht entzogen zu sein und dadurch dem lebendigen anregenden Verkehr mit der kräftigen, ehrgeizigen Landesjugend, deren herrlicher Anblick in den gröfseren Landesschulen Englands auch den lebhaften Verehrer der englischen Nationalität noch mit einiger Verwunderung erfüllen könnte, dafs aus solcher Jugend nicht noch ein ganz anderes, höheres Geschlecht sich bilde. Unser Sinclair, welcher schon im sechsten Jahre durch aufserordentliche Fortschritte öffentliche Aufmerksamkeit erregt hatte, bezog im dreizehnten schon die Universität zu Edinburg und im siebenzehnten, um die Vorträge des bekannten Juristen Millar zu hören, diejenige zu Glasgow. Sehr viel verdankte auch Sinclair den debattirenden Clubs in Edinburg, in welchen Aufsätze über Politik und Literatur verlesen und besprochen wurden, zunächst durch die Studenten und angehenden Pratiker, aber auch durch die ausgezeichnetsten älteren Männer an der Universität und aus anderen Verhältnissen; eine Einrichtung welche von dem aufserordentlichsten Einflusse auf die Bildung der zu Edinburg studirenden Britten gewesen ist und den Universitäten des Festlandes nicht dringend genug anempfohlen werden kann, besonders in Städten, wo, aufser den Universitätslehrern, zahlreiche gelehrte und redekundige Männer vorhanden sind, deren Gegenwart einer solchen Gesellschaft nicht nur den Anschein und vielleicht den Staub der Schule nehmen, sondern auch durch die Verbindung mit jenen Gründlichkeit, gediegene Kraft und heitere Lebensfrische verleihen würde. Es ist aus den Biographien und den eigenen Aeufserungen der ausgezeichnetsten Männer, welche zu Edinburg studirt haben, bekannt, was sie jener Gesellschaft verdanken: wir nennen nur den Philosophen Dugald Newart und dessen Nachfolger Thomas Brown, Sir James Mackintosh, Sir Walter Scott, Horner, Lord J. Russel, Jeffrei, Lord Landsdowne, Lord Brougham.

Zu den bedeutenden Männern, deren Schottland sich damals erfreuete, gehörte auch Dr. Adam Smith, dessen Verdienste um die Nationalökonomie seinem Namen ein unvergängliches Andenken sichern werden. Sein vertrauter Umgang war von dem wichtigsten Einflusse auf den jungen Sinclair, dessen Arbeiten gröfstentheils die Vermittlung der Wissenschaft mit dem Leben bezweckten. Wir können nicht verkennen, dafs dieser Einflufs ein sehr bedeutender gewesen ist, da praktische Fähigkeiten in Sinclair durchaus vorherrschend erscheinen.

Ein wahrhaftes Talent für Verbesserungen, welches in sich begreift: Unbefangenheit das Mangelhafte zu erkennen, Scharfsinn die zweckmäfsigste Abhülfe zu entdecken, Muth und Beharrlichkeit das neue Bessere einzuführen und zu erhalten, bewährte sich sehr in unserem Sinclair. Er hatte eben achtzehnjährig die Universität verlassen, als er die Bebauung seines Gutes zu verbessern begann. Mit grofser Gewandtheit wufste er die bisher hartnäckigen, in alter Grenzfeindschaft lebenden Nachbaren zu Umlegung und Verbesserung von Wegen zu stimmen. Doch hatte man alle seine Arbeiten für zwecklos erklärt, da über den Hügel Ben Cheilt mit allen Händen der Grafschaft keine Strafse gelegt werden könne. Kurze Zeit verging, als man an einem Frühmorgen sämmtliche benachbarte Pächter mit ihrem Gesinde, 1260 Arbeitende an der Zahl, über den Hügel hin vertheilt fand, welche der junge Sinclair vereinigt und ihnen Geräthe und Lebensmittel geliefert hatte. Mit ungewohntem Eifer arbeitete die froh vereinte Masse an dem neuen Tagewerke und vor Einbruch der Nacht hatte sie die schon nie gehoffte Freude einen fahrbaren Weg über Ben Cheilt angelegt zu sehen. Dennoch blieben manche Spötter über den enthusiastischen Verbesserer, welche den Tag der Unmöglichkeiten, als den Tag, wo John Sinclairs Mail in seinem Thurso anlangte, bezeichneten.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 93.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

November 1837.

Memoirs of the Life and Works of the late Right Honorable Sir John Sinclair, Baronet. By his son the Reverend John Sinclair.

(Fortsetzung.)

Gar manches Jahr noch sah aber Sir John Sinclair die Londoner Mail in das hyperboräische Thursö täglich hereinrollen. Sobald Wege gebahnt sind, folgen andere Verbesserungen leicht. Sinclairs Verdienste um die Anlegung einer neuen Stadt zu Thursö und anderer dortiger Dörfer und Fischerei-Anstalten so wie die grofse Ausdehnung der dortigen Hering-Fischereien, welche an Ergiebigkeit jetzt alle übrigen übertreffen, haben seine Umgegend sehr gehoben: nicht minder die Verpflanzung der Schaafe von den Cheviot-Hügeln im südlichen Schottland nach seiner nördlichen Gegend, wo er der Begründer einer neuen Schaafzucht wurde. Selten nützet der gute Wille der Freunde dem Menschen so sehr als der böse Wille der Gegner und so läfst sich das Verdienst, welches Sinclair sich um Caithnefs und bei der bald erfolgten Ausdehnung seiner patriotischen Bestrebungen über das ganze Schottland um dasselbe erwarb, vielleicht so bezeichnen, dafs sein thätiger Eifer seinem Vaterlande noch mehr genutzt habe als des Doctor Samuel Johnsons bekannte Verhöhnung dieses Landes, welche allerdings dessen Bewohnern ein Antrieb zu mancher Verbesserung geworden ist. Der geistreiche Sinclair selbst freuete sich der Gegenwirkung, welche des Antischotten Hohn hervorgebracht hat, sehr, und benannte die neuentstandenen Holzungen auf Strecken, wo Johnson über ihren Mangel gescholten hatte, in satyrischer Dankbarkeit: Dr. Johnsons Anpflanzungen. Welche Erfolge Sinclairs Bemühungen krönten, läfst sich nicht kürzer und deutlicher ausdrücken, als wenn wir erwähnen, dafs er in dem rauhen unwirthlichen Norden Schottlands Güter von einem jährlichen Ertrage von 150 Lst. zu 1700 Lst. steigen sah, dafs ein bekanntes Gut, welches 1200—1500 Lst. einbrachte, seitdem zu 300,000 Lst. verkauft wurde. Doch nicht nur der Wohlhabende wurde durch die neuen Schaafheerden reich, sondern alle Classen der Gesellschaft gewannen durch die neuen Arbeiten und Anlagen, so dafs von allen Grafschaften in England und Schottland keine ist, deren Bevölkerung so sehr zugenommen hat, als das einst öde, kalte, unfruchtbare Caithnefs, dessen gröfster Schatz in geborgenen Schiffstrümmern zu bestehen pflegte, nämlich nach den beiden Volkszählungen im Jahre 1811 und 1821 um 29 Procent.

Sinclair wurde schon im 26sten Jahre durch die Wahl der übrigen Freihalter der Grafschaft Caithnefs deren Stellvertreter im Unterhause. Er war viele Jahre hindurch der vertraute Freund Pitts. Schon in dieser Zeit und so früh als 1780 bemühte er sich die Minister zu der von ihnen verheifsenen Parlaments-Reform zu bringen. Diese Angelegenheit war schon vor Sinclairs parlamentarischem Auftreten lange ein Gegenstand von Verhandlungen innerhalb und aufserhalb des Parlaments gewesen, und also auch mehrere Jahrzehnte früher, ehe Lord Grey in jugendlichen Jahren sich zum Vorkämpfer der Ansicht aufwarf, deren Erreichung erst seinem vorgerückten Alter gelang. Der Gang dieser Verhandlungen beweist, wie man auch in England anerkennt, dafs selbst eingestandene Mifsbräuche nicht zu rasch geändert werden können, wenn sie wichtige Verfassungsfragen betreffen, aber auch wie ein zu langer Verzug, so sehr er in dem vorliegenden Falle durch die Vorsicht und die Reaction, welche die französische Revolution erforderlich machten, zu entschuldigen sein mag, die Gegner nur zu leicht zu Hintenansetzung billiger und gerechter Grundsätze bringt. Sinclairs Vorschläge, welche man jetzt die eines Conservativen nennen würde, genügten im Jahre

1780 den äufsersten Liberalen. In unseren Tagen aber, als die Beibehaltung alter Rechte unter den Bedürfnissen und Forderungen der vielen zahlreichen Städte stets gröfsere Mifsverhältnisse erzeugt hatten, wer hat da noch die von Sinclair einst behauptete Nothwendigkeit anerkennen wollen, die des Wahlrechts entbundenen Burgen als solche durch bedeutende Rente zu entschädigen, ihren stimmberechtigten Bürgern aber ein neues Stimmrecht in ihrer Grafschaft zu verleihen? William Pitt, Fox und die übrigen Minister sprachen damals für die Reform der parlamentarischen Stellvertretung; das Mitglied für Old Sarum, Thomas Pitt, hernach Lord Camelford, stand an der Spitze der gegen dieselben gerichteten, viel verspotteten aber mit einer kleinen Stimmenmehrheit siegreichen Opposition.

Als Redner scheint Sinclair im Parlamente, gegen einige seiner grofsen Zeitgenossen zurückgetreten zu sein, wie überall der Ruhm der glänzendsten Beredsamkeit seinen Landsleuten, den Schotten, deren Naturel sie von jeher mehr zur Beobachtung und Contemplation als zur Dicht- und Redekunst geführt hat, und welche sich früher sehr häufig durch die Furcht, durch den nie ganz zu vertilgenden Dialect Anstofs zu erregen, gelähmt fühlten, selten zugefallen ist. Seine Wirksamkeit war gröfser und eingreifender in vorbereitenden Versammlungen und Committeen, wo vorzüglich seine ungewöhnlichen Kenntnisse des Finanzwesens ihn zum unentbehrlichen Mitgliede machten. Als die Auflösung des Parlamentes im Jahr 1784 ihm gröfsere Mufse verschaffte, theilte er die Ergebnisse seiner Studien über die Geschichte der Einkünfte des englischen Staates in einem gröfseren Werke mit, welches jegliche Anerkennung fand und zahlreichen angehenden Staatsmännern in und aufserhalb England die beste Hülfe zu ihrer Ausbildung und Belehrung im Finanzwesen gewährt hat und so sehr ein solcher Stoff durch Ergänzungen bereichert werden kann, so häufig früher übersehene Gesichtspunkte neue Forschungen erfordern, so wesentlich die Finanzwissenschaft selbst in ihren Grundlagen seit einem halben Jahrhunderte sich umgestaltet hat, auch in Zukunft zu den Grundpfeilern derselben gehören dürfte.

Was über Sinclairs Reisen auf dem Festlande, besonders im Jahre 1786 mitgetheilt wird, erscheint uns nicht ohne Interesse. Er reiste in anderer Weise, als jene Landsleute, deren er gedenkt, von denen einer, als er zu Berlin ankam, Gott dankte in einer Stadt zu sein, wo es keine Gemälde, Bibliotheken und Museen gebe, der andere in Wien es verabscheute mit Oestreichern sich an die Tafel zu setzen und wünschte, dafs es dem Himmel gefallen möge, dafs er zu einer Stadt gelangte, wo es keine Eingeborne gebe. Sinclair erwarb sich die Kenntnifs vieler Fürsten und Höfe, an denen sein bedeutender Ruf ihm die günstigste Aufnahme verschaffte, und man scheint ihn hier als den künftigen Cabinets-Minister, dort als einen Adepten in der Staatskunst angesehen zu haben, welcher Arcana zur Bereicherung des Landes mittheilen könne: allerorten achtete man jedoch in ihm den thätig wohlwollenden, mit den dem Staatsleben unmittelbar nützenden Kenntnissen reichbegabtesten Wohlthäter seiner Nation und aller derer, welche seine Lehren zu verstehen und zu benutzen fähig waren.

In den ersten Jahren der französischen Revolution, in welchen das übrige Europa durch die ausschweifendsten staatsrechtlichen Theorien zerspalten, in leidenschaftlicher Aufregung geistige und materielle Kräfte verzehrte, war es Sinclair, welcher der Staatsverwaltung, welcher der National-Oeconomie und jedem die Volks-Wohlfahrt fördernden Bestreben eine neue und festere Begründung zu verschaffen wufste. Gewifs darf Sinclair, wenn nicht als der Vater der Statistik, dieser Anatomie des Culturzustandes und Staats-Lebens, doch als der erste erfolgreiche Begründer derselben angesehen werden, dieser noch sehr jungen Wissenschaft, welche in ihrer ferneren Ausbildung dem Gemeinwohl die ergiebigsten Früchte verheisset. Wenn auch der Versuche, welche schon im Mittelalter gemacht wurden, zur besseren Kenntnifs und Sicherung der Kronrevenüen oder des Ertrages einzelner von Laien oder Geistlichen zu erhebenden Taxen-Verzeichnisse der Personen, ihrer Besitzungen und Leistungen, in gewissen Districten aufzunehmen, mehrere vorhanden sind, als Sinclair und sein Biograph gekannt zu haben scheinen, — wir erinnern nur an das Landbuch der Mark Brandenburg v. J. 1375 und Census Daniae des dänischen Königes Waldemar II., — so waren doch alle diese Arbeiten nur auf einseitige Zwecke beschränkt, von den Behörden für ihre Interessen unternommen, und hernach für dieselben verheimlicht. Wenn auch einzelne Gelehrte sich zuweilen an das Leben mit leisen Wünschen und

schwachen Vorstellungen zur Sammlung des Materials gewandt haben, so finden wir in der Fruchtlosigkeit ihres Bestrebens immer nur wieder die kinderlose Scheinehe, in welcher Theorie und Praxis so manches Jahrhundert auf parallelen Irrwegen nebeneinander umhergewandert sind: nur ein Mann von so vieler Kraft, anerkannt praktischer Einsicht, und bewährtem politischen Character und auch dieser nur in Grofsbritannien, konnte es wagen ein Unternehmen, wie die Statistik von Schottland allein zu beginnen. Dieselbe ist auf den Berichten sämmtlicher Pfarrer in Schottland über ihr Kirchspiel begründet, welche Sinclair auf seine — und wie oft vergeblich? — wiederholte Circulare erhielt. Unfähigkeit, Mifstrauen, Trägheit, Mifsgunst — und was sonst alles den Menschen von uneigennützigen Anstrengungen abzuhalten pflegt, waren zu besiegen gewesen. Gedenken wir lieber, wie Sinclairs heitere Laune manchen Widerspänstigen ihm geneigt machte, und ein mit rother Dinte geschriebenes Circular, welches er Draco's Gesetz benannte, bei den erheiterten Empfängern die begehrte Folgsamkeit endlich bewirkte. Dennoch fanden sich noch immer unbesiegbare Schwierigkeiten und Sinclair sandte zuletzt statistische Missionaire über das Land, um die fehlende Auskunft zu ergänzen. So kam in wenigen Jahren jenes Riesenwerk the Statistical Account of Scotland in 21 Bänden aus mehr als 900 Beiträgen durch ihn zu Stande. Er hat keinerlei pecuniaire Vortheile, nicht einmal die Deckung der durch Correspondenz und die Reisenden verursachten bedeutenden Kosten aus diesem Werke bezogen, sondern den gesammten Ertrag, um die Pfarrer zu ihren Beiträgen williger zu stimmen, einer zum Besten der Söhne schottischer Geistlichen bestehenden Stiftung übertragen. In späteren Jahren gab Sinclair selbst einen die Hauptresultate seines Werkes enthaltenden Auszug mit einzelnen Zusätzen in zwei Bänden heraus *), welcher in mehrere Sprachen übersetzt ist.

Von den Maafsregeln, zu welchen die englische Regierung durch jenes Werk veranlafst wurde, der neuen Volkszählung und anderen grofsen von jener geleisteten statistischen Arbeiten, so wie von der Nachfolge, welchen Sinclairs Beispiel auf dem europäischen wie americanischen Festlande bei Behörden wie Literaten erweckte, darf hier nur in flüchtiger Andeutung gesprochen werden: als gröfster Gewinn möchte aber die vermehrte Vaterlandskunde und der Sinn für Beobachtung staatswirthschaftlicher Erscheinungen bei seinen Landsleuten hervorgehoben werden.

In die Zeit dieser grofsen Arbeiten Sinclärs fiel auch seine Stiftung der British Wool Society. So sehr der Ertrag alter Abgaben, des Handels und der Fabrikate in England von jeher von der Erzeugung der Wolle abhing, und den Gesetzgeber täglich sein Wollsack an diese grofse Stapelwaare seines Vaterlandes erinnert, so hatte doch in England niemand, auf dem Festlande vielleicht nur d'Aubenton, der Inspector der königlichen Heerden in Frankreich, ein genaueres Studium aus der Pflege und Veredlung der Schaafe und ihres Vliefses gemacht. Die schon auf vier Millionen Pfund gestiegene jährliche Einfuhr spanischer Wolle erweckte bei Sinclair Besorgnisse für den Fall eines neuen Krieges: und die Wahrnehmung, dafs in den nördlicher belegenen Shetland-Inseln feinere und längere Wolle von den Schaafen gewonnen werde als im mittleren Schottland, veranlasste ihn zu Nachforschungen mit anderen Agronomen, welche bald durch die Errichtung der gedachten Gesellschaft einen bestimmten Sitz, Richtung und Bestand erhielten. Die von ihm als deren Präsidenten ausgegangene Stiftung der früher ungebräuchlichen Schaafschurfeste, die Erwerbung von Schaafen aus allen Gegenden der Welt von Abyssinien bis Schweden, von Schottland bis Neu-Süd-Wales, die vielfach gewandte Experimentirung mit denselben, haben zu den schönsten Resultaten für Schottland und England geführt und nicht minder werden in unseren Gegenden viele andere Schaafzüchter der Vortheile wissenschaftlicher Wolle-Cultur geniessen, deren Urheber ihnen unbekannt geblieben ist.

Diese glücklichen Erfolge der dem Leben zugewandten Theorie führten unseren Helden der neubelebenden und verbessernden Intelligenz zu der wichtigsten seiner Unternehmungen. Seit beinahe einem Jahrhunderte hatte ein Handels-Collegium für England bestanden: für den Ackerbau und die Viehzucht, von denen die Erhaltung und Wohlfahrt seiner Be-

*) Einen Auszug in deutscher Sprache hatte schon J. P. Ebeling 1794—98 herausgegeben.

wohner sehr abhängig ist und deren grofse Mängel tief empfunden wurden, hatten nur wenige eine ähnliche Einrichtung vorübergehend gewünscht, und niemand eifrig betrieben. Demnach bedurfte mehr noch als der mehr bewegliche, neuer Belehrung leichter zugängliche Kaufmann, eines solchen vermittelnden Organs für neue Ansichten, Erfahrungen und Erfindungen, der Landmann, welcher stationär in dem Herkommen seiner Grafschaft von Sonne und Regen geduldig sein Schicksal erwartete. Ein Ackerbau-Collegium konnte jedoch nicht ohne die Bewilligung öffentlicher Gelder beschafft werden, weshalb Sinclair viele Hindernisse in der Gleichgültigkeit hochgestellter Mitglieder des Parlaments zu bekämpfen fand. Doch gelang ihm, nachdem er Pitt für sich gewonnen, im Jahr 1793 die Errichtung desselben. Er selbst ward zum Präsidenten ernannt: die Mitglieder waren: die grofsen Beamten der Krone, die Erzbischöfe, einige Bischöfe, der Sprecher des Unterhauses, der Präsident der Royal Society, die Intendanten der Waldungen und der Kronländereien; ferner aus beiden Häusern eine Anzahl der des Ackerbaues kundigsten Mitglieder; der wohlbekannte Arthur Young wurde zum Schriftführer des Collegii ernannt. Doch so einflufsreich diese Commission durch ihre Zusammensetzung erschien, so hatte sie stets mit grofsen Schwierigkeiten zu kämpfen. Der colossale Plan für England statistische Berichte aus seinen 10,000 Kirchspielen nach dem verbesserten Vorbilde derer über Schottland zu entwerfen, ein grofsartiges Werk, wie kein anderes Land es besessen haben würde, ward durch den Erzbischof von Canterbury vereitelt, welcher, die im Besten des Landbaues beabsichtigte Ablösung der Kirchenzehnten fürchtend, dem Premier-Minister erklärte, dafs die Zurücknahme jenes Planes die Freundschaft und Unterstützung der Kirche bedinge. Das Unternehmen mufste aufgegeben werden und wenn auch gegenwärtig zu den von der Regierung durch das Genie-Corps aufgenommenen Karten statistische Berichte ausgearbeitet werden, von denen namentlich die für Irland, nach einem von uns gesehenen, noch nicht ausgegebenen Bande zu urtheilen, das vollendetste sein werden, was die Statistik bisher kannte, so werden doch bis zu deren Vollendung der englische Patriot und die Wissenschaft ein halbes Jahrhundert verloren haben. Sinclair mufste sich beschränken mit sehr geringen Geldmitteln Untersuchungen über den Zustand des Landbaues in den Grafschaften von England, Schottland, Wales und der Insel Man vorzunehmen, deren Resultate dem Publicum bald in zehn Quartbänden, später in siebenzig Octavbänden mitgetheilt sind. Es möge hier noch angeführt werden, dafs der treffliche und liebenswürdige Monarch Georg III., nicht nur ein grofser Gönner des Ackerbaues, sondern auch selbst ein einsichtsvoller thätiger Landmann in seinem Windsor, allen diesen Bestrebungen unsers Sinclairs sehr geneigt war, und der königliche Schäfer nicht nur das Patronat über die britische Wollegesellschaft übernahm, sondern auch aus seinen eigenen Heerden die ihrigen bereicherte und ein ganz besonderes Interesse für die Bestrebungen des Ackerbau-Collegiums an den Tag legte. An diese reihen sich auch Sinclairs Bemühungen im Parlamente ein allgemeines Gesetz zur Vertheilung der Gemeinweiden zu erreichen. Dieses war in der gewünschten Ausdehnung nicht zu erlangen, wohl aber Maafsregeln zur Erleichterung derselben, so dafs durch jene jetzt mehrere Millionen Morgen Landes zu regsamen Städten, wohlhäbigen Dörfern, blühenden Gärten und ergiebigen Kornfeldern umgewandelt sind. Was der Board of Agriculture für die Gesetzgebung gewirkt, wie er unzählige Landleute belehrt, wie er auf die britischen Colonien gewirkt, auf die vereinigten Staaten, auf alle Staaten des Festlandes, ist in unzweifelhaften Belegen vom Biographen nachgewiesen. Wenn wir nun aber annehmen, wie kleinliche Umtriebe den Stifter des Collegii von dessen Präsidate entfernten, und die segenbringende Anstalt verfiel, so erkennen wir wie der Geist des einen Mannes allein hier mit wunderbarer Energie gewirkt hatte, welche Ansicht auch in der späteren Wiedererwählung Sinclairs zum Präsidate ehrenvoll anerkannt wurde.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 94.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

November 1837.

Memoirs of the Life and Works of the late Right Honorable Sir John Sinclair, Baronet. By his son the Reverend John Sinclair.

(Schlufs.)

Im Jahre 1813 bewog jedoch die grofse Kostspieligkeit dieses Amtes, welche das Vermögen des Patrioten bedeutend verringert hatte, ihn dasselbe aufzugeben. Nach dem 1820 erfolgten Tode des A. Young wufste die Engherzigkeit des Premier Minister Lord Liverpool die Aufhebung des Collegii zu bewirken; eines Institutes, welches zu jener aufserordentlichen Verbesserung des Landbaues in den letzten funfzig Jahren, welche die gleichzeitigen Fortschritte der Manufakturen und des Handels an Werth weit überragen, das thätigste Werkzeug gewesen ist.

Doch es nahet die Zeit abzubrechen und den Leser auf die Biographie des Sohnes zu verweisen. Was Sinclair alles wirkte für Agricultur, Finanzen, Militairwesen, die Wissenschaften, die Künste, wie er den gaelischen Ossian ans Licht zu bringen förderte, wie er stets in die Zukunft wirkend, jede grofse Erinnerung ehrte und ausgezeichneten Männern Denkmäler zu errichten sich bemühte, und selbst auf Macbeths Dunsinnane Hügel Shakespeare zu ehren suchte, die unzähligen Spuren einer oft glanzvollen, stets gediegenen, aus der geläutertsten Humanität hervorgegangenen Wirksamkeit — welcher Griffel vermöchte das Panorama eines solchen Lebens auf wenigen Blättern mikroskopisch und doch deutlich zusammen zu fassen? Gerne wüfsten wir aber unsere Leser von dem Haupteindruck dieser Biographie mit uns bewegt, dafs wenn gleich das Streben des edlen Mannes im engen Raume des Lebens nicht zu fassen ist, dennoch unter der Begünstigung einiger äufsern Unabhängigkeit die Wirksamkeit des guten und verständigen Mannes, welcher nicht sich, sondern das richtig erkannte Gemeinwohl im Auge hat, eine ungemessene sein und Paradiesesfrüchte mit Lorbeerkränzen in zahlloser Fülle reifen sehen kann. Beneidenswerth das Land, bei dessen Söhnen Wohlhabenheit, Energie und Gemeinsinn gewöhnlich Hand in Hand angetroffen werden!

Sir John Sinclair hat die Herausgabe seines Briefwechsels in nie erschlaffter Thätigkeit, gröfstentheils mit der Ausarbeitung gröfserer Werke, auch eines neuen theologischen, beschäftigt, mehrere Jahre überlebt. Eine besondere Freude hat ihm noch die in diesen Jahrbüchern enthaltene Anzeige seiner Correspondenz bereitet, welche durch den Eindruck eines desfalsigen Briefes von Goethe zu einem sehr denkwürdigen Ereignisse erhöht wurde, welches er nach seiner Weise durch eine die Uebersetzungen mit enthaltende Broschüre gefeiert hat. Seine literarische Thätigkeit, welche wir jedoch vorzüglich in so ferne bei ihm schätzen, als sie ein Bild der im Leben mannichfaltig dargestellten Energie des seltenen Mannes darstellt, war gigantisch zu nennen. Der Biograph liefert ein Verzeichnifs von 18 Bänden der gedruckten gröfseren Werke seines Vaters; der von ihm redigirten Bände sind 106; der vom Jahre 1782 bis 1835 gedruckten Pamphlete nicht weniger als 367, von denen beinahe die Hälfte in den letzten zehn Jahren des Greises geschrieben sind. Sein schönstes Andenken möge aber sich stets erneuern und erhalten in dem ewigen Grün der schattigen Wälder und üppigen Fluren, welche ihm ihre Pflanzung verdanken, in den reichen Dörfern und Städten, welche sein Vaterland durch den hochverdienten Eroberer des Friedens erworben hat!

Erfreulich würde es sein dieses Werk unter Zuziehung einiger Blätter aus Sinclairs Briefwechsel in gutes Deutsch gekehrt, mit einigen Erläuterungen

über die Zeitgeschichte Englands, bald gedruckt zu finden. Dieses Unternehmen darf zum Besten der vielen Classen von Lesern, welchen jenes Werk zur belehrenden und erquickenden Unterhaltung dienen müfste, einem unsrer thätigen Verleger bestens empfohlen werden.

J. M. Lappenberg.

LVI.

Lettres sur l'Amerique du nord par Michel Chevalier. 2 *Vols. Paris*, 1836. 8.

Der Verf. hat sich auf Veranlassung der französischen Regierung in den Jahren 1834. 35. in den nordamericanischen Freistaaten aufgehalten, und den Zustand des Handels, der Industrie, so wie den bürgerlichen und den politischen Zustand der Staaten im Allgemeinen fleifsig beobachtet. Die Nachrichten, die er darüber giebt, sind von grofsem Werth, und man findet hier nützliche Thatsachen und Berichte zusammengestellt, die belehren und die Erstaunen erregen. Nach der Analogie dessen, was man bei Thieren und Pflanzen beobachten kann, ist es nicht zu verwundern, dafs auch eine menschliche Gesellschaft schneller wächst, je näher sie ihrer ersten Entstehung ist. Diese allgemeine Regel kann aber allein die Riesenschritte nicht erklären, welche die nordamericanischen Freistaaten seit wenig mehr als 50 Jahren gemacht haben. In diesem Zeitraume hat die Bevölkerung sich verfünffacht, der angebaute Boden vervierfacht, und in gleichem Maafse hat sich die Zahl der Städte vermehrt, die fast alle in Reinlichkeit und Wohnlichkeit den besten Städten Europas an die Seite zu setzen sind. Die Staaten besitzen eine Handelsmarine, die mehr als doppelt so grofs ist, als die Französische, ein Canalsystem, welches ungefähr 700 geographische Meilen lang ist, 420 Meilen Eisenbahnen, während Grofsbritannien nur 300 besitzt, und endlich 386 in Bewegung gesetzte Dampfschiffe, die zusammen 9500 Tonnen tragen, während Frankreich nur 82 und Grofsbritannien etwa 480 hat. Die Eisenbahnen und die Canäle haben ungefähr 170 Millionen Thaler gekostet, und es fehlt im Lande noch so wenig an Baulust und an Geld dazu, dafs jedes neue Unternehmen dieser Art schnell seine Theilnehmer findet. Der Wohlstand ist im Lande so allgemein verbreitet, dafs Armuth und Bettelei kaum angetroffen wird. — Die Frauen sind allgemein von jeder schweren Arbeit befreiet, und lediglich mit dem Hauswesen und der Sorge für die Kinder beschäftiget. — Dies sind Erscheinungen, welche ein Statistiker Mühe hat zu glauben, und deren Möglichkeit das Herz jedes Wohlgesinnten mit Freude erfüllen mufs. Was hält uns ab jenes gelobte Land aufzusuchen, wo arbeiten können und arbeiten wollen genug ist, um mit dieser Arbeit eine Familie reichlich zu ernähren, wohl zu kleiden, und anständig wohnen zu lassen — was hält uns ab? In der That, wer nichts will für sich und die Seinigen als essen, gekleidet sein und Wohnung haben, der thut wohl, nach den nordamericanischen Freistaaten zu gehen. Wie ist es aber, wenn man für sich und die Seinigen noch einige andre Wünsche hat? Unser Verfasser kommt oft darauf zurück, dafs der Nordamericaner seine ganze Bestimmung in der Arbeit findet, dafs Litteratur und schöne Kunst für ihn nicht existiren, und dafs er sogar die Freuden des geselligen Lebens nur höchst selten geniefset. Es wird in der Regel mit der Sonne aufgestanden, um an die Arbeit zu gehen, die Familie versammelt sich um die Mittagszeit zur Mahlzeit, welche etwa 10 Minuten dauert, um dann wieder an die Arbeit zu gehen, bis man vor Müdigkeit sich niederlegt. Am Sonntage beten, die Bibel lesen und schlafen. So lebt der Bauer, so der Handwerker, so der Kaufmann, und in der Regel lebt auch der Beamte so. Niemand hat Zeit übrig, und wer sie hätte, wäre unglücklich, er stände allein. Da werden wir wohl in Europa bleiben und arbeiten, um zu leben, nicht aber leben, um zu arbeiten. Es wird dieser Zustand der Dinge sich auch nicht lange in America erhalten, und schon jetzt zeigen sich die Spuren des vermehrten Wohlstandes. Es kommt ein Geschlecht, welches andre Genüsse sucht, als die stete Vermehrung dieses Wohlstandes, und der Weg ist so ziemlich vorauszusehen, den die Zustände in America nehmen werden, um eben so schlecht und eben so gut zu sein als es die europäischen sind. Indessen wird die politische Verfassung des Landes auf lange hinaus einen Damm bilden, der die einfache Lebensweise schützt. Der im Lande geborene Theil der Bevölkerung stehet dem europäischen Ursprunge sehr nahe, jeder hat Vater und Mutter oder doch Grofsvater und Grofsmutter gehabt, die Europäer waren, und der andre Theil der Bevölkerung ist so eben erst von Eu-

ropa eingewandert. Es ist daher befremdend, dafs so viele Gegenstände des Luxus, die in Europa häufig sind, hier selten gesehen werden. Die nicht blos den Worten nach, sondern wirklich und in der That democratische Verfassung des Landes erklärt diese Erscheinung. Regierer und Regierte sind in America gar nicht so streng geschieden, als bei uns, dort macht jeder einen Theil der Verwaltung aus, und er ist sich dessen deutlich bewufst. Dieser politische Zustand ist freilich nicht ohne seine sehr finstere Schattenseite. Gesetzlosigkeit, Selbsthülfe und grausame Gewaltthat, in Fällen, wo die Menge sich in ihrem Interesse oder in ihrem Glauben beeinträchtigt glaubt, sind gar nicht selten in America. Das Reisen am Sonntage ist z. B. weder von der Religion, noch von den Gesetzen verboten. Das Volk hält es aber für eine Entweihung des Sonntags, und so wagt es Niemand am Sonntag zu reisen, um das Volk nicht zu reizen. Von solcher Selbsthülfe des Volks erzählt der Verf. schaudererregende Beispiele, und bei allen benahm sich die Regierung als ruhiger Zuschauer, sie wagte es nicht gegen ihre Herren aufzutreten. So haben wir denn abermals einen Grund nicht eben zu eilen, um jenes Land aufzusuchen. Indessen hat diese Volksregierung das Gute, dafs sie den Luxus des Vermögenden zurückdrängt, wenigstens *den* Luxus, welcher darin besteht, theurere Dinge als die Gewöhnlichen zur Schau tragen, wenn sie auch sonst eben nicht viel mehr Genufs gewähren, und man weifs, dafs das der kostbarste Theil des Luxus ist. Alle Bequemlichkeiten, alle Comforts, die wir im Innern des Hauses geniefsen, sind nicht so kostspielig, als die Lust sich nach aufsen durch Gebäude, Kleider, Geschmeide, Dienerschaft u. s. w. auszuzeichnen. Das Volk läfst Jeden in seinem Hause machen, was er will, es wachet aber eifersüchtig auf jede Auszeichnung aufserhalb des Hauses. Das Aeufsere der Gebäude, die Kleidung der Männer und der Frauen, sind bei allen Ständen fast dieselben; Luxusfuhrwerke sieht man höchst selten. Die Wenigen wagen es nicht ihren Reichthum zur Schau zu tragen, und dadurch den Unwillen der Menge zu erregen. Zu läugnen ist es nicht, dafs diese Einschränkung des Luxus den Zustand der unteren Classen verbessert hat. Ein Tagelöhner, ein Mann der nichts herzugeben hat, als seine gesunde und starke Glieder, verdient in America durchschnittlich 3 bis 4mal so viel als in Europa, und wenn er auch dagegen manches Bedürfnifs theurer bezahlen mufs, so bleibt er doch in sehr grofsem Vortheil. Dies kann man zum Theil durch die grofse Ertragsfähigkeit des Bodens erklären. Da ist noch so vieles Urland, welches noch gar keinen Pflug gefühlt hat, und daher in der Ueppigkeit seiner Productionskraft mit weniger Arbeit viel mehr Ertrag liefert, als der europäische durch lange Benutzung entkräftete Boden. In America findet noch Jeder, der den Boden bauen will, die reichste Auswahl, er wählt den ergiebigsten, statt dafs der europäische Bauer mit jeder Scholle zufrieden sein mufs, und bei der zunehmenden Bevölkerung Mancher froh ist, nur eben eine Scholle zu finden, sie sei auch noch so mager. Kann der Mann in America also mit seiner Händearbeit viel mehr erzeugen, als der Europäer, so kann er auch mehr geniefsen, und Alle, die mit ihm leben, mehr geniefsen lassen. Indessen erklärt die grofse Ertragsfähigkeit des Bodens allein den hohen Tagelohn nicht. Man lasse uns in Europa unsere Sitten und verjünge durch einen Zauberschlag unser Areal, so dafs es dem amerikanischen gleichkomme; so wird sich dem ungeachtet der Tagelohn bei uns nicht so hoch stellen, als in America. Wer besitzt, der will geniefsen, und bei uns ist jede Gelegenheit dazu offen. Wenn von zweien, die gleiche Einnahme haben, der Eine viel mehr Menschen für sich und seine Genüsse beschäftiget, als der Andre; so wird er Jeden, der für ihn arbeitet, schlechter bezahlen müssen, als es der Andre kann, und am schlechtesten kömmt dann der weg, der auf der niedrigsten Stufe der Bezahlung steht, dessen Lohn nach Tagearbeit gemessen wird. Je einfacher die Lebensart der Reichen ist, desto besser stehen sich die Armen.

Der Verf. giebt höchst belehrende Aufschlüsse über die Bevölkerung, Abgaben, Gerichtsverfassung, über die Veränderungen, welche der Preis der Ländereien seit 30 Jahren erfahren hat, über das Sclavenwesen in den südlichen Staaten u. s. w., und wer die amerikanischen Freistaaten kennen zu lernen wünscht, der wird das Werk mit vieler Befriedigung lesen. Einige auffallende data mögen hier Platz finden.

Die Abgaben sind in Amerika keinesweges gering. Der Staatenbund, die einzelnen Staaten, die Grafschaften, und endlich die Gemeinden, schreiben ihre besondren Abgaben aus. Nach des Verfs. Angaben

zahlt der Landmann ungefähr 4 Thaler für jeden Kopf im Durchschnitt, und dabei mufs er einige Tage im Jahr zum Wegbau frohnen. Der Städter bezahlt viel mehr, die Communalsteuern betragen in den Städten, nach den einzelnen Staaten, 5 bis 9 Thaler für den Kopf. Aufserdem mufs jede Familie in den Städten das Wasser, welches mit grofsen Kosten weit her geleitet wird, sehr theuer bezahlen. — In Philadelphia z. B. kostet das Wasser jeder Familie 9 Thaler, in Cincinnati aber ziemlich das Doppelte.

In den nördlichen Staaten wird Ackerbau und Handel getrieben, hier liegen die grofsen Handelsstädte, welche die treffliche Handelsmarine geschaffen haben, und die nach allen Theilen der Erde verkehret. Die südlich gelegenen Staaten bauen allein den Boden, und zwar erzeugen sie gröfstentheils Baumwolle, Taback, Reifs, und bedienen sich dazu der Sclaven. Sie bringen diese Producte nach dem Norden, von wo der Kaufmann sie verführt. Die westlich gelegenen Staaten sind am spätesten von Ansiedlern besetzt worden. Hier wird hauptsächlich Getraidebau getrieben, doch haben sich auch Fabriken hier eingefunden, besonders Baumwollwebereien, welche Kaufleute aus den nördlichen Staaten gegründet haben.

Es scheint also als wolle man auch in Amerika die Fehler begehen, die in Europa so vielfältig begangen worden sind. Der Getraidebau lohnet überreichlich, man hat noch lange nicht Hände genug für den Boden und jeder arbeitende Mann kann sich und die Seinigen aufs vollständigste versorgen. Man begnügt sich aber damit nicht, man will auch die Stoffe selbst machen, welche die europäische Bevölkerung zum Theil machen mufs, um höchst kümmerlich von dieser Arbeit zu leben. Die natürliche Folge dieser Wuth, Alles selbst zu machen, ist, dafs in Amerika die Fabrikate viel theurer zu stehen kommen als in Europa. Um nun die Fabriken, diese unnatürliche Pflanze in Amerika, nicht untergehen zu lassen, legt man hohe Zölle auf die auswärtigen Fabrikate. Gewebte Stoffe zahlen in Amerika 30 pro Cent Abgaben, wenn sie von Europa eingeführt werden, und im nächsten Congrefs soll es erst versucht werden, sie auf 20 pro Cent herabzusetzen. Daher ein Heer von Zöllnern, welche in Amerika das stehende Heer zur Landesvertheidigung übersteigt. Daher mufs jeder die Waare, die er consumirt, theurer bezahlen als er sie von Europa beziehen könnte, und daher endlich eine nothwendige Verminderung des Absatzes der Landeserzeugnisse nach dem Auslande. Es können noch Jahrhunderte vergehen, ehe der wohlverstandene Nutzen der amerikanischen Freistaaten Fabriken brauchen wird, allein es scheint, was Friedrich der Grofse von den Menschengeschlechtern gesagt hat: les fautes des pères sont perdues pour les enfans, il faut que chaque siècle fasse les siennes: sei auch auf die Welttheile anwendbar.

Sehr schön schildert der Verf. die Wirkung, welche der Gebrauch der Sclaven in den südlichen Staaten auf den Charakter, den Fleifs und die Sittlichkeit der Einwohner äufsert. Der reiche Boden und der schlechte Zustand, in welchem die Sclaven leben, bereichert den Besitzer, der sich von aller Anstrengung entwöhnt, und dem Nordländer die Mühe läfst für ihn zu handeln, zu denken und zu erfinden. Es ist vorauszusehen, dafs der Faule in die Botmäfsigkeit des Fleifsigen, Gewandten und Denkenden kommen wird. Ganz vortrefflich ist der 32ste Brief im ersten Theil, in welchem der Verf. sich bemühet zu zeigen, dafs es ganzen Ständen in Hinsicht erworbener Vortheile eben so gehet wie den Einzelnen. Wer den erworbenen Reichthum nicht durch Thätigkeit befruchtet, der kann gewifs erwarten, dafs er oder seine nahen Nachkommen, wenn sie es nicht besser machen, bald Bettler werden. Der Verf. wendet sich in diesem Briefe an die haute bourgeoisie von Frankreich, welche, wie er meint, in mancher Hinsicht an die Stelle des ehemaligen Adels getreten ist. Vermögend genug, um ohne Arbeit zu leben, sehen sie es ruhig mit an, wie der Stand, den sie unter dem Ihrigen glauben, der arbeitsame Kaufmann, der Handwerker, ihnen über den Kopf wächst, und an Vermögen und Einflufs sie weit überragt. Der Stand im Staate, der nichts zum Wohl des Staates beiträgt, ist seinem Untergange nahe. Wir können uns nicht enthalten hier herzusetzen, was der Verf. am Schlufse jenes Briefes über den, in der Revolution untergegangenen Adel sagt:

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 95.
Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.
November 1837.

Lettres sur l'Amerique du nord par Michel Chevalier.

(Fortsetzung.)

„Zwischen dem hohen Adel und dem Könige traten in Frankreich wie in England Reibungen ein, „die in offenen Krieg ausbrachen. Der Erfolg war „jedoch in Frankreich anders als jenseits des Canals. „In Frankreich blieb der König Sieger. Ludwig der „Eilfte warf den Adel zu Boden, Richelieu legte ihm „den Kappzaum an, und Ludwig der Vierzehnte endlich machte ihn ganz zahm. Von aller politischen „Wirksamkeit zurückgedrängt blieb dem Adel, der „nicht Kaufmann und nicht Handwerker sein wollte „und sein durfte, nichts als die Wissenschaften und „die Künste. Leider aber trieb der Adel diese „um Religion und gute Sitten einzubüfsen. Als daher 1789 der Adel gewogen ward, fand man ihn „zu leicht, und die Revolution vollzog das über ihn „gefällte Urtheil mit cannibalischer Grausamkeit. Im „Augenblick des Todes kam jener Aristokratie ein „Bewufstsein ihrer Stellung zurück, sie bestieg das „Schaffot mit edler Würde."

Einen grofsen Theil des Werkes machen die Betrachtungen aus, welche der Verf. über die Zustände in Europa, und besonders in Frankreich in Vergleich mit denen in Amerika anstellt, und aus diesen Vergleichungen fliefsen viele Vorschläge, wie in Frankreich verfahren werden müfste, um der Vorzüge theilhaft zu werden, welche Amerika geniefset. Dieser Theil des Werkes scheint der schwächste. Es ist an sich ein mifsliches Ding, einem Alten die Lebensweise vorzuschreiben, welche dem Jungen gut bekömmt. Man wird sich bald überzeugen, dafs es nicht gehet, und wenn man es erzwingen will, so möchten sich höchst verderbliche Resultate ergeben. Es ist wohl vorauszusehen, dafs der Verf. bald einen hohen Posten in der Verwaltung seines Vaterlandes einnehmen wird, wozu ihn sein Geist, seine Kenntnifse, seine grofse Menschenliebe und sein Eifer für das Vaterland vollkommen berechtigen. Kaum zu einem solchen Posten gelangt wird er genöthiget sein zu *machen*, und er wird sich dann überzeugen, wie grofs in der Vewaltung die Kluft von der Speculation zur Ausführung ist. Der Verf. ist ein Schüler des St. Simon. Die Staats-Einrichtungen sollen mehr unmittelbar auf den erhöheten Wohlstand der Meisten im Staate abzwecken, und jeder solle im Staate nur geniefsen nach seinen Verdiensten. — Gutmüthige Träumereien, die an den guten Junker von der Mancha erinnern, und den Verf., dem die Erfahrung noch gar nicht zur Seite zu stehen scheint, zuweilen ähnliche Streifzüge wie diesen machen lassen.

S. 271 im ersten Theile hält der Verf. in seinem heiligen Eifer für das Wohl der Meisten im Staate dem Handelsstande seines Vaterlandes eine strenge Strafpredigt. Die Kaufleute dächten immer noch der alten Zeit, in welcher jede Arbeit den Arbeiter erniedrigte, und nur das Schwerdt adlig machte. Sie vergessen, dafs ihnen jetzt die Aussicht eröffnet ist zu jeder Auszeichnung, zu jedem Amte im Staate zu gelangen, und sie müfsten sich dazu durch Entsagung alles niedrigen Eigennutzes, durch Grofsmuth gegen den Staat fähig machen. So wie der Handel jetzt betrieben wird, wäre es schwer, dafs die Hand des Kaufmannes rein und sein Herz edlen Eindrücken offen bliebe. Wir wollen hoffen, dafs die französischen Kaufleute wenig versucht werden sich diese Strafpredigt zu Herzen zu nehmen, und dafs sie Herrn Chevalier nicht zu ihrem Beichtvater wählen werden. Die Kaufleute in Frankreich haben als Menschen, gegen ihren Nächsten, gegen die Städte, in welchen sie wohnen, so wie gegen den Staat sich oft grofser Aufopferungen fähig gezeigt, und der Vorwurf, den ihnen

der Verf. macht, scheint in dieser Hinsicht ungegründet. Wenn aber der Kaufmann als Kaufmann und in seinem Geschäft eine Nichtbeachtung seines gerechten Nutzens eintreten läfst, so wird er weder sich noch dem Staate nutzen. Wer dem Kaufmann in seinem Geschäft Grofsmuth empfiehlt, verfährt eben so, als legte er dem Soldaten in der Schlacht das Gebot an das Herz: du sollst nicht tödten!

Der Verf. ist auch nicht abgeneigt zur Ausführung seiner St. Simonistischen Ideen ziemlich despotische Maasregeln eintreten zu lassen. S. 206 und folgende des 1ten Theils will er die freie Concurrenz in den Gewerben durchaus unterdrückt wissen, und eifert gegen die Theorien, welche diese Freiheit begünstigen. „Ein Maire von Chalons sur Saône hat „es sich sogar beikommen lassen, den Magen der Ar„men nicht zu berücksichtigen, und die Taxen des „Brodtes aufzuheben." Herr Chevalier glaubt also wirklich, dafs die Armen hungern würden, wenn es keine Taxe für die Bäcker gäbe, und er scheint nicht zu wissen, dafs es in Europa Städte giebt, in welchen mehrere hundert tausend Menschen leben, in welchen es keine Taxe für die Bäcker giebt, ohne dafs darum das Brod theurer geworden wäre.

Im 28sten Briefe des 2ten Theils geräth der Verf. in Entzücken über den grofsen und allgemeinen Wohlstand in Amerika, er sinnt über die Mittel Frankreich gleiches Glück geniefsen zu lassen, und da geräth er in folgendes Raisonnement. Was geschiehet jetzt in Frankreich? Die Kammern geben sich die gröfste Mühe das Budget zu vermindern. Jeder, der die Sachen kennt, weifs, dafs eine auch nur wenig erhebliche Herabsetzung des Budgets nur dann möglich wird, wenn man die Armee reducirt, und dies kann wieder nur geschehen, *wenn an die Stelle der Verträge von* 1815 *andre für Frankreich vortheilhaftere eintreten.* Gesetzt aber auch es gelänge das Unglaubliche, und man brächte das Budget um 100 Millionen zurück, so würde dies für Frankreich, in welchem 33 Millionen Menschen in 660,000 Familien leben, etwa 4 Centimen (4 Silberpfennige) für jede Familie täglich ausmachen. Welch ein winziger Erfolg für so grofse Anstrengungen! Machen wir es doch lieber wie in Amerika, da hat der Credit, das Vertrauen zu dem Papier, Canäle und Eisenbahnen gebauet, welche dann wieder die Industrie so sehr gehoben haben, dafs der geringste Arbeiter dreimal so viel verdienet als in Europa. Unsere Franzosen haben kein Vertrauen in Zettel, weil es noch nicht lange her ist, dafs sie damit vom Staate angeführt worden sind. Dies Vertrauen müssen wir wiederherstellen, und wie kann dies geschehen? Wir müssen das Interesse des Einzelnen viel stärker an das Interesse des Staates fesseln als jetzt. Der Staat soll die Gelder aller Sparkassen, aller Wittwen und Waisen zu sich nehmen, er soll ausschliefslich Versicherungen übernehmen gegen Feuer, gegen Hagel und selbst gegen den Tod. Dann wird Jeder bald einsehen, dafs seine Kasse und die des Staates Eins und Dasselbe ist; er wird sich nicht weigern, die Zettel des Staates als baares Geld zu nehmen. Denn hat der Staat zu allen und jeden Unternehmungen Geld so viel er nur haben will, dann wird Milch und Honig fliefsen, und statt einer Ersparnifs von 100 Millionen jährlich im Budget, welche jeder Familie täglich 4 Pfennige einbringt, werden wir das Budget wachsen sehen, der Tagelohn wird aber auf das Doppelte und Dreifache steigen. — Zu solchen — widersinnigen Resultaten führt die Speculation, wenn sie auf praktische Dinge eingehet, und den Boden der Erfahrung nicht beachtet. Wer das vorliegende Werk liest, wird auf mehrere ähnliche Streifereien im Gebiet der Staatswirthschaft stofsen.

In der Zeit, während welcher sich der Verf. in den vereinigten Staaten aufhielt, entspann sich der Streit zwischen dem Präsidenten und den Banken, der eine bedauernswerthe Catastrophe herbeigeführt hat. Wir finden in dem vorliegenden Werke belehrende Nachrichten über den Zustand und die Geschäfte der amerikanischen Banken und eine geistreiche Beschreibung der Entstehung jenes Streites sowohl, als des Ganges, den er durch das Hinzutreten politischer Partheien genommen hat. Am 1ten Januar 1835 waren in Amerika 557 sage: fünfhundert sieben und fünfzig Banken in Thätigkeit. Davon waren ziemlich 500 in den nördlichen Staaten und nur etwa 60 in den südlichen und westlichen. Diese 557 Banken hatten ungefähr für 155 Millionen preufsischer Thaler an Noten ausgegeben, und besafsen an baarem Gelde einen Werth von etwa 66 Millionen Thaler. Die Masse des baaren Geldes in sämmtlichen vereinigten Staaten zusammen ward damals etwa auf 85 Millionen Thaler

Werth angeschlagen, wovon also reichlich $\frac{3}{4}$ in den Banken lag. In Amerika so wie in England hat Jeder nur wenig baares Geld in der Tasche und noch weniger in der Kiste. Jeder läfst seine Einnahmen in die Bank fliefsen, und macht durch Anweisungen auf die Bank oder durch ihre Noten alle seine Zahlungen von einigem Belang. Die von sämmtlichen Banken in Amerika am 1sten Januar 1835 discontirten Effecten betrugen 550 Millionen preufsischer Thaler. Die 20 in Neuyork existirenden Banken besafsen allein 90 Millionen Thaler Werth an discontirten Papieren, während die Bank von Frankreich, die doch ausschliefsend für das ganze Land wirkt, nur etwa die Hälfte besafs. Der Streit zwischen dem Präsidenten und den Banken entspann sich, als von der Verlängerung der Charte der Nationalbank die Rede war, welche mit dem Jahre 1837 abläuft, und die andren Banken, welche mehr oder weniger von dem Schicksale der Nationalbank abhängig sind, wurden bald mit in den Streit gezogen. Der Präsident verfuhr gegen die Banken mit einer eigenmächtigen Heftigkeit, welche bei einem unter den Waffen grau gewordenen Manne nicht befremdet, die sich aber an der Spitze eines democratischen Staates höchst sonderbar ausnimmt. Die Bankdirectoren verfuhren wohl auch nicht mit gehöriger Klugheit und Nachgiebigkeit gegen das Oberhaupt des Staates, und der Streit erhitzte sich in einem solchen Grade, dafs er das ganze Finanzsystem des Landes auf eine höchst bedenkliche Weise erschüttert hat. Der Präsident suchte seine Verbündeten unter der ärmeren Classe, und es gelang ihm gar leicht, diese für sich zu gewinnen. Der Aermere weifs in der Regel wenig von dem Mechanismus der Verwaltung, unter welcher er lebt, und er ist geneigt zu glauben, dafs Alles, was die Reichen besitzen, ihm mit Unrecht entzogen sei. So hat es der Präsident dahin gebracht, dafs die Menge gegen sich selbst wüthet, und die Mutter tödten will, von welcher sie ihre Nahrung zieht. Wie stände es um die Menge in America, wenn ihrem Verlangen nach alle Banken geschlossen würden?

Die Banken haben die Reicheren im Lande für sich, und ihre Sache geniefset besondere Gunst in den südlichen Staaten, wo die Sclaverei noch existirt. Diese haben wenig directes Interesse bei den Banken, und nur die Reichen haben in denselben wichtige Stimmen, die Armen sind Sclaven. Auch rechnen diese Staaten, wenn sie in der Bankangelegenheit die Parthei der Reicheren, der Aristocratie in jenem Lande, nehmen, sich von dieser wieder unterstützt zu sehen, wenn die Angelegenheit der Sclaverei im Congrefs zur Sprache kömmt. Dies ist nach der Schilderung des Verfs. die Lage der Bankfrage, welche im gegenwärtigen Augenblick wohl im versammelten Congrefs verhandelt wird. Wir empfehlen dem Leser, welcher sich näher zu unterrichten wünscht, den dritten bis achten Brief im ersten Theil zu lesen.

Der Verf. stellt seine Betrachtungen an über die bis an das Wunderbare gränzenden Schöpfungen, welche die Banken in America hervorgerufen haben. Er möchte sehr gern seinem Vaterlande den Rath geben, Gleiches zu versuchen, allein die jetzigen unglücklichen Mifsstände in dem Geldwesen von America schrecken ihn. Er möchte gern angeben, wie man die Frucht pflücken, und die Dornen vermeiden soll, allein es gelingt ihm damit nicht, er ist schwankend in seinen Begriffen und Urtheilen über das Bankwesen. Es gehet Mehreren so. Man hört und liest gar sonderbare Raisonnements über die Banken. Bald werden sie ganz verdammt, bald werden sie sehr empfohlen, jedoch mit Einschränkungen. Die Banken sollen nur das Doppelte ihrer baaren Bestände in Noten ausgeben dürfen, sagt der Eine, ein Andrer giebt das Dreifache, und wieder Einer das Vierfache zu. Jeder, der das Wesen in Praxi kennt, wird über solche Bestimmungen lächeln. Der Mensch mufs essen, um zu leben, er kann sich aber auch durch Essen krank machen, ja tödten. Indessen hat es noch Niemand gewagt, durch Zahlen die Quantität der Speisen zu bestimmen, die jeder Mensch täglich zu sich nehmen soll, um gesund zu bleiben. Die eigenthümliche Organisation eines Jeden, seine Umgebungen, seine Beschäftigungen, sein geistiger Zustand und viele andre Verhältnisse machen für jedes Individuum eine andre Diät nöthig, und diese Diät ist nicht für alle Tage dieselbe. — Das Maafs, wie viele Schulden ein Kaufmann oder eine Bank im Verhältnifs zum Capital contrahiren soll, kann nicht mit Zahlen angegeben werden. Es mufs dieses Maafs mit Berücksichtigung einer grofsen Menge von Zuständen und Umständen für jeden Fall bestimmt werden, deren schneller Ueberblick den Kaufmann characterisirt, und die man nie in eine Wissenschaft bringen wird.

Frägt man aber: was soll der Staat hinsichtlich der Banken anordnen, um den Nutzen derselben zu geniefsen, und die Nachtheile wenigstens in dem Grade zu vermeiden, dafs sie den Nutzen nicht aufwiegen oder übersteigen? so wird sich die Antwort ergeben, wenn man dem Phantom, welches man Bank nennt, und das bald wie eine wohlthätige Fee, bald wie ein tückischer Kobold erscheint, näher auf den Leib rückt.

Der Sprachgebrauch verstehet unter Bank in dem Sinne, von welchem hier die Rede ist, ein kaufmännisches Institut, welches Schuldscheine in bestimmter Form ausgiebt, die bei jeder Vorzeigung und jedem Vorzeigenden bezahlt werden müssen, und welche daher bequem als baares Geld von Jedem genommen werden, der darein Vertrauen setzt, denn eine gezwungene Annahme wird nicht vorausgesetzt, sie ist eine Anomalie, eine Krankheit. Solche Schuldscheine nennt man Noten. In dem Wesen dieser Schuldscheine oder Noten — der Name thut nichts zur Sache — liegt nichts, weshalb sie nicht von einzelnen Kaufleuten oder von einer Gesellschaft von Kaufleuten sollten ausgegeben werden können. Alle Industrie, aller Wohlstand der Menschen, die in einer Gesellschaft zusammen leben, ist auf das Vertrauen gegründet, welche sie in einander setzen. Mit diesem Vertrauen sinkt und fällt der Wohlstand. Jeder gesunde Mann kann mit seiner Händearbeit mehr der Erde abgewinnen, als er und die Seinigen brauchen. Dafs dieser Ueberschufs wieder angewendet werde, um neue Erndten wachsen zu lassen, macht allein das Vertrauen möglich. Ist es der Wille der Regierung, die Industrie, den Wohlstand, und dadurch die Bevölkerung zu heben; so mufs sie jenes Vertrauen unter den Menschen befördern, und da, wo es sich findet, sorgsam schützen. Der Staat befördert und schützt dies Vertrauen oder den Credit durch Erziehung des Volks zum Ehrgefühl und durch eine zweckmäfsige Handelsgesetzgebung. Je mehr derjenige, welcher etwas übrig hat, auf das Ehrgefühl dessen, dem er trauen soll, und im Nothfalle auf die Gesetze rechnen kann, je leichter wird er Vertrauen geben. Weiter darf aber die Einmischung des Staats in die Geldverhältnisse der Einzelnen nicht gehen, er mufs es der Beurtheilung eines Jeden überlassen, wie viel er gut findet zu leihen oder zu borgen. Auch hat wohl noch kein Gesetzgeber in dieser Hinsicht eine Norm für Mündige aufgestellt. Wendet man diese Grundsätze auf die Ausgabe von Noten an; so ist nicht einzusehen, warum man die Ausgabe derselben durch einzelne Kaufleute oder durch eine Gesellschaft von Kaufleuten unter ihrer persönlichen Vertretung nach den bestehenden Gesetzen stören sollte? Der mögliche Mifsbrauch ist von der Befugnifs, die ein Jeder hat Schulden zu contrahiren, unzertrennlich. Wer eine solche Note annimmt, der weifs, dafs er demjenigen trauet, der sie ausgestellt hat. Wollte man die untere Classe des Volks bevormunden; so dürfte man nur verbieten, die Noten kleiner als bis zu einer gegebenen Gränze auszugeben. Will der Staat für eigene Zwecke dergleichen Noten ausgeben; so werden ihn die Noten der Privaten daran nicht hindern, denn ein wohl eingerichteter Staat findet immer mehr Vertrauen als Einzelne, ja man kann sagen, dafs die Gewohnheit, welche jeder Private annimmt, ein Papier mit guter Unterschrift als baares Geld anzusehen, es dem Staate viel leichter macht, ebenfalls dergleichen auszugeben. Die ersten englischen Ansiedler in America waren von ihrem Vaterlande her mit diesen Noten bekannt, und in jeder Ansiedlung von wenigen Häusern fand sich gewöhnlich Einer, der das Vertrauen der Andern besafs, und dessen Noten sie nahmen. Durch dieses Mittel ist America schnell reich und bevölkert worden, und jeder Staat kann unter Berücksichtigung seiner eigenthümlichen Verhältnisse ähnliche Vortheile davon erwarten. Es ist nicht mehr Unheil davon zu fürchten, als der Bankerut von Kaufleuten überall hin und wieder anrichtet. Die Noten der Privaten werden immer nur unter dem Theil des Publicums circuliren, welcher die Verhältnisse der Aussteller, als ihrer Mitbürger, gut kennt, und die persönliche Haftung dieser Aussteller ist an sich die beste Gewähr für die zu weit ausgedehnte Ausgabe der Noten. Daher werden aber auch die Noten von Privaten, die sie unter ihrer persönlichen Vertretung ausgeben, die Wunder nie hervorbringen, welche man von den eigentlichen *Banknoten* gesehen hat. Dazu hat es einer neuen Kraft bedurft, die ungeheuer in ihrer Wirkung ist, also auch ungeheuer schaden kann.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 96.
Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.
November 1837.

Lettres sur l'Amerique du nord par Michel Chevalier.

(Schlufs.)

Man hat ein Loch in die Gesetze über die Ausstellung von Schuldscheinen gemacht, indem man erlaubt hat, dergleichen ohne persönliche Haftung irgend einer Person auszugeben. Diese Art von Scheinen ist hypotheeirt auf eine grofse Masse von Geld, von vielen Einzelnen zusammengelegt. Das zusammengelegte Geld haftet für die Scheine, die Personen gar nicht. Eine solche Anstalt ist es, die man im eigentlichen Sinne *Bank* nennt. In ihr versammelt sich eine Geldkraft, die von Tausenden im In- und Auslande aus einem gewöhnlich nur kleinen Theil ihres Vermögens zusammengetragen ist. Die Verwaltung der Geschäfte wird Kaufleuten übertragen, welche man als die Fähigsten und Redlichsten kennt, und man fordert von ihnen keine Verantwortlichkeit für den Erfolg. Das Publicum giebt den Noten einer solchen Bank ungemessenes Vertrauen, denn es kennt die grofse zusammengelegte Geldmasse, und würdiget die Fähigkeit der Verwalter. Dafs auf diese Weise Ungemeines geleistet werden kann, ist klar. Ein solcher gewaltiger Hebel war es, welchen man in Frankreich anlegte, um den Credit und die Industrie in die Höhe zu bringen, welche von der Revolution in den tiefsten Abgrund gestürzt waren. Mit diesem Hebel hat Oestreich sein, durch 30jährige oft unglückliche Kriege ganz zerstörtes Finanzwesen wieder aufs Beste geordnet, und seine Industrie auf einen bisher unerreichten Grad von Flor gebracht. Dieser Hebel ist es, den man jetzt in Griechenland anlegen will, um ähnliche Zwecke zu erreichen, und den man im Jahre 1813 bei ähnlicher Veranlassung in America angelegt hat. Der im Jahre 1812 ausgebrochene Krieg mit England hatte durch die plötzlich eingetretene Hemmung des Handels das ganze Geldsystem der vereinigten Staaten in Stockung gebracht, und alle Privatbanken waren genöthiget ihre Zahlungen einzustellen. Unmittelbar nach eingetretenem Frieden errichtete man die Bank der vereinigten Staaten, deren Fortdauer eben jetzt zweifelhaft geworden ist. Es ist dies eine Bank, wie wir sie oben geschildert haben. Kaum war sie in Wirksamkeit getreten; so trat Ordnung ein. Die von dieser Staatenbank wiederhergestellte Circulation der Geldmittel gab Jedem der Vermögen hatte, die Mittel es zu realisiren, bei weitem die gröfste Zahl der Privatbanken, welche ihre ausstehenden Fordrungen einziehen konnten, fingen selbst wieder an zu zahlen, und verhältnifsmäfsig nur sehr wenige Banken waren definitiv bankerut, — ein Unglück, welches unter den Kaufleuten eines Landes nie ganz vermieden werden kann. Seit jener Zeit gingen Staatsbank und Privatbanken in America neben einander, und die Staatsbank übte vermöge ihres Uebergewichts eine Art von Patronat über die Privatbanken, indem sie die Noten derjenigen nicht an Zahlungsstatt annahm, deren Geschäft sie nicht solide hielt. So ging es mehr als 20 Jahre lang ohne Störung zum gröfsten Flor des Landes. Der Präsident Jackson hat diese Maschine gestört, die Banken zahlen wieder nicht, grade wie im Jahre 1812 — und was wird geschehen? Es wird ohne allen Zweifel dasselbe im Jahre 1813 angewendete Mittel sein, welches helfen mufs. Man wird der Staatenbank ihre Charte verlängern, und sie wohl durch vermehrtes Capital verstärken, oder eine neue stärkere errichten, und alsbald werden bei weitem die meisten Privatbanken wieder zahlen.

Hat man aber, um grofse Wirkungen hervorzubringen, ein Ausnahmegesetz gemacht; so ist es nicht zu verkennen, dafs dadurch auch grofses Unheil angerichtet werden kann, und dafs eine Bank in dem zuletzt angegebenen engern Sinne des Wortes unter

besonderer Aufsicht des Staates stehen mufs. Es ist zu gefährlich den Credit da ohne Aufsicht benutzen zu lassen, wo persönliche Verantwortlichkeit nicht die Schranken setzt.

Es ist hier der Banken nicht erwähnt, welche vom Staate allein ausgehen, und für Rechnung desselben betrieben werden. Es giebt dergleichen wenige in Europa, und ihre Wirkung auf die Industrie und den Handel des Landes kann nur gering sein. Die Verwaltung solcher Anstalten gehet immer mittelbar oder unmittelbar von Männern aus, welche die Bedürfnisse und die Kräfte derjenigen nicht kennen, mit welchen sie verkehren, und auf welche sie wirken sollen. Nimmt man dazu, dafs diese Verwalter mehr oder weniger dem Staate für den Erfolg ihrer Unternehmung verantwortlich sind; so befremdet es nicht, wenn man nur geringen Erfolg siehet. Von Staatswegen ist man auch mit Ausgabe von Noten gerechterweise sehr scheu, denn man weifs, dafs sie gewöhnlich dann die baaren Geldmittel am meisten in Anspruch nehmen, wenn Ereignisse eintreten, in welchen der Staat das baare Geld zu dringenderen Zwecken braucht.

Das vorliegende Werk hat, wie sich wohl denken läfst, mehrere Uebersetzungen ins Deutsche erfahren. Eine derselben hat dem Titel den im Original nicht befindlichen Beisatz gegeben:

„ein brauchbares Handbuch für Auswandrer jeden „Standes";

mit gleichem Fug könnte man Ritter's Geographie von Asien ein Postbuch für Reisende in Asien nennen. —

Joseph Mendelssohn.

LVII.

1) *Die römische Lautlehre, sprachvergleichend dargestellt von Dr. Albert Agathon Benary. Erster Band. Berlin,* 1837.

2) *Die Aspiration und die Lautverschiebung, eine sprachgeschichtliche Untersuchung von Rudolf v. Raumer. Leipzig,* 1837.

Der Titel des zuerst genannten Buchs steht in geringem Einklang mit seinem Inhalte. Denn erstlich beschäftigt sich dasselbe nicht mit dem ganzen Lautsysteme, sondern blos mit einigen Zuständen einiger Lautklassen, nämlich der *Diphthongisirung* und der *Aspiration*, zweitens ist nicht sowohl die römische als vielmehr die Sanskrit-Sprache Veranlassung und Ziel der Untersuchung, und drittens enthält es nicht einen Theil, sondern die *vollständige* Mittheilung aller vom Verf. über diesen Zweig angestellten und anzustellenden Forschungen, laut folgenden Worten der Vorrede: „Hätte ich systematisch alle Lehren der Buchstaben verfolgt, *so wäre zu befürchten gewesen*, dafs ich zu einer Masse unnützer Wiederholungen gezwungen würde, da durch Bopp, Grimm, Pott natürlich ein grofser Theil dieses Stoffes vorweg genommen war; auch würde sich in der Masse des Gleichartigen das hervorstechende Abweichende verloren haben. Statt dessen schien es rathsam, den Weg einzuschlagen, dafs nur den Punkten, in welchen das römische Lautsystem vorzüglich abwich, folglich den Punkten, welche ihm gerade seine Färbung geben, eine gröfsere Aufmerksamkeit gewidmet werde." Eine ungegründetere Furcht als die des Verfs. vor Wiederholungen kann es kaum geben. Denn, wie jedermann weifs, und die genannten drei Forscher wohl schwerlich in Abrede stellen werden, ist hierin noch gar nichts aufgeklärt und kaum erst hie und da ein Fingerzeig gegeben worden. Um von den Vocalen zu beginnen, wer hat z. B. den Einflufs, welchen die Consonanten auf die Umwandlung der mit ihnen verbundenen Vocale ausüben; wer hat die Wirkungen des Accents und die Forderungen des Wohllauts nach dem ganzen Umfang der Sprache darzulegen unternommen? wer hat das Verhältnifs der Endconsonanten zur Länge und Kürze der vorangehenden Vocale erörtert? Will man sich aber an die charakteristischen Eigenthümlichkeiten des Lautwesens einer Sprache halten, so wüfste ich in der That nicht, wo sich dieselben auffallender kund thäten, als in den Spiranten und Liquiden, die nicht blos mit einander und mit Muten vertauscht werden (s mit r, ṛ mit l, d mit l) sondern auch bald selbst ausfallen bald andere Laute wegdrängen (μυελός-medulla-mêdas, ψεύδω-fraudo, snushâ-nurus-νυός, *Waurts*-βρίζα oder ῥίζα-radix, βρέχω-rigo, δρόσος-rasas-ros, latum für tlatum, latus-πλατύς-pṛthus, natus für gnatus, σπλήν-plîhan-lien), allgemein Umstellung erfahren (πνεύμων-pulmo, θνήσκω-ἔθανον, placere-pulcer, σκέλος-crus, γλυκύς-dulcis, vṛkas-λύκος-

lupus, βλέφαρον-palpebra; μόλυβδος-plumbum) und Umstellung anderer Laute herbeiführen (nervus-νεῦρον, gravis-γαῦρος-gurus, vulgus-ὄχλος, ὀδύρομαι-rud-[illegible]), Umwandlungen der Muten bewirken (πρόχνυ-γόνυ, θραύω-τραῦμα, βλήχων-pulegium, βρέμω-fremo, γλουτός-clunes-çrônis, θρίαμβος-triumpe, χρόνος-κρόνος, ἄνθρωπος-ἀνδρός, βροτός-μέροψ, βλώσκω-ἔμολον, θόρυβος-turba, χάλιξ-calx, θύρα-dvâra, φιλεῖν-prî, forma-μορφή, formica-μύρμηξ, frendo-mordeo), sowohl euphonisch als auch zur Verstärkung eingeschoben werden (γαμβρός von γαμεῖν, ἀνδρός, ὄμφαξ-uva, ambo-ubhau, densus-δασύς) u. s. w. Diese Classe von Lauten erzeugt also nicht allein die bedeutendsten Veränderungen und räthselhaftesten Verhüllungen der Wortstämme (man vergleiche z. B. βάτραχος und rana, κάμνω und labor *) sondern bietet auch wegen ihrer Einwirkung auf die übrigen Lautclassen, Vocale sowohl als Consonanten, den Schlüssel zur Deutung aller Umgestaltungen dar. Hier also war zu beginnen, und dieses Feld nicht zu übergehen, wenn Einsicht und Ordnung dem Ganzen zu Theil werden sollte. Doch da dem einmal nicht so ist, so betrachten wir fortan das was der Verf. gegeben hat, und fragen nicht mehr nach dem was er hat geben wollen. Das Buch enthält also einen Versuch, die Uebereinstimmung oder Abweichung der lat. und der Sanskrit-Sprache in Wortstämmen, Flexionen und Lauten, soweit sie im Bereich der Diphthongisirung und der Aspiration liegen, durch Vergleichung und mit Beiziehung der verwandten, zur Vermittlung dienenden, Sprachen nachzuweisen. Bei einem solchen Unternehmen ist es nöthig, dafs man entweder selbst mit dem Geiste der beiden zu vergleichenden Sprachen vertraut sei, oder bei derjenigen Sprache, wo diefs minder der Fall ist, desto fleifsiger die Schriften derjenigen zu Rath ziehe, die sich dessen rühmen können. Keines von beiden findet bei dem Verf. Statt. Zwar seine Kenntnifs der indischen Literatur und ihrer Nebenzweige vermag Ref. nicht zu ermessen, auch folgt derselbe in diesem Fache guten Gewährsmännern: aber das römische Volk, seine Denkart und Sprache, steht ihm nicht nur an sich ferner, sondern er verschmäht dabei auch diejenigen, welche ihm als Lehrer dienen könnten. Diese werden mit den Worten abgefertigt: „Hingegen konnte ich mich nicht dazu verstehen, die Etymologien einiger neueren Latinisten zu berücksichtigen, welche, statt auf das System der Veränderungen einzugehen, lieber die Willkühr herrschen lassen, und momentane Einfälle des Witzes in der Ableitung für den Grundpfeiler der Etymologie ansehen möchten." In wiefern dieses Urtheil in seiner ganzen Ausdehnung auf Döderlein passe, dessen fünf Bände von Etymologien und Synonymen sich der Verf. damit vom Leibe geschafft hat, werden diejenigen urtheilen, die diese Leistungen kennen. Einige Beispiele zum Beweis, dafs jener ihm hätte von Nutzen sein können, mögen indessen hier Platz finden. Der Verf. leitet auriga von der indischen Präposition ava und dem lat. Verbum rĕgo her: Döderlein hätte ihn gelehrt, dafs es von aurea = frenum kommt. Der nämliche hat die Identität von κλῄζω und lando erkannt (vgl. κλῄζω und claudo), während der Verf. zwischen vand und ἀνδάνω schwankt. Döderlein lehrt ferner ganz richtig, dafs fundo dem σπένδω, fraudo dem ψεύδω entspricht, soleo mit ἔθος und ἦθος, fretus mit firmus, posco mit petere und ποθεῖν, compesco mit πεδᾶν in Verbindung stehen, dafs fustis von ferire, jucundus von juvare, frenum von frendo herzuleiten seien u. s. w., Wörter in welchen der Verf. theils seltsame Zusammensetzungen mit indischen Präpositionen theils sehr fremdartige Wortstämme nachzuweisen sucht.

Die Etymologie des Verfs. würde die gründlichste und glücklichste sein, wenn sich vermittelst der Buchstaben Alles abmachen liefse. Allein eine eben so wichtige und schwierige Sache als die Vermittlung der Laute ist die Vereinigung der Bedeutungen, die gleichfalls nicht durch ohngefähres Rathen und willkührliches Muthmafsen zu bewerkstelligen ist, sondern genaue Bekanntschaft mit der Vorstellungsweise, der Gesinnung, den Sitten und Gewohnheiten der betreffenden Völker erfordert. Denn die früheren Menschen haben anders gedacht und gefühlt als wir Neueren, kriegeri-

*) Der Verf. sieht βάτραχος irrig als ein Compositum von βατόν vadum an. Rana = bracna = βράγχος oder βράχος = βάραχος: vgl. lac — γλάγος = γάλακτος, glos-γάλως, glans-βάλανος. In βάραχος nun hat das ϱ durch den Zusatz des τ eine Stütze bekommen, wie in βότρυς = βρῦς von βρύω und wie das λ in βελτίων = melior. Labor wird mit κάμνω durch die indische Form dieses Verbums Klamyâmi vermittelt.

sche Völker drücken sich anders aus als Hirten, Seefahrer anders als Binnenwohner: und somit fordert es ein eigenes Studium, um zu wissen, welche Begriffe in der Vorstellung dieser und jener Völker sich nahe lagen und welche geschieden waren. Darum ist es die Aufgabe der Etymologen, sich auch mit den Sachen, d. h. dem Inhalte der Wörter, zu befassen, und ehe sie die Gesetze, die Religionen, die Uebungen des Krieges und Friedens sorgfältig untersucht haben werden, wird es ihnen, trotz allem Reichthum sprachvergleichender Zusammenstellungen, mit den meisten Wörtern nicht gelingen, ins Reine zu kommen. Es ist z. B. schnell gesagt, dafs familia von bhaǵ (colere, honorare) herkomme: aber gerathener wäre es gewesen, bei famulus an οἰκέτης zu denken, und somit in familia eine *Hausgemeinde* zu erkennen. Döderlein leitet das Wort von ἅμα ab, und warum sollten die Oscer, von denen dasselbe nach Festus geerbt war, nicht das Digamma statt des Spiritus gebraucht haben können? Dafs auch fanum nicht von bhaǵ sondern von fari herzuleiten sei, glaubt Ref. in seiner Religion der Römer erwiesen zu haben, woselbst auch flamen und infula (das der Verf. sehr seltsam in inf= ula zerlegt und von adhi herleitet), hortus, pontifex (nach dem Verf. pavant-i-fex d. h. *Reinmacher*), orcus, curia, Pales, Gajus und andere Benennungen der Art ihre Erklärung und Deutung gefunden haben. Die Art wie H. Benary cura (co + ira), grex (von grah *nehmen*), rus (ruh *wachsen*), ver (gleichfalls von ruh) und unzählige andere Wörter etymologisirt, beweist, dafs er es mit den Bedeutungen gar nicht genau nimmt. Aber dieses mechanische Rechnen mit Buchstaben, indem man vom Geist der Sprache und des Volkes absieht, kann unmöglich zum Ziele führen. Die Betrachtung der Namen der bekanntesten Thiere und Gewächse sammt den Gliedern des Leibes, deren Identität man wenigstens zugesteht, während man doch den Weg der Veränderung nachzuweisen oft nicht im Stande ist (z. B. ἰχθύς-piscis, ἀλώπηξ-vulpes, σφήξ-vespa, σχῦρος-heres, ursus-ἄρκτος-rxa, γαλῆ-feles, faux-φάρυγξ, humerus-ὦμος, ἧπαρ-jecur-*Leber*, penna-πτερόν-*Feder*, nares-ῥῖνες, σπλήν-phîhan-*Milz*-lien, pirum-ἄπιον-*Birne*, laurus-δάφνη) kann jeden überzeugen, dafs man beim Aufsuchen etymologisch verwandter Wörter sich weit mehr von den Bedeutungen als von den Buchstaben leiten lassen mufs. Denn so lange noch nicht alle Gesetze der Verschiebung, Umwandlung, Unterdrückung und Verstärkung der Laute entdeckt sind, d. h. so lange die Etymologie noch nicht fertig dasteht, sondern erst zu machen ist, kann sich auch der Forscher nicht so harmlos von der blofsen Lautverwandtschaft geleiten lassen. Thut er es gleichwohl, so wird oft die strengste Gesetzlichkeit in die freiste Willkühr umschlagen, welche der Verf., um von Anderem zu schweigen, besonders darin zeigt, dafs er viele lat. Wörter gerades Wegs sanskritisirt, z. B. Camoena = Kamayâna, Gnejus = gnêyas, Cajus = gayas, proelium = pralaya, fons = dhavant von dhu (agitare), inferus = adharas und Afer desgleichen, die Endung ôsus = vâsas (habitatio), und der lat. Sprache ohngefähr ein halbes Duzend indischer und anderer Präpositionen aufdrängt, die sich in Zusammensetzungen sollen erhalten haben, wie niti = ni + yat, taedet = ti + ad, uti = vi + yat, polliceor = prati + liceor, coecus = ἐκ + oecus, cocles = ἐκ + ocles etc. Mich wunderts, dafs der Verf. nicht mit diesem allgewaltigen Mittel, nachdem er es einmal zu handhaben begonnen hatte, die ganze lat. Etymologie über Nacht ins Reine gebracht hat. Wenn die lat. Spr. Präpositionen wie ati, ni und vi mit der indischen gemein hat, so hat sie dieselben nach ihrer Weise verändert, so dafs man sie so leicht nicht wieder erkennen kann, und so auch die übrigen Wörter: Beweise davon enthält des Ref. Partikellehre. Im Grunde kann auch jede einzelne Sprache des indogermanischen Stammes ganz unabhängig von den anderen aus sich selbst etymologisirt werden: die Vergleichung der übrigen dient als Beihülfe, aber nicht als alleiniges Mittel; und wenn man die Einheit zweier Wörter, zumal Partikeln, in zwei verschiedenen Sprachen erkannt zu haben glaubt, so ist es damit noch nicht gethan, sondern dann bleibt noch das zweite Geschäft übrig, die Gestaltung und Verzweigung des entsprechenden Wortstammes in der abgeleiteten Sprache bis zu dem Grade nachzuweisen, dafs man am Ende die fremde Sprache als entbehrlich wieder fahren lassen kann. Dieser Pflicht sollte sich kein Etymologe je überhoben glauben.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 97.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

November 1837.

1) *Die römische Lautlehre, sprachvergleichend dargestellt von Dr. Albert Agathon* **Benary.**

2) *Die Aspiration und die Lautverschiebung, eine sprachgeschichtliche Untersuchung von Rudolf v.* **Raumer.**

(Schlufs.)

Ref. bekennt, dafs er den Ableitungen des Verfs. nur bei sehr wenigen Beispielen seine Zustimmung geben könnte: und da ihn das Einzelne nicht überzeugt hat, so scheinen ihm auch die daraus hergeleiteten Resultate zum grofsen Theil nicht richtig. So kennt der Verf. nur *einen* Fall, wo der Römer die Aspirata f statt der Tenuis gebraucht, nämlich wenn dieser Laut mit einer Liquida unmittelbar verbunden ist, z. B. flere neben plorare, friare neben πρίειν. Allein ein fast noch häufigerer Fall, den die lat. mit der griech. Sprache gemein hat, ist der, dafs die nächste Sylbe mit einem r anlautet, z. B. fero- porto, fores-porta-πόρος von der Präposition per, wobei also nicht an θύρα und dvâra zu denken ist, far-πυρός, furnus, fornax, formus, furvus, fuscus sämmtlich von πῦρ und nicht von θέρω, θερμός, welches, wie Bopp bemerkt hat, gharmas ist, fornix-πόρνη nach Döderlein, Februus, Φοῖβος und februo mit purus und dieses wieder mit *fiur*-πῦρ verwandt (s. meine Rel. d. Römer I, 199), indem v in b übergegangen ist, imgleichen febris-πυρετός. Dagegen scheinen die Beispiele vom Uebergang des θ in f, sowohl die man sonst kennt als auch die der Verf. aufstellt, sämmtlich nicht recht sicher zu sein. Denn fĕra steht mit θήρ in keiner Verbindung, fellare kann eher mit βδάλλω als mit θηλᾶν identisch sein, ecfir, suffio und fumus habe ich schon früher zu πῦρ gezogen, firmus ist ὄβριμος. Zugegeben aber, dafs fio = θύω und θύλαξ = follis seien, so hat doch diese Erscheinung in keinem Fall eine ausgedehntere Bedeutung als der Uebergang von θ in b (οὖθαρ-uber, ἐρυθρός-ruber, loebesus-ἐλεύθερος).

So könnten wir alle Kapitel nach der Reihe durchgehen, um zu zeigen, wie sehr unsere Ansichten von denen des Verfs. abweichen: indefs mag wohl dieses eine Beispiel genügen, da diese Mifsbilligung schon durch die früheren Bemerkungen genugsam beurkundet ist. Dankenswerth ist die Erörterung einiger grammatischen Flexionen, wie des lat. Perfects und der Endung sco bei Verbis, ferner die Aufzählung lateinischer Wurzeln, die zugleich mit langem und mit kurzem Vokale vorkommen, welche Erscheinung offenbar dem indischen Guna entspricht. Doch hätten sich auch hier durch aufmerksameres Verweilen innerhalb des Gebietes der römischen Sprache und durch Zusammenstellung von Wortformen wie

dŏcere — dīcere (δείκνυμι) und dicare
sĕdere — sīdere — sedare
— dūcere — edūcare
nocere — necare
placere — placare
— lābi — labare u. s. w.

leicht fruchtbarere Resultate als durch unmittelbare Anknüpfung an das Sanskrit gewinnen lassen.

No. 2. Das zweite Schriftchen beschäftigt sich gleichfalls mit der Aspiration und Lautverschiebung, aber in anderer Art als Benary's Buch. v. Raumer will nicht neue Gesetze der Lautverhältnisse und neue Etymologien auffinden, sondern bereits vorhandene und angenommene, zumal das Grimmische Gesetz, physiologisch erklären. Mittelst der Etymologie sucht er die eigenthümliche Aussprache der Laute in den todten Sprachen auszumitteln, damit, wenn dieselben nicht allein der Vorstellung, sondern auch dem Organe näher gebracht sind, die Natürlichkeit und Nothwendigkeit der Uebergänge erkannt, und was möglich oder unmöglich sei, beurtheilt werden könne. Diese Unter-

suchung ist mit Umsicht, mit Scharfsinn, mit gründlichem Fleifse geführt und mit Klarheit vorgetragen. Der Verf. beginnt mit der gewifs richtigen Unterscheidung der Muten und Spiranten, dafs man die letzteren ohne Absetzen forttönen lassen könne, z. B. ssss, ffff, chchch, die ersteren aber nicht. Somit unterscheidet er wirkliche Aspiratae, die einen stimmlautenden Bestandtheil haben, und blofse Spiranten, die gewöhnlich aus jenen entstanden sind, nach folgender Tabelle:

	Hart	Weich
I) Gutturale		
a) Mutae	k.	g.
b) Spir.	ch. (Sache)	hh. (mahh libet)
II) Dentale		
a) Mut.	t.	d.
b) Spir.	sz.	s.
III) Labiale		
a) Mut.	p.	b.
b) Spir.	f.	w.

Nun wird sowohl durch etymologische und prosodische Thatsachen als auch durch Zeugnisse der Grammatiker dargethan, dafs die Aspiraten der griech., goth. und indischen Sprache wirkliche Aspiraten und keine Spiranten gewesen sind: woraus denn eine merkwürdige Verschiedenheit jener von der lateinischen (von der das Gegentheil bezeugt ist), hochdeutschen und neugriechischen Sprache hervorgeht. Die bekannte Lautverschiebung beruht auf dem Vorhandensein wirklicher Aspiraten: wo diese fehlen, hat sie ein Ende: daher kein Uebergang von goth. f. in hd. b. stattfindet. Als Uebergangsstufe aus der dunklen Aspirate k', t', p' in die Media g, d, b, wird die helle Aspirata g', d', b' angenommen, und diesen Hergang sucht der Verf. historisch zu begründen, indem er beweist, dafs das Schwanken der Schrift im altsächsischen Hêliand zwischen th und dh, bei Otfried zwischen th und d im Anlaute, bei Isidorus zwischen ch oder chh und hh oder h, keineswegs blos von graphischer Verwechselung herrühre. Gegen diese habe z. B. bei th und dh im Altsächsischen der Umstand geschützt, dafs jenes aufgelös't, dieses aber blos durch gestrichenes d geschrieben wurde: und bei Otfried finde sich der bestimmte Unterschied, dafs th dem anlautenden goth. th, d dagegen dem inlautenden goth. th entspricht, wodurch sich die Vermuthung aufdränge, dafs das Fehlen des dh nichts als ein graphischer Mangel sei, dafs die meisten th für dh zu nehmen seien, und d hinwiederum einen schwachen Nachhauch wie dh gehabt habe. Ein ähnlicher Unterschied stelle sich bei der gutturalen Aspirata heraus, insofern das ch des Isidorus dem nhd. k, dagegen hh dem nhd. ch entspreche, und hh nie im Anlaute, so wie dagegen ch selten im Inlaut stehe. Bei Otfried dasselbe Verhältnifs: denn wo Isid. ch setzt, hat jener k, wo dieser hh setzt, hat er ch u. s. w. Der Vf. hat, um diese Verhältnisse zu ermitteln, genaue Nachforschungen angestellt. Beiläufig wird auch gezeigt, dafs tsch und dsch keine palatalen Laute, sondern vielmehr aus alten Palatalen hervorgegangene linguale oder dental-linguale Diphthonge seien, während die eigentlichen Palatalen eine ganz andere Stelle unter den Lauten einnehmen.

Diefs nebst einigen Zusätzen und Excursen ist der hauptsächlichste Inhalt dieser Untersuchung, der man in den meisten Punkten seine Beistimmung nicht wird versagen können. Doch darin scheint mir der Verf. nicht recht gethan zu haben, dafs er unsere deutschen Laute d, b, g, welche mit Recht *weich* genannt werden, von den entsprechenden griechischen und lateinischen, welchen selbst noch in der Aussprache der Neugriechen ein gewisser Hauch beiwohnt, wefshalb sie mediae heifsen, nicht unterschieden hat. Er hätte dann, um von t mittelst th zum d zu gelangen, nicht, als einer zweiten Mittelstufe, des th bedurft. Denn hinsichtlich der griechischen Sprache glaube ich mit Gewifsheit behaupten zu können, dafs dort die Existenz eines dh, bh und gh unmöglich war, man müfste denn den Lauten δ, β, γ selbst diese Geltung zugestehen wollen. Eben defswegen, weil diese letzteren bereits mit einem Hauche begabt sind, werden sie nicht wie die tenues mit ϑ, φ, χ vertauscht, aufser in ganz seltenen Fällen, wie ἄνθρωπος, πρόχνυ, θύρα von ἀνδρός, γόνυ, dwâra. Im Sanskrit, und wo nur immer eine helle Aspirata neben einer dunklen herrschend war, scheint demnach eine andere Aussprache gegolten zu haben. Zweitens bin ich der Ansicht, dafs der Uebergang in die Aspiraten nicht ohne Berücksichtigung der Natur und des Einflusses der Liquiden, vornehmlich des r, gedeutet werden kann. Denn dafs deren Einflufs hiebei der bedeutendste, ja vielleicht sogar der allein wirkende war, zeigen die Thatsachen, da z. B. die lat. Sprache, welche, wie Benary darthut, keinen

aspirirten K-laut besafs, doch in einigen Fällen, nämlich in den Wörtern sepulchrum, pulcher und lachrima, einen solchen sich anzueignen begann, indem der dem r eigenthümliche Hauch sich dem c mittheilte. Auch herrscht immer und überall eine grofse Sympathie zwischen den Anlauten zweier auf einander folgender Sylben, wie nicht blos an den wohlbekannten Beispielen *πῆχυς* = bahu, *πεύθω* = budh = puto, *τεύχω* = duh = duco, *ταχύς* neben *θόος* und *θάσσων*, sondern auch an *χάρις* = çrî, *χείρ* = kara, *θύρα* = dwâra zu erkennen ist.

J. A. Hartung.

LVIII.

Handbuch der Geschichte der Malerei in Italien seit Constantin dem Grofsen von Dr. Franz Kugler. Erster Band. Berlin,* 1837. *bei Duncker und Humblot.

Das Buch ist gut und angenehm. Es gewährt eine gedrängte, möglichst vollständige Uebersicht vom Entwicklungsgange der Malerei in Italien (ein zweiter Theil behandelt die Malerei in Deutschland und dem übrigen Europa); es führt, vornehmlich mit Benutzung der neusten Untersuchungen in diesem Gebiet, in die verschiedenen Hauptrichtungen der genannten Kunst ein, und empfiehlt sich für den Gebrauch (namentlich auf Reisen) durch eine höchst rühmliche Bequemlichkeit, indem aufs vollständigste durch Ueberschriften, Paragraphen und ein dreifaches Inhaltsverzeichnifs (der Perioden und Schulen, der Städte mit Kirchen, Pallästen und Gallerien, und der Meister) dafür gesorgt ist, dafs man sich leicht im Buch orientiren und alles Vorkommende ohne grofse Mühe auffinden kann. Vieljährige Studien, mannigfache eigne Anschauungen, vollständige Kenntnifs der einschlägigen Literatur haben den Verf. auf den Standpunkt gestellt, von wo aus allein ein derartiges Unternehmen zu beginnen und durchzuführen ist, und weit entfernt, eine blofse „Compilation" gegeben zu haben (als welche das Buch p. VI sich ankündigt), ist er vielmehr mit seiner eigenthümlichen Kunstansicht — er mag nun eigne oder fremde Betrachtungen geben, in jedem Theile seines Buches ordnend und bildend gegenwärtig. Der Lehrer der Kunstgeschichte, der Kunstfreund, der Künstler werden ein Jeder die Brauchbarkeit und Annehmlichkeit desselben rühmen.

Ref. könnte nun wohl durch Anführung einzelner Vortrefflichkeiten des Buchs die ausgesprochenen allgemeinen Bemerkungen belegen; inzwischen glaubt er sowohl dem geehrten Hrn. Verf. als den Lesern einen dankenswertheren Dienst zu erweisen, wenn er sich auf Andeutung abweichender Ansichten, und, soweit es in seinen Kräften steht, auf Berichtigungen einzelner Angaben beschränkt.

Das erste, was sich wirklich mit einigem Grund gegen das Buch einwenden läfst, ist sein Erscheinen im gegenwärtigen Zeitpunkt, wo grade mehrere, vielleicht viele Hände beschäftigt sind, Materialien dafür erst zusammenzutragen. Ref. macht in dieser Beziehung nur auf die Forschungen aufmerksam, die Hr. Dr. Gaye in den toskanischen Archiven für kunsthistorische Zwecke angestellt, und die nach sicherm Vernehmen äufserst ergiebig gewesen sind; ferner auf des Malers Hrn. Passavant Werk über Raffael, das für die nächste Ostermesse angekündigt ist; auch des Dr. Schulz in Neapel Untersuchungen mittelalterlicher Bauten in Italien werden für den Geschichtschreiber italienischer Malerei neuen Stoff liefern. Darin ist denn auch der Mangel einer gleichmäfsigen Behandlung begründet, den der Verf. p. X selbst voraussetzt; allerdings „ist manches Wichtige zu kurz, manches minder Bedeutende zu ausführlich behandelt," wie denn z. B. der über alles Gleichzeitige interessanten Mosaiken in Ravenna nur mit zwei Worten Erwähnung geschieht, während der vatikanischen Pergamentrolle aus dem Buch Josua ein langer Paragraph gewidmet ist u. s. w.

Eine zweite Bemerkung trifft die Kunstsprache des Verfs. und die vermittelst derselben gegebnen Charakteristiken. Grade in unsern Tagen, wo der wunderliche Glaube ziemlich allgemein verbreitet ist, als habe ein Jeder, der Mitglied eines Kunstvereines ist, oder sein Entrée zur Ausstellung bezahlt, auch das Recht, seine in allgemeine oder verbrauchte Redensarten gekleideten subjectiven Empfindungen als Kunstkenntnifs vorzutragen, sollten alle, die am Bau der Kunstwissenschaft arbeiten, in der Auswahl des Materials höchst sorgsam sein. Nicht nur die Künstler, sondern auch ihre Werke sind nur, oder wenigstens am sichersten auf genetischem Wege zu erken-

nen, und zu zeichnen; keine subjective Stimmung und Empfindung des Beschauers reicht aus, ein Gemälde zu charakterisiren; „dafs man nichts Reizenderes sehen kann", pafst auf zu vieles, auch andre Sinne, als die Augen, in Anspruch nehmendes, als dafs man damit die Vermählung einer heiligen Katharina von Correggio bezeichnen könnte. „Wundersame Anmuth, eigenthümliche Harmonie" u. dergl. erinnern viel zu sehr an den Conversationston, als dafs man sich dergleichen in der Wissenschaft erlauben sollte. Andre Wörter, wie „Rohigkeit" sind ohne Noth (von einem andern Autor) aufgenommen und möchten unsre Sprachforscher ernsthafte Einwendungen dagegen machen *). Von den Charakteristiken später. — Noch ein Wunsch sei diesen allgemeinen Bemerkungen beigefügt, der vielleicht noch für die gegenwärtige Auflage zu erfüllen wäre. Es fehlt im Buch an einer bequemen Gelegenheit, sich über die chronologischen Bestimmungen Auskunft zu verschaffen. Das nur drei Blätter starke Verzeichnifs der Künstlernamen, wäre, *bereichert mit Angabe der Lebenszeit* jedes Einzelnen, leicht von Neuem gedruckt.

Nun aufs Einzelne eingehend wird vor Allen die Charakterisirung der *christlichen Kunst* im Gegensatz der *heidnischen* ein Gegenstand der Betrachtung und Untersuchung. Dafs ein Unterschied, ein bestimmter Gegensatz vorhanden sei, dafs mit der christlichen Kunst der Geist der Menschheit eine wirklich neue Seite offenbart, fühlt sich leicht durch; allein welches sind die untrüglichen, eigenthümlichen Kennzeichen? Der Verf. erkennt p. II das Wesen der christlichen Kunst darin, *„überall in der dargestellten Form noch einen tiefern Gehalt ahnen zu lassen."* Die Geschichte der christlichen Symbolik unterstützt diese Bezeichnung sehr. Genügte doch den alten Christen ein bloſses Kreuz, ja ein Fisch u. s. w. um an Christus zu erinnern; war doch der gute Hirte nur er, und die Schaafheerde ringsumher Apostel oder die Gemeinde! Die drei Männer im feurigen Ofen, Jonas im Wallfischbauch u. s. w. waren nur Symbole des Todes, oder vielmehr der Befreiung von der Macht des Todes, u. s. f. ja noch mehr, sinkt doch die christliche Kunst sogleich zur Unbedeutendheit, sobald sie die Symbolik verläfst und sich in der möglichst natürlichen Vorstellung der Begebenheiten befriedigt. Aber ist es denn bei der heidnischen Kunst anders, und hat uns der Verf. nicht vielmehr mit obiger Bezeichnung die *jeder ächten Kunstrichtung* gegeben? Was sind denn die Sarkophagbilder der Alten, diese Bacchanale, der Raub der Proserpina, Luna und Endymion u. s. w. anders, als Symbole des Todes? Ueberall liegt hinter der Form der tiefere Gehalt, und es käme sogar noch auf eine Vergleichung christlicher und heidnischer Idololatrie, wo der Gehalt auf die Oberfläche der Form gerückt wird, auf eine Parallele der Anbetung der Götter- und Madonnenbilder an, um auch diesen vermeintlichen Unterschied aufzuheben. Wäre wirklich schon in den ersten christlichen Kunstwerken ein neues Lebensprinzip thätig gewesen, so bliebe es ein unauflösliches Räthsel, wie dasselbe über tausend Jahre in seiner Entwickelung aufgehalten werden konnte. Wäre die christliche Kunst in ihren wesentlichen Bestimmungen das unmittelbare Ergebnifs der Gründung des Christenthums oder selbst der Kirche, so hätte kein Zeitalter dieselbe auf eine höhere Stufe bringen können, als das der Apostel, oder der Kirchenväter oder endlich das der Hierarchie. Statt dessen tritt sie in einer bereits vielfach gespaltenen, der Urstiftung ziemlich unähnlichen Zeit, ja wenn man dies beachten will während der gebrochnen Hierarchie mit einem unbegreiflichen Reichthum menschlicher Kräfte auf. In vielen der ältesten christlichen Kunstwerke ist eine oft sehr weit getriebene Vernachläfsigung der Form unverkennbar, und man hat in dieser „Geringschätzung des Irdischen" ein christliches Element erblickt.

*) Beiläufig sei auch erlaubt, der Schreibart im Allgemeinen gröfsre Strenge zu wünschen. Bei nochmaliger Durchsicht würde der Verf. auf mancherlei Steine gestofsen sein, die den Weg uneben machen. Nur zwei, drei Beispiele: p. V. „Es fehlt an einem — *leicht verständlichen* Faden." Ein Faden ist nie verständlich, etwa fafslich oder so. p. VI. „Der *Standpunkt — bemüht sich*". p. 26. „Man sieht den *gewaltsamen Kampf*, den eine jugendlich kräftige Phantasie zur *Bewältigung* der noch *todt* gegenüber*stehenden* Form beginnt." *Todt* und *stehen* passen nicht zusammen; *Kampf* und noch dazu *gewaltsamer* gegen das *Todte* — da fehlt die Anschaulichkeit; das doppelte *„walt"* thut auch wehe. — Es werden diese Andeutungen genügen, um die gemachte Bemerkung zu erklären und zu rechtfertigen.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 98.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1837.

Handbuch der Geschichte der Malerei in Italien seit Constantin dem Grofsen von Dr. Franz Kugler.

(Schlufs.)

Der Verf. behauptet sogar p. 3, „dafs man sich absichtlich die Gestalt Christi als häfslich und niedrig dachte." Wie aber: wenn nun einerseits die Reliefs am (heidnischen) Triumphbogen des Severus, und noch mehr die an dem (ebenfalls heidnischen) des Constantin (nehmlich die aus seiner Zeit) und gleichzeitige Sarkophage uns, *ganz unabhängig vom Christenthume*, die Kunst in so tiefem Verfall, so ganz der Wahrheit und Schönheit entfremdet, ja sogar in technischem Unvermögen zeigen; wenn dagegen altchristliche Darstellungen auf Grabmälern (z. B. des Junius Bassus), wenn die Statüe des guten Hirten im christlichen Museum des Vatikans, wenn das aus den Katakomben dahin versetzte enkaustische Christusbild und hundert andre gleichzeitige christliche Kunstdenkmale (*in unverkennbarer Abhängigkeit von heidnischer Kunst*) das Gepräge einer edeln nahebei vollendeten Kunstbestrebung tragen, ja wenn sogar noch die Mosaiken der frühesten Basiliken von Rom und Ravenna im Schein einer untergehenden Sonne glänzen, worauf *allmählig* trotz oder mit der Ausbreitung des Christenthums die Nacht, wie sie schon die spätre heidnische Kunst umgab, sich verbreitet und fast tausend Jahre anhält, bis plötzlich ein neues Geschlecht auftritt und eine Kunst begründet und in wenigen Jahrhunderten vollendet, die sich wesentlich von der alten unterscheidet: so drängt sich unabweislich die Bemerkung auf, *dafs die Kunst unabhängig von der Stiftung und ersten Auffassung des Christenthums gelebt, gestorben und wieder auferstanden*. Bildung aber und Weihe ward der Lebenden von daher zu Theil.

Unter den Werken, an denen in der Dämmerzeit des 13ten Jahrhunderts der anbrechende Morgen sichtbar wird, und die für die Geschichte italienischer Malerei (wegen des wahrscheinlich griechischen Ursprungs) von ganz besondrer Wichtigkeit sind, vermisse ich neben den Fresken in Parma und den Mosaiken in Florenz und Venedig, *das grofse Mosaik des Domes von Torcello* bei Venedig, die Auferstehung der Todten und das Weltgericht, sowohl wegen seines Umfangs, als wegen seines Inhalts, der Gedankenfülle und der Lebendigkeit der Darstellungen eines der allerinteressantesten mittelalterlichen Kunstdenkmale. — In der nächstfolgenden Periode (des 14ten Jahrhunderts) entscheidet sich der Charakter der neuern Kunst, den der Verf. als „*Geltendmachung der Subjectivität*" bezeichnet, „als Scheidung des Gegenstandes und der besondern Auffassungsweise, aber erstre nur, um eine neuere, tiefere (soll innigere heifsen) Vereinigung herbeizuführen." Als die zwei überall wiederkehrenden Hauptrichtungen subjectiver Auffassungsweise, je nachdem *Geist* oder *Gemüth* vorherrschend thätig sind, erkennt der Verf. in der neuen Kunstperiode „die *didaktische*, die in allegorischen Beziehungen bildet, und die *lyrische*, die ihren Gebilden den vorwaltenden Ausdruck einer besondern Seelenstimmung gibt;" für jene Giotto und die florentinische, für diese Symon und die sienesische Schule.

Diese Ansicht ist neu, und unsers Wissens dem Verf. eigenthümlich. Ref. weicht, wenigstens im zweiten Theil derselben, wesentlich in seiner Ansicht von der des Verfs. ab und erblickt in der Sieneser Kunst das Ausklingen der alten, in der Florentiner den Beginn der neuen Zeit mit Geist und Gemüth; inzwischen hängt ein gültiges Urtheil erst von dem Ergebnifs der Forschungen über ältre toskanische Kunst, mit denen man sich gegenwärtig beschäftigt, ab. Hier indefs wär es am Ort gewesen, das Verhältnifs näher zu bezeichnen, in welchem die Kunst überhaupt zur

Kirche stand, parallel mit dem ganzen Ritus, davon sie gewissermafsen einen Theil ausmacht. Die Bestimmung der Grenzen der Subjectivität in Bezug zur Kirche, würde mit dem eigenthümlichen Werth der ältern Kunst zugleich die Irrgänge der spätern und die Mängel mancher neuesten bezeichnet haben.

In Giotto bietet sich dem Verf. die erste Gelegenheit, das Bild einer grofsen künstlerischen Persönlichkeit zu entwerfen. Zu diesem Ende spricht er zuerst von des Künstlers Ruhm, vom Umfang seiner Wirksamkeit, von seinen Werken. Diese führt er in einer doppelten Reihe als entweder „allegorische," oder „eigentlich historische" auf und schliefst eine Bezeichnung der künstlerischen Eigenthümlichkeiten des Meisters ein. Ref. hält den eingeschlagenen Weg nicht für den glücklichsten, wenigstens nicht für geeignet, die charakteristischen Züge des Mannes aufzufassen; namentlich verwirrt die Scheidung in allegorische und historische Bilder die Ansicht und macht gewissermafsen aus *einem* Künstler *zwei*. Weit entfernt, nur *einer* Methode der Charakteristik Gültigkeit zugestehen zu wollen, hält Ref. doch dafür, dafs für so kurze Schilderungen, wie sie ein Handbuch bedarf, der chronologische Weg näher zum Ziel führt. Sieht man den Künstler und sodann das Kunstwerk gewissermafsen vor sich entstehen, so fafst man alles leichter und obenhin fester, nehmlich an der Wurzel. Wie äufsert sich der Künstler bei seinem ersten Auftreten? wie im Verfolg seiner Laufbahn? ebenso: was ist der Grundgedanke eines Kunstwerks und mit welchen Mitteln wird es allmählig zu der Vollendung gebracht, in der wir es sehen? welche Kräfte sind im Künstler zuerst thätig und wie folgen sie bei der Vollendung des Werkes auf und nebeneinander? Ref. weifs nicht, ob der Verf. Gelegenheit gehabt hat, das wahrscheinlich erste grofse und umfassende Werk Giotto's (etwa aus dessen 30stem Lebensjahre) in der Kapelle der Arena zu Padua näher zu betrachten, wohl aber glaubt er, dafs nach solcher Betrachtung die obige Scheidung nicht leicht angenommen und die einige Quelle der ohnehin nur scheinbar getrennten Ergüsse Giottoscher Kunst bestimmter erkannt worden wäre. Die Schilderung grade dieser höchst vortrefflichen Arbeit ist leider nicht genügend, die Angabe über ihren jetzigen (verderbten) Zustand glücklicherweise irrig, und die Bezeichnung der nichts weniger als flüchtigen Technik Giottos eben danach zu berichtigen. Wie alle frühere Berichterstatter sieht der Vf. in den genannten Gemälden nur eine Vielheit von biblischen Momenten mit allegorischen Figuren und Beziehungen, während sie ein grofses organisch gebildetes, vielfach gegliedertes, kirchlich religiöses Gedicht, einen reichen Hymnus auf den christlichen Glauben der Unsterblichkeit der Seele bilden und die eigenthümliche Kunstrichtung Giottos aufs umfassendste bezeichnen. Es sind vornehmlich italienische Kunstschriftsteller, die sich vor einem Kunstwerk schnell in Einzelheiten verlieren (man lese nur Vasaris Beschreibung der Raffaelischen Stanzen!), und doch hindert nichts so sehr eine klare Charakteristik, als diese Gewohnheit; ja sie tritt selbst bei Bezeichnung der künstlerischen Eigenthümlichkeiten störend entgegen, wie denn der Verf. in dieser Beziehung die Aufmerksamkeit zuerst auf „eine Weichheit der Bewegungen und die weichen und langgezognen Falten der Gewandung" lenkt, als durch welche sich das Verlassen des byzantinischen Styls zunächst ankündige. Abgesehen davon, dafs diese Bezeichnung ebensowohl, ja noch besser auf die der byzantinischen Schule treu gebliebenen Sieneser und Venetianer oder auch auf die Antike pafst, so hängt sie zu sehr an Einzelheiten, als dafs sie dem Bild des Ganzen dienen könnte. Vor der „Weichheit" der Bewegungen sieht man nach der Wahrheit derselben, vor den Formen der Falten nach den Gewandmotiven, nach den Massen, nach dem Verhältnifs zum Körper u. s. w. Hier tritt auch eine dem Ref. durchaus unverständliche Parallele zwischen Giottoischen Falten und der Giebelform gothischer Architektur ein, die für beide einen gleichen Bildungsgrund vorauszusetzen scheint, was indefs ganz undenkbar ist. Allerdings besteht ein Verhältnifs zwischen der Architektur und den andern Künsten, allein diefs erstreckt sich nicht auf die Falten allein, sondern auf das mehr oder minder Feierliche der Gestalten und ihrer Bewegungen überhaupt, wie denn zuletzt die tollgewordnen Heiligen des vorigen Jahrhunderts von einer in völlige Bewufstlosigkeit über Ursprung und Bestimmung versunkenen Architektur getragen werden.

Diesen Bemerkungen über Giotto sei nur noch zugefügt, dafs die Angabe der Altartafeln dieses Meisters fehlt, welche er für die alte Peterskirche in Rom gefertigt und welche, noch ziemlich wohl erhalten, in der Stanza capitolare der neuen aufbewahrt werden. Sie

sind bei der geringen Anzahl ähnlicher Werke Giottos von besondrer Wichtigkeit.

Die Charakteristik des Fra Giovanni da Fiesole ist freier entworfen, als die Giottos und fafst die Züge die dem Vf. in die Augen fielen gedrängter zusammen. Dennoch mufs Ref. grade gegen diese die stärksten Einwendungen machen. „Er ist unerreichbar, heifst es, wenn er Engel und Selige in begeisterter Verklärung darstellt; er ist schwach, zaghaft und — es darf nicht geleugnet werden — er ist kindisch befangen, wenn Menschen in ihrer Menschlichkeit vorgeführt werden sollen." Diese starke Verzeichnung wiederholt sich kurz darauf, wo der Vf. von Fiesole sagt: „seine Darstellungen Christi sind durchweg ungenügend, häufig *unwürdig*." Ist tiefer Seelenschmerz nicht bei dem Menschen in seiner Menschlichkeit? und wer hat diesen geschildert, wie Fiesole (etwa in dem S. Domenicus in S. Marco zu Florenz oder der Passion ebendaselbst)? Wer hat Christum in so wenigen Zügen so erhaben gebildet, als Fiesole, in der Höllenfahrt (an demselben Ort), so gütig als in der Krönung Mariä (in Paris), so edel als in den verschiedenen Passionen, namentlich der Kreuzesabnahme (in der Gallerie der Akademie zu Florenz), so in Milde mächtig, als im jüngsten Gericht (beim Kardinal Fesch in Rom) und wo hat er ihn „*unwürdig*" hingestellt? Das ist ein ungerechtes, ja ein fast unverzeihliches Wort. In der Aufzählung und Beschreibung der Gemälde Fiesole's ist der Vf. in der That zu flüchtig zu Werke gegangen, so dafs es fast den Anschein einer Geringschätzung derselben hat. Es fehlen die o. e. Kreuzesabnahme, die Reliquiarien in St. Maria Novella, die Altartafeln in Cortona, die Fresken in Orvieto, das jüngste Gericht bei Fesch und ein ähnliches bei Valentini in Rom, alles Werke von gröfstem Werth, vieler andrer nicht zu gedenken. Von den Gemälden im Vatikan sagt der Vf., dafs sie blos die Geschichten des *h. Laurentius* enthalten, und doch rühmt er darunter eine Predigt des *h. Stephan*. Von der Passion Christi in S. Marco hätte sich selbst mit Hülfe des Vasari mehr sagen lassen, als dafs es „ein Kruzifix sei, das von einer bedeutenden Anzahl Heiliger angebetet wird." Von den Zellenbildern wird nicht ein einziges namhaft gemacht. Ref. beklagt diese Darstellung um so mehr, als aufser Italien, vorzüglich in Deutschland, die Werke dieses reinen und hochbegabten Genius und ihre Vollendung so wenig gekannt sind und man ihn meist nach den kleinen Predellen oder nach übermalten oder unächten Tafeln, wie sie in verschiedenen Sammlungen anzutreffen sind, beurtheilt. — Bei den Nachrichten über die ältere *Bologneser Kunst* blieb die Kirche der *Mezzaratta* bei Bologna, welcher Lanzi (obschon mit Uebertreibung) den relativen Werth des Pisaner Campo Santo zuschreibt, unbeachtet; ferner der bedeutendste und eigenthümlichste jener alten Meister, dessen Namen auch Dantes göttliches Gedicht feiert, *Franco Bolognese*. Dagegen würde ein Gang nach der Kirche des Campo Santo, so wie nach dem berühmten Freskobild des Petrus Johannis in S. Domenigo, dazu der Vf. p. 80 Veranlassung gibt, Jedermann reuen. Die Angaben über Jacopo d'Avanzi haben erst durch Untersuchungen und Entdeckungen, die im Laufe des Frühjahrs 1837 zu Padua gemacht wurden, wesentliche Berichtigungen erfahren; doch hat der Verf. das Unrichtige bisheriger Annahmen durchgefühlt. Dieser ausgezeichnete Meister gehört nicht der Bologner Schule an, sondern tritt (obendrein wahrscheinlicher Veroneser) in einem besondern Verhältnifs zur venetianischen Schule auf, wie aus den wohlerhaltnen, erst jetzt wieder aufgefundnen Wandgemälden der Kapelle des h. Georg zu Padua erhellt. Der Bologner Jacobus (Pauli) ist ein ganz andrer, späterer und höchst unbedeutender Maler.

Mit besonderer Theilnahme und Ausführlichkeit ist die spätere Schule von Padua, namentlich *Mantegna* behandelt; aber — wohl aus Versehen — des Hauptwerkes dieses Meisters und seiner Schule, *der Kapelle des h. Jacob bei den Eremitanen in Padua*, keine Erwähnung geschehen, und grade hier zeigen sich alle Tugenden und Mängel dieser Kunstrichtung, die mit der vor ihr herrschenden in directem Widerspruch steht. Hier würde sich auch das Urtheil, dafs „ihre Eigenthümlichkeit in einer mehr plastischen, als malerischen Auffassungsweise" bestehe, berichtigt haben, da die dem Mantegna eigne Lust an der Prospective mit plastischer Auffassungsweise nichts gemein hat. *Illusion wird der Bildungsgrund*; die antiken Formen sind blofse Mittel, die man — ohne das Prinzip zu verlassen — bald mit andern vertauschte.

Dafs der ältern lombardischen Kunst, namentlich

der Werke des Bocacci u. A. in Cremona nicht gedacht wird, mag zunächst seinen Grund darin haben, dafs diese ganze, allerdings sehr bedeutende Erscheinung überhaupt bisher ziemlich unbeachtet geblieben ist. Unter den Werken des Giov. Bellino fehlt das Mahl zu Emaus in S. Salvatore zu Venedig, ein Bild, das allein des Meisters Namen unsterblich machen würde. Das Hauptwerk des Girolamo di S. Croce, eine *Kapelle in S. Francesco zu Padua*, al Fresco, wonach sich der Charakter dieses keineswegs unbedeutenden Künstlers, ausspricht, fehlt. — Hierher gehört auch *Rocco Marcone*, der mit Unrecht einer spätern Periode zugezählt ist. (Seine letzten Arbeiten fallen nach Lanzi um 1505).

Unter *Perugino's* Werken müfsten zwei seiner ausgezeichnetsten namentlich aufgeführt sein, die Madonna in treno im Vatikan und die (erst neuerdings aufgestellte) Erscheinung der Madonna bei S. Bernhard in München. In diesen Kreis gehört sodann ein Maler, der die Anmuth der umbrischen Schule mit der Tiefe und Reinheit der alten florentinischen verbindet, ein wahrhaftiger Vorläufer Raffaels, *Giovanni da Faenza*, von dem das Servitenkloster seiner Vaterstadt ein herrliches Altargemälde aufbewahrt.

Indem Ref. die Notizen übersieht, die er sich beim Lesen des vorliegenden Buchs gemacht, erkennt er, dafs die weitere Mittheilung derselben in der begonnenen Weise zu weit führen würde. Er begnügt sich defshalb damit, wenigstens für die Abtheilung, welche bisher am wenigsten von den einschlägigen Schriftstellern beachtet worden ist, für die Abtheilung der ersten und zweiten Periode der wiedererwachten Kunst, seiner ausgesprochenen Absicht wenigstens einigermafsen nachgegangen zu sein, und schliefst seinen Bericht, der vielleicht durch die Aufzählung so mancher abweichenden Ansichten, den Schein des Tadels angenommen, mit Wiederholung des bereits durch eigne Erfahrung beim Gebrauch erprobten Ausspruchs, *dafs das Handbuch des Hrn. Dr. Kugler ein gutes, angenehmes und recht brauchbares Buch sei.*

E. Förster.

LIX.

Allgemeine Lehre vom Accent der griechischen Sprache. Von D. Carl **Göttling**. *Jena*, 1835. *in der Krökerschen Buchhandlung*. 422 S. 8.

Der Hr. Verf., welcher bekanntlich schon früher ein kleineres für Schulen berechnetes Werk über den griechischen Accent verfafst hat, dessen Brauchbarkeit durch drei Ausgaben bewährt ist, beschenkt uns jetzt mit einer aufführlichen Accent-Lehre. Diese ist als eine beträchtliche Erweiterung, gröfsere Begründung und theilweise Berichtigung jenes frühern Büchelchens (von 128 S.) anzusehen, dessen Anordnung gröfstentheils beibehalten ist. Es wird erst von dem Wesen des Accentes und seinen Zeichen gehandelt. Darauf folgen die allgemeinen Gesetze des Accentes der griechischen Sprache. An diese schliefsen sich die besonderen Gesetze an, in deren erstem Theile vom Accent der einzelnen Wörter die Rede ist. Hier wird zuerst der Accent des Verbum nach seinen verschiedenen Gattungen mit und ohne Bindevocal betrachtet. Dann folgt der Accent der Substantiva, die nach den 3 Declinationen und diese zum Theil wieder nach den Geschlechtern geschieden sind. Nach den Substantiven wird von den Adjectiven, sowohl den einfachen, als den zusammengesetzten, der verschiedenen Declinationen gesprochen. Hinter diesen werden die Adverbia, sowohl die selbständigen, als diejenigen, welche ursprünglich Verbal- oder Casusformen waren, und endlich die Partikeln, Interjectionen, Zahlwörter und Pronomina in Erwägung gezogen, worauf noch einige Worte über synthetische und parathetische Zusammensetzungen gesagt werden. In dem viel kürzeren zweiten Theile der besondern Gesetze wird vom Accent in zusammenhangender Rede, der Elision und dadurch hervorgebrachten Anastrophe, der Anastrophe der Präpositionen, dem Einflufs der Krasis auf den Accent, tonlosen oder proclitischen und endlich enclitischen Wörtern gehandelt. — Wenn das Buch schon bei seinem früheren geringern Umfange nützlich war, so ist dieses jetzt noch in einem erhöhteren Grade der Fall. Besonders ist Fleifs darauf verwandt die Lehren der alten Grammatiker, die natürlich die Grundlage aller Untersuchungen über den Accent sein müssen, zusammenzustellen.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 99.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

November 1837.

Allgemeine Lehre vom Accent der griechischen Sprache. Von D. Carl Göttling.

(Fortsetzung.)

Dagegen sind die abweichenden Ansichten neuerer Grammatiker mehrmals mit Stillschweigen übergangen, z. B. über die Inclination des Accentes von ἐστί S. 393 fg., und noch öfter ist nicht berücksichtigt, in wiefern die Handschriften und kritischen Ausgaben der Schriftsteller mit den Vorschriften der alten Grammatiker übereinstimmen, und was in Ansehung dieses Punctes die Ausleger erinnert haben. Die interessante Frage, welchen Einfluſs der Accent in der Poesie habe, z. B. ob die Quantität durch ihn bisweilen geändert werde, und wie weit er beim Lesen von Versen zu beachten sei, ist ganz übergangen. Ferner obgleich die Anordnung im Allgemeinen leicht zu übersehen und zweckmäſsig ist, so ist doch im Besondern in derselben Mehreres zu tadeln. Es ist nicht eben selten das Zusammengehörige getrennt, das Unterzuordnende beigeordnet. Dieses gilt besonders von dem Theile, der von den Nominibus handelt. Endlich finden sich auch einzelne, zum Theil leicht zu vermeidende Unrichtigkeiten, groſsentheils hervorgegangen aus zu groſsem Vertrauen in ungenaue Aussprüche der alten Grammatiker. Dieses allgemeine Urtheil, und namentlich die in demselben angedeuteten Mängel, wird Rec. durch eine Anzahl Beispiele belegen.

S. 31 betrachtet der Verf. den anomalen Accent in den Adverbien πλησίον und ἀντίον als hervorgegangen aus dem Bestreben die adverbiale und adjective Bedeutung zu unterscheiden. Aber die Adjectiva ἀντίος und πλησίος werden ja eben so accentuirt, wie der Vf. selbst lehrt S. 295. Auf derselben 31sten Seite wird der anomale Accent in παρθένος aus dem Bestreben abgeleitet seine substantivische Bedeutung kenntlich zu machen. Dieses könnte nur richtig sein, wenn entweder dieses Wort selbst im adjectiven Sinne anders accentuirt würde, oder es Adjective auf ενος gäbe. Aber Beides ist nicht der Fall, und der Verf. selbst sucht den Accent von παρθένος S. 203 anders zu erklären. S. 73 werden Formen wie τιθεῖσι und διδοῦσι als Indicative mit Unrecht dem altattischen Dialekt beigelegt, da Thucydides, Aristophanes u. a. nur τιθέασι und διδόασι sagen. S. Matth. Gr. §. 210. 2. Nach S. 74 soll die Richtigkeit der Betonung τίθεντι als dorischen Indicativs aus der Nothwendigkeit bewiesen werden, τιθέντι als Dat. des Part. von der 3ten Person des Plur. zu unterscheiden. Als ob diese Unterscheidung nothwendiger gewesen wäre als die von ἱστᾶσι oder in gewissen Dialecten von den oben erwähnten τιθεῖσι und διδοῦσι als Dativen der Participe und als Indicativformen. S. 81 soll die Bemerkung neuerer Grammatiker, ἱστῶμαι werde immer properispomenirt, damit widerlegt werden, daſs sich die Zurückziehung des Accents „*in den bessern Handschriften*" finde, und dieses namentlich aus Thucydides erwiesen werden, aus welchem zu diesem Zwecke 3 Stellen beigebracht sind. Aber dagegen ist erstens nicht bemerkt, daſs in 6 andern von Rec. in der von dem Verf. angezogenen Stelle erwähnten Beispielen des Thuc. die perispomenirte Form entweder in allen oder doch in den besten Handschriften des Thuc. steht. Zweitens aber sind auch die 3 von dem Verf. erwähnten Stellen gegen ihn. Denn von der ersten II, 97. bemerkt er selbst, daſs ἵστηται die Kaſsler Handschrift nur nach einer Verbesserung habe; die ursprüngliche Lesart derselben war ἱστῆται. Ferner III, 56. steht καθίστηται fast nur in verdorbenen Handschriften. Endlich von VIII, 69. konnte zwar Rec. am angef. Orte von den Bekkerschen Collationen sagen, es stehe dort ἐνίστηται (nicht, wie unser Verf. schreibt, καθίστηται) in allen Handschriften; aber der Verf. durfte es nicht wiederholen, nachdem Bekker ἐνιστῆται in It. Vat. und, wenn der

Art des Citates der Stereotypausgabe zu trauen ist, auch in Aug. und Pal. gefunden hat. S. 92 behauptet der Verf., παρεῖναι als Nebenform von παριέναι sei nicht zu verkennen bei Aristoph. Equ. 761. ἐς τὸ πρόσθε χρὴ παρεῖναι ἐς τὴν Πύκνα. Daran ist aber sehr zu zweifeln, da πάρεστί τις ἐς τόπον τινά eine so gewöhnliche Redensart ist. S. 121 behauptet der Verf., bei Thuc. II, 91. (es soll 99 heifsen) sei Λυγκέσται herzustellen. Aber weder in den Handschriften des Thuc., noch bei Strabo und Steph. Byz., findet sich diese Form, sondern nur Λυγκησταί oder Λυγκισταί, und daraus, dafs ein oder zwei andre macedonische Völker sich auf έσται endigen, folgt nicht, dafs dieses auch bei unserm der Fall sein müsse, da ηστής und ιστής übrigens den Griechen gewöhnliche Substantivendungen sind. Von den von Nominibus abstammenden auf ωτης ist sowohl S. 122. 3. als auch S. 123. 4. ohne eine Unterscheidung die Rede; also entweder in der Ausdrucksweise oder in der Ordnung gefehlt. Ebendas. werden unter 5. die mit kurzer Penultima von 6. den zweisilbigen mit ihren Zusammensetzungen geschieden. Dieser Gegensatz ist sowohl logisch unrichtig, als auch deswegen ganz verwerflich, weil auch unter den mit kurzer Penultima einzelne zweisylbige, als ποτης, sich finden. Es sollte unter 6. heifsen: *unter den mit langer Penultima die zweisylbigen.* S. 128 unter *b.* fehlen bei den Oxytonis als Ausnahme ζειά und στελεά, in Beziehung auf welche und auf κεά auf S. 134 zu verweisen war. S. 129 *c.* ist von den Substantiven auf αια gesagt, die zweisylbigen, nicht von Nominibus abgeleiteten, seien Properispomena. Hier sind die Worte *nicht — abgeleiteten* bei den zweisylbigen ein müfsiger Zusatz. Von den zweisylbigen, so wie den Städtenamen und Ländernamen, werden nun wunderbar S. 130 unter 4. *Substantivformen* geschieden, statt dafs es heifsen sollte *substantivisch gebrauchte Adjectiva*; denn es ist die Rede von Ἀθηναία, ἀκταία und ähnlichen Wörtern, über welche Lobeck in den Paralipom. Gramm. Gr. Th. I. Abth. 4. gelehrt gesprochen hat. Gleichfalls S. 130 unter *d.* sollte mit 1. gleich 4. (S. 133 fg.) verbunden sein; denn jetzt ist erst von Oxytonis auf εια die Rede, dann (2) von Proparoxytonis, hernach (3) von Paroxytonis, endlich (4) wieder von Oxytonis; ja es ist sogar ein Städtenamen Κρωπειά unter 4. statt unter 1. aufgeführt. Eben so waren unter *e.* oder den Substantiven auf ια die Nummern 1. S. 134 und 5. S. 136, in welchen beiden von nominibus propriis die Rede ist, zu verbinden, und 3., oder was von den attischen Demen und einigen andern Ortbenennungen gesagt ist, als blofse Ausnahme von 1. aufzustellen. Von den Eigennamen und den Abstractis auf ια werden nun geschieden 2) einige dreisylbige Concreta, 3) Concreta und Collectiva. Also wieder eine unlogische Eintheilung. Auch finden sich unter beiden Nummern entschiedene Abstracta, als λαλιά, παιδιά, ζημία. S. 140 *b.* oder bei den Wörtern auf ρα werden 1. die mehr als zweisylbigen mit iambischem Ausgang erwähnt, aber hinzugesetzt: *wenn sie nicht von Verbis abgeleitet sind.* Dieser Zusatz ist eben so unzweckmäfsig als ein ähnlicher oben erwähnter, da von den mehr als zweisylbigen mit iambischem Ausgang nur unter 2. die mit trochäischem Ausgang und unter 3. die mit spondeischem Ausgang geschieden werden, die Ableitung von Verbis aber nur bei den zweisylbigen, wie sich aus 7. ergiebt, einen Unterschied macht. S. 141, wo von der Insel Ἱερά die Rede ist, mufs es statt Thuc. VII, 88. heifsen Thuc. III, 88. S. 143 unter 6. wird von den Substantiven auf ρα gelehrt, die von trochäischer Messung seien Properispomena, wenn Penultima von Natur lang sei. Durch diese Bestimmung wird aber hier und bisweilen anderwärts die Entscheidung nur weiter hinausgeschoben, da man weiter fragen mufs, welche Wörter der Art trochäischer Messung seien, indem das α nach ρ in der 1sten Declination bekanntlich bald lang bald kurz ist. Uebrigens hätte der Vf. sowohl unter 6. als unter 7. wenigstens nicht überhaupt von Nominibus von trochäischer und iambischer Messung, sondern von *zweisylbigen* Nominibus der Art sprechen sollen. Endlich waren Nummer 8 mit 5 und 9 mit 6 zu verbinden, da die beiden zuerst genannten Nummern zweisylbige Paroxytona und die beiden zuletzt genannten zweisylbigen Oxytona umfassen. Seite 152 werden die Nomina auf μη eingetheilt *a*) in iambisch ausgehende, nicht von Verbis abgeleitete, *b*) in spondeisch ausgehende, *c*) in Verbalia theils mit langer theils mit kurzer Penultima. Soll hier zu *b.* aus *a.* ergänzt werden, *nicht von Verbis abgeleitete*, so sind die meisten Beispiele, als μνήμη, κωλύμη, γνώμη, τόλμη, falsch, sollen jene Worte nicht ergänzt werden, so entsteht theils keine richtige Eintheilung, theils fällt mit *b.* die erste Abtheilung von c., oder die Verbalia mit langer Penultima, als ὁρμή, τιμή u. dergl.,

ganz zusammen. Auch sonst scheint der Verf. die Ausdrücke Verbalia und Nicht-Verbalia ohne bestimmten Begriff und sehr schwankend zu gebrauchen, da unter beiden Klassen entschieden falsche Beispiele mit grofser Willkühr gesetzt werden. So sind nach S. 158 keine Verbalia *βλάβη* und *στέγη*, nach S. 160 *λύπη* und *σκέπη*, nach S. 161 *νίκη*, nach S. 162 *ἀπάτη*, nach S. 164 *μάχη*. *τύχη*, während ganz ähnliche Wörter auf denselben Seiten zu Verbalien gemacht sind. Wenn man so willkührlich mit den Wörtern umgehen kann, so ist es freilich leicht, scheinbar allgemein gültige oder nur wenig Ausnahmen zulassende Regeln aufzustellen. Rec. weifs, dafs die Schuld hiervon gröfstentheils nicht unsern Verf. allein, sondern schon die alten Grammatiker trifft; aber jener durfte nicht diese Willkühr ungerügt lassen und diese Beispiele wiederholen. Doch wir wenden uns noch zu einigen andern unrichtigen Einzelheiten. S. 160 heifst es, *Μένδη*, die thrakische Stadt, würde vielleicht besser mit Apollodor *Μένδις* (*Μενδῖς*) lauten. Aber warum soll Apollodor mehr gelten als Herodot, Thucydides und andre Schriftsteller, welche *Μένδη* sagen? S. 167 unter den Oxytonis auf *εος* fehlt *θυρεός*. Unter den mehr als zweisylbigen auf *λος* werden erst S. 184 ff. die Deminutive auf *ῑλος*, *υλος*, *ιλλος* und *υλλος*, dann die auf *ᾰλος*, *αλλος*, *ᾱλος*, *ελος*, *ηλος*, endlich die auf *ῐλος* betrachtet.

(Der Beschlufs folgt).

LX.

Neues System der Pflanzenphysiologie von F. J. F. Meyen, Doktor der Philos., der Medicin, ausserordentl. Professor an der Königl. Friedrich Wilhelms Univers. zu Berlin. Erster Band. 440 *S.* 8. *Mit* 6 *Kupfertafeln in Quart. Berlin*, 1837.

Unter einem System in der Naturkunde begreift man in neurer Zeit nicht mehr eine künstliche Eintheilung einzelner Gegenstände ohne Rücksicht auf die Einheit des Ganzen wozu sie gehören, sondern das Natursystem soll eine der innern Zusammensetzung der Natur entsprechende Entfaltung ihrer Theile sein, der man es sogleich ansieht, in welchem Zusammenhange sie untereinander stehen, und wie sie zum Zweck des Ganzen ineinandergreifen. Dieses Ziel in der Pflanzenphysiologie zu erstreben ist die bessere Richtung der heutigen Wissenschaft, und der Titel obiger Schrift des durch andere naturhistorische Arbeiten wohlbekannten Verfs. ist somit vielversprechend. Man erwartet nach ihm, dafs das immer reicher werdende Material der Pflanzenphysiologie hier, in seinem wahren natürlichen Zusammenhange, entsprechend der lebendigen Verbindung der verschiedenen Funktionen vor Augen gelegt sein werde. Indessen geht gleich die Einleitung in dieses System vielmehr seitwärts nach Aussen und handelt nicht, wie man glauben könnte, von der systematischen Gliederung des Pflanzenlebens, sondern von den Mikroskopen. Der Inhalt der Lehre von den Funktionen der Elementarorgane, welche der Verf. dann zuerst abhandelt, fafst unter der Ueberschrift: Bau und Verrichtungen der Assimilations- und Bildungs-Organe, die Lehre von den Zellen, Spiralgefäfsen und Sekretionsorganen gemeinsam unter eine Hauptgruppe zusammen, trennt aber die Luftzellen unter der Ueberschrift: Respirationssystem; während in der Natur durch den innigsten organischen Zusammenhang die Luftzellen mit dem übrigen Zellensystem verbunden erscheinen; hingegen die hier mit den Zellen zusammengefafsten Spiralgefäfse uns zu einem abgesonderten System verbunden in der Pflanze vor Augen liegen; so dafs in diesem System das natürlich Gesonderte willkürlich verbunden, das natürlich Vereinte getrennt und somit das Ganze durcheinander geworfen wird. Ein einfacher Blick auf die natürliche Gruppirung der organischen Systeme der Pflanze im Grofsen zeigt sogleich das Verfehlte der Systematik des Verfs. und das Bedürfnifs sich zuerst das natürliche Bild eines Systems zur klaren Anschauung zu bringen, bevor man ein System schreibt. Eine andre Betrachtung verdient die Neuheit dieses Systems, mit welcher es nicht ohne grofse Ansprüche auftritt. Sie besteht nach der Vorrede darin, dafs der Verf. entdeckt hat, die Pflanzenphysiologie könne wie die Physiologie der Thiere nach den Funktionen abgehandelt werden. Dafs zuerst in C. H. Schultz Natur der lebendigen Pflanze vor fast 15 Jahren schon die organischen Systeme der lebenden Pflanze natürlich unterschieden und die Pflanzenphysiologie hiernach abgehandelt worden, bleibt hiebei unbeachtet; und eben so der Umstand, dafs erst mit Entdeckung des Cirkulationssystems der höheren Pflanzen diese Erkenntnifs der grofsen innern Gliederung des Pflanzenlebens möglich war. Der Verf. scheint die von Schultz zuerst eingeführten Namen für die organischen Systeme ohne ihre tiefere Bedeutung aufzufassen herübergenommen zu haben, und die Neuheit der Eintheilung desselben besteht nur darin, dafs er unter diesen Benennungen der organischen Systeme beliebig verschiedene Gegenstände abhandelt, die in der Natur nicht immer so verbunden sind. Der Grund dieser unnatürlichen neuen Systematik des Verfs. liegt in seiner Richtung, zwischen allen Organen in der Pflanze äufsere Analogieen ihrer Formen aufzusuchen, ohne dafs derselbe dabei zur Erkenntnifs des innern Unterschiedes ihres Wesens kommen könnte. Die von ihm überall gewählten Ueberschriften: allgemeine vergleichende Untersuchungen; allgemeine vergleichende Darstellungen u. s. w. deuten schon diese Richtung als Princip an; aber der Verf. ist mit ihrem Geist nicht durchgedrungen. Denn die blofs analoge Anwendung der Abtheilungen der thierischen Physiologie auf die vegetabilische ist darum nicht naturgemäfs, weil die Pflanze anders organisirt ist als das Thier, und eine äufsere Uebertragung der Funktions-Abthei-

lungen thierischer Physiologie auf die vegetabilische bleibt eine willkührliche Namenübertragung, und ist der Pflanzenphysiologie fremdartig; die natürlichen, wahren Abtheilungen dieser müssen vielmehr nach den in der Pflanze selbst erkannten, eigenthümlichen Funktionssystemen, also aus *der Pflanzennatur selbst* durch eigene Entwickelung gebildet werden, und dies war nicht früher möglich als bis diese Systeme von Funktionen in der Pflanze entdeckt und richtig aufgefafst waren. Jede äufsere Anwendung thierischer Funktionsabtheilungen bleibt in der Pflanzenphysiologie etwas Aufgedrungenes und führt zu Irrthümern und Mängeln. Wo ist im Thierreich etwas Aehnliches wie die Physiologie der homorganischen Pflanzen und welche thierische Funktionsabtheilung soll darauf angewendet werden? Man kann also nur sagen, dafs das Verfahren des Verfs. ein neues System der Pflanzenphysiologie durch äufsere Analogie der thierischen aufzustellen seine schöpferische Kraft wenig bekundet und ein mifsglückter Versuch ist, aus dem man ersieht, wie unklar ihm die natürlichen Principien und Vorbilder geblieben sind, die wir seit der Entdeckung des Cirkulationssystems der höheren Pflanzen schon so lange besitzen. Eben so sind denn auch die Darstellungen des Verfs. über den spiralförmigen Bau in den Zellen und in den Gefäfsen, und die weitläuftigen mühseligen Bestrebungen, die spiralförmigen Bildungen in Zellen und Gefäfsen auf denselben Grundtypus zurückzuführen und dadurch gleichsam die Analogie der Zellen und Gefäfse zu beweisen, nur als verfehlt zu betrachten. Während seit Grew und Malpighi es höchste Aufgabe der Pflanzenphysiologie war, die wahren und wesentlichen *Unterschiede* der organischen Systeme der Pflanze zu erkennen, will der Verf. durch die *Analogieen* der Organe, die auch dem Uneingeweihten leicht in die Augen fallen, ein neues System begründen. Der Verf. erschöpft sich in den Analogieen der spiralförmigen Bildungen und es ist anzuerkennen, dafs er die hierher gehörigen Beobachtungen nach vielen Seiten hin mit Fleifs verfolgt und erweitert hat, freilich auch nicht zu übergehen, dafs der Verf. ungerecht gegen Andere, namentlich gegen Mirbel ist, der offenbar im Marke vom Velumbo zuerst im Jahre 1809 (Théorie de l'organisation végétale p. 88) dann 1815 (élemens de physiolog. végét. et de botanique p. 29) die Streifen- oder Faser-Bildungen in den Zellen entdeckt und beschrieben hat, während der Verf. von sich behauptet, er habe sie zuerst 1828 gefunden und zum Beweise, wie unrecht der erwähnte Botaniker habe, sich diese Entdeckung zuzueignen (p. 65) eine nichts beweisende Stelle von demselben citirt, indem er zugleich dessen bestimmte und ausführliche Darstellungen dieses Baues an anderen Orten ganz übergeht. Ja was noch mehr ist, so hatte Mirbel eben auf dieser Beobachtung dieselbe Theorie der Analogie des Zellgewebes und der Gefäfse gegründet, die besonders in Deutschland so vielfach angefochten ist, und die der Verf. nunmehr selbst wieder in anderer Form vom neuen vorträgt. Die Polemik des Verfs. gegen Hugo Mohl, der viele dieser Streifen-Bildungen in den Zellen nicht für Spiralfadenbildungen, sondern für gestreifte Erhöhungen zwischen rinnenartigen Vertiefungen der Zellenwand hält, reduzirt sich am Ende auch nur auf die ohne Unterschied zu weit getriebene Analogie der ihrer Genesis und ganzen Natur nach verschiedenen Organe. Auf diese Art werden durch das Mikroskop nur die Irrthümer vergröfsert, welche sich schon mit blofsen Augen bei umsichtiger Betrachtung der genetisch verschiedenen und der durch Verbindung ähnlichen organischen Systeme vermeiden lassen. In der 2ten Abtheilung, welche überschrieben ist: allgemeine vergleichende Darstellung über die Typen, nach welchen sich die Elementarorgane zur Bildung der Pflanzen aneinander reihen, bezeichnet schon die commentirende Ueberschrift, dafs der Verf. das Wesen des Baues verschiedener Pflanzenklassen auch nur auf dem bequemen Wege der Analogieen und Vergleichungen der Formen gesucht hat, während zu allen Zeiten das schärfere Auge nur durch Erkenntnifs wesentlicher und grofsartiger Unterschiede die Wissenschaft zu Fortschritten verholfen hat. Der Verf. folgt bei den Darstellungen des Baues der Pflanzenklassen den nach äufseren morphologischen Unterschieden der Kotyledonen gemachten alten Abtheilungen, hat aber auf seine Weise nicht den so nahe liegenden Widerspruch gefunden, dafs die Pflanzen einer Kotyledonenklasse oft einen eben so verschiedenen Bau haben, wie die Fledermäuse und die Hühner. Die schon im Jahr 1830 von Schultz aufgestellten grofsen natürlichen Abtheilungen des homorganischen, synorganischen und dichorganischen Baues hat der Verf. auf dem Wege der Analogieen nicht wiedererkannt, und sich so der grofsen Vortheile, die Lindley so schön zu benutzen gewufst, beraubt, durch die tiefere Unterscheidung der organischen Systeme die Stufenfolge der Organisation des Pflanzenreichs weiter entfalten zu können. An die Vergleichung des Baues der synorganischen Farren mit den homorganischen Moosen und Pilzen, die der Verf. „über Stammbildung der Acotyledonen" abhandelt, und an die Vergleichung der homorganischen und synorganischen Monokotyledonen oder der synorganischen und dichorganischen Dikotyledonen wird nach den treffenden Darstellungen vom Organismus des Pflanzenreichs in Schultz's Pflanzensystem bald eben so wenig mehr gedacht werden, als an die Vergleichung eines Fisches mit einem Wallfisch. Dem Verf. ist daher hier wie überall sein reicher Gegenstand ein trübes Bild geblieben, dessen mannichfaltige Formen und Farben durch den Pinsel der Analogieen unkenntlich in einandergeflossen sind. Alle Beobachtungen des Verfs. verlieren sich daher leicht in's Kleinliche und werden nicht zu einflufsreicher Folge hinaufgeführt, wie nur von gewisser Höhe ein zugleich umfassender und unterscheidender Blick es erlaubt, und das reiche Material, durch welches der Verf. unterstützt wurde, darf den Wunsch nicht unterdrücken, dafs auch andre Mittel höheren Bedürfnifsen der Wissenschaft gewidmet werden.

Ch. S.....n.

№ 100.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

November 1837.

Allgemeine Lehre vom Accent der griechischen Sprache. Von D. Carl Göttling.

(Schlufs.)

Zweckmäfsiger aber wären die letzten gleich hinter die Deminutiva gestellt, da die Schreibart und Quantität mehrerer Wörter zwischen *ιλος*, *ιλλος* und *ῖλος* schwankt, wie sich theils aus Anm. 2. 3. S. 186 ergiebt, theils daraus, dafs statt *Πάμμιλος*, welche Form S. 189 aus Thuc. VI, 4. angeführt ist, andere *Πάμιλλος* lesen. S. 215 mufs es statt Thuc. VIII, 50. heifsen VIII, 80. S. 221 unter 5. sollte statt *die mehrsylbigen Appellativa mit kurzem α* gesagt sein *die mehrsylbigen Appellativa und Propria* —, wie die Beispiele zeigen. S. 222 wird behauptet, *Ἄστακος*, die Stadt, sei proparoxytonirt in Handschriften bei Thuc. III, 102. Es ist zunächst II, 102. zu lesen, aber dort steht in den Handschriften *Ἀστακός* oxytonirt. S. 224 wird unter 2. gelehrt, *die mehrsylbigen* auf *τος* seien paroxytonirt, während doch S. 226 unter 3 folgt: *Von mehrsylbigen sind oxytonirt a) die von Verbis abstammenden* u. s. w.; woraus sich ergiebt, dafs es auch unter 2. statt *die mehrsylbigen* heifsen sollte *von den mehrsylbigen*. Auch war 2. b. mit 3. a. zu verbinden, da in beiden Abschnitten mehrsylbige Verbalia betrachtet werden. Nach S. 233 2. sollen von der Regel, nach welcher dreisylbige Deminutiva dactylischer Messung paroxytonirt werden, *die auf νιον* ausgenommen sein. Hier ist aber der Ausdruck wieder unrichtig, wie mehrere bei dem Verf. selbst auf der vorhergehenden Seite stehende Beispiele, als *ἀμνίον*, *σχοινίον* u. a., lehren. Nach S. 234 soll *Ἥραιον* als Tempel der Juno Proparoxytonon sein; es war aber nicht zu verschweigen, dafs sowohl anderwärts, als namentlich bei Thuc. I, 24. III, 75. 79. 81. V, 75., gewöhnlich *Ἡραῖον* geschrieben wird, jedoch III, 79, 81. in einigen guten Handschriften *Ἥραιον* sich findet. Dafs diejenigen Wörter, welche den durch Syncope ausgefallenen Vocal im Dativ des Pluralis durch ein von der Endung *σι* eingeschaltetes *α* ersetzen, dieses *α* betonen, wird an 2 Stellen gelehrt, S. 251 und S. 269. Eben so wird von *ἀθῷος* S. 300 und S. 315 gesprochen, ohne dafs an einer Stelle auf die andere verwiesen ist. Kaum auch dürfte es zu billigen sein, dafs S. 252 *Ποσειδῶν* zu den zusammengesetzten Wörtern gerechnet ist. S. 264 ff., wo von den Wörtern auf *ων* die Rede ist, werden zuerst unter 3. *a*) die Feminina, dann unter *g*) die Städtenamen von zwei oder mehr Sylben für Oxytona erklärt. Diese beiden Regeln aber schliefsen einander nicht aus; daher hat der Verf. unter *a*) selbst viele Städtenamen genannt, von denen *Σικυών* sogar nicht immer Femininum ist, und umgekehrt sind unter den bei *g*) aufgeführten nicht wenige Feminina. Das von *γλήχων* S. 265 Gesagte ist nicht sicher. Vgl. Lob. zu Soph. Ai. S. 172 fg. Dasselbe gilt S. 267 von *Παιών*, *der Götterarzt*. S. das. S. 165. Auch fehlt S. 265 unter *c*) *ἀγκών*. S. 279 wird *κατάρα* tragisch genannt, da es doch auch bei Herodot und wahrscheinlich anderwärts steht. S. 282 ist behauptet, der Genitiv der ersten Declination auf *εω* fände sich bei Attikern nur in Wörtern, deren Nominativ perispomenirt wäre. Das Gegentheil aber lehren *Τήρεω* bei Thuc., *Καμβύσεω* bei Xen. und mehrere ähnliche Formen von Eigennamen. S. zu Xen. Cyr. I, 2, 1. S. 284 3., wo von den ägyptischen Namen auf *ις* die Rede, und bemerkt ist, sie würden nach Choeroboscus von einigen oxytonirt, sollte nicht unterlassen sein auf Duker zu Thuc. VIII, 87. zu verweisen, von dem auch mehr Beispiele beigebracht sind. Seltsam ist die Eintheilung der Adjectiva, nicht in der Inhaltsanzeige, sondern in dem Buche selbst S. 291 ff. Denn hier werden zuerst S. 44 Adjectiva isosyllabischer Declination aufgeführt, und darunter die 3 Abschnitte aufgestellt, *A.* erster Declination, *B.* zweiter Declination, *C.* einfache Adjectiva zweiter Declina-

tion. Darauf folgen in einem andern Paragraphe (45) Adjectiva der dritten Declination und in dem folgenden (46) zusammengesetzte Adjectiva. Hier ist die Abtheilung *C.*, man mag nun auf *B.*, oder auf §. 46. Rücksicht nehmen, offenbar gleich fehlerhaft. S. 304 fg., wo über den Unterschied von πόνηρος und πονηρός gesprochen wird, sollte besonders auf die Ausleger zu Thuc. VIII, 24. verwiesen sein. S. 307 unter 5) ος nach κ fehlt als Ausnahme ἀγροῖκος, das mit Unrecht S. 321 unter die zusammengesetzten Adjectiva gestellt ist. Auch ist die Ordnung S. 307 u. 308 in den Adjectiven auf τος wieder nicht die beste, indem die Barytona unter *c*) zwischen den Oxytonis in der Mitte stehen. Was S. 313 über die zusammengesetzten Adjectiva verbalia auf τος gesagt ist, ist viel zu mangelhaft, und es sind dabei die Vorarbeiten (z. B. von Rec. zu Thuc. II, 41.) nicht benutzt, weshalb die schwierige Sache nicht im Geringsten vorwärts gebracht ist. Auch über die aus Nominibus und Verbis zusammengesetzten Adjectiva mit kurzer Penultima und passiver Bedeutung ist zu kurz und mit Uebergehung aller schwierigen Fragen gesprochen. Ganz anders bei Lob. zu Soph. Ai. 324. Derselbe zu V. 286. wird auch S. 326 zu νεήκης u. s. w. gut verglichen werden. S. 337 *b.* werden wunderbar für poetisch ausgegeben σφόδρα und κρύφα, bekanntlich Wörter der besten attischen Prosa. Eben so falsch werden S. 338 unter *e.* die vorher aufgezählten Wörter *sämmtlich* für poetisch erklärt, obgleich unter ihnen ἔνθα ist. S. 340 war bei ἀμαχί nicht zu verschweigen, dafs die häufigere und z. B. bei Thuc. gebräuchliche Form ἀμαχεί ist. S. 374 ist über die Herstellung des Acutus auf Oxytonis vor Interpunctionen zu kurz und unvollständig gehandelt, indem auf den Unterschied der alten und neuen Interpunction und auf die mehmals aufgeworfene Frage, ob auch vor dem Komma der Acut stehen müsse, gar keine Rücksicht genommen ist. Endlich bemerkt Rec. noch, dafs dieses Werk in mehreren Stellen auch aus Lobeck's Parerg. Gramm. Gr. ergänzt und berichtigt werden kann, namentlich aus der Dissertat. de nomin. monos., z. B. S. 78. 85. u. s. w. Poppo.

LXI.

Der siebenjährige Krieg vom Jahre* 1756—1762. *Von Maximilian Fr.* Thielen, *k. k. Premier-Rittmeister u. s. w. Wien*, 1836. *bei Wallishausser.* 274 S. *gr.* 8. *Mit dem Bildnisse des Feldmarschalls Grafen Daun, nach einem gleichzeitigen Originalgemälde.

Die Geschichte des siebenjährigen Krieges in Deutschland ist von keinem der in demselben betheiligten Völker öfter bearbeitet worden, als von den Preufsen: von Archenholtz, Tempelhoff, Retzow und Friedrich dem Grofsen selber an bis auf das vortreffliche Werk des Königl. Preufs. Generalstabes herab, ist diese merkwürdige Epoche unsres Waffenruhmes in eigenen Schriften, oder bei andern Gelegenheiten mit wahrer Vorliebe für eigentliche Kriegeskundige oder für die allgemeine Lesewelt erörtert und dargestellt worden. Weit weniger haben die anderen Nationen das Gedächtnifs ihrer Thaten sich zu Herzen genommen: von Seiten der Russen dürfte Hans Heinrich's v. Weymarn archivalischer Bericht über den ersten Zug der Russen unter Apraxin gegen Preufsen das Umfassendste sein; — die Franzosen haben meist nur gelegentlich, in Biographien und Memoiren von Generalen über diese, für sie allerdings nicht eben anziehende Zeit gesprochen, und den schwedischen Antheil nimmt Montalembert in seinen Briefen nebenbei mit. Die Reichsarmee, die Würtemberger und andere kleine Schaaren haben ihre Unternehmungen im Schatten ruhen lassen. Und doch dürfte es sehr wünschenswerth sein, wenn auch nur von jeder der Hauptmächte, urkundliche Geschichten über ihren Antheil an jenem Kriege zu bekommen. Zumeist hätte man von der österreichischen Armee, nach den grofsen Interessen, für welche sie mit der ruhmvollsten Anstrengung unter den gediegensten Generalen auftritt, einen ihren Thaten entsprechenden historischen Eifer vermuthen sollen: und doch sind, aufser den mit preufsischem Herzen abgefafsten Geständnissen eines österreichischen Veterans (v. Cogniazo) ihrer Seits fast nur die meisterhaften einzelnen Schlachtbeschreibungen in der österreichischen militärischen Zeitschrift zu nennen, in welcher L......n (Hr. Ober-Lieutenant Lieblein, wie wir in Erfahrung gebracht haben) die Schlachten von Lowositz, Prag und Kolin, auf eine erfreuliche Weise, nach offiziellen Berichten vorträgt.

In dieser Rücksicht haben wir die vorliegende Schrift mit doppeltem Vergnügen zur Hand genommen

und wir finden uns im Ganzen auch nicht getäuscht. Zwar macht der Hr. Vf. keinen Anspruch, die Kriegesgeschichte als Wissenschaft weiter zu führen, sondern, wie man's nimmt, einen wichtigeren oder geringeren Kranz zu pflücken, indem er danach zu streben scheint, der österreichische Archenholtz zu werden und den Patriotismus seines Volks zu nähren.

Möchte ein solches Unternehmen an sich in unsern Jahrbüchern eigentlich keinen Platz ansprechen; so müfste es in denselben doch verzeichnet werden als ein Spiegel, in welchem die preufsischen Werke über den siebenjährigen Krieg sich zu beschauen und in unbefangener Vergleichung zu erkennen haben. Herr Thielen aber ist einer solchen Ehre um so würdiger, als seine Darstellung, bei allem Streben nach Popularität, sich in der ebenmäfsigen Ruhe und Billigkeit bei Beurtheilung des militärischen Gegners hält, wie man dieselbe auch in der, von Herrn Major Schels so musterhaft, ja fast neidenswerth redigirten österreichischen militärischen Zeitschrift längst gewohnt ist, und die nicht nur den Verfassern zur Ehre gereicht, sondern auch über das Selbstbewufstsein der ganzen Nation von ihrer wahren Kraft und Würde das vortheilhafteste Zeugnifs giebt.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen heben wir einige von den Stellen aus, welche entweder einen neuen Blick gewähren, oder, theils von dieser, theils von jener Seite vorläufig noch einer fortgesetzten Erwägung bedürftig bleiben möchten.

Die Entstehung des Krieges erzählt Herr Thielen so: England habe, bei seiner Fehde mit Frankreich in Amerika, Maria Theresia um die vertragsmäfsigen 30,000 Mann zum Schutze der österreichischen Niederlande gegen die Franzosen angesprochen, jedoch habe „die grofse Kaiserin, deren Unterthanen kaum angefangen hatten, unter ihrem milden, mütterlichen Zepter die Wohlthaten des Friedens zu geniefsen, fest entschlossen, Alles zu vermeiden, was diesen stören könne, deshalb den Antrag abgelehnt." — „Da wechselte auf einmal, heifst es wieder, die Politik von ganz Europa; früher schon eingegangene Bündnisse wurden zerrissen, neue, jenen ganz entgegengesetzte, wurden geknüpft;" — nämlich (wie der Verf. fortführt) den 16. Januar 1756 zwischen Grofsbritanien und Preufsen und den 1. Mai zwischen Oesterreich und Frankreich, welchem späterhin auch Rufsland, Schweden und das deutsche Reich beitraten. Darauf habe Friedrich (der dies gleich erfahren) seine Rüstung schnell beendet und sei schon den 29. August in Sachsen eingefallen.

Diese Darstellung ist nicht ganz genau: Friedrich wufste (allerdings durch treulose Verrätherei, vielleicht auch anderweitig) aus offiziellen Aktenstücken, dafs der Wiener Hof seit zehn Jahren schon einem grofsen Bunde gegen ihn allen Fleifs zugewandt; er sah die Früchte dieses Strebens wachsen und die Fehde in Amerika trat nur in sofern entscheidend für ihn ein, als die Antwort auf die Frage, ob George oder Ludwig sein hülfreicherer Bundsgenosse wäre, ausfiel. Warum er sich für das Kabinet von St. James entschieden, ist eben so bekannt, als dafs er in der That zuerst losgeschlagen, aber gegen Feinde, welche die moralischen Angreifer waren, indem sie ihm aufser Schlesien noch einiges Andere, bis auf das Marquisat, zu entziehn gedachten. Dafs aber der Feldmarschall Gr. Browne, auf die Nachricht von dem Einfalle des Königs in Sachsen, schon am 13. September nach Budin an die Eger rücken und am 1. Oktober bei Lowositz, 25 bis 30,000 Mann in die Schlacht führen konnte (S. 4—7), ist, nach der damaligen Verfassung des österreichischen Kriegesetats, gewifs ein schlagender Beweis, dafs man kaiserlicher Seits so überrascht und unvorbereitet eben nicht gewesen. — Wenn (S. 11) die Schuld von Browne's zweitem fruchtlosen Versuche, das Pirnaer Lager zu erlösen, zumeist auf „das Veränderliche und Unentschlossene im Benehmen der sächsischen *Heerführer*" geschoben wird; so ist das keinesweges billig: vielmehr wird jener sächsischen Armee auf ewige Zeit nicht nur ihr unwandelbarer Patriotismus, sondern auch ihr Verdienst um das Kaiserhaus zur gröfsten Ehre gerechnet werden müssen. — Interessant ist (S. 19) die bedeutende Augmentation der österreichischen Armee zu Anfange des Feldzugs 1757, als Zeugnifs von den nachhaltigen Kräften der Kaiserinn. Eben so interessant ist (S. 46) der Antheil der österreichischen Reiterei an dem Siege bei Kolin dargestellt: der Herr Vf., welcher hier, wie überall, mit historischer Mäfsigung von Freund und Gegner spricht, und dem preufsischen Heldenmuthe auch bei dieser ersten Niederlage alle Gerechtigkeit wiederfahren läfst, hätte, wo zu Daun's Lobe die Rede ist, aus den Oeuvres Posthumes. T. 3. p. 173 die Worte des Königs

beibringen sollen: „le maréchal Daun profita en grand général des fautes des Prussiens." — Dafs des Feldmarschalls Keith Abzug von Prag (S. 51) „beinahe in eine wilde Flucht ausartete," davon ist uns bisher durchaus nichts bekannt gewesen. — Den Streifzug des Kaiserlichen Feldmarschall-Lieutenants v. Hadik, welchen der Hr. Vf. schon im zweiten Hefte der österreichischen Militär-Zeitschrift von 1835 umständlich bearbeitet hat, hätte derselbe, nach dem Zwecke seines Buches, hier nicht S. 58 bis 62 in eine Note bringen, sondern geradezu als patriotische Episode im Text erzählen sollen. Vielleicht dürfte, bei nochmaliger Revision dieses, dem Unternehmungsgeiste des wackern Hadik auf jeden Fall ehrebringenden Zuges, aus dem eigenen Berichte desselben (Danziger Beiträge Bd. 3. S. 471) mit aufzunehmen sein, dafs er seinen Rückmarsch, ohne aus der Cöpenicker Vorstadt nach Berlin selbst vorzudringen, nicht allein, wie es hier (S. 61) heifst, auf die Nachricht von dem Anrücken des Prinzen Moritz von Anhalt-Dessau und des Königs beschleunigt habe, sondern weil er durch Deserteure vernommen, es seien „noch bis 1200 Mann bewaffneter Rekruten im Schlofs verborgen;" was bei der jenseitigen Gesammtstärke von 3400 Mann und bei dem entschlossenen Geiste der Bürgerschaft in Berlin keineswegs zu übersehen war. Für eine detaillirte Erzählung dieser Begebenheit möchte dann auch noch der Bericht aus der Berliner Zeitung vom 20. Oktober 1757 zu empfehlen sein. — Bei dem Ueberfall von Hochkirch, welcher (S. 105) mit grofser Anerkennung der preufsischen Kriegeszucht erzählt wird, heifst es unter Andern: „Die preufsische Infanterie unter Keith bemächtigte sich, nach einem äufserst blutigen, hartnäckigen Gefechte eines Theils von *Hochkirchen*, und es hing vielleicht nur von einigen Minuten ab, so war der König Sieger! — oder wenigstens war der meisterhafte Plan eines Hauptüberfalles in der Ausführung vereitelt. In diesem entscheidenden Augenblicke liefs General Lacy die Karabinier-Compagnie von Odonnel in die feindliche Infanterie einhauen." — Indessen gaben die Preufsen auch jetzt noch sehr wirksame Beweise von heroischer Standhaftigkeit, und als die Kaiserlichen den Sieg in Händen hatten, da veranlafste des herrlichen Feldmarschalls Keith *Leiche* eine Scene der Humanität in Dauns Lager, mit welcher Herr Thielen eine neue Auflage seines Volksbuchs zieren könnte. Die englischen Geschichtschreiber Wraxall (memoirs of the Courts of Berlin, Dresden, Warsaw and Vienna) und Lord Dover (The Life of Frederic the Second) erzählen nämlich: „Lacy approached the body, and having removed the cloack, he regarded it with great emotion, and then sad: „„It is my father's best friend, *Keith*."" The old Marshal Lacy and Keith had served together in the Russian army, and the younger Lacy had been a pupil of the latter; and he recognized the body, from the scar of an dangerous wound on the thigh, which the marshal had received at the siege of Oczakow. At the sight of his old master, a naked and deserted corpse, Lacy burst into tears; nor could Daun and the other persons present refrain from a similar display of feeling." — Auch liefs Daun den Feldmarschall Keith mit allen militärischen Ehren bestatten: Friedrich aber liefs seinen vielgeehrten Freund und Diener nach Berlin bringen und mit der ihm gebührenden Huldigung in der Garnisonkirche beisetzen. — Dafs Rufsland (nach S. 116) „grofse Subsidien von Oesterreich gezogen," war uns bisher unbekannt; dafs aber die von den russischen Truppen bis zu Anfange des Feldzugs 1759 geleisteten Dienste noch sehr unbeträchtlich gewesen, wie eben dort gesagt wird, ist durch Apraxin's Sieg bei Grofs-Jägersdorf und durch Fermor's Einfall in die Neumark schlagend widerlegt.

So bietet der vorliegende siebenjährige Krieg allerlei Stoff zu Betrachtungen, und indem wir ihn, auch von unsrer Seite, für eine dankenswerthe Gabe halten, können wir ihm nur die willkommenste Aufnahme gönnen, mit dem Wunsche, dafs der Herr Vf. einen so wichtigen Abschnitt der Geschichte aus dortigen Archiven mit immer reicherem Gehalte zu schmücken Anlass finden möge.

Der Herr Vf. beginnt übrigens sein Werk mit denselben Worten, mit welchen Archenholtz sein Buch beginnt: „Der Achener Friede hatte die Ruhe in Europa wieder hergestellt u. s. w." und das erinnert uns doppelt daran, bei Vergleichung der österreichischen und der preufsischen Waffenthaten, auch die Historiker derselben neben einander zu fassen; denn eine Parallele zwischen Archenholtz und Thielen, zwischen Lieblein und den Mitarbeitern an der Geschichte des siebenjährigen Krieges vom Preufsischen Generalstabe, zwischen den Biographen Preufsischer Generale (Büttner, Fouqué, Frau v. Blumenthal, Varnhagen von Ense) und österreichischer Feldherrn (Pezzl), wäre in gewisser Art ein literarischer Wettkampf, wie der Kampf um Schlesien ein militärischer gewesen ist, wobei, wenn er mit dem gebührenden Eifer durchgefochten würde, wiederum beide Theile nur gewinnen könnten; denn, wenn Maria Theresia auch Schlesien nicht zurückbekam, so hatte sie doch beim Hubertsburger Frieden eine sehr erhöhete moralische Kraft in ihrem Heere, was Hr. Thielen (vielleicht mit des grofsen Königs eigenen Worten, aus den Mémoires du Baron de la Motte Fouqué. T. I. p. 48) zur Ehre seiner Waffenbrüder könnte hervorgehoben haben.

Preufs.

Anzeigeblatt
zu den
Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik.

1837. (Zweites Semester.) № 3.

Literarische Anzeigen.

Im Verlage von
Friedrich Perthes aus Hamburg
ist im Laufe des Jahres 1837 erschienen:

Symbolik
der
Lutherischen Kirche
von
Ed. Köllner,
aufserordentl. Professor der Theologie in Göttingen.
(Der Symbolik aller christlichen Confessionen 1r Theil.)
gr. 8. Preis 3⅓ Thlr.

Nach dem wirklichen Zustande der Theologie und des religiösen Lebens in der evangelischen Kirche ist der Glaube der Symbole jetzt die Lebensfrage dieser Kirche. Darum mufs gewifs die Geschichte wie die Lehre der Symbole genau gekannt werden, weil nach beiden erst ein richtiges Urtheil über die Bedeutung und den Werth der Symbole für das äufsere und innere Leben der Kirche möglich ist. Gleichwohl ist — obwohl nach den da gewesenen Zuständen der Theologie erklärlich — seit 1781 kein umfassendes Werk über obige Rücksichten erschienen. Vorstehendes Werk will nun zuerst äufserlich die Geschichte der Symbole darstellen, sowohl nach ihrer politischen Entstehung, als literarisch, und zwar gründlich und genau, so dafs, wenn irgend möglich, sogar die letzten Quellen abgedruckt sind, so wie es in einem kurzen Abrisse die Lehre der Symbole aus diesen selbst entwickelt. Aber es verbreitet sich dann auch über die für das Gesammtleben der Kirche so wichtigen Fragen: über die geschichtliche Auctorität der Symbole in der lutherischen Kirche, über die Praxis der neueren Zeit für die Verpflichtung auf die Symbole, welche Auctorität den Symbolen überhaupt in der evangelischen Kirche gebühre, insbesondere der jetzigen, und ob man nicht besser neue schaffe? Wie es Absicht des Werkes ist, die Bedeutung eines öffentlichen gemeinsamen Kirchenglaubens und damit eines gemeinsamen Glaubenslebens wieder in's Gedächtnifs zu rufen, so ist auch bei den einzelnen Symbolen ein bestimmtes Urtheil über Werth und Bedeutung des einzelnen für die Kirche überhaupt, nach dem Maafsstabe der Schrift, versucht. Der enge Zusammenhang aber, in welchem die Symbole und ihre Lehre mit dem ganzen Leben der Kirche stehen, hat den Verfasser veranlafst, den gegenwärtigen Zustand der evangelischen Kirche, der keineswegs ein glücklicher ist, in einer ausführlichen Vorrede zu beleuchten, und es dürften die Klagen über Zustand und Form unserer Kirche wohl Anlafs zu mancher ernsten Betrachtung nicht weniger für die Laien, als die Theologen unserer Kirche geben.

Das
Christenthum
in
Frankreich
innerhalb und aufserhalb der Kirche
von
Herm. Reuchlin.
gr. 8. Preis 2⅓ Thl.

Das religiöse Leben in Frankreich hat, seit die Religion oder Kirche aufgehört hat, eine politische Macht und Partei zu seyn, nicht nur eine neue Gestalt, sondern auch einen neuen Aufschwung genommen. Es haben sich, vom Auslande und selbst von der Menge in Frankreich wenig beachtet, religiöse Tendenzen gebildet und zum Theil sehr markirt ausgebildet, welche wohl bald, besonders in Deutschland, die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen werden. Gregorianische und nordamerikanische Ideen haben zu dem Streben, Kirche und Staat radical zu trennen und die Religion also völlig zu emancipiren, zusammengewirkt, während Romantiker und Gouvernementale sich als Vorläufer einer zu erzwingenden Einheit der Gesellschaft durch die Einheit des Katholicismus ankündigen. Beide Elemente scheinen ihre Kräfte als zu einem nahen Kampfe zu messen. Je gröfser die Auflösung des religiösen Lebens ist, desto mehr ist nun das Bedürfnifs organisirender, gründlich und praktisch heilender Ideen und Mittelpuncte erwacht und thätig. Die einen halten um so fester an den Buchstaben des historisch gegebenen Kirchenthums, während andere in freiem, aber festem Verein, zum Theil im Namen wahrhaft evangelischer Freiheit, mit dem Schwert des Geistes das in sich unsichere Geschlecht zu bezwin-

gen suchen. Die gesetzlichen Verhältnisse, wie der Thatbestand der Staatskirchen, Zweck und Ursprung, wie bisherige Leistungen der Dissenters de la Mennais und Bautin, die evangelische Gesellschaft, sodann geistlosere Versuche der Religionsmacherei, Erziehung und Schule, die sittlichen und religiösen Ideen, Gewohnheiten und Vorurtheile, welche das französische Volk in den Gerichtsverhandlungen und im Theater, in Literatur und häuslichem Leben, in Freud' und Leid verräth, das kurz zusammenzufassen, wie es in sich zusammenhängt und sich widerspricht, hat vorliegendes Buch sich als Aufgabe gesetzt.

Nähere und entferntere Bekanntschaft mit den dabei thätigen Personen, freundliche Handreichung von mehreren Seiten, das Leben in der Mitte des französischen Volks und französischer Familien haben den Verfasser so sehr begünstigt, dafs er sich zur Mittheilung des Geschauten und Erlebten berechtigt, ja verpflichtet glaubte.

In allen Buchhandlungen ist gratis zu erhalten:

Verzeichnifs einer wohlfeilen philologischen und pädagogischen Bibliothek

für Sprach-, Alterthums- und Geschichtsforscher, und insbesondere für Gymnasien und höhere Bürgerschulen,

bestehend aus einer Sammlung von 241 Werken, theils Ausgaben und Uebersetzungen der vorzüglichsten Schriftsteller der Griechen und Römer von Beck, Born, Dindorf, Eichstädt, Friedemann, Gedike, Göller, Kühn, Ruhnken, Titze, Weifse u. A., theils Lehr- und Wörterbüchern, Jugendschriften für das reifere Alter, umfassenden wissenschaftlichen Werken, Monographien und Zeitschriften von Beck, Bernstein, Boissonade, Friedemann, Fabricius, G. Hermann, Hezel, Hoffmann, Jahn, Klotz, Philippi, Pölitz, A. W. v. Schlegel, A. Schoppe, Schröder, Schulz, Simon, Struve, de Wette und vielen andern berühmten und bewährten Alterthumsforschern und Pädagogen, von denen (mit Ausnahme einiger Artikel) eine bestimmte Anzahl Exemplare für die beigedruckten sehr ermäfsigten Preise von unterzeichnetem Verleger geliefert werden.

Philologen und Alterthumsforscher werden besonders auf die darin enthaltene schöne Sammlung der „Opera medicor. graecor." 26 Vol. in 28 Partes (Ladenpreis 140 Thlr. jetzt 45 Thlr.) und „Fabricii Bibliotheca graeca ed. Harles" 12 Vol. (Ladenpreis 68⅔ Thlr. jetzt 30 Thlr.) aufmerksam gemacht.

Leipzig, den 1. September 1837.

Carl Cnobloch.

Bei uns ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Des Aristophanes Werke.

Uebersetzt von

Joh. Gust. Droysen.

Zweiter Theil.

8. Velinpap. geh. 1½ Thlr.

Inhalt: *Die Wespen, die Acharner, die Ritter.*

Jedem Freunde der dramatischen Literatur bietet sich hiermit die Gelegenheit dar, die sämmtlichen Komödien und Fragmente des Aristophanes in geistreicher und sinngetreuer Uebersetzung kennen zu lernen. Die ausführlichen Einleitungen und Anmerkungen werden das Verständnifs wesentlich erleichtern, und wir glauben daher darauf rechnen zu dürfen, dafs dieser zweite Theil die allgemeine Theilnahme der gelehrten Welt und des gebildeten Publikums in noch höherem Grade in Anspruch nehmen werde, als dies der erste bereits gethan hat. Das ganze aus 4 Bänden bestehende Werk wird auf höchstens 6½ Thlr. zu stehen kommen und hoffen wir es in der kürzest möglichsten Zeit zu beenden.

Berlin, September 1837.

Veit et Comp.

Im Verlage der Buchhandlung des Waisenhauses in Halle ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Weber, Dr. W. E.. (Professor, Director der Gelehrtenschule zu Bremen) Schule und Leben. Vorträge und Abhandlungen pädagogischen Inhalts. 8. Preis 1½ Rthlr.

Inhalt. Erste Abtheilung: Schulreden. I. Ueber die Idee der Erziehung. II. Einige Worte zur Beleuchtung des Satzes: Wir lernen nicht für's Leben, sondern für die Schule. III. Ueber die Würde des Gelehrtenberufs. IV. Ueber das Zusammenwirken der Thätigkeiten zur Förderung der höchsten Zwecke der Menschheit. V. Leiden und Freuden des Schulmannes. VI. Ueber die Wahrhaftigkeit, als nothwendigen Charakter eines wissenschaftlichen Lebens. VII. Ueber Wesen und Wirken der Begeisterung. VIII. Ueber die Stellung des öffentlichen Lehrers zu den Bewegungen der Zeit. IX. Ueber die Hindernisse der wahren Bildung für's Leben. X. Ueber die Wahl des Berufs. XI. Ueber den sogenannten Nutzen der Geschichte. XII. Ueber den Mifsbrauch der Ausdrücke Genie und Genialität. XIII. Am Grabe des Prof. Dr. Franz Carl Mertens. XIV. Am Grabe des emeritirten Lehrers Dr Wilhelm Christian Müller.

Zweite Abtheilung: Abhandlungen. Ueber die moderne Liberalität in der Schulzucht. II. Abermals über Gymnasien. Expectorationen eines Schulmannes u. s. w. III. Ueber amtliche Stellung und Wirksamkeit der Lehrer an Gymnasien, und insbesondere über Verhältnifs und Functionen eines Directors. IV. Ueber die Schulzucht des Herrn Kirchenrathes Dr. Stephani.

Cousin's Reise nach Holland.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands, Oestreichs, der Schweiz, Hollands und Dännemarks zu haben:

Cousin, V., (Staatsrath)

Reise nach Holland,

besonders in Beziehung auf den öffentlichen Unterricht.

Aus dem Französischen von

Dr. J. C. Kröger.

2 Bände. gr. 8. Altona, Hammerich. broch. 3 Rthlr.

Es ist ein freudiges Gefühl, bei der grofsen Masse werthloser literarischer Erscheinungen auch hin und wieder ein Werk hervorgehen zu sehen, das in jeder Beziehung classisch genannt werden kann. Cousin hat durch seine Berichte über das Schulwesen in Deutschland bekundet, wie er mit aufserordentlichem Glück und umfassendem Geiste eine Bahn betreten hat, die ihm vorzugsweise angewiesen zu sein scheint. Diese jetzt erschienene Reise nach Holland übertrifft womöglich noch an klarer Darstellung, an überraschenden Reflectionen und Mittheilungen die Berichte über Preussen.

Nicht allein Staats- und Schulmänner, sondern jeder gebil-

dete Leser wird mit der gespanntesten Aufmerksamkeit diese Reise verfolgen und mit Bewunderung über die geistreiche Auffassung und talentvolle Darstellung für den Verfasser erfüllt werden. Die Uebersetzung ist von Herrn Dr. Kröger, einem durch ganz Deutschland hochgeachteten Pädagogen. Die typographische Ausstattung ganz vorzüglich.

Im Verlage von *G. P. Aderholz* in Breslau ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ambrosch, Prof. Dr. Jul. Athan., de Charonte Etrusco commentatio antiquaria. Accedunt Vasorum Fictilium, quae in Museo Regio Berolinensi asservantur, picturae adhuc ineditae tres lapidibus inscriptae. 4 maj. geh. $\frac{11}{12}$ Thlr.

Biernecki, Joh., theoretisch-praktische Grammatik der polnischen Sprache. 8. geh. $\frac{2}{3}$ Thlr.

Catechismus romanus ex Decreto Concilii Tridentini et Pii V. Pont. Max. jussu editus. Editio nova ad editionem principem Manutianam anni 1566 accuratissime expressa. Praemissae sunt notitiae ad historiam hujus operis pertinentes. 8 maj. geh. $1\frac{1}{6}$ Thlr.

Elsner, M., Flora von Hirschberg und dem angränzenden Riesengebirge. 12. $\frac{3}{4}$ Thlr.

Ergänzungen und Erläuterungen der preufs. Rechtsbücher durch Gesetzgebung und Wissenschaft. Herausgegeben von **H. Gräff, C. F. Koch, L. v. Rönne, H. Simon** und **A. Wentzel**. 1ste, 2te und 3te Abth. gr. 8. geh. à $\frac{3}{4}$ Thlr.
(Das Ganze in 16 Abtheilungen.)

Geppert, G., praktischer Lehrgang der Rechtschreibung und Interpunktion. Für Volksschulen. 2te Auflage. 8. $\frac{1}{3}$ Thlr.

Hoffmann von Fallersleben, Gedichte. Neue Sammlung. 8. geh. Velinpapier. $\frac{2}{3}$ Thlr.

Hoffmann, Prof. Dr. H., Fundgruben für Geschichte deutscher Sprache und Literatur. IIr. Theil; auch unter dem Titel: Iter Austriacum. Altdeutsche Gedichte, gröfstentheils aus österr. Bibliotheken. gr. 8. $1\frac{2}{3}$ Thlr.
(Preis des I. Bandes 2 Thlr.)

— — Horae Belgicae. Pars V. Sub titulo: Lantsloot ende die scone Sandrijn. Renout van Montalbaen. gr. 8. $\frac{3}{4}$ Thlr.
(Pars I. $\frac{2}{3}$ Thlr. II. 1 Thlr. III. $\frac{1}{2}$ Thlr. IV. 1 Thlr.)

Koch, C. F., schlesisches Archiv für die praktische Rechtswissenschaft. Ir. Bd. 1s. u. 2s. Heft. gr. 8. geh. $1\frac{7}{12}$ Thlr.

Preufs, Ad. A. L., über evangelischen Kirchenbau. Ein Votum vom Standpunkte der theologischen Wissenschaft und geistlichen Praxis. Mit 3 Tafeln. gr. 8. geh. $\frac{1}{2}$ Thlr.

Neue, wohlfeile Schulausgabe
von
Q. HORATIUS FLACCUS
recensuit
Jo. Casp. Orellius
addita est familiaris interpretatio.
Vol. I.
8. Turici, sumpt. Orellii, Fuesslini et Soc.
Preis: 1 Thlr. — 1 fl. 30 kr.
In allen Buchhandlungen vorräthig.

Den Herren Lehrern an Gymnasien, welche diese schöne Ausgabe (über deren Werth sich schon mehrere kompetente Richter vortheilhaft ausgesprochen haben) ebenfalls einer nähern Prüfung unterlegen wollen, um sie dann in ihrer Klasse einzuführen, werden wir auf Verlangen ein Gratis-Exemplar zukommen lassen.

Beim diesmaligen Semesterwechsel machen wir aufmerksam auf folgende, schon in vielen Gymnasien eingeführte Schulbücher:

Arriani expeditio Alexandri. Recognovit et explicavit **C. G. Krügerus**. Pars prior, scriptoris libros continens. gr. 8. Druckpap. $\frac{2}{3}$ Thlr. Velinpap. $\frac{5}{6}$ Thlr.

Aurelius Victor, Sextus, de viris illustribus urbis Romae. Mit Anmerkungen und einem vollständigen Wörterverzeichnisse für Schulen. Herausgegeben von Dr. **Brohm**. Zweite Ausgabe. 8. $\frac{5}{12}$ Thlr.

Baltousch, S. E., Grundrifs der Elementar-Arithmetik und algebraisches Kopfrechnen. gr. 8. $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Ciceronis, de officiis libri tres. Mit einem deutschen Commentar von **T. F. Degen**. Dritte Auflage. 8. $1\frac{1}{6}$ Thlr.

Schmieder, vollständiger Atlas zur alten Erdbeschreibung. 12 Blätter in Folio. $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Berlin, September 1837.

Veit et Comp.

Für Freunde und Lehrer der deutschen Sprache.

Bei *Orell, Füfsli et Comp.* in Zürich ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die
Lieder der Edda
von
den Niebelungen.
Stabreimende Verdeutschung nebst Erläuterungen
von
Ludwig Ettmüller.
gr. 8. 1 Thlr. oder 1 fl. 30 kr.

Diese zweckmäfsige Bearbeitung der Edda-Lieder hat bereits Anerkennung gefunden (vide Rec. Litt. Blatt zum Morgenblatt Nro. 70) und ist in mehreren Gymnasien eingeführt.

№ 101.
Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.
December 1837.

LXII.

Leib und Seele nach ihrem Begriff und Verhältniſs zu einander. Ein Beitrag zur Begründung der philosophischen Anthropologie von D. Johann Eduard **Erdmann**, *auſserordentlichem Professor der Philosophie an der Universität Halle. Halle, bei C. A. Schwetschke u. Sohn.* 1837. *VIII u.* 133 *S.* 8.

Die Eroberungen und Fortschritte, welche das philosophische Denken in seiner geschichtlichen Entwickelung im Gebiete der Erkenntniſs der Wahrheit gemacht hat, sind schon öfter mit der organischen Entwickelung einer aus ihrem Saamenkorn und Keim sich durch allmähliches Wachsthum, successive Entfaltung und Hervorbildung ihrer besondern Glieder und Theile emporhebenden und in der Totalität ihrer äuſsern wirklichen Gestalt nur sich selbst, d. h. dasjenige, was sie schon ursprünglich, nur unentwickelt, in ihrem Keim war, wieder erreichenden, ja diesen selbst in der Blüthe und Frucht reproducirenden Pflanze verglichen worden. Es ist überhaupt das Bild der Idee, der Einheit der Realität und entwickelten Objectivität mit ihrem Begriffe, die ihren noch adäquateren Ausdruck an dem animalischen Organismus hat, in welchem die alle Glieder und Organe durchdringende, beherrschende und in der Einheit des Ganzen erhaltende Seele das, was der subjective Begriff, ist. Hat man aber so, der Sache nach, den einen, nach und nach emporgeschossenen und in seiner vielästigen Ausbreitung und Verzweigung, von dem Stamme aus und um ihn her, bis zu seiner jetzigen majestätischen Gestalt gediehenen und in einer stolzen Krone sich abschlieſsenden *Baum der Philosophie* in der Vorstellung vor sich: so sind dabei nur die *Individuen* auſser Augen gelassen, durch deren besonderes *Denken* die Entwicklung des einen Ganzen hindurchgieng, und die als die Träger, Hervorbringer und Vermittler der verschiedenen besondern Entwicklungen und Richtungen sich darstellen. Es ist damit dann wie mit der Aufführung eines groſsen Gebäudes, um welches, während dem Aufbau, eine groſse Menge von Arbeitern von innen und auſsen und auf die mannigfaltigste Weise beschäftigt erscheint, welche sammt und sonders verschwunden sind, wenn das Gebäude selbst fertig dasteht; nur mit dem Unterschiede etwa, daſs von diesen Arbeitern jeder, wenigstens jeder bedeutende, selbst ein Baumeister und Werkführer ist, der den Plan des Ganzen auf seine eigene Weise im Kopfe hat, wenn auch, trotz dieser Vielheit und Verschiedenheit der Baupläne, als Ganzes am Ende doch herauskommt, was herauskommen sollte. So unzureichend daher jenes von der Natur hergenommene Gleichniſs, auch noch in anderer Beziehung ist, wie denn umgekehrt vielmehr für den des Geistes und seines innersten Wesens Kundigen die organische Lebendigkeit der Natur nur als ein äuſseres und unvollkommenes Abbild der freien geistigen Lebendigkeit und Selbstentwicklung erscheint: so ist es doch darin zutreffend, daſs bei aller reichlich wuchernden individuellen Besonderheit und Verschiedenheit doch im Ganzen die geschichtlich entwickelte Philosophie schon durch ihren Begriff bestimmt und beherrscht, nur die Darstellung ihrer eigenen Idee ist, worin überall die Nothwendigkeit der weitern Entwicklung und Fortbildung des schon Errungenen und das Forttreibende zur Spitze und Totalität der Idee uns wohlerkenntlich entgegentritt. Von dem einen Philosophen zum andern aber, zwischen denen ein bedeutendes Fortrücken und Vorwärtsschreiten der philosophischen Erkenntniſs Statt gefunden hat, läſst der Fortschritt des Denkens sich oft auf eine einfache Weise darthun und ausdrücken. Wenn die Eleaten z. B. an dem einen reinen Sein starr und unverrückt festhielten, in

welches sie kein Nichts und Nichtsein, kein Entstehen und Vergehen eindringen liefsen, so ist dagegen Heraklits tiefere Erkenntnifs, dafs Alles sei und auch nicht sei, das Sein ebensowenig als das Nichtsein, das Eine und Wahre von Allem das lebendige Werden, und dafs nur aus dem Unterschiedenen und Entgegengesetzten sich die schönste Harmonie ergebe, als ein grofser und nothwendiger Fortschritt des speculativen Denkens zu nehmen, durch welchen auch das Objective selbst, wie das Wahre überhaupt, zuerst als eine *Dialektik* gefafst wurde. Wollte man nun ebenso den von Hegel gemachten grofsen Fortschritt in der philosophischen Erkenntnifs auf einen ganz einfachen Ausdruck zurückgeführt zu sehen verlangen, so würde gegen die abstracte Festhaltung des Gegensatzes von Bejahung und Verneinung, von Identität und Widerspruch, als eines keiner weitern Vermittlung fähigen höchsten Gegensatzes, oder auch gegen die nur unmittelbare und eben damit abstracte absolute Einheit, die Indifferenz des Entgegengesetzten, zunächst die *Negativität* oder absolute Vermittlung durch die Negation der Negation zu nennen sein. Obwohl deren Erkenntnifs auch schon in Heraklits Denken und Bewufstsein vorhanden war, wie denn Hegel von sich selbst bekennt (Werke XIII, S. 328), es sei kein Satz des Heraklit, den er nicht in seine Logik aufgenommen, wie sie auch sonst das Bewegende in jeder wahrhaften philosophischen Speculation war: so ist doch bei Hegel, im Abschlusse der ganzen vorangegangenen Entwicklung der neueren Philosophie, auf der Grundlage der durch das Christenthum in die Welt gekommenen Bildung und im Einklang mit dessen tiefster Lehre und Offenbarung, diese Negativität in ungleich tieferer und umfassenderer Bedeutung oder vielmehr in ihrer absoluten geistigen Tiefe erfafst worden; denn sie ist die innerst bewegende Macht des absoluten Begriffes selbst, das Princip alles geistigen und natürlichen Lebens. Wenn Spinoza ebenfalls nur an der einen absoluten Substanz festhielt (denn dafs sie Denken und Ausdehnung zu ihren Attributen hat, ist nicht ihre eigne innere Unterscheidung) und alles besonders Unterschiedene, jede *Bestimmung* für eine *Negation* erklärt, was sie allerdings ist, und was im bestimmteren metaphysischen Sinne im Gegensatze zur Realität so viel als Mangel und Unvollkommenheit heifst: so ist zu dieser von einem *Ersten*, Allgemeinen, zur Negation, d. h. zu einem *Zweiten*, Unterschiednen, Besondern, Bestimmten, fortgegangenen Bewegung die weitere, das nothwendige *Dritte* hinzufügende und damit das Ganze erst in sich abschliefsende Erkenntnifs in der Einsicht enthalten: wie alles *Negative*, eben darum weil es das Negative ist, *sich schon selbst wieder negirt*, nicht als Negatives für sich Wahrheit und Bestehen hat, sondern nur, indem es als Ideelles, Gesetztes, als Moment oder Glied, zur lebendigen Einheit des Ganzen und Allgemeinen zurückkehrt und von diesem selbst in ihm Lebendigen, dem in seiner Unterschiedenheit sich nur auf sich beziehenden, sich mit sich vermittelnden und zur subjectiven Einheit mit sich zusammenfassenden Ganzen, sein Leben und Blut empfängt; und wie dagegen nur das ohne diese Rückkehr und Rückbeziehung für sich ausgeschiedene und draufsen verharrende Andere, Unterschiedene und Besondere auch das in seiner Negation Verlorne, aus seiner Wahrheit Ausgestofsene und in seinem Fürsichsein Abgefallene ist. So sehr diese Negativität, durch welche es erst auch eine wahrhafte Positivität und Selbstbejahung, und ohne welche es keine Thätigkeit noch Bewegung, kein Entstehen und Vergehen, kein wahrhaftes Denken und keinen Begriff, kein Leben noch Lebendiges, keine Individualität und Persönlichkeit, keinen Willen und keine Freiheit giebt, — so sehr uns diese Negativität überall in allem natürlichen und geistigen Leben entgegentritt, dafs einmal darüber belehrt fast jedes Kind sie finden und erkennen kann: so wenig hat doch die Philosophie sie gefunden und finden können, welche die Wahrheit theils nur in abstracten Einheiten und Allgemeinheiten, theils im blofsen Unterscheiden und Auseinanderhalten suchte. Allein von dieser durchgreifenden Bedeutung und Wichtigkeit, welche die Negativität für die Erkenntnifs aller Wahrheit hat, ist der letzte oder vielmehr der erste und ursprüngliche Grund kein anderer, als weil der *Geist* selbst das durch und durch negative Wesen, die absolute Negativität ist, und weil er nur in ihr und durch sie seine unendliche Allgemeinheit und Wirklichkeit, seine absolute Selbstbejahung und lebendige Einheit mit sich, sein Insich- und Beisichsein in aller Unterschiedenheit und Entgegensetzung, die Bethätigung seiner ewigen Vernunft, seine Idealität und seine Freiheit hat. Es kommt mithin alles auf den *Begriff des Geistes* an, von dessen Erkenntnifs auch

erst der logische reine Begriff rückwärts sein hellestes Licht empfängt, wie auch die Natur, dieses nur durch die schöpferische Selbstnegation des absoluten Geistes möglich gewordene und in der Abstraction als der nur seienden, nicht der sich wissenden, Idee hinausgesetzte Andere, eben dadurch, dafs sie *nicht* Geist ist, dem Geiste aber wieder zustrebt, ihre bestimmteste Erklärung erhält. „*Was ist der Geist?*" ist nun die Grundfrage der Philosophie geworden, deren Lösung durch die ganze Entwicklung der Philosophie hindurch auch die Lösung aller sonstigen, der Philosophie zur wesentlichen Aufgabe gemachten Fragen in sich schliefst; die aber freilich diese Grundfrage auch erst dann werden konnte, als das speculative Denken des Geistes bereits bis zu seinem tiefsten Selbstbewufstsein vorgeschritten und in das Geheimnifs seines innersten Wesens und Lebens eingedrungen war. Was die christliche Offenbarung längst ausgesprochen, dafs der Geist die Wahrheit ist, das ist nun auch die Errungenschaft des denkenden Geistes selbst geworden, der sich in seinem absoluten Begriffe, in der Vernunft seines reinen Wesens erfafst hat.

Bei der Wichtigkeit nun, welche von diesem Standpunkte aus die philosophische Geisteslehre, die Metaphysik des Geistes, von neuem gewonnen hat, können alle Beiträge dazu, die, wenn auch nur einem beschränkteren Gebiete des concreten subjectiven Geistes gewidmet, doch die allgemeine und speculative Frage, was der Geist überhaupt sei, an die Spitze ihrer Untersuchungen zu stellen nicht umhin können, für die Wissenschaft sowohl als für das allgemeine Interesse der Gebildeten nicht anders als willkommen geheifsen werden. Das Bedürfnifs einer näheren Aufklärung und allgemeiner fafslichen Verständigung erscheint hier um so dringender, als Hegel selbst, dieser tiefste und spekulativste Ergründer des Geistes, wenigstens in seiner Encyclopädie, deren dritter Theil, die Philosophie des Geistes, nur in wenigen §§. der Einleitung die Lehre vom allgemeinen Begriff des Geistes concentrirt enthält, noch manches Dunkle und Schwierige, wenigstens erst des Commentars Bedürfende, auch für die mit seiner Speculation Vertrauteren, übrig gelassen hat. Es hat in dieser Beziehung daher Hr. Prof. Erdmann sich ein besonderes Verdienst erworben, indem er uns in der vorliegenden Schrift einen solchen Commentar zu jenen §§., der etwa den Hauptinhalt von §. 377. bis §. 390. (nach der 3ten Ausg. der Encyklopädie) umfafst und nur etwa den tieferen speculativen Inhalt von §. 384. als weniger hieher gehörig ausschliefst, mit schätzbaren weiteren Ausführungen und sonstigen guten Erklärungen und Erörterungen und zwar in einer allgemeinfafslichen Sprache geliefert hat. Unter diesem Namen wenigstens glauben wir die wissenschaftliche Leistung des Hrn. Verfs., der sich über dieses Verhältnifs selbst nicht näher erklärt, ihrem allgemeinen Gehalte nach am besten zu bezeichnen. Hr. E. nennt seine Abhandlung über Leib und Seele selbst einen Beitrag zur Begründung der philosophischen *Anthropologie*, in dem Sinne nämlich, wie auch Hegel den Begriff und Umfang der Anthropologie bestimmt, dafs in das Gebiet derselben alles dasjenige, aber auch nur dieses, gehört, was den Geist, der nur in seinem natürlichen Dasein (Natursein) oder in der Concretion mit seiner Leiblichkeit *Seele* ist und heifst, in diesem Verhältnifs seiner unmittelbaren Vereinigung mit dem Leibe und mit der Natur überhaupt angeht und betrifft, was mithin den *Menschen* als Naturwesen oder als natürliches Individuum zum Gegenstande hat. (Nebenbei sei indessen bemerkt, dafs, obgleich Hegel den Namen *Psychologie* nur dem dritten Theile seiner Lehre vom subjectiven Geiste oder der erst nach der Phänomenologie, d. i. der Lehre vom Geiste als Bewufstsein, folgenden Lehre von dem sich nur in sich, oder als Subject für sich, bestimmenden (dem über seine Leiblichkeit bereits erhobenen und nicht mehr zu ihr sich verhaltenden) Geiste vorbehalten hat, er doch selbst nicht umhin kann, gemäfs dem sonstigen Sprachgebrauche vorzugsweise *psychisch* dasjenige zu nennen, was eben so sehr auch *somatisch* ist, und mithin hier noch das Bedürfnifs einer besimmteren Unterscheidung der Benennungen eintritt, welchem Rosenkranz, wie jetzt Ref. findet, damit abzuhelfen gesucht hat, dafs er für das, was H. Psychologie nannte, wieder den Namen *Pneumatologie* einführt, den Namen Psychologie dagegen der ganzen Lehre vom subjectiven Geiste ertheilt). Es ist aber bekannt, wie von Cartesius her der Zusammenhang von Leib und Seele, als die in der Erfahrung gegebene Einheit von Sein und Denken, Materie und Geist, und die Erklärung oder Begreiflichmachung ihres harmonischen Zusammenseins und gegenseitigen Einwirkens ein Haupt-

problem aller philosophischen Spekulation geworden war, mit dessen versuchter Lösung die Grundansicht eines jeden der nacheinander gefolgten Systeme bis auf das Leibnitz-Wolfische auf das Innigste zusammenhing; denn was die kritische Philosophie betrifft, welche an die Stelle der vorigen Hauptfragen ein Problem von völlig veränderter Richtung setzte, so ist unter deren Messer die metaphysische Geisteslehre ganz demselben Schicksal mit allen übrigen Hauptproblemen der vormaligen Metaphysik erlegen und der Geist oder die Seele so gut wie Gott und alles Ansichseiende etwas Unerkennbares geworden. Insofern nun wirklich von dem Standpunkt der jetzt in das Wesen des Geistes gewonnenen Einsicht aus das Verhältnifs von Leib und Seele zu einander endlich einmal seine wahrhafte Erklärung und richtige Darstellung erhalten, und damit der Anthropologie ihre sichere Grundlage gewonnen werden soll: so ist es ganz angemessen, wie auch der Hr. Vf. gethan hat, auch jene früheren speculativen Ansichten und Untersuchungen wieder aufzunehmen, und, indem sie jetzt erst gehörig gerwürdigt werden können, an die Nachweisung des in ihnen Verfehlten die Lehre unserer jetzigen Wissenschaft vom Geiste zu knüpfen.

Der Hauptinhalt dieser kleinen Schrift ist in 12 kurze §§. vertheilt, deren jeder eine ausführlichere Erörterung und Abhandlung seines besondern Inhaltes und Gegenstandes, in mehreren durch Zahlen und auch Buchstaben unterschiedenen Abtheilungen, in seinem Gefolge hat. Indem Ref. davon das Wichtigste berichtet, wird er damit zugleich seine eigenen Bemerkungen, deren er einige zu machen findet, verbinden.

Anknüpfend an die von der Wolfischen Schule her überlieferte Behandlung der Geisteslehre heifst es §. 1.: „Wird der Geist (nur) als ein Seiendes gefafst, so gibt es keine andere Geisteslehre, als einerseits eine rationale Pneumatologie, andrerseits eine empirische Psychologie. Beide befriedigen das Interesse des forschenden Geistes nicht." Während die rationelle Betrachtung des Geistes sich an die abstracten Bestimmungen der Einheit seines Wesens, der Einfachheit und Immaterialität hielt, aus dieser *abstracten* Einheit aber nicht die Vielheit der mannigfaltigen Thätigkeiten des Geistes zu erklären vermochte, hat ganz auf die entgegengesetzte Weise die empirische Psychologie, welche naiver Weise schon von Wolf selbst jener zur Ergänzung an die Seite gestellt wurde, nur mit jener Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit der geistigen Thätigkeiten, als der Seite der Erscheinung und der Erfahrung, wozu die Beobachtung noch die Particularitäten der Selbst- und Menschenkenntnifs fügte, sich zu thun gemacht. Indem sie aber, das Gleichartige der Erscheinung selbst wieder gruppirend und durch Abstraction unter dem Namen der Reflexionsbestimmungen von *Kraft* und *Vermögen* zusammenfassend, das Mannigfaltige des Seelenwesens auf eine gröfsere oder geringere Anzahl solcher hypostasirter Kräfte oder Vermögen reducirte, hat sie den Geist, ohne auch seine Einheit zu finden und nachzuweisen, vielmehr in eine neben einander bestehende Vielheit von solchen fixirten Unterschieden zersplittert und auseinander fallen lassen, ohne Zusammenhang unter sich, da es zugleich an einem aus dem Geiste selbst genommenen Princip der Eintheilung seiner verschiedenen Vermögen und Thätigkeiten fehlte. Da diese beiden Betrachtungsweisen nach den beiden entgegengesetzten Gliedern des als feststehend genommenen Dilemmas: der Geist ist entweder ein Mannigfaltiges (Zusammengesetztes) oder ein Einfaches, einander gegenübertraten, so standen sie nothwendig mit einander in dem Widerspruche, der in der Sphäre der *Dinge* oder des *Seienden* gilt. „Wäre darum der Geist ein Ding, wäre er ein Seiendes, wäre er ein Etwas, so würde nothwendig von ihm gelten, dafs von den beiden entgegengesetzten Prädicaten „einfach" und „mannigfaltig" nur eines ihm zukommen könnte, dieses eine aber auch müfste." Der Behauptung daher, dafs der Geist eines von beiden sein müsse, „kann man sich nur dadurch erwehren, dafs man erst zweifelnd die Frage aufwirft, ob denn der Geist überhaupt Etwas sei?" Noch näher für das zweifelnde Denken, dem mit gleicher Nothwendigkeit sich Beides aufdringt, scheint, wie auch das Folgende zeigt, die Frage zu liegen, ob denn der Geist nicht vielleicht Beides in *einer* (nämlich concreten) Einheit sei, und diefs eben den Unterschied des geistigen Wesens gegen alles Andere ausmache? Ihre Bejahung würde zunächst nur das *Ding*sein vom Geiste ausschliefsen, das Sein überhaupt aber ihm noch lassen. —

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 102.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1837.

Leib und Seele nach ihrem Begriff und Verhältniſs zu einander. Ein Beitrag zur Begründung der philosophischen Anthropologie von D. Johann Eduard Erdmann.

(Fortsetzung.)

„Der Nothwendigkeit, entweder rationale Pneumatologie oder empirische Psychologie zu sein, kann sich die Geisteslehre nur dadurch entziehn, daſs sie den Anforderungen beider zugleich entspricht. Dazu aber muſs sie den Geist nicht als ein Seiendes, ein Etwas, oder ein Ding, überhaupt nicht als etwas Fertiges, betrachten, sondern als sich Entwickelndes." (§. 2.) Und ebenso schlieſst die Abhandlung dieses §. mit dem Satze: „*Die philosophische Geisteslehre ist Darstellung der Entwicklung des Geistes.*" Fürs Erste möchte Ref. hier bemerken, daſs der Hr. Vf. für die Erkenntniſs, daſs dem Geiste in *concreter* Einheit die Einheit und (ideelle) Einfachheit so gut als die Mannigfaltigkeit und Unterschiedenheit seiner Thätigkeiten zukommt, sich sehr gut und noch besonders in Uebereinstimmung mit der sonstigen Popularität seiner Darstellung schon auf die *Erfahrung* eines jeden Selbstbewuſstseins und seine unmittelbare Selbstgewiſsheit hätte berufen können. Es ist ihm, im Vorhergehenden, bloſs ein gewisses Gefühl, welches von einer Zerreissung des Geistes nichts wissen will und sich dagegen sträubt, die Einheit und Einfachheit der Seele aufzugeben, wenn gegen die Abstractionen der rationalen Psychologie die Erfahrung mit ihrer Fülle streitet, „die uns viel mehr darstellt, als ein solches einfaches Wesen." Allein diese Einheit und Einfachheit ist ebenso sehr und noch viel mehr jene *concrete* Einheit eine Thatsache der Erfahrung, welche jedes selbstbewuſste Ich (und *auſser* diesem wird doch die Erfahrung nicht gemacht werden sollen) in jedem Augenblicke in sich finden und bewähren kann. Ich verhalte mich empfindend, anschauend, vorstellend, denkend, wollend u. s. w., weiſs mich auf eine solche bestimmte Weise thätig, und unterscheide auch diese verschiedenen und wechselnden Zustände noch von Mir selbst, von meinem einfachen Ich, welches ebensowohl in einen derselben übergehen, auf eine bestimmte Weise sich verhalten, als auch von jeder dieser Bestimmtheiten wieder abstrahiren und ganz auf einfache Weise, als allgemeines, nicht besonders bestimmtes Ich, sich nur zu sich selbst, in einfacher Sichselbstgleichheit, verhalten kann. Bin Ich aber auch auf eine besondere Weise thätig, so weiſs ich das, was ich bin, diese besondere Bestimmtheit meiner Thätigkeit, wenn auch als etwas Unterschiedenes, weil Bestimmtes, doch nicht als etwas von Mir selbst Unterschiedenes, nicht als etwas Abgetrenntes, — denn Ich bin es selbst, — sondern weiſs mich darin vollkommen mit mir identisch, als Eines und dasselbe Ich. Ich negirt selbst seine besondern Unterschiede und Bestimmtheiten, indem es entweder davon abstrahirt, was es augenblicklich kann, und sich in sich zurückzieht, oder von der einen Thätigkeit zu einer andern übergeht, hört aber nie auf, weder in einer seiner besondern Thätigkeiten, noch in solchem Uebergehen von einer zur andern, in der Continuität und Einheit mit sich zu bleiben, bei sich selbst zu sein. Und die weitere Entwicklung zu den höheren psychologischen Stufen würde ebenso, und zwar nicht minder erfahrungsmäſsig, wenn z. B. die concrete geistige Thätigkeit des Künstlers, Dichters, des Staatsmannes oder Feldherrn, des wissenschaftlichen und philosophischen Denkers, zum Gegenstande der Selbsterfahrung gemacht wird, zeigen können, wie das Ich des subjectiven Geistes keineswegs genöthigt ist, sich jedesmal nur auf *eine* seiner Thätigkeiten zu beschränken, sondern auch mehrere niedere in einer höheren vereinigt und derselben untergeordnet zu haben vermag, wie das Denken z. B. auch Gefühl, Vorstellen,

Phantasie u. s. w. sich gegenwärtig halten kann; ja wie der Geist in seiner höchsten Energie und tiefsten Intensität fast alle seine sonst besondern Thätigkeiten auf einen Punct und in einem Acte zu concentriren fähig ist und eben darin sich auf das Höchste als Subject zeigt. Es ist mithin schon in der gewöhnlichen Erfahrung des Selbstbewufstseins diefs vorhanden, dafs Ich ebensowohl Eines und einfach, als in sich selbst unterschieden und mannigfaltig, oder richtiger, dafs es weder nur das Eine noch nur das Andre, sondern beides zugleich und in concreter Einheit ist. Und es kann auch wohl gar nicht fehlen, dafs das, was der Geist seinem innersten Wesen und Begriffe nach ist, diese Idealität und Negativität, wornach er aus seiner unendlichen Möglichkeit sich selbstthätig in sich unterscheidet und bestimmt, jede Bestimmtheit aber auch selbst wieder negirt und aufhebt, keine zu etwas Fixem in ihm werden läfst, sondern alle in Beweglichkeit und Flüssigkeit und in der lebendigen Einheit mit sich, als blofse Momente seiner Totalität, erhält und durch alle seine Unterschiede hindurch sich selbst continuirt und das eine, mit sich identische, allgemeine Wesen bleibt, — es kann nicht fehlen, dafs Alles diefs nicht auch in aller Erfahrung und in jedem Momente seines subjectiven Lebens hervortreten und überall dem Selbstbewufstsein gegenwärtig werden sollte. Nur der Eigensinn eines abstracten Verstandes ist es, der dieses nicht sieht, der auch den Geist, wie wenn er ein materielles Ding, wie wenn er Holz oder Stein wäre, behandelt, und, indem er einerseits die Einheit des Ich, andrerseits seine Fülle und Mannigfaltigkeit, seine Unterschiedenheit in viele besondre Thätigkeiten, jede für sich hartnäckig fest und auseinander hält, die Lösung dieses Widerspruches, wenn es anders im Geiste ein Widerspruch ist, nicht im Wesen desselben selbst findet, und die äufserste Unwahrheit der äufsern Abstraction, in welche er mit seinem einseitigen scharfsinnigen Trennen verfällt, noch für speculative Philosophie ausgiebt. Uebrigens wird hiebei von selbst auffallen, wie das selbstbewufste Ich, in der geschilderten concreten Einheit seiner Unterschiedenheit und Besonderheit mit sich und in der negativen Rückbeziehung auf sich in seiner Bestimmtheit, formell und subjectiv gar nichts Anderes ist, als was der logische Begriff, der umgekehrt am Ich sein nächstes und bestes Beispiel hat. — Sodann scheint es zwar, als ob dem Geist, wenn er „nicht als ein Seiendes" betrachtet werden soll, die Kategorie des *Seins* überhaupt vom Hrn. Vf. abgesprochen werde; allein es ist diese Behauptung, wie sich sogleich aus der folgenden Erklärung ergiebt, blofs auf das *Da-* oder *Etwas-*sein und noch näher darauf zu beschränken, dafs der Geist kein *Ding* und nicht schon ein für sich *Fertiges* sei. Vielmehr, „was von allem Lebendigen gilt, das gilt auch vom Geist. Der Geist *ist* nicht, d. h. er ist über das ruhige Dasein erhaben, ist wesentlich Thätiges, Lebendiges, d. h. sich selber Erzeugendes." Das Lebendige, heifst es vorher, „hat kein *Dasein*, weil es viel mehr hat als diese ruhende Existenz. — Man sagt allgemein, dafs das Lebendige sich *erhalte*; nun heifst aber sich erhalten nur, sich produciren; was sich aber erst producirt, kann doch nicht schon über alles Producirtwerden erhaben — *sein*." Nur die rationale und empirische Psychologie haben beide, hierin einig, den Geist so unrichtig gefafst und ihn in die niedere Sphäre des ruhenden fertigen Daseins und Ding-Seins herabgezogen, eben damit ihn aber auch für die wissenschaftliche Betrachtung getödtet. Da mithin dem Geist, wenn er gleich kein Ding und kein Seiendes in diesem Sinne ist, doch Sein und Dasein nicht überhaupt abgesprochen werden sollen, so wenig als allem sonst Lebendigen (der Geist ist vielmehr und allein das Absolut-Wirkliche) und der Sinn des Hrn. Verfs. nur darauf geht, dafs solche Kategorien noch keineswegs das Wesen des Geistes erreichen und erschöpfen: so kommt für das Weitere Alles auf den Begriff der *Entwicklung* an, den der Hr. Verf. zunächst dem Geiste vindicirt, den dieser zunächst aber auch noch mit allem übrigen Lebendigen theilt. Wie es dem Vf. gelingt, weiterhin den Geist, wie über die Dingheit, so auch über Pflanze und Thier zu erheben, wird sich in der Folge ergeben. Der Begriff der Entwicklung aber wird folgendermafsen angegeben: „Ein Solches nun, dessen Wesen der Art ist, dafs es verschiedene Bestimmungen erhält, dabei aber immer dasselbe bleibt, oder, welches, indem es sich in diesen verschiedenen Bestimmungen zeigt, nicht zu einem Andern wird, noch auch eine Veränderung von Aufsen erleidet, sondern nur seine eignen Bestimmungen heraussetzt, ein Solches nennt man ein sich *Entwickelndes*. Was sich entwickelt, verändert sich allerdings, es ist nachher *anders* bestimmt als früher, aber als was es nachher

bestimmt ist, ist nicht eine von aufsen heran gekommene Bestimmung, sondern seine eigne ihm innewohnende Bestimmtheit. Es ist wohl anders geworden, aber nicht ein Anderes. Es ist, indem es sich entwickelt hat, nur zu dem *geworden* (oder als das gesetzt), was es *an sich* (oder der Bestimmung nach, der Möglichkeit nach) bereits *war*." Nur dadurch, dafs man den Geist als sich *Entwickelndes* fafst, werden die beiden und einander entgegengesetzten Einseitigkeiten der rationalen und der empirischen Psychologie vermieden, wie hiernächst dargethan wird; von dieser Fassungsweise selbst aber heifst es: „Sobald man den Geist als ein sich Entwickelndes betrachtet, so wird auch dem sein Recht widerfahren, dafs der Geist nur *einer* ist; denn es tritt nichts in ihn hinein, es wird also die einfache Homogeneität seines Wesens nicht turbirt; aber diese Einheit ist nicht mehr eine nur abstracte, die jede Vielheit von sich ausschliefst, sondern der Geist wird *so* Einer sein, wie jedes Lebendige eben die Einheit oder das System vieler verschiednen Organe und Functionen ist." Und die Geisteslehre wird hiernach, indem sie die Entwicklung des Geistes darstellt, das Richtige so treffen, „wenn sie in allen verschiednen Vermögen u. s. w. Entwicklungsstufen des *einen* Geistes erkennt, andrerseits aber auch, eben weil es Entwicklungs*stufen* sind, die Verschiedenheit derselben agnoscirt." In dieser ganz richtigen Angabe dessen, was Entwicklung ist und heifst, und wie sie alles Lebendige gemeinsam hat, finden wir denn auch der Sache nach, wenn gleich vom Hrn. Vf. selbst, vielleicht absichtlich, der Ausdruck noch vermieden wurde, die vorher erwähnte *Negativität*, welche in jedem lebendigen Organismus und schon in jeder Pflanzenentwicklung sich darstellt. Denn jeder Entwicklungsprocefs ist in dem Heraussetzen und Herausbilden seiner organischen Glieder ein fortwährendes *Negiren* und Aendern und Verdrängen der frühern Bestimmungen und Formen, nichts bleibt unmittelbar und gewinnt Selbstständigkeit für sich; was eben war und die Gestalt bestimmte, ist in dem Folgenden, worein es unter- und übergieng, nur noch als ein *Gewesenes* erhalten und aufgehoben; und diese negirende und negirend schaffende Thätigkeit kann nur dann zunächst zu ihrer Ruhe kommen, wenn das alle diese besondern Bestimmungen und Entwicklungen in sich fassende Ganze sich selbst in seiner Totalität erreicht und in seiner Realisirung seinen Begriff erschöpft hat. Schon in der Natur bricht überall und am vollkommensten eben in der organischen Lebendigkeit diese von der Negativität unzertrennliche Idealität hervor, welche die Unmittelbarkeit und Aeufserlichkeit des Seins aufhebt und zur Unwahrheit macht, indem sie es der Macht des Begriffes unterwirft und als ein nur Gewesenes und nicht für sich Festes, als ein nur Schwebendes und nach innen Reflectirtes, nicht von sich aus Geltendes, nur als ein Moment und Glied, das nicht sich selbst angehört, in das Ganze zurückschlingt und in ihre, durch alle Negation nur sich selbst gleiche Innerlichkeit auflöst. Ihre höchste Spitze für die Natur erreicht diese Idealität in der Seele und Empfindung des Thiers, ist aber so noch nicht *Geist*.

Ehe nun der Hr. Vf. in §. 4—7. näher auf den Begriff des Geistes selbst und seinen Unterschied von der Natur eingeht, sucht er noch in §. 3. zu zeigen: dafs, ungeachtet die philosophische Geisteslehre die Entwicklung des Geistes darzustellen hat, sie doch darum keine *Geschichte* der Seele, sondern eine Darstellung der *nothwendigen* Entwicklung (Dialektik) des Geistes sei, desgleichen auch ihre Methode darum nicht die genetische, ebenso wenig construirend, sondern dialektisch oder begreifend. Den Grund, warum sie keine Geschichte der Seele sein dürfe, so wie den Unterschied der Geschichte von derjenigen Entwicklung, welche die Geisteslehre als philosophische Disciplin fordere, setzt er darein, dafs die Geschichte nur die *in der Zeit* sich manifestirende, nur *in der Zeit folgende* Entwicklung der Seele (blos als ein äufserlich Geschehendes), ohne Beweis der Nothwendigkeit, *warum* die Seele gerade diese und jene Bestimmungen und Gestalten durchläuft, darstelle, daher die ganze Lehre von der Entwicklung zu einer blofsen, auf Treu und Glauben anzunehmenden Versicherung werde, so dafs *hierin* die Darstellung der Geschichte der Seele gar nicht sichrer als die gewöhnliche empirische Psychologie stehe, eben weil die Entwicklung selbst nicht begriffen, d. h. nicht als nothwendig erkannt wird. Ueber Schuberts Geschichte der Seele, welche der Vf. hier wohl besonders im Auge hat und auch in Parenthese nennt als eines von denjenigen psychologischen Werken, durch welche der

Anforderung, die Geisteslehre als eine Darstellung seiner Entwicklung zu fassen, entsprochen werden soll, würde wohl viel zu sagen seyn, wozu hier der Raum nicht ist, so sehr Ref. darin mit Hrn. E. einverstanden ist, dafs dieses Werk eine in vieler Hinsicht vortreffliche Psychologie sei. Gerade der Name *Geschichte* aber scheint Ref., so sehr es auch der Geist und nur allein der Geist ist, der eine Geschichte im eigentlichen Sinne hat, doch für die Darstellung in diesem Werke nur in dem Sinne zu passen, wie man auch von einer *Naturgeschichte* spricht, deshalb, weil gerade die eigentliche *Entwicklung* fehlt und nur eine Beschreibung des *Seienden*, nicht eine Darstellung des sich durch die eignen, aus dem Innern heraustretenden Bestimmungen seines Begriffes, durch seine verschiednen Stufen und Gestalten lebendig Fortbewegenden geliefert wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

LXIII.

Tsian-dsü-wen sive Mille Litterae ideographicae. Opus Sinicum origine, cum interpretatione Koraiana. In peninsula Corea impressum. Leiden, 1833. 4.

Ein lithographirter chinesischer Text, mit beigefügter japanischer und koreanischer Uebersetzung. Das Original befindet sich in der grofsen Sammlung japanischer und koreanischer Werke, die unser berühmter Landsmann Siebold mit nach Europa gebracht hat.

Das Buch *Tsian-dsö-wen* — wörtlich „*die tausend Schriftzeichen*," weil es gerade so viele, unter sich verschiedene Charaktere zählt — ist eigentlich zum Besten der Jugend geschrieben. Man schätzt es in China fast so hoch, wie das bei uns noch bekanntere *San-dsö-king*. *) Von den tausend Schriftzeichen des Tsian-dsö-wen bilden alle Mal *acht* einen Satz, und alle diese ebenmäfsigen Sätze, oder, wenn man will, *Verse*, haben einen gleichen, durch das Ganze sich ziehenden Endreim. Der Verf. hat aber, wie schon angedeutet, dafür gesorgt, dafs ein und dasselbe Schriftzeichen nicht wiederkehrt. In einer Sprache, die jeder Bezeichnnng grammatischer Verhältnisse sich entrathen kann, und aufserdem für die meisten Begriffe mehrere vollkommen sinngleiche Charaktere besitzt, sind Kunststücke dieser Art leichter zu bewerkstelligen, als in den meisten übrigen Sprachen.

*) S. die Recension des Neumann'schen „Lehrsaals" in den J. f. w. K., Dezember 1836, N. 102—103.

Als Probe von der Einrichtung des Tsian-dsö-wen lassen wir einige Sprüche desselben folgen:

Han lai, schü wang;	Wenn der Frost kommt, so weicht die Hitze;
Tsiëu scheu, tung *tsang*.	Was man im Herbste ärndtet, verwahrt man für den Winter.
Yün theng, dshi yü;	Wenn Wolken aufsteigen, so giebt es Regen;
Lu ki, wei *schuang*.	Wenn der Thau friert, so entsteht Reif.
Hai hian, ho tan;	Das Meer ist salzig, der Flufs ist salzlos;
Lin tsian, yü *tsiang*.	Die Fische schwimmen und die Vögel fliegen.
Kin seng Li-schui;	Gold erzeugt sich im Wasser *Li*;
Yŏ tschu Kuen-*wang*.	Der Jaspis kommt vom Berge *Kuen*. *)

Die japanische Interlinear-Uebersetzung ist in sehr lesbarem *Kata-kanna*, von welcher Schrift-Gattung wir in unserer Anzeige des *Zi-lin-gyok-ben* bereits geredet. Nicht minder deutlich und schön sind die koreanischen Wörter geschrieben, die man mit Hülfe des im „Nippon" mitgetheilten Alphabetes ohne Anstofs lesen kann. Wir verdanken unserem Landsmanne Gützlaff einen Artikel „On the Corean language," (Asiat. Journal, 1833. B. XI.) in dem er uns jedoch weniger die Sprache selbst zergliedert, als von ihrer innigen Verwebung mit dem Chinesischen und von der Menge Wörter spricht, die den Koreanern aus China zugeflossen sind. Der vorliegenden Uebersetzung nach scheint das Koreanische eine wesentlich monosyllabische Sprache zu sein, wogegen einzelne Wörter, wie *handl*, *Himmel*, *kiëtsum*, *Hungersnoth* u. s. w. wohl nichts beweisen können.

Anlangend die *Schrift* der Koreaner, so darf man diese, wenn sie gleich auf ein japanisches Syllabar basirt sein sollte, doch als eine ganz selbständige Erfindung betrachten; denn sie ist *wahre Buchstabenschrift*. Während der Japaner eine Anzahl symbolischer Charaktere in Silbenzeichen umschafft, die durch kein verwandtschaftliches Band mit einander verkettet sind, zerlegt der Koreaner das Lautsystem in seine *Elemente* (Vocale und Consonanten). Die Vocale stehen theils über, theils unter dem Consonanten, theils werden sie ihm rechts oder links beigeordnet. Es scheint nur Eine Art dieser Buchstabenschrift zu geben. Sehr häufig machen die Koreaner von den chinesischen Charakteren Gebrauch, wie andere, durch das „Volk des Mittelreichs" civilisirte Völker.

W. Schott.

*) Unter kuen ist das Gebirge kuen-lün zu verstehen, welches zwischen Tübet und dem Chinesischen Turkestan sich hinzieht.

№ 103.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1837.

Leib und Seele nach ihrem Begriff und Verhältnifs zu einander. Ein Beitrag zur Begründung der philosophischen Anthropologie von D. Johann Eduard Erdmann.

(Fortsetzung.)

So reichhaltig Schuberts Werk an gelehrten Materialien, an Thatsachen und Erscheinungen, an herrlichen Schilderungen, an tiefen Ahnungen wie an erhebenden und das geistige Auge von aufsen nach innen, von unten nach oben wendenden Lichtblicken ist: so ist es doch mit diesen religiösen Betrachtungen und frommen Erhebungen, die da und dort immer nur auf das Eine und Innere, auf das Wahre, Ewige, Göttliche hinweisen, wie mit den Punkten einer Peripherie, deren unzählig viele sich unterscheiden lassen, von denen allen aber nur der eine und nämliche Radius in das Centrum führt. Wie man auch in der Hierarchie sagt, dafs alle Wege nach Rom führen, so ist nichts im ganzen Universum, worin die Betrachtung nicht augenblicklich eine tiefere Bedeutung finden, und woran der Blick nicht abgleiten, sich nach innen oder oben wenden und auf Gott richten könnte. Zwischen den verschiedenen Punkten selbst aber ist, die sie äufserlich zusammenreihende Linie ausgenommen, kein Zusammenhang, wie ihn nachzuweisen Sache der Wissenschaft wäre, und braucht auch keiner zu sein; denn es ist nur das Eine, was überall als dasselbe sich offenbart und zur Erscheinung kommt, und was mehr fromm geahnet als erkannt wird. Abgesehen daher etwa davon, dafs der Menschengeist oder die Seele die entgegengesetzte Beschaffenheit einer Richtung nach oben und einer nach unten in sich hat, erfährt man auch bei aller Fülle des Beschriebenen und Geschilderten doch in dem ganzen Werke nicht, was denn eigentlich Geist und Seele sind. —

Wir übergehen der Kürze wegen, was vom Hrn. Vf. nun noch ferner über die Methode, insofern sie die Entwicklung des Geistes in ihrer eignen innern Nothwendigkeit darzustellen hat, über das Hervorgehen dieser Nothwendigkeit aus dem Gegensatze, der als innerer Widerspruch *Trieb* und das Vermittelnde jeder Entwicklung ist, desgleichen über den Unterschied dieser dialektischen, nur die eigne Dialektik des Gegenstandes darstellenden Methode von der nur sein zeitliches äufseres Werden, nicht die in seinem Begriffe liegende ewige Selbstentwicklung, darthuenden geschichtlichen Behandlung und genetischen Betrachtungsweise, ebenso über den Unterschied von der geometrischen construirenden Methode, welche an Nothwendigkeit und Evidenz von der dialektischen noch übertroffen wird, so wie endlich über eben diese dialektische Methode, insofern sie als begreifende das Wissen a priori und a posteriori in sich vereinigt, sehr gut und treffend dargethan und beigebracht wird, und bemerken nur noch, dafs in den zur Erläuterung theils von der Entwicklung organischer Naturproducte, theils aus der Welt des sittlichen Geistes und sonst hergenommenen und erörterten Beispielen nun auch dasjenige immer klarer und deutlicher hervortritt, was Ref. bereits selbst über den Gang des Entwicklungsprocesses vorgreifend angeführt hat, und dafs besonders noch die Erhebung des Gegenstandes von den niedern zu seinen höhern, zugleich reicheren und concreteren Entwicklungsstufen, welche die Wahrheit der verlassenen früheren Stufen sind, so wie der Sinn dieser und ähnlicher philosophischer Ausdrücke eine sehr lichtvolle und gelungene Erklärung erhält. In der Anwendung des über die Methode Gesagten auf die Entwicklung und eigne Dialektik des Geistes, deren *Nach-*

machen und *Nach*denken blos die wissenschaftliche Darstellung ist, wird dann zuletzt theils der Aufnahme der Erfahrung ihr Recht in der *begreifenden* Methode gesichert, inwiefern das in der Erfahrung Vorgefundene auch als nothwendig erkannt werden mufs, und ein Nothwendiges der Lehre, welches durch die Erfahrung keine Bestätigung erhielte, nur ein Fehler des Denkens und Irrthum der Lehre sein würde, theils überhaupt angegeben, wie die philosophische Geisteslehre zu zeigen habe, wie schon im Wesen des Geistes alle seine Manifestationen liegen als der Entwicklung entgegengehende Keime. —

„Die philosophische Geisteslehre hat zuerst den Begriff des Geistes aufzustellen". (§. 4.) Der Forderung, vollständig zu sagen, was denn der Geist sei, kann zwar, eben weil der Geist ein sich Entwickelndes und für die Erkenntnifs erst am Schlusse der Geisteslehre sich in seiner Totalität und Wahrheit Vollendendes ist, nicht im Anfange Genüge gethan werden; allein da doch zur vorläufigen Antwort etwas Bestimmtes über den Geist ausgesagt werden mufs, und zwar etwas, was nicht blos von seiner letzten, sondern von allen Entwicklungsstufen, die er durchläuft, als wahr und richtig gilt, was mithin, indem es ein *Fixirtes*, Bestimmtes ist, doch zugleich jenem *Fliefsenden*, sich Entwickelnden entspricht: so wird dieser Forderung durch dasjenige entsprochen, was *Begriff* genannt wird, der als innerstes Wesen eines Gegenstandes etwas ganz Bestimmtes und doch nicht etwas Todtes oder Ruhendes, sondern erst sich Realisirendes ist; am Ende seiner Entwicklung entspricht der Gegenstand seinem Begriffe. „Den Begriff des Geistes aufstellen heifst darum: dasjenige zum Bewufstsein bringen, was die eigentliche Bestimmung des Geistes ist, und was eben, weil es seine Bestimmung ist, *nie* von ihm abgelöst werden kann, was er eben darum auf der untersten Stufe seiner Entwicklung schon *ist,* und auf seiner höchsten Entwicklungsstufe *werden soll.*" Diefs geschieht (§. 5.), „indem sein Verhältnifs zur Natur betrachtet wird. Diese Betrachtung zeigt, dafs sein Begriff ist, *Negation der Natur*, d. h. Freiheit zu sein. Dieses entspricht dem Interesse sowohl des Dualismus als des Monismus." Der Geist hat (wenigstens wie er sich findet) die Natur zu seiner Voraussetzung, eben damit die Wissenschaft vom Geiste den Begriff der Natur. Da der Geist in seinem Unterschiede von der Natur, oder darin, dafs er *nicht* Natur ist und sie selbst negirt, seine erste und eigene Bestimmtheit (wie umgekehrt auch die Natur durch ihr *Nicht*-Geistsein) hat, und aus dieser Negation erst das positive Wesen des Geistes, die Freiheit, emergirt: so kommt es auch für die Erkenntnifs zunächst auf den Begriff der Natur und die Angabe wenigstens ihres allgemeinen Wesens an. Der Hr. Vf. thut dieses nun damit, dafs er, Hegels Definition der Natur folgend, das wesentlich Unterscheidende hervorhebt, indem er anführt: wie in der Natur zwar Vernunft, Gedanke, göttlicher Gedanke und göttliche Weisheit, dieser Gedanke aber als ein entäufserter, äufserlich gewordener sei, die Form seiner Existenz in der Natur das *Aufsereinander* (Zeit und Raum), oder der Gedanke im Auseinandergetretensein seiner Momente, in zeitlicher und räumlicher Existenz, der Gedanke, wie er aufser sich gekommen, nicht bei sich selber ist, und der nur gedacht *wird*, nicht aber sich selbst denkt; wie dann ferner die Natur, eben weil ihr Wesen, die Weise dieses Aufsersichseins, dem Begriffe des Gedankens nicht entspricht, selbst das stete Streben erkennen lasse, die Form des Aufsereinanders abzustreifen und zu sich selbst zu kommen, indem die schwere Materie fortwährend ein Centrum sucht, jedoch nie erreicht, ja vielmehr, wenn der Natur dieses Streben gelänge, sie aufhören würde, räumliche Existenz, d. h. Natur zu sein: so dafs mithin zum Wesen der Natur, des räumlich existirenden Gedankens, noch dieser Widerspruch gehört, stets nach etwas (dem Centrum) zu streben, was sie doch nie erreichen kann, ohne sich selbst als Natur aufzuheben. „Die Natur ist also der erstarrte Gedanke, der nicht dazu kommt, sich zu finden, bei sich zu sein." Kommt aber in der Natur der Gedanke wirklich zu sich, so ist eben damit die Natur aufgehoben, der Geist eingetreten. „Zu dieser Aufhebung (Idealität) des Aufsereinanders, zu welcher es in der Natur nicht kommen kann, kommt der Gedanke in der Sphäre des Geistes, ja der Geist ist selbst nichts Anderes als diese Idealität, dafs das Aufsereinander negirt ist. So ist das Wesen des Geistes, Negation der Natur zu sein, und eben als sie aufhebend, ihre *Wahrheit*. War nun das Wesen der Natur Aufsersichsein, so ist das Wesen des Geistes *Beisichsein*. Der Geist sucht nicht sein Centrum, sondern hat es gefunden, ist Bewufstsein, Ich; so ist

er nicht nur gedachter, sondern zugleich sich und Anderes denkender Gedanke. Wir sind (göttliche) Gedanken, die zugleich denken, sind Subject und Object des Denkens zugleich." (Wir, der Mensch und endliche Geist, konnte der Hr. Vf. hier noch hinzusetzen, wir haben diesen hohen Beruf, in der Schöpfung und im Universum dieser Wendepunkt zu sein, in welchem die aus sich herausgetretene, in die Aeufserlichkeit einer Natur und sichtbaren Welt übergegangene ewige Idee ihre Rückkehr in sich beginnt; was in der Idee des absoluten Geistes, in der göttlichen Ewigkeit nur ein Moment, gleichsam nur ein Augenblick ist, zum ersten Moment des ewigen Erschaffens der Welt der andre, die Wiederherstellung und Zurücknahme der Idee aus ihrem Anderssein, die Rückkehr des ewigen Begriffs aus seinem Verluste, die ewige Versöhnung der Natur im Geiste, der damit erst wahrhaft Geist ist: dieser Moment sind für die Erscheinung und für das endliche Verhältnifs *wir*, der Mensch, wir dieser Punkt des Uebergangs der Natur zum Geiste, der ihre Aufhebung, ihre Idealität und Wahrheit ist; und durch diese Stellung und Bedeutung, die der Mensch im Weltganzen hat, ist ihm zugleich seine Aufgabe gesetzt und vorgezeichnet, die Rückkehr zu Gott und die Versöhnung mit Gott, als das Werk seiner Freiheit, womit der menschliche Geist auch selbst erst zu seiner Wahrheit kommt.) „Ist dies aber (fährt der Vf. fort) das Wesen des Geistes, so kann als sein Begriff nichts Anderes angegeben werden, als dies Insichsein oder Beisichsein, d. h. die Freiheit. *Der Begriff des Geistes ist Freiheit*, weil er bei sich ist." Und nur dieses Beisichsein, diefs, dafs nichts *Fremdes* in uns hineindringen kann, und bei und in Allem der Geist sich selbst nicht verliert, soll hier, wie weiter bemerkt wird, unter Freiheit verstanden werden, wenn gleich die Freiheit weiterhin sich näher und verschieden bestimmt, als formelle, als sittliche Freiheit u. s. w. Ist aber die Freiheit der Begriff des Geistes, so kann auch die ganze Entwicklung des Geistes kein anderes Ziel haben, als sich frei zu *machen*, und die philosophische Geisteslehre als die Darstellung dieser Entwicklung hat hiermit nichts Anderes zu geben als die *ewige* Befreiungsgeschichte des Geistes. (Wenn hiebei bemerkt wird, dafs durch den Beisatz: ewig, nur die in „Geschichte" liegende Zeitbestimmung neutralisirt werden soll: so möchte andrerseits doch nicht zu verkennen sein, dafs, wenn auch die Sache insofern ewig, als in der ewigen Natur und im Begriffe des Geistes gegründet ist, doch die Befreiung selbst in die Zeitlichkeit fällt, und der Geist, der erst von der Natur herkommt, eben darum noch *endlicher* Geist ist, weil er von der Natur, mit der er noch behaftet, sich erst zu befreien und die Natur zu überwinden hat.) Diese von Stufe zu Stufe sich steigernde Befreiung ist die eigne Dialektik des Geistes, welche die Wissenschaft darstellt, die „in allen den verschiednen Manifestationen des Geistes (jenen Kräften oder Vermögen) Stationen jener Entwicklung, d. h. immer mehr gelingende Befreiungsversuche (besser: Befreiungsacte, Negationen der Natur und Unmittelbarkeit) wieder zu erkennen hat."

Ref. findet dieser bisher mitgetheilten Darstellung des Hrn. Vfs., die er nur mit geringen Einflechtungen unterbrach, nichts Erhebliches entgegen und nur Einiges noch zuzusetzen. Die Begriffsbestimmungen des Geistes lassen sich mehr oder minder speculativ, mehr oder minder in der Tiefe und durchgreifenden Wichtigkeit ihrer Bedeutung fassen. Dem Hrn. Vf. ist es vornehmlich um Klarheit und Verständlichkeit zu thun gewesen. Zu den angeführten wesentlichen Bestimmungen: Negation der Natur, Negation des Aufsereinander und Aufsersichseins, In- und Beisichsein, Idealität und Freiheit, deren jede den *ganzen* Geist nur von einer andern Seite der Beziehung betrifft, und von denen die Freiheit die höchste positive, die Negation in sich schliefsende, Bestimmung ist, könnten noch: die Identität mit sich oder die in allem Unterscheiden und Anderswerden sich erhaltende Sichselbstgleichheit, die unendliche Allgemeinheit, die absolute und ursprüngliche Thätigkeit, die Negativität nicht blos gegen die Natur, sondern in und gegen sich selbst, die Fähigkeit, von Allem, von jeder Bestimmtheit, ja von dem Dasein selbst zu abstrahiren und doch unverwüstlich sich in sich selbst, in seiner Innerlichkeit zu erhalten, die Selbstoffenbarung und Selbstverwirklichung seines Wesens für sich aus seiner unendlichen Möglichkeit, oder das Sichselbsthervorbringen des Geistes für sich im Wissen, wodurch er sich, das, was er nur *ist*, auch zu seiner eigenen That, zum eignen Producte und Resultate seiner unendlichen Thätigkeit macht, oder wodurch er das Fürsichsein der Idee, welches er schon an sich, in seinem Begriffe, ist, (die Natur *ist*

blos die Idee, aber nicht *für sich*, sondern für den Geist), auch wirklich *für sich wird*, und so *Subject* seiner Substanz ist, u. s. w. — alle diese Bestimmungen mithin könnten, wenn vom Begriffe des Geistes die Rede ist, noch hinzugefügt oder vielmehr nur besonders hervorgehoben werden, indem sie alle unzertrennlich in dem einen Begriffe des Geistes enthalten und nur nach verschiednen Seiten der Fassung und Beziehung Auslegungen desselben sind. Denn der Begriff des Geistes ist von allen Begriffen eben selbst der höchste, an Bestimmungen reichste, alle andern Begriffe umfassende und in sich schliefsende Begriff, weil er selbst der absolute Begriff ist, der als absoluter Geist auch in seiner Absolutheit und absoluten Unendlichkeit gefafst wird. Allen jenen Bestimmungen aber und besonders dem in ihnen ausgesprochenen Positiven oder Affirmativen liegt die *Negativität* zu Grunde, auf welche daher auch alle Folgen, Wirkungen oder Resultate derselben sich zurückführen lassen. Die absolute Negativität ist aber, positiv ausgedrückt, selbst nichts Anderes als die absolute Selbstthätigkeit und Lebendigkeit, wie es umgekehrt keine Thätigkeit und Lebendigkeit ohne Negativität giebt. Der Geist ist das Allerlebendigste und absolute Lebendigkeit, eben weil er die absolute Negativität selbst ist. Die Hauptsache aber und dasjenige, worin diese Negativität sich in ihrer absoluten und unendlichen Energie zeigt, besteht darin, dafs der Geist sich nicht blos in sich unterscheidet und hiemit in besondere Bestimmtheiten und Zustände seines Wesens und seiner Thätigkeit übergeht, sondern dafs er auch sich total von sich selbst unterscheidet, sich sich selbst gegenüber stellt und gegenständlich wird, hiemit sich selbst ein Andres wird und dieses Andre für sich, Object und Sein für sich als Subject und Wissen (denn das Wissen ist nur dieses Unterscheiden, in welchem ich mir selbst ein Andres, ein Sein, für mich, oder diefs setze, dafs ein Andres für mich ist, ein Unterscheiden, zu welchem alle Kraft und Production der Natur, die nur das blofse *Sein* für sich hat, nicht hinanreicht), und dafs er doch dieses Andre auch, in welchem er sich nicht verliert, mit seiner Selbstheit erreicht und umschliefst, und in demselben bei sich ist. Und ferner auch nicht diefs allein, dafs dasjenige, was der Geist von sich als Andres oder Object unterscheidet, er selbst, sein eigenes Wesen ist, sondern dafs er auch so sich von sich unterscheidet, dafs er seine eigne Negation, dasjenige, was er *nicht* ist, was schlechthin das *Andere seiner* ist, — dafs er die Totalität einer *Natur* sich gegenüberstellt. Was für den absoluten Geist als diese negative Unterscheidung von sich oder als dieses Setzen und Hervorbringen seines absolut Andern, der Idee in der Bestimmung, *nicht* Geist zu sein, der ewige Act des Erschaffens der Natur ist, mit welcher tiefsten Entzweiung auch schon an sich oder im Begriffe der endliche Geist gesetzt ist: das ist für diesen selbst, der die geschaffene Natur schon sich voraus und zu seiner Voraussetzung hat, dieselbe Unterscheidung als das Setzen des Andern für sich, aber zunächst nur für das *Wissen*. Nur für das wissende Wesen ist auch das Sein einer Natur, und nur das wissende Wesen allein hat als das Selbst-sich-unterscheidende diese Macht, welche seiner Idealität angehört, mit sich zugleich und aufser sich und über sich hinaus auch noch ein Andres, das es nicht ist, in seinem Wissen zu haben und zu umfassen, und schon dadurch auch als ein Andres für sich wieder aufzuheben, dafs sein Sein zu einem Gewufsten gemacht, seine Selbständigkeit ihm genommen und es nur als ein Gesetztes, nicht von sich Seiendes, gewufst wird. Die Natur unterscheidet nicht, kann nicht über sich hinaus, und hat kein Wissen weder von sich noch einem Andern. —

Soll nun aber der Begriff des Geistes auf dem Wege des Hrn. Vfs. und wie es dieser Standpunct der Geisteslehre allerdings mit sich bringt, von der Natur aus gewonnen werden, so ist die erste Bestimmung des Geistes, dafs er Negation der Natur ist, und nur sein Negiren der Natur unmittelbar auch seine eigne Entwicklung und Realisirung, sein Zusichkommen und Sichselbstgewinnen in seiner Wahrheit und Freiheit bedingt.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 104.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1837.

Leib und Seele nach ihrem Begriff und Verhältniſs zu einander. Ein Beitrag zur Begründung der philosophischen Anthropologie von D. Johann Eduard Erdmann.

(Fortsetzung).

Es ist hiebei aber wichtig zu bemerken, daſs der Geist von der Natur nicht blos unterschieden *ist*, sondern daſs er *selbst*, durch seine eigne Thätigkeit, das sich von ihr Scheidende und Unterscheidende ist; ferner daſs diese Unterscheidung nicht blos etwa ein Zurücklassen der Natur, sondern als Negation ihr Aufheben und Uebergehen in den Geist, oder von Seite des Geistes ein Insichaufnehmen und Unterwerfen der Natur ist, und zwar nicht blos ideell für das Wissen, sondern, indem der Geist überhaupt die Idealität und Wahrheit der Natur ist, innerhalb derselben auch reell so, daſs die Natur nur zu einem Untergeordneten und Dienenden des Geistes, zu einem ihm Durchgängigen und nur für ihn Geltenden gemacht wird, mithin ihre Selbständigkeit verliert und Alles, was sie ist und hat, nur erst durch den Geist und im Durchdrungensein von ihm Seele und Bedeutung erhält, und auch ihr räumliches und zeitliches Auſsereinander keine Kraft und Bedeutung mehr für den Geist hat. Scheinbar geht der Geist aus der Natur hervor, wie auch der Materialismus ihn als bloſses Naturproduct nimmt; hervorgegangen aber macht er sich zum Herrn der Natur und erkennt nicht sie, sondern sich als das Ursprüngliche und die Wahrheit.

Der Uebergang der Natur zum Geiste, der Nothwendigkeit zur Freiheit, muſs sowohl von der Naturseite her als von der Seite des Geistes aus betrachtet werden. Die interessanteste Frage aber, durch welche zugleich der Anfang der anthropologischen Geisteslehre selbst bestimmt wird, ist hiebei diese, welches der Punct sei, auf welchem die Natur als Natur aufhört, indem sie die höchste Spitze ihrer Möglichkeit erreicht hat, und der Geist als Geist beginnt. Es ist nicht genug, den Punct dieses Ueberganges im Allgemeinen als den Unterschied zwischen Thier und Mensch zu bezeichnen; sondern, da der Mensch ebenfalls einen animalischen Organismus hat, nur in höchster Vollendung, schon eingerichtet als Behausung und Werkzeug des Geistes, und die Thiere ebenfalls Seelen haben: so ist der Punct des Ueberganges viel schärfer und genauer zu fassen. Der Hr. Vf. thut dieses auch im Folgenden. Ehe er jedoch dazu kommt, wird von ihm noch der letzte Satz des vorigen §. erörtert, wie die Begriffsbestimmung des Geistes, Negation der Natur, d. h. Freiheit zu sein, dem Interesse sowohl des Dualismus als des Monismus (es sei dieser einseitiger Materialismus oder einseitiger Spiritualismus) entspreche. Gegen das innere Zerwürfniſs, die Inconsequenz und völlig unzureichende Annahme des Dualismus, blos Geistiges und Materielles als absolut verschieden einander gegenüberzusetzen und Eines das Andre völlig von sich ausschlieſsen zu lassen, wird beiden einseitigen Formen des Monismus, ihrer Einseitigkeit ungeachtet, (die selbst eigentlich noch auf der dualistischen Grundannahme der absoluten Verschiedenheit der beiden unterschiedenen Substanzen ruht) mit Recht das Zeugniſs gegeben, „daſs sie dem Interesse der Vernunft, in Allem Einheit zu finden, allerdings entsprechen und auf den Ruhm der Consequenz einen gröſseren Anspruch haben, als der Dualismus." Dem Interesse aber, aus welchem der Dualismus hervorgegangen, sei, heiſst es, dadurch Genüge geleistet, daſs, indem der Geist als Negation und Wahrheit der Materie bestimmt ist, die Verschiedenheit beider agnoscirt ist; und ebenso dem Interesse des Monismus, daſs, indem der Geist die Negation der Materie, sie nur ideelles Moment des Geistes ist, der Geist sie nicht mehr als ein Selbständiges sich gegenüber hat. „In-

dem er alle Materialität *aufhebt*, gibt es kein Aufsereinander für ihn, keine Materie, die ihm *gegenüber* stünde." Einheit und Verschiedenheit sind darin enthalten, dafs der Geist die Wahrheit und „nur die höhere Entwicklug der Natur" ist. „Dies ist er als ihr *Ziel*, jedes Ziel aber ist zugleich *Ende* (finis), d. h. Negation." Der Hr. Vf. hat, scheint es, hier dem Zwecke und Zusammenhange seiner Darstellung es nicht angemessen gefunden, Einheit wie Unterschied von Natur und Geist von dem höheren Standpuncte der Idee anzugeben: als das Eine und Einigende nämlich die Vernunft oder die allgemeine Idee selbst; als den Unterschied aber, der jedoch für den negativen und übergreifenden Geist auch keiner oder ein wieder aufgehobener ist, diefs, dafs in der Natur die *nur* objective Vernunft oder die Idee nur in der Abstraction des *Seins* und der Aeufserlichkeit (wie in der Abstraction des *Denkens* die logische) verwirklicht, der Geist aber zugleich subjectiv und objectiv die Vernunft, oder die Idee auch als *für sich* seiende und sich wissende Idee ist, der sich selbst denkende Gedanke, wie bereits früher vom Verf. selbst gesagt worden. —

Wir kommen nun zu dem bereits erwähnten Uebergangspuncte selbst. (§. 6.) „Um die erste Entwicklungsstufe des Geistes zu fixiren, ist zu betrachten der Uebergang von der Natur zum Geiste. Dieser ergiebt sich uns in der Betrachtung des Gattungsprocesses als des höchsten Naturprocesses. Der Progressus in infinitum, zu dem wir in dieser Betrachtung kommen, führt als zu seiner Wahrheit zum Begriff des Geistes." Die Aufgabe, um welche es sich bei diesem Uebergange handelt, wird zunächst näher dahin bestimmt, dafs die *erste* Weise zu finden sei, in welcher die Freiheit des Geistes sich zeigt, die *erste* Stufe in der Leiter, auf welcher er zur vollkommenen Freiheit hinaufsteigt; der Geist sei hiezu an *dem* Puncte aufzunehmen, wo sich seine Sphäre gegen die Sphäre der Natur abgrenzt; dieser Punct wird die höchste Entwicklungsstufe des Gedankens sein, zu der er sich innerhalb der Natur erhebt, und das, wozu er sich dialektisch aufhebt, bereits eine Weise seiner Erscheinung sein, die nicht mehr innerhalb der Natur sich findet, sondern einer höhern Sphäre angehören; die dialektische Entwicklung aber des *Höchsten*, wozu es innerhalb der Natur kommt, wird dann die *erste*, d. h. niedrigste, weil der Natur zunächst stehende, Gestalt des Geistes ergeben. Das Höchste in der Natur aber ist das Lebendige und in der Sphäre des Lebendigen das Höchste der Gattungsprocefs. Es ist nun zuvörderst wohl für Jeden einleuchtend, dafs, was für das Thier das Höchste ist, die Erhaltung der Gattung durch die Fortpflanzung, für das geistige Individuum, insofern es als Naturwesen ebenfalls in diesen Procefs eingeht, doch nicht ebenfalls das Höchste ist; wie der Geist vielmehr sich weit über diese Natürlichkeit, die er selbst vergeistigt, erhebt und ganz andere Aufgaben seiner Thätigkeit und Verwirklichung hat. Es ist ferner eine bekannte Sache, wie mit dem Processe der Fortpflanzung der Tod der Individuen auf das Innigste zusammenhängt und das Individuum ebendeshalb stirbt und sterben mufs, weil es die Gattung erhält; und als ebenso bekannt darf man wohl auch annehmen, was schon von Vielen (auch von Hegel) erkannt und ausgesprochen worden ist, dafs der Tod des natürlichen Lebens der Hervorgang des Geistes sei, — eine Wahrheit, welche nicht blos für den Anfang der Anthropologie, sondern für alle theoretische und praktische Erkenntnifs, für alle Sittlichkeit und Religion von der durchgreifendsten Bedeutung ist und eben das besagt, dafs der Geist die Negation der Natur und sein Wesen die Freiheit ist. Wir haben nun zu sehen, wie der Hr. Vf. von jenem natürlichen Processe aus sich den Weg zum Geiste bahnt und ihn findet. Seine mit vielen Erklärungen und Erläuterungen eingeleitete und durchflochtene Darstellung der Sache läfst sich in folgenden Hauptmomenten zusammenfassen. Im Gattungsprocesse sind zwei ihn bildende, aber entgegengesetzte Factoren enthalten, welche mit einander in Conflict treten, die Allgemeinheit und die Einzelheit. Keiner von diesen Factoren ist das Moment, welches er ausdrückt, blos abstract, wie überhaupt das Abstracte als solches keine Existenz hat, sondern alles, was existirt, an ihm selbst ein Concretes und Besonderes ist: so das Allgemeine, welches die Gattung ist, schon ein specificirtes Allgemeines, welches das Moment der Vereinzelung an ihm hat, die Unterscheidung in die Geschlechtsdifferenz, wie die Besonderung in Arten; desgleichen das Einzelne, das lebendige Individuum, schon ein verallgemeinertes Einzelnes, Repräsentant und Beispiel (exemplar) der Gat-

tung, welche es als seine Bestimmung, sein Gebot und seinen Trieb an sich hat, eben damit nicht mehr ein blos Vorübergehendes, sondern der Vergänglichkeit (welche nur das Einzelne träfe, welches jede Allgemeinheit von sich ausschliefst) enthoben, denn es pflanzt *sich* fort. Jede Seite des Gegensatzes hat schon die andere an sich. „Aber weil nicht jede Seite die andre als ihre eigne Bestimmung weifs, und sich selbst in der andern erkennt, (könnte hier wirklich schon von einem Wissen und Erkennen im eigentlichen Sine die Rede sein, so wäre auch das Gesuchte, der Geist, schon gefunden) deswegen ist bei aller Annäherung (?) beider Seiten die negative Beziehung beider nicht ganz verschwunden, sondern ihr Verhältnifs ist Gegensatz, freilich ein Gegensatz schon Verwandter, d. h. *Procefs*, Gattungsprocefs. Dies negative Verhältnifs findet deswegen Statt, weil die Gattung in dem Exemplar noch nicht sich selbst, sondern nur ihr Beispiel, das Exemplar in der Gattung noch nicht sein Wesen, sondern nur sein Gesetz (das ihm von Aufsen gesetzte) sich gegenüber hat. Wegen dieses Verhältnisses stehen beide im umgekehrten Verhältnifs, so dafs der Sieg der einen Seite die Niederlage der andern, und umgekehrt, ist, und jede nur auf Kosten der andern sich geltend macht." In dem Conflicte selbst steht auf der einen Seite die *Gattung*, die als real und wirksam sich bethätigt, verwirklicht und erhält auf Kosten der ihr gegenüberstehenden und im Getrenntsein der Geschlechter, ihrer Momente, die Existenz der Gattung verhindernden *Exemplare*, indem sie diese nur in den vorübergehenden Momenten der Geschlechtsvereinigung zu sich, zur Gattung, erhebt, dann aber wieder in die Einzelheit und Trennung zurücksinken läfst, somit *als Gattung* keine dauernde Existenz gewinnt; so wie auch das von der Gattung fixirte Produkt der Vereinigung, in welchem sie sich verwirklicht, zwar Anfangs ein geschlechtloses ist, in seiner weiteren Entwicklung aber ebenfalls in die geschlechtliche Einseitigkeit zurückfällt, gegen welche die Gattung sich zwar von neuem zum Kampfe erhebt und den vorigen Procefs und Sieg wiederholt, aber wieder nur mit demselben Erfolge, dafs nur ein einseitig geschlechtliches Exemplar daraus hervorgeht, und so fort ins Unendliche. Andrerseits zeigt sich derselbe endlose Conflict auf der Seite der Exemplare, und zwar darin, dafs sie als verallgemeinerte Einzelne oder in ihrer Beziehung zur Gattung, welche, ohne selbst eine äufserliche Existenz zu haben, doch dem Exemplar als ein äufseres Gesetz, als ein Anderes und Fremdes, gegenüber steht, die Gattung selbst zum Mittel der Steigerung ihres individuellen Daseins (ihrer Befriedigung, Lust) machen wollen, näher und eigentlich jedoch so, dafs jedes Befriedigung suchende Exemplar nicht sowohl die Gattung unmittelbar, als vielmehr das specifisch *Andre* seines Geschlechts, welches Repräsentant derselben Gattung ist, zum Mittel jener Steigerung und seiner Befriedigung und zum Object seiner Begierde macht und so sich unterwirft; statt aber in der nur momentanen Befriedigung die gesuchte Erhöhung seines individuellen Daseins wirklich zu gewinnen, vielmehr das Gegentheil erreicht, indem es der Gattung unterliegt und, wenn nicht dem Tode ganz und gar, doch einem partiellen, der Erschlaffung und Depression, verfällt, aus welcher es sich zwar von neuem zur Begierde erhebt, aber nur so, dafs der Befriedigung wieder die Erschlaffung folgt, (wer von diesem Wasser trinket, den dürstet immer wieder) und so fort in's Unendliche. Diefs der Sinn der Lehre und Darstellung des Hrn. Vfs., welche von der sonstigen speculativen Betrachtung dieses Verhältnisses in einigen Stücken abweicht. Obgleich derselbe die Gattung den Individuen äufserlich gegenüberstellt und sie sogar im Kampfe gegen sie auftreten läfst, um sie ihrem Gesetze zu unterwerfen, als ob die Individuen, die doch selbst in diesem Processe die Steigerung ihres individuellen Daseins suchen, nicht willig dem mächtigen Zuge der Gattung folgten: so sagt er doch selbst schon, dafs die Gattung als solche *keine äufsere* Existenz hat. Und allerdings, wie alles Allgemeine überhaupt nur in den Individuen existirt, so kommt auch die Gattung zur Existenz nur in den Individuen. Sie ist ihr *Ansich*, nicht ein Anderes und Fremdes für sie, sondern ihre *innere* Wahrheit und Macht. Jedes Individuum hat seine Gattung schon in sich und ist an sich mit ihr in Einheit. Aber ebendeshalb, weil es das, was es *an sich* und nur innerlich, was sein Begriff und seine Wahrheit ist, nicht auch schon *für sich* und verwirklicht ist: so ruft dieser innere Widerspruch, und zwar ganz ebenso, wie der Hr. Vf. früher selbst schon den Trieb aus einem Widerspruche erklärte, den Gattungstrieb hervor, den stärksten von allen, eben weil er die Erhebung des Individuums zur Gattungs-

allgemeinheit, seiner wesentlichen Wahrheit, betrifft, und nicht, wie Hunger und Durst, seiner Befriedigung nur in Beziehung auf sich als dieses Einzelne gilt. Als natürliches Individuum aber noch der Unmittelbarkeit des Seins angehörig und nicht vermögend, weder die Auflösung seiner Individualität, über welche es sich hinaus erhebt, noch die Gattungsallgemeinheit zu ertragen, in der es verschwimmt, noch auch in der Einheit und Identität seiner Einzelheit mit der Allgemeinheit sich zu halten, (nur der Geist ist diese Einheit und Identität, in welcher das Allgemeine auch *als* Allgemeines im Einzelnen, im Subject, wirklich, und dieses ununterschieden selbst das Allgemeine ist) stürzt es aus dem Himmel seines augenblicklichen Genusses und aus dieser natürlichen Seligkeit ermattet zurück in die vorige Weise seiner unmittelbaren, geschlechtlich getrennten und einseitigen Einzelheit. — Ebenso möchte auch das Verhältnifs der beiden Geschlechter zu einander in ihrer Geschlechtsdifferenz und ihre gegenseitige Ergänzung zu der ihnen gemeinschaftlich zu Grunde liegenden Gattungseinheit, ein Verhältnifs im höher entwickelten organischen Leben, welches schon rückwärts sein Vorbild im Chemismus in der gegenseitigen Spannung und Befeuerung der differenten chemischen Stoffe zur Neutralisation und Sättigung hat, eine schärfere Fassung oder wenigstens ausgeführtere Behandlung verdient haben, als ihm der Hr. Vf. hat zu Theil werden lassen. Es hat aber in der Darstellung desselben seine volle Richtigkeit mit dem Progressus in infinitum, diesem unaufhörlichen Fortgange stets abwechselnd eintretender entgegengesetzter Bestimmungen, die, weil sie ihre Einheit nicht finden können, sich ins Endlose blos ablösen, so wie damit, dafs das wahrhafte Resultat, wozu dieser Wechsel der Allgemeinheit und Einzelheit sich dialektisch aufhebt, die in der Natur gesuchte, aber nicht erreichte wirkliche Identität beider ist. Die Natur, an die Unmittelbarkeit des Seins gebunden, das sie nicht selbst negiren kann, ohne als Natur sich aufzuheben und über sich hinaus zu steigen, und damit der Nothwendigkeit verfallen, weil frei nur ist, was sich selbst befreien, d. h. sich von sich selbst unterscheiden und seine Unmittelbarkeit negiren kann, — die Natur kann das Allgemeine, den Gedanken und Begriff, ihre innere Wahrheit und Macht, die innerlich verborgne Vorsteherin und Lenkerin all ihrer Productionen und Entwicklungen, auch nur natürlich, d. h. unvollkommen in der Weise des unmittelbaren Seins, zur Existenz und Erscheinung bringen. In aller Fülle und Mannigfaltigkeit ihrer Gebilde, dieser vermeintlichen Freiheit, durch welche sie, um ihrem inneren Soll Genüge zu thun, in eine endlose äufserliche Vielheit von einzelnen Existenzen auseinander geht, die alle ihren Begriff in sich tragen, aber nicht adäquat seine äufsere Darstellung und Verwirklichung sind, bleibt überall, von Stufe zu Stufe der Entwicklung, in der Erscheinung und hinter der Erscheinung zurück ein stets gesuchtes, aber nicht gefundenes und ungelöstes x, hiemit der Trieb zum Weitergehn und zu höherer Production. Man kann eben so gut sagen, es sei in der Natur Alles gut und vollkommen und so, wie es sein soll, nämlich als natürlich, in der Weise der Natur und jedes auf seiner Stufe, als auch, es sei nichts so, nichts, was es soll, ja was es selbst will, weil es immer noch eine höhere, darüber hinausliegende Wahrheit giebt. Dieser höhere Maafsstab für Alles in der Natur und zugleich das absolut über ihr Hinausliegende ist der Geist. Auf ihrer höchsten Stufe aber, im Leben und lebendigen Organismus, wo es die Natur zur Darstellung des Begriffes selbst in seiner entwickeltsten Form, so weit sie es nämlich innerhalb ihrer Sphäre vermag, bringt, ist jenes verborgene x in den Individuen das, was sie treibt, dafs sie selbst auch das Allgemeine, die Gattung, sein wollen, woran sie aber als Naturwesen zu Grunde gehen. Die Natur läfst in diesem Conflict der Individuen mit ihrer Gattung, den sie nicht seiner wahrhaften Tendenz gemäfs zu schlichten vermag, beiden abwechselnd Gerechtigkeit widerfahren und giebt damit das Schauspiel nicht der unmittelbaren Existenz der Gattung selbst, aber doch ihrer Repräsentation und Erscheinung und ihrer fortwährenden Erhaltung durch die Individuen und Geschlechter in der endlosen Reihe und Ausdehnung durch die Zeit. Das höhere und innere Resultat der Sache aber, welches ebenfalls zur Existenz kommt und verwirklicht vorhanden ist, nur so, dafs die Natur selbst darin ihr Ende nimmt, kann nur darin bestehen, dafs das Allgemeine selbst das Einzelne, das Einzelne selbst das Allgemeine ist. Diese wirkliche Identität und Einheit aber ist der Geist.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 105.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1837.

Leib und Seele nach ihrem Begriff und Verhältnifs zu einander. Ein Beitrag zur Begründung der philosophischen Anthropologie von D. Johann Eduard Erdmann.

(Fortsetzung.)

Der Hr. Vf. spricht dieses Resultat aus in §. 7., in dessen Erläuterung er zunächst zeigt, wie die diese Identität bildenden Factoren nun freilich nicht mehr die nur in der Natur einander feindlich (?) gegenüber stehenden und so unvereinbaren Factoren von *Gattung* und *Exemplar*, sondern als (gereinigtes, nicht mehr unmittelbares) Allgemeines und Einzelnes etwas Höheres und Eins im Andern Seiendes sind; sodann aber auch darzuthun sucht, dafs diese Definition des Geistes mit der früheren Bestimmung, dafs er Freiheit sei, identisch, nur näher bestimmt sei. Zu diesem Behufe wird, indem der Begriff des Geistes nach der angegebenen Identität dieser ist, „dafs das Allgemeine im Einzelnen zu sich komme, das Einzelne im Allgemeinen bei sich bleibe," zuerst daran erinnert, wie früher unter Freiheit das Beisichsein verstanden, und dieses mit der Negation der Natur als identisch gefafst worden sei; ferner aber, wie das früher vom Gedanken in der Natur ausgesagte Sich-äufserlich- und Aufsersichsein desselben auf der höchsten Stufe der Natur sich als ein Auseinandertreten der Allgemeinheit und Einzelheit, welche eben die beiden Momente des Gedankens sind, ergeben habe, jetzt aber der in diesem Verhältnifs noch sich äufserliche Gedanke in der Vereinigung seiner beiden Momente zu sich selbst gekommen und bei sich seiender Gedanke sei. Zur noch bestimmteren Rechtfertigung aber, dafs der Geist wirklich Identität des Allgemeinen und Einzelnen sei, da diese Begriffsbestimmung keinen Berührungspunct mit der sonstigen Vorstellung vom Geiste zu haben scheint, wird die Richtigkeit der Definition an einer Entwicklungsstufe des Geistes nachgewiesen, welche als die Jedem nächste am besten zur Erläuterung dient, nämlich an derjenigen, wo der Geist Selbstbewufstsein oder Ich ist (wobei nur, so wahr und treffend diese Nachweisung selbst ist, doch dem Mifsverständnifs scheint vorgebeugt werden zu müssen, als ob der Geist nur auf *einer* Stufe Ich und Selbstbewufstsein wäre, und, einmal dazu erwacht nicht auf *allen* Stufen es bliebe). Ich, die allereinzelste, individuellste Bezeichnung eines Jeden, ist zugleich die allerallgemeinste, denn Ich ist Jeder; Ich ist die allgemeine Grundlage aller particulären Zustände, von denen man wieder abstrahiren kann, von Ich selbst, dem Allgemeinen, nicht; das Denken, dieses ganz Allgemeine, kommt zu sich, denkt sich selbst nur in einem Selbstbewufstsein, einem Ich, findet *sich* mithin, ist bei sich und für sich im Einzelnen; Ich, indem ich denke, das Denken ist aber das rein allgemeine Verhalten, in welchem ich das Allgemeine selbst, die Vernunft, in mir walten lasse und mich ihr hingebe, bin gerade in diesem Allgemeinen am allermeisten, und in keinem andern Verhalten mehr, bei mir selbst und frei. —

So richtig, angemessen und gelungen diese, hier der Hauptsache nach mitgetheilte, Darstellung des Ueberganges von der Natur zum Geiste im Allgemeinen auch ist, so hat doch Ref. theils das Bedenken, wiewohl diefs minder erheblich wäre, dafs das so verständig Gesagte und Entwickelte doch nicht Jedem schon die innerste Einsicht in die Sache aufschliefsen dürfte, theils sind für die speculative Betrachtung dieses ganzen Gegenstandes noch einige Punkte übrig gelassen, die, wenn einmal vom Begriffe des Geistes und jenem Uebergange, wie in dieser Schrift, die Rede ist, zur möglichsten Erschöpfung um so weniger scheinen übergangen werden zu können, je weniger gerade dieses Verhältnifs bisher noch vom Standpunkte der Hegelschen Philosophie ausführlicher behandelt

und näher nachgewiesen worden ist. Weshalb auch Ref. bisher schon sich veranlafst fand, über Manches ausführlicher zu werden und viel von dem Seinigen einzuflechten und dazu zu geben. Bei dem Uebergange von der Natur zum Geiste kommt allerdings Alles, wie auch der Hr. Vf. davon ausgeht, auf die Einsicht und Erkenntnifs an, dafs der Gedanke, und zwar als thätiger, producirender Gedanke, schon der Natur *immanent* ist, nur noch nicht als Gedanke, d. h. nicht selbst, noch sich denkend, sondern materialisirt und gleichsam instinctmäfsig, unmittelbar; dafs aber da, wo im Verlaufe der natürlichen Entwicklungen der Gedanke dazu kommt, sich selbst zu erfassen, sich zu sich selbst zusammenzufassen und zu beziehen oder sein eigenes Ich und Selbst zu werden, damit auch die Natur als Natur verschwunden und der Geist hervorgegangen ist, der sich nun auch selbst von der Natur scheidet und unterscheidet. Oder, da der Geist der *Begriff* selbst und zwar der existirende und existirend für sich seiende Begriff ist, (oder, was dasselbe heifst, die für sich seiende, sich wissende Vernunft im Unterschiede von der nur seienden, objectiven, wie der Geist denn auch in der Entwicklung seines Begriffs zur Totalität seiner Realität sich selbst die *Idee* und sie für sich ist,) der Begriff aber ebenso auch, wie diefs vom Gedanken gesagt worden, in der Natur ist: so kommt alles darauf an, den Punkt nachzuweisen, wo der Begriff *für sich* zur Existenz kommt. (Der Hr. Vf. hat den Ausdruck „Begriff" hier nicht gebraucht; aber seine Einheit des Allgemeinen und Einzelnen ist der Begriff; das Moment der Besonderheit, das man dabei vermissen könnte, ist in der Einzelheit verborgen, welche als die negative Macht der Beziehung auf sich auch das Princip der Unterscheidung und Besonderung enthält.) Nun ist die höchste Entwicklungsstufe der Natur allerdings das organische Leben, das lebendige Individuum, und nur in einem solchen kann der Geist hervorgehen. Allein im lebendigen Individuum und seinem Organismus ist der Begriff, die Einheit und Identität des Allgemeinen und Einzelnen, schon vollkommen entwickelt und ausgebildet vorhanden, so dafs auch die negative Beziehung des Einzelnen aus seinem Dasein auf sich und die Negation der Unmittelbarkeit und des Aufsereinander, des räumlichen und zeitlichen, sowohl nach innen als nach aufsen, und damit die Idealität keineswegs fehlt. Dafs im Gattungsprocesse das für sich seiende Einzelne sich nochmals mit seiner höheren Allgemeinheit, welche die Gattung ist, entzweit oder vielmehr sich zu einigen strebt, hebt keineswegs auf, dafs es für sich schon Einheit der Allgemeinheit und Einzelheit ist und als solche existirt, da es ohne sie kein Lebendiges wäre. Ja die blofse Einheit der Einzelheit und Allgemeinheit macht es für sich so wenig aus, dafs überhaupt nichts existirt, was nicht eine solche Einheit wäre; jeder Stein ist als dieser einzelne zugleich in Einheit mit seiner allgemeinen Natur. Wohl aber ist es die *Identität*, die der Hr. Vf. wohl überall mitgenannt und in dem Erläuterungsbeispiele vom Ich gut nachgewiesen, aber doch für den eigentlichen Unterschied des Geistes von der Natur nicht schärfer hervorgehoben hat. Es kommt hinzu, dafs, wenn man blos äufserlich sagt, in der Natur seien Einzelheit und Allgemeinheit noch aufsereinander, berühren sich aber auf ihrer höchsten Stufe im Gattungsprocesse, ihr Eins- und Identischwerden dagegen sei der Geist, die Kluft zwischen Natur und Geist noch immer als zu grofs, und der Uebergang, der eine Berührung von beiden zu fordern scheint, noch wie ein Sprung erscheint, dem gleich vom Thier zum Menschen. Oder da nicht blos dem Thier, sondern dem Menschen als Naturwesen ebenfalls der Gattungsprocefs zukommt, kann auch die Forderung gemacht werden, nachzuweisen, wie im Menschen selbst dieser Procefs sich zu ihm als Geist verhalte und den Uebergang dazu bilde. Da nun das organisch-lebendige Individuum überhaupt schon, wie bemerkt, Einheit von Einzelheit und Allgemeinheit und mit dieser identisch ist: so kommt alles hier auf die nähere und mehr *innere* Nachweisung des Punktes an, wo Allgemeines und Einzelnes *schlechthin* identisch mit einander werden, oder wo das Allgemeine, indem es dieses schlechthin bleibt, doch eben so sehr auch absolut bestimmtes für sich seiendes Einzelnes, oder als Allgemeines selbst Subject wird. Dieses geschieht aber da, wo die oft besprochene, vom Hrn. Vf. selbst aber zu wenig hervorgehobene Negativität, welche auch in der Natur und zwar im animalischen Leben auch schon als Idealität und Seelenhaftigkeit, aber auch so noch auf eine gebundene Weise vorhanden ist, völlig und absolut frei wird, oder wo die letzte Unmittelbarkeit und Schranke der Natur schwindet.

Der Hr. Vf. zeigt wohl ganz richtig, dafs der Geist Negation der Natur sei; was er aber hiemit negirt, ist eben die Unmittelbarkeit, das blofse Sein, welches er als solches nicht bestehen läfst, sondern aufhebt und zu einem ideellen, gesetzten, vermittelten macht. Indem aber die ganze Entwicklung und Bildung des Geistes eine fortgesetzte Negation der Natur und Befreiung von seiner Unmittelbarkeit ist, so mufs unterschieden werden zwischen der Aufhebung der Natur als solcher, welche dem Begriffe des Geistes überhaupt angehört, und der Aufhebung der in den Geist bereits selbst übergegangenen, schon dadurch idealisirten und ihm selbst angehörigen Natur, welche seine eigne Unmittelbarkeit oder Seinsweise ausmacht und so die Schranken seiner Freiheit bildet. Was aber den Uebergang selbst zu ihm, der absolute Negativität ist, betrifft, so ist von Seite der Natur der letzte Ausgangspunkt mit und in dem Organismus des Lebens näher die *Thierseele*, welche Empfindung, auch schon Vorstellung hat, wozu dann allerdings noch der Gattungsprocefs in dem angegebenen Sinne, aber auch der Tod des lebendigen Individuums kommt, als Tod der nur natürlichen Lebendigkeit und der natürlichen Unmittelbarkeit überhaupt, dessen positive, innere und speculative Bedeutung der Hervorgang des Geistes ist. Der Hr. Verf. hat diese Seite des Ueberganges nicht besonders betrachtet; daher es denn auch zu kommen scheint, dafs seine spätere Darstellung des Verhältnisses der Seele zu ihrem Leibe zunächst mehr noch die organische Lebendigkeit und die Seelenhaftigkeit überhaupt als die geistige oder Menschenseele in ihrem Unterschiede von der Thierseele betrifft. Schon die Thierseele ist gegen ihre Leiblichkeit und deren räumliches Aufsereinander die negative innere und subjective Macht, allgegenwärtige Innerlichkeit ihrer Aeufserlichkeit, auf jedem Puncte in sich reflectirt, überall mit sich in Einheit und Continuität, eine vollkommene Idealität. Ist hier schon Empfindung und Vorstellung, wie unterscheidet sich davon dann die menschliche? was heifst Empfindung überhaupt? worin liegt der Uebergang von ihr zu den höheren Thätigkeiten, welche das Thier nicht mehr hat, von der Thierseele zur geistigen Seele und zum Geiste selbst? Solche und ähnliche Fragen würden hier wohl in Betracht kommen und ihre Beantwortung fordern.

Ferner hat der Hr. Vf. die nur natürlich lebendigen Individuen im Gegensatze gegen die Gattung ganz richtig blofse *Exemplare* genannt; denn ihre Einzelheit ist nur noch die natürliche und unmittelbare, noch nicht an ihr selbst allgemeine. Der Mensch aber ist kein blofses Exemplar seiner Gattung mehr; erst der Mensch ist wahrhaftes Individuum, individuelles Subject, Ich, was vom Thier nicht mehr gesagt werden kann. Auch dieser Unterschied hängt mit dem Uebergange zum Geiste auf das Innigste zusammen, so wie damit, dafs die Negativität sich ganz zu befreien, ihre letzte Gebundenheit und Unmittelbarkeit zu negiren und das als Individuum mit sich identische Allgemeine zu gewinnen hat, welches an ihm selbst Subject ist. Die Thiere sind blos Exemplare, weil sie blos Repräsentanten ihrer Gattung sind, die sich in ihnen und durch sie unsterblich erhält; sie sind ihre Gattung nicht auch *für sich selbst*; es fehlt ihnen hiemit die wahrhafte, über die unmittelbare Einzelheit sich erhebende Individualität und Subjectivität, die im Begriffe das Moment der sich negativ auf sich beziehenden Einzelheit, das Princip der Freiheit ist. Sie haben blos den Unterschied der Besonderheit, der Arten, nicht der absoluten individuellen Bestimmtheit, sind keine Subjecte, kein Ich noch Selbst. Der Unterschied zwischen Thier und Thier derselben Art oder Gattung geht über die *blofse Besonderheit*, hiemit über die natürliche Unmittelbarkeit, nicht hinaus; nur nach dieser Besonderheit gilt uns in besonderer Rücksicht etwa eines vor dem andern, übrigens jedes nur nach seiner Art oder Gattung, als ein Exemplar, Muster oder Beispiel derselben, eines dem andern gleich. Eben darum sind auch diese scheinbaren Individuen mit ihrem Tode rettungslos verloren und gleichwohl ihre Tödtung kein Verlust, weil die Gattung, das Unsterbliche, immer wieder dasselbe, die gleichen Existenzen hervorbringt. Es ist noch Niemand eingefallen, den Thieren Unsterblichkeit zuzuschreiben: das menschliche Individuum dagegen ist an ihm selbst unsterblich und mit dem Tode seiner Leiblichkeit nicht verloren, einzig deshalb, weil es allein das wahrhafte Individuum, weil es selbstbewufstes und sich selbst festhaltendes, den Tod seiner Unmittelbarkeit überlebendes Ich, Selbst und Subject, und als dieses das bei sich bleibende Allgemeine für sich existirend in absoluter Bestimmtheit ist. (Von dieser Seite, dafs gerade die Individualität und das Selbstbewufstsein derselben den Grund der Un-

sterblichkeit enthält, scheint die Lehre derselben noch am wenigsten hervorgehoben worden zu sein.) Ref. vermag das hier Angeregte nicht auch hier vollständig auszuführen. Nur diefs sei noch bemerkt, wenn der Uebergang zum Geiste vom *Empfinden* aus gemacht wird, dieser vom Vf. gar nicht erwähnten tiefsten Innerlichkeit und höchsten Idealität, zu welcher es die Natur noch als Natur in der Thierseele bringt: erstens, dafs dieser Seite der Betrachtung und diesem Wege des Ueberganges auch der Gattungsprocefs keineswegs fremd ist; denn die Form, wie in diesem Procefs für die sich momentan von sich selbst losreissende Individualität ihre Identität mit der Gattung, dem Allgemeinen, wird, ist keine andere als die Weise der Empfindung; und zweitens, dafs bei dem Uebergange, auf den es hier ankommt (wenigstens für den *Begriff* des Geistes, wenn auch noch nicht für seine eigne schon so weit entwickelte Realität) vom Empfinden zum *Denken*, als in welchem allein erst das freie Allgemeine für das freie Allgemeine wird, oder in welchem der vorher noch in die Objectivität versenkte Begriff jetzt auch für sich wird und seine volle subjective Existenz gewinnt, (oder der vorher nur objective Gedanke nun auch sein ihn selbst zu fassen vermögendes adäquates Ich findet) Alles auf der Nachweisung beruht: wie im Empfinden das Subject nach Inhalt und Form sich noch keineswegs als ein von der Unmittelbarkeit und natürlichen Einzelheit Losgerissenes, als ein Freies und Allgemeines hat, sondern vielmehr, indem es im Empfinden nur mit dem abstract Einzelnen, unmittelbar Gegebenen und Particulären zu thun hat und wechselnd von einer solchen Bestimmtheit zur andern übergeht, eben darin sich auch nur als ein partikulär und besonders Bestimmtes, nicht aber als ein Allgemeines (was es hier nur noch an sich und formell ist), gegenständlich wird; und wie sodann das thierische Empfinden, und auch Vorstellen, bei dieser Beschränktheit des abstract Einzelnen und nur Besondern nach Inhalt und Form schlechthin stehen bleiben mufs, während in das menschliche Empfinden, wenn auch die Form der Particularität und unmittelbaren Einzelheit bleibt, (weil es aufserdem kein Empfinden mehr wäre) doch schon ein geistiger Inhalt, der dem Allgemeinen und entwickelt dem Gedanken und Begriffe angehört, hereinfallen kann und hereinzufallen pflegt. Der Mensch fängt mit dem Empfinden blos an, das Thier hört damit auf.

Was nun noch über den weiteren Entwicklungsgang des Hrn. Vfs. zu berichten wäre, betrifft zunächst die Darstellung der eigenen Entwicklung, welche der von der Natur unterschiedene, aber auch von ihr erst herkommende Geist innerhalb der Sphäre seines Begriffes und zu dessen Realisirung von seiner ersten und untersten Stufe aus zu nehmen hat, und die Darstellung dieser ersten Stufe selbst, oder diejenige Seite, nach welcher der Geist als Negation der Natur, noch selbst mit der Natur als nunmehr *seiner* Unmittelbarkeit behaftet, indem sie seine Grundlage ausmacht, und selbst noch in seine Natürlichkeit versenkt, nur von sich aus seine Scheidung und Unterscheidung von der Natur und seine Erhebung über sie als sein eigenes Zusichkommen vollbringt. Ein Theil des Weges, den der Geist hier zurücklegt, kann auch so betrachtet werden, dafs in der Schöpfung zuerst der allgemeine Begriff des Geistes und dessen Macht noch auf eine objective, mithin natürliche Weise sich wirksam und bildsam zeigt, indem er z. B. schon den menschlichen Leib und dessen vollendete Gestalt und Organisation an die Stelle des Thierleibes setzt und als die Form seines äufseren Daseins, als das Mittel und Organ seiner äufseren Verwirklichung für sich einrichtet und nach seinem Zwecke bestimmt, so wie noch sonst nach den innern Unterschieden und Bestimmungen seines Begriffes an und in den menschlichen Individuen Vieles schon vorher ausprägt, realisirt und entwickelt, ehe die eigene subjective und noch mehr die selbstbewufste Thätigkeit derselben eintreten und beginnen kann, um das Geschäft der Realisirung des Begriffs des Geistes und seiner Befreiung selbst weiter fortzuführen und zu vollenden. Ja, erst der Schlufs der ganzen subjectiven Geisteslehre zeigt das geistige Subject auf derjenigen Stufe seiner Freiheit, wo es völlig emancipirt und sich selbst übergeben, thätig und handelnd aus sich selbst heraustritt, aufser sich den Begriff seiner Freiheit realisirt und die Schuld seiner That übernimmt.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 106.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

December 1837.

Leib und Seele nach ihrem Begriff und Verhältnifs zu einander. Ein Beitrag zur Begründung der philosophischen Anthropologie von D. Johann Eduard Erdmann.

(Schlufs.)

Vom Hrn. Vf. wird die zunächst zu betrachtende Stufe und Gestalt des noch natürlichen Geistes so gefafst (§. 8. u. 9.), dafs, indem der Geist seinem Begriffe nach Identität des Allgemeinen und Einzelnen ist, diese Identität zuerst selbst noch in der Weise der Natürlichkeit werde erscheinen müssen, da aber die Form der Natur das Aufsereinander jener Momente, mithin das Gegentheil der Identität sei, dieser Widerspruch, einerseits zweier unterschiedner, und andrerseits doch zu einer untrennbaren Einheit verbundener Momente, sich, entsprechend sowohl dem Wesen der Natürlichkeit als dem Begriffe des Geistes, in ein Verhältnifs auflöse, welches nicht mehr, wie im Gattungsprocesse, das umgekehrte, gegenseitig hemmende und zurücksetzende, sondern ein *directes* Verhältnifs beider Momente sei, oder eine *solche* Identität derselben, worin sie, von einander unterschieden und zugleich untrennbar verbunden, Eines das Andere voraussetzen und fördern; die beiden Momente in diesem Verhältnisse seien so der *Leib* und seine *Seele*, und der Geist, dessen Natürlichkeit ihn verhindere, sogleich als Geist zu erscheinen, erscheine zuerst als die Einheit eines Leibes und einer Seele, d. h. als natürliches menschliches Individuum. Leib und Seele sind, wie es weiterhin heifst, die untrennbaren Factoren einer und derselben Einheit, sind Correlata, die sich gegenseitig voraussetzen, die, Eins ohne das Andere, nichts sind, keinen Sinn noch Bedeutung haben. Fragen wir nun, was denn von beiden das Allgemeine und was das Einzelne sei: so erfahren wir, dafs die *Einzelheit* der Vielheit und Verschiedenheit (mithin dem Momente der *Besonderheit*, die auch an einer Stelle für die Einzelheit eintritt und genannt wird) der zur organischen Einheit verbundenen Theile und Glieder des *Leibes* zugetheilt wird, die *Seele* aber deren *einfache Allgemeinheit* sei, welche dann ferner auch als die Idealität, als der immanente Zweck und nach Aristoteles als die Entelechie dessen bestimmt wird, wovon der Leib in seiner organischen Einrichtung die Realität, der ausgeführte Zweck u. s. w. ist. So richtig auch im Allgemeinen diese Darstellung des Verhältnisses von Leib und Seele ist, so pafst doch diese Schilderung, wie schon oben bemerkt worden, noch ebenso gut auf die rückwärts liegende und noch ganz der Natur, vor dem Uebergang zum Geiste, angehörende Thierseele; denn es ist im Allgemeinen die Schilderung des organischen animalischen Lebens überhaupt. Schon für *dieses* aber erscheint der der naturphilosophischen Schule angehörige Ausdruck von zwei *Factoren* und deren Identität nicht ganz passend, und kann leicht ein Mifstrauen erwecken, als ob das richtige Verhältnifs der Sache nicht gehörig eingesehen worden sei. Denn wenn Leib und Seele, obgleich zu inniger Einheit und Identität verbunden, doch als gleichberechtigte Factoren darin auftreten, so fragt sich, was und wo denn das Höhere, die beiden zur Identität Verbindende und Beziehende (das dritte Moment) sei. Allein diese höhere und beziehende Einheit ist die Seele schon selbst, welche als die das ganze Aufsereinander des Leibes umfassende und in sich reflectirende allgegenwärtige Innerlichkeit die Selbständigkeit der Theile und Glieder negirt, sie und ihre besondern Thätigkeiten in der Unterordnung und lebendigen Einheit des Ganzen erhält, und so das durch das Ganze hindurch waltende mit sich identische Eine ist. Die Seele ist allerdings wohl die einfache Allgemeinheit ihres Leibes; aber eben weil sie die *einfache*, und diefs nur durch ihre Idealität und negative Thätigkeit gegen das Besondere und eben

damit durch ihre negative Rückbeziehung *auf sich* ist, so ist sie in ihrer Allgemeinheit auch selbst schon das sich auf sich beziehende und sich als Subject constituirende Einzelne, ganz ebenso, wie diefs vom logischen Begriffe gilt, dessen realen Ausdruck das organische Leben enthält. Ist aber das Allgemeine selbst auch schon das Einzelne, und das, was der Hr. Verf. so nennt, die äufsere organische Gliederung, vielmehr das Besondere, nur in seiner Totalität: so fällt auch von dieser Seite die ganze Deduction mit ihren hieher nicht gehörigen Kategorien zusammen, welche den Weg zur ersten noch natürlichen Erscheinungsweise des Geistes bahnen sollte, eine Deduction, deren ganzer Art und Beschaffenheit man ohnehin bald ansieht, dafs sie eine mehr selbstgemachte künstliche, nicht von innen heraus sich entwickelnde, von der Methode des Begriffs und dem Rhythmus der Hegelschen Dialektik abweichende ist. Es fällt damit auch der Hegel selbst gemachte Vorwurf einer Ungenauigkeit im Ausdruck und halben Redeweise weg, dafs er den Geist als Gegenstand der Anthropologie nämlich blos den unmittelbaren oder Naturgeist nenne, und bei der Seele, die der Geist in dieser Bestimmung noch ist, den *Leib* zu nennen vergessen habe. Hegel hätte nämlich, so gut er sagt: der Geist als natürlicher ist Seele, ebenso gut auch sagen *sollen:* der Geist als natürlicher ist Leib; beide Sätze seien gleich richtig und unrichtig, weil jeder nur die *halbe* Wahrheit enthalte. Der Hr. Vf. weifs sehr gut, dafs die ganze Hegelsche Anthropologie den Geist im Verhältnifs zu seiner Leiblichkeit, worin er eben Seele ist, betrachtet, und bemerkt daher auch selbst, dafs die Ungenauigkeit des Ausdrucks sich bei Hegel durch die ganze Entwicklung, Verlauf und Ende der Anthropologie selbst corrigire, die Ungeschicktheit oder Vergessenheit sich also in der Sache wieder gut mache. Allein so treffend die hier sich ereifernde Polemik des Hrn. Vfs. gegen Andere sein mag, die wirklich eine falsche Ansicht von Leib und Seele haben: so gut wufste Hegel, was er schrieb. Hegel, für den der Geist die Wahrheit der Natur überhaupt ist, in den sie übergegangen und sich aufgehoben hat, der dann die Seele auch die allgemeine Immaterialität (d. h. Idealität) der Natur nennt, konnte den Leib nicht mehr so als den andern Coefficienten der Seele gegenüber stehen lassen, um auch dem Wesen der Natürlichkeit ihr Recht wie in einem Schnittbrunnthel zu geben; denn die Seele des Geistes, wenn auch noch in einen Gegensatz zu ihrer Leiblichkeit tretend, ist ihm schon an sich die auch den Leib umfassende und über ihn übergreifende, wie zuletzt ihn völlig überwindende und durchdringende und zum Dienst des Geistes zubereitende Macht. Die Natur, von welcher hier, nach ihrem Uebergange zum Geist, noch die Rede ist, ist nicht mehr die erste, sondern die bereits dem Geiste unterworfene, durch ihn ideell gesetzte und bestimmte, und so des Geistes eigne Natur gewordene, der in dieser ersten Bestimmung selbst der noch *unmittelbare* und *natürliche* ist. In dieser Bezeichnung Hegels ist daher alles hieher Gehörige schon enthalten, und zwar nicht blos der Leib, der als organisch lebendiger schon aus der Naturphilosophie vorausgesetzt und mit übergegangen ist, sondern durch die besondere Leiblichkeit auch der Zusammenhang mit der allgemeinen Natur. In der Anthropologie ist nicht mehr vom Leibe überhaupt, sondern von dem der geistigen oder Menschenseele angehörigen und hiernach auch für den Zweck des Geistes besonders organisirten Menschenleibe die Rede. —

Wir wollen der Kürze wegen nun nicht mehr näher hervorheben und blos als lesenswerth empfehlen, was der Vf. in §. 10. und dessen Erläuterungen von dem gewonnenen Puncte aus, der sich auch schon als richtig gefafstes Verhältnifs von Seele und Leib überhaupt, als hinreichend dazu erweist, zur richtigen Würdigung der über dieses Verhältnifs aufgestellten verschiedenen Ansichten beibringt und zunächst über die Kantische Unerkennbarkeit der Seele, dann über die materialistische, rein somatische Betrachtung, und insbesondere über die dualistische und gewöhnliche scholastische, nichts erklärende Ansicht (System des physischen Einflusses), ferner über den Occasionalismus und das System der prästabilirten Harmonie, so wie über das Wahre und Unwahre in diesen Ansichten, sehr gut und treffend erörtert. Als wahr und richtig und mit der eigenen Lehre übereinstimmend wird von ihm nur die Lehre des Aristoteles und Spinoza, jedoch nur unter einer in jeder von beiden Ansichten nothwendig aufzunehmenden Modification, anerkannt. Bei Spinoza besteht die Modification darin, dafs in der richtig erkannten Einheit von Leib und Seele, als una eademque res, auch der Unterschied von beiden, die res extensa und res cogitans, nicht blos in den Be-

trachtenden falle, sondern auch realiter zu setzen sei. Der vollen Wahrheit noch näher kommt die Ansicht des daher auch über Spinoza zu stellenden Aristoteles, welcher den Begriff der Seele bereits, als des immanenten Zwecks des Organismus, oder die Seele als die Entelechie des Leibes richtig gefafst hat, was seinem Sinn nach näher erklärt wird. Der Mangel bei Aristoteles besteht nach dem Hrn. Vf. darin, dafs er noch nicht dazu gekommen ist, im Leibe und in der Seele die, weil der Geist noch mit der Natürlichkeit behaftet ist, noch auseinanderfallenden Momente des Geistes selbst zu sehen, über deren Dualismus der der Sphäre der Natürlichkeit sich entziehende Geist eben damit zugleich hinaus ist; A. fasse zwar den Menschen nicht blos als Ensemble von Leib und Seele, sondern auch als denkenden Geist, aber weil er jene beiden Factoren nicht als eigene Momente des Geistes weifs, deswegen komme nach seiner Lehre der denkende νοῦς (als χωριστός) von Aufsen zu jenen beiden Factoren blos *hinzu*, als ein neues, göttliches, unsterbliches Princip. Der Gefahr, durch seinen eignen Dualismus von Leib und Seele und durch die (nach dem Obigen) auch noch rückwärts auf die Thierseele passende Darstellung ihres gegenseitigen Verhältnisses selbst in den am Aristoteles gerügten Fehler zu fallen und den Geist von aufsen mit Leib und Seele verbinden zu müssen, entzieht sich der Hr. Vf. durch die *Erkenntnifs* der im Geiste selbst liegenden Nothwendigkeit, zuerst als natürlicher Geist zu erscheinen und hiemit die beiden Momente, deren Einheit er ist, als zwei verschiedene Factoren auseinandertreten zu lassen, dann aber aus dem Dualismus, in welchen er sich selbst hineinbegiebt, sich auch selbst wieder herauszuziehen und nun als die Einheit jener Factoren zu erscheinen, als welche er eben denkendes Ich sei. Soll indessen die Erkenntnifs dieser Nothwendigkeit nicht blos etwas Gesagtes sein, so müfste sie sich schon in dem, vom Hrn. Vf. nicht angegebenen, Unterschiede der geistigen von der blofsen Lebens- oder Thierseele ergeben. Dafs das denkende Ich, wie der Geist überhaupt, Identität des Allgemeinen und Einzelnen ist, hat in dem früher nachgewiesenen Sinne seine volle Richtigkeit; diese Identität folgt aber keineswegs aus demjenigen, was ihr der Hr. Vf. in der Differenz seiner beiden Factoren vorangehen läfst. Es hat sich vorher gezeigt, dafs Leib und Seele, welche diese Factoren sein sollen, sich überhaupt nicht wie Einzelnes und Allgemeines zu einander verhalten; eben so wenig läfst sich auch sonst und die ganze Anthropologie hindurch nachweisen, dafs sie irgendwo eine so steife Rolle gegen einander spielen, wie es zwei differenten, gegenseitig selbständigen und zuletzt sich neutralisirenden Factoren zukäme. Die Wahrheit ist, dafs die Seele, als die Entelechie ihres Leibes schon an sich mit ihm in Einheit, als Individualität auch selbst schon *das Einzelne und Allgemeine zugleich* und *an ihr selbst* ist, und nur innerhalb dieses Verhältnisses, durch *ihre eigene* Reflexion in ihre leibliche Natürlichkeit, in Conflict mit *ihrer Besonderheit* und nur dadurch in eine Differenz mit ihrer Leiblichkeit geräth, welche ebenso sehr eine Entzweiung *ihrer mit sich selbst* ist, das Resultat und Ende aber, die Ueberwindung dieser innern Differenz, sie als dasjenige *für sich* erscheinen läfst, was sie schon *an sich* war, als das *Subject* ihrer von ihr durchdrungenen, durchgebildeten und ihr völlig unterworfenen Leiblichkeit. Von dieser Seite scheint daher die Factorenlehre des Hrn. Vfs., welche sich wie ein Rückfall zur construirenden Methode ausnimmt, selbst noch, und zwar etwa als die letzte in der geschichtlichen Reihe, sich den verschiedenen unwahren oder halbwahren Auffassungen anzuschliefsen, welche erst zu beseitigen oder wenigstens zu berichtigen sind, um der richtigen Auffassung das Feld zu räumen und den Boden zu ebnen. — §. 11. mit seinem Commentar enthält in seiner Beurtheilung und Würdigung der Frage nach dem Sitze der Seele, so wie der Untersuchungen über das Seelenorgan, sehr viel Interessantes und Lesenswerthes. — In §. 12. endlich werden aus allem bisher Auseinandergesetzten die Daten entnommen „zur Begriffsbestimmung einer philosophischen Anthropologie, zu ihrer Abgrenzung gegen andere Disciplinen, so wie zur Bestimmung ihres Umfanges." Wir wollen daraus blos kürzlich bemerken, dafs die philosophische Anthropologie als derjenige Theil der Geisteslehre, welcher den Menschen in seiner natürlichen Individualität betrachtet, oder näher als diejenige Wissenschaft, welche die nothwendige Entwicklung des noch mit der *Natürlichkeit* behafteten Geistes darzustellen hat, bestimmt und damit zugleich die Grenzen ihres Gebietes in der Art festgesetzt werden, dafs Alles am Menschen, was es mit der Natur allein, noch ohne irgend ein geistiges Element, zu thun, mithin Alles, was nur den Charakter der Vitalität hat, auch wenn es, wie z. B. der Gattungsprocefs, die höchsten vitalen Erscheinungen wären, von der Anthropologie ausgeschlossen und rückwärts in denjenigen Theil der Naturphilosophie verwiesen wird, den man als philosophische Physiologie oder Biologie bezeichnen kann; dagegen alle die Gestalten des Geistes, wo er sich von der Natürlichkeit bereits frei gemacht hat, aufserhalb der Anthropologie und über sie fallen, und mithin Alles, was einen rein spirituellen Charakter hat, wie z. B. Selbstbewufstsein, Wille, Gewissen u. dgl., den späteren Theilen der Geisteslehre vorbehalten bleibt. Mit dieser wohl richtigen Grenzbestimmung ist auch Ref. einverstanden und zwar in so weit, als sich dabei wohl von selbst verstehen wird, dafs auch jene rein natürlichen Verhältnisse und Thätigkeiten der anthropologischen Betrachtung insofern anheimfallen, als sie im Menschen als geistigem Wesen etwas anders bestimmt oder selbst vergeistigt erscheinen; und ebenso auch umgekehrt nicht umgangen werden kann, bei wirklich anthropologischen (psychisch-somatischen) Zuständen, in welche jedoch Formen des geistigen Lebens von eigentlich höheren und späteren Entwicklungsstufen hereingezogen und verwickelt werden, das Nöthige von diesen zu anticipiren und lieber so zu verfahren, als der Anthropologie zu entziehen,

was ihrem Gebiete eigenthümlich angehört. Nicht eben so einverstanden aber kann Ref. sich mit demjenigen bekennen, was zuletzt der Hr. Vf. noch über den Schlußpunct der Anthropologie anführt, in welchen von ihm auch der *Tod* des Individuums und dessen philosophische Betrachtung verlegt wird, und zwar, nach einer früher (S. 87) eingeschalteten Bemerkung, zugleich im Zusammenhange mit der Lehre von der Unsterblichkeit nicht der Seele (welche nach dem Hrn. Verf. als Correlat des Leibes auch nur dessen Schicksal haben kann), sondern des bewufsten Geistes. Vom Tode als *natürlichem* Aufhören des Individuums kann in der Anthropologie wohl die Rede sein und zwar am angemessensten bei der Betrachtung des natürlichen Verlaufes der menschlichen Lebensalter, beim Greisenalter. Der Tod aber, welcher als Tod der nur natürlichen Lebendigkeit und unmittelbaren Einzelheit positiv zum Hervorgang des Geistes wird, gehört dem Schlusse der Naturphilosophie an und dem Uebergange zum Geiste, und als das Negiren, Ueberwinden und Ueberleben der Natur und Unmittelbarkeit (als Tod des Todes) dem Begriffe des Geistes selbst und überhaupt. Ist aber diefs, so gehört auch die Unsterblichkeit nicht blos dem bewufsten Geiste, sondern an sich und innerlich auch schon *seiner*, der geistigen *Seele* an, welche weder an ihrem anthropologischen Ende erst unsterblich werden, noch auch nur so, wie es nach dem Hrn. Vf. den Anschein hat, mit ihrem Leibe zugleich hinwegfallen kann, man weifs nicht wohin, sondern vielmehr sich durch sich selbst, durch ihr höheres Zusichkommen und Subjectwerden, in die höhere Entwicklungsstufe, in *ihren* Geist *continuirt*, oder dieser schon selbst ist, der sich nur jetzt erst auf seiner höheren Stufe gewinnt. Eben hierin ist auch das, was der Hr. Vf. den anderen anthropologischen Endpunct oder den zweiten Werth des einen nennt, schon enthalten (der erste ist ihm der Tod von Leib und Seele als das Indifferentwerden dieser beiden bisher differenten Factoren), nämlich der Uebergang zur folgenden Sphäre, zum Bewufstsein und Ich, der ersten Form des von der Natürlichkeit befreiten Geistes: nur dafs dieser Uebergang in seiner Wahrheit etwas anders zu fassen ist, als es vom Hrn. Vf. geschehen, welcher die früher schon beleuchtete Identität des Allgemeinen und Einzelnen, welche eben das Bewufstsein ist oder sein soll, nach jenem Indifferentwerden nunmehr als wirkliche Identität eintreten und damit den Geist über seinen Dualismus von Leib und Seele hinaus sein läfst. Den Hrn. Vf. leitet zu seiner besondern Annahme, wie man sieht, sein Dualismus von zwei differenten Factoren. Zugleich zeigt sich auch hier, wie schon vorher, die ganze Beweisführung, bei allem Anschein von Nothwendigkeit, doch bei näherer Untersuchung als eine nur äufsere, als eine blofse Verstandesconsequenz oder auch als etwas willkührlich Ersonnenes und künstlich Hereingetragenes. Der Gebrauch der Kategorien von Factoren, deren Differenz, Indifferenz, Identität u. s. w. zum Erweis des zu Erweisenden erinnert von selbst an die vormalige Naturphilosophie und deren äufserlich und schematisch demonstrirende Methode; in dieses Gebiet glaubt man sich versetzt. Es hat aber etwas Widersprechendes, der Sache nach Sätze und Ergebnisse der Hegelschen Speculation behandelt zu finden, und doch der Methode nach sie in einem ihnen so fremdartigen Gewande auftreten zu sehen. Ueberall, wo Ref. sich zu einer bedeutenderen Gegenerinnerung veranlafst fand, betraf es den Umstand, dafs ihm der Hr. Vf., so sehr er auch von der Dialektik des Geistes spricht, doch die Negativität desselben nicht in ihrer vollen Kraft und Bedeutsamkeit hervortreten zu lassen schien. Eben diefs gilt auch von der Methode seiner Darstellung und seiner Sprache; es ist, um es mit einem Worte zu sagen, die Dialektik der Negativität, welche hier überall nicht zu ihrer rechten Handhabung gelangt; eben damit fehlt aber auch der Nerv gerade der *begreifenden* Methode. Indem der Geist die absolute Negativität und nur dadurch absolute Lebendigkeit und Freiheit ist, erfordert auch seine Darstellung diese Freiheit der Form, dieselbe Lebendigkeit und Beweglichkeit der Gelenke und Glieder, dieselbe ideelle Haltung und Flüssigkeit aller Momente, dasselbe *innerliche* Zusammengehn mit sich. Es ist hier Gelegenheit, noch mit ein paar Worten einer Aeufserung des Hrn. Vfs. in der Vorrede zu gedenken, die noch eine besondere, uns unbekannte Beziehung zu haben scheint. Er müsse sich, sagt er daselbst, zu dem Vorurtheil, das in unsern Tagen Vielen als ein antiquirtes zu gelten scheine, noch bekennen, dafs auch philosophische Schriften lesbar sein müssen; es sei ihm noch nicht gelungen, sich zu solcher Höhe der Speculation zu erheben, auf der Undeutlichkeit sogar als Pflicht erscheine, und eine barbarische Sprache voll undeutscher Wendungen das eigentliche Idiom sei u. s. w.; er habe sich daher Popularität und allgemeine Verständlichkeit zum Gesetz gemacht. Indem auch Ref. der Ansicht ist, dafs ein philosophischer Schriftsteller sich möglichste Deutlichkeit und Verständlichkeit zum Gesetz machen müsse, ohne dafs er deshalb nöthig hat, sich in eine breite Wortfülle und Wiederholungen des schon Gesagten zu verlieren, hofft er zugleich, dafs auch der Hr. Verf. nicht die Tiefe und Gründlichkeit der Speculation für unverträglich mit einer deutlichen und lichtvollen Darstellung halten werde. Der hier behandelte Gegenstand, einer der schwierigsten in der Philosophie, bedurfte besonders einer gründlichen Aufhellung, und bedarf ihrer ferner. Der Hr. Vf. hat sich daher — Ref. wiederholt es — durch seine Anregung und Bearbeitung desselben ein wohl anzuerkennendes Verdienst erworben, welches ihm durch die Bemerkungen des Ref. nicht geschmälert werden soll. Eben der Wichtigkeit und Schwierigkeit des Gegenstandes hat die Mühe und Ausführlichkeit gegolten, womit Ref. sich dieser Beurtheilung unterzog.

Gabler.

№ 107.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1837.

LXIV.

Das Sprachgeschlecht der Titanen. Darstellung der ursprünglichen Verwandtschaft der tatarischen Sprachen unter sich und mit der Sprache der Hellenen, und Andeutung der zunächst daraus hervorgehenden Folgen für die Geschichte der Sprachen und Völker. Von J. Ritter von Xylander, Hauptmann im Königl. Baier. Ingenieur-Corps u. s. w. Frankfurt am Main, 1837. 1 *Bd.* 8.

Wenn der Verf. dieses Buches nicht beinahe auf jeder Seite eine unverkennbar gute Absicht an den Tag legte, so würden wir in Versuchung kommen, das Ganze als eine ungeheuere Ironie auf alle sprachvergleichenden Bestrebungen zu betrachten. Es ist wirklich schwer begreiflich, wie man heutzutage, ohne den Schlaf des Epimenides geschlafen zu haben, die etymologischen Spielereien vergangener Jahrhunderte erneuern kann. Der Verf. hat in Grimm's deutscher Grammatik und in Bopp's vergleichender Grammatik der indogermanischen Sprachen, wo nicht *studirt*, doch wenigstens *gelesen*, und dennoch scheint von den Erfordernissen ächter Sprachvergleichung nicht einmal eine Ahnung in ihm aufgedämmert zu sein.

So schwer und mühsam — selbst für den kritischen und wissenschaftlichen Kopf — die gründliche Sprachvergleichung ist, so leicht und bequem ist die oberflächliche, oder das Etymologisiren in's Blaue. Wer es mit der letzteren hält, der hütet sich gar sehr, über den Organismus der ihm vorliegenden Sprachen zu grübeln, über Wurzeln und Bildungs-Zusätzen, Ausdruck der Bedeutung und der Beziehung, Laut-Metamorphosen u. dgl. seinen Kopf zu zerbrechen — es ist ihm genug, wenn ein Wort irgend einer Sprache mit einem Worte irgend einer anderen (gleichviel, was für einer) irgend einen verwandten *Laut* hat. Auch die Bedeutungen mögen passen, wie sie wollen; die geschäftige Phantasie unseres Etymologen *en gros* wird alle Spalten und Klüfte zwischen denselben vollständig auszufüllen wissen. Während nun der wissenschaftliche Sprachforscher Untersuchungen in einem vergleichungsweise engen Gebiete zur Aufgabe seines Lebens macht, zieht oder zerrt sein Antipode die Idiome des halben oder ganzen Erdballs in den Kreis seiner Combinationen und vollendet das Riesenwerk — vielleicht in Stunden der Mufse.

Herr Ritter von Xylander hat sich in dem vorliegenden Buche das grofsartige Ziel gesteckt, die mehr oder minder innige Verwandtschaft aller Sprachen Europas und Asiens, und aus ihr die gemeinsame Abstammung aller Völker der beiden Welttheile darzuthun. Er hofft, ermittelt zu haben, dafs „die *Tungusen* und *Mongolen* Nachkommen derselben *Scythen* sind, von welchen Herodot berichtet, dafs die Scythen Stammverwandte und Ahnen der *Hellenen*, dafs die *Tataren* der *Tatarei* die Nachkommen der *Titanen* des *Tartaros* sind u. s. w." Um aber das grofse Sprachengeschlecht, welches sich nach der Vereinigung der indo-germanischen Sprachen mit den tatarischen Sprachen, dem Chinesischen u. s. w. über die halbe Erde verbreitet (der Verf. hofft zuversichtlich, dafs bald auch die Sprachen Afrikas und Amerikas hinzukommen werden) vollständig zu bezeichnen, wählt er die Benennung *Sprachgeschlecht der Titanen*, „weil die Titanen jedenfalls zu den uns bekannten ältesten Kindern der *Erde* und des *Himmels* gehören, und Niemand Anstand nehmen dürfte, dieselben zu seinen Ahnen zu zählen."

Der Verf. hat sich aus den bekannten grammatischen Werken von J. J. Schmidt, Gabelentz, Hindoghlu und Abel-Remusat eine skizzenhafte Kenntnifs des grammatischen Baues der tatarischen Sprachen und

des Chinesischen erworben. Er charakterisirt diese Sprachen in der ersten Haupt-Abtheilung unter besonderen Abschnitten, worin er die offen liegendsten Berührungs-Punkte des Mongol., Mandsch. und Türkischen, sowohl unter sich, als mit der griechischen Sprache (?) hervorhebt, und denen sehr ausführliche vergleichende Wort-Register *respective* angehängt sind. In letzteren hat der Verf. so viele hoch- und ostasiatische Wörter, als er nur zusammenhäufen konnte, mit ähnlich klingenden *griechischen* Wörtern in Parallele gestellt. Er erkennt dankbar die Dienste an, die ihm des Herren Riemer so reichhaltiges *griechisch-deutsches Handwörterbuch* bei dieser Arbeit geleistet. Eine zweite, viel kürzere Abtheilung, „*Untersuchung der übrigen Sprachen*" betitelt, enthält über funfzehn der Klaproth'schen Asia polyglotta entliehene, kürzere Wörter-Verzeichnisse, des Samojedischen, Kurilischen, Kamtschadalischen, Korjäkischen, Tschuktschischen u. s. w., gleichfalls mit angeblich entsprechenden Wörtern aus der Sprache der Hellenen zur Seite.

Herr Ritter Xylander gesteht zwar selbst, dafs er *von keiner dieser Sprachen genaue Kenntnifs*, und von den meisten nur soviel Kenntnisse besitzt, als die vorhandenen Wort-Register ihm geben konnten (d. h. so viel als gar keine); und wir glauben ihm dies auf's Wort, wenn wir die meisten seiner oft grausenerregenden Combinationen in Erwägung ziehen. Wir würden ihm sogar unbedenklich glauben, wenn er uns versicherte, dafs er weder von sprachlichem Organismus, noch von logischer oder materieller Verwandtschaft jemals klare Begriffe gehabt hat; denn auch dafür sprechen vollgültige Zeugnisse. Er will dem eigentlichen Gelehrten nur Winke, Andeutungen und Anregungen geben, Fingerzeige, wie er es ungefähr machen soll; Herr Ritter Xylander vergifst aber, dafs man auch, um schlechthin Bahn zu brechen, oder seinen Gegenstand aus dem Groben zu behauen, schon solider und zuverläfsiger Werkzeuge bedarf, und dafs blofses Herumnippen an der Oberfläche in keinem Gebiete neue Ideen anregen kann. Wir nennen es noch nicht die gröfste Verirrung des Verfs., wenn er Sprachen von dem verschiedensten Entwicklungs-Princip aus einander herleiten will (so ist ihm die *Mandschu-Sprache* ein *Urdialekt* der *griechischen!!!*); auch nicht, wenn er, um die ursprüngliche Identität der indogermanischen und der tatarischen u. s. w. Sprachen zu erweisen, dem verbündeten Heere aus Hoch-, Nord und Ost-Asien keine andere indo-germanische Sprache, als die *griechische* (d. h. *Riemer's Handwörterbuch*) gegenüber zu rangiren weifs *). Der unverzeihlichste Fehler des Verfassers besteht darin, dafs er den eigenthümlichen Organismus und das Princip der Wortbildung in jeder Sprache ganz unbeachtet läfst, dafs er zusammengesetzte und einfache Wörter und an den einfachen Wörtern selbst Kern und Hülle nicht unterscheidet.

Wörter von gleicher oder verwandter Bedeutung, die zwei grundverschiednen Sprachen angehören, können überraschende *Aehnlichkeit* darbieten, und ihre *historische Verwandtschaft* ergiebt sich doch als = o, sobald man sie in ihre Bestandtheile zerlegt. Einmal angenommen, die *spanische* Sprache und die *ungarische* wären Beide längst ausgestorben, und wir besäfsen nur einige armselige Wortregister von Beiden: wer würde da nicht eine Verwandtschaft der Wörter *atras* (Span.) und *hátra* (Ungar.), welche die gemeinsame Bedeutung *hinten* und *zurück* haben, annehmen? Es ist aber kein Gedanke daran; denn wir wissen historisch, dafs ersteres Wort aus den romanischen Partikeln a (*ad*), und *tras* (*trans*), letzteres dagegen aus dem ungarischen Substantive *hát* (*Rücken*) und der Partikel *ra* (*zu*), folglich unserem Deutschen *zurück* analog, gebildet ist.

Da nun Herr Ritter Xylander seine Sprachvergleichungen fast ausschliefslich auf Wort-Register basirt, und von der Gestaltung und Zusammensetzung der Wörter, sogar wenn sie sonnenhell vor ihm liegt, oder wenigstens liegen *sollte*, durchaus keine Notiz nimmt, so gehören die meisten seiner Parallelen in die Kategorie von *atras* und *hátra*. Nur zu oft sind sie aber,

*) Zwar könnte das Griechische, in Ansehung seines Wort- und Formen-Reichthums, die combinirten Hülfsmittel aller Gegner leicht überbieten; allein diese Sprache ist ja bei weitem nicht der einzige würdige Repräsentant unseres Stammes, und namentlich hat die Sanskrit-Sprache eine Menge Formen vollständiger und ungetrübter aufzuweisen. Schon die *einseitige* Vergleichung des *Deutschen* mit dem *Griechischen*, des *Griechischen* mit dem *Sanskrit* u. s. w. führt keine sicheren Resultate herbei; aus wie viel stärkerem Grunde also die Vergleichung Einer indogermanischen Sprache mit unzähligen anderen, die ihr doch im besten Falle weit entfremdeter sind, als die übrigen indogermanischen Sprachen!

wo möglich, noch viel abenteuerlicher, da er zugleich den *Lauten und den Bedeutungen* entsetzliche Gewalt anthut. Der Raum erlaubt uns, nur sehr wenige Beispiele hervorzuheben — *ex ungue leonem!* Das *arabische* Wort *mus'âkere* (*Gespräch*), welches jeder Anfänger im Arabischen sogleich als einen regelmäfsig gebildeten Infinitiv des zweiten Verbal-Derivatum's von der dreibuchstabigen Wurzel *s'-k-r* (*s'ekere*, er *erwähnte*, *s'âkere*, *er unterredete sich*) erkennt, zerlegt Hr. X. in *zwei* Wörter, *mus'a* und *kere* (*!!!*), und findet in ersterem das *Griechische* μύθω, im anderen aber *kerre*, *Mal* (*!!!*). — Das *persische* Compositum *meichâne*, *Weinhaus*, dessen Bestandtheile die ächt persischen einfachen Wörter *mei*, *Wein*, und *châne*, *Haus*, will er aus „μίγω, *vereinigen*, *Umgang*, *Gesellschaft* (?)" und κοιτῖον entstanden wissen (*!!!*) *). — Das arabische Wort *intikâm* (*Rache*) ist Herren X. einerlei mit dem Griechischen ἐκδίκημα. In dem ersteren Worte sind n, k, und m die Wurzel-Buchstaben; als Infinitiv des 6ten Verbal-Derivat's hat es ein vorgesetztes Elif mit i, und ein zwischen den ersten und zweiten Radical eingeschobenes t. Dieses *servile* t hält also der Verf. für das *radicale* δ des griechischen Wortes, wie er das *servile* μ des letzteren für das *radicale* m von intikâm ansieht. (!!!) — In dem Türkischen *kudshaklamak*, *umarmen*, das von dem Substantive *kudshak*, *Schofs*, abgeleitet ist, entdeckt der Verf., man kann sagen, *schreckbarer* Weise, das Griechische ἀγκαλίζομαι mit vorstehendem κατά — — —!

Zum Besten der Mehrzahl unserer Leser haben wir diese wenigen Beispiele, hinter die man ein *Et Caetera ad Infinitum* setzen könnte, nur aus bekannteren Sprachen entlehnt, und bemerken nur noch kurz, dafs Herr X., wo er *Bedeutungen* aus einander ableitet, eben so einzig und unerreicht dasteht. In dem arabischen Worte *emr*, *Befehl*, erkennt er ohne Schwierigkeit das Griechische ἐμέιν, *sich erbrechen*, weil jenes eben so gut ein *von sich geben* ist, wie dieses **). Das Arabische *afw*, *Vergebung*, ist ihm das Griechische ἀφή, *Verknüpfung* ***) — das Mandshuische *teischun*, *Ruhe*, *Stille*, leitet er von dem Griechischen [illegible], oder umgekehrt, weil letzteres Wort vom *ruhigen Meere* gesagt wird!! — In dem Türkischen *beus'etmek*, *gleichen*, sieht er (horribile dictu!) das Griechische πένθω, *Leid tragen*, *dulden* (!!!). *Et caetera ad Infinitum*. Sich selbst übertrifft aber Herr Ritter X., wenn er (S. 337) das Arabische *insân* (*Mensch*) mit dem Lateinischen *insanus* zusammenstellt, und folgende Bemerkung hinzufügt: „*der Begeisterte*, *Dichter*, und der *Tolle*, *Wahnsinnige*!?" ****)

In besonderen Excursen läfst sich's Herr Ritter X. angelegen sein, eine grofse Anzahl *Eigennamen*, sowohl griechische und römische als asiatische, deren Etymologie problematisch ist oder sein soll, zu deuten und zu erklären. Auf diesem Gebiete hat seine Phantasie nun begreiflicher Weise noch freieren Spielraum, da es hier lediglich auf den *Laut* ankommt. Eine wunderbare sprachliche Caprice ist es aber, dafs fast alle mythologischen oder Stammes-Namen der *Griechen* nur in den Idiomen *Tungusien's* (!), und umgekehrt alle Völker-Namen der *Tatarei* u. s. w. nur in der *griechischen* Sprache ihre Erklärung finden müssen. Während der Verf. also dem Worte *Apollo* das Mandshuische *abalame*, *jagen*, als Wurzel unterlegt, *Vulcan* von *fulgiyan* (Mandsh. *roth*), und *Titanen* von *tatame* (Mandsh. *ausdehnen*, *spannen*) herleitet, erklärt er den Namen, welchen das harmlose und philisterhafte Volk des Mittelreichs im Auslande führt, nämlich *Sinesen* oder *Tschinesen*, oder *Chinesen*, durch *Räuber* oder *Raubmörder*, weil das *Griechische* σίνς und σιντής diese Bedeutung haben. Die *Tatarei* ist ihm der *Tartarus* der Alten, und *Catai* oder *Cataya* bedeutet eigentlich dasselbe, denn es ist unwidersprechlich zusammengesetzt aus κατά (*abwärts*, *hinab*, *hinunter*) und γαῖα (*Erde*), also die *Unterwelt!*

---

*) Die griechische Wurzel κοιν (*gemeinschaftlich*) entdeckt Hr. X. auch in dem *Türkischen konmak*, *wohnen*, als ob es nur *gemeinschaftliche Wohnungen* gäbe, oder als *ob gemeinschaftlich* das Haupt-Merkmal des Begriffs *Wohnen* wäre!!! Das Türkische *kon* ist die Wurzel *ko* mit dem rückwirkenden n derselben Sprache: *komak* heifst *stellen*, *setzen*; *konmak* aber, *sich setzen*, *verweilen*, daher *wohnen*.

**) Eine ähnliche saubere Parallele liefern ihm das Mandshuische *muke*, *Wasser*, und das lateinische *mejere*!!

***) Oder vielmehr, er läfst uns die Wahl zwischen ἀφή, und ἀφίημι, *loslassen*, das bekanntlich aus ἀπό und ἵημι zusammengesetzt ist!!

****) N. B das Ausrufungs- und Fragezeichen gehören dem Verf. an. Hat die Kühnheit seiner Conjectur vielleicht ihm selber staunende Bewunderung abgenöthigt?!

Die *Tataren* der heutigen *Tatarei* sind die schnurgeraden Nachkommen der langgestreckten Himmelstürmer, der *Titanen* des kalten und finsteren Tartarus *). Unser Verf. geht aber in seiner Vorliebe für Etymologieen aus dem Griechischen so weit, dafs er sogar, wenn die appellative Bedeutung irgend eines Volks-Namens in der Sprache des betreffenden Volkes klar vorliegt, mit viel gröfserem Vertrauen die griechische Allversorgerin zu Rathe zieht. So z. B. will er den Namen *Kisilbasch*, der bekanntlich *Rothkopf* bedeutet, lieber von dem Griechischen κιζάλος (!), *Vagabund*, herleiten. Alle diese Etymologieen stehen ungefähr in gleicher Kategorie mit denen des Grafen Wackerbart, der z. B. in dem Namen *Tibet* unbedenklich *Teut's Bette* findet, und, hierauf gestützt, das Hoch-Plateau im Norden des Himalaya für die Wiege der deutschen Völker erklärt.

Um gerecht zu sein, wollen wir nicht verhehlen, dafs Herr X. auch hin und wieder, ohne es zu wissen, eine Parallele zieht, die nicht gerade *erweislich* falsch ist, d. h. auf welche unsere, aus der eigenthümlichen Wortbildung der Sprachen geschöpften Gründe keine Anwendung finden — kurz wo der triviale Ausdruck: *es kann sein und kann auch nicht sein*, an der rechten Stelle wäre. Ist es denn aber so ganz undenkbar, dafs die verschiedensten und von einander entlegensten Völker durch Nachahmung der tönenden Natur, durch symbolische Bezeichnung und analoge Lautwechsel auf sehr ähnliche, ja mitunter sogar auf *identische* Wörter für gleiche oder verwandte Begriffe gekommen sein sollten, ohne dafs ein Volk auch nur von der Existenz des anderen zu wissen brauchte? Sollte das unabhängige Zusammentreffen, wovon uns die Geschichte im ganzen Reiche der menschlichen Erfindungen Beispiele zeigt, nicht auch in der *Sprache* möglich gewesen sein? Hat nicht der Mensch in allen Zonen verwandte Eindrucks-Fähigkeit und gleiche Laut-Organe? Obschon die Laut-Verwandtschaft grammatischer Formen mit Recht noch höher angeschlagen wird, als blofse Wurzeln-Aehnlichkeit: so ist in Sprachen von unter sich heterogenem Princip doch selbst auf diese nicht zu bauen; denn unser menschliches Organ beherrscht ja überhaupt nur einen engen Lautkreis, und schwerlich dürfte man selbst in den Sprachenklassen Afrika's oder Amerika's Laute vorfinden, die nicht gewissen Articulationen des indo-germanischen oder des semitischen Gebietes wenigstens sich nähern sollten. Die indo-germanische Sprachenklasse ist grammatisch so reich entwickelt, und die Endungen der Wörter zeigen so grofse Mannigfaltigkeit, dafs wir ohne Schweifs und Mühe für jede Wort-Endung jedes Idioms der Erde in dem erwähnten Gebiet einen Aequivalenten entdecken können.

Gesetzt aber nun, es liesse sich wirklich — was dem Verf. *nicht* gelungen — eine günstige Präsumtion für die Hypothese einer ur-ursprünglichen allgemeinen Sprachen-Einheit erwecken: was würde sich dann mit Wahrscheinlichkeit ergeben? Eine ganz vage allgemeine Völkerverwandtschaft, die weit über alle Geschichte hinausreicht, und deren *Möglichkeit* wohl Niemand hartnäckig bestreiten wird. Wenn die *Griechen*, die *Scythen*, die *Chinesen* u. s. w. ursfänglich Ein Volk mit Einem gemeinsamen Sprach-Fonde bildeten, so wird wenigstens kein Geschicht-, Sprach- oder Naturforscher jemals die unermessliche Kluft ausfüllen können, welche die Urväter der Menschheit von den *Völker-Geschlechtern* trennt, die schon mit der ersten Dämmerung der Geschichte in markirten Unterschieden hervortreten; denn Hypothesen-Dunst ist ein gar trauriges Substitut für ächte Damm-Erde.

Die Zeit der planlosen etymologischen Kreuz- und Querzüge, der *Salto mortale's* aus einem Sprachengebiet in das andere, ist vorüber, oder sollte wenigstens mit Gottes Hülfe vorüber sein. Will der Sprachvergleicher heutzutage ein gutes Vorurtheil für die objective Wahrheit seiner Forschungen erwecken, so halte er sich, nach sorgfältiger Prüfung des *sprachlichen Organismus*, in den Gränzen einer bestimmten Klasse durch wahre geistige Analogie verknüpfter Sprachen. Zwei oder mehrere dieser scharf begränzten Gebiete vereinigen wollen, heifst den Sprachen rohe Gewalt anthun und führt auf unselige Irrwege. Wenn man sonst achtungswürdigen Forschern schon mit Recht vorgeworfen hat, dafs sie bei Vergleichung *wahrer Schwestersprachen* (wie z. B. *Hebräisch* und *Arabisch*), aus Vorliebe für die Eine öfter die Selbstständigkeit der andern zu wenig ehrten — welche Rüge verdient alsdann ein Etymolog, der sich über die Selbständigkeit *ganzer Sprachen-Familien* in ihrem Verhältnisse zu anderen Sprachen-Familien hinwegsetzen kann?!

Wilhelm Schott.

*) Es ist Schade, dafs Herr X. bei dieser Gelegenheit nicht an *Scotia* und die *Scoten* oder *Schotten* denkt, deren *finsterer* Name (von σκότος ?!) ihn gewifs dazu bestimmt hätte, sie als die nächsten Anverwandten der Titanen des Tartaros zu erkennen! So dringt *Klarheit* in's *Dunkel*!

№ 108.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1837.

LXV.

Die Naturheilprozesse und die Heilmethoden. Ein Beitrag zur gründlichen Würdigung Beider und zur Ermittelung ihres wesentlichen Zusammenhanges von Dr. F. L. Schrön. — Erster Theil. Hof u. Wunsiedel, 1837. 275 S. *und XIV. gr.* 8.

In Zeiten der Gährung und des geistigen Umschwungs ist es oft nur ein einziges Wort, ein von einem bedeutenden Manne mit vollem Bewufstsein ausgesprochenes Schlagwort, welchem die Massen zufallen, weil sie in ihm die Auflösung des sie beschäftigenden Räthsels finden. Ein solches Schlagwort war dasjenige, welches der selige Hufeland, mit dem vor- und rückwärtsschauenden Seherblicke des Greises, im Jahre 1833 in einem kleinen Aufsatze seines Journales aussprach. „*Physiatrik*", sagte er, „war mein System, „und wenn man einen wissenschaftlichen Namen haben „mufs, so war ich ein Physiatriker. Das Streben „nach der Physiatrik macht den gegenwärtigen Cha„rakter der Medicin in Deutschland aus." —

Es war hiermit anerkannt, dafs allerdings die Medicin, wie sehr man auch dagegen eingenommen zu sein scheint, zu einem Systeme sich gestalten, und dafs dieses System von der Naturheilkraft, als seiner dauerhaften Basis, ausgehen müsse. Das Wort des Veteranen wurde von einem der jüngern Generation angehörenden Arzte aufgenommen. Ferd. Jahn in Meiningen, ausgerüstet mit der Ursprünglichkeit der Naturanschauung und des praktischen Instinktes, mit dem Enthusiasmus des Denkens und einer Fülle des gelehrten Wissens, wie vielleicht kein anderer Arzt dieser Zeit, liefs sein *System der Physiatrik* erscheinen. Dieses Werk, von dem bis jetzt nur der erste Band vorliegt, enthält in materieller Hinsicht fast nur die Wiederholung dessen, was sein Verfasser bereits in frühern Schriften einzeln gegeben hatte. Trotz dem hat es bedeutenden Werth eben dadurch, dafs in ihm das Bedürfnifs, zu einem *Ganzen* zu gelangen, sich ausspricht, die Nothwendigkeit der *Form* zum Bewufstsein erhoben, die *Methode* des Gedankens, die logische Entwicklung und *Ordnung* der Thatsachen, zwar nichts weniger als erreicht (denn dazu fehlt es Herrn Jahn durchaus an ruhiger Durchbildung) aber doch gesucht und erstrebt wird. Solches Streben nach Einheit und systematischer Abrundung dürfen wir bei der gegenwärtig herrschenden Zerstreutheit der Empirie und dem schrankenlosen Auseinanderfallen der Ansichten als einen wichtigen wissenschaftlichen Fortschritt bezeichnen.

Unmittelbar an die Jahnschen Untersuchungen über die Prozesse der natürlichen Heilung schliefst sich die obige Schrift des Hrn. Dr. Schrön, homöopathischen Arztes in Hof, an. Ref. hält diese kleine Schrift, obgleich sie nur ein erster Theil ist und das Beste von ihr, das Therapeutische, erst nachkommen soll, doch wegen der Tendenz, die sie repräsentirt, für wichtig genug, um davon Gelegenheit zu nehmen, den gegenwärtigen Standpunkt der Homöopathie, wie der ärztlichen Wissenschaft überhaupt, näher darzustellen.

Wie sehr auch die Homöopathie bei ihrem anfänglichen Auftreten bemüht war, aus aller Verbindung mit der übrigen Medicin sich herauszureifsen; wie sehr sie auch in diesem Irrthume von Seiten ihrer blinden Gegner durch eine bornirte, unhistorische Kritik bestärkt worden war: so wenig konnte sie sich doch auf die Dauer den Anforderungen des Zeitgeistes entziehen, und die mächtigen Bewegungen der Wissenschaft unbemerkt an sich vorübergehen lassen. Es ist überhaupt eine Sache der Unmöglichkeit, sich isoliren und dennoch Lebensfrische und Gesundheit behaupten zu wollen. Je mehr nun die Homöopathie von der ältern

Schule aus, zuerst durch Hrn. Prof. Schultz in Berlin, in ihrem historischen Zusammenhange aufgefafst, als nothwendige Thatsache und Entwicklungsstufe der Medicin anerkannt, je mehr die tiefe Bedeutung des Princips der Aehnlichkeit hervorgehoben, und je gröfser ferner mit jedem Jahre die Zahl derer wurde, welche auf dem Wege rationeller Erkenntnifs der Wahrheit jenes Principes und somit im gewissen Sinne der Homöopathie sich zuwandten: um desto mehr mufste der ursprüngliche Standpunkt der letztern verrückt, die Reinheit ihres Empirismus getrübt, und ihre Anmafsung, ein ausschliefsliches Heilsystem zu sein, aufgegeben werden. Wenn der Homöopathiker, Herr Dr. Schweickert, einmal gegen den Ref. äufserte, durch das etwaige Bemühen, die homöopathischen Principien vernünftig zu begründen, würde das Verderben in das System eingeführt werden, so ist es in der That jetzt dahin gekommen, dafs jene Befürchtung wahr geworden. Durch die Macht des vernünftigen Gedankens, der ihr zum Grunde lag, und der zum Bewufstsein sich herauszuarbeiten gedrungen war, ist die Homöopathie als solche untergraben und verderbt worden. Mit der Erkenntnifs, was sie wolle und bedeute, ist sie nach und nach um ihren unterscheidenden Charakter gekommen, um den Charakter, ein System des Widerspruches und der durchgängigen Ironie zu sein, deren Wesen es ist, die natürliche Stellung der Dinge zu verrücken und umzukehren, einen dem Inhalte nicht gemäfsen Schein, ja gerade das Gegentheil dessen zu behaupten, was eigentlich die Meinung und Absicht ist. Denn es ist aufser Zweifel, dafs Hahnemann, der die Naturheilkraft eine jämmerlich stümperhafte nennt, ganz besonders dazu berufen war, eben diese *Naturheilkraft* durch die mächtige Anregung seines Systemes wieder zu Ehren zu bringen. Die Zeit war gekommen, wo die antike und zur leeren Phrase gewordene Tradition von der natürlichen Heilung und Krisis der Krankheiten eine lebendige Wahrheit werden sollte. Die hippokratische Medicin, die sie beständig im Munde führten, ohne von deren Geiste eine Ahnung zu haben, sollte den Aerzten dieser Zeit auf alle Weise in Erinnerung gebracht, und wieder vergegenwärtigt werden. Bedenken wir, dafs der natürliche Verlauf und die kritischen Tage der Krankheiten, wie sie Hippokrates und Galen beschrieben hatten, aus der Beobachtung ganz weggefallen waren und einer andersartigen Beschaffenheit des griechischen Klimas beigemessen wurden, so dürfen wir wohl annehmen, dafs das Maafs der ärztlichen Eitelkeit über voll, eine Rückkehr von der kecken Meisterschaft über die Natur zur Einfachheit der Therapie nothwendig und eine durchgreifende, massenhaft einwirkende Reform unabweislich geworden war.

Welcher Mittel hat sich nun der Geist der Medicin zur Erreichung dieses Zieles bedient? Er liefs einen Arzt auftreten, der ganz im Dünkel seiner Zeit, in dem Vorurtheile befangen war, dafs die Krankheit ein Allgemeinleiden des Organismus, und die freiwilligen Operationen desselben, sie zu entfernen, überall schwache, fehlerhaft unternommene, mit Aufopferung der besten Kräfte verbundene Versuche seien. Dieser Arzt mufste das hochwichtige, durch die Reformation der Medicin im 16ten Jahrh. errungene, später wieder zurückgestellte Princip der Homöosis von Neuem entdecken; ein Princip, welches wesentlich auf der Voraussetzung beruht, dafs die Krankheit ihr eigener Heilungsprocefs sei. Hahnemann mufste die Lehre aufstellen, dafs die krankhafte Thätigkeit am sichersten beseitigt werde durch Erregung einer andern Thätigkeit, die nicht nur nicht verschieden von jener, sondern ihr qualitativ gleich, jedoch quantitativ stärker, mithin ihr ähnlich sei. Sind aber die beiden Krankheiten, die zu heilende und die durch das Arzneimittel erregte, nicht wirklich qualitativ von einander unterschieden, sondern werden sie nur als unterschiedene gedacht und quantitativ einander entgegengesetzt, so erhellt, dafs sie eigentlich beide nur zwei sich entgegengesetzte Richtungen der Krankheit, einer und derselben Thätigkeit sind, die einerseits krankhaft andererseits heilend ist, und zwar in der Art, dafs die letztere, die heilende Richtung, die quantitativ stärkere ist. Mit andern Worten: die Krankheit ist ihr eigener Heilungsprocefs, und der Beruf des Arztes ist, die in der Krankheit vorhandene Heilrichtung durch die arzneiliche Anregung mächtiger hervortreten zu lassen. Die arzneiliche Anregung aber, sagt Hahnemann weiter, brauche keineswegs stark und eingreifend zu sein; die Erfahrung lehre vielmehr, dafs je schwächer und leiser sie sei, um desto energischer die heilende Thätigkeit sich äufsere. Wenn dieser Satz bis auf eine gewisse Gränze seine Wahrheit hat, so wird er jedoch dahin ausgedehnt, dafs durch die vollständigste Ge-

ringfügigkeit der arzneilichen Einwirkung die gröfstmögliche Bethätigung der organischen Reaktionen erreicht werde. Dies heifst offenbar nichts anders, als dafs der Organismus seine Bemühungen, die gestörten Funktionen wiederherzustellen, um so erfolgreicher entfalte, je weniger er von aufsen gestört, dafs die Krankheit ihre Krisis um so sicherer eingehe, je weniger ihr natürlicher Verlauf durch Arzneien überhaupt unterbrochen werde. Der Organismus ist sonach keineswegs, wie behauptet worden war, zur Selbstheilung untüchtig; es ergiebt sich im Gegentheil, dafs er die besondere krankhafte Richtung, die er zur Entfernung eines äufsern Eingriffs eingegangen ist, durch die ihm inwohnende stärkere Heilrichtung von selbst *ohne eine merkliche äufsere Anregung* wieder aufzuheben die zureichenden Mittel habe. Dies soll denn nicht blos in der Mehrzahl der Krankheitsfälle, sondern überall und durchgängig gelten, so dafs das homöopathische Heilverfahren ausschliefslich und nur mit äufserst wenigen Ausnahmen seine Anwendung finde.

Solche *Ironie* mit sich selbst treibt ein System, welches, von der Vorstellung ausgehend, nur der Arzt und nicht die Natur verstehe zu heilen, mit seinem therapeutischen Gesetze consequent, aber unbewufst, bis zu dem Extreme gelangt, wo die Heilung sämmtlicher Krankheiten einzig und allein der Natur überlassen, und alle ärztliche Praxis und Kunst aufgehoben und entbehrlich gemacht wird. Wer möchte hier nicht die höhere Leitung und den vernünftigen Plan in der Entwicklungsgeschichte der Medicin anerkennen? Der von der Beobachtung und Nachahmung der Natur abgefallenen, theils gedankenlosen, theils in eitlen Gedankenkategorieen festgerannten Masse der Aerzte wird eine Lehre gepredigt, die ihrer Meinung von der Herrschaft über die Natur schmeichelt, die ihnen das Denken und theoretische Forschen, ja alle physiologische und pathologische Kenntnifs erläfst, und nichts weiter von ihnen verlangt, als dafs sie die Erscheinungen des kranken Körpers und die Wirkungen der Arzneimittel aufs sorgfältigste bis ins äufserste Detail beobachten, ihre Arzneien einfach in kleinen und seltenen Gaben, und aufserdem eine strenge Diät anwenden sollen. Es sammeln sich um Hahnemann eine Menge von Schülern, der Mehrzahl nach junge Männer ohne Erfahrung, oder empirische Köpfe ohne wissenschaftliche Bildung, d. h. gerade eine Klasse, die am vielgeschäftigsten den Kranken zu bestürmen pflegt, und der am ersten das zweischneidige Schwerdt der Arznei aus den Händen gespielt werden mufste. Diesen Aerzten gelangen nun, ihnen selbst am unerwartetsten, die glücklichsten Heilungen, und es liefs sich nicht in Abrede stellen, dafs hier das Wort von den geistig Armen seine Geltung fand. Anderseits aber sehen sich die Gegner der Homöopathie zu dem Geständnifs gezwungen, dafs die vielen gelungenen Kuren derselben zwar thatsächlich anzuerkennen, jedoch nicht den Arzneiverordnungen, sondern der ungestörten Selbsthülfe der Natur zuzuschreiben seien. So ist denn bei beiden Parteien die Naturheilkraft und die exspektative Methode wieder in ihr Recht eingesetzt.

Sobald es aber zu diesem Extreme gekommen, und die arzneiliche Anregung auf ein blofses Riechen an einer materiell nicht mehr vorhandenen Arznei reducirt worden war, konnte den Anhängern Hahnemanns die Bedeutung ihres Heilverfahrens nicht mehr verborgen bleiben, und mufste sofort eine Spaltung in der homöopathischen Schule eintreten. Die neue Partei, an ihrer Spitze die in altsächsischer klassischer Gelehrsamkeit gebildeten Leipziger Aerzte, zurückgehend auf die ursprünglichen Sätze Hahnemanns von den unzureichenden Mitteln der Natur, behaupteten, dafs dem leisen exspektativen Verfahren eine Grenze gesteckt, einerseits die homöopathische Arznei in gröfseren und weniger seltenen Gaben, andererseits auch die antipathische und allopathische Methode öfter angewandt werden müfste. Dagegen erklärte die andere von Hahnemann selbst begünstigte Partei, hauptsächlich aus denen bestehend, die sich den naturphilosophischen Bestrebungen angeschlossen hatten: jener Nothruf nach antipathischen Mitteln erwecke den Verdacht einer unzulänglichen Kenntnifs der Naturheilkraft; sie sei überzeugt, dafs da, wo ein vollkommnes Zusammenwirken aller Heilkräfte des Organismus Statt habe, die Krankheit nicht wohl durch ein Arzneimittel, sei es auch das beste, schneller geheilt werden könne. Eine Arzneikraft könne unmöglich dem Organismus befreundeter sein, als die ihm inwohnende Heilkraft. Es sei der Fall, dafs Krankheiten auf diesem Wege eben so schnell, und oft schneller, als durch die vorzüglichsten

Heilmittel beseitigt werden. Dies gelte namentlich vom Entzündungsfieber, wo die Reaktionen zwar stürmisch, aber meist regelmäfsig und kraftvoll seien, und der Arzt als blofser Beobachter die Natur ihrem eigenen Walten füglich überlassen dürfe. Habe man aber die Natur als ihre eigene Retterinn kennen gelérnt, so möge man auch die Wege, die sie zu solchem Behufe einschlage, genauer studiren, die Reaktionserscheinungen von den eigentlichen Krankheitserscheinungen unterscheiden lernen, um sodann in Fällen, wo die Natur selbst nicht gehörig mitwirke, ein ähnliches Verfahren künstlich eintreten zu lassen. Auf diese Weise werde man allmälig zum Besitze einer positiven Medicin gelangen und einsehen, wo man die Natur walten zu lassen, und wo man sie nachahmend künstlich einzuschreiten habe. Wenn aber die verschiedenen therapeutischen Methoden durch die verschiedenen pathologischen Ansichten vom Krankheitsprocesse bedingt seien, so entspreche das Hahnemannsche Princip der Aehnlichkeit durchaus der Tendenz des Organismus, seine eigene Reaktion gegen einen äufsern Eingriff, das ist eben seine Krankheit, durch eine neue Reaktion von selbst wieder aufzuheben. (cf. Kammerer in Ulm: die Homöopathik heilt ohne Blutentziehung. Mit einer Vorrede von Hahnemann.)

Dem Leser wird hierbei die Bemerkung nicht entgangen sein, wie die Hahnemannsche Lehre, die ihrem Wesen nach nur praktisch ist, und alle theoretische Voraussetzung verwirft, schliefslich auf die Nothwendigkeit verweiset, zuvörderst die *Theorie* des Krankheitsprocesses in's Klare zu bringen, um daran das praktische Verfahren erläutern, und die Gränze der homöopathischen Methode sicher stellen zu können. Auf diese Weise sehen wir den mit so vieler Erbitterung, und dem blinden Ungestüme des praktischen Bedürfnisses geführten Kampf der neuen und alten Schule innerhalb der erstern selbst, und zwar auf einen wissenschaftlichen Boden verlegt, wo er seine ruhige Erledigung durch eine geläuterte aus der Praxis herausgebildete Theorie nothwendig finden mufs. Es ist die *Theorie der Naturheilkraft*, die gegenwärtig zu Gerichte sitzt und beiden Parteien ihr Recht und ihr Unrecht, gehörig motivirt, zuerkennen wird. An dem Erkenntnisse aber wird sich erweisen, dafs der Kampf der Homöopathie und Allöopathie ein unumgänglicher Procefs war, den der Geist der Medicin eingehen mufste, um zu seiner Wahrheit und Einheit mit sich selbst, zu einem Abschlusse zu gelangen, der die ächte Durchdringung der Theorie und Praxis, somit ein *physiatrisches* System ist, das alle früheren geschichtlichen Stufen, Theorieen und Heilungsmethoden in sich begreifen, und weil es die Sympathie des gesunden und kranken Lebens überall entwickelt, das System *der sympathischen Medicin* genannt werden wird.

Einen dankenswerthen Beitrag zur Entscheidung der Streitfrage liefert Hr. Schrön in der zur Relation uns vorliegenden Schrift. Ref. begrüfst diese Schrift gleichsam wie einen persönlich unbekannten Freund, auf dessen Ankunft man vorbereitet, mit dessen Tendenz man bereits vertraut war, und mit dem man sich sogleich versteht, obschon seine Manieren etwas Fremdartiges haben, woran gelegentlich zu erinnern gestattet sein mag. Um jedoch Letzteres sofort hier abzuthun, wollen wir bemerken, dafs der Verf. sehr in den überschwenglichen Ton einstimmt, der durch die Arbeiten Jahns neuerlich aufgekommen ist. Diese belletristisch geistreiche, lockere, im ganzen Gebiete der Literatur herumspringende, fortwährend die Ansichten dieses und jenes „trefflichen, göttlichen, unsterblichen Forschers" herbeiziehende Manier sagt den wissenschaftlichen, auf stetigen Fortgang und strenge Entwicklung gerichteten Anforderungen unserer Zeit nicht mehr zu. Wir lieben ein solches Benutzen der Geschichte nicht mehr, weil wir von der Geschichte selbst eine lebendige Anschauung gewonnen haben, weil sie uns nicht mehr als eine Sammlung der Ansichten Einzelner, sondern als ein organisches Ganze gilt, innerhalb dessen jede Ansicht nur insofern Wahrheit hat, als sie sich an ihrer richtigen Stelle befindet. Dagegen bringt es die eben gerügte nach Autoritäten herumsuchende Behandlungsweise gerade mit sich, dafs man umgekehrt aller Auktorität sich zu entschlagen und unhistorisch zu werden, Gefahr läuft.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 109.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1837.

Die Naturheilprozesse und die Heilmethoden. Ein Beitrag zur gründlichen Würdigung Beider und zur Ermittelung ihres wesentlichen Zusammenhanges von Dr. F. L. Schrön.

(Fortsetzung.)

„Auf eine Auktorität," heifst es dann (S. 8) „können wir uns, da so verschiedene allerwegen durch tüchtige Männer repräsentirte Ansichten obwalten, bei unseren Forschungen durchaus nicht verlassen. Es bleibt uns nichts übrig, als unbestochen von fremden Ansichten sowohl, als von selbstgefertigten apriorischen Hypothesen, von der *Anschauung* auszugehen, und Schritt für Schritt ohne Sprünge und unerwiesene Praesumtion synthetisch weiterzuschliefsen." Auf diesem Wege, wobei der Verf. vergifst, dafs die ganze Art seiner Anschauung, vollends aber des Weiterschliefsens und des übrigen sich hineinmischenden Räsonnements auch nichts anderes, als eine beliebige Voraussetzung und präsumirte Vorstellungsweise *seiner* Zeit ist, gelangt er ebenfalls zu einer *eigenthümlichen* Ansicht, die auf Geltung Anspruch macht, und freuet sich nachträglich (S. 35) sehr naiv darüber, dafs Aehnliches, wie die Geschichte aller Zeiten zeige, doch auch von Andern vermuthet worden.

Wäre es aber dem Verf. wirklich Ernst damit gewesen, von aller Praesumtion fremder und eigener Meinung abstrahiren zu wollen, was hätte er dann wohl gethan? Er hätte sich zu den Anfängen der Wissenschaft überhaupt, zu der *reinen* Anschauung des *heraklit-hippokratischen* Standpunktes, der das Werden, die Bewegung, das ἐνορμῶν, und nichts Specielles weiter, enthält, zurückbegeben und von hier aus den ärztlichen Gedanken, wie er sich in der Geschichte Schritt vor Schritt entwickelt hat, begriffsmäfsig verfolgt. So würde er bis zur Höhe des gegenwärtigen Standpunktes sich fortgearbeitet und eine Ansicht gewonnen haben, die nicht mehr eine eigenthümliche Meinung und subjektive Behauptung geblieben, sondern eine objektive Annahme und Theilnahme an der allgemeinen Wahrheit geworden wäre. Er würde dann mit gröfserer Klarheit, als es jetzt bei ihm der Fall ist, gefunden haben, dafs es in der Geschichte der Medicin vernünftig und mit logischer Consequenz hergegangen ist, würde diese objektive Vernunft der Geschichte als seine grofse Autorität und als die nothwendige Voraussetzung des Wissens anerkannt und endlich begriffen haben, inwiefern die verschiedenen Stellungen des ärztlichen Gedankens die verschiedenen Durchgangsstufen und Momente des ärztlichen Objektes selber bilden. Da der Verf. denn einmal, wie es auch recht ist, von vorn anfangen, von der Biologie zur Pathogenie, von da zur Nosologie und Therapie systematisch fortschreiten wollte, so hätte er auf die angegebene Weise verfahren, und zuvörderst um eine gründliche und philosophische Einsicht in den Gang der Geschichte sich bemühen müssen. Dann würde er den guten und an sich wahren Grundgedanken seiner Schrift auch ausgeführt und hinter seinem Ideale, wie er freimüthig selbst bekennt, nicht zurückgeblieben sein. Wir glauben aber Hrn. Sch. auf diesen Mangel um so eher aufmerksam machen zu dürfen, je mehr wir über seine wissenschaftliche, und defshalb nichts weniger als partikuläre, Ansicht, „dafs Alles, was die Geschichte der Medicin biete, theils als Durchgangsform, theils als erspriefsliches Glied zum Ganzen der Heilwissenschaft von grofsem Werth sei" uns gefreuet haben, und dabei nur wünschen, dafs er dieselbe mit gehöriger Kenntnifs und Gewandtheit begründen und ausführen möge.

Die Tendenz des Verfs. ist in der Vorrede, die zuletzt geschrieben als der gereifteste Theil des Buches erscheinen kann, bestimmt ausgesprochen. „Es liegt offenbar," sagt Hr. Sch. S. IX, „in der Zeit und

ihrer Tendenz, die feindlichen Parteien einander zu nähern, und nicht allein ein freundlicheres Verhältnifs unter den Anhängern beider Theile zu Stande zu bringen, sondern das Gut jeder Partei für die Glieder der entgegenstehenden zugängig zu machen." — Wenn eine Vereinigung zweier Parteien im Werke ist, eignet sich zuvörderst jede von der andern dasjenige an, was ihr gut und brauchbar scheint. Es bildet sich eine Eklektik, eine schwankende Mitte, die eine Vermischung der beiderseitigen grofsen Standpunkte und ein Verstümmeln derselben ist; eine monströse Uebergangsform ohne entschiedenen Charakter und dauernde Berechtigung. Das unmittelbare Bedürfnifs, die Noth des Augenblickes, die Zufälligkeit des Ausgangspunktes u. s. w. rufen dergleichen „Mischlingssekte" hervor, die als eine erste empirische Stufe zur Vermittelung der Extreme in ihrer Indifferenz eben auch eine Weile gelten mag. Das Weitere aber ist, dafs der *rationelle* Gedanke sich des Gegenstandes bemächtigt und die Ausgleichung zu bewirken sucht. Er thut dies auf seine Weise zunächst dadurch, dafs er sich gegen jene empirische Stufe der Vermischung wendet und den charakteristischen *Unterschied* der Homöopathik einerseits und der Antipathik und Allöopathik andererseits feststellt, beide in ihrer Wahrheit und Wesenheit anerkennt und neben einander bestehen und gelten läfst. S. XII „Es mufs eine antipathische, eine „heteropathische und homöopathische Heilmethode ge„ben, so unwesentlich und entbehrlich auch diese Na„men sind, und jede mufs durch Beibehaltung ihres „naturgemäfsen Charakters das bleiben, was sie ist. „Die Antipathik kann nicht verschnitten werden zu „einem Dinge, das nach Verlust seiner Eigenthümlich„keit der ebenfalls verschnittenen Homöopathik ähn„lich sieht. — Die Antipathik mufs vermöge ihres „Verhältnisses zur Naturheilkraft ihre grofsen und oft „wiederholten Gaben behalten, so wie auf der andern „Seite die mit specifischen Mitteln die Naturheilkraft „nur unterstützende, nicht vertretende Homöopathik „kleinere und seltener verabreichte, aber nicht über„sinnlich kleine und nur einmal zu nehmende Gaben „sich vorbehalten mufs. Die Antipathik kann durch„aus nicht mit specifischen, dem concreten Falle pa„thogenetisch verwandten Potenzen operiren, so wie die „Homöopathik nie nach allgemeinen Indikationen und den „ihnen entsprechenden Mitteln einschreiten kann." —

Die Aerzte müssen sich überzeugen, „dafs sämmtliche drei Heilmethoden auf Naturheilprocessen beruhen, dafs die eine Methode diesem, die andere jenem Naturheilprocesse" entspricht. Defshalb „kann eine Vereinigung der einzelnen charakteristisch und in ihrer Grundidee verschiedenen Heilmethoden nur in der Art vor sich gehen, dafs der Arzt ihre Kenntnifs in sich vereint und vorurtheilsfrei für den concreten Fall — je nach der Erkrankungsform und den Stadien der Krankheit — diejenige handhabt, welche die passendste ist." Auf diese Weise kann es das Ansehen haben, als sei der rationelle Gedanke gekommen, nicht sowohl zu vereinigen, als zu scheiden, und äufserlich zwischen den Parteien zwar Frieden zu stiften, aber die Trennung und den Widerspruch in die Praktik jedes Einzelnen zu verlegen und innerhalb der Natur selbst zu fixiren. Wir dürfen jedoch hierbei nicht übersehen, dafs, wo es zu einer *Entscheidung* und endlichen Verknüpfung zweier Extreme kommen soll, vor Allem die Eigenthümlichkeit und das gegenseitige Verhalten beider genau und fest bestimmt, und die in der Natur aus einander fallenden Momente vorläufig auch in der Betrachtung streng aus einander gehalten werden müssen. Eine weitere Frage ist freilich diese, ob am Ende ein allgemeiner Standpunkt sich werde finden lassen, auf dem „das wesentlich innere Band, wodurch die verschiedenen Heilmethoden zusammenhängen" als ein noch wesentlicheres nachgewiesen werden, und die Vereinigung in der Art Statt haben wird, dafs sich ergiebt, wie ein jeder der verschiedenen Heilungsprocesse der Natur (und somit auch der Kunst) den ihm entgegenstehenden zugleich mit in sich schliefst und zugleich mit in Wirksamkeit setzt. Ref. glaubt aber, auf diese Frage hier nicht weiter sich einlassen zu dürfen, da sie jedenfalls über die Schrift des Hrn. S. hinausliegt und überhaupt das Bedürfnifs nach ihrer Beantwortung zur Zeit noch nicht besonders rege geworden ist. Vielmehr kommt es *gegenwärtig* und fürs Erste in der Wissenschaft nur darauf an, dafs die Wege, deren sich die Natur zur Heilung der Krankheiten bedient, speciell und ihrer *Verschiedenheit* nach aus einander gesetzt, und den Aerzten gezeigt werden mufs, wie die Verschiedenheit der Heilmethoden darauf begründet und „keine der letzteren als überflüfsig oder gar unsinnig zu betrachten sei."

Bei den Untersuchungen über die Entstehung und

Selbstheilung der Krankheiten, womit sich dieser erste Band beschäftigt, konnte der Verf. das Jahn'sche Werk als unmittelbare Vorarbeit benutzen. Ref. beschränkt sich darauf, den Hauptpunkt anzugeben, wo Hr. Schr. über Jahn hinausgeschritten, und somit die wissenschaftliche Erkenntnifs weiter gefördert hat. In dieser Beziehung ist das Wichtigste, dafs der Verf. die Reaktion des Organismus gegen die Beeinträchtigung seiner Norm als die Krankheit desselben, diese mithin als einen Heilungsprocefs begreift; während bei Jahn die Krankheit bestimmt wird als ein selbstständiger Lebensprocefs und niederer Organismus, als eine Afterorganisation, die sich im Gegensatze zum Ganzen, an dem sie sich entwickelt hat, zu erhalten sucht, wogegen aber dieses Ganze kraft seiner Selbsterhaltungsthätigkeit seine Reaktionen richtet und als ein höherer Lebensprocefs den feindlichen niedern überwindet. „Ich mufs mich wirklich wundern," sagt der Verf. S. 165 u. ff., „wie F. Jahn, der dem Naturheil-„processe ein so tiefes Studium geweihet, und eine „so umfassende Einsicht in ihn gewonnen, nicht zu der „Ueberzeugung gezwungen worden: die Krankheit sei „ein Heilprocefs; — wie er annehmen kann, es trete „zur bereits fertigen Krankheit erst die Reaktion des „Organismus hinzu. — Aus dieser Ansicht von der „Krankheit, als einem selbstständigen Individuum re-„sultirt für die Behandlung nothwendig dieses, dafs „wir den Krankheitsprocefs als etwas an sich dem Le-„ben Schädliches betrachten, und seinen Heiloperatio-„nen entgegenarbeiten müfsten. Dafs dieses Verfah-„ren aber ein falsches sei, hat Jahn in seinen beiden „Büchern vielfältig selbst bewiesen."

Da aber diese einseitige und sich widersprechende Ansicht aus dem Festhalten an einer einseitigen Richtung der Krankheit selbst, so wie aus Jahn's ganzer wissenschaftlicher Stellung resultirt, so ist letztere vielmehr näher zu untersuchen und hier kürzlich anzugeben. — Die Jahnschen Arbeiten sind die letzten Ausläufer der aus der Schellingschen Philosophie hervorgegangenen medicinischen Theorie. Diese hatte die Tendenz, die Einheit der Gegensätze zu vermitteln, so namentlich die Einheit des gesunden und kranken Lebens als eines flüssigen und ineinandergreifenden Processes zu erkennen. Da ihr aber die *Methode* des Fortganges fehlte, so konnte sie nur zu einer *Indifferenz* der Gegensätze gelangen, bewegte sich nun theils geistreich, theils abentheuerlich, auf beiden Seiten *abwechselnd* herum, und begleitete auf diese Weise die Gegensätze wohl bis auf ihre letzte Gränze, ohne aber diese wahrhaft überschreiten zu können. Die Elemente blieben unverbunden neben einander; das, wodurch sie zusammengebracht wurden, war nicht ihre innere Dialektik, sondern eine äufserliche Versicherung, ein sinnliches Bild, eine leichte *belletristische* Wendung. — Hatte man nun die Krankheit als eine eigenthümliche, nach den allgemeinen Gesetzen der Natur zweckmäfsig verlaufende Lebensform aufgefafst, so wurde diese Ansicht weiter dahin bearbeitet, dafs man der Krankheit Selbstbestimmung und Selbstzweck zuerkannte. In diesem Sinne konnte Jahn eine Naturgeschichte der Krankheiten schreiben, und Stark die Behauptung aufstellen: die Krankheit könne nicht ein sich selbst zerstörender Procefs genannt werden. Hiermit hatte sich die naturphilosophische Medicin auf den Standpunkt des Empirismus gestellt, der die Krankheit als Individuum, d. h. als ein ungetheiltes Ganze betrachtet und ihren innern Widerspruch und Gegensatz, die *in ihr selbst* thätige Gesundheit, nicht anerkennt. Wefshalb denn auch Kieser gegen die Individualität der Krankheit neuerlich Einspruch that. Aber diese Einseitigkeit widerlegt sich von selbst, sofern man sie nur ernstlich beim Worte hält und das, was wahr an ihr ist, zugesteht; durch diese Extravaganz, womit die Krankheit den *Schein* einer selbstständigen Thätigkeit annimmt, und Zweck ihrer selbst sein will, geschieht es gerade (und ist es historisch geschehen), dafs sie sich am ersten als ihren eigenen Zerstörungsprocefs zu erkennen giebt. Es ist wahr, dafs die Krankheit der Abfall einer einzelnen Lebensrichtung, das einseitige Hervortreten derselben aus dem Verbande des Ganzen ist; es ist wahr, dafs die krankhafte Partie in ihrer besondern Existenz im Gegensatze zum Ganzen sich zu erhalten und dieses sich zu assimiliren sucht. Mit solchem *Assimiliren* giebt sie aber die erste Bedingung ihrer Existenz, nämlich die Absonderung und Entfremdung vom Ganzen, auf. Indem sie sich als Mittelpunkt setzt und die gesund gebliebenen Partien in *Mitleidenschaft* zieht, erregt sie organische Sympathieen, theils specielle, theils allgemeine, die sich (wie Jahn so bedeutungsvoll und vortrefflich nachgewiesen hat) als Reaktionen gegen sie selbst kehren und ihre krankhafte Thätigkeit schwä-

chen und ableiten. So zeigt sich, dafs die Krankheit in ihrem Streben, sich selbstständig zu erhalten, vielmehr sich preisgiebt und aufhebt, dafs sie mithin nicht ein Selbstzweck und ein fertiger Organismus, sondern das *Mittel* ist, dessen sich die organische Thätigkeit zur Selbsterhaltung gegen eine Schädlichkeit bedient, und zwar dann bedient, wenn sie die mehr *unmittelbare* Assimilation der Schädlichkeit zu vollführen nicht im Stande ist. Es ist also die gesunde *allgemeine* Thätigkeit des Organismus, die durch einen Reiz sollicitirt und dagegen reagirend

a) sich die Krankheit als eine *besondere* Thätigkeit entgegensetzt, diese aber

b) durch deren extremes und extravagantes Treiben, wodurch dieselbe den *Anschein* gewinnt, als ob sie die allgemeine Thätigkeit sei, sich überbieten und aufheben läfst, und

c) auf diesem Wege der Vermittlung zu ihrer unmittelbaren Einheit zurückkehrt und als Ganzes sich wiederherstellt.

Es leuchtet ein, dafs das gesunde Leben, indem es diesen Wechsel seiner Thätigkeiten durchläuft, keinen andern Zweck hat, als sich zu erhalten, nichts anderes producirt, als eben sich selbst, d. h. sich reproducirt. So ist es Zweck seiner selbst. Der Zweck, die Reproduktion ist die *Seele* seiner Bewegungen, nicht blos das Resultat, welches diese Bewegungen erreichen, wie in der antiken Medicin, sondern ebenso sehr der Anfang und die Mitte derselben. — Die Auffassung der Krankheit als einer besondern Lebensform beginnt mit Paracelsus und Helmont. Die antike Medicin hat es nicht bis zu solchem Gegensatze bringen können; erst der christliche, näher der christlich-protestantische Geist konnte sich in diese Entzweiung vertiefen, aber dieselbe auch ertragen und wieder ausgleichen.

Die antike Medicin von Hippokrates bis Galen ist ihrem Wesen nach *Theorie*; physiologische Anschauung der Einheit aller Natur; Betrachtung des Menschen ἐν τῷ εἴδει τῆς ὅλης φύσεως, wie Plato von Hippokrates sagt. Sie geht aus von der Harmonie der Gesundheit; die in sich einige und widerspruchslose Gesundheit scheidet die durch die Qualitäten der Aufsenwelt unmittelbar ihr zugefügte Störung durch einfachen Gegensatz von sich aus. Die Bestimmbarkeit der Krankheit durch die Gesundheit, die *Bewegung* der Natur zur Wiederherstellung ihrer Harmonie macht den Charakter der hippokratischen Medicin aus, die schliefslich in dem Römer Galen zur *physiologisch-pathogenetischen* wird, d. h. den Begriff des Zweckes und der Krankheitsanlage in sich aufnimmt *).

Die *moderne Medicin*, von Paracelsus bis Hahnemann, ist ihrem Wesen nach *Praxis*, Nosologie, Feststellung der Gegensätze und Individualitäten in der Natur. Sie geht von der Krankheit, deren Nothwendigkeit und Gesetzmäfsigkeit aus; sie fängt da an, womit die antike geschlossen hatte: mit der Anlage, dem Keime der Krankheit, den die Gesundheit in sich hat. Sie läfst diesen Keim sich bethätigen, zu individuellem Leben sich entwickeln; sonach stehen im erkrankten Körper zwei Leben kämpfend sich gegenüber, das der *Krankheit* und das der *Gesundheit*. „Der Mikrokosmus ist selbander in der Krankheit, hat zween Korpus zu gleicher Zeit in einander verschlossen" (*Paracelsus*). Ja die Krankheit gilt als das stärkere und herrschende Leben; der Arzt beherrscht und tilgt die Krankheit, ist magister naturae, indem er die Gesundheit unterstützt, das ihr Homogene, das arcanum simile ihr zuführt. —

*) Folgende Stelle aus einer noch ungedruckten Schrift des Ref. mag hier als Erläuterung beigefügt werden. „Hier (bei Galen), an dieser Gränze der antiken und modernen Medicin, wird die Krankheit als das endliche Moment in das unendliche, in die Gesundheit, selbst aufgenommen, die Bedingung ihrer Genesis zugleich in der innern Beschaffenheit und Anlage des Körpers gefunden und die Bemühung, sie zu entfernen, nicht mehr als ein unmittelbares Ausscheiden, sondern als ein Eingehen der Kräfte in die Krankheit, als eine Zweckthätigkeit verstanden, die einen Theil ihrer selbst zur Besiegung des Objektes verwendet. Denn sobald, wie bei Galen, die *Zweckmäfsigkeit* in der Bewegung anerkannt wird, kann nicht mehr von einfachem Ausschliefsen allein die Rede sein; wir sind damit sogleich auf das Gebiet des Organischen versetzt, wo eine Reihe von Vermittelungen durchlaufen werden mufs, um die einfache Schlufswirkung zu ergeben. Denn der Zweck bewegt sich in einem Systeme von Schlüssen. Sonach sind wir durch Galen selbst aus der antiken Medicin in eine neue Epoche hinüber befördert, die wir als die der organischen Medicin bezeichnen müssen. Der Zweckbegriff war der äufserste Punkt der Galenischen Theorie; die tiefere Ergründung und weitere Exposition dieses Begriffes gehört dem christlichen Geiste an.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 110.

Jahrbücher

für

wissenschaftliche Kritik.

December 1837.

Die Naturheilprozesse und die Heilmethoden. Ein Beitrag zur gründlichen Würdigung Beider und zur Ermittelung ihres wesentlichen Zusammenhanges von Dr. F. L. Schrön.

(Schlufs.)

Ist aber die Krankheit selbst ein Leben, und somit zur Gesundheit erhoben, so ist dadurch die Gesundheit zur Krankheit herabgesetzt. Sonach stehen sich im erkrankten Körper nicht Gesundheit und Krankheit, sondern zwei Krankheiten gegenüber. „Der ganze Vorgang ist nichts als Leiden;" (Hahnemann) der Organismus ist in seiner ganzen Totalität leidend, in seiner ganzen Existenz verändert, und kann demnach nicht aus sich selbst seine Gesundheit wiederherstellen. Der Arzt hat dieses zu vollbringen, indem er die Krankheit unterstützt, das Homogene, das homöopathische Medikament ihr zuführt. So fällt alle Thätigkeit auf die Seite der Krankheit; diese kann nur durch sich selbst geheilt werden, und es ist dem Wesen nach das physiatrische Princip erreicht, dafs die Krankheit ihr eigener Heilungsprocefs sei.

Der gegenwärtige Standpunkt, für den das System zur Zeit noch unter grofsen Kämpfen und Geburtswehen gesucht wird, ist der *physiatrische*. Er mufs zum System sich abrunden, Durchdringung der Theorie und Praxis werden, so dafs die Theorie ebensosehr Voraussetzung als Resultat der Praxis ist. Wir gehen aus von der hippokratischen Theorie, von der Harmonie der Gegensätze, dem Werden, der Bewegung; weisen nach, wie ein Zweck in dieser Bewegung ist und kommen dahin, den animalischen Körper als Zweck seiner selbst, als Organismus und Individuum zu erkennen, das sich im Gegensatze zur Natur, in der Spannung gegen seinen Gattungsbegriff, zu erhalten strebt, dadurch aber den Widerspruch gegen sich selbst, den Keim der Krankheit in sich aufzeigt. 'Επ' ἄκρον εὐεξίαι σφαλεραι — Sanitas athletica sanitas morbosa!

Demnächst erkennen wir, wie der Organismus im Conflikte mit der Aufsenwelt jenen seinen Krankheitskeim zur Entwicklung bringt. Dabei zeigt sich, dafs, indem der Organismus als Einheit gegen die ihm zugefügte äufsere Beschränkung reagirt, diese hierdurch nicht aufgehoben, sondern erst recht befestigt, verselbstständigt und herangezogen wird. (Ein schneidendes Instrument verwundet, *trennt* einen Theil; die Reaktion geschieht so, dafs Gefäfse, Nerven, Zellgewebe sich zusammenziehen: die Wunde *klafft*, d. h. die Trennung ist durch die Reaktion erst vollständig gemacht. Oder ein Narcoticum beschränkt die Empfindung einer Nervenpartie, dagegen bethätigen sich die dazu gehörigen motorischen Nerven: die Empfindungsthätigkeit wird dadurch erst herabgedrückt.) Das auf die Ausscheidung des fremdartigen Reizes gerichtete Streben des Organismus ist also für's Erste nichts anderes, als die lokale, krankhafte Reizung selbst. Das hiermit übereinstimmende ärztliche Verfahren ist das hippokratisch-diätetische: Vermeidung dessen, was die Natur in ihrem Ausscheidungsakte stört, Zuführung dessen, was ihr *homogen* ist.

Diese primäre Reaktion, wodurch der Organismus das Fremdartige erst in sich aufgenommen und zu einer hervorstechenden Qualität seiner selbst gemacht hat, entfernt derselbe wieder, indem er eine zweite Reaktion nachfolgen läfst, die das *Gegentheil* der ersten ist. „Der Organismus", sagt Hr. Schr., „stellt sein gestörtes Gleichgewicht wieder her durch Hervorrufung eines dem aufgedrungenen Zustande *entgegengesetzten* Zustandes." (S. 201). (In Bezug auf obige Beispiele: Ausdehnung der Gefäfse, Auflockerung des Zellgewebes, Ausfüllung der getrennten Stelle mit plastischer Lymphe; — Nachwirkung gegen das Narcoticum: gesteigerte Empfindlichkeit, verminderte Ener-

gie der Bewegung.) Die hierher gehörige Heilmethode ist die Galensche: Beschänkung der hervorstechenden Qualität durch eine Arznei von *entgegengesetzter* Qualität.

Aber die sekundäre Reaktion, das Gegentheil der primären, ist ebensosehr lokal, als diese, ebensosehr ein einseitiges Hervortreten einer Qualität des Ganzen. Wenn der Organismus in der Erstwirkung als ein Individuum sich der äufsern Natur entgegensetzte, so hebt er in der Nachwirkung diesen Gegensatz wieder auf, und bethätigt somit seinen Gattungsbegriff, d. h. die in ihm verschlossene Krankheitsanlage. Die sekundäre Reaktion ist mithin selbst eine Krankheit, und zwar eine um so selbstständigere, da sie sich aus der innern Anlage entwickelt hat und zu individuellem Leben fortzugehen und sich auszubreiten strebt. Es erhellt, dafs auf diesem Punkte der Kampf zwischen Krankheit und Gesundheit, zwischen der lokalen und allgemeinen Thätigkeit, erst recht beginnt, und dafs das Spiel der Reaktionen in umgekehrter Weise, als bisher, sich wiederholen mufs. Die lokale Reaktion wird excessiv, unterdrückt die normale Funktion, isolirt sich vom Verlaufe des Ganzen und setzt dieses in Mitleidenschaft, indem es wie ein fremdartiger Reiz dasselbe berührt. (Im obigen Beispiele: heftiges Zuströmen des Blutes zur getrennten Stelle, Unterdrückung der Lymphsekretion, Erweiterung der Kapillargefäfse, Stockung und angehende Zersetzung des Blutes in denselben.) Das Ganze seinerseits sucht gleichfalls gegen die sich absondernde Thätigkeit sich abzugränzen; die benachbarten Partien gerathen in vermehrte Thätigkeit und andere *speciell verwandte* übernehmen vikariirend die gehemmte Funktion. Das gesunde Leben greift das kranke in seinem Keime an, sucht es zu *verändern*, (ἀλλοιωσις) ihm sein Lebenselement zu entziehen, es zu tödten und auszuschliefsen. (Das in den erweiterten Kapillargefäfsen der entzündeten Stelle stockende Blut zersetzt sich; dagegen steigern die Venen ihre Einsaugungsthätigkeit, die Lymphgefäfse entführen dem Blute seine noch lebensfähigen Theile u. s. w.) — Diesem Punkte des Processes entspricht das *pathogenetische* Verfahren der Paracelsischen Schule, die spezifische, die metasynkritische, die *allöopathische* Heilmethode. —

Indem aber das Ganze den krankhaften Theil seiner selbst zu verändern und abzusondern bemüht ist, hat es vielmehr sich selbst verändert, die Krankheit vollends in sich aufgenommen, sich erst recht *mitleidend* gemacht. (Die von den Venen und Lymphgefäfsen eingesogenen Theile des krankhaften Blutes werden in den allgemeinen Kreislauf übergeführt und erregen denselben zu entzündlicher Expansion.) Das Ganze geht selbst in die Krankheit ein, verähnlicht sich ihr (ὁμοιωσις), nimmt den *Schein* an, als ob kein Unterschied zwischen ihm und der einzelnen Partie vorhanden sei. Der Organismus erscheint in seiner Totalität leidend; seine sämmtlichen Funktionen gerathen successiv in gesteigerte Thätigkeit. Die allgemeine Reaktion wird der Lokalreaktion *ähnlich*. Dadurch wird das Verhältnifs der Mitleidenschaft umgekehrt; wenn die vereinzelte excessive Thätigkeit das ursprüngliche Leiden war, welches das Ganze in eine zunächst oberflächliche Mitleidenschaft versetzte, so ist letzteres jetzt zum *hauptsächlich* Leidenden geworden, an dessen Bewegung jene speciell-sympathisch Theil zu nehmen hat. — Diesem Punkte des Processes entspricht das *homöopathische* Verfahren: Erregung der allgemein-sympathischen Reaktion bei chronischer, Erregung der speciell-sympathischen Reaktion bei akuter Krankheit.

„Wir haben gesehen" (fahren wir mit Hrn. Schr. fort (S. 219) „dafs jede Krankheit ursprünglich eine „örtliche Reizung ist, gegen welche anfangs immer „eine örtliche Reaktion auftritt, der sich speciell-sym„pathische Heiloperationen anschliefsen. Wird die „Schädlichkeit hierdurch nicht entfernt, überschreitet „vielmehr die örtliche Reaktion ihre Norm — im Or„ganismus sich ausbreitend — so werden die nächsten „Träger der Seele in weiterer Ausdehnung in den „Kampf gezogen, und die Heiloperationen, die sich „bei örtlicher Reaktion nur auf die zunächst bethei„ligte Stelle beschränkten, greifen im ganzen Nerven„und Blutsystem Platz. — Es entsteht ein allgemei„ner Kampf, alle physiologischen Thätigkeiten steigern „sich in gewöhnlichem Maafse." — Sind wir aber bis hieher gekommen, so leuchtet von selbst ein, dafs, wenn das einseitige Hervortreten und die Steigerung einer *einzelnen* Richtung das Wesen der Krankheit ausmachte, ein *totales* Leiden des Organismus d. h. eine *gleichzeitige* Steigerung sämmtlicher Thätigkeiten bereits keine Krankheit mehr, sondern die *Krisis* und der Ausscheidungsakt ist, vermittelst dessen die

Gesundheit die mit ihr identisch gewordene Krankheit von sich abstöfst. So sind wir zu unserm Ausgangspunkte zurückgekommen, zu der einfachen, aber jetzt *allgemeinen* Reaktion, durch die der Organismus den schädlichen Reiz sowohl, als auch seine eigene Thätigkeit, die sich mit diesem Reize eingelassen hatte, von sich ausschliefst. Der Organismus hat im Konflikte mit der Aufsenwelt seinen in ihm verschlossenen Widerspruch, die Krankheitsanlage, zur Aeufserung gebracht, dadurch mehr oder weniger von ihr sich befreiet und die Harmonie seiner Gesundheit reproducirt. Es zeigt sich, dafs der Krankheitsprozefs ein Prozefs der Assimilation ist, der nach denselben Gesetzen wie die *gesunde Assimilation* verläuft und für den dieselben *drei* oder, wenn man will, *fünf* Bestimmungen gelten, welche die antike Medizin für die gesunde Ernährung festgestellt hat: 1) die δύναμις ἑλκτική καὶ καθεκτική —; 2) δ. ἀλλοιωτική καὶ ὁμοιωτική —; 3) δ. ἐκκριτική. Wie wir aber von der Nosologie zur Physiologie, so sind wir nun auch in therapeutischer Beziehung, bereichert um den ganzen Inhalt der bisherigen Methoden, zu der Methode der *Diätetik* und *Homogeneität* zurückgeführt worden, von der wir mit Hippokrates ausgegangen waren. —

Ref. bricht hier ab — um nicht Hrn. Schr. vorzugreifen, und um schliefslich denselben auf eine Stelle seiner Schrift aufmerksam zu machen, die ihn bei fernerer Bearbeitung des Gegenstandes leicht in bedeutende Mifsverständnisse verwickeln könnte. Der Hr. Verf. unterscheidet nämlich (S. 175 u. ff.) richtig „die Heiloperationen *a*) in solche, die zur Ausgleichung und Unfühlbarmachung des erlittenen Schadens und *b*) in solche, die zur Entfernung der Noxe aus dem Organismus dienen, d. h. Reaktionen mit Erzeugung wirklicher Krankheit sind." Die ersteren aber, wohin der Verf. die Einwickelungs- und Erweiterungsprocesse, die vikariirende Thätigkeit eines Organes bei Verletzung oder Lösung eines verwandten rechnet, sollen blofs palliativ zu Erhaltung relativer Gesundheit dienen und für den Arzt unzugänglich sein. „Der Arzt kann zu ihrer Hervorrufung nichts thun — nicht in's Mittel treten und wesentlich nützen — sein Gebiet fängt erst mit der eigentlichen Krankheit selbst an" (S. 182). — In der That aber sind diese Operationen die Basis und Norm aller Heiloperationen des Organismus. Die Mitte bildend zwischen physiologischer und pathologischer Thätigkeit, sind sie gleichfalls Reaktionen, jedoch ruhig und mäfsig verlaufende, die Gränze der gesunden Assimilation nicht überschreitende. Solchergestalt kann man sie als die mehr unmittelbare Assimilation und Ausgleichung der Krankheitsnoxe bezeichnen, und man kann gerade sagen, dafs alle Therapie dahin ziele, einerseits diese Art von Reaktion, da wo sie fehlt, hervorzurufen, anderntheils die excedirende Reaktion auf diese ihre Norm zurückzuführen. Insbesondere aber erinnern wir Hrn. Schr. daran, dafs die Medizin gegenwärtig nicht mehr eine *Arzneikunde*, sondern eine *Heilkunde* ist, in welcher die *diätetische* Methode einen der wesentlichsten Bestandtheile, ja den Anfangs- und Endpunkt bildet. Aber diese Methode ist es eben, durch welche wir die besagten Heiloperationen, da wo sie fehlen, hervorzurufen und „den Schaden unfühlbar zu machen, auszugleichen" und zu *ersetzen* bemühet sind.

Dr. Hieronymus Fränkel.

LXVI.

Codex Diplomaticus Moenofrancofurtanus. Urkundenbuch der Reichsstadt Frankfurt. Herausgegeben von Joh. Friedrich Böhmer. Erster Theil. Frankfurt am Main, 1836. *XII u.* 784 *S. in gr.* 4.

Hr. Stadtbibliothekar Dr. Böhmer zu Frankfurt a. M., bekanntlich einer der ausgezeichnetsten Urkundenkenner unserer Zeit, hat uns in vorliegendem Werke die reife Frucht seiner vieljährigen und sorgfältigen, in den Archiven und Bibliotheken der freien Stadt Frankfurt und der Nachbarschaft (Darmstadt, Mainz, Wezlar u. s. w.) gemachten Forschungen mitgetheilt. Schon als Musterwerk diplomatischer Genauigkeit der öffentlichen Aufmerksamkeit in hohem Grade würdig, verdient es dieselbe noch um so mehr, als der ehrenwerthe Hr. Vf. durch gegenwärtiges Werk die Herausgabe ähnlicher, von Seiten unserer historisch werkwürdigsten Städte, als: Augsburg, Basel, Lübeck, Mainz, Nürnberg, Regensburg, Speier, Strafsburg, Wien, Worms u. s. w., zu veranlassen beabsichtigt. Und wahrlich, ist ein Privatmann, wie Hr. Böhmer, im Stande, in der Sache des Vaterlandes und seiner Geschichte seine eigne erkennend, kein Opfer zur würdigsten Durchführung und Ausstattung eines für den Einzelnen mit so bedeutenden Kosten verbundenen Unternehmens zu scheuen; so möchte es jetzo fast schimpflich erscheinen, wenn jene Städte dem gegebenen Beispiele nicht Folge leisteten und, nur um das Heute sich kümmernd, durch Vernachlässigung ihrer Urkundenschätze, das Gedächtnifs ihrer ruhmvollen Vergangenheit allmählig untergehen liefsen.

Schon seit dem J. 1614 bis zur Herausgabe gegenwärtigen Werks wurden, wie der Hr. Verf. S. V der Vorrede selbst bemerkt, in einer grofsen Anzahl sehr verschiedenartiger Werke über tausend Frankfurter (d. h. die Stadt und ihre Bewohner betreffende oder doch von Frankfurter Behörden ausgestellte) Urkunden abgedruckt; aber es geschah diefs meist mit so weniger Sorgfalt und Sachkenntnifs, dafs die Brauchbarkeit derselben dadurch ungemein gehindert wurde. Und doch beruhte, da Frankfurt gleich der ganzen Wetterau im Mittelalter keinen Geschichtschreiber besafs, alle Kenntnifs von dem Zustand der Stadt bis zum 16ten Jahrh. fast lediglich auf den Urkunden und den Acten der Archive in der Stadt und Umgegend.

Geleitet von aufrichtiger Liebe zu seiner Vaterstadt und ihrer alten Verfassung und auf das hülfreichste unterstützt von patriotisch gesinnten Mitbürgern, unternahm es daher H. Böhmer, seit dem J. 1825, durch Bearbeitung eines Frankfurter Urkundenbuchs der Geschichte seiner Vaterstadt eine bleibende Grundlage zu geben, welche von Fichard in seinem classischen Geschichtswerke über die Entstehung der Reichsstadt Frankfurt und die politischen Verhältnisse seiner Bewohner schon längst für dieselbe gewünscht hatte.

Aus dem bedeutenden Urkundenvorrathe, welchen der Hr. Vf. zu diesem Zwecke sammelte, theilt er uns in vorliegendem *ersten Theile* seines Urkundenbuchs zunächst 1026 Urkunden von 794—1400 mit. Von diesen gehören 540 dem 14ten Jahrh., 465 dem 13ten und 21 der Zeit von 794 bis 1200 an. Wir ersehen schon aus dieser blofsen Zusammenstellung, wie selten städtische Urkunden vor dem Anfang des 13ten Jahrh., und wie zahlreich sie hingegen im 13ten, insbesondere aber im 14ten Jahrh. sind. Die Ursache dieser auffallenden Erscheinung geben uns die Urkunden selbst an die Hand, indem sie uns zeigen, wie es erst von dem Ende des 12ten Jahrh. an bei dem steigenden Werthe des Grundeigenthums auch in Privatverhältnissen nothwendig und üblich ward, über Kauf, Erbe und Schenkung die schriftlichen Ausfertigungen dem mündlichen oder symbolischen Verfahren vorzuziehen. Handschlag und Zeugen gewährten keine volle Sicherheit mehr gegen Arglist und Betrug, und es wurden Beweise in Schriften gefordert, die früher nur bei öffentlichen Staatsangelegenheiten, den Verträgen der mächtigeren Fürsten und den geistlichen oder weltlichen Verhandlungen des Klerus statt fanden; wefshalb denn auch die bekannten Eingangsformeln der meisten Privaturkunden dieses Zeitraums, „dafs nur die Schriftzüge der Schwäche der menschlichen Natur zu Hülfe kommen, und der Vergessenheit das Gegenwärtige entreifsen könnten, um es unentstellt auf die Folgezeit fortzupflanzen u. s. w." *) gewissermafsen eine Entschuldigung enthalten, dafs man von dem altherkömmlichen Brauch, alles nur mündlich zu verhandeln, abgewichen sei. Da übrigens jedes Fortschreiten sich in Wechselwirkungen zeigt, so vermehrte der häufigere Gebrauch schriftlicher Ausfertigungen die Zahl der im Schreiben geübten Kleriker und Notare, und umgekehrt.

Der stets wachsende Urkundenreichthum des 14ten Jahrh. tritt noch mehr ins Licht, wenn wir bedenken, dafs bis in den Anfang desselben sämmtliche noch vorhandene auf die Stadt Frankfurt bezügliche Urkunden, von da an bis gegen Ende aber wegen der Menge des noch vorhandenen Stoffes nur eine die wichtigsten Gegenstände umfassende Auswahl, als: Verhältnifs zum Kaiser, Schicksal des Reichsguts, Landfrieden, Städtebünde, innere politische Verfassung, Zunftwesen u. s. w., in vorliegender Urkundensammlung mitgetheilt ist.

Indefs auch trotz dieser durch die Natur der Sache gebotenen Beschränkung ist dieselbe auch immer die reichhaltigste, welche von irgend einer deutschen Stadt bis jetzt existirt, indem sie *alle* Seiten des städtischen Wesens gleichmäfsig berücksichtigt. Und da Frankfurt, zugleich kaiserliche Wahlstadt, Hauptort der Wetterau und Oberhof des rheinischen Frankens, in Bezug auf politische und Rechts-Geschichte im Mittelalter eine so ausgezeichnete und für ganz Deutschland wichtige Stelle behauptete; so finden wir hier neben zahlreichen Urkunden über geistliche und weltliche Verfassung und Regierung, über Kloster- und Zunftwesen, über öffentliche und Privatrechte, neben Urkunden für die Geschichte der Topographie und der Geschlechter, der Sitten und der Kultur, neben Briefen der geistlichen und weltlichen Corporationen in der Stadt und Umgegend, so wie einzelner Personen geistlichen und weltlichen Standes, nicht nur Urkunden der Päpste und Kaiser, der Erzbischöfe von Mainz und der Landherren der Wetterau, sondern auch viele bisher gröfstentheils unbekannt gewesene wetterauische und rheinische Landfrieden *), namentlich zum erstenmal die vollständigen Verhandlungen des grofsen im J. 1254 gestifteten, von Zürch bis Köln und von Mainz bis Regensburg sich erstreckenden Städtebundes, an welchem auch Frankfurt mit den drei andern wetterauischen Schwesterstädten Friedberg, Wezlar und Gelnhausen Antheil hatte.

Von diesen Urkunden sind 700 in lateinischer und 326 in deutscher Sprache abgefafst. Die älteste deutsche ist von 1290 und wurde nach einer gleichzeitigen Kopie mitgetheilt; die späteren deutschen Urkunden folgen so: 1303 zwei, 1304 eine, 1317 zwei, 1318 eine, 1320 eine, 1321 drei, 1322 drei, 1323 fünf u. s. w.

Was den Werth dieser interessanten Sammlung um Vieles erhöht, ist die ausgezeichnete Sorgfalt, mit welcher Hr. Böhmer sowohl die Abschriften der Originale als die Revision des Druckes selbst besorgte, so dafs sie in Bezug auf Treue des Textes ohne Zweifel den besten bis jetzt erschienenen Urkundenabdrücken gleich zu setzen ist. Aufserdem wird das richtige Verständnifs der einzelnen Urkunden durch die streng chronologische Aufeinanderfolge derselben, sowie durch die den Inhalt jedesmal sehr präcis andeutenden Ueberschriften über jede einzelne Urkunde wesentlich befördert.

Auch die typographische Ausstattung des Werkes läfst nichts zu wünschen übrig. Ein schön gestochenes Titelkupfer stellt die 4 verschiedenen Siegel dar, deren sich die Stadt Frankfurt im Mittelalter bediente; eine Vignette das Siegel Kaiser Karls des Dicken nach den 2 schönen Originalabdrücken im Frankfurter Stadtarchive.

Ein *zweiter Theil* soll, um dasjenige zu beendigen, was sich der Hr. Vf. durch Ausbeutung der Frankfurter Archive für die Geschichte Frankfurts zu leisten vorgenommen hat, eine Auswahl von Urkunden des 15. Jahrh. und chronologische Register *aller* in gegenwärtigen und in andern Werken gedruckten Reichsstadt-Frankfurtischen Urkunden enthalten, nebst Bemerkungen über die Siegel und andere Eigenschaften der Originale, sowie über den Inhalt, womit der Vf. den Abdruck des Textes nicht unterbrechen wollte.

Schliefslich bekennt sich Ref. dem Hrn. Vf. für die Herausgabe seines Urkundenbuchs zu besonderem Dank verpflichtet, indem ihm bei seiner in diesem Jahre erschienenen Geschichte der freien Stadt Frankfurt der vorliegende erste Theil die trefflichsten Dienste leistete, so dafs er nichts mehr bedauerte, als dafs es ihm nicht auch möglich war, den zweiten Theil bei seiner Arbeit benutzen zu können

Dr. Georg Lange, in Worms.

---

*) Vgl. z. B. S. 20 des Urkundenbuchs: Mainz 1211 „Utilis est scriptorum memoria, que rerum memoriam conservant, et eorum seriem fideliter representant, et tam contra malignantium versutias, quam contra oblivionis caliginem cautelam adhibent et munimen;" S. 30: 1219 Nov. 26; S. 32: 1221 Nov. 25; S. 33: 1222 Mai; S. 34: 1222; S. 35: 1222; S. 41: 1223; S. 50: 1227 Juli 31 u. s. w.

*) Z. B.: 1265 Mai 6 der älteste wetterauische Landfrieden aus dem wezlarer Archiv; 1337 Mai 4 der durch seine genauen Bestimmungen merkwürdige wetterauische Landfriede der Herren und Städte bis 24. Juni 1324 aus dem frankfurter Archive; 1371 Nov. 14 Landfrieden Joh. Erzbischof von Mainz, der Herren und Städte wider schädliche Leute bis 1373 u. s. w.

№ 111.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1837.

LXVII.

Geschichte der Theorie der Kunst bei den Alten von Eduard Müller, Dr. phil. Zweiter Band. Breslau, 1837.

Es giebt eine Art der Anordnung des Stoffes nach seinen Hauptmassen, welche auf den ersten Blick für einen Autor einnimmt, weil sie dessen geistige Herrschaft über seinen Gegenstand dem Kundigen ganz unmittelbar zeigt. Darauf pflegt Ref. zuerst zu sehen. Denn trotz des Widerspruchs so mancher literarischer Kleinkrämer (an denen besonders noch die Philologie einen sehr überflüssigen Ueberflufs hat) bleibt es dennoch wahr und gewifs, dafs es in der Wissenschaft wie im Leben eine gewisse Masse von Einzelheiten und Kleinigkeiten giebt, die ihrer Natur nach gleichgültig sind, und nur durch die Art, wie man sie zu gebrauchen weifs, Bedeutung gewinnen können. Weil sie unbenutzt eher schädlich als nützlich sind — denn sie hemmen nur die Uebersicht des Ganzen, die wahre, ideelle Erkenntnifs — so ist Genauigkeit und Vollständigkeit in solchen Dingen nur ein sehr zweideutiger Vorzug eines Werkes; sicherer und gröfser ist der, ein organisches Ganzes zu sein und zu geben. Blickt man nur in die Inhaltsverzeichnisse der beiden Theile, in welchen jetzt das Werk des Verfs. vollständig vorliegt, so wird man sogleich an jener Anordnungsart diesen Vorzug seines Buches erkennen. Es ist, denke ich, das beste Lob, was man einem wissenschaftlichen Werke ertheilen kann; und in diesem Lobe will ich daher hier Alles zusammengefafst haben — das Gründliche der Forschung, das unbefangene, gesunde Urtheil, das richtige Mafs der Gedanken wie der Darstellung (der es zuweilen nur an Klarheit, Gewandtheit und Rundung fehlt) —, was ich bereits in der Anzeige des ersten Theiles Rühmliches zu sagen hatte. Zum Beweise stehe hier eine kurze Uebersicht über Inhalt und Composition des vorliegenden zweiten Bandes, woraus der Leser zugleich ersehen mag, was darin zu suchen und zu finden ist. Der erste hatte die erste Hauptperiode der Geschichte der antiken Kunsttheorie umfafst, deren Mittelpunkt Plato war. Der zweite beginnt mit dem zweiten Pole der griechischen Philosophie, mit Aristoteles und reicht bis ins dritte Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung hinab. So kommt Aristoteles, wie es ihm gebührte, als Mittel- und Gipfelpunkt der ganzen antiken Kunsttheorie auch in die Mitte des Ganzen zu stehen. Er ist der geistige Herrscher der zweiten Hauptperiode der hellenischen Bildung, welche mit ihm und seinem grofsen königlichen Zöglinge beginnt, und da endet, wo das antike Leben mit der christlichen Culturperiode sich entschieden zu vermitteln anfängt. Von ihm mehr als von Plato gehen daher die drei Hauptradien des hier zunächst darzustellenden geschichtlichen Kreises aus, nämlich 1) die Kunstansichten der Philosophen nach Aristoteles bis gegen Ende des zweiten Jahrhunderts, insbesondere der Peripatetiker (Theophrast und Aristoxenus), der Stoiker, Epikureer, Cicero's und Plutarchs; 2) die Kunsturtheile der Kritiker und Rhetoren, von denen neben den grofsen alexandrinischen Kritikern, namentlich Dionysius v. Halikarnafs, Demetrius, Quinctilian, Dio Chrysostomus und Lucian zu berücksichtigen waren; endlich 3) die uns bekannten ästhetischen Grundsätze der Künstler und Dichter desselben Zeitraumes, unter denen zunächst bildende Künstler und Dichter und unter diesen wiederum die griechischen und römischen zu unterscheiden waren, vor allen aber Horaz die höchste Stelle einnimmt. Bis in's zweite Jahrhundert erstreckt sich ungefähr die *rein* antike Geistesbildung, obwohl hier natürlich nicht scharf abzuschneiden ist. Vom zweiten Jahrhundert ab macht sich mehr und mehr christlicher Sinn und Geist geltend, und übt wiewohl noch mehr unwillkührlich und

unbewufst seinen Einflufs auch auf die antike Aesthetik aus. Der fünfte Abschnitt, obschon der Schlufs des Ganzen, bildet daher doch zugleich den Anfangspunkt für eine neue zukünftige Arbeit. In ihm nämlich treten Plotin, der ältere Philostratus und Longin auf, die Begründer einer neuen Kunsttheorie, welche, indem sie den Gedanken über die Form zu erheben suchen, zwar noch innerhalb des antiken Lebenskreises stehen, zugleich jedoch diesen Kreis bereits durchbrechen, angestrahlt von der neuen Morgenröthe des christlichen Geistes. — So schliefst das Ganze in ächt historischer Art, mit dem tragischen Untergange eines grofsen herrlichen Baues unter der fröhlichen Aussicht auf eine schönere und glänzendere Wiederherstellung. —

Dennoch bin ich nicht nur in einigen bedeutenderen Einzelheiten — Unbedeutendes lasse ich grundsätzlich weg — sondern sogar, wie der Verf. wenigstens selbst glaubt, hinsichtlich eines Hauptresultates seiner Untersuchung nicht völlig mit ihm einverstanden. Um von jenen zuerst zu sprechen, so glaube ich zunächst, dafs der Verf. Aristoteles' Aeufserung Polit. VIII, 5.: die Musik sei theils ein Spiel zur Erholung, theils ein Erziehungsmittel, theils *eine würdige Ausfüllung der Mufse*, nicht ganz richtig verstanden hat, wenn er daraus folgert: Aristoteles setze die Beschäftigung mit der Musik *über* die praktischen Tugenden oder die Thätigkeit der praktischen Vernunft. Aristoteles findet (Ethic. Nicom. I, nr. 1—7.) den höchsten Zweck, die wahre Glückseligkeit des Menschen in dem Handeln und in dem Erkennen der Vernunft, oder in der praktischen und theoretischen Thätigkeit derselben. Er stellt aber die theoretische noch über die praktische, theils ihrer gröfseren Selbständigkeit und Selbstgenugsamkeit wegen, theils weil das Handeln der Vernunft, obwohl es in und durch sich selbst die wahre Glückseligkeit gewähre, doch seiner Natur nach den Menschen nicht nur zur Erholung, sondern auch zu dem Wunsche nach *Mufse* hintreibe, und diese Mufse wiederum nicht besser verwandt werden könne als durch die *theoretische* Thätigkeit der Vernunft, weil mithin die praktische selbst zuletzt auf die theoretische hinführe. Nicht also die Mufse selbst ist höher gestellt als das Handeln der Vernunft, sondern nur deren Ausfüllung durch die *würdigste* Beschäftigung des Menschen mit dem vernünftigen Erkennen, d. h. mit der Philosophie. Eben deshalb kann keine andere Ausfüllung derselben durch irgend eine sonstige, wenn auch würdige, doch dieser *würdigsten* nicht gleichzuachtende Beschäftigung über der Thätigkeit der praktischen Vernunft oder auch nur neben ihr einen Platz finden. Sonst würde Aristoteles offenbar sich selbst widersprechen, es wäre denn, dafs er die künstlerische Thätigkeit, wenigstens Musik und Poesie in Wahrheit ganz auf dieselbe Stufe mit der Philosophie gesetzt hätte. Das aber wird der Verf. schwerlich behaupten können; wenigstens glaube ich, dafs es sich auf keine Art nachweisen oder auch nur wahrscheinlich machen läfst. Die Stelle, auf die der Verf. noch aufserdem sich bezieht, Poet. 9, 3. ed. Herm., wo A. die Poesie philosophischer als die Geschichtschreibung nennt und jener vor dieser entschieden den Vorzug giebt, ist eine schlechte Stütze. Denn das Lob der Poesie wird hier ja nur auf Kosten der Geschichtschreibung gewonnen, und der ganze Ausspruch beruht offenbar auf einer Auffassung der letzteren von Seiten einer sehr niedrigen Stufe ihrer Ausbildung, auf der sie eben noch überall am Einzelnen und Besondren kleben bleibt. Darum nennt zwar A. die Poesie philosophischer als die Geschichtschreibung; dafs er sie aber gleichwohl nicht auf dieselbe Höhe mit der Philosophie stellen wollte, geht schon aus dem Comparativ hervor: was philosophischer ist als ein durchaus Unphilosophisches, ist damit noch nicht der Philosophie selbst gleich, und was *mehr* das Allgemeine darstellt als ein anderes ganz im Einzelnen und Besonderen Befangenes, stellt damit noch nicht das Allgemeine überhaupt dar.

Vortrefflich zeigt der Verf. (p. 59 ff.), dafs in dem eben so bekannten als wichtigen Aristotelischen Satze vom Zwecke der Tragödie mit der Furcht nicht die Furcht vor dem einzelnen besondern Unglücke, das uns in unsern Verhältnissen allenfalls auch treffen könnte, sondern vor der *allgemeinen* Unsicherheit und Hinfälligkeit des menschlichen Daseins, und eben so als Gegenstand des tragischen Mitleids nicht das Einzelne, sondern mehr das *allgemeine* Loos der Menschen gemeint sei. Allein wie diese beiden Empfindungen nach A. Ansicht zugleich eine Lust, und zwar nicht blos das allen Künsten gemeinsame Gefallen an der gelungenen Nachahmung, sondern eine *besondere* Lust erregen sollen, darüber findet sich kein genügender

Aufschlafs. Denn die Reflexion, dafs wir selbst ja von den dargestellten Uebeln keineswegs berührt würden, sondern Alles ja nur Dichtung, nichts Wirkliches sei, woraus der Verf. jene besondere Lust herleiten will, diese Reflexion machen wir in der That gar nicht, wenn uns eine Tragödie wahrhaft ergreift und hinreifst. Aufserdem aber soll ja gerade diefs angenehme Gefühl der Sicherheit uns durch jene tragische Furcht geraubt, und zwar nicht blos momentan, sondern für immer geraubt, für immer in die heilige, sittliche Scheu vor aller Ueberhebung im Glück und Verzweiflung im Unglück umgewandelt werden. Sofern nun der erhebende und tröstliche Gedanke des christlichen Bewufstseins, dafs alles Leiden und Unheil, das gerade die Edelsten und Besten vernichtend trifft, nur zur Reinigung und Läuterung des menschlichen Geistes dienen solle, um ihn zum wahren ewigen Leben in Gott zu führen, in der antiken Tragödie keinen vollen Platz hatte und haben konnte; so kann hiernach jene besondere Lust, die Aristoteles dem Tragischen beimifst, nur hervorgehen aus dem *Zusammenwirken* der Furcht und des Mitleids in deren oben angegebener Bedeutung. *Zusammen* nämlich, in ihrer gegenseitigen Durchdringung und Verschmelzung erzeugen beide nothwendig eine von ihnen selbst noch verschiedene Stimmung der Seele, sie heben sich auf in die höhere Einheit eines allgemeineren, geistigeren Gefühls, das wir am liebsten Wehmuth nennen möchten, nicht jedoch jene schlaffe sentimentale Schwächlichkeit, die man gewöhnlich darunter versteht, sondern jenes erhebende Gefühl, durch welches alle Unlust, also auch die der Furcht und des Mitleids von der Seele sich loslöst, das den Hebel und Durchgangspunkt bildet, wodurch der Geist die ihn niederdrückenden Schmerzen von sich ausstöfst, und über alles besondere Leid dieses irdischen Lebens sich erhaben fühlt. Eine solche Stimmung der Seele — wer wollte leugnen, dafs sie zugleich eine Lust in sich trage? Und sofern in ihr die Furcht von der peinlichen Besorgnifs vor allen einzelnen Unglücksfällen, das Mitleid von der eben so lästigen Theilnahme an dergleichen Uebeln gereinigt, befreit wird, so enthält sie in der That auch die *κάθαρσις τῶν τοιούτων παθημάτων*, welche A. zugleich von der Tragödie fordert.

Aristoteles sagt Polit. VII, 9. nicht (wie der Vf. übersetzt): ein sehr kleines Wesen sei nicht schön, weil die Anschauung davon verwirrt werde, indem *ein Verfliefsen der Zeit dabei fast gar nicht zu merken sei;* sondern er sagt: die Anschauung davon werde verwirrt, *weil sie in einer fast unmerklichen Zeit geschehe.* Was er mit diesen allerdings dunklen Worten meint, ist, denke ich, folgendes: Wenn wir etwas sehr Kleines ansehen, so kann unser Blick auf den einzelnen Theilen wegen ihrer zu geringen Ausdehnung nicht lange verweilen; unwillkührlich gleitet er darüber hinweg, und begreift das Ganze und noch mehr als diefs in sich; wollen wir die einzelnen Theile näher betrachten, so müssen wir uns ausdrücklich dazu anstrengen, und diefs zerstört die Lust, die jedes Schöne gewähren soll. Ohne diese Anstrengung aber bleibt die Anschauung des zu Kleinen dunkel und verwirrt, was wiederum dem Wesen und dem Eindrucke des Schönen zuwider ist. Wie also unser Blick von einem solchen Gegenstande nicht ausgefüllt wird, sondern unwillkührlich mehr in sich fafst und ohne besondere Anstrengung zu schnell („in unmerklicher Zeit") darüber hinweggleitet, so wird auch unsere Seele davon nicht befriedigt, weil auch dazu eine gewisse Zeitdauer der Beschäftigung derselben mit dem Gegenstande gehört: was zu rasch an unserm Geiste vorübergeht, kann wohl einen Eindruck auf uns machen, aber keine Ausfüllung, keine Befriedigung und Sättigung des Geistes hervorbringen. Dasselbe ist der Sinn der Stelle Poet. 8, 12. in Beziehung auf die künstlerischen Darstellungen, welche (wie Musik und Poesie) in der Zeit successiv sich entwickeln. Durch Combination der beiden Stellen erhalten wir daher in der That ein neues Aristotelisches Kriterium des Schönen, nicht wie der Verf. will, blos eine Zurückweisung auf die frühere Bestimmung der Einheit des Mannichfaltigen. Denn indem A. eine gewisse Gröfse sowohl räumlich als zeitlich vom Schönen fordert (— auch das zu Grofse schliefst er nämlich aus —), so thut er diefs hiernach aus dem Grunde, weil das Schöne unsern Geist *ausfüllen*, *befriedigen*, *sättigen müsse*, — in der That ein sehr wichtiges Kriterium, das freilich auf eine sehr äufserliche, empirische Weise deducirt wird. —

Endlich beklagt sich der Verf. (p. 169), dafs A. keine genügende Auskunft über die Composition des Epos gebe, dafs er sich nicht näher erkläre über die künstlerische Einheit, die doch auch im Epos herrschen

müsse, ob es eine Einheit der Handlung sein solle (die er im Allgemeinen von jedem poetischen Kunstwerke fordert) oder welcher Art sonst. Allein wenn man die gewichtigen Bemerkungen Poet. cap. 23 scharf und genau betrachtet, so kann man über A. Meinung nicht zweifelhaft bleiben. Er sagt hier gleich im Anfang: *Περὶ δὲ τῆς διηγηματικῆς καὶ ἐν ἑξαμέτρῳ μιμητικῆς, ὅτι δεῖ τοὺς μύθους καθάπερ ἐν ταῖς τραγῳδίαις συνιστάναι δραματικοὺς* (besser: *δραματικῶς*) *καὶ π ε ρ ὶ* *) *μίαν πρᾶξιν ὅλην καὶ τελείαν, ἔχουσαν ἀρχὴν καὶ μέσον καὶ τέλος, ἵν᾽ ὥσπερ ζῷον ἓν ὅλον ποιῇ τὴν οἰκείαν ἡδονήν, δῆλον.* Er fordert mithin allerdings Einheit der Handlung auch vom Epos, aber freilich keine dramatische, in welcher nur die verschiedenen wesentlichen Momente der Einen Aktion organisch entfaltet und zusammengeordnet erscheinen, sondern eine *epische* d. h. *Eine* Haupthandlung in ihren besonderen Momenten, aber nicht *allein*, sondern *umgeben* und *durchflochten* von *mehreren* dramatisch gestalteten Mythen, also gleichsam zwei Kreise, von denen der eine um den andern herumläuft und die in gegenseitiger lebendiger Wechselbeziehung und Wechselwirkung zu einander stehen, sofern der eine den Gang einer allgemeinen, grofsen Begebenheit (des trojanischen Krieges — der Nostoi), der andere die damit unmittelbar zusammenhängenden besondern Schicksale und Handlungen Eines Helden (des Achilleus — Odysseus) in sich begreift. In diesem Sinne rühmt er an Homer, dafs er nicht die ganze Sage vom trojanischen Kriege behandelt, sondern einen Theil davon herausgehoben, in diesen aber viele Episoden aus dem übrigen eingemischt und mit seinem Gedichte verwebt habe. Dafs damit A. in der That das wahre Wesen der epischen Composition getroffen, habe ich an einem andern Orte (Gesch. d. Hell. Dicht. I, 205 ff.) näher darzuthun gesucht. Die zweite Stelle, welche der obigen zu widersprechen scheint, Poet. 23, 7: *τοιγαροῦν ἐκ μὲν Ἰλιάδος καὶ Ὀδυσσείας μία τραγῳδία ποιεῖται ἑκατέρας, ἢ δ ύ ο μ ό ν α ι· ἐκ δὲ Κυπρίων πολλαί κ. τ. λ.* dürfte durch Interpolation verdorben sein. Man werfe nur die Worte *ἢ δύο μόναι*, das Einschiebsel eines unverständigen Grammatikers, der nicht begreifen konnte, wie bei dem Reichthum an Handlungen und Begebenheiten aus der Ilias und Odyssee doch nur Eine Tragödie gebildet werden sollte, heraus; und Alles ist klar, plan und eben. Will man aber jenen Zusatz durchaus für Aristotelisch halten, so würde entweder nur folgen, dafs auch die Composition der Ilias und Odyssee nicht ganz vollkommen sei, oder man kann annehmen, dafs A. jene Worte nur aus einer gewissen Bescheidenheit oder Accommodation an die gemeine Meinung hinzugefügt habe, um doch die Möglichkeit nicht auszuschliefsen, dafs vielleicht ein Anderer finden und herausbringen könne, was er selbst nicht fand. Der allgemein gültige Grundsatz über die rechte Art der epischen Composition wird dadurch auf keine Weise umgestofsen.

*) Nicht, wie der Verf. mit Hermann liest, *παρὰ*, was freilich keinen genügenden Sinn giebt.

Und nun zu dem letzten und vornehmsten Punkte, der uns zugleich zu jenem Hauptresultate der Untersuchung des Verfs. führen wird, mit welchem Ref. nicht ganz einverstanden ist. Aristoteles sagt nämlich Poet. 26, 3 ed. Herm. (cap. 25 Tauch.): *ἀνάγκη μιμεῖσθαι τριῶν ὄντων τὸν ἀριθμὸν ἕν τι ἀεί· ἢ γὰρ οἷα ἦν ἢ ἔστιν· ἢ οἷα φασι καὶ δοκεῖ· ἢ οἷα εἶναι δεῖ.* Es fragt sich hier, wie von einem Nachahmen dessen die Rede sein könne, was sein *soll* oder *mufs*, was also doch anscheinend als ein Nichtseiendes, erst zu Producirendes gesetzt ist. Der Verf. erwidert: „dem sei nicht so; wie dem, was *äufsere* Wirklichkeit habe, eben so werde das Seinsollende auch dem, was nur im Geiste, in der Einbildung der Menschen existirt, entgegengesetzt, es sei also wenn gleich ein Geistiges doch auch ein Wirkliches, ein Reelles, ja es sei das wahrhaft Reelle, das wahre Wesen der Dinge." Allein, dafs der sonst so genaue und bestimmte Aristoteles sich so unlogisch ausgedrückt, und gerade das wahrhaft Reelle als ein blos Seinsollendes bezeichnet habe, ist doch wohl sehr unwahrscheinlich. Aufserdem giebt dann das *οἷα εἶναι δεῖ* zu dem *οἷα ἦν ἢ ἔστιν* gar keinen wirklichen Gegensatz, sofern ja doch auch in letzterem, in der äufsern Wirklichkeit jenes innere, wahrhaft Reelle stets gegenwärtig ist.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 112.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

December 1837.

Geschichte der Theorie der Kunst bei den Alten von Eduard Müller, Dr. phil.

(Schlufs.)

Andere werden vielleicht gar keine Schwierigkeit in der Stelle finden, indem sie μιμεῖσθαι mit *darstellen* übersetzen. Allein es ist noch gar nicht erwiesen, dafs μιμεῖσθαι den weiteren Sinn unseres Darstellens habe, und also auch eine Darstellung dessen, was auf keine Weise wirklich ist, bezeichnen könne. *) Allerdings ist es nicht immer ein reines Copiren, sondern wird auch gesetzt für eine freiere Nachbildung, die sich zwar nicht streng und in allem Einzelnen an ihren Gegenstand hält, doch aber im Wesentlichen immer Nachahmung bleibt; so braucht es namentlich Aristoteles öfter, wo er von der künstlerischen Nachahmung spricht, und so hat er es unstreitig auch hier gemeint. Sofern aber μιμεῖσθαι doch immer einen wirklichen Gegenstand fordert, der wenigstens im Wesentlichen und Hauptsächlichen nachgebildet wird, so ist die Schwierigkeit, die in dem οἷα εἶναι δεῖ liegt, immer noch nicht gehoben. Noch mehr. Aristoteles konnte unmöglich verkennen, dafs viele Dichter (Aristophanes — die Komiker überhaupt) weder was war oder ist, noch was in der Sage und der Meinung der Menschen lebt, sondern ganz andere, oft beiden völlig widersprechende Dinge darstellten. Unter welche von jenen drei Rubriken sollen diese Fälle gehören, wenn nicht unter die dritte οἷα εἶναι δεῖ? Und wie kann hier von einem Nachahmen auch im allerweitesten Sinne noch die Rede sein? — Ich denke, die Schwierigkeit wird sich lösen mit Hülfe der schon oben berührten Stelle Poet. 9, 3. Hier sagt A. nach des Verfs. richtiger Erklärung: „der Dichter unterscheide sich vom Geschichtschreiber dadurch, dafs er nicht das Geschehene darstelle, sondern wovon anzunehmen sei, dafs es unter gegebenen Bedingungen geschehe, nicht das Wirkliche, sondern das Mögliche, insofern es als wahrscheinlich oder nothwendig sich erweise. Die Poesie also stelle mehr das Allgemeine dar, d. h. nicht was gerade zufällig diesen oder jenen Menschen betroffen oder was er gethan, sondern was für Reden und Handlungen der Wahrscheinlichkeit oder Nothwendigkeit gemäfs von dem bestimmten Charakter eines Menschen sich erwarten liefsen" u. s. w. Das was A. hier τὰ καθόλου nennt, das Allgemeine, was nach dem Charakter eines Menschen und sofern er überhaupt Mensch ist nothwendig erscheint, ist offenbar dasselbe mit dem οἷα εἶναι δεῖ. Es ist das, was weder wirklich gewesen oder zu sein noch in der Sage und Meinung der Menschen zu existiren braucht, und was doch sein mufs; und sonach wäre nur noch der Zweifel zu lösen, ob auch in diesem Falle von einer Nachahmung die Rede sein könne. Auf die Frage, woher der Dichter denn wissen könne, dafs ein Mensch von einem gewissen Charakter und unter gewissen Verhältnissen so und nicht anders handeln müsse? würde A. antworten: daher, dafs alle Menschen von ähnlichem Charakter unter ähnlichen Verhältnissen zu allen Zeiten ähnlich gehandelt haben. Der Dichter also, indem er demgemäfs seine Personen sich benehmen läfst, ahmt allerdings das Wirkliche nach, aber nicht in seiner Einzelheit, nicht in einem einzelnen bestimmten Falle, sondern mehr in einer gewissen Allgemeinheit oder Ganzheit: er entnimmt aus den wirklichen einzelnen Fällen einen allgemeinen Typus der menschlichen Handlungsweise, aus den wirklichen einzelnen Charakteren einen allgemeinen Typus der Charakteristik überhaupt; dieser ist die Norm seiner Nachahmung oder wenn man will, diesen selbst ahmt er nach. — Das also ist der Sinn unserer Stelle: der Künstler

*) Die Stelle bei Philostr. Vita Apollon. VI, 19 ed. Olear. spricht vielmehr sehr dagegen.

(Dichter) hält sich bei seiner Nachahmung entweder an das, was wirklich war oder ist, oder an das, was in der Sage und Meinung der Menschen lebt, oder an das, was nach jenem allgemeinen Typus, normalmäfsig, sein mufs. Und in diese Erklärung stimmen noch zwei andere Stellen bestätigend ein. Die erste ist der Ausspruch des Sophokles Poet. 26, 11: αὐτὸς μὲν οἵους δεῖ ποιεῖν, Εὐριπίδην δὲ οἷοί εἰσιν (sc. ἄνθρωποι). Schon in der Recension des ersten Theils dieser Schrift habe ich zu zeigen gesucht, dafs das οἵους δεῖ ποιεῖν keineswegs heifsen solle: wie die Menschen sein müssten, also *sittlich* besser, idealischer als sie sind, sondern vielmehr: wie man sie darstellen müsse, wie sie *künstlerisch*, nach den Gesetzen der Kunst sein müssen. Nach A. ist es aber ein Hauptgesetz der Kunst, die Menschen nach jenem allgemeinen Typus zu charakterisiren, reden und handeln zu lassen; und Sophokles wirft also dem Euripides vor, dafs letzterer in seiner Charakteristik sich nur an den Geist und Charakter *seiner* eignen Zeit halte, der doch nicht aller Zeiten Geist und Charakter sei; er dagegen die Menschen jenem allgemeinen Typus gemäfs darstelle. Die zweite ist Poet. 2, 1, wo A. bemerkt: der Künstler könne die Menschen besser ἢ καθ' ἡμᾶς oder schlechter oder eben so wie sie sind nachahmen. Auch hier heifst βελτίονας ἢ καθ' ἡμᾶς keineswegs idealischer, besser als sie *überhaupt* sind, sondern nur besser als sie in *unserer* Zeit gewöhnlich sind (also z. B. heroischer, kräftiger, wie sie in ältern Zeiten wirklich waren). Auch hier also ist gemeint: dafs der Künstler stets das Wirkliche nachahme und nachahmen müsse; jedoch nicht gerade immer das, was eben gegenwärtig wirklich sei, sondern dafs er auch darüber hinausgehen könne, sofern er sich nur an jenen allgemeinen Typus des Wirklichen halte. —

Hiernach denke ich, dürfte sich meine Ansicht von dem zu niedrigen Standpunkte der griechischen Aesthetik zur Blüthezeit der Kunst, die ich mit besonderer Beziehung auf Aristoteles in der Gesch. d. Hell. Dichtk. I, 94 geäufsert habe, und die der Verf. auf Grund der eben behandelten Stellen bestreitet, doch wohl rechtfertigen lassen. In der That betrachtet auch A. überall die Kunst nur als Nachahmung der Natur und des wirklichen Lebens, — was sie freilich auch ist, aber eben nur von der einen, untergeordneten Seite. In der That ferner unterscheidet auch er die verschiedenen Zweige und Gattungen derselben nur nach den äufsern Mitteln dieser Nachahmung. Denn die scheinbare Ausnahme davon, seine Unterscheidung der Komödie von der Tragödie, wonach jene die μίμησις φαυλοτέρων sein soll, trifft ja, wie der Verf. selbst anerkennt, gar nicht das volle Wesen der Komödie. In der That endlich ist nach A. der Zweck der Kunst zunächst die ἡδονή und in dieser die moralische Besserung und Belehrung der Menschen. Denn auch jene κάθαρσις τῶν παθημάτων, auf die man neuerdings viel Gewicht gelegt hat, wird selbst nach des Verfs. Darstellung doch nichts weiter als die moralische Besserung der Menschen bewirken und bedeuten können. —

Noch manches Andere hätte ich zu erinnern in Bezug auf die übrigen Abschnitte des Werks; — ich weifs z. B. nicht, warum der Verf. bei Entwickelung der Kunstansichten Plutarchs dessen Ausspruch Sympos. IX, p. 748 A T. II. ed. Paris. 1624: „dafs man des Simonides Wort, die Poesie sei redende Malerei, auch auf die Orchestik beziehen, und die Poesie eine redende Tanzkunst, letztere eine schweigende Poesie nennen könne," nicht berücksichtigt hat, da er doch theils zeigt, wie tief des Simonides hingeworfene Aeufserung, noch so lange Zeit forttönend und nachklingend, die Gemüther der Hellenen getroffen haben müsse, theils in der That höchst charakteristisch für die griechische Auffassungsweise der Kunst ist. — Doch der Raum gestattet nicht eine noch weitere Ausdehnung dieser Anzeige.

H. Ulrici.

LXVIII.

Ueber die Monatsnamen einiger alter Völker insbesondere der Perser, Cappadocier, Juden und Syrer von Theodor Benfey und Moriz A. Stern. Berlin, 1836. Verlegt bei G. Reimer. VI u. 234 S.

Der Aufschwung, welchen die linguistischen Forschungen in neuester Zeit genommen haben, kann nicht besser zu allgemeiner Anerkennung gelangen, als wenn die Resultate derselben auf historische Fragen angewandt werden, wo sich die Sprache oft als das untrüglichste Mittel der Entscheidung beurkundet

Es verdient daher volle Billigung, dafs die philologischen Combinationen, die wir den Untersuchungen über das Zend verdanken, so schnell und geschickt an vorliegendem Gegenstand erprobt worden sind, sollten sich auch die Ergebnisse der Verfasser keineswegs durchgängig bewähren; denn bei Forschungen so verwickelter Art, wie diese, führt selten gleich der erste Anlauf zum Ziele.

In dem ersten Abschnitte ihres Büchleins handeln die Verf. von den Monatsnamen der *Juden*. Bekanntlich bezeichnete dieses Volk in der älteren Zeit die Monate, gerade so wie die Römer, nach der Zahl ihrer Aufeinanderfolge. Die vereinzelt vorkommenden Namen: *Bul*, *Siv* und *Haëthanim* werden von den Verf. mit Recht für Fremdlinge aus dem *chaldäischen* Kalender erklärt. In der späteren, *persischen* Zeit aber tritt diese Art der Benennung nach der Zahl in den Hintergrund, und es erscheinen plötzlich ganz neue Namen, in einigen Schriften (*Zacharias*, *Esther*) durch die alten Bezeichnungen erläutert, in andern (Nehemias) als völlig bekannt vorausgesetzt. Dieselben finden sich, wenige Modificationen abgerechnet, bei den *Palmyrenern*, *Syrern* und *Heliopolitanern*. Woher nun diese Namen? Sie sind chaldäisch — war die bisherige Antwort; und es fehlte nicht an Versuchen, die chaldäische Ableitung nachzuweisen. Mit wie wenig Erfolg dies geschehen, wird von den Verf. recht bündig gezeigt, und es ist ein wesentliches Verdienst ihrer Arbeit, diesen Punkt ganz ins Reine gebracht zu haben. Wenn nun der chaldäische Ursprung durchaus geläugnet werden mufs, so liegt die Vermuthung sehr nahe, diese neuen Monatsnamen dem *persischen* Einflusse zuzuschreiben; sie zur Gewifsheit zu erheben, ist die Aufgabe unserer Verf. gewesen. Vor Allem war ihnen daher eine Beleuchtung des *persischen* Kalenders unentbehrlich, welcher wir p. 29 sqq. begegnen. Die Bezeichnungen der Monate, wie sie bei den *Neupersern* gelten, erweisen sich hier als uralt und tief im *zoroastrischen* Religionssystem gewurzelt, indem die Monate die Namen *Ahuro mazdao's*, der sechs *Amescha-spenta's* und anderer Geister zweiter Ordnung (*Jazata's*) tragen. Die Zusammenstellung der in dem so reichhaltigen *Burnouf'schen* Commentare zum *Yaçna* zerstreuten Bemerkungen über die Monate und über die Namen jener angeführten höheren Wesen ist recht verdienstlich; indefs findet sich in dem ganzen Abschnitte (p. 30—76), der diesem Gegenstande gewidmet ist, mit Ausnahme des gelungenen Nachweises, wie aus den *zendischen* Formen die *pazendischen*, *pehlvischen* und *neupersischen* entsprungen, wenig Eigenthümliches, wohl aber mancher Irrthum. Den Beinamen *Ahuro mazdao's*, der den persischen Monat *Dei* bezeichnet: dadhvao, Gen. dathuschô giebt Burnouf durch: qui creavit, während die Verf. p. 33 dazu hinneigen, die traditionelle Uebersetzung *Anquetils*: gerechter Richter festzuhalten. Sie haben übersehen, dafs beide Begriffe im zoroastrischen Religionssystem fast gänzlich zusammenfallen; der Schöpfer, der die Welt *setzt*, ist zugleich der *Gesetzgeber*, er ist es schon durch den Akt der Schöpfung; nichts destoweniger bleibt in dadhvao der ursprüngliche Begriff der des Schaffens. — p. 37 wird die Zusammenstellung von *amescha* mit Sskr. *amartya* unsterblich, *Pali* amatschtschha gebilligt, jedoch irriger Weise *Erskine* zugeschrieben, da sie von dem Rec. desselben im Quarterly Oriental Magazine herrührt. Auch Ref. neigt zu jener Erklärung und findet sie in den Formen: maschya, maschyaka Mensch bestätigt; denn diese entsprechen doch wohl dem Sskr. martya, und sind nicht etwa für Abkürzung aus manuschya, zu halten. Nur bleibts immer auffallend, dafs die volltönende Sylbe mart in das dünne mesch übergegangen sein soll. Dürfte nicht vielleicht amescha gradezu mit amara verglichen werden? wir erinnern an nir und nisch und den Wechsel von r und s im Lat. und Griech.

Die Verf. behandeln auch die Namen der einzelnen *Ameschaspenta's*, und zwar zuerst *Bahman* oder *Vaghumano*, den Gutherzigen; p. 39 wird bemerkt, dafs an zwei Stellen vor manô der Zusatz â stehe; irrig ist es jedoch, wenn die Verf. an der ersten den Fehler vaghus hineinlesen, denn an beiden Stellen steht mit klaren Buchstaben vaghéus â managho. Die ganze Stelle des *Vendidad* p. 28, 10 lautet: amêschaêibyô spentaêibyô hukschathraêibyô hudhâobyô yavaêdschubyô yavaêisubyô, yôi vaghèus â managhô syanti yaostscha uiti âat dis âvaêdhayamahî. p. 91 giebt die Varianten: yavaêdschaibyô und syêinti. *Anquetil* (I, 2. p. 100) übersetzt: je fais izeschné aux Amschaspands, bons rois, pur, toujours vivans, toujours faisant le bien, qui se reposent sous la garde de Bahman (où, dont Bahman est le chef). Aus dem Zusammenhang

ist klar, dafs â zum folgenden Verbum gehört, und daher vaghèus â managhô durchaus nicht als eine Nebenform von vaghèus managhô zu betrachten ist. Anquetil mag ziemlich richtig übersetzen: qui se reposent sous la garde de Bahman; denn syêiñti ist mit dem Sskr. śî liegen verwandt. yavaê kommt auch allein vor und heifst: immer.

Bei Erörterung der Namen des *Amescha-Spenta's Haurvatat* haben die Verf. die Regel *Panini's* übersehen, dafs bei sarva (Zend. haurva) das Affix tâti den Sinn des einfachen Wortes nicht wesentlich ändere. Dies auch aufs Zend zu übertragen, zweifle ich darum nicht, weil nach dem persischen Religionssystem der Beiname: *Alles machend* (haurvatât oder viśpatât) sich schwerlich zu einem andern Wesen passen würde, als zu *Ahuro Mazdao* selbst. Den Herrn der Gewässer oder den Vollmond so zu bezeichnen, möchte kaum *zoroastrisch* sein. Vielleicht liegt in haurva = ὅλος mehr der Begriff: *ganz*, *unversehrt* (vergl. das Lat. servare, salvus); so dafs also haurvatât der Erhaltende, unversehrt Bewahrende hiefse. Ein nicht geringes Wagnifs der Verf. ist es, wenn sie p. 58 behaupten, das sskr. Wort mihira Sonne sei nichts andres, als die Pazendform von mithra, welche sich mit dem Mithracultus nach Indien verbreitet habe. Aber wo sind denn die Spuren jenes Cultus in Indien, der so mächtig gewesen wäre, dafs ein ziemlich geläufiges Wort ihm seinen Ursprung danken konnte? Woher wissen wir ferner, dafs das Wort mihira ein jüngeres ist? Denn dies müfste es sein, wenn es dem Pazend entlehnt wäre; freilich halten die Verf. p. 71 diesen Dialekt für sehr alt, wofür wir die Beweise erwarten — mihira findet sich schon im Amarakoscha und ist also gewifs nicht modern. Glücklicher scheinen uns die Bemerkungen über fravaschi, das Zendwort für *Ferver*; denn es dürfte in der That natürlicher sein, den 2ten Theil dieses Wortes mit uśi oder uschi (Intelligenz) zusammenzuhalten, als ihn von der Wurzel vaschsch oder vasch: *wachsen* abzuleiten. Dagegen sind die Verf. p. 66 der Warnung *Burnouf's* (comm. p. 273) nicht gefolgt und haben geradezu die *Fravaschi's* mit den nach ihnen erwähnten Frauen identifizirt, während beide Worte (fravaschinãm und ghĕnanãm) im Texte doch durch tscha *und* getrennt sind, welches Wörtchen von den Verf. ganz weggelassen wird.

Nachdem die Verf. durch die ziemlich ausführliche Behandlung der altpersischen Monatsnamen auf diese Weise den Grund zu ihren späteren Untersuchungen gelegt haben, folgt der unstreitig gelungenste Theil ihrer Arbeit, die Abhandlung über den *kappadocischen* Kalender (p. 77—120). Hier ist sowohl der diplomatische Nachweis der verschiedenen Namensformen, als auch der ihrer stufenweisen Entwicklung aus dem Zend und *Pazend* mit glücklichem Scharfsinn durchgeführt, und es dürfte sich in diesem Abschnitte weniges finden, dem nicht vollkommen beizustimmen wäre. Die Bemerkungen über den Charakter desjenigen *medopersischen* Dialekts, dem die kappadocischen Monatsnamen entlehnt sind, verdienen alle Beachtung — es sind vorzüglich zwei Eigenheiten: das Wegfallen der Aspiration und des V Lautes, wo beide im Zend stehen. Das Verschwinden der Aspiration bestätigt sich auf die unwidersprechlichste Weise durch *Lassen's* und Burnoufs Entdeckungen über die Keilschrift; denn hier begegnen wir Formen wie aidus (Zend. heñdu Indien) und âura mazda statt ahura mazda. Das Wegfallen des anlautenden V Lautes aber ist ganz analog mit dem Abhandenkommen des *Digamma's*. Einige andere Vermuthungen der Verf. sind dagegen handgreiflich falsch: so wenn p. 116 der Name *Atergatis* aus dem Zend erklärt und mit: *Feuerort* übersetzt wird. Woher Parsismus in *Syrien?* Wo giebts sich feindlicher gegenüberstehende Kulte? Und keine geringe Aufgabe möchte es sein, das, was wir von dem Wesen der *Derketo* wissen, mit jener Etymologie in Einklang zu bringen. Kurz nachher ist *Pott* eine Erklärung des Namens *Kappadocien* nachgeschrieben — aus hu-aśpa-daschya: Provinz der guten Pferde —, die ganz sinnreich klingt, aber durchaus falsch ist. Denn seit *Lassen* in der Inschrift des *Xerxes Katpatuk* als die ächte Form nachgewiesen, kann von solcher Ableitung nicht mehr die Rede sein.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 113.

Jahrbücher

für

wissenschaftliche Kritik.

December 1837.

Ueber die Monatsnamen einiger alter Völker insbesondere der Perser, Cappadocier, Juden und Syrer von Theodor Benfey und Moriz A. Stern.

(Schlufs.)

Die Verf. kehren endlich zu den hebräischen Monatsnamen zurück und gehen hier mit feinem Glimpf zu Werke, indem sie die höchst auffallend mit den zendischen Namen *Atar* und *Tischtrja* stimmenden Monate *Adar* und *Tischri* voranstellen, deren Identität mit jenen wohl schwerlich geläugnet werden kann. Auch *Sivan* klingt mit dem Anfang von *Spenta-Armaiti* ähnlich. Die beiden folgenden Analysen der Namen Cislev oder Caslev und Elul als identisch mit *Khschathra-Vairja* und *Haurvatat* sind zwar kühn, aber unleugbar scharfsinnig begründet. Khschathra verlor schon im Pazend das t; khsch ist eine unmögliche Combination im Hebräischen; daher auch in *Achasverosch* = khscharscha der Vokal zur Milderung eintritt; r wurde l, was die Verf. durch eine Reihe von gutgewählten Beispielen belegen. Wie kommt es jedoch, dafs in den persischen Namen: Koresch, *Darjavesch*, Achasverosch das r so ungekränkt blieb — Namen, die doch grade in derselben Periode den Hebräern bekannt wurden, in welcher sie sich diese Monatsbezeichnungen aneigneten? Man könnte entgegnen, dafs die Monatsnamen mehr Gemeingut des Volkes geworden seien und sich also auch mehr nach dessen Zunge modifizirt haben. Wir sind daher dennoch nicht abgeneigt, jener Analyse von *Caslev* beizutreten. Anders bei *Elul*; hier haben sichs die Verf. gar leicht gemacht, indem sie das schliefsende t in haurvatat gradezu mit den Sskr. *cerebralen* T Lauten identifiziren und nun die Verwandtschaft dieser mit r und l auf jenes übertragen. Allein das zendisch auslautende t ist durchaus verschieden von dem Sskr. cerebralen t, wie denn überhaupt die ganze cerebrale Klasse dem Zend fehlt. Damit fällt aber auch die ganze Begründung der Analyse von Elul zusammen. Während demnach *Adar* und *Tischri* unzweifelhaft als persischen Ursprungs dastehen, während sich *Sivan* und *Caslev* wenigstens durch gewandte Combinationen im persischen Kalender ermitteln lassen, schwindet schon beim Elul der etymologische feste Boden, und von nun an (p. 129 sqq.) sehen wir die Verf. von einer gewagten Vermuthung zur andern fortschreiten und immer mehr ins Neblige gerathen. Was über Nisan, Ijar, Marchesvan gesagt wird, sind pure Möglichkeiten, in denen wir nur den Scharfsinn der Verf. anerkennen müssen, ohne dafs sich irgend Jemand durch solche Gründe genöthigt sehen wird beizustimmen. Jedoch haben sich hier die Etymologen zum wenigsten innerhalb der Gränzen einer gewissen Wahrscheinlichkeit gehalten. Bei Ab, Schebat, Tebeth und Thammus hört aber auch dieser Schein gänzlich auf. Ohne in die einzelnen Erörterungen einzugehen, wollen wir nur darauf hindeuten, welch buntes Gemisch nach den Ansichten der Verf. aus dem jüdischen Kalender entsteht. *Fünf* Monate sollen dem gewöhnlichen persischen Kalender entlehnt sein, *drei* einer andern Reihe von persischen Monatsnamen, die sich hauptsächlich auf die meteorologische Geltung der Monate beziehen, *zwei* andere (Ab und Schebat) darin gefeierten Festen ihren Namen verdanken, *einer* gar aus dem indischen Kalender erklärt werden. Ein so zusammengewürfelter Kalender möchte wohl einzig in seiner Art sein, und es gesellt sich demnach zu den vielen Unwahrscheinlichkeiten, die der besonnene Leser bei den einzelnen Etymologien finden wird, die allgemeine Unglaublichkeit eines so sonderbaren Flickwerks, welche durch die Bemerkungen p. 165 keineswegs beseitigt wird. Die Spitze der Willkür erreichen die Conjekturen der Verf. über den jüdischen Monat *Thammus*, der dem

Ferverdin entspricht. Dieser Name (Thammus) soll nur eine Verstümmelung der Worte: fravaschajô daênajâo mazdajasnôis sein (die Geister des mazdajasnischen Gesetzes), aus welchen der Monatsname Ferverdin unbestreitbar entsprungen ist. Um diese höchst gewaltsame Operation zu bewerkstelligen, mufs zuerst fravaschajô, also grade die Hauptsache, wegfallen und ein sinnloser Genitiv daênajâo mazdazasnôis übrig bleiben, aus dem than-mazd, than-muzd, Thammus heraussyllabirt wird. Und dieser unerhörte, aus zwei Genitiven corrumpirte Name, der eigentlich gar nichts bedeutet, wird auch bei Ezech. VIII, 14 unbedenklich zugelassen, wo statt der Klage um *Adonis* die altpersische Todtenklage hineinerklärt werden soll. Dafs von persischem Kult die Rede sei, beweise das Folgende bei Ezechiel, wo die Aeltesten sich vor der Sonne beugen. Als ob die Perser die einzigen Anbeter der Sonne gewesen wären! Woher überhaupt das Persische in den allerersten Zeiten des Exils? Die Verf. wenden gegen die gewöhnliche Erklärung des Thammus als Adonis ein, dafs es keinen syrischen und phönizischen Thammus gebe und auch kein *semitischer* Stamm für den Namen vorhanden sei. Allein es konnte ja ein *babylonischer* Cultus sein, und der Name ein altchaldäischer — und wenn Hieronymus ihn mit dem Adonis zusammenhält, so ist es blofs wegen der Aehnlichkeit des Beweintwerdens durch Frauen; seine Vermuthung hat trotz aller ihrer Ungewifsheit doch noch weit mehr für sich, als die Etymologien der Verf.

So schliefst die vorliegende Untersuchung, bei der nur zu bedauern ist, dafs die Verf., nicht zufrieden nachgewiesen zu haben, dafs die jüdischen Monatsnamen keine chaldäische Etymologie darbieten, dafs sie vielmehr in einigen Beispielen unverkennbare Verwandtschaft mit der persischen haben, in spielenden Vermuthungen zu weit gegangen sind. Lag doch der Gedanke sehr nahe, dafs neben dem gewöhnlichen persischen Kalender ein andrer in andern Theilen des Reiches verbreiteter bestehen konnte, der mit jenem einige Aehnlichkeit hatte, und den sich die Juden aneigneten. Indessen wollen wir mit den Verf. nicht rechten, dafs sie sich von keckem Scharfsinn haben fortreifsen lassen und eine Forschung nicht da abzubrechen vermochten, wo ein tiefes Dunkel anfängt. Das Resultat der vorliegenden Arbeit bleibt trotz ihrer Mängel ein höchst interessantes und dankenswerthes. Künftigen Forschern kann grade der Schlufs, die Frage über Thammus zum Ausgangspunkte dienen. Läfst sich nachweisen, wohin das räthselhafte Wesen gehört, so ist auch der Ursprung des Monatsnamens gegeben, und von einem dürfte der Schlufs auf die übrigen, mit den gewöhnlichen persischen nicht analogen, erlaubt sein. Als schätzbare Zugabe theilen die Verf. mehrere Exkurse mit, die für die Bibelforschung von grofsem Interesse sind. Unter dem vielen Muthmafslichen heben wir als recht gelungen die Erklärung von פַּתְשֶׁגֶן durch Sskr. pratiśâsana Zend. paitiśâoghana hervor, und erinnern dabei an פִּתְגָם armenisch patgam Wort, Befehl, wo ebenfalls die Präposition prati, paiti unverkennbar ist. — Wie konnte aber den Verf. p. 224 die Vermuthung entschlüpfen, dafs Maius und Junius das Gröfsere und Kleinere bedeuten und ver dabei zu ergänzen sei? Der Uebergang des Neutrums ins Maskulinum wäre doch ganz unerhört. Von vielen andern Etymologien dieser Exkurse läfst sich sagen, dafs sie nicht widerlegt zu werden brauchen, weil sie nicht bewiesen worden; doch zeigen auch sie die Combinationsgabe der Verf., von der wir bald neue und recht tüchtige Resultate erwarten, wenn sie von etwas mehr Mäfsigung gezügelt wird.

Friedrich Windischmann.

LXIX.

Römische Briefe aus den letzten Zeiten der Republik von Otto v. Mirbach. Zwei Bände. Mitau,* 1835. *I. Band VI u.* 274. *II. Band* 302 *S.

Es wäre wohl eine geeignete Aufgabe für unsere Zeit, deren Streben es überhaupt ist, die Resultate der Forschung zum Gemeingut aller Gebildeten zu machen, einzelne kleine Abschnitte der alten Geschichte, welche sich besonders durch die Mannigfaltigkeit und Wichtigkeit ihrer Ereignisse auszeichnen, dem gröfseren Publikum dadurch näher zu bringen, dafs man ihre Schilderung nach der Art, wie dies mit vielen Theilen der neuern und auch der mittlern Geschichte geschehen ist, in die poetische Erzählung ver-

Sechte. Man würde so den Leser in die eigenthümlichen Sitten und Verhältnisse der Zeit einführen können; die Begebenheiten selbst würden ihm in ihren Ursachen anschaulicher werden, als dies auf dem Wege der historischen Relation möglich ist. Diese Aufgabe ist für den Historiker eben so schwierig, als es für den Erklärer eines alten Schriftstellers die kunstreiche Uebersetzung ist, deren Wesen ebenfalls die Durchdringung und poetische Auflösung des Fremden und des Bekannten ist. Es ist dazu nicht nur die genaueste und vollständigste Kenntnifs aller einzelnen Notizen, die über den zu schildernden Zeitraum vorhanden sind, erforderlich, sondern aus dieser Kenntnifs des Einzelnen mufs sich eine lebendige Anschauung der allgemeinen Zustände gebildet haben und zu dieser sich die schaffende Kraft der Phantasie gesellen.

Eine Arbeit dieser Art glaubten wir in den *römischen Briefen* des Hrn. v. M., welche uns die Zeit Cicero's und Caesar's schildern sollen, vor uns zu haben. Dazu veranlafste uns das Motto des Buches: *res ardua vetustis novitatem dare*, und der Titel desselben *römische Briefe*, nicht: Briefe *über* Rom. Allein Hr. v. M. hat etwas Anderes bezweckt. Er äufsert sich in der Vorrede p. IV folgendermafsen: „Briefe lassen ohne Zweifel eine gröfsere Lebendigkeit des Vortrages zu und bringen mehr Bewegung in die Darstellung, zumal wenn nicht fremde, kalt beobachtende Reisende, sondern Römer selbst über die Geschichte ihres Vaterlandes, den politischen und moralischen Zustand der Republik, die Lage und Stimmung der Provinzen, die Disciplin des Heeres, die Eigenschaften der Staatsbeamten und die herrschenden Sitten ihrer Mitbürger sich unterhalten." Von *Vortrag* und *Darstellung* spricht Hr. v. M. Die Briefe haben also nicht die Absicht uns mittelbar zu belehren, sondern unmittelbar sollen wir aus ihnen eine zusammenhängende Schilderung des Zustandes von Rom schöpfen. Nicht Gefühle sollen sie enthalten, wie sie sich einem Römer bei der Betrachtung seiner Zeit aufdrängen mufsten, nicht eine Darstellung, entstanden unter der Einwirkung von Empfindungen, sondern die Personen und ihre gegenseitigen Mittheilungen sollen nur Träger des Vortrags sein. Die *Briefform* also und dafs Römer selbst über ihr Vaterland schreiben, ist eben nichts als Form, gewählt, damit die Darstellung durch eingestreute briefliche Wendungen lebendiger werde. Der Kern, die Schilderung der Zustände von Rom, ist nicht durchdrungen von der neuen Form, und, mit ihr verwachsen, durch sie gleichsam verjüngt, uns vor Augen gestellt, sondern von ihr nur umschlossen. Vor nicht langer Zeit war es Sitte, die verschiedensten Gegenstände, um sie einem gröfsern Kreise von Lesern zu empfehlen, in Briefform abzuhandeln. Eben dies hat Hr. v. M. gethan, nur mit dem, durchaus äufsern Unterschiede, dafs er zu Schreibern nicht Personen unserer Zeit, sondern Zeitgenossen der Begebenheiten, die er erzählen wollte, nahm.

Die römischen Briefe sind angeblich in den Jahren 63 und 62 v. Chr. geschrieben „zur Zeit, da Cicero an der Spitze der Republik stand, gegen welche Catilina sich verschwor, Pompejus im Orient die Gränzen des Reiches erweiterte, das innere Unruhen erschütterten, Cato eine Verfassung vertheidigte, die Julius Cäsar untergrub, und Feldherrn, Staatsmänner, Redner, wie keine Zeit sie gesehen, den grofsen Schauplatz betraten." Der Briefsteller sind überhaupt drei. Der erste ist P. Servilius Vatia, der Sohn jenes berühmten P. Servilius, welcher von der Besiegung der Isaurer den Beinamen Isauricus erhielt und im Jahre 43 a. Chr. starb. Jener jüngere Servilius war aedilis curulis im Jahre 59 a. Chr., fünf Jahre später Prätor, Consul 48 a. Chr., zugleich mit C. Julius Caesar iterum. Als Proconsul hatte er Asien zur Provinz und als solchen sind an ihn einige Briefe Cicero's (Epp. 13, 66—72) gerichtet. Endlich erlangte er noch einmal das Consulat im Jahre 41 v. Chr. Dies ist seine spätere Laufbahn. Hr. v. M. macht ihn im Jahre 63 zum Legaten des Pompejus und Befehlshaber der römischen Flotte im schwarzen Meere. Dann läfst er ihn sein Kommando niederlegen, nach Rom zurückkehren und daselbst als Privatmann leben. Servilius beschreibt also zuerst den Krieg, an welchem er Theil genommen, das Ende des Mithridates und die Auflösung des mächtigen Reiches von Pontus, dann seine Reise nach Byzanz, wo er seine Flotte entliefs, bis nach Rom. Hier ist er bei den grofsen Begebenheiten seiner Zeit, den Nachwehen der Catilinarischen Verschwörung, dem aufrührerischen Treiben des Clodius und des Volkstribunen Metellus Nepos,

gegenwärtig und erzählt sie seinem Freunde Cassius Longinus. Dieser, wahrscheinlich eine ganz fingirte Person, dient als Kriegstribun in dem Heere des Pompejus; aber der Schauplatz seiner Erlebnisse, die er seinem Freunde Servilius berichtet, ist Syrien, Palästina, Phönizien. Die Briefe dieser Beiden, achtzehn an der Zahl, bilden die Hauptmasse; eingestreut sind drei von P. Crassus, dem Sohne des bekannten Triumvir, an einen gewissen M. Servilius geschrieben. Sie enthalten die Beschreibung des Feldzuges des Consuls Antonius gegen Catilina und der Schlacht bei Pistoja, welche Crassus als Kriegstribun mitmachte, und dienen also dazu, die Lücke in der Erzählung des Servilius, welcher als Privatmann den Krieg gegen den Catilina wenigstens nicht aus eigner Anschauung erzählen konnte, auszufüllen.

Dies ungefähr sind die äufsern Mittel, deren sich Hr. v. M. bedient hat, um die Darstellung der Zustände Rom's im Jahre 63 und 62 v. Chr. zu bewerkstelligen, und wir gestehen, sie sind mit Rücksicht auf den Plan, welchen er ausführen wollte, gut gewählt. Mit Geschick sind die Verhältnisse, welche wir so eben auseinandergesetzt, nicht sowohl benutzt, als vielmehr fingirt worden, um uns von den vielen und grofsen Ereignissen, die sich damals in den verschiedenen Theilen des römischen Reichs zutrugen, Kunde geben zu können. Freilich könnte man fragen, warum denn Hr. v. M. zu Briefstellern im Ganzen nur untergeordnete Personen gewählt hat, junge Männer, die nicht zu den Hauptactoren der Zeit gehören und eben nur das wissen und erzählen können, was allgemein bekannt war. Wenige und kurze Briefe, im Namen und Geiste des Pompejus oder Caesar oder Clodius entworfen, würden uns ein anschaulicheres Bild von dem damaligen Zustande gewähren, als es eine noch so lange Erzählung des Servilius im Stande ist. Allein Hr. v. M. wäre auf diese Art über seinen Plan hinausgegangen, er hätte die referirende Darstellung, die, wie wir oben gesehen haben, in seiner Absicht lag, verlassen und zu unmittelbarer Schilderung, wie sie aus der Correspondenz selbst handelnder Personen entstanden wäre, übergehen müssen. Bei ihm tritt selbst der einzige bedeutende Mann, welcher erscheint, der alte P. Servilius Isauricus nur docirend gegen seinen Sohn auf, wo er diesem einen Abrifs der Geschichte der Catilinarischen Verschwörung giebt.

Was nun die Ausführung dieses Planes betrifft, so möchten wir nur eines bemerken. Es war vollkommen angemessen, dafs Hr. v. M. die Localitäten, in welchen die Begebenheiten sich zutragen, schilderte, ja es war dies in einem gewissen Grade sogar nothwendig, um den damahligen Zustand des römischen Reiches klar vor Augen zu stellen. Allein es scheint uns, als hätte Hr. v. M. bei weitem zu viel von Localitäten gesprochen. Nicht nur der damalige Zustand derselben wird beschrieben, sondern von alter Zeit her die Schicksale einer jeden Stadt, ihre Merkwürdigkeiten in geographischer und statistischer Hinsicht erzählt, so dafs man oft vergifst, man habe ein historisches Werk vor sich. Der gröfsere Theil des Buches hat diesen Inhalt. Servilius beschreibt zuerst die Gegenden des Pontus Euxinus, den taurischen Chersonnes, Byzanz, dann seine Reise von dort durch Thracien und Macedonien über das hadriatische Meer nach Italien, so dafs der ganze zweite, vierte und fünfte Brief nichts als Notizen über durchreiste Gegenden enthält, das Historische des ersten Briefes aber, welches das Ende des Mithridates erzählt, sich auf wenige Seiten beschränkt. Cassius berichtet dagegen von seinen Reisen in Syrien und den angränzenden Ländern, weshalb wiederum der ganze sechste und etwa die Hälfte des dritten Briefes nichts als Beschreibungen von Jerusalem und dem Lande Phönizien, und Erzählungen von der alten Macht und Industrie des letztern enthalten. Erst mit dem siebenten Briefe fängt nach einer langen Einleitung die Erzählung der catilinarischen Verschwörung an. Ebenso beschreibt im zweiten Bande Crassus mehr die Gegenden Etruriens und seine uralte Blüthezeit als die Kämpfe mit Katilina, Cassius mehr die Reize Antiochiens und den Lusthain Daphne, als die Grofsthaten des Pompejus. Nur Servilius hat später, da er in Rom lebt, keine Gelegenheit mehr zur Schilderung fremder Länder und bleibt daher bei der Sache.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 114.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1837.

Römische Briefe aus den letzten Zeiten der Republik von Otto v. Mirbach.

(Schluss.)

Hr. v. M. hat sich dadurch, dass er dergleichen Beschreibungen und historischen Erinnerungen zu sehr nachhing, den Raum zur Darstellung der eigentlichen Zeitgeschichte beschränkt. Er behandelt diese durchaus einseitig. Darunter verstehen wir, dass er den ganzen politischen Zustand der damaligen Zeit nur mit den Augen eines Optimaten ansieht und mit dessen Gefühlen schildert. Der junge Servilius, welcher allein über diese Verhältnisse spricht, ist der Sohn eines Optimaten und selber von dieser Farbe. Können wir also von ihm eine richtige Würdigung der damaligen Verhältnisse erwarten? Und wenn gar der alte Servilius selber auftritt und wir aus seinem Munde die Geschichte der catilinarischen Verschwörung vernehmen, so ist es natürlich, dass alle Bestrebungen der Popularen mit den schwärzesten Farben geschildert werden. Wenn es nicht in dem Plane des Hrn. v. M. lag, die bedeutenden Personen der damaligen Zeit selber auftreten zu lassen, so blieben ihm zwei Wege, um die Verhältnisse von allen Seiten und im Sinne der verschiedenen Parteien darzustellen. Entweder musste er einen unparteiischen Briefsteller wählen, der uns die Rechte und Ansprüche beider Parteien klar vor Augen gestellt hätte, oder zwei Briefsteller von der Partei der Optimaten und der Popularen ihre Ansichten austauschen lassen. Durch das Letztere würde zugleich die Briefform mehr Bedeutung erhalten haben, als es jetzt der Fall ist.

Wir haben also in vorliegenden Briefen einen geographischen und einen historischen Theil zu unterscheiden und erklären, dass der geographische Theil des Buches bei weitem mehr unser Interesse erregt hat. Einzelne Beschreibungen z. B. die von Byzanz im zweiten Briefe, die Reise des Servilius durch Thracien und Macedonien im fünften Briefe sind sehr gelungen zu nennen. Die eigentliche Zeitgeschichte befriedigt mehr von Seiten der Darstellung als des Inhalts. Der Styl der römischen Briefe ist durchaus gebildet, gewandt und mitunter vortrefflich. Alles lässt in dem Hrn. Vf. einen feinen und durchweg gebildeten Mann erkennen. Es ist nur zu bedauern, dass es seiner Kenntniss der alten Welt zum Theil an der Gründlichkeit gebricht, welche der Gelehrte vom Fach fordert. Wir wollen, um unser Urtheil zu begründen, drei längere Stellen der römischen Briefe näher betrachten. Im ersten Briefe p. 25 spricht Hr. v. M. von den Bewohnern des taurischen Chersonnes. Seine Worte sind: „Die Kimmerier, eine uralte Nation, die Taurier (es sollte Taurer heissen), vielleicht Ueberreste von Jenen, die der Halbinsel den Namen gaben und noch gegenwärtig einen Theil derselben besitzen, wurden von den Scythen, diese von den Sarmaten und andern Völkern verdrängt, die sich mit ihnen und untereinander mischten. Es strömten immer neue Schaaren aus dem festen Lande in die fruchtbare Halbinsel; vergebens verschloss König Asander den 360 Stadien breiten Isthmus mit einer Mauer, die auf das Stadium 10 Thürme hatte, die Barbaren aber doch nicht abwehren konnte. Es giebt hier wohl 30 verschiedene Völkerstämme." Also die Taurer wurden von den Scythen vertrieben? Strabo aber 7, 4, 5 nennt die Taurer selbst ein scythisches Volk. Die Scythen ferner von den Sarmaten und andern Völkern? Die Scythen und Sarmaten sind aber ebenfalls ganz verwandte Stämme. Und welche sollen denn jene andern Völker sein? Nach Strabo's ausdrücklichem Zeugniss (11, 2, 5) wurden die Kimmerier von den Scythen, zu denen die Taurer gehören mochten, diese aber von den Griechen vertrieben, welche die Kolonien am Meere gründeten. Daher zählt denn Mela lib. 2, 1 drei Völker im Cher-

sonnes, die Satarchen, einen scythischen Stamm, der am Isthmus wohnte, die Griechen und die Taurer. Woher kommen denn aber jene 30 verschiedenen Völkerstämme, in dem so engen Raume der taurischen Halbinsel? Plin. nat. hist. 4, 2, 6 sagt triginta sunt (ibi) populi. Sehr natürlich. Die Taurer, besonders die nicht am Meere wohnenden, führten ein Nomadenleben, waren also, wie die meisten Nomadenvölker, in Stämme oder Horden eingetheilt. Von verschiedenen *Völker*stämmen ist nicht die Rede. Mit dem König Asander aber ist Hrn. v. M. ein arger Irrthum begegnet. Er hält ihn für irgend einen alten König, der, wer weiſs zu welcher Zeit, geherrscht. Er lebte aber nach Caesar's Zeit, wenigstens that er das, was hier von ihm erzählt wird, bestimmt erst ungefähr 20 Jahre später. Strabo 13, 4, 3 erzählt, Asandros habe den Mithridates, Sohn des Menodotos, der, ein Liebling Caesar's, von diesem nicht nur zum galatischen Vierfürsten, sondern auch zum Könige vom Bosporus und anderen Ländern ernannt worden war, gestürzt und sich des Bosporus bemächtigt. Ebenderselbe Asandros tödtete auch den König Pharnaces, Sohn des bekannten Mithridates, und gründete überhaupt ein nicht unbedeutendes Reich, das sich an der östlichen Küste des Mäotischen Sumpfes von Phanagoria bis zur Stadt Tanais erstreckte. Dieser Asandros nun, welchen Strabo 11, 2, 11 unter den Letzten der bosporanischen Herrscher nennt, errichtete gegen die räuberischen Einfälle der Scythen jene Gränzmauer, von der Hr. v. M. spricht. Aber auch diese Beschreibung ist nicht genau, wenn es kurz heiſst, der Isthmus, welcher das feste Land mit der Halbinsel verbindet, sei 360 Stadien breit: höchstens kann dies für seine Breite schon innerhalb der eigentlichen Halbinsel gelten. Im Allgemeinen giebt Strabo 7, 4, 1 seine Breite auf 40 Stadien an. Endlich hätte nach Hrn. v. M.'s Angabe jene Mauer 3600 Thürme gehabt, die einzelnen in einer Entfernung von 50 bis 60 Schritt von einander, was doch in der That kaum glaublich ist. Man sehe die Erklärer zu Strabo a. a. O. — Im zweiten Briefe p. 32 spricht Servilius von der Stadt Chersonnesus als von einer herabgekommenen und verödeten. Aber wie ist dies möglich? Plin. nat. hist. 4, 26 erzählt ja, sie habe von den Römern die Freiheit erhalten. Also konnte sie doch nicht unbedeutend sein. Nämlich Strabo 7, 4, 2 berichtet, es habe zwei Städte dieses Namens gegeben, eine alte, von den Scythen zerstörte, und eine später gegründete. Nahe bei dieser letztern ist das Vorgebirge Parthenion, mit dem Tempel der blutdürstigen Göttin, der die Taurer ihre Menschenopfer darzubringen pflegten. Hr. v. M. erzählt uns, die Barbaren hätten die Körper der Erschlagenen in's Meer gestürzt, ihre Köpfe in den Rauchfang gehangen, und als Zierden ihrer Häuser aufbewahrt, zur Beweisstelle anführend Herodot. 4, 103. Das wäre eine wunderbare Zierde der Häuser gewesen, welche im Rauchfange gehangen hätte! Herodot sagt, die Taurer hätten die Köpfe der Erschlagenen auf lange Stangen gesteckt, und sie dann hoch über dem Hause, besonders über dem Schornsteine ausgesteckt, abergläubischer Weise meinend, sie würden so Wächter und Hüter des ganzen Hauses sein und ihre Feinde von einem Angriff abschrecken. Ebenfalls nahe bei der Stadt Chersonnesus sind zwei Häfen, von denen der eine *λιμὴν συμβόλων* d. h. der Hafen der Wahrzeichen heiſst. Hr. v. M. macht daraus einen Hafen der Symboler. Bald darauf p. 38 wird vom M. Lucullus erzählt, der, während sein Bruder Lucius mit dem Mithridates kriegte, über Macedonien und Thracien hinaus bis zum Ister und dessen Laufe folgend bis zum Pontus Euxinus vordrang, und hinzugesetzt: Beide Brüder triumphirten bekanntlich in ein und demselben Jahre. Dies wird aus Eutrop. 6, 4 geschlossen, der aber blos sagt: ambo (Luculli) triumphaverunt, was doch nicht bedeutet, daſs sie in ein und demselben Jahre triumphirt hätten. Der Mithridatische Krieg dauerte noch im Jahre 71 a. Chr., da M. Lucullus triumphirte; des Lucius Triumph aber, durch die Ränke seiner Gegner verzögert, fand erst 63 a. Chr. Statt. —

Den siebenten Brief beginnt Servilius mit der Bemerkung, er habe Rom seit dem Triumphe seines Vaters über die Isaurier d. h. in vollen 11 Jahren nicht betreten. Der Brief wird als geschrieben gedacht 62 a. Chr.; des alten Servilius Triumph aber fand nach Eutrop. 6, 4 zugleich mit dem zweiten des Pompejus Statt, dieser aber nach Vellej. 2, 30 im Jahre 71 a. Chr. Wie entsteht hier also ein Zwischenraum von vollen 11 Jahren zwischen des jüngern Servilius Briefe und des ältern Triumph? Nicht weit davon, p. 166 beschreibt der ältere Servilius die gute, alte Zeit Rom's und sagt: „Alle, Patricier und Plebejer, Senatoren,

Ritter und Volk, betrachteten sich als Bürger ein und desselben Vaterlandes." War dies aber später nicht mehr der Fall? Als Beweisstelle für jenen Ausspruch wird Tac. Annal. 3, 54 citirt. Der aber führt als Grund, weshalb die Römer in alter Zeit mäſsig und sparsam waren, an, quia sibi quisque moderabatur, quia unius urbis cives eramus d. h. weil wir Bürger nur einer Stadt waren, denn jetzt sind unsere Bürger gleichsam aus der ganzen Welt gemischt. Zwei Seiten später p. 108 ist ebenfalls nicht richtig benutzt die Stelle Tac. Annal. 13, 27. Aus ihr soll bewiesen werden, daſs sich Freigelassene in den Ritterstand und den Senat eingeschlichen hätten. Davon spricht Tacitus aber nicht und konnte es auch nicht; sondern er sagt nur, die meisten Ritter und sehr viele Senatoren seien Nachkommen von libertinis. Es ist aber ein Unterschied, ob die libertini selbst in den Senat kommen oder erst ihre Nachkommen. — Wir bemerken nur noch einen Anachronismus. Hr. v. M. läſst im zwanzigsten Briefe, der 62 v. Chr. an den Iden des December geschrieben ist, den Servilius das Gericht über den Clodius, der das Fest der dea bona entweiht hatte, erzählen. Dieses Gericht aber wurde durch Parteiränke bis in das folgende Jahr hinausgeschoben, Servilius konnte es also in jenem Briefe nicht beschreiben. In der Erzählung von diesem Gerichte berichtigen wir noch einen Fehler, der vielleicht beim Drucke, vielleicht beim Excerpiren der Notiz entstanden, jedenfalls aber sinnstörend ist. Es heiſst p. 287, „Catullus konnte sich nicht enthalten den hungrigen Talma zu fragen, wozu er die Schutzwache vom Senat verlangt, etwa um das Geld zu bergen, das er erhalten habe?" Statt Catullus muſs es heiſsen Catulus, der berühmte Q. Lutatius Catulus, statt Talma aber Thalna nach Cic. ad Att. 1, 16, 6. Aehnliche Schreibfehler finden sich z. B. im ersten Bande p. 4, wo die Stadt nicht Pithyus, sondern Pityus heiſst; p. 20 und 25 ist der Name des Bosporanischen Königs, von dem Mithridates die Herrschaft empfing, Pairisades, nicht Parysatis; p. 173 heiſst der Volkstribun Cn. Sicinius, nicht Licinius.

Jedoch diese Versehen im Einzelnen merkt nur der, welcher gründlich prüft; im Ganzen thun sie der gefällig und leicht fortschreitenden Darstellung wenig Eintrag. Der also, welcher diese sucht und nicht einzelne Notizen wiederum zu andern Zwecken benutzen will, wird in dem Buche volle Befriedigung finden. Ueberhaupt aber ist dieser Mangel an Richtigkeit im Einzelnen bei einem Manne, der, wie es uns von Hrn. v. M. scheint, das Studium der Alten nicht als Fachstudium, sondern nur zur würdigen Ausfüllung seiner Muſsestunden betreibt, zu entschuldigen. Diese Entschuldigung findet um so mehr Statt, da das Buch ohne alle Ansprüche auftritt und überdem ursprünglich nicht für den Druck, sondern für Mittheilung in einer literarischen Gesellschaft bestimmt war. Die vorliegenden römischen Briefe, welche das Jahr 63 und 62 v. Ch. schildern, sind nur ein Fragment; eigentlich sollten sie, wie es in der Vorrede heiſst, bis zum Todesjahre Caesars fortgeführt werden. Wollte nun Hr. v. M. bei der Ausführung dieses, von ihm freilich in's Unbestimmte verschobenen, Planes sich mehr um die Genauigkeit im Einzelnen bemühen, so sind wir überzeugt, daſs er Vortreffliches leisten und sein Buch sich nicht nur allen Gebildeten empfehlen, sondern auch dem Gelehrten von Fach Belehrung gewähren würde.

Dr. A. W. Zumpt.

LXX.

Ueber die kyklischen Dichter und den sogenannten epischen Kyklus der Griechen. Von Dr. Georg Lange. Mainz, 1837.

Wieder eine Schrift über den epischen Kyklus, diese wunde Stelle in der Geschichte der griechischen Poesie, die schon so viele Aerzte haben heilen wollen! Es giebt auch in der Kritik und Geschichtsschreibung ein homöopathisches und allöopathisches Verfahren: das eine setzt Uebel gegen Uebel, Gift gegen Gift, es sucht die Krankheit zu erhöhen und in gröſsere Gährung zu setzen, damit im beschleunigten Processe die materia peccans herausgeworfen und die Gesundheit wiederhergestellt werde; das andere dagegen wendet sich an die gesunden Theile des Organismus, sucht diese zu stärken und zu kräftigen, das Uebel aber zu schwächen und zu mildern, damit so dieses von jenen überwunden und verdrängt werden möge. Das eine ist die Kritik κατ' ἐξοχήν, die auflösende Verstandeskritik, welche überall die Fehler und Schwächen aufdeckt, das Schlimme schlimmer macht, damit es auf seinem Extreme von selbst in seinen Gegensatz umschlage: das andere ist die organisirende, oft unkritisch gescholtene, in ihrer Wahrheit aber eben so kritische Kritik der Intuition, welche, an das sonst Gewisse und Wahre sich haltend und daraus die Mangelhaftigkeit des Stoffes möglichst ergänzend, lieber aus ungenügendem Material ein freilich nicht ganz sicheres und gediegenes Gebäude aufführen, als die Trümmer noch mehr zertrümmern und verstreuen will. Der Verf. hält sich mehr an die letztere Methode. Er war in neuerer Zeit einer der ersten, der (in seinem Sendschreiben an Goethe, Darmstadt 1826; seinem Versuche, die poetische Einheit der Odyssee zu bestimmen, Allg. Schulztg. 1827 und seinen Disquisitiones Homericae. Argent. 1828) die künstlerische Entstehung und Einheit der Ilias und Odyssee gegen die Wolf'sche Hypothese zu vertheidigen und in ihr Recht wieder einzusetzen suchte. Eine ähnliche Tendenz hat auch die vorliegende Schrift.

Der Verf. sagt zwar selbst, „daſs er in den meisten Punkten mit den Ergebnissen der neusten Forschungen K. O. Müllers und des Unterzeichneten übereinstimme, und daſs man daher hier weniger die Aufstellung und Begründung völlig neuer Ansichten, als vielmehr eine mehrfache und eigenthümliche Bestätigung der von jenen gewonnenen Resultate zu erwarten habe." Allein obwohl er allerdings mehr zu Müllers und des Ref. Ansicht als zur Meinung Welckers hinüberneigt, so erscheint seine Arbeit doch im Ganzen als ein Vermittelungsversuch zwischen den beiden in einem gewissen Gegensatze stehenden Anschauungen, — was Ref. ihr nur zum Vorzug anrechnen kann.

Dieſs zeigt sich sogleich in des Verf. Grundansicht vom Wesen und Werthe der s. g. kyklisch-epischen Poesie. Während Welcker die nachhomerischen Epiker der älteren Zeit, die nach Nitzsch's Ausdruck den verwünschten Namen der Kykliker tragen, fast ganz mit dem Altmeister der Hellenischen Dichtkunst parallelisirt, Müller dagegen und der Unterzeichnete unter Anderem besonders auf Grund der bekannten Aristotelischen Stellen (Poet. c. 8. und 23.) im Ganzen einen nicht unbedeutenden Abstand zwischen jenen und diesem annehmen zu müssen glauben; leugnet der Verf. zwar diesen Abstand nicht, sucht ihn jedoch sehr zu verringern, indem er alle anderweitigen Zeugnisse und Andeutungen als unsicher und ungültig verwirft, den Tadel des Aristoteles aber mehr auf die späteren Epiker deutet, die älteren Kykliker gleichsam nur obenhin davon berührt wissen will. Ref., obwohl mit diesem Verfahren keineswegs völlig einverstanden, kann dem Verf. das Recht zu jener Verwerfung wie zu dieser Hin- oder Umdeutung der Aristotelischen Worte einräumen; nichts destoweniger scheint es ihm bei unbefangener Betrachtung ganz unzweifelhaft, daſs Aristoteles Homers Poesie besonders hinsichtlich der epischen Composition (worauf hier Alles ankommt) in einen ganz entschiedenen und höchst bedeutsamen Gegensatz gegen alle späteren, älteren wie jüngeren Epiker stelle. Namentlich ist nicht einzusehen, wie der Verf. behaupten kann, daſs Aristoteles' Tadel in seinem ganzen Umfange weder auf alle übrigen Epiker, noch insbesondere auf die namentlich angeführten älteren Epopöen (d. Kyprien und die Kl. Ilias) bezogen werden dürfen, daſs er vielmehr letzteren die epische Einheit der Handlung keineswegs abspreche, sondern nur eine zu vieltheilige Action zum Vorwurf mache. Aus einer vieltheiligen Action, wenn sie doch die Einheit wirklich in sich trägt, und also die vielen Theile nur eben so viele integrirende, untrennbare Momente der Einen Haupthandlung bilden, lassen sich ja unmöglich acht und mehr Tragödien machen, von denen doch jede ihre eigene, selbständige Einheit der Handlung haben muſs. Und wenn Aristoteles sagt: *σχεδὸν δὲ οἱ πολλοὶ τῶν ποιητῶν τουτο δρῶσι*, so sind damit doch nur einzelne Ausnahmen (vielleicht die kyklische Thebais und ein Paar andere ältere Gedichte) gestattet; im Allgemeinen gilt der Tadel einer mehr historisirenden als episch-künstlerischen Wahl und Anordnung des Stoffes aller andern.

Um auch die übrigen Hauptpunkte, in denen der Verf. auf eigenthümliche Art vermittelnd auftritt, wenigstens zu berühren; so erklärt er weiterhin, ganz im Sinne seiner oben angedeuteten Grundansicht, auch die bekannte wichtige Stelle aus Proklus: *σπουδάζεται (τὰ τοῦ ἐπικοῦ κύκλου ποιήματα) τοῖς πολλοῖς οὐχ οὕτω διὰ τὴν ἀρετὴν ὡς διὰ τὴν ἀκολουθίαν τῶν ἐν αὐτῷ πραγμάτων.* Er dringt darauf, diese historisirende *ἀκολουθία* nur auf den s. g. epischen Kyklus (der ja die einzelnen Gedichte nicht vollständig, sondern verkürzt und beschnitten enthalten habe), nicht auf die Gedichte selbst zu beziehen. Sein Hauptargument ist, daſs im entgegengesetzten Falle ja auch Homers Gedichte, sofern sie zum Kyklus gehörten, unter den Tadel, der in jener *ἀκολουθία* und deren Gegensatz zur *ἀρετή* liege, fallen würden. Obwohl dieſs nicht ganz schlagend ist, indem Homers Gedichte auch sonst den Kyklikern und dem Kyklus häufig entgegengesetzt werden, so sprechen doch die Worte selbst durchaus für des Verf. (und Welckers) Erklärung. Auch Ref. ist damit im Wesentlichen einverstanden, sobald man daraus nur nicht noch weitere, Aristoteles Urtheilen widersprechende Folgerungen ziehen will (wie Welcker thut). Man konnte ja überhaupt nicht auf den Gedanken kommen, einen solchen Kyklus von historischer Reihefolge der Begebenheiten zusammenzustellen, wenn nicht bei weitem die Mehrzahl der aufgenommenen Gedichte ihrer eignen Composition nach sich dazu geeignet hätten.

Der vom Verf. versuchte Nachweis, daſs nicht nur die Kl. Ilias des Lesches und die Aithiopis des Arktinos, sondern wahrscheinlich auch die Kyprien bedeutend verkürzt, vielleicht bloſs zu einem Drittheil ihres ganzen Umfangs in den Kyklus aufgenommen worden seien, beruht auf zu allgemeinen Gründen, und kann nur einige Haltung gewinnen, wenn man dem Verf. seine Prämisse zugesteht, daſs wenigstens präsumtiv die meisten kyklisch-epischen Dichtungen auch in sich selbst ein einiges, volles Ganzes enthalten haben dürften. Ref. hat dagegen aus dem Proklischen Argumente der Kyprien selbst nachzuweisen gesucht, daſs sie schwerlich zu den älteren der kyklischepischen Epopöen gehört haben dürften; und der kritische Grundsatz: je weiter von Homer entfernt, desto weniger Einheit und Ganzheit der epischen Composition — möchte sich doch wohl nicht umstoſsen lassen. Auſserdem lieſse sich vielleicht eine gewisse Einheit der Aktion in den Kyprien noch eher behaupten, wenn sie da schlossen, wo die Ilias beginnt, als im entgegengesetzten Falle, vorausgesetzt, daſs Aphrodite Kypris den wesentlichen Mittelpunkt des Ganzen bildete, sofern ja deren Thätigkeit im weiteren Verlaufe des trojanischen Krieges sehr in den Hintergrund zurücktrat, in den Anfängen dagegen sich bedeutend geltend machte.

Weiter sucht der Verf. die Meinung näher zu begründen, daſs die Abfassung des s. g. epischen Kyklus, aus welchem die Proklischen Argumente herstammen, am wahrscheinlichsten in das Alexandrinische Zeitalter gehöre, vielleicht nach K. O. Müllers Vermuthung dem Polemon zuzuschreiben sei. Ref. hat dagegen nichts einzuwenden, sobald man ihm nur die eben so groſse, wenn nicht gröſsere Wahrscheinlichkeit bestehen läſst, daſs schon vor Aristoteles ein andrer, in Form und Tendenz freilich sehr verschiedener Kyklus, vermuthlich eine Zusammenordnung aller von der gemeinen Meinung dem Homer selbst beigelegter Epopöen, jedoch ohne alle Entstellung und Verkürzung derselben, existirt habe. Diese muſs Ref. auf Grund einer unbefangenen Würdigung der beiden bekannten Aristotelischen Stellen (*τὰ ἔπη κύκλος* — und: *ὅτι Ὁμήρου ποίησις σχῆμα διὰ τοῦ κύκλου* —) und einiger bestätigender Aeuſserungen Späterer nach wie vor behaupten.

Endlich meint der Verf, daſs die nachtheilige Bedeutung des Wortes *κυκλικὸς* aus dem natürlichen und gerade durch die Anfertigung des epischen Kyklus geschärften Gegensatz der übrigen älteren Epiker gegen Homer und Hesiodus unter Mitwirkung einiger ungünstiger Nebenumstände entstanden und zu erklären sei. Wie dem auch sein möge, der Makel, der nach einer merkwürdigen Uebereinstimmung aller Späteren an dem Worte haftet, läſst sich nicht wegräsonniren, und wird, zusammengenommen mit Aristoteles obigen Urtheilen, bei unsern sonst so mangelhaften Nachrichten immer das Gewicht einer gewissen Präsumtion behalten müssen.

Man sieht, die Schrift des Verf. ist im Wesentlichen eine gemäſsigte und besonnene, von dem Welckerschen Extreme sich entfernt haltende Apologie der kyklischen Epiker, die er in demselben Sinne wie früher Homer zu vertheidigen sucht. Obwohl Ref. nicht überall zustimmen kann, so erkennt er doch den feinen Sinn des Verf. für das Wesen der epischen Poesie, seine gute Kenntniſs der Sache und seine unstreitig richtige Methode dieselbe zu behandeln, freudig an.

H. Ulrici.

№ 115.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1837.

LXXI.

Zeitschrift für Philosophie und speculative Theologie — herausgegeben von Dr. J. H. Fichte, Prof. d. Phil. an d. K. Preufs. Rhein. Univers. Erstes Bandes erstes Heft. Bonn, 1837.

Jede wissenschaftliche Zeitschrift hat schon dadurch eine polemische Tendenz, dafs sie ein bestimmtes Princip vertritt, und dies als ein wesentliches und für den geistigen Standpunkt der Zeit bedeutsames nach aufsen hin geltend macht. Und sollte auch die Tendenz einer Zeitschrift vorzugsweise die Vermittelung und Versöhnung der Gegensätze sein, so kann sie doch diesen Zweck nur durch den Besitz eines Principes erreichen, welches jene Gegensätze als solche aufhebt und als einseitig nachweist; denn das blofse Nebeneinanderstellen und Geltenlassen der Gegensätze oder die freundschaftliche Behandlung, welche sich dieselben gegenseitig zukommen lassen, und die Behutsamkeit oder auch Muthlosigkeit, ihre Differenz in aller Schärfe herauszustellen, kann so wenig für eine wirkliche Versöhnung angesehen werden, dafs es vielmehr nur ein Abstumpfen und Verflachen der Gegensätze und somit das kräftigste Mittel *gegen* die Versöhnung ist. Vorliegende Zeitschrift soll nun vorzugsweise die *nachhegelsche* Philosophie vertreten, d. h. diejenige, welche nicht blofs der Zeit nach der Hegelschen Philosophie nachfolgte, sondern auch dem Begriffe nach über dieselbe hinausliegt. Wenn schon hiedurch auch diese Zeitschrift gegen verschiedene Standpunkte der Wissenschaft sich polemisch verhält, so tritt jedoch hier noch ein Moment hinzu, wodurch diese polemische Tendenz eine ganz eigenthümliche Wendung bekommt. Das Princip nämlich, welches diese Zeitschrift vertreten zu wollen ankündigt, ist durchaus noch ein werdendes, oder vielmehr *nur* Princip, ein Allgemeines, welches sich noch nicht allseitig bestimmt und zu einem in sich gegliederten Inhalte besondert hat. In dieser Allgemeinheit und Unbestimmtheit umfafst das Princip theils sich einander widersprechende Gegensätze auf eine *äufserliche* Weise in sich, theils fällt es an vielen Punkten mit seinem wesentlichen Gegensatze *unmittelbar* zusammen. Mögen auch immerhin „die Repräsentanten der neuen Weltansicht" eine gänzliche Einstimmigkeit in Allem und Jedem nicht für nöthig erachten, um sich doch über das Wesentliche einverstanden zu wissen (S. 115), so kann doch das neue Princip seiner eigenen Entfaltung nicht hemmender und hinderlicher entgegentreten, als wenn es die eingestandene Differenz seiner Vertreter durch den äufserlichen und subjectiven Unterschied zwischen Wesentlichem und Unwesentlichem verflacht; dadurch schrumpft das Princip nothwendig zu einem saft- und kraftlosen Allgemeinen zusammen, welches ohne positive Energie in sich selbst auch nach aufsen sich nicht mit Bestimmtheit abzugrenzen vermag. Ist daher das neue Princip wirklich das, wofür es sich ausgiebt, und nicht eine einzelne Ansicht und Meinung, so mufs es in seiner Entwickelung seinen specifischen Unterschied von dem ihm dem Begriffe nach vorangegangenem Systeme *an allen Punkten zugleich* hervortreten lassen, und es ist nur ein Zeichen der Schwäche und Bewufstlosigkeit, wenn das sogenannte Princip der Freiheit an irgend einem Punkte noch mit dem sogenannten Systeme der Nothwendigkeit zusammenfällt. Man kann daher dem neuen Princip nichts Höheres wünschen, als dafs es sich durchaus von dem alten loslöse, denn erst, wenn ihm dies gelungen, existirt es wirklich; zugleich aber ist dies polemische Loslösen von dem im Grunde überschrittenen Standpunkte eine Polemik gegen jenen subjectiven Unterschied zwischen Wesentlichem und Unwesentlichem, also eine Polemik des Princips gegen seinen eigenen jetzigen noch unentwickelten Zustand.

Der Gegensatz, welchen diese Zeitschrift gegen die Hegelsche Philosophie geltend zu machen unternimmt, ist schon dadurch für die philosophische Entwickelung förderlich, dafs durch ihn Fragen von der höchsten spekulativen Bedeutung in den Vordergrund der philosophischen Betrachtung treten. Jemehr der Gegensatz in *dieser* Weise und auf *dieser* Höhe hervortritt, desto mehr werden sich verschiedene Standpunkte der philosophischen Vergangenheit und mit ihnen eine ganze Masse von polemischen An- und Ausfällen gegen die Hegelsche Philosophie auch dem allgemeinen wissenschaftlichen Bewufstsein der Zeit als antiquirt darstellen. Zugleich ist schon der Gegensatz des neuen Princips gegen die Hegelsche Philosophie für Viele, welche an einer geistig-natürlichen Antipathie gegen letztere leiden, etwas überaus Vertrauen Erweckendes, und sie ahnen nicht, welche Menge Hegelscher Gedanken sie sich gefallen lassen und wie sie ganz anders von der Spekulation überhaupt denken müssen, als sie früher gewohnt waren, wenn sie sich *diesem* Gegensatze gegen die Hegelsche Philosophie anschliefsen. Wollten es aber vollends die Repräsentanten der neuen Weltansicht urgiren, dafs, wie sie selbst über die Hegelsche Philosophie hinausgegangen sind, nur durch diese hindurch zu ihnen zu gelangen sei, so könnte der Hegelschen Philosophie nichts Erwünschteres begegnen, als wenn sich alle Vertreter der Wissenschaft aufmachten und den Weg zu diesem neuen Principe hin anträten; denn, wie sehr es auch für den Geist nichts seinem Wesen Entsprechenderes und somit Seeligeres geben kann, als in der Erkenntnifs fortzuschreiten, so hat doch für jetzt die Hegelsche Philosophie das entschiedenste Bewufstsein, dafs das wirkliche Hindurchgehen durch sie schon das Hinausgehen über jenes neue Princip ist.

Indem Ref. in dieser Anzeige sich vorzugsweise die Aufgabe gestellt hat, den Gegensatz, um den es sich handelt, in seinem Fundamente und in seiner ganzen Schärfe hervorzuheben, so mufs er allerdings seine Verlegenheit bekennen, welche durch die schon bemerkte Differenz zwischen den Verfechtern des neuen Principes bewirkt wird. Denn wollten wir diese Differenz wirklich für unwesentlich gelten lassen, so bliebe eine ganz dürftige Vorstellung übrig, welche in ihrer Unbestimmtheit nicht mehr den Namen eines philosophischen Principes verdient; vor Allem aber wird die Anerkennung oder Verwerfung der dialektischen Methode doch wohl nicht als eine unwesentliche Differenz erscheinen sollen. Lassen wir zunächst diejenige Gestaltung des neuen Princips aufser Acht, welche sich eng an den Standpunkt Schellings anschliefsend, die dialektische Methode Hegels durchaus verwirft, so blieben uns vorzugsweise Weifse und Fichte übrig, welche als die Repräsentanten des neuen Princips in Bezug auf *Inhalt* und *Form* zugleich angesehen werden wollen; und hier hätten wir denn auch in dem Anschliefsen dieser beiden an Schelling wie an Hegel die historische Stellung des neuen Princips im Allgemeinen gewonnen. Weifse und Fichte sind es denn auch, welche von philosophischer Seite diese Zeitschrift eröffnen, der erste mit einer Abhandlung über die drei Grundfragen der gegenwärtigen Philosophie, in welcher fürerst nur die erste Grundfrage über die Methode zur Sprache kommt, der zweite mit einer Abhandlung über das Verhältnifs der Erkenntnifslehre zur Metaphysik; beide Abhandlungen sind vorzugsweise gegen die Schrift des Ref. gerichtet: die Philosophie unserer Zeit.

Wenden wir uns zunächst zu Fichte. Der erste Theil des Fichteschen Systems bildet die Theorie des Erkennens; diese führt das Bewufstsein von seiner unmittelbaren Gegebenheit zum speculativen Erkennen hin. Hier erhalten wir also in einem wissenschaftlichen Zusammenhange und in einem dialektischen Fortschritte Kunde von diesem neuen Principe, welches als der höchste allversöhnende Standpunkt über das speculative Denken der Hegelschen Philosophie besonders dadurch hinausgeht, dafs es „durch das Geltendmachen und die Hinzunahme der spekulativen Anschauung das dialektische Denken von seiner Einseitigkeit befreit;" Fichte will daher auch sein System als die Vermittelung und Versöhnung des Realprincips Schellings mit dem Formalprincipe Hegels angesehen wissen. Ref. hatte in dem genannten Werke nachgewiesen, dafs der Fortschritt von dem, was Fichte das spekulative Denken nennt, zu dem Standpunkte des spekulativ anschauenden Erkennens nicht im Entferntesten ein dialektischer, nothwendiger, in der Sache selbst begründeter, dafs ferner jener „allversöhnende Standpunkt" so voll von einfachen Versicherungen und Unbestimmtheiten sei, dafs er sich eben dadurch jeder wissenschaftlichen Betrachtung durchaus entzöge.

Fichte hat hiergegen nur die Versicherung zu stellen, das neue Princip werde durch alle diese Einwendungen gar nicht berührt; zugleich referirt er (S. 124) in aller Kürze nochmals den Zusammenhang des Denkens und der Anschauung, wie die Bedeutung des spekulativ anschauenden Erkennens, behält aber auch hier dieselbe Unbestimmtheit bei, welche die Untersuchung da abbricht, wo sie über das allgemein Bekannte und Anerkannte hinausgeht, und dann mit einem bildlichen und schwankenden Ausdruck von einem neuen Principe spricht, welches man vergebens sucht. Die Anschauung wird von Fichte einerseits — besonders in der Theorie des Erkennens — gefafst als die Rückkehr des Denkens zur Unmittelbarkeit; diese müsse vom Denken selbst anerkannt werden, insofern auch für die Anschauung die Wahrheit Gegenstand sei, und das Denken, welches sich für die einzige Form der Wahrheit halte, sei eben darum ein einseitiges. Hiernach ist der ganze Inhalt des spekulativen Denkens zugleich Inhalt der Anschauung, ohne dafs diese jenen Inhalt selbst erweiterte und etwas Wesentliches zu jenem Inhalte hinzuthäte. Anderseits aber hat die Anschauung bei Fichte auch die Bedeutung eine *ergänzende Erkenntnifsweise* zu sein, und zwar ergänzt sie das dialektische rein apriorische Denken; wenn dieses die allgemeinen Formen aller Wirklichkeit entwickelt, so tritt in der Realphilosophie die Empirie hinzu, und nur durch diesen Einschlag der Empirie in das apriorische Denken kommt eine wirkliche Erkenntnifs der Natur und des Geistes zu Stande; hiernach fällt die Anschauung nicht hinter die Philosophie überhaupt ein, sondern hinter die Metaphysik oder Ontologie. Diese ergänzende Anschauung und Empirie mag nun Fichte immerhin eine *höhere* nennen, so ist sie dennoch, wie er selbst sie beschreibt, von der ganz gewöhnlichen, äufserlichen Empirie specifisch gar nicht verschieden, und hat mit der intellectuellen Anschauung Schellings durchaus nichts gemein. Es ist bald genug gesagt, dafs das anschauende Erkennen, im Unterschiede von dem blofs dialektischen, „mit wesentlich empirischen Momenten behaftet" sei (S. 124); allein was soll denn diese ganz unbestimmte Phrase bedeuten? soll damit nur behauptet werden, dafs die Erkenntnifs der concreten Wirklichkeit von der Erfahrung ausgeht, und durch alle Momente hindurch fortwährend der Erfahrung bedarf, so wird doch diese allseitig anerkannte Sache nicht etwa eine charakteristische Eigenthümlichkeit eines neuen Standpunktes sein sollen? hat denn etwa Hegel diese Nothwendigkeit der Empirie für die Erkenntnifs geleugnet? Die höhere Empirie soll nun „nicht die gemeine, in einseitigen Kategorien und in beschränktem Begriffsaberglauben jeder Art verhärtete" sein, sondern vielmehr „die, welche durch die speculative Kategorien- und Ideenlehre hindurchschreitend, sich darin der Erkenntnifs der ewigen Grundformen und Existenzialweisen aller Dinge, des Schöpfers wie der Schöpfung, versichert hat, und in selbstbewufster Klarheit daran die ewig wandellosen Grundzüge besitzt, in denen die objective Selbstentfaltung aller Dinge unendlich individualisirend sich hineingestaltet." (S. 124). D. h. das anschauende erfahrende Subject soll nicht das ungebildete rohe, sondern vielmehr das durch die Ontologie philosophisch kultivirte sein. Hiermit ist die Anschauung immer nicht eine Weise der *Erkenntnifs*, sondern sie liefert nur dem Subjecte das Material zur weiteren Bearbeitung. So soll denn die Dialektik wieder hinzutreten, und die Erfahrung dialektisch durcharbeiten (Ont. S. 43); ohne diese Dialektik wäre die Anschauung trotz ihres Besitzes der Ontologie doch blind, und brächte es nie zum Begreifen der Wirklichkeit, d. h. zu einer Philosophie der Natur und des Geistes; also der Begriffsfonds der Ontologie reicht nicht hin, der Anschauung zur *Erkenntnifs* der sich ihr darbietenden Objectivität zu verhelfen, oder durch den Besitz der Ontologie wird die Anschauung noch nicht zur erkennenden, zu einem Principe des Wissens, sondern wie sie die Objecte aufnimmt, bedürfen sie einer weiteren, in der Ontologie noch nicht gegebenen, Form, und dies formirende, das Object *wirklich* erkennende Princip ist wieder das dialektische Denken. Hieraus ist zugleich ersichtlich, wie die Behauptung zu verstehen sei, dafs das erfahrende Subject der Objectivität nachgeben, sich aufnehmend verhalten solle (S. 124). Dies wissenschaftliche Nachgehen und Aufnehmen ist eben die dialektische Methode, welche aber in Bezug auf die reale Wirklichkeit nicht mehr die negative, sondern die positive Dialektik sein soll. Wenn nun diese als Entfaltung, Entwickelung eines implicite Gegebenen beschrieben wird, d. h. eben so wie Hegel das Wesen der Dialektik bestimmt, so wird doch sicherlich nicht

die dialektische Entfaltung der Natur von Moment zu Moment mit der objectiven Enfaltung derselben in *dem* Sinne zusammentreffen sollen, dafs das Hervorgehen der Begriffe aus einander zugleich ein Hervorgehen der Naturgestalten selbst bedeute; d. h. der Fortgang ist nicht durch das Object, wie sich dasselbe der aufnehmenden Anschauung darstellt, sondern vielmehr durch den Begriff und seine immanente Entwikkelung bestimmt. Hiermit kommt Fichte nicht über die Behauptung hinaus, dafs das Denken der Erfahrung bedürfe, dafs es aber zugleich das in der Erfahrung Gegebene verarbeiten müsse; dies hat man nun von jeher so gehalten und Hegel hat zugleich das Erfahrene *dialektisch* durchgearbeitet d. h. bei Hegel ist das wirklich da, was Fichte fordert, und nur wenn man Hegels Philosophie der Natur und des Geistes fortwirft, erscheint die Hegelsche Philosophie als blofse Metaphysik (S. 124). Allerdings aber tritt hier noch ein Moment hinzu, welches dem Hegelschen Systeme gegenüber wirklich als etwas ganz Neues und Absonderliches gelten mufs. Fichte bemerkt in der Theorie des Erkennens und in der Ontologie, dafs nach Hegel Alles an dem Widerspruche zu Grunde gehe, und somit der unaufgelösfe Widerspruch bei Hegel übrig bleibe (Ontol. S. 165). Diefs ist nun nicht etwa ein Mifsverständnifs in irgend einem einzelnen Punkte, sondern im Fundamente und im Ganzen; und hiervon sagt Hegel nicht nur ausdrücklich das Gegentheil (Log. II, 72), sondern das ganze System ist an allen Punkten zugleich die Widerlegung von dem, was Fichte hier für das Charakteristische desselben ansieht. Ueber dergleichen Ungereimtheiten aber, dafs der unaufgelöste Widerspruch die Wahrheit von Allem sei, ist freilich leicht hinauszugehen, aber wir zweifeln, ob Fichte selbst sich dies Hinausgehen als ein Verdienst anrechnen wolle. Hegel bemerkt an der eben angeführten Stelle, dafs jeder Begriff wie jede Gestalt der Wirklichkeit den Widerspruch in sich enthalte, und zwar als lebendig die fortwährende Ueberwindung und Auflösung dieses immanenten Widerspruches sei, dafs aber zugleich jede endliche Gestalt über sich hinausweise und insofern der unaufgelöste Widerspruch sei, als sie in einem Höheren ihre Wahrheit habe. Fichte will dagegen dem Widerspruche nur eine ontologische, nicht aber reale Geltung zugestehen; alle Begriffsunterschiede sollen als vereinzelt festgehalten zum Widerspruche getrieben werden *können*, und was uns in den Dingen als widersprechend erscheint, soll diefs gleichfalls nur dadurch sein, dafs die Betrachtung es aus dem Weltganzen herausreifse. Sollte mit diesen Behauptungen Ernst gemacht werden, so wäre das viel besprochene und belobte *Leben* der Wirklichkeit, welches durch Hegels Dialektik zerstört werden soll, ein leeres bedeutungsloses Wort, und die positive Dialektik, welche das Lebendige in seiner Entfaltung darstellen soll, kann nicht einen Schritt thun, ohne diesen Behauptungen thatsächlich zu widersprechen. Von der Widerspruchslosigkeit der Wirklichkeit erhalten wir sogleich ein sehr merkwürdiges Beispiel; es könnte, heifst es (Ont. S. 43), ohne logischen Widerspruch nur die Natur existiren ohne den Geist, der dennoch ihre Wahrheit ist. Allerdings *können* wir die Natur denken ohne den Geist, aber wenn wir dies thun, verfahren wir *gedankenlos*, und denken die Natur nicht wie sie ist, sondern wie sie nicht ist; die Möglichkeit, dafs die Natur auch ohne den Geist existiren könnte, ist also eine blofs gedachte, d. h. ein Gedanke ohne Realität und Wahrheit, ein leerer wesenloser Gedanke, ein unvernünftiger Gedanke, welcher vom λόγος nichts in sich enthält. Dafs sich aber die Natur zum Geiste aufhebt, das ist ihre eigene immanente Vernunft, ihr Wesen, und ohne den Geist, also für sich, ist die Natur selbst der unaufgelöste Widerspruch; dieser Widerspruch hebt sich in der Wirklichkeit durch die Existenz des Geistes auf, weil der unaufgelöste Widerspruch gar nicht existiren kann, sondern seine eigene Auflösung schon zur Voraussetzung hat. Damit hat aber der Widerspruch sogleich *reale* Bedeutung, und zwar hat die daseiende wirkliche anschaubare Natur den Widerspruch in sich, ihre eigene Negation zu sein, die Unruhe in sich selbst, den Trieb und die Sehnsucht über sich hinaus, und diese Unruhe verläfst die Natur nie, sondern diefs ist vielmehr ihr eigenthümliches Leben, was sie erst zur Natur macht, dafs sie fortwährend an ihrem eigenen Widerspruche zu Grunde geht.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 116.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1837.

Zeitschrift für Philosophie und speculative Theologie — herausgegeben von Dr. J. H. Fichte.

(Fortsetzung.)

Der Geist aber ist wieder nur dadurch die Wahrheit der Natur, dafs er den Widerspruch, welcher in der Natur unaufgelöst ist, aufgelöst in sich enthält, also nicht dadurch, dafs er von dem Widerspruche abstrahirt, was wieder ein blofs subjectiver unlogischer und unvernünftiger Gedanke sein würde.

Eben so unbestimmt und schwankend ist die Entwickelung eines andern Punktes, welchen Fichte selbst als den wichtigsten, den Geist seines Systems eigentlich charakterisirenden bezeichnet, nämlich die Frage um die Erkennbarkeit Gottes; auch hier aber hat er den Erörterungen und Angriffen des Ref. nichts weiter entgegenzustellen, als die alte schon bekannte Unbestimmtheit. Schon in dem ersten historischen Theile seines Werkes über Gegensatz, Wendepunkt und Ziel heutiger Philosophie hatte Fichte wiederholt die Behauptung ausgesprochen, dafs Gott *an sich* schlechthin unerkennbar sei, ohne sich auf die weitere Entwickelung dieser Behauptung einzulassen; erst in der Ontologie erfahren wir, welchen Sinn *eigentlich* diese Behauptung haben solle. Vollständig erkennbar soll Gott sein nach seinem apriorischen Formbegriffe, welchen seinem ganzen Inhalte nach die Ontologie zu entwickeln hat. „Ein anderes ist das *positive* Erkennen des göttlichen Geistes, das Eindringen in das Geheimnifs seiner Persönlichkeit, seiner Gedanken und Entschliefsungen: ein solches aber von sich zu behaupten, ist noch keiner Philosophie eingefallen, wiewohl nicht jede auch nur zur Erschöpfung des apriorischen Begriffs Gottes gelangt ist, viel weniger zur klaren Abscheidung dieses Begriffs vom Erkennen seines positiven Wesens sich erhoben hat. Schliefst jedoch auch das beschränkteste Naturding, nach seiner positiven Existenz gefafst, eine Unergründlichkeit in sich, ist vielmehr noch jeder Geist dem anderen ein unzugängliches Geheimnifs, das er selbst nur aufschliefsen, durch freie That zur Offenbarung bringen kann: so gilt diefs in allerhöchster Bedeutung vom göttlichen Geiste, der nicht an sich selbst, nur in seiner Offenbarung erkannt zu werden vermag, wodurch wir nach einem schon vielfach von uns dargestellten Wendepunkte der Untersuchung über jede Apriorität hinaus in ein andres Gebiet des Erkennens eingewiesen werden." (Ont. S. 38) Es wird also der Unterschied zwischen *Form* der Wirklichkeit und *positiver* Wirklichkeit selbst, geltend gemacht und auf Gott angewandt; dieser soll seiner ontologischen Form nach vollständig, seiner positiven Wirklichkeit nach aber nur *theilweise* erkennbar sein. Zunächst ist nun jener Ausdruck, dafs Gott nicht an sich selbst, sondern nur in seiner Offenbarung erkannt zu werden vermag, ganz ungeschickt, indem er den Schein herbeiführt, als enthielte die Offenbarung nicht das Ansich Gottes, oder als wäre das Ansichsein und die Innerlichkeit Gottes noch eine andere als die geoffenbarte und vom Menschen erkannte. Fichte lehrt zugleich, dafs sich die Gedanken Gottes in der Welt offenbaren, ja dafs Alles göttlicher Gedanke sei; dafs es eben darum auch nichts absolut Dunkeles, blofs Gegenständliches in der Welt gebe, wodurch Subject und Object in unauflöslichem Gegensatze auseinander gehalten würden. Ferner aber läfst jener Ausdruck gerade das, worauf es hier ankommt, ganz bei Seite liegen; denn er urgirt nur in Bezug auf die Wirklichkeit eine andere *Weise* der Erkenntnifs, nämlich die Anschauung und Erfahrung, hier aber handelt es sich darum, dafs auch das in der Wirklichkeit sich offenbarende Absolute trotz der Offenbarung doch nur *theilweise* erkannt werden könne. Oder meint etwa Fichte, dafs Gott auch Gedanken und Entschliefsungen habe, welche er nicht

offenbart, welche als blofse Gedanken ihm blofs innerlich bleiben, gestaltlos und ohnmächtig, wie es wohl dem Menschen geschieht, welcher allerlei denkt und ausgrübelt, ohne die Kraft zu haben, seine Gedanken und Entschliefsungen in die Wirklichkeit überzusetzen? Meint Fichte mit den unergründlichen Gedanken und Entschliefsungen *die*, welche in Gott selbst *Ur*gedanken sind, so möchte man wohl wissen, woher er diese Weisheit habe, dafs sich Gott mit blofsen Gedanken zu schaffen mache. Soll aber nur behauptet werden, dafs es dem endlichen Denken unmöglich sei, die Totalität der Welt, so wie sie an sich diefs ist, nämlich vom Denken und Wollen Gottes allseitig durchdrungen und überwunden zu erkennen, so ist dies, wie Fichte selbst bemerkt, noch nie einem Philosophen zu leugnen eingefallen; was aber die Hauptsache ist, durch alle diese Bestimmungen wird die Frage nach der Erkennbarkeit und Unerkennbarkeit Gottes so wenig beantwortet, dafs sie in ihrem Fundamente und in ihrer tiefen philosophischen Bedeutung noch nicht einmal berührt ist.

Fichte erklärt sich zu wiederholten Malen gegen die Ansicht Hegels, dafs das wahrhafte Wissen des Menschen von Gott zugleich das Wissen Gottes von sich selbst sei; auch in der angeführten Stelle der Ontologie wird ebenfalls eingeschärft, dafs unser Denken Gottes in keinem Sinne mit dem göttlichen Selbsterkennen zusammenfalle. Erst diese Behauptung ist nicht eine allen philosophischen Systemen gemeinsame, sondern enthält etwas Wesentliches und für das neue Princip Charakteristisches; dennoch aber wird sie ohne die Einsicht in die daraus nothwendig hervorgehenden Consequenzen d. h. ohne philosophisches Bewufstsein ausgesprochen, und sie bleibt als eine besondere Behauptung aufser dem Systeme und der systematischen Entwickelung stehen. Als das Fundament der ganzen Philosophie wird in der Theorie des Erkennens fortwährend hervorgehoben, dafs das Selbstbewufstsein der Augpunkt alles Erkennens, Anfang, Mitte und Ende aller Philosophie sei; diese Grundansicht ist durchaus übereinstimmend mit dem Leugnen der persönlichen Immanenz Gottes im Menschen und jene ausgeführt und entwickelt hat dies Leugnen nothwendig zum Resultate; jedoch verliert die Ansicht, dafs das Selbstbewufstsein Princip der Philosophie sei, wieder alle und jede Bedeutung, wenn dessenungeachtet doch wieder von einem überwundenen Dualismus und von einem wirklichen Erkennen des Wesens die Rede ist. Im Selbstbewufstsein ist Subject und Object *dasselbe*, und wird das Selbstbewufstsein festgehalten, so erkennt das Subject nie wirklich ein Anderes, das Object, sondern immer nur sich selbst; das Subject kommt so aus dem Idealismus seines Selbstwissens nie wirklich zum Sein, sondern diefs bleibt immer als ein Inneres oder auch Aeufseres dem Subjecte gegenüber stehen. In der Theorie des Erkennens führt Fichte diesen Standpunkt der Reflexion nicht wirklich über sich hinaus, sondern stumpft nur die Spitze der Reflexion dadurch ab, dafs er dem Selbstbewufstsein, ohne über dasselbe zum Begriffe des Geistes fortzugehen, eine ganz unbestimmte *Theilnahme* an der Wahrheit vindicirt. Dies hat Ref. als ein Zurückfallen in den Kantischen Standpunkt bezeichnet, aber durchaus nicht, wie Fichte berichtet (S. 125), den Satz „dafs das substantielle An sich Gottes, sein inneres Wesen keinesweges aufgehe in seinen (sic) spekulativen Begriff." Wenn nun aber Fichte weiter von einem total überwundenen Gegensatz zwischen Subject und Object spricht und diese Einheit von Sein und Wissen auch wirklich spekulativ ausspricht und darstellt, so ist er damit einerseits im strengsten Gegensatz gegen die Ansicht begriffen, welche er als Princip bezeichnete. Wie wenig jedoch anderseits jene Ueberwindung des Dualismus wirklich spekulativ gefafst und nach allen ihren Seiten hin erkannt ist, zeigt sich wieder in dem ganz äufserlichen Abhalten der speculativen Ansicht, dafs das wahrhafte Wissen des Menschen von Gott das Wissen Gottes von sich selbst sei; und eben diefs ganz äufserliche Abhalten ist es, welches die Frage nach der Erkennbarkeit und Unerkennbarkeit Gottes gar nicht die Spitze erreichen läfst, auf welcher sie erst spekulative Bedeutung bekommt. Das Princip des Selbstbewufstseins mufs jene Ansicht nothwendig von sich abhalten, weil darin die Ueberwindung dieses Princips zum Begriffe des Geistes in seinem einfachen Resultate ausgesprochen ist; und wie das Selbstbewufstsein überhaupt aus dem Wissen seiner selbst nicht zum wirklichen Begreifen und zur Besitznahme des Seins fortschreitet, sondern das Sein vielmehr aus sich heraus-

wird, [illegible] auch das Absolute nicht wirklich d. h. als p[illegible]che Energie gegenwärtig sein. So lange aber [illegible] nicht persönlich und als sich selbst wissender [illegible]nenden Geiste gegenwärtig gewufst wird, [illegible] man so viel von Offenbarung sprechen wie [illegible]ill, doch immer geheim, und Erkennen und Sein [illegible], trotz aller Versicherung des aufgehobenen D[illegible]us, doch absolut auseinander. Wenn [illegible] *wirkliche*, nicht unterschiedslose Ein[illegible] [illegible]n und absoluten Geistes schlechtweg [illegible]chselung des Begriffs Gottes und sei[illegible] [illegible]eichnet wird, so besteht die Realität [illegible]fs er als fester Gegenstand dem er[illegible] [illegible]e *nur* gegenübersteht, dafs daher das [illegible]t, das dialektische ebenso wie das an[illegible] [illegible]as Wissen vom wirklichen lebendigen [illegible] nur das Erkennen einer unwirklichen [illegible] nun aber nicht sein, Gott soll nicht [illegible]nstand dem Erkennen gegenüber ste[illegible] [illegible] wird vielmehr behauptet, „dafs Got[illegible] [illegible]it tief vereinigt sei mit den kreatürli[illegible] [illegible]eiten, ja, dafs die Einheit des göttli[illegible] [illegible]ins durch jedes Einzelne hindurchgehe, [illegible]gleich seiner bewufst sei" (Ont. 512); [illegible] wieder, halten wir die frühere Be[illegible] [illegible]re bedeutungslose Worte. Mit einer [illegible]ntheit ist schlechterdings nichts an[illegible] [illegible]ilosophie hört damit überhaupt auf, [illegible]n, und sinkt zu einem reflektirenden [illegible], welches seine eigenen Gedanken [illegible]zubringen im Stande ist. Diese *Un*[illegible] [illegible] aber gerade der hervorstechende Man[illegible] [illegible]schen Philosophie; wesentliche Punkte [illegible]usammengebracht und durchgeführt, son[illegible] [illegible]ulative Entwickelung wird durch das [illegible]Vorstellung unterbrochen, welche mit [illegible]Ausdruck die Fragen der Spekulation [illegible]meint, während sie dieselben in Wahr[illegible] [illegible]geschoben und mit dem Scheine der [illegible]cht hat. —

[illegible]ndlung über die *Methode*, mit welcher [illegible]rörterung über die drei Grundfragen [illegible]n Philosophie beginnt, zeigt der Verf. [illegible] rastlosen durchdringenden Ernst, mit [illegible] in die Sache vertiefend eine wissenschaftliche Polemik nicht ohne Weiteres mit stolzer Bequemlichkeit von sich weist, sondern darauf eingeht, um sich sieht, und sich selbst die Schwierigkeiten nicht verbirgt, welche mit jedem weiteren Schritte wieder rückwärts hin sich aufthun. Weifse spricht es mit Bestimmtheit aus, dafs „Nichts von einer niederen Stufe der Philosophie *unmittelbar* in die höhere übergetragen werden kann" (S. 94); gerade dies Bewufstsein ist die erste und nothwendige Bedingung einer weiteren Verständigung, sollte diese fürerst auch nur in der concisen Auffassung des Gegensatzes und in der Reduktion desselben auf einen einfachen Ausdruck bestehen. Der Gegensatz im Princip ist nothwendig durchgreifender Gegensatz und ehe dieser nicht als solcher gefafst wird, ist auch das Princip nicht in seiner Bestimmtheit erkannt und begriffen. Aus jenem Bewufstsein geht denn sogleich die richtige Bemerkung hervor, dafs auch die Methode von dem neuen Standpunkte aus sowohl in ihrem Principe und in ihrer Ableitung, als auch in ihrem Ausdrucke eine Umbildung erleiden müsse (ibid.); diese Umbildung wird S. 111 für so wesentlich angesehen, dafs der neuen Methode nur eine gewisse Beziehung oder Verwandtschaft zur Hegelschen zugestanden wird. Wenn aber Weifse den Unterschied, welchen Ref. zwischen der Hegelschen Methode und der von Weifse in der Metaphysik angewandten hervorgehoben hat, für unwesentlich ansieht, und auf eine Verschiedenheit des Ausdrucks zurückzuführen versucht, so kann Ref. hierin mit dem Verf. schlechterdings nicht einverstanden sein. Jener Unterschied besteht nämlich einfach darin, dafs bei Weifse die Begriffe nicht in ihrem analytischen und synthetischen Verhältnisse zugleich erkannt und dialektisch gesetzt sind, sondern nur synthetisch als sich ergänzend durch eine subjective Analysis an einander gereiht werden. Hiermit hört aber die Methode auf, *Entwickelung* zu sein, welches ihr innerstes Wesen ist, und in dem Begriffe der Entwickelung liegt sogleich viel mehr als eine blofse „gegenseitige Abhängigkeit der Begriffe in Betreff ihrer Denkbarkeit" (S. 93). Auch kann der angegebene Unterschied durchaus nicht darauf reducirt werden, dafs Hegel etwa irgend ein Moment der Methode mehr hervorhebe; denn wollte Weifse das Moment hervorheben, worin eben die Differenz besteht, dafs nämlich

in jedem Begriff an sich schon der folgende liegt und durch Analysis aus ihm als seine eigene Negation herauszusetzen ist, so würde hiermit gerade das Moment verschwinden, auf welchem bei Weifse der Accent des Fortschritts durchgängig liegt, dafs nämlich der eine Begriff in seiner festen Endlichkeit den anderen ausschliefst. Wenn Weifse dennoch von einem Enthaltensein der Begriffe in einander spricht, so besteht dies jedoch nur in dem gegenseitigen Ausschliefsen, wodurch die Begriffe zugleich auf einander hinweisen; das Enthaltensein fällt also wieder nur in das denkende Subject, welches mit dem einen Begriffe auch den anderen denkt. Wenn durch die ganze Metaphysik Weifse's hindurch genau genommen kein einziger Fortschritt im Hegelschen Sinne dialektisch ist, so sah Ref. hierin nicht blofs eine immer wiederkehrende principlose Ungeschicktheit, sondern vielmehr eine, wenn auch von Weifse selbst nicht mit Bewufstsein durchgeführte, wesentliche Differenz, weil einerseits fast durchgängig ein und derselbe Rhythmus beibehalten wird, und weil anderseits gerade diese Differenz, wie sie schon mit der Auffassung des Metaphysischen überhaupt im engen Zusammenhange steht, besonders im Uebergange aus der Metaphysik in die Realphilosophie als bedeutsam und charakteristisch für das ganze System hervortritt. Bei dieser Differenz aber ist es etwas ganz Ueberflüssiges, aufserdem noch nachzuweisen, dafs einzelne Begriffe nicht in den gehörigen Zusammenhang gestellt sind, weil schon durch diese Differenz allein auch kein einziger Begriff seine spekulative Entwickelung erhält; nicht blofs ist die Continuität in jedem Punkte abgebrochen, sondern das Auseinanderfallen der Begriffe schlägt auf sie selbst zurück, weil die Continuität zum Inhalte jedes einzelnen Begriffs wesentlich gehört. Weifse geht nun weiter zurück, giebt die verschiedene Ableitung und Stellung, welche die Methode in seinem Systeme erhalten werde, im Allgemeinen an; jedoch ist diese ganze Untersuchung vorläufig und weist auf die Wissenschaft der Logik hin, welche vorzugsweise die Entwickelung des Erkenntnifsbegriffs und damit der Methode zum Inhalte haben soll; in dieser Allgemeinheit und Vorläufigkeit ist aber die Untersuchung noch zu schwankend und unbestimmt, zu schwacher Andeutung, als dafs daran weitere zu irgend einem Resultate führende Erörterungen angeknüpft werden könnten. Zunächst stellt Weifse die ganz vernünftige Forderung, dafs die Methode bewiesen werden müsse, und zwar soll sie in dem Subjecte selbst auf dem Wege gesetzmäfsiger Selbstentwickelung entstehen. Diese Forderung ist auch der Hegelschen Philosophie so wenig fremd, dafs sie in derselben vielmehr vollständig gelöst wird; denn der Begriff der Methode resultirt am Schlusse der Logik und damit ist dieselbe für das Subject bewiesen. Auch bei Weifse hat jene Forderung nicht den Sinn, dafs etwa die Methode nicht eher angewandt werde, ehe sie für das erkennende Subject bewiesen sei, sondern die Methode wird, wenn auch noch ohne ausdrückliches Bewufstsein [illegible], schon in der Logik selbst angewandt (S. [illegible]). Wenn nun weiter bemerkt wird, dafs es in der [illegible] nur um den Begriff des Erkennens, nicht [illegible] Begriff des Seins zu thun sei, dafs nur eine [illegible] Erkennens, nicht des Seins gesucht werde (S. [illegible]) ist doch das Erkennen wesentlich [illegible] ziehung auf das Sein, so dafs durch [illegible] straction vom Sein auch von dem Er[illegible] strahirt würde. Daher wird denn [illegible] mit der wahrhaften Weise des Er[illegible] Etwas in Bezug auf das Sein mitge[illegible] was aber fürerst nur als eine Voraus[illegible] tet werden soll. Was dies Mitgefundene [illegible] wir aus der folgenden Behauptung e[illegible] nämlich die Logik zeige, nicht dafs d[illegible] Seins, sondern dafs der Begriff des [illegible] nichtiger, absurder wäre, wenn ihm [illegible] stimmte Beschaffenheit der Dinge ents[illegible] d. h. mit der wahrhaften Weise des [illegible] zugleich die *Erkennbarkeit* der Dinge [illegible] also das Resultat bezieht sich ebenso [illegible] Sein wie auf das Erkennen, und enth[illegible] des Erkennens und des Seins.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 117.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1837.

Zeitschrift für Philosophie und speculative Theologie — herausgegeben von Dr. J. H. Fichte.

(Fortsetzung).

Die wesentliche Differenz der Phänomenologie und der Weißeschen Logik würde hiernach darin bestehen, daß letztere den Erkenntnißbegriff *ohne Beziehung auf das Object* zum Inhalte haben soll; hiermit würde die Logik mit der Genesis des Wissens von Hinrichs zusammentreffen, jedoch ist das Erkennen, insofern es Form und Inhalt zugleich ist, schon Resultat der phänomenologischen Entwickelung, und hat, soll es nicht in die Kantische Abstraction verfallen, die Ueberwindung des Bewußtseins und des Gegensatzes von Subject und Object zur nothwendigen Voraussetzung. Weiße spricht ferner von der Anwendung der Methode auf den freien [illegible] Inhalt der Erkenntniß, welche Ref. in Bezug auf den Begriff Weiße's von der Freiheit als unmöglich nachgewiesen hatte. Die Methode soll nur die *relative* Nothwendigkeit des positiven Inhaltes fordern, d. h. eine Nothwendigkeit in Bezug auf das Erkennen, dies wäre ein nichtiges, sich selbst widersprechendes, „wenn ihm nicht eine bestimmte Beschaffenheit aller Dinge entspräche." Diese *wissenschaftlich* nothwendige Beschaffenheit der Dinge soll aber die Freiheit d. h. das Auchnichtsein- und Auchanderssein-können derselben nicht aufheben. Davon abgesehen, daß diese ganze Erörterung erst durch die nähere Bestimmung über das Wesen der relativen Nothwendigkeit wie der Freiheit weiter erklärt und von ihrer Vieldeutigkeit und dem Schwanken befreit werden müßte, so handelt es sich hier nicht um ein Erkennen überhaupt, sondern um ein *dialektisches* Erkennen, und die Methode wird nur dann wirklich auf den positiven Inhalt der Erkenntniß anwendbar sein, wenn sie selbst das Auchnichtsein- und Auchandersseinkönnen dieses Inhalts *setzt* und *ausdrückt*; sonst bleibt sie immer *außer* dem Inhalte und das *Wesen* desselben wird von der Methode nicht berührt. Jedoch ist überhaupt diese äußerliche Reflexion nicht im Stande, eine Sache irgendwie ins Klare zu bringen, welche so sehr, wie die in Rede stehende, alle wesentliche Fragen der Spekulation in sich faßt. Es wird nach der *Anwendung* der Methode auf den positiven Inhalt der Wirklichkeit gefragt; diese Stellung der Frage enthält genau genommen schon die Voraussetzung in sich, daß die Methode eine dem positiven Inhalte *äußerliche* Form sei; damit ist der Inhalt schon aus der Form herausgefallen und zwar ist dieser Inhalt zugleich ein auchnichtsein- und auchandersseinkönnender; auch dies Moment, welches gerade den Inhalt charakterisirt und jene Frage vorzugsweise herbeiführt, hat sich nicht durch die Methode selbst ergeben, sondern ist zunächst, gleichviel durch welche Form der Erkenntniß, äußerlich aufgenommen. Die Frage aber: ob die Methode auf den positiven Inhalt anwendbar sei, darf schlechterdings nicht außerhalb der Erkenntniß dieses Inhaltes fallen, sondern muß nothwendig zugleich die Erkenntniß dieses Inhaltes selbst sein. Durch die ganze Untersuchung tritt neben die Methode noch eine andere Weise der Erkenntniß, welche über die Methode selbst *reflektirt*; darauf würde es nun eben ankommen, das was hier als äußerliche Reflexion erscheint, zur wissenschaftlichen Gestalt zu erheben. Diese Forderung stellt Weiße selbst an die Logik oder Methodenlehre, in wie weit derselben aber überhaupt Genüge geleistet werden *kann*, muß zunächst dahingestellt bleiben. Erst dann, wenn der Begriff der Methode wissenschaftlich entwickelt ist, kann auch die Behauptung Weiße's eine philosophische Bedeutung erhalten, daß die wahre Methode auf ein für das Denken selbst Unerreichbares nicht bloß führe, sondern auf einem solchen πλήρωμα sogar beruhe (S. 91).

Für jetzt erscheint dies dem Ref. nur als ein nothwendiges Resultat der unwahren Forderung, das Erkennen ohne seine Beziehung auf das Sein zu untersuchen und zu entwickeln, ganz ähnlich wie die Kantische Kritik ihr Resultat schon in der falschen Stellung der Aufgabe voraussetzte.

Wollen wir das sogenannte neue Princip in seiner ganzen Bedeutsamkeit und Tiefe kennen lernen, so haben wir uns vorzugsweise zu Schelling hinzuwenden, welcher dasselbe in seiner reinen Einfachheit und energischen Bestimmtheit der Dialektik gegenübergestellt und geltend gemacht hat. Es handelt sich nicht um irgend eine einzelne Bestimmung oder um irgend einen einzelnen Gegensatz, sondern um den Fundamentalgegensatz, welcher sich durch die ganze Philosophie hindurchzieht; nämlich um den einfachen Gegensatz von Denken und Sein, welcher zuerst in dem ontologischen Beweise für das Dasein Gottes in seiner ganzen Schärfe und Tiefe hervorgetreten ist. Dieser Gegensatz hat sich zur Totalität entwickelt; das Denken ist nicht nur der Gedanke oder vielmehr die sich im Bewufstsein vorfindende Vorstellung Gottes, sondern das zur Gedanken- und Intellektualwelt erweiterte denkende Erkennen; und diesem tritt die Wirklichkeit in ihrer Totalität, und in ihrer allseitigen *selbständigen* Gliederung gegenüber. Das Wesen der Hegelschen Philosophie soll nun darin bestehen, dafs dieselbe aus dem rein Rationalen, aus dem sich zum Begriffe und zum absoluten Wissen steigernden *Denken* nicht zur *Wirklichkeit* heraustritt, sondern in dem Idealismus des Denkens stecken bleibt. Das Denken producirt allen Inhalt aus sich selbst; damit ist aber auch aller Inhalt Gedanke, Gedachtsein, nicht Sein, Wirklichkeit, und die Philosophie ist immer nur Denken des Denkens, nicht aber Denken des Seins. Die ganze Wirklichkeit bleibt somit in allen ihren Momenten aufser und neben dem Denken liegen, und indem das Denken dennoch seinen ihm immanenten Inhalt für die Wahrheit und Wirklichkeit ausgiebt, verflüchtigt es die wirkliche Welt und die Gottheit selbst in die Idealität des Gedankens. Bei dem Uebergange aus der Logik in die Naturphilosophie, bei diesem „schweren Schritte in die *Wirklichkeit*" bricht die Dialektik ab, und dieser Uebergang ist unmöglich ein dialektischer, weil die Dialektik eben die *immanente* Bewegung und somit das Verharren in dem Begriffe ist. Wenn sich hier Hegel mit dem Bilde eines Abfalls der Idee von sich selbst zu helfen sucht, so fällt er am Schlusse der Philosophie doch wieder in die Idealität zurück; und wenn auch nicht die logische Idee sondern der Geist die Wahrheit und Wirklichkeit von Allem sein soll, so ist doch die Philosophie das Ende und die höchste Wirklichkeit des Geistes d. h. doch wieder das Denken und nicht das Sein. Diesem Idealismus des rein Rationalen ist nur durch die Anerkennung der *Anschauung* und *Empirie* gegenüberzutreten. Der Uebergang aus dem Begriffe in das Sein ist Aufnehmen des Seins d. h. Anschauung, Empirie; und es ist kein anderer Uebergang möglich, weil der Begriff und das subjective Denken nicht *schöpferisch* ist. Das Denken mufs *diese* Endlichkeit bekennen, und sich die Wirklichkeit *gefallen lassen*; die Wirklichkeit kann somit nur empirisch aufgenommen werden, weil sie ihrem Begriffe nach nicht eine vom subjectiven Denken erzeugte, sondern vielmehr die *Voraussetzung* für das Denken ist; die Wirklichkeit also erkennen wie sie an sich ist, heifst nichts weiter, als sie sich empirisch „aufdringen" lassen; denn das ist ihr Wesen, ohne das Denken absolut vollendet und selbstständig und eine für das Denken allseitig gegebene zu sein. Das *Sein* des Begriffs und des Begriffenen ist nicht selbst der Begriff, sondern ein Anderes, über den Begriff hinausliegendes, dem Begriffe wie der Dialektik *Jenseitiges*, das schlechthin *Positive*, welches nicht überhaupt gar nicht, aber nur durch das Princip der Anschauung gefafst und erkannt wird. Diese Anschauung und Empirie aber ist nicht die sinnliche, welche nur das Einzelne zum Gegenstande hat, sondern eine höhere intellektuelle, welche die Wirklichkeit in ihrer *Totalität* aufnimmt; und es ist zunächst durchaus nicht um dieses Einzelne zu thun, sondern nur um die Wirklichkeit *überhaupt*; d. h. um den Begriff der Wirklichkeit; ist das Denken einmal zur Anerkennung dieser Anschauung gelangt, so erstreckt sie sich durch die ganze Erkenntnifs hindurch und braucht nicht etwa bei jeder einzelnen Gestalt der Natur und des Geistes wiederholt zu werden; der Schritt in die Wirklichkeit ist damit gethan, die Idealität des Denkens ist überwunden, und nun erst kann das Denken an das Erkennen der Wirklichkeit gehen, weil es erst durch diese Anschauung in die Wirklichkeit sich hineinversetzt hat.

Die Hegelsche Philosophie kann diese, sich ihr als die wahrhafte Erkenntnifsweise gegenüberstellende Empirie und Anschauung überhaupt nicht als einen ihr gegenüberstehenden Gegensatz anerkennen, indem das innerste Wesen des dialektischen Denkens gerade darin besteht, jene intellectuelle Anschauung als ein wesentliches Moment in sich aufgehoben zu enthalten. Die intellectuelle Anschauung wendet sich zunächst gegen den Standpunkt der Wissenschaftslehre, und hat die Bedeutung, das Subject aus dem reinen Selbstbewufstsein heraus in die Einheit mit dem Objecte, also in die Wirklichkeit hineinzuversetzen. Wird der subjective Begriff als subjectiver festgehalten, so ist natürlich der Uebergang in die objective Wirklichkeit unmöglich, weil das Festhalten des abstracten Selbstbewufstseins gar nichts anderes ist als eben diese Unmöglichkeit. Die intellectuelle Anschauung fordert daher von vorn herein die Ueberwindung dieser Subjectivität, und nimmt ihre Stellung als Vernunft mitten in der absoluten Wirklichkeit. Wie aber die intellectuelle Anschauung diefs nur vermag durch ihre Intellectualität oder dadurch, dafs sie vernünftiges *Denken* ist, so besteht gerade das Wesen des dialektischen Denkens darin, diejenige Activität zu sein, welche zugleich die reine Passivität ist, deren ganze Thätigkeit also nur darin besteht, das Sein *aufzunehmen*, ihm *nachzugehen*, wie es seinem Wesen und seinem Begriffe nach ist. Im dialektischen Denken hat sich das Subject seiner endlichen Subjectivität erledigt, und steht, in der Sache vertieft, fortwährend mitten in der Wirklichkeit; es ist so an sich schon ebenso sehr die reine Empirie, weil es nicht sich, sondern die Objectivität im Auge hat, von Moment zu Moment anschaut und sich entwickeln läfst. Die Phänomenologie nimmt der intellectuellen Anschauung nichts weiter als die Form der Unmittelbarkeit, und setzt und producirt sie als das was sie an sich ist, nämlich als vermitteltes Wissen; damit hat die intellectuelle Anschauung nichts verloren, als nur ihre Subjectivität und Endlichkeit, welche sie als Postulat noch an sich hatte; sie war allerdings die Ueberwindung des Gegensatzes von Begriff und Wirklichkeit, allein als Anschauung war das subjective Erkennen zugleich in seine Unmittelbarkeit d. h. in seine unüberwundene, der Willkühr hingegebene Endlichkeit reflectirt, und es war nur Sache der Genialität, wenn das anschauende Subject in der Wirklichkeit blieb, und nicht in den subjectiven Begriff übersprang. Wenn Fichte u. A. für ihre Behauptung, Hegel habe die Phänomenologie, als Einleitung in das spekulative Wissen, späterhin verworfen, den Grund anführen, dafs in der später erschienenen Encyklopädie eine andere Einleitung gegeben sei, so reicht hiergegen die Bemerkung hin, dafs in der noch nach der Encyklopädie erschienenen zweiten Ausgabe der Logik Hegel doch wieder ausdrücklich bemerkt: die Logik hat die Wissenschaft des erscheinenden Geistes zu ihrer Voraussetzung, welche die Nothwendigkeit und damit den Beweis der Wahrheit des Standpunkts, der das reine Wissen ist, wie dessen Vermittelung überhaupt enthält und aufzeigt. Weifse aber bemerkt ferner, dafs schon darum die Phänomenologie aus dem Systeme herausfalle, weil der Anfang der Methode, die auf der Voraussetzung der absoluten Einheit des Seins und des Erkennens beruhe, nothwendig in der *Sache* liege, d. h. „in dieser Einheit selbst, als einfachem, mit seinem Gegenstande unmittelbar identischem Gedanken, als reinem Sein gefafst, nicht in dem von seinem Object unterschiedenen Subject." (S. 86) Unendlich oft ist schon darauf aufmerksam gemacht, dafs Einheit des Seins und Denkens, Subjects und Objects u. s. w. ein schlechter Ausdruck ist, weil die Einheit ohne den Unterschied gar nicht Einheit wäre; das mag nun auch zur Zeit eine bekannte Sache sein, allein es kommt nicht darauf an, dafs man die Sache kennt, sondern darauf, dafs man diese Bestimmung der unterschiedenen Einheit als eine wesentliche fundamentale einsieht und begreift, welche eben wegen ihrer Wesentlichkeit nirgends fehlen kann, sondern sich durch die ganze Philosophie hindurchzieht. So ist denn ebenfalls in der Methode jene unterschiedene Einheit enthalten, und es ist daher grundfalsch, wenn Weifse auch hier wieder behauptet, (S. 96) dafs bei Hegel die metaphysischen Kategorien Subject und Object der Denkbewegung seien. Schon indem in der dialektischen Entwickelung das Resultat nur für uns, aber nicht an sich Resultat ist, so ist hiermit der Unterschied des erkennenden Subjects von seinem Gegenstande ausdrücklich gesetzt. In der Phänomenologie ist nun der Gegenstand nicht wie in der Logik der reine Gedanke, sondern die differente Beziehung des Subjects und Objects; diefs ist in der phänome-

nologischen Entwickelung die Sache, und mit diesem Gegenstande fällt das erkennende Denken eben so wenig wie in der Logik mit dem reinen Gedanken in eine unmittelbare d. h. unterschiedslose Einheit zusammen. Nach der bestimmten Beschaffenheit des Gegenstandes mufs sich aber nothwendig auch die Methode eigenthümlich gestalten, so ist sie denn in der Phänomenologie wie der Gegenstand selbst, eine doppelseitige Bewegung und bezieht sich auf Subject und Object zugleich. Das Subject aber, welches als Gegenstand der Phänomenologie das Object noch als ein unüberwundenes sich gegenüber hat, hat natürlich nicht das Bewufstsein des methodischen Fortschritts; und überhaupt kann der Begriff der Methode nicht eher hervortreten, ehe sich nicht der Begriff an und für sich und in seiner absoluten Form ergeben hat.

Vor Allem beharrt Weifse bei dem von Schelling besonders markirten Einwurfe, dafs der Uebergang aus der Logik in die Naturphilosophie kein dialektischer, sondern rein willkührlicher, die Dialektik unterbrechender sei. Die Erörterungen des Ref. über diesen Punkt hält Weifse besonders darum für ungenügend, weil Ref. bemerkt, dafs die Vorstellung des Uebergangs überhaupt abzuhalten und der Uebergang nur für uns dialektisch nothwendig sei; diefs wäre doch, meint Weifse, im Hegelschen Sinne keine Dialektik mehr. Hiergegen haben wir nur zu bemerken, dafs das Wesen der dialektischen Methode gerade in der Reaction gegen die Vorstellung des Uebergangs besteht; diese Vorstellung ist darum nicht etwa blos an dieser Stelle, in dem Uebergange in die Naturphilosophie, abzuhalten, sondern kein einziger dialektischer Fortschritt kann gethan und in seiner wahren Bedeutung erkannt werden, wenn von der Vorstellung des Uebergangs nicht abgelassen wird. Liegt nicht in der Vorstellung des Uebergangs gerade das Gegentheil von dem Begriffe der absoluten Vermittelung, welche das Wesen der Methode ausmacht, dafs nämlich das Resultat nicht durch das Vorhergehende vermittelt, sondern vielmehr die Unmittelbarkeit setzende Vermittelung mit sich ist? Die Vorstellung des Uebergangs geht von einer festen Unmittelbarkeit zu einer anderen eben so festen über, und läfst nicht den Ausgangspunkt sich durch die eigene ihm immanente Negativität aufheben, hat nicht in dem Allgemeinen, welches den Anfang macht, auch schon das Besondere und den Unterschied, sondern hält Einheit und Unterschied, Allgemeines und Besonderes fest auseinander. So sind denn in dem ganzen Systeme alle Uebergänge nur *für uns* dialektisch nothwendig, *an sich* sind es keine Uebergänge, sondern an sich enthält vielmehr jeder Begriff den Gegenstofs gegen sein Gewordensein, oder eben gegen den Uebergang in sich. Wenn ferner Weifse schlechterdings die Nothwendigkeit des Fortschritts von der logischen Idee zur Natur nicht einsieht, so hatte Ref. mehrfach hervorgehoben, dafs diese Nothwendigkeit einfach darin bestehe, dafs in der Logik der Unterschied durchgehend enthalten aber nicht als solcher gesetzt sei. Es verhält sich hiermit ganz ähnlich als mit dem Vorigen. Jene Nothwendigkeit ist hier nicht eine besondere, sondern dieselbe Nothwendigkeit, welche durch das ganze System hin den Fortschritt leitet; denn durchgängig ist es nichts Anderes, was den Begriff auf einer bestimmten Stufe über sich hinaustreibt, als der immanente aber noch nicht gesetzte Unterschied. Und ist nicht dieser immanente Unterschied in aller Wirklichkeit überhaupt der *Trieb* des Fortschritts und der Entwickelung? Giebt es aufserdem noch irgend etwas Anderes, was eine Gestalt des Lebens nicht in sich ruhen läfst, was sie antreibt und zur Vollendung ihres Begriffs unablässig auffordert? Ist es nicht der Begriff der Entwickelung und somit auch der Begriff der Methode, die concrete d. h. den Unterschied in sich fassende Einfachheit in ihre Momente zu entfalten, und die Einheit eben durch das Setzen und Geltenlassen der Unterschiede zu dem was sie an sich ist, zur fürsichseienden im Anderssein sich selbst besitzenden Energie zu vollenden? Wie erst durch diesen Procefs der Enfaltung eine Gestalt wirklich mit sich in Einheit ist, so ist das Stehenbleiben bei dem immanenten aber nicht gesetzten Unterschiede der unaufgelöste Widerspruch; so ist auch die logische Idee, als solche festgehalten, ebenfalls der unaufgelöste Widerspruch, und sie ist nur im Elemente der Allgemeinheit, also nicht allseitig sondern einseitig, vollendete Totalität.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 118.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1837.

Zeitschrift für Philosophie und speculative Theologie — herausgegeben von Dr. J. H. Fichte.

(Fortsetzung.)

Dann aber wird natürlich der Uebergang aus der Idee in die Natur unmöglich, wenn man die logische Form zur bloſsen Form, zur abstracten Allgemeinheit macht d. h. wenn man derselben gerade das Moment, nämlich den immanenten Unterschied nimmt, wodurch jener Fortschritt wesentlich und nothwendig wird. Einzig und allein durch diese Abstraction erscheint jener Uebergang als der schwere Schritt aus dem sogenannten rein Rationalen in die Wirklichkeit, oder vielmehr als der gedankenlose Uebergang aus dem leeren, die Wirklichkeit ausschlieſsenden, unwahren Gedanken in die noch schlechtere von dem Gedanken verlassene Aeuſserlichkeit. Wie aber durch die ganze Phänomenologie hindurch das Subject seine Idealität dadurch aufhebt, daſs es mitten durch die Objectivität hindurchgeht, also durch die Negation der *reinen* Rationalität und durch die Entäuſserung derselben zur Sache, so hat das logische Denken an dem aufgehobenen Unterschiede von Subject und Object, sein absolut *empirisches* Moment, was freilich als solches d.h. als das gesetzte Anderssein der Idee, erst hervorbrechen kann, wenn die Idee im Elemente der Allgemeinheit vollendet ist, was aber die Logik in keinem Punkte in die abstracte Idealität zurückfallen läſst. Indem jener durch die Phänomenologie sich hindurchziehende Gegensatz von Subject und Object sich nie zu einer unterschiedslosen Einheit aufhebt, so ist es durchaus ungenügend, wenn Weiſse als das Princip des Hegelschen Systems die Idee als die absolute *Einheit* des Subjectiven mit dem Objectiven angiebt; viel passender wäre es gewesen, eben dieſs als das Charakteristische anzusehen, daſs die Wahrheit in einer einfachen Bestimmung überhaupt nicht ausgesprochen werden kann. Wird nun aber an jenem ganz oberflächlichen Ausdruck festgehalten, so ist es ganz natürlich, daſs in ihm, ebenso wie in den andern noch hinzugefügten Sätzen über Nothwendigkeit, Möglichkeit, Wirklichkeit, Vieles unklar und unbestimmt bleiben muſs (S. 103); Ref. meint sogar, daſs in diesen Sätzen Alles unbestimmt und unklar sei, nur ist Hegel wahrhaftig nicht daran Schuld, wenn man seine vollständigen wissenschaftlichen Entwickelungen in eine so compendiöse Unbestimmtheit zusammenzieht. Weiſse knüpft nun an jenen Ausdruck des Princips besonders den Vorwurf, daſs mit dieser Identität des Subjects und Objects die Aeuſserlichkeit und Zufälligkeit der Natur in geraden Widerspruch trete, indem diese an allen Punkten der Wirklichkeit dem Erkennen eine Schranke setze; dieses Nebenhergehenlassen des Zufalls, der Aeuſserlichkeit neben der Idee, diese Abhängigkeit der Idee vom Zufalle in ihrer Erscheinung und Offenbarung sei vielmehr selbst der schroffste Dualismus, welchen der Monismus des Gedankens allseitig überwunden haben wolle (S. 107). Ref. ist nicht gesonnen, diesen Widerspruch aus dem Hegelschen Systeme herauszubringen; aber er möchte wohl wissen, ob irgend ein Mensch ihn aus der Sache herausschaffen könnte, da Gott selbst es gefallen hat, ihn in die endliche Erscheinung hineinzulegen. Ist es nicht gerade das Wesen der Natur, daſs ihre Gestalten ohne die innere, den äuſseren Gegensatz absolut überwindende Unendlichkeit des Selbstbewuſstseins räumlich und zeitlich *neben* einander treten? Damit aber ist ihr Begriff und ihre Produktivität, wodurch sie selbst schöpferisch sind, zugleich durch ihre eigene Aeuſserlichkeit bedingt und vermittelt; oder ihr Dasein und ihre Enfaltung ist nicht blos durch ihren Begriff, sondern ebensosehr auch durch die Aeuſserlichkeit desselben bestimmt; diese Aeuſserlichkeit aber ist die conditio sine qua non ihres Daseins. Wird nicht durchgängig das organische

Leben der Natur von dem Procefs der unorganischen Elemente äufserlich angegriffen, gestört und vernichtet? reiben sich die Gestalten der Natur nicht zugleich gegenseitig auf? und tritt diese gegenseitige Bedingtheit nicht von aufsen an ihren Begriff und an ihre begriffsmäfsige Entwickelung heran? Wenn ein Baum vom Blitze getroffen, verdorrt, ist diefs seine begriffsmäfsige Entwickelung? ist diefs Verdorren durch sein Baumsein allein bestimmt, und ein Ablaufen seines ihm immanenten Wesens, oder ist diefs nicht vielmehr für seinen Begriff ein Accidens, ein Schicksal, ein Zufall, welcher auch nicht Statt finden konnte, ohne dafs dadurch der Baum aufhörte, Baum zu sein? Von dieser Zufälligkeit weist Hegel nach, dafs sie zugleich die äufsere Nothwendigkeit ist, während die substantielle Nothwendigkeit des Wesens sich zur Freiheit und zum Sichselbstsetzen entwickelt. Das Zufällige hat nicht etwa überhaupt keinen Grund, sondern hat vielmehr eben darum, weil es zufällig ist, einen Grund in einem Anderen, ist das Resultat von Bedingungen und Vermittelungen, und nur in Beziehung auf den Begriff der Gestalt, an welche jener Kreis von Vermittelungen von aufsen herantritt, kann diese Nothwendigkeit zugleich ein Zufälliges genannt werden. Darum ist denn auch diefs Zufällige durchaus nicht ein absolut Unerkennbares, allein in die dialektische Entwickelung des Begriffs fällt nur der Begriff dieser Aeufserlichkeit überhaupt einerseits, und anderseits die Erkenntnifs des Wesens aller Gestaltungen der Natur, während ihr zeitliches und räumliches Zusammentreffen so sehr aufser der Philosophie liegt, wie die Erkenntnifs des Einzelnen überhaupt. Wie aber jene Aeufserlichkeit der Natur nur dann im Widerspruche steht mit dem Monismus des Gedankens, wenn man diesen — nicht im Hegelschen Sinne sondern — als unterschiedslose Einheit des Gedankens mit sich selbst fafst, so verträgt sich auch nur dann die philos. Unerkennbarkeit des Einzelnen nicht mit dem absoluten Wissen, wenn man unter diesem nicht die Erkenntnifs des Wesens der Dinge, sondern die Kenntnifs alles Einzelnen und aller einzelnen momentanen Erscheinungen versteht.

Wie Weifse die Einheit des Subjectiven und Objectiven als das Princip der Hegelschen Philosophie bezeichnet, so soll es als ein charakteristisches Moment des neuen Princips angesehen werden, dafs dieses das Unzureichende jenes Ausdrucks zum klaren Bewufstsein bringe; diefs Unzureichende soll besonders in der Erkenntnifs des Positiven und Realen eintreten, da hier das Princip des Erkennens und Seins unterschieden werden müsse (S. 108). In Bezug auf das Unzureichende jenes Ausdrucks ist Hegel durchaus mit Weifse einverstanden, auch läfst es Hegel doch wohl nicht daran fehlen dieses Unzureichende vielfach einzuschärfen; zugleich heben schon die abstracten Bestimmungen, mit welchen Hegel das Wesen der Natur bezeichnet, dafs sie das Anderssein der Idee, die Negation derselben sei u. s. w. den Unterschied des Logischen und Natürlichen offen genug hervor. Hiermit wäre freilich noch nicht gar viel gethan; allein durch die ganze Naturphilosophie hindurch verläfst Hegeln auch an keinem Punkte das Bewufstsein, dafs hier das Sein als vom Erkennen unterschieden *existire*, und er weist durchgängig die reale Erscheinung nach, welche dem dialektischen Begriffe entspricht. Hiermit tritt also das empirische Moment hervor, und ein empirischer Beweis wird eben darum nothwendig, weil das Sein des Begriffs nicht selbst wieder der Begriff ist, sondern anschaubarer, dem Subject gegenübertretender Gegenstand. Diese Gegenständlichkeit als solche kann allerdings nur empirisch aufgefunden werden, weil nicht dem Denken, sondern vielmehr dem Anschauen der Begriff als Gegenstand gegenüber tritt. Nie aber ist diese Empirie mehr als eine Nachweisung, dafs die dialektische Entwickelung durchgängig in das Object vertieft nichts weiter thut, als dasselbe aufnimmt, aber als erkennend d. h. wie das Object an sich und seinem Wesen nach ist, nicht als *fremden* blos *seienden* Gegenstand. Natürlich ist und bleibt die Philosophie ein System von Begriffen und es wäre das sicherste Zeichen von Verrücktheit, wenn Jemand diese Begriffe als solche d. h. insofern sie vom denkenden Subject gedacht und entwickelt werden, für die objective Wirklichkeit selbst halten wollte; diefs wäre wieder eine unterschiedslose Einheit von Denken und Sein d. h. keine gedachte Einheit, sondern eine offenbare Gedankenlosigkeit. Eben darum aber, weil die Philosophie ein System von Begriffen ist d. h. von Gedanken, welche nicht blos subjectiv, sondern als wahre wesentliche Gedanken zugleich auch objectiv, also die ihrem Wesen nach gedachte und erkannte Gegenständlichkeit sind,

so braucht das Denken nicht aus sich herauszugehen, um etwa zur Realität zu kommen, sondern das Denken ist vielmehr, und zwar einzig und allein, die Thätigkeit, in welcher das Subject wirklich und wahrhaftig schon aus sich heraus ist, und wenn daher die Philosophie mit sich selbst schliefst, so ist diefs so wenig eine Verflüchtigung alles objectiven Seins in das Denken, dafs es vielmehr das Bewufstsein ist, dafs der ganze Inhalt der Philosophie ein objectiv sich entfaltender, und für das subjective Denken ein positiv gegebener ist.

Indem nun das dialektische Denken die intellectuelle Anschauung als wesentliches Moment in sich enthält, und nur dadurch wirklich dialektisch ist, so ist es ein durchaus verunglücktes Unternehmen, intellectuelle Anschauung und dialektisches Denken noch einmal mit einander zu verbinden; und diefs gerade ist der wesentliche Mangel des Fichteschen wie des Weifseschen Systems. Diese Vereinigung ist nothwendig eine äufserliche und beide Elemente werden durch dieselbe ihrem Wesen nach verkannt und vernichtet. Die Anschauung hat nun nicht mehr den Sinn, welchen sie bei Schelling hatte, nämlich der Ueberwindung der Subjectivität und des Hineinversetzens in die objective Wirklichkeit, sondern sie soll nur die abstracte Idealität des Denkens überwinden, während das dialektische Denken seinem Begriffe nach schon die Ueberwindung dieser Idealität ist. Bei Schelling war die intellectuelle Anschauung als die Einheit des Denkens mit dem Sein Anfang, Mitte und Ende der Philosophie, und das prius der Idee und des Allgemeinen, und das posterius des Besonderen und empirisch Gegebenen war an allen Punkten zugleich in unauflöslicher wenn auch nur unmittelbarer Einheit; nun aber folgt die Anschauung dem dialektischen prius nach, und nicht die Einheit des Einzelnen und Allgemeinen ist ihr Inhalt, sondern sie liefert vielmehr zu der metaphysischen Allgemeinheit das Besondere und Einzelne der Wirklichkeit. Damit ist sie nicht mehr intellectuelle, sondern äufserliche endliche Anschauung, nicht Weise der Erkenntnifs, sondern blind, und es mufs das dialektische Element erst wieder hinzutreten, um das rohe Material der Anschauung zu verarbeiten. Anderseits hört das dialectische Denken dadurch, dafs es die Anschauung nicht in sich sondern aufser sich hat, nothwendig auf, wahrhaft dialektisch zu sein; es wird zu einer blofsen abstracten Form, zu einer leeren Allgemeinheit, und es versteht sich ganz von selbst, dafs von dieser Inhaltslosigkeit aus nicht dialektisch in die Wirklichkeit übergegangen werden kann. Jedoch ist schon in *diesem* Logischen der dialektische Fortschritt nur Schein, weil mit dem Principe der Negativität und des Unterschiedes die Form sogleich Inhalt an sich selbst werden, und die Besonderheit in sich enthalten würde, welche sie nicht in sich enthalten soll. Dies Suppliren des Denkens durch die Anschauung und Erfahrung ist daher so wenig eine wirklich durchdringende Einheit von Beiden, dafs vielmehr im Anfange wie am Ende beide Elemente schlechthin auseinander fallen, und nur in der Mitte eine ganz äufserliche Vereinigung derselben gesetzt ist.

Das Verhältnifs der Spekulation zur Anschauung ist besonders von Wichtigkeit für den Begriff der *spekulativen Theologie*, welche vorliegende Zeitschrift zugleich zu vertreten und zu befördern sich ankündigt. Indem wir diese Seite der Zeitschrift noch kurz in Erwägung ziehen, tritt uns vor Allem wieder die Unbestimmtheit des neuen Princips entgegen. Hier noch weniger, als in Bezug auf die Philosophie, wird es uns erlaubt sein, die Mitarbeiter an der Zeitschrift zugleich als Vertreter des neuen Principes anzusehen, wenn wir nicht den Unterschied zwischen Wesentlichem und Unwesentlichem in einem solchen Grade gelten lassen wollen, dafs dadurch das Charakteristische, wodurch das Princip ein *neues*, nachhegelsches sein soll, ganz und gar verloren geht. Fichte giebt freilich in der ersten Abhandlung: Spekulation und Offenbarung, die Tendenz der Zeitschrift in Bezug auf die Theologie, wie diese aus dem Principe der nachhegelschen Philosophie von selbst hervorgehe, an, jedoch fällt diese Angabe wieder so unbestimmt aus, und hält sich so sehr im Allgemeinen, dafs jede Bestimmung unter den Händen zerbröckelt, wenn man sie festzuhalten gedenkt. Zunächst wird hervorgehoben der Gegensatz des neuen Princips gegen allen Pantheismus durch das Festhalten eines persönlichen Gottes, welcher *über* der menschlichen Persönlichkeit wie derselben *gegenüber* steht. Schon diesen Ausdruck dürfen wir nicht urgiren, weil damit sicherlich nicht gemeint ist, was unmittelbar gesagt wird, dafs nämlich Gott der menschlichen Persönlichkeit *nur gegen-*

über stehe; damit würde wenigstens das Princip schon seinen Gegensatz gegen die Worte der Schrift bezeichnen: Ein Gott und Vater Aller, der da ist über euch Allen und *durch* euch Alle und *in* euch Allen. Ferner wird angegeben, der Charakter des neuen Princips bestehe „in dem Hervorheben eines dem dialektischen Begriffe durchaus Jenseitigen, ihm für sich selbst Unzugänglichen, welches dennoch nichts Irrationales, sondern die concreteste Rationalität sei." (S. 8); hieran knüpft sich die weitere Bestimmung, dafs die Vernunft und Philosophie sich der Offenbarung zu *unterwerfen* habe, wie sie überhaupt der objectiven Wirklichkeit und Wahrheit gegenüber sich aufnehmend und anerkennend verhalten müsse. Hiermit solle aber durchaus nicht das Zeitalter um seinen ganzen Fortschritt in Vernunft und Philosophie beeinträchtigt und zu einem Autoritätsglauben schmählichster Art zurückgescheucht werden; denn „es ist hier gar nicht von einem unverständlichen und unverstandenen Glauben die Rede, noch von solchem Verhältnisse der Philosophie zur Offenbarung, dafs beide aufser einander und undurchdrungen bleiben," sondern es handelt sich allein darum, der Spekulation das Princip eines tieferen Weltverständnisses zu gewinnen, durch welches sie zugleich zum Verständnifs und zur Anerkennung der Tiefe der Offenbarungslehren gelangen werde; mit anderen Worten: wir sprechen allerdings von einer Unterwerfung der Philosophie unter die Offenbarung, meinen damit aber keineswegs eine Unterwerfung, sondern vielmehr ein Verstehen und freies Aneignen der Offenbarung. Also eine wirkliche Einheit der Philosophie und Offenbarung wird gefordert, in welcher jeder Seite ihr eigenthümliches Recht geschieht. Indem jedoch die Philosophie selbst schon ein über das dialektische Begreifen Hinausliegendes, demselben schlechthin Jenseitiges anerkennt, so wird hierzu unter Anderem auch wohl die Lehre der Offenbarung, wenn auch nur theilweise, zu rechnen sein; dadurch aber wird diese noch keineswegs zu einem philosophischen Geheimnifs, sondern die Philosophie vermag auch dies der Dialektik Jenseitiges zu verstehen und sich philosophisch anzueignen. Dies ist jedoch nur dadurch möglich, dafs die Philosophie sich eines aufser der Dialektik liegenden Principes bemächtigt, und dieses als philosophisches Princip in gleicher Würde mit der Dialektik anerkennt und geltend macht. Dies Princip ist nun eben die Anschauung und Erfahrung, welche die Dialektik ergänzt, und der Vernunft zum Erkennen auch jener höchsten Rationalität verhilft; das Verhältnifs des spekulativen Denkens zur religiösen Erfahrung wäre also der Punkt gewesen, auf welchen Fichte sich weiter hätte einlassen müssen, wollte er wirklich das neue Princip seiner Eigenthümlichkeit nach charakterisiren. Darin aber ist zunächst die Hegelsche Philosophie mit dem neuen Principe durchaus einverstanden, dafs der objective Inhalt der Religion und der Philosophie *erfahren* werden mufs; denn erst hiermit tritt derselbe in das Innerste der Subjectivität ein. Jedoch ist das philosophische Erkennen an und für sich schon in Bezug auf das Subject durchgängig ein Erfahren, und das absolute Wissen kann vom Subjecte sowenig auswendig gelernt werden wie der christliche Glaube. Wenn dieser vom Subjecte die Reinigung, Entäufserung der Subjectivität, die Wiedergeburt zu einem neuen Leben verlangt, so ist ebenfalls das wahrhafte Denken ein solcher Procefs der Entäufserung, eine Arbeit des Subjects, welche im Tiefsten seiner Innerlichkeit vor sich geht, in welcher der ganze Mensch, wie er leibt und lebt, thätig und gegenwärtig ist. Dennoch aber ist die Erfahrung für sich, als die unmittelbare Einheit des Subjects mit irgend einem Inhalt, nie die dem objectiven Inhalt gemäfse Form der *Erkenntnifs*; vielmehr legt sich die Form der Unmittelbarkeit an jeden beliebigen Inhalt an, und in ihr behauptet die Willkühr der Individualität ihr Recht. Es hilft hier durchaus nichts, wodurch Fichte den Vorwurf des Ref. zurückzuweisen versucht, dafs sich das anschauende Subject einem gegebenen Object gegenüber befindet, und diesem also nur nachzugehen hat; ein solches reines Aufnehmen durch die Erfahrung giebt es schlechterdings nicht, sondern ist blofse Täuschung.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 119.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.
December 1837.

Zeitschrift für Philosophie und speculative Theologie — herausgegeben von Dr. J. H. Fichte.

(Schlufs.)

Vollends steht das dialektisch gebildete Subject auf einem ganz anderen Standpunkte, als derjenige war, auf welchem sich die Offenbarung zu einem objectiven Inhalte der Lehre formte und entwickelte; und die Erfahrung, welche das dialektische Denken zu seiner Voraussetzung hat, nimmt durchaus nicht etwa jenen Inhalt in der ihm gebotenen Gestalt auf, sondern formt ihn zugleich um, bringt seine Gedanken und Bestimmungen hinzu, scheidet und ergänzt, erklärt und entwickelt; d. h. das Aufnehmen ist zugleich ein Bearbeiten des Inhalts. Diese Bearbeitung aber ist als undialektisch auch unwissenschaftlich, eine subjective individuelle Aufnahme der Offenbarung, welche andere Subjecte mit vollem Rechte als eine ihnen fremde von sich weisen werden. Ebensowenig hilft es etwas, wie Weifse, geltend zu machen, dafs ja das dialektische Denken, indem es sich zur Erfahrung aufhebe, nicht verschwunden, sondern vielmehr als wesentliches Moment aufbewahrt und enthalten sei (S. 100). Denn hiermit wird die Form, welche wesentlich allgemeine, der objectiven Wahrheit gemäfse Form ist, oder diejenige Form zum Momente herabgesetzt, welche ihrer ganzen Natur nach nicht Moment, sondern vielmehr Fundament ist; damit hebt sich das wirkliche Erkennen und Wissen zum Nichtwissen und zur endlichen Subjectivität auf; und jene die Dialektik in sich enthaltende Erfahrung bleibt ja nicht bei dem durch die Dialektik gewonnenen Inhalte, sondern producirt einen anderen, oder nimmt ihn wenigstens von aufsen, ihn formend und bearbeitend auf. Die zum Momente herabgesetzte Dialektik wird zu einem beliebigen Bedenken und Formiren eines gegebenen Inhaltes, welches durch Eintheilen und Sondern, Hinweisen auf dialektischen begriffenen Inhalt u. s. w. nur den Schein einer Wissenschaftlichkeit sich giebt, welche mit der Aufhebung der Form des Wissens in Wahrheit verschwunden ist. Der Zwiespalt der Religion und Philosophie ist hier, wo die Philosophie selbst eine erfahrende ist, zu einem Zwiespalte des Denkens und Fühlens geworden, und damit in das Subject selbst, welches Beides umfafst, eingetreten. Es ist eine ganz zufällige Eigenthümlichkeit des Subjects, wenn dessen Fühlen über sein Denken hinüberreicht, oder wenn es im Stande ist, den Zweifel, ohne ihn überwunden zu haben, beizulegen; wenn es z. B. dadurch nicht weiter beunruhigt wird, dafs es die Unsterblichkeit der Seele nicht dialektisch zu begreifen und als ein mit dem Wesen des Geistes nothwendig zusammenhängendes Eigenthum nachzuweisen vermag, sondern wenn es diese nur als ein Dogma aufnehmen, nach mancherlei Seiten sich zurechtlegen und verschiedene Beziehungen daran entdecken kann, wodurch die Sache der Unsterblichkeit nicht so ganz undenkbar wird. Weifse und Fichte haben die Idee der persönlichen Unsterblichkeit zu entwickeln gesucht. Beide fanden den religiösen Glauben und das Dogma der Offenbarung vor; Beide sind dieser positiven Lehre nachgegangen, aber auf ganz verschiedene Weise. Das Nachgehen ist an allen Punkten zugleich ein Verarbeiten, und schneidet von der Lehre der Offenbarung ab, und setzt zu; die Differenzen aber, welche dialektisch nicht sich gegenüber treten sollen, bleiben der subjectiven Beliebigkeit überlassen, und die eine hat soviel Recht als die andere.

Ref. kann hiernach der Fichteschen Zeitschrift den Besitz eines neuen, die Wissenschaft fördernden und zu einem höheren Standpunkte fortführenden Princips schlechterdings nicht zugestehen, sondern findet vielmehr in der Hegelschen Philosophie gerade die Probleme, von welchen das neue Princip eine wissen-

schaftliche Lösung verspricht, wirklich gelöst, wenn auch nicht schon allseitig entwickelt. Dennoch ist Ref. der Ueberzeugung, dafs die Wissenschaft von der subjectiven Tüchtigkeit und dem spekulativen Geschick der Theilnehmer der Zeitschrift vieles Bedeutende und die geistigen Interessen der Zeit Fördernde zu erwarten hat. Vor Allem hat sich die Zeitschrift davor zu hüten, dafs sie nicht zufrieden mit der Opposition gegen die Hegelsche Philosophie, das bestimmte Princip, welches sie vertreten soll, zur Principlosigkeit verallgemeinert, und aus Scheu, die Differenz ihrer Theilnehmer als eine wesentliche und fundamentale hervortreten zu lassen, die Probleme der Wissenschaft nicht bis zu ihrem Fundamente hinführt, sondern die Bestimmtheit des Gedankens vermeidend den Anschauungen der Vorstellung sich hingiebt, welche in ihrer bildlichen Fülle und Concretion nur die Unbestimmtheit des Fundaments zu verdecken geeignet sind.

Julius Schaller.

LXXII.

Ἀλληγορίαι καὶ μῦθοι πρὸς χρῆσιν τῆς τῶν Ἑλλήνων νεολαίας. Ποίημα Ἀλεξάνδρου Στούρζα. Ἐν Ὀδησσῷ. Ἐν τῇ τυπογραφίᾳ τοῦ τῶν Ἑλλήνων ἐμπόρων σχολείου. 1834, 8. *προλ. α'—η',* 1—52.

Die Fabeln und Allegorieen Alexander Sturzas gehören in mehr als einer Hinsicht zu den beachtenswerthen Erscheinungen der neugriechischen Litteratur. Wir halten es daher für nothwendig, in diesen Jahrbüchern ihrer Erwähnung zu thun, besonders, da sie vielleicht nur in Rufsland und Griechenland bis jetzt bekannt waren. Wenn es die Aufgabe des Dichters ist, insofern er aus dem grofsen Bereiche der didaktischen Poesie, die Fabel oder die Allegorie zum Gegenstande seiner Thätigkeit wählt, die Phänomena der sichtbaren Welt und die mannichfachen Verhältnisse des menschlichen Lebens in sich so zu klarer Anschauung gebracht zu haben, dafs er aus ihnen lebensvolle Gestalten hervorrufen kann, um an denselben gewisse allgemeine Wahrheiten deutlich zu machen, so ist diese Aufgabe dem Stande der Bildung der Nation, unter der er sich befindet, gemäfs immer verschieden gelöst worden. Zunächst leuchtet ein, dafs diese Art von Poesie, abgesehn von ihrem Kunstwerthe, vorzüglich für den kindlichen und noch unentwickelten Menschen berechnet ist, der die Wahrheit in ihrer strengen Form noch nicht zu fassen vermag, sondern eines sinnlichen Bildes bedarf, um sich hieran dieselbe vor die Seele treten zu lassen. Dies bestätigt nicht nur die älteste Geschichte, so weit sie uns zugänglich ist, sondern auch die Geschichte der Völker, welche noch jetzt in Rücksicht ihrer geistigen Entwicklung den Kindern unter gebildeten Nationen nicht unähnlich sind. Deshalb sind Fabeln und Allegorieen in der ältesten Geschichte ebenso nothwendig, als noch in unseren Tagen bei den Orientalen. Alle diese Völker erblicken einen geheimen, mystischen Zusammenhang zwischen der äufseren nur mit den Augen des Körpers wahrgenommenen und der inneren, geistigen Welt. In der einen dieser Welten finden sie die Urbilder (*τύπους*), deren Abdrücke (*ἐκτυπώσεις*) in der anderen zu suchen sind. Aber jene Urbilder, obgleich sie das Wahrhafte und Substantielle sind, haben doch nur erst in ihren Abdrücken Werth für sie. Wenn demnach in der Fabel, so wie in der Allegorie der Gedanke verkörpert oder vielmehr von einer ihm fremdartigen Hülle umgeben erscheint, so haben wir besonders auf diese Hülle unser Augenmerk zu richten. Es sind Gegenstände der sichtbaren Schöpfung, die als dem Naturmenschen und dem Kinde zunächstliegend ursprünglich allein für diese Gattung der Dichtung gewählt wurden, und zwar vorzüglich Gestalten der Thier- und Pflanzenwelt. Eine weitere Entwicklung dieses Zweiges der Poesie besteht in der Anwendung verschiedenartiger Lebensverhältnisse der Menschen zu diesem Zwecke. Beide Stufen dieser Gattung der Poesie stehen in so naher und unzertrennlicher Berührung wie die Fabeln und Allegorieen selbst, von denen diese auf alle Phänomena der äufseren Welt sich erstrecken, jene auf die belebten, eine Thätigkeit äufsernden Glieder der Schöpfung bezogen werden. Diese Gattung der Poesie, welche im Oriente ursprünglich heimisch ist, hat einen bestimmteren und ausgebildeteren Charakter im Occidente erhalten. Die gröfsere Bestimmtheit der Fabeln und Allegorieen occidentalischer Dichter besteht in der plastischen Form, in der sie uns vorgeführt werden, und welche über ihren wahren Sinn nicht zweifeln läfst. Dagegen gehört es zur Eigenthümlichkeit des Orients, wie in vielen anderen Dingen, so auch hier eine mehr regellose und phantastische Tendenz zu haben, so dafs zuweilen die Deutung eines poetischen Gebildes dieser Art vielen Schwierigkeiten unterworfen sein kann. Es würde zu weit führen, wenn wir alttestamentliche und talmudische Allegorieen und, um auch auf die späteren Araber Rücksicht zu nehmen, Lokmansche Fabeln hier charakterisiren und sie mit occidentalischen Produkten aus derselben Sphäre vergleichen wollten. Es genügt für unseren Zweck, Dichter zu nennen, die der abendländischen Denkweise wegen uns näher stehen. Aesop ist der älteste Grieche, der in dieser Dichtungsart etwas geleistet haben soll, doch haben sich gewifs viele

vor ihm hiermit beschäftigt. Einen Beweis hiervon liefert die von Hesiodus in den ἔργοις καὶ ἡμέραις v. 200 sqq. erzählte Fabel, welche einen ganz äsopischen Charakter hat. Vergl. Quinctil V, 11. Obgleich wir nun keins der uns erhaltenen und dem Aesop zugeschriebenen Fragmente für echt halten, auch fast geneigt wären, zu glauben, Aesop habe seine Fabeln nicht niedergeschrieben, sondern nur mündlich erzählt, so können wir doch nach der Ueberlieferung des Alterthums recht gut die Beschaffenheit seiner Fabeln bestimmen. Aesopisch nannten die Alten alle Fabeln, welche in der Manier und dem Geschmacke des Aesop gedichtet waren, wenn sie auch den Aesop selbst nicht zum Urheber hatten. Daher mag unter den Fabeln des Phädrus vielleicht keine sein, deren Erfindung dem Aesop wirklich gehörte, obgleich sie alle mehr oder minder den Aesopischen Charakter haben. Es ergiebt sich nun aus dem, was die Alten über den Aesop selbst berichten sowie aus den ihm beigelegten oder untergeschobenen Fragmenten und aus den Nachahmungen der Späteren, dafs er von dem grofsen Schauplatze der Natur vorzüglich die Thierwelt für seine Dichtungen auswählte, um durch versteckte Ironie und Witz Lachen erregend tiefere Wahrheiten, und zwar besonders Sätze der Moral unter einer allen zugänglichen Form zu lehren. Die Allegorie im weitesten Sinne hat er nicht ausgebildet, auch die vielfachen Gestaltungen des menschlichen Lebens für seine Darstellungen wenig benutzt, wiewohl er diese Seite nicht ganz unberührt gelassen hat. Aber er ist für die enge Sphäre, in der er sich bewegte, das ewige Muster aller Zeiten geworden. Demnach haben die Fabeldichter anderer Völker bei den Römern Phaedrus, bei den Franzosen Lafontaine, bei den Russen Dmytriew und Krylòw in der Erreichung dieses Musters ihr einziges Ziel gesucht. Eine genauere Erfassung der Verhältnisse des menschlichen Lebens und Benutzung derselben für diesen Zweig der Poesie zeigt sich aber bei Gellert, der hierin einen wesentlichen Fortschritt der Poesie bekundet. Obschon nun unter den Gellertschen Fabeln auch Beispiele in der Aesopischen Manier sind, so mufs man ihn doch als Repräsentanten einer eigenen Darstellungsweise in diesem Felde ansehen. Nach diesen Vorgängern blieb Hrn. Alex. Sturza nur übrig, entweder Aesopische Fabeln zu dichten, oder Gellert nachzuahmen, oder selbstständig Allegorieen aus dem grofsen Theater der Natur zu entnehmen oder dahin zu streben, allen diesen Anforderungen zugleich zu entsprechen. Er hat das letzte auszuführen sich bemüht. Diese in zwei Bücher getheilte Sammlung von Fabeln und Allegorieen, von denen das erste aus zwölf, das zweite aus elf Gedichten verschiedener Länge besteht, unter denen aber die meisten zwei Seiten füllen, enthält zum Theil Aesopische Fabeln, im weiteren Sinne des Wortes, mögen dieselben Stoffe von Andern schon bearbeitet sein oder nicht, ferner Gellertsche, aufserdem aber auch Fabeln und Allegorieen eigner Erfindung. Zu den Aesopischen Fabeln gehören z. B. die 7te des zweiten Buchs mit der Ueberschrift Τέττιξ καὶ μύρμηξ, die 6te desselben Buchs mit der Ueberschrift Κολοκύθι καὶ βαλανίδι (der Kürbifs und die Eichel), die 2te des ersten Buchs mit der Ueberschrift Ἥλιος καὶ Βοῤῥᾶς, die 6te desselben Buchs mit der Ueberschrift Πρόβατα καὶ λύκοι. Wenn wir nun solche Fabeln des Herrn von Sturza, deren Stoffe von anderen Dichtern früher bearbeitet worden sind, mit den Leistungen der früheren vergleichen, so möchten wir in der Aesopischen Gattung unbedingt ihm den ersten Rang unter den Fabeldichtern einräumen. Zwar nennt er selbst in der Vorrede Lafontaine aus Bescheidenheit τὸν ἄριστον μυθογράφον. Aber unter allen Fabeln Lafontaine's ist keine, die in Hinsicht des poetischen Werthes mit irgend einer dieses neugriechischen Dichters verglichen zu werden verdiente. Lafontaine ist überhaupt kaum ein Dichter zu nennen, wiewohl er in Versen schrieb. Doch wollen wir nicht in Abrede stellen, dafs selbst bei gleichem Talent Lafontaine ein eben so grofses Hindernifs in der französischen Sprache in Beziehung auf poetische Produktionen gefunden haben würde, als die neugriechische dem Hrn. von Sturza für diesen Zweck förderlich gewesen ist. Da nämlich einem neugriechischen Dichter der ganze Reichthum des Alt- und Mittelgriechischen zu Gebote steht, so befindet er sich auch bei mäfsigem Talente schon in einer vortheilhafteren Stellung, als ein französischer Dichter. Dazu kommt, dafs, obgleich nicht alle diese Gedichte des Hrn. von Sturza gleichen Werth haben, er doch mehreren unter ihnen wegen seines unbestreitbaren Talentes den Gipfel der höchsten Vollendung in Rücksicht der anmuthigen, malerischen Darstellung zu geben vermocht hat. Zum Beweise wollen wir nur die erste Fabel von Lafontaine mit der Ueberschrift La Cigale et la Fourmi mit der entsprechenden bei Sturza vergleichen. Des Raumes wegen setzen wir aber nur den Anfang und das Ende des Gedichtes her und deuten den Anfang einer neuen Zeile durch einen grofsen Buchstaben an: La Cigale ayant chanté Tout l'été, Se trouva fort dépourvue Quand la bise fut venue. Pas un seul petit morceau De mouche ou de vermisseau. Dafür heifst es bei Sturza: Τέττιξ, μουσικὸς χαρίεις, Νέος εὔθυμος, λαλήεις, Θέρος ὅλον 'ς τὰ καλὰ Μὲ τὰ ᾄσματα περνᾷ, Δρόσον ἔπινε, μεθοῦσε, Καὶ ἀκόμη κελαδοῦσε, Ὅταν αἴφνης παγετὸς Τὸν κατέφθασε σκληρός. Ὅλ' ἡ φύσις ἐνεκρώθη; Καὶ τὸ δάσος ἐγυμνώθη. Κρύσταλλα ἀντὶ καρπῶν, Μᾶς ὑφαίνει ὁ χειμών. Ὁ παράσιτός μου κλαίει, Καὶ κρυόνει, καὶ πεινᾷ· Ἀστειότητα; δὲν λέγει, Ἀλλὰ σύννους μεριμνᾷ. Das Ende heifst bei Lafontaine: La Fourmi n'est pas prêteuse: C'est-là son moindre défaut. Que faisiez-vous au temps chaud? Dit-elle à cette emprunteuse. Nuit et jour, à tout venant Je chantais, ne vous déplaise. Vous chantiez? j'en suis fort aise; Hé bien, dansez maintenant. Dasselbe lautet bei Sturza so: Πλὴν ὁ μύρμηξ δὲν δανείζει, Ἀλλ' ἐγκαίρως θησαυρίζει, Κ'ἐν χειμῶνι σπαταλᾷ Μέσα εἰς τὴν θημονιά. Ὅθεν λέγει· „Καὶ τὸ θέρος, Πῶς τὸ πέρασες, χρυσὲ, Πρωτοψάλτα, μουσικέ;" — „Μὴ 'ρωτᾷς. παιγνίδια, ἔρως, Ἄσματα ἐαρινά· Τί τὰ θέλεις, τραγῳδοῦσα, Καὶ τὸ μέλλον λησμονοῦσα 'Σ τὰ χωράφια τὰ καλά." — Ἐτραγῴδεις, σὲ ζηλεύω· Κάμε τα λοιπὸν σωστά· Ὕπαγε, σὲ συμβουλεύω, Νὰ χορεύῃς

πηδηκτά." Da eine der schönsten Lafontaineschen Fabeln nach dem einstimmigen Urtheile aller die 18te des vierten Buches ist mit der Ueberschrift Le Viellard et ses Enfants, und auch derselbe Gegenstand von Sturza behandelt worden ist in der zehnten Fabel des ersten Buchs mit der Aufschrift 'Η 'Ομόνοια, so möchte es nicht uninteressant sein, aus beiden Bearbeitungen desselben Stoffes die Ermahnung des Vaters anzuführen. Dies scheint um so passender, als sich Lafontaine in diesem Gedichte theilweise über den gewöhnlichen prosaischen Ton seiner Fabeln bedeutend erhebt. Der Schlufs der Lafontaineschen Bearbeitung ist unbefriedigend, bei Sturza aber angemessener, indem er ohne die Söhne nach dem Tode des Vaters in Ungehorsam verfallen zu lassen, mit der Ermahnung des letzteren die Fabel schliefst und hieran sogleich das ἐπιμύθιον reiht. Die Worte des Vaters lauten bei Lafontaine so: Vous voyez, reprit-il, l'effet de la concorde. Soyez joints, mes enfants, que l'amour vous accorde. Tant que dura son mal, il n'eut autre discours. Enfin se sentant près de terminer ses jours: Mes chers enfants, dit-il, je vais où sont nos pères: Adieu, promettez-moi de vivre comme frères; Que j'obtienne de vous cette grâce en mourant. Dasselbe drückt Sturza so aus: 'Ο πολιοστεφὴς προσφθέγγεται ἐντόνως· 'Ιδοὺ ἡ μοῖρά σας, ἂν χωρισθῆτ' ἀφρόνως, Εὐκόλως σᾶς νικᾷ καὶ ἀσθενὴς ἐχθρός. Λοιπὸν προσέχετε, ἀλλήλους βοηθεῖτε· Σκιὰν πατρὸς εὐλαβηθῆτε. Εἰδ' ἄλλως, ἂς χαθῇ πᾶς ἀπειθὴς υἱός."

Man wird an dieser letzteren Stelle zwar ein ähnliches Lob dem französischen, als dem neugriechischen Fabeldichter in Betreff der Haltung der Rede zugestehen, aber die Diction doch bei Sturza poetischer, als bei Lafontaine finden. Unter den in diesem Werke vorkommenden Fabeln, deren Erfindung einem früheren Dichter angehört, sind auch die beiden ersten des zweiten Buchs zu nennen mit den Ueberschriften Χῆνες und Κοῦκος καὶ Τρυγών (der Kuckuk und die Turteltaube). Zu beiden hat der russische Dichter Krylòw die Vorbilder geliefert. Wir gehen über zu den Gedichten, welche ganz das Eigenthum des Herrn von Sturza zu nennen sind. Unter der Zahl dieser befinden sich die vortrefflichen Allegorieen Δρῦς καὶ Νεανίσκος, ferner Θάλασσα εἰκὼν ἀνθρώπου und Πλάτανος, welche im ersten Buche Nr. 3, 5 und 7 bilden, aufserdem die im zweiten Buche Nr. 3 und 9 stehenden Φῶς καὶ Νοῦς und ὁ Μαγνήτης. Etwas schwächer erscheint zwar die erste Allegorie des ersten Buchs 'Αστὴρ καὶ Νεφέλη, sonst aber gehören diese Allegorieen des Herrn von Sturza, sowohl was die Erfindung, als was die Darstellung betrifft, zu dem Vollendetsten und Gediegensten der ganzen neugriechischen Litteratur, und nicht blos dieser, sondern überhaupt der poetischen Litteratur. Wir können daher nur bedauern, dafs Herr Sturza bei so ausgezeichnetem Talente nicht ein gröfseres Werk dieser Art geschrieben hat. Wir haben nur noch einige Worte über das metrische Element dieser Gedichte und die Diction des Herrn von Sturza in der prosaischen und poetischen Darstellung hinzuzusetzen. „Die Längen und Kürzen der altgriechischen Sprache, sagt er selbst in der Vorrede σελ. δ', und folglich die aus ihnen hervorgehenden Metra sind, um so zu sagen die mehr todten Glieder (τὰ νεκρώτερα μέλη) jener zugleich todten und lebenden göttlichen Sprache der Hellenen. Sie werden nur in Grammatiken und Wörterbüchern wie in Gräbern aufbewahrt." Aus dem Mangel der Quantität im Neugriechischen ist die Nothwendigkeit hervorgegangen, um einen festen Haltpunkt für die Stichurgie zu haben, den Accent als Basis des Versbaues zu betrachten; und zwar mit vollem Recht. Denn dafs für den Sinn der Rede auf die richtige Beobachtung des Accents im gewöhnlichen Gespräche auch schon bei den Alten viel ankam, läfst sich aus Wortwitzen und Anekdoten, die in den Schriften des Alterthums zerstreut sind, hinlänglich beweisen. Diese hohe Wichtigkeit des Accents, bei welcher das Volk die feinere Modulation der Worte durch die Quantität vergafs, hat ihm daher einen dauernden Einflufs auf die heutige Poesie gesichert. Dennoch wollen wir nicht leugnen, dafs, wiewohl die metrischen Gesetze im Neugriechischen sehr einfach und bestimmt sind, sich doch bei vielen Dichtern, zumal der früheren Zeit noch kein deutliches Bewufstsein hierüber zeigt. Hiervon macht Herr von Sturza eine rühmliche Ausnahme, indem seine Verse streng regelrecht und fliefsend sind. Wir hätten nur gewünscht, dafs er die in der gemeinen Volkssprache überaus häufige Synizesis, von der er selten Gebrauch macht, wo möglich ganz vermieden hätte, wobei ich vorzüglich die Fälle ausnehme, wo man dieselbe auch im Altgriechischen angewendet zu sehen gewohnt ist. Es kann nicht mein Zweck sein, hier überhaupt auf die metrischen Gesetze im Neugriechischen einzugehen und von den hierbei möglichen Versarten zu sprechen. Es genügt zu bemerken, dafs Herr von Sturza in diesem Buche nicht nur schon bisher bekannte und den Neugriechen geläufige Versarten gebraucht hat, sondern auch andere, die er zuerst nach dem Muster deutscher, englischer und russischer Dichter versucht hat. Was endlich die Diction des Herrn Sturza betrifft, so schreibt er die neugriechische Prosa mit gröfserer Eleganz und antikerem Anstrich, als Korais, Kumas und viele andere. Er hat hierin fast dieselben Grundsätze wie Constantin Oekonomos. Eben so gediegen ist sein poetischer Ausdruck, der nur an wenigen Stellen eine geringere Vollendung zeigt. Möge das Beispiel dieses Dichters viele unter den Griechen zu ähnlichen Unternehmungen veranlassen und ihm namentlich ein bedeutender Einflufs auf die griechische Jugend, für die er vorzüglich sein Werk bestimmt hat, zu Theil werden.

Mullach.

№ 120.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

December 1837.

LXXIII.

Ansichten über Natur- und Seelenleben, von J. H. F. Autenrieth, Kanzler der Universit. Tübingen, nach seinem Tode herausgegeben von seinem Sohne H. F. Autenrieth, ord. L. d. Heilk. zu Tübingen. Stuttgart und Augsburg, 1836. *Verl. d. J. G. Cotta'schen Buchhandlung.*

Die Sammlung dieser vom Herausgeber mit Pietät der Welt vorgelegten nachgelassenen Fragmente eines als Physiolog, Arzt und Mensch geschätzten Schriftstellers haben vielfältige Aufmerksamkeit erregt und sind auch jedenfalls als Documente eines ernstlich nach Erkenntnifs strebenden Geistes merkwürdig. — Wenn wir sie daher hier noch zu einer besondern Betrachtung und Würdigung vornehmen, so geschieht es nicht sowohl um sie überhaupt unsern Lesern bekannt zu machen, welches vielleicht grofsentheils überflüssig wäre, sondern um die darin sich kund gebende Richtung einer gewissen Periode der Physiologie zu besprechen, welche ohne Zweifel grofsen Theil daran hat, dafs in neuerer Zeit alle speculative, oder wenn man lieber will, intuitive Behandlung der Lehre vom Leben als ein durchaus Mifsliches bei Seite gelegt, und eine möglichst mikrologe erfahrungsmäfsige und namentlich anatomische und physikalische Behandlung als die eigentlich allein zuläfsliche obenan gestellt worden ist.

Gleich die erste unter den in der obgenannten Sammlung aufgenommenen zehn Abhandlungen, — „die Verhältnisse des Lebens und der ihm zu Grunde liegenden Kraft" — noch mehr aber die fünfte — „Verbindung der Seele mit dem organischen Körper" — eröffnet wieder jenes Labyrinth, in welchem die Physiologie vor mehreren Jahrzehnten sich eifrig umhertrieb und in welchem sie sich den erwähnten Widerwillen gegen Speculation dergestalt geholt hat, dafs noch in einem neuen sonst mit vieler Sorgfalt gearbeiteten Repertorium physiologischer Forschungen des Jahres 1836, die, ohne Speculation freilich nicht abzuhandelnde Lehre von den s. g. Lebenskräften, mit den Worten abgefertigt wird: „einige Raisonnements über Lebenskraft giebt Philipp a. a. O. — Vergleiche auch Autenrieth (oberwähnte erste Abhandlung)" — während alles Uebrige dieser Uebersicht der s. g. physiologischen Arbeiten nur Aufzählung der anatomischen und chemischen Leistungen ist.

Gerade aus diesem Grunde aber verdient ohne Zweifel die Sache eine genauere Beleuchtung; denn am Ende wird man doch zugeben müssen, dafs eine Einsicht in den tiefern Grund alles Lebens, besonders um uns verstehen zu lassen, inwiefern das was wir leibliches Leben nennen, eine so genaue Wechselwirkung zeigen könne mit dem was wir als die Welt des Gedankens *in uns* anerkennen müssen, jedenfalls ein würdiges Ziel ernster Bestrebungen des Menschen abgebe, ein Ziel welches indefs ohne sorgfältige philosophische Fortbildung der physiologischen Wissenschaft durchaus nicht erreicht werden könne.

Versucht man aber etwas tiefer einzudringen, warum jene frühern speculativen Versuche *so* wenig Ausbeute gaben, dafs man sich veranlafst finden konnte, defshalb die Speculation überhaupt bei Seite zu legen, so scheint es, dafs die Ursache zum grofsen Theil darin lag, dafs man durch manche schlechthin hypothetische Voraussetzungen sich selbst Hindernisse der Betrachtung geschaffen hatte, welche freilich irgend ein wahrhaftes Verständnifs schlechterdings unmöglich machten. — Es wird sich dies alsbald deutlicher ergeben, wenn man darauf achtet, wie irgend ein Organismus, z. B. der Mensch, in den Grundlagen seiner Existenz beschaffen angeschaut wurde. — Es geschah dies ohngefähr mit folgenden Voraussetzungen:

„Der Körper des Menschen besteht aus chemischen Elementen, deren jedes ein besonderes materielles mit besondern Kräften ausgerüstetes Ding ist. Diese Elemente werden durch ein gewisses Etwas, welches Lebenskraft heifst, und welches auch mit noch besondern Eigenschaften, z. B. einem Bildungstriebe*) ausgerüstet ist, zusammengebracht und zusammengehalten; und wenn hierdurch ein mannichfaltiges Etwas, welches man Organismus heifst, fertig geworden ist (ein Etwas, von welchem sich auch die Lebenskraft manchmal entfernen**), und zu welchem sie wieder hinzutreten kann) so kommt dann noch ein unbegreifliches Etwas von einer, der Qualität nach, ganz von jenem verschiedenen Beschaffenheit hinzu, welches man *Seele* nennt, und auch diese Seele hat nun wieder eine Menge besondrer Kräfte. Uebrigens befand sich nun dieser be-

*) S. d. zweite der obgenannten Abhandlungen: „der Instinkt und seine Begründung *in dem* Bildungstriebe *der* vegetativen Lebenskraft."

**) M. s. S. 19. wo nachgewiesen werden soll, dafs die Lebenskraft etwas für sich bestehendes sei, welches aus dem Körper verschwinden und wieder zu ihm hinzutreten könne.

seelte Organismus in einer Welt aus zweierlei Wesen, d. i. aus organischen und unorganischen bestehend, die letztern hatten nur die Kräfte der Elemente und obwohl sie sich auch bildeten, hatten sie doch weder Bildungstrieb noch Lebenskraft, und unterschieden sich dadurch von den erstern, welche Bildungstrieb und Lebenskraft hatten, und welche (wenn das Glück gut war) auch eine Seele bekommen konnten."

Diese also waren ohngefähr die von der Philosophie des 18. Jahrh. überkommenen Grundlagen, mit welchen nun die Physiologie, so wie alles was, wie Pathologie und Therapie von ihr abhing, gehörig gebahren sollte! — Sie sind es, welche auch noch in den hier vorliegenden Arbeiten des seeligen Autenrieth herrschen, welche noch jetzt allerdings einer gewissen Autorität geniefsen und welche, wenn nun alle speculativen Versuche scheitern, sie zu einem wahrhaften Ganzen zu vereinigen, in ihren Verehrern keineswegs den Gedanken aufkommen lassen, dafs der Grund dieses Mifslingens in den gänzlich hypothetisch und irrig aufgestellten *Grundlagen* beruhe, sondern welche ihnen nur Veranlassung geben, das *Unzureichende des menschlichen Erkenntnifsvermögens zu beklagen*. — Und gewifs! es ist eine schwere oder vielmehr unmögliche Sache mit diesem Aggregat von Hypothesen, die man für Axiome hält, zu irgend einer klaren Einsicht durchzudringen! — Schon gleich anfangs ist es eine höchst abstruse aber leider! noch sehr verbreitete Vorstellung, an irgend einem Dinge, welches in dem allgemeinen Lebenskreise sich stetig mit umbildet, auf andre wirkt und von ihnen influenzirt wird, die mannichfaltigen Umwandlungen so es erfährt und veranlafst, kurz seine eignen verschiedenen aufeinanderfolgenden Zustände, intellectuell von ihm abzustreifen und unter den Begriff von „*Kräften*" aufzufassen, welche an ihm hängen, wie die Blätter an den Bäumen; denn entweder mufs man das Ding selbst, wie in *Kant*'scher Dynamik, blos *als Kraft* ansehen, oder es bleibt in alle Ewigkeit unbegreiflich, wie an einem Stück Materie diese s. g. Kräfte gebunden sein sollten. — Man sah nicht ein, dafs man sich selbst täuschte mit dieser Annahme; denn wenn ich z. B. einen Körper beobachte, an welchem ich einen steten Wechsel von expandirtem und contrahirtem Zustand gewahr werde, so kann ich *in Gedanken* wohl die Aufeinanderfolge dieser Zustände, das Ausdehnen und Zusammenziehen von dem Körper unterscheiden; wenn ich nun aber diese Unterscheidung so weit treibe, dafs ich sage: dieses Ausdehnen und Zusammenziehen erfolgt durch ein besonderes von dem Körper real verschiedenes Etwas, *durch eine Kraft* sich auszudehnen und zusammenzuziehen, so verfahre ich um kein Haar besser, als wenn ich sage: „die Kugel ist rund, folglich kann ich die Rundung als ein besondres Etwas von der Kugel unterscheiden," ein Unterscheiden, welches freilich intellectuell wohl möglich, real aber durchaus *unmöglich* ist. In Wahrheit ist nämlich zu behaupten, dafs eine Kugel *ohne* Rundung eben solch ein Unding wird, als irgend ein, in dem durch lauter Verwandlungen sich documentirenden Kreise allgemeiner Natur eingeschlossener Körper, *ohne* fortgehende Veränderung und Wechselwirkung, deren Aeufserung man uns ja eben als ein wesentlich *von ihm Abtrennbares*, als „Kräfte" glauben zu machen bemüht war.

Nichts destoweniger treibt die Vorstellung von den an den materiellen Dingen klebenden besondern Kräften noch den gröfsten Unfug in aller Naturwissenschaft, insbesondre in der Physiologie aber hat die Vertauschung einer gesunden reinen Anschauung *des Lebens selbst*, als eines Ur-Phänomens der Welt, gegen die Vorstellung von einer besondern Lebenskraft, welche an sich todte Dinge, man weifs nicht *wie*, durchdringen und regieren, und dann zum Leben bringen soll, die gröfste Verwirrung angerichtet. — Noch schlimmer war es aber wenn die Physiologie nun Erklärung davon geben sollte, wie die Seele, welche nun wieder etwas Himmelweit verschiedenes von allem Körperlichen und auch etwas ganz anderes als die Lebenskraft war, wie dieses wunderbare Etwas doch auf die Lebenskraft und auf den Körper wirken könne und wie diese Dinge wieder auf jene zurückwirkten. — Eine Erklärung hiervon war natürlich geradezu unmöglich, denn man hatte zuerst selbst jedweden Theil der auf den andern wirken sollte, zu einem total und qualitativ absolut verschiedenen *gemacht*, man hatte künstliche unübersteigliche Schranken und Hemmnisse in die Welt getragen und man wunderte und grämte sich, dafs man sie nicht übersteigen konnte! —

Wie gesagt! die Mifsachtung in welche daher jetzt alle auf jener Basis gegründete Speculationen unter wissenschaftlichen Naturforschern gekommen sind, bewährt bereits dafs unsre Zeit *dieser* Art pseudo-philosophischer Naturbetrachtung entwachsen ist; sie hat indefs damit fürerst auch zu sehr die Bestrebung nach Ausbildung der Erkenntnifse, welche nun einmal nur durch die Vernunft erfafst werden können, verloren, und sich der rein sinnlichen Beobachtung zu unbedingt ergeben. Doch auch diefs wird sich ins rechte Gleifs setzen, und einer schönen und neuen Periode der Wissenschaft uns allmählig entgegen führen! —

Wer sich des Zustandes der Physiologie vor 25—30 Jahren noch deutlich erinnern kann, den wird es nicht wundern können, dafs der seelige Autenrieth, dessen Lehrbuch der Physiologie schon 1801 erschien, die damals herrschenden Ansichten über die sogenannten Lebenskräfte getheilt hat, aber merkwürdig für die Geschichte bleibt es immer, etwas besimmter sich zu vergegenwärtigen, auf welche Weise diese Irrungen eigentlich in der Physiologie Platz gegriffen haben. — Bekanntlich war es aber Joh. Christ. Reil, welcher noch vor dem Erscheinen des Autenrieth'schen Lehrbuchs durch seinen mit vielem Geist geschriebenen und 1796 erschienenen Aufsatz über die Lebenskraft, einen wesentlichen Anlafs zu dieser Richtung in physiologischen Betrachtungen gegeben hat. Allein es ging hier auch so, wie es so oft in der Wissenschaft gegangen ist, nämlich die mit hellerem Bewufstsein in irgend einer bestimmten Form ausgesprochene Idee eines geistreichen Mannes wurde mehr den Worten als dem Sinne nach von Andern aufgefafst, weiter getragen, angewen-

det und endlich zu einem ganz andern stoffartigen Dogma umgewandelt. — Reil selbst hatte noch sehr gut das innere Gefühl davon dafs „Kraft" nicht etwas vom Körper verschiedenes, sondern nur eine *intellektuelle* Abtrennung der an der Erscheinung vorgehenden Veränderungen von dem Bleibenden der Erscheinung sei, er sagt daher a. a. O. ganz bestimmt die merkwürdigen Worte: „*Kraft ist ein subjektiver Begriff* — — wäre es möglich dafs wir jeden Körper *so wie er ist* — — deutlich denken könnten, so *hätten wir den Begriff der Kraft nicht nöthig*."

Nach und nach hatte ihn indefs wohl selbst diese Bahn weiter geführt und ihn selbst schon manchmal die Kraft als ein objektives von dem Körper verschiedenes Etwas denken lassen; aber wie weit trieben es nun die so ihm auf dieser Bahn nachfolgten! — So finden wir denn in den uns hier vorliegenden wohl gröfstentheils schon aus den spätern Lebensperioden Autenrieths herrührenden Aufsätzen nicht nur durchgängig Kraft als etwas objektives, real von den Körpern Verschiedenes dargestellt, sondern diesen Kräften sind hypothetisch die wundersamsten Eigenschaften zugeschrieben; so in folgender merkwürdigen Stelle aus dem 5. Aufsatze: „über die Verbindung der Seele mit dem organischen Körper" allwo es sich darum handelt den epineusen Punkt zu erklären wie der aufser allen Raum seiende Geist mit dem ganz im Raume bestehenden Körper eine Wechselwirkung haben könne. Hier heifst es: „Die Verbindung des Geistes mit dem Körper wird seiner constanten eignen Unräumlichkeit ungeachtet dadurch denkbar, dafs die mit ihm in Verbindung stehende organische Lebenskraft *zwei* gleichsam einander gegenüberstehende Beziehungen ihres Seins hat. So weit sie sich in organischen Stoff *einkörpert* (!) und als dem Raum nach theilbar sich ausspricht, wird sie räumlich. Als unräumlich aber zeigt sie sich, sofern die Verhältnisse jeder individualisirten Lebenskraft zur gemeinschaftlichen Quelle alles Lebens durch keinen Raum bedingt sind. Von dieser Seite aus kann sie also auch mit wesentlich Unräumlichem zusammenhängen. So weit nun die Seele zunächst nur vermittelst der organischen Lebenskraft mit unserm Körper in enge, doch wie oben bemerkt wurde, noch eines Schwankens fähige Verbindung tritt, ist sie von der unräumlichen Welt aus durch diese *doppelseitige* (!) Lebenskraft an ihn gebunden. u. s. w."

Also bis dahin, nicht nur diese Kraft als ein real für sich Seiendes, sondern sogar bis dahin sie als ein doppelseitig (halb räumliches halb unräumliches!) Seiendes zu denken war man gekommen, nachdem Reil zuerst bestimmt gesagt hatte Kraft sei nur *ein subjektiver Begriff!* — Gewifs, man erstaunt über diesen Abstand! — aber wem der sich in der Welt umgethan, sind nicht in viel andern Dingen, in andern Wissenschaften, in Religion und in Künsten ähnliche Abirrungen vorgekommen! —

So viel denn also über den Standpunkt von welchem aus diese Abhandlungen entstanden sind! näher in jede einzelne derselben einzugehen, würde uns hier zu weit führen und kann auch um so weniger hier zur Aufgabe werden, da dieselben ursprünglich mehr für das gröfsere Publikum geschrieben zu sein scheinen, als dafs sie gerade eine eigentlich wissenschaftliche Forschung beabsichtigt hätten und im Einzelnen oder Ganzen die Wissenschaft selbst über den damals von ihr behaupteten Stand hinauszubilden bestimmt gewesen wären. Man erkennt diese Bestimmung namentlich auch an folgenden, im Vorigen noch nicht aufgeführten Aufsätzen. — „3) Natürliche Geschichte des Menschen." „4) Welche Erscheinung ist der Mensch in der Natur." „6) Gründe gegen den Materialismus." „7) Natürliche Hoffnung des Menschen auf ein Jenseits." „8) Die Raumwelt und die Unräumlichkeit der Seele." „9) Meinungen verschiedener Zeitalter vom Sitze der Seele." „10) Wissenschaft des Menschen und seine angeborne Beschränktheit hierin." — Wollen wir also auch nicht verkennen, dafs in allen diesen Darstellungen ein mit der Literatur seines Fachs bekannter und überhaupt umsichtiger und erfahrener Mann sich kund gebe, so glauben wir doch die Grundansicht derselben, welche wir übrigens mehr der Zeit als dem Manne zur Last legen, einer entschiedenen Abweisung bedürftig, damit man nach und nach das weitläuftige Irrsal welches aus derselben hervorgeht deutlich gewahr werde, und nach einer andern Basis sich umthue welche in höherem Maafse ausreichend, und mehr aus dem Ganzen geschaffen genannt zu werden verdiene.

Carus.

LXXIV.

1. *Zur Geschichte der Medicin in Schlesien. Erstes Heft. Die vorliterärischen Anfänge*, von *Dr. A. W. E. Th. Henschel*, *o. ö. L. a. d. Univ. Breslau. Breslau*, 1837. *Bei G. P. Aderholz. X und* 123 *S.* 8.
2. *A. W. Th. Henschel, Jatrologiae Silesiae specimen primum exhibens brevissimam medicorum Silesiorum notitiam, cui catalogus medicorum Silesiae recentiorum eorumque celebriorum adjectus est Prodromus.* (*Vratislaviae MDCCCXXXVII. X.* 32 *p.* 4.)

In der Vorrede zu 1. (VI.) sagt der Herr Vf.: „Wir leben der festen Ueberzeugung, dafs alle wissenschaftliche Geschichte nichts ist als gelehrtes Spreusammeln und leidiges Stoppelwerk, wenn sie uns nicht aus der verbindenden Anschauung aller gleichzeitigen geistigen Elemente, wenn sie uns nicht aus dem dargestellten innigsten Zusammenhange alles Geschehenen, in Kirche und Staat, in Kunst und Wissenschaft, im weltgeschichtlichen und nationalen Leben gemeinsam hervorgeht. Der Geist des Lebens hat nun einmal die Sitte, nicht wie wir im Einzelnen und Stückweise vorzuschreiten, sondern organisch und im Ganzen — und wie wir die Geschichte nicht mögen ohne das *Leben*, so mögen wir wiederum dieses nicht ohne den Geist." —

Durch diese Erklärung stellt sich der Herr Vf. auf den Standpunkt der neuesten Entwickelungsgeschichte im Allgemeinen. Werde derselbe nun ein organischer, philosophischer, wissenschaftlicher, oder welthistorischer genannt, — sie ist ein Standpunkt, welcher auch für Geschichte der Medicin gewonnen ist, mögen die jenseits und draufsen Stehenden dagegen vorbringen was sie wollen.

Wenn der Herr Vf. aber sagt, dafs Philosophie jetzt nicht mehr an der Tagesordnung sei, weder bei den Aerzten, noch bei den Historikern, dafs es jetzt nur Partikularitäten nicht Ideen gebe, und dafs Beobachtungen dort, Urkunden hier das Schiboleth der ächten Eingeweihten seien, so verkennt er zum

Theil den derzeitigen Geist der *Geschichte* der Medicin, wie der Medicin, welcher im Wesentlichen ein gleichartiger ist. Hier nicht den Geist dieser, sondern jener anredend, antwortet er, so weit wir seine ferne Stimme vernehmen: die Zeit der empirisch-eklektischen Bearbeitung der Geschichte der Medicin, welche nach rein subjectiven, zufälligen und zufällig für mehr gehaltenen Motiven, Excerpte, Eintheilungen, Epochen, Systeme etc. zusammenstellte und beurtheilte, ist ein für allemal vorüber. Diese Form der Geschichte der Medicin hat ihre Aufgabe gelöst, ist daher aufgelöst und aufgegangen in der höheren Gestalt der nothwendigen Entwickelungsgeschichte. Keine Geschichte der Medicin wird ferner in jener absoluten Form begonnen, keine begonnene beendet werden, sondern solch Historiker entweder von der Bahn der Geschichte abtreten, oder dieser höheren Bildung sich unterwerfen, und ihr in anderen Zweigen der Geschichte dienen müssen, da der mit den Jahren abgestorbene alte Stamm keine neuen Triebe entwickeln kann. Dies ist eine historische Thatsache, desgleichen dafs jede künftige Bearbeitung der Geschichte der Medicin im Ganzen oder Einzelnen in der Idee der Nothwendigkeit ihrer Entwickelung wurzeln und von dieser Idee erfüllt sein mufs. — Die schon vorhandenen Versuche der Art bilden den Uebergang zwischen der alten und jungen Methode; die ersten selbstständigen Arbeiter waren die Todtengräber jener und die Geburtshelfer dieser. — Als solche wissen sie am besten, was und wie viel zur vollständigen Entwickelung der neugeborenen Geschichte der Medicin gehört, wissen, dafs sie erst den Geist der Vergangenheit zu erhellen und frei zu machen, dafs sie erst die ganze Fülle dessen, was das alte, hergebrachte „Quellenstudium" zu allen Zeiten unbeachtet lassen, oder mifsverstehen mufste, zu offenbaren hat, und dafs demzufolge durch sie erst das Quellenstudium mehr oder weniger seine Restauration, seine Reform, seine Palingenesie *erfahren* mufs, bevor sie sich als wissenschaftliches Kunstwerk, in welchem Idee, Form und Materie, auf gleiche Höhe möglichst vollendeter Ausbildung geführt, eine sich gegenseitig wesentlich bedingende Einheit sind, gestalten kann. Das Bedürfnifs eines solchen Werkes ist da; das Werk selber kann nicht da sein, und die theilweisen Versuche der Art nach verschiedenen Richtungen hin, und von gediegenem oder leichterem Werthe, sind nichts als verschiedene Ausdrücke für das vorhandene Bedürfnifs nach demselben. —

Zu den gediegensten Versuchen gehören die vorliegenden Beiträge, Beiträge einerseits nicht nur zur gründlichen Kenntnifs und Erkenntnifs der Geschichte der Medicin und Kultur in Schlesien, aus der Geschichte der Medicin und Kultur überhaupt, sondern auch andererseits zur Belebung, Förderung und Bildung ächter historisch-medicinischer Studien, in welchen Geist, allgemeine humane und philosophische Bildung mit Gelehrsamkeit sich durchdringen.

Jedoch sei der Herr Vf. weniger hinsichtlich des vorliegenden *ersten* Heftes, theils weil daran nichts mehr zu ändern, theils weil noch „Stoffmangel" in der Medicin ist, als wegen der gewifs nachfolgenden, in welchen der „Mangel bald in das entgegengesetzte Extrem des Ueberflusses an Material überschlägt, und die Gefahren des Reichthums viel bedenklicher werden," daran erinnert, dafs zur Gewinnung einer *übersichtlichen*, wissenschaftlichen Darstellung einer Special-Geschichte der Medicin in Schlesien vor allen Dingen Beschränkung ihres Inhalts und Begränzung ihrer Form erzielt werden mufs, — *jene* durch Festhalten an der Medicin Schlesiens als dem Mittelpunkt, der Axe des Medicinischen, und durch Concentrirung des Welt- und Kulturgeschichtlichen, *diese* durch natürliche Gliederung des Ganzen.

Da dies erste Heft nur die „vorliterärischen Anfänge" zur Geschichte der Medicin Schlesiens bis Ende des *dreizehnten* Jahrhunderts enthält, und da dieses Land, „die ganze retardirende Macht des Mifsgeschickes," welche Bevölkerung und Lage ihm auferlegten, erfahrend „noch im 11ten Jahrhundert in der Nacht tiefsten Geistesdunkels befangen war," und „dieselben Bildungsstufen, die nach den grofsen allgemein-geschichtlichen Gesetzen der Geist der europäischen Menschheit überall durchschreiten mufste, in Schlesien immer, bis die Geschichte, um auf das Niveau mit der übrigen Welt zu gelangen, einen schnelleren Umschwung gewinnt, wenigstens um ein Jahrhundert später eintreten," — so ist nicht zu leugnen, dafs es dem Herrn Vf. in diesem Hefte „eben so sehr um die Anknüpfung des Schlesischen an die Gesammtgeschichte, als um das Schlesische für sich zu thun gewesen."

Angabe und Kritik des Einzelnen Anderen anderswo überlassend, sei hier nur bemerkt, dafs die innige Darstellung der Entwickelung der Geschichte der Medicin im Allgemeinen und der Schlesiens insbesondere aus der Kirche durch Klöster und Mönche, von um so höherem Werthe ist, als diese gerechte, objective Anerkennung und studienreiche Beweisführung, die Geschichte der Medicin von einem noch auf ihr lastenden Vorwurfe des bornirten Protestirens, wenn auch mitunter auf etwas gesuchte Weise, befreiet. Dies Verdienst, so wie mehrfache andere in Betreff der Forschungen über Einzelnes, z. B. über Pesten und Volkskrankheiten Schlesiens vom 12ten Jahrhundert an, über die daraus hervorgehenden Kranken-Reinigungs- und Badeanstalten, Seelenbäder (balnea, refrigeria animae, stubae balneatoriae, über die den Uebergang des Nonnenlebens in das Bürgerthum repräsentirenden Seelweiber, über Universitäten, über das Verhältnifs der Juden im Mittelalter zur Medicin, welcher wichtige Gegenstand jedoch nur in einer Note mehr als Frage angeregt, als für jetzt beantwortet wird, über „Pharmaceutismus," Apotheken etc., wird Jeder gern gelten lassen, selbst wenn er Einzelnes zu ergänzen, berichtigen und zu widerlegen fände, wozu weder in dieser noch in der Schrift ad 2, durch welche der Vf. seinem ehrwürdigen Vater zur Feier des funfzigjährigen Promotions-Jubiläum gratulirt, Ref. den Beruf in sich fühlt.

In dieser wird eine vorläufige Zusammenstellung der Schlesischen Aerzte vom 13—19ten Jahrhundert, mit kurzen Notizen über Leben und Schriften der vom 13ten bis incl. 16ten Jahrhundert verzeichneten, gegeben. Man ersieht hieraus die parallele Zunahme des Numerus der Aerzte und der Ausbildung der Medicin in Schlesien, denn im 13ten Jahrhundert werden nur *drei*, im 14ten *neun*, im 15ten *achtzehn*, im 16ten schon hundert und einige dreifsig aufgeführt, im 17ten hat Ref. schon das langweilige Zählen unterlassen. Einen Beleg der Aufrichtigkeit des Bekenntnisses vom Vf., dafs er eine „gemüthliche Lust, in altem Staube der Vorzeit zu wühlen, in sich spürt," giebt er durch Nachtragen einer Anzahl von Aerzten aus dem 16ten Jahrhundert, „quorum nil fere praeter nomina superest." Dies ist für die Gegenwart und Geschichte auch in Betreff des gröfsten Theiles aller Genannten aus allen sechs Jahrhunderten der Fall, und für die Mehrzahl gilt die bei dem Johannes, Jacobus Jockissus angebrachte Note: innumera quae scripta reliquerunt, blattae tineaeque perdiderunt. Das Armee-Corps Schlesischer Aerzte ist hier gleichsam en parade aufgestellt; niemand kann es bedauern, jeder mufs es so natürlich als nothwendig finden, dafs die Masse hier wie überall nur dient und gehorcht, und der Gebieter und Führer wenige sind. Zu den ersten dem Range nach gehören: Antonius Niger, Johannes Lange, Joh. Crato a Krafftheim, Jacobus Hort aus Torgau, Joh Scultetus, Montanus (keiner der bekannten Ulmer Familie dieses Namens), Dan. Sennert, Math. Godf. Purmann (Chirurg), B. L. Tralles und Chn Godof. Gruner. Fast alle wurden ausgebildet und blühten aufserhalb Schlesiens, unter ihnen einer der gröfsten nämlich Crato (sechs Jahre hindurch einer der innigsten Freunde Luthers und auf dessen Anrathen zur Medicin sich wendend, später Leibarzt dreier Kaiser, Ferdinand I., Maximilian II. und Rudolph II.) und der gröfste, Dan. Sennert — in Wittenberg. Vorherrschend ist unter den Ausgezeichneten Gelehrsamkeit, praktische Gediegenheit und der theoretische Eklekticismus. Der grofsartigste Repräsentant dieser Richtung ist Sennert, der einzige geb. Schlesier, welchen die Geschichte der Medicin noch zu ihren Heroen rechnen kann, obgleich die an der nun vereinten Halle-Wittenbergischen Universität für alle Zeiten blühenden Stahl und Fr. Hoffmann ihn weit überragen. Möge der Herr Prof. Henschel im Range der ächt Schlesischen Aerzte höher und höher steigen; auch die Fortsetzung seiner Hefte zur Geschichte der Medicin Schlesiens mufs ihn dazu berechtigen.

H. Damerow.

